Viktor Cathrein S. J.

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung

170.9
C287

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Eine ethnographische Untersuchung

von **Viktor Cathrein S. J.**

Drei Bände. gr. 8° *M* 36.–; geb. in Leinwand *M* 40.–

I. Band: Die Kulturvölker. Die Naturvölker Europas, Asiens und Afrikas (nördliche Hälfte).

II. Band: Die Naturvölker Afrikas (Südhälfte) und Nordamerikas.

III. Band: Die Naturvölker Südamerikas, Australiens und Ozeaniens.

Die drei Bände können auch für sich bezogen werden (Bd I zu *M* 13.–, geb. *M* 14.40; Bd II zu *M* 12.–, geb. *M* 13.40; Bd III zu *M* 11.–, geb. *M* 12.20), jedoch verbindet die Abnahme eines Bandes auch zum Bezug der übrigen

Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit

Eine ethnographische Untersuchung

von

Viktor Cathrein S. J.

Zweiter Band

Die Naturvölker Afrikas (Südhälfte) und Nordamerikas

ALMA COLLEGE
LIBRARY
Alma, California

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1914
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

183

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 26 Februarii 1914

‡ **Thomas, Archiepps**

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt.

Dritter Teil.

Die Naturvölker Afrikas.

Zweiter Abschnitt.

Die Naturvölker Äquatorialafrikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen in Britisch-Ostafrika.

Seite

1. Die Baganda 1
2. Die Wanyoro (Banyoro) 11
3. Die Bahima 19
4. Die Basoga-Batamba 22
5. Die Kikuju 31
6. Die Wasanja 36
7. Die Suk und die Turkana im Baringo-Distrikt 41
8. Die Kavirondo 46
9. Die Nandi 49
10. Die Bakonjo 59

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen Deutsch-Ostafrikas mit Ausschluß der Neger am Tanganika und Njassa.

1. Die Baziba 61
2. Die Bakerewe 67
3. Die Bakumbi 77
4. Die Bagoye 80
5. Die Masai 84
6. Die Wandorobbo 91
7. Die Dschaggas 95
8. Die Taitaneger (Wataita) 103
9. Die Waniamwesi 106
10. Die Wasigua (Wasegua) 110
11. Die Wasaramo 116
12. Die Wahehe 120
13. Die Wangoni 124
14. Die Wajao 127
15. Die übrigen Stämme im deutschen Ruwumagebiet (Makua, Wamuera usw.) 132
16. Die Neger der Landschaft Mkulwe 137

Drittes Kapitel.

Die Neger am Tanganika und Njassa.

	Seite
1. Allgemeine Übersicht über die Religion und Moral der Völker am Tanganika	141
2. Die Warundi	151
3. Die Wafipa	156
4. Die Beni-Marungu	160
5. Die Wayova	168
6. Die Baholoholo	171
7. Die Manyema	180
8. Die Bewohner des Angonilandes	184
9. Die Konde am Njassa	188

Viertes Kapitel.

Die Eingebornen in Kamerun, Französisch- und Portugiesisch-Kongo.

1. Die Bevölkerung von Deutsch-Kamerun	197
2. Die Bube auf Fernando-Póo	204
3. Die Pongwe am Gabun (Französisch-Kongo)	206
4. Die Aduma am oberen Ogowe (Französisch-Kongo)	211
5. Die Fan	215
6. Die Bumali (Französisch-Kongo)	229
7. Die Bawili in Loango	233
8. Die Eingebornen bei Landana	238
9. Die Neger am Lukulla	242

Fünftes Kapitel.

Die Kongoneger (Belgisch-Kongo und Angola).

Ethnographische Übersicht	246
1. Die Neger am Unterkongo nach den älteren Nachrichten	247
2. Allgemeine Übersicht über die religiösen und sittlichen Anschauungen der heutigen Kongoneger	253
3. Die Bakongo	259
4. Die Mayombe	266
5. Die Bangala	271
6. Die Wangata	276
7. Die Ababua	284
8. Die Warega	290
9. Die Neger in der Umgebung der Stanleyfälle	298
10. Die Baluba	300
11. Die Basonge	305
12. Die Mangbetu	312
13. Die Kissama in Angola	316

Dritter Abschnitt.

Die Eingebornen Südafrikas.

Erstes Kapitel.

Die Neger des Sambesigebietes.

1. Allgemeine Charakteristik der Negerstämme am Sambesi	318
2. Die Maschona	323
3. Die Marotse	329

Seite
4. Die Anyanja 335
5. Die Morave (Maravi) am Sambesi 340
6. Die Neger am Untersambesi 343
7. Die Matabele 345

Zweites Kapitel.

Die Negerstämme südlich vom Limpopo mit Ausschluß der eigentlichen Kaffern.

1. Die Betschuanen 351
2. Die Basuto 356
3. Die Bawenda 360
4. Die Baronga 362

Drittes Kapitel.

Die Kaffern.

1. Die Kaffern in Natal 368
2. Die Neger in Kaffraria 379
I. Die Neger in Keiland 379
II. Die Kaffernstämme der Galeka, Tembu und Pondo 382

Viertes Kapitel.

Die Stämme im Südwesten Afrikas und die afrikanischen Zwergvölker.

1. Die Ovambo 390
2. Die Ovaherero 397
3. Die Mantaetis 400
4. Die Hottentotten 404
5. Die Buschmänner 412
6. Die Zwergvölker Afrikas 421

Fünftes Kapitel.

Madagaskar.

1. Die Hova und Betsileo 433
2. Die Tanala 438
3. Die Sakalava und die Antankares 444
4. Die Betsimisaraka 450

Vierter Teil.

Die Naturvölker Amerikas.

Erster Abschnitt.

Die Eingebornen Nordamerikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen Haitis, Floridas und Karolinas.

1. Die Eingebornen Haitis 454
2. Die Eingebornen Floridas im 16. Jahrhundert 461
3. Die Chicoraner 468
4. Die Indianer Virginiens im 16. Jahrhundert 470

Zweites Kapitel.

Die Indianer am St Lorenz und im Gebiet der großen Seen.

	Seite
1. Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert	475
2. Nachrichten über die genannten Indianerstämme aus dem 19. Jahrhundert	486

Drittes Kapitel.

Die Eskimo.

1. Die Grönländer	489
2. Die zentralen Eskimo	498
3. Die Eskimo Alaskas	503

Viertes Kapitel.

Die hyperboreischen Indianer.

1. Die Ten'a-Indianer	508
2. Die Denes	511
3. Die Konjagen	518
4. Die Aleuten	520
5. Nachtrag zu Alaska	524

Fünftes Kapitel.

Die Tlinkit- und die Nutka-Indianer.

1. Die Tlinkit	527
2. Die Nutka-Indianer	535

Sechstes Kapitel.

Die Indianer im Mississippi- und Missouri-Gebiet.

1. Die Illinois	542
2. Die Natches	546
3. Die Indianer von Louisiana in den Jahren 1818—1824	551
4. Die Indianer in Wisconsin	555
5. Die Sioux (Dakotas)	558
6. Die Mandaner	561
7. Die Assiniboins	567
8. Die Flachköpfe	570
9. Allgemeine Charakteristik der Indianer am Missouri und im Felsengebirge	574
10. Die Schoschonis	581

Siebtes Kapitel.

Die Kalifornier.

1. Die nördlichen Kalifornier	583
2. Die Zentralkalifornier	588
3. Die Südkalifornier	592

Achtes Kapitel.

Die Neumexikaner.

1. Die Apatschen	596
2. Die Pueblos	603
3. Die Pimas	607

Neuntes Kapitel.

Die Naturvölker Mexikos.

Seite
1. Die Altkalifornier 610
2. Die Eingebornen von Sonora 618
3. Die Eingebornen von Sinaloa 624
4. Die Akagäer 627
5. Die Chichimeken (Tschitschimeken) 629
6. Die Otomis 632

Zehntes Kapitel.

Die Eingebornen Zentralamerikas.

1. Die Indianer an der Mosquitoküste 635
2. Die Ureinwohner von Panama 640

Dritter Teil.

Die Naturvölker Afrikas.

Zweiter Abschnitt.

Die Naturvölker Äquatorialafrikas.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen im Britischen Ostafrika.

1. Die Baganda.

Das Königreich Uganda (von den Eingebornen Buganda genannt) liegt zwischen dem 1.° nördl. und dem 1.° südl. Breite und grenzt im Osten an den Viktoria Nyanza und im Westen an Ankole. Die Eingebornen nennen sich selbst Baganda und stehen heute unter britischem Protektorat. Über die Sitten dieses Volkes und seine angestammte Religion sind wir heute durch die Missionäre gut unterrichtet [1]. Die Baganda [2] gehören zur großen Familie der Bantuneger und sind vielleicht der in der Kultur am meisten fortgeschrittene Stamm dieser Familie. In ihrer Kleidung und ihren Gewohnheiten übertreffen sie alle ihre Nachbarn, und ihre Höflichkeit ist sprichwörtlich. Nicht nur legen sie große Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung, auch ihre Wohnungen verraten in Struktur und Einrichtung eine Nettigkeit und Niedlichkeit und ihre

---

[1] Besondere Beachtung verdient das Werk des Engländers Rev. John Roscoe: The Baganda. An account of their native customs and beliefs, London 1911. Roscoe hat 25 Jahre als Missionär der englischen Hochkirche in Uganda zugebracht und sich große Mühe gegeben, die Sitten und Anschauungen zu ermitteln, welche die Eingebornen vor der Ankunft der Europäer hatten. — Einen trefflichen Artikel über die Religion der Baganda verdanken wir dem katholischen Missionär N. Stam von der Mill Hill-Mission im Anthropos III (1908) 213 ff. — Viele Angaben über die Baganda finden sich auch im Leben des P. Lourdel von Nicq (Le Père Lourdel. Maison-carrée. Imprimerie des Missionnaires d'Afrique), 2. Aufl., 153 ff. — Außerdem haben wir noch benutzt: Harry Johnston, The Uganda Protectorate, 2 Bde, London 1904; Cunningham, Uganda and its peoples, London 1905.

[2] Der Name des Volkes ist eigentlich Ganda; Ba ist Plural- und Mu Singularzeichen. Muganda = der Ganda; Baganda = die Ganda; Uganda = das Land der Ganda. Das B wird oft in W verwandelt, daher auch zuweilen Waganda statt Baganda.

Umgebung eine Reinlichkeit, die bei den angrenzenden Völkern ganz fehlen. In ihren Manieren sind sie sehr artig und gegen Gäste und Fremde außerordentlich gastfreundlich[1].

Die Baganda sind fast die einzigen Bantu im östlichen Äquatorialafrika, die sich nicht verstümmeln oder die Zähne ausschlagen oder die Ohren durchbohren. Auch die Beschneidung ist bei ihnen nicht im Gebrauch. In Bezug auf die geschlechtliche Sittlichkeit scheinen sie ziemlich ausgelassen gewesen zu sein. Freilich in großen Niederlassungen konnten die Frauen nur verstohlen ihre Leidenschaften befriedigen, aber zu dem Zweck nahmen sie ihre Zuflucht zu den obszönsten Praktiken. In der bloßen Befriedigung des Geschlechtstriebes sahen sie kaum eine moralische Verfehlung[2]. Wurde eine unverheiratete Frau schwanger, so wurde der Mann mit einer Geldsumme bestraft und dann gefragt, ob er die Frau zu heiraten wünsche. In den Umzäunungen der großen Häuptlinge waren Hunderte von Weibern, die deren Frauen genannt wurden; kam hier ein Ehebruch vor, so wurde das Unrecht darin gefunden, daß einer eine Frau gebrauchte, die für einen andern bestimmt war. Ertappte ein Ehegatte einen Mann bei seiner Frau, so hatte er das Recht, beide zu töten. Deshalb nahmen die Weiber zu geheimen Zusammenkünften ihre Zuflucht. Der König und die Häuptlinge kämpften sehr gegen diesen Unfug, aber mit wenig Erfolg. Da dem auf frischer Tat betroffenen Ehebrecher keine Gnade zu teil wurde, ging der Schurke bewaffnet zu seinem Vorhaben und schlug los, wenn er gestört wurde[3].

Der Diebstahl war nicht gemein; denn das Volk wurde durch die Furcht vor der sicher folgenden Strafe davon zurückgehalten. Bei einem wichtigen Fall wurde der Medizinmann gerufen, um den Schuldigen herauszufinden; bei minder wichtigen Dingen stellten die Leute Fallen auf, um den Dieb zu fangen.

Die Häuptlinge bestanden sehr streng auf der pünktlichen Übermittlung ihrer Botschaften, die wegen der mangelnden Schrift sehr wichtig war. Wenn ein Bote einen Fehler beging oder freiwillig den Wortlaut änderte, so konnte ihm von Rechts wegen ein Ohr abgeschnitten werden. Der König war bei saumseligen oder sorglosen Boten unbarmherzig; er ließ ihnen das Bein oberhalb des Fußes mit einem Stock zerbrechen und sie manchmal hinterher noch töten[4].

Die Baganda waren liebevoll und freigebig; niemand ging hungrig von dannen, solange die alten Sitten beobachtet wurden, weil jeder überall hingehen, sich niedersetzen und am Mahle mit seinesgleichen teilnehmen konnte. Wirkliche Armut gab es nicht. Wollte das Glied eines Klans ein Weib kaufen, so hatten alle andern Glieder die Pflicht, beizusteuern; ebenso stand der Klan dem Manne bei, der zu einer Bezahlung verurteilt wurde. Es gab keine Waisen, weil alle Brüder des Vaters eines Kindes an diesem Vaterstelle einnahmen. Der Erbe eines Verstorbenen adoptierte auch unverzüglich alle Kinder desselben und wurde für sie verantwortlich. Keine Frau konnte die Vormundschaft über ein Kind erhalten; sie konnte ein kleines Kind pflegen, für dasselbe kochen, es bewachen,

---

[1] Roscoe, The Baganda 6.
[2] Man vgl. übrigens das weiter unten über die Ehe Gesagte.
[3] Roscoe a. a. O. 10. [4] Ebd. 12.

aber es nicht den Verwandten des Vaters wegnehmen; diese letzteren blieben für das Kind verantwortlich.

Die Volksklassen waren untereinander scharf abgegrenzt, obwohl es eigentlich kein „blaues Blut“ unter den Häuptlingen gab. Starb ein Häuptling, so wurde nicht notwendig sein Sohn der Erbe. Der Klan überschaute alle Glieder des Zweiges, die zu dem Verstorbenen als seine „Söhne“ gehörten, und wählte das tauglichste Glied zum Erben. Häuptlinge bildeten nicht eine eigentliche Klasse, doch wurden Männer, die es zur Häuptlingswürde brachten, auch von ihren Klanleuten bewundert, verehrt und von den Verwandten mit dem Titel „Herr“ (Sebo) angeredet. Obwohl jedermann Häuptling werden konnte, so wurden doch gewöhnlich die Söhne der Häuptlinge bevorzugt. Kein Häuptling war übrigens jemals reich, außer an Weibern und Vieh. Er war von Schwärmen abhängiger Verwandten umgeben, die ihm aufwarteten, wenn er sein Geld erhielt, und von ihm gleich bezahlt wurden, so daß er nach einem oder zwei Tagen gerade so viel hatte als vorher, zumal auch seine Frauen von ihm Geschenke erwarteten. Etwas aufzuspeichern oder für die Zukunft aufzubewahren, war den Ugandaleuten überhaupt fremd. In ihren eigenen Distrikten entfalteten die Häuptlinge eine größere Pracht als in der Hauptstadt, weil sie daheim wie kleine Könige walteten. Sie hatten ungeheure umfriedete Räume, in denen sie mit den Weibern, Dienern und Sklaven wohnten; außerdem lebten bei ihnen manche Frauen, die ihre Männer verloren hatten oder nie verheiratet waren und im Alter zu den unnützen Möbeln gerechnet wurden. Diese suchten bei ihrem Verwandten Zuflucht. Jeder Häuptling hatte eine Anzahl freier Landleute, die bei ihm in Dienst traten, aber ihn wieder verließen und ihre Dienste einem andern Häuptling anboten, wenn es ihnen nicht mehr gefiel. So waren die Häuptlinge genötigt, für ihre Popularität zu sorgen, um genügend Leute in ihrem Dienste zu haben.

Sklaven wurden erworben entweder durch Jagden oder Kriege gegen Nachbarvölker oder sie wurden von ihren früheren Herren geerbt oder endlich als Zahlung für Schulden gegeben. Die Sklaverei war tatsächlich nicht sehr drückend, wenn auch theoretisch der Herr das Recht über Leben und Tod des Sklaven hatte und auch dessen Frau und Kinder sein Eigentum waren. Oft wurden sie wie Glieder der Familie behandelt, nur waren sie von der Erbschaft ausgeschlossen und wurden ohne besondere Zeremonie begraben.

Wie bei andern Völkern bestand auch bei den Baganda die Sitte der Blutsbruderschaft, die ein so heiliges Band zwischen zwei Individuen knüpfte, daß dessen Verletzung nach ihrer Ansicht Krankheit und Tod verursachte. Die Bruderschaft konnte zwischen Baganda aus verschiedenen Klans oder zwischen einem Baganda und einem Ausländer geschlossen werden. Die, welche diesen Bund schließen wollten, kamen mit einigen Mitgliedern ihres Klans als Zeugen zusammen und setzten sich einander gegenüber auf Matten; dann wurde eine Kaffeebohne geteilt, jeder der Kontrahenten erhielt die Hälfte, machte sich am Magen kleine Einschnitte in das Fleisch, rieb die halbe Bohne mit dem Blute ein und legte sie auf die flache Hand; der andere nahm sie mit den Lippen von der Hand und verschluckte sie ganz. Dann versprachen sie, einander treu zu sein, sich bei jeder Gelegenheit zu helfen und gegenseitig für ihre Kinder zu

sorgen. Ein heiliges Mahl folgte, an dem alle Zeugen teilnahmen. Von diesem Augenblicke an bis zum Tode eines der Kontrahenten vereinigte ein besonderes Band der Freundschaft die beiderseitigen Klans, das aber die Ehen untereinander nicht hinderte. Wenn ein Glied des einen Klans dem Glied eines andern ein Unrecht zufügte, so mußte es sofort die volle vom Richter festgesetzte Summe bezahlen oder sich dem sichern Zorn des Geistes der Ahnen des verletzten Mannes aussetzen[1].

Obwohl die Glieder eines Klans (Geschlechtes) oft voneinander getrennt lebten und Häuptlingen aus andern Klans unterstanden, hatte doch jeder Klan oder jeder Zweig desselben sein Familienhaupt, das über alle Glieder wachte, mit ihnen Beziehungen unterhielt und sie in der Not unterstützte. Zu den Obliegenheiten dieses Hauptes gehörte es, Ehen innerhalb der verbotenen Verwandtschaftsgrade zu verhindern, jedem Gliede sein Recht vor Gericht zu verschaffen und dafür zu sorgen, daß ihm, wie arm es auch war, das Begräbnis zu teil werde. Wurde ein Glied seiner großen Familie des Mordes angeklagt, so mußte er Sorge tragen, daß ihm kein Unrecht geschehe und es nicht dem Tode überliefert werde, solange seine Schuld nicht bewiesen war. Übrigens waren überlegte Morde sehr selten; nur bei Streitigkeiten und Trinkgelagen kamen Totschläge vor, aber auch diese waren nicht häufig, weil die Leute die Waffen zu Hause ließen, wenn sie zu solchen Gelagen gingen. Ereignete sich ein Mord, so wurde der Angeklagte an den Block gelegt, bis es zum Prozeß kam. Fiel dieser für ihn ungünstig aus, so konnten die Verwandten des Getöteten, wenn sie wollten, statt des Todes des Mörders eine schwere Geldstrafe fordern; in diesem Falle wurde der Mörder in Freiheit gesetzt[2].

Keine Strafe wurde dem Manne zu teil, der seine Frau oder seinen Sklaven niederstach. Die Verwandten der Frau untersuchten allerdings den Fall, und das allein schreckte viele Männer von der Tötung der Frauen ab; aber sie konnten ihn nicht bestrafen, da die Frau als sein Eigentum galt.

Sehr abergläubisch waren die Baganda in Behandlung der Selbstmörder. Man gebrauchte die größte Vorsicht, um den Leib des Selbstmörders zu entfernen und den Geist desselben zu zerstören, damit dieser nicht noch mehr Unheil stifte. Zuweilen, doch selten, führte Scham über vergangene Verbrechen zum Selbstmord. Der Baum, an dem sich der Selbstmörder erhängt hatte, wurde gebraucht, um dessen Leiche zu verbrennen; auch seine Hütte wurde niedergerissen und das Holz zum Verbrennen der Leiche verwendet. Die, welche die Leiche verbrannten, mußten ihre Hände sorgfältig mit Schwämmen waschen und diese dann ins Feuer werfen. Beim Verbrennen der Leiche hatte man die Absicht, wenn möglich den Geist des Selbstmörders mit zu verbrennen[3].

Während man andern Bantustämmen vorwirft, daß sie für den Dank keinen Ausdruck haben, besitzen die Baganda Wörter und Redensarten, um auch für den kleinsten Dienst ihren Dank auszusprechen. Die Lüge gilt als Unrecht. Unter den Gründen, warum zuweilen der Fischfang mißlang, wird auch angeführt, daß man gelogen und dadurch den Gott erzürnt habe[4].

---

[1] Roscoe, The Baganda 19. [2] Ebd. 20. [3] Ebd. 21.
[4] Ebd. 395.

Uganda stand seit jeher unter einem absoluten König. Der Souverän war immer ein männlicher Nachkomme von königlichem Geblüt; keine Frau konnte auf den Thron gelangen und ebensowenig eine Person, die nicht zur königlichen Familie gehörte. Mutmaßlicher Thronfolger war der Sohn oder, wenn kein lebender Sohn vorhanden, der Enkel des Königs. Obwohl die Erbfolge sich immer nach der männlichen Linie richtete, nahm doch jeder Prinz das Totem seiner Mutter an[1]. Zwischen der königlichen Familie und dem gewöhnlichen Volke bestand eine scharfe Grenze. Das königliche Blut galt als heilig. Keine Prinzessin durfte heiraten oder Kinder bekommen. Früher stand Todesstrafe auf der Übertretung dieser Satzung. Doch hatten sie oft genug Umgang mit Männern ihrer Wahl, und wenn sie schwanger wurden, halfen sie sich durch Abortus oder durch Verheimlichung der Kinder. Der König konnte aber eine oder mehrere von seinen Schwestern zum Weibe nehmen, doch erwartete man nicht, daß er von ihnen Kinder erhalte. Die Prinzen konnten heiraten, und der König gab ihnen Frauen, sobald sie in das Alter der Pubertät kamen. Gewöhnlich bestimmte der König, welcher von den Prinzen ihm nachfolgen solle, und meist hielten sich die Häuptlinge an diesen Willen, zuweilen aber wählten sie einen andern Prinzen, und wenn nicht alle Häuptlinge übereinstimmten, kam es leicht zu einem Bürgerkrieg. Wir übergehen das sehr umständliche Zeremoniell, das bei der Krönung des neuen Souveräns beobachtet wird, und ebenso die verwickelte Etikette, die dem königlichen Hofstaat vorgeschrieben ist. Bei seiner Regierung bedient sich der König der Häuptlinge, die sein Vertrauen genießen, kann aber tun, was er will. Gewöhnlich hat er einen Premierminister, der zugleich Oberrichter ist, und elf andere Minister, die ihre verschiedenen Departements verwalten. Der Premierminister bildet mit seinen Beamten den höchsten Appellhof, an den in schweren Sachen Berufung gegen die Entscheidung der unteren Gerichtshöfe der Häuptlinge eingelegt werden kann. Hier werden schwerere Fälle, wie Ehebruch, Unzucht, Notzucht, Diebstahl, Verrat oder Rebellion, Mord und Totschlag, abgeurteilt[2].

Roscoe meint, die sittlichen Ideen des Volkes seien sehr roh gewesen, nicht aus Gewissensbedenken, sondern aus Furcht vor Entdeckung hätten sich viele der Verbrechen enthalten. Aber hier muß doch unterschieden werden. Gewiß, die einzelnen mögen vielfach bloß aus Furcht manche Verbrechen vermieden haben, wie dies auch bei Zivilisierten der Fall ist, aber wie kam es, daß das Gemeinwesen immer diese Verbrechen verfolgte und bestrafte? Das kann doch nicht in Furcht vor Entdeckung seinen Grund haben, sondern nur in der Einsicht, daß dieselbe ihrer Natur nach verwerflich sind und das Gemeinwohl untergraben.

Wenden wir uns zur Ehe, so bestand in Bezug auf die Zahl der Frauen keine Beschränkung. Der Mann konnte auch zwei oder drei Schwestern heiraten. Wenn ein Mann mehrere Schwestern heiratete, baute er für jede ein getrenntes Haus. Er selbst hatte sein Haus gegenüber den Häusern der Frauen, die ihn der Reihe nach besuchen mußten, wie er es verlangte. Dem König wurde die erste Frau und Königin von einigen Häuptlingen und der Königin-Mutter gewählt; wenn er weitere Weiber haben wollte, so verlangte er sie einfach von seinen

---

[1] Ebd. 187. [2] Ebd. 263—267.

Häuptlingen oder ließ sich auch von den Untertanen Mädchen schenken. Bei den gewöhnlichen Leuten kam die Ehe dadurch zu stande, daß der Mann, der ein ihm passendes Mädchen gefunden, zu dessen Bruder ging, um ihm seine Absicht mitzuteilen. Dieser sprach mit dem väterlichen Onkel, und wenn das Gesuch angenommen wurde, sagte er dem Bewerber, er solle einen Topf Bier und möglicherweise auch eine Matte mitbringen. Dieser kam nun mit seinen Verwandten und einigen Brautgeschenken und versprach eidlich vor den Verwandten des Mädchens, dieses gut behandeln zu wollen. Die letzteren warnten ihn und sagten, wenn er dem Mädchen unrecht tue oder jemand töte und dadurch die Blutrache gegen sie heraufbeschwöre, so würden sie ihn nicht beschützen, sondern der Gerechtigkeit überliefern. In gleicher Weise mußte das Mädchen versprechen, dem zukünftigen Mann treu zu sein, für ihn zu pflanzen und zu kochen und in allem seine Interessen wahrzunehmen. Bei dieser Gelegenheit konnte das Mädchen noch Gebrauch machen von seiner Freiheit und die Ehe ablehnen. Willigte es ein, so vereinbarten seine Klanleute mit den Verwandten des Brautwerbers den Brautpreis. Vor der Heirat wurde die Braut von der Schwester des Bräutigams von Kopf bis zu Fuß gewaschen, damit diese sich davon überzeugen könne, daß ihre zukünftige Schwägerin an keinerlei Krankheit leide. Am Tage der Hochzeit wurde die Braut in reichem Schmuck in das Haus des Bräutigams getragen. Mit Bezahlung von einigen Kaurimuscheln (dem Geld der Baganda) mußte man sie bewegen, ins Haus zu gehen, sich zu setzen, zu essen usw. Das sollte ein Beweis der Liebe des Bräutigams sein. Erst am dritten Tage wurde die Ehe vollzogen, und wenn der Bräutigam entdeckte, daß die Braut nicht mehr Jungfrau sei, drückte er den Verwandten durch ein Symbol seinen Tadel aus[1], woraus hervorgeht, daß man auf die Jungfrauschaft der Braut Wert legte.

Die Baganda waren, wie schon angedeutet, in eine Anzahl Verwandtschaftsgruppen, Geschlechter oder Klans (kika) geteilt. Ein Klan oder Kika war eine Familie im großen, die ihren Ursprung von einem gemeinsamen Stammvater herleitete und ein gemeinsames Totem besaß. Innerhalb dieses Klans wurden alle Männer derselben Generation Brüder und alle Frauen derselben Generation Schwestern genannt. Die jüngere Generation nannte sie Väter bzw. Mütter. Jeder Klan hatte zwei Totems: das Haupttotem, an dem der Klan erkannt wurde, hieß Muziro (Plural: Miziro), und ein weniger bekanntes Nebentotem Kabiro. Die Totems bestanden in gewissen Tieren (Leoparden, Adler, Affen, Elefanten, Ottern, Zibetkatzen usw.), die dem Klan heilig waren und von ihm nie getötet wurden. Eine Frau nahm stets die Totems ihres Mannes an, behielt aber dazu die ihrigen; die Kinder — mit Ausnahme der Prinzen — waren aber nur verpflichtet, die Totems des Vaters zu respektieren[2]. Nach Tucker[3] beobachtete man eine der Taufe ähnliche Zeremonie, indem den kleinen Kindern Öl auf das Haupt gegossen und ein Name gegeben wurde.

Jeder Klan hatte seine Familiengüter, die gewöhnlich auf einem Hügel lagen und zu denen die Gärten oder Pflanzungen an den Abhängen des Hügels

---

[1] Roscoe, The Baganda 90—91. [2] Ebd. 133.
[3] Achtzehn Jahre in Uganda und Ostafrika I, Dresden 1912, 75.

bis ins Tal hinunter gehörten. Auf jedem solchen Gut war ein Häuptling, der für die Aufführung der Glieder seiner Klanabteilung (siga) verantwortlich war und sein „Vater" genannt wurde. Der „Vater" des ganzen Klans lebte natürlich auf dem wichtigsten Gute. Manche Klans hatten ihren Familiengott (lubare), oder es war ihnen die Sorge für einen der Nationalgötter anvertraut. Im letzteren Falle war der Häuptling des Klans, auf dessen Gut der Tempel stand, zugleich der Priester des Gottes und hatte die Sorge für den Tempel. Die Tempel (kegelförmige, mit Stroh bedeckte Hütten) lagen meist auf der Spitze des Hügels und waren von gutem Boden umgeben, der als Eigentum der Gottheit angesehen wurde. Außer diesen alten Familiengütern gab es auch noch kleinere Güter, Teile eines ursprünglichen größeren Familiengutes, auf denen eine Abteilung des Klans während mehrerer Generationen ihre Toten begraben hatte. Diese wurden das Eigentum der Klanabteilung, die sich auf denselben niedergelassen hatte. Die Häuptlinge mußten streng darüber wachen, daß die Leute ihre Toten nicht auf Pflanzungen begruben, denn der Boden wurde dadurch freies Privateigentum, und selbst der König wagte aus Furcht vor dem Zorne der Geister der Verstorbenen nicht, eine Familie von dem Boden zu vertreiben, auf dem sie mehrere Generationen hindurch ihre Toten begraben hatte, obwohl er theoretisch als der Eigentümer des ganzen Landes angesehen wurde. Mit einer einzigen Ausnahme waren alle Klans exogam, d. h. kein Mann durfte eine Frau aus seinem Klan heiraten [1].

Seine Darlegung der Religion der Baganda beginnt der schon erwähnte Missionär N. Stam [2] mit einigen treffenden Bemerkungen: „Manche Ideen, Theorien und kategorischen Verzeichnisse von den religiösen Anschauungen der afrikanischen Rassen sind dem Publikum von gelehrten Männern vorgelegt worden, die allzu oft durch die Berichte von Reisenden, welche manchmal sozusagen nur durch das Land geeilt sind, irre geführt wurden. Wer längere Zeit in Afrika gelebt hat, erkennt leicht die Unzuverlässigkeit solcher Gelegenheitsberichte. Der afrikanische Eingeborne ist in Bezug auf die Mitteilung seines religiösen Glaubens sehr zurückhaltend. Niemand darf wähnen, es genüge, sich mit dem Notizbuch in der Hand neben einen Eingebornen zu setzen und ihn über solche Dinge auszufragen. Selbst wenn man voraussetzt, der Katechet sei gut vertraut mit der Sprache der Eingebornen, wird doch das Resultat im allgemeinen null sein."

„Die Tatsache, daß die meisten Negerreligionen als polytheistisch bezeichnet wurden, hat ihren Grund in der ungenügenden Kenntnis des Volkes. Auf den ersten Blick scheint diese Bezeichnung richtig zu sein, da die Verehrung der bösen Geister vorherrscht und die Idee des höchsten Geistes in den Hintergrund tritt. Die Baganda z. B. scheinen eine Menge von Geistern zu verehren, aber die Idee von einem Gott war klar vorhanden. Natürlich ist die Idee des höchsten Wesens, das sie Katonda (Schöpfer, vom Zeitwort: schaffen = kutonda) nennen, nicht vollkommen, aber es gilt als absolut. Die übrigen Geister waren nur böse Geister (roho) und mußten von den Eingebornen, die die leiblichen Übel mehr fürchten als die der Seele, versöhnt

[1] Ebd. 137. [2] Vgl. Anthropos III (1908) 214.

werden. Sie suchten deshalb diese Geister durch Trank- und Speiseopfer zu besänftigen. Diese beständige Furcht vor Krankheit und Tod bewirkte, daß sie den höchsten Katonda vergaßen oder, besser gesagt, vernachlässigten." [1]

Dieser Angabe Stams über den Glauben an ein höchstes Wesen scheint Roscoe zu widersprechen. Nach ihm verehrten die Baganda zwei Arten von Göttern: die Nationalgötter, deren Kult auf Staatskosten unterhalten wurde, und die Privatgötter der einzelnen Klans, die der Nation im ganzen wenig bekannt waren und geringen Einfluß hatten. „Die Hauptgötter waren einst, wie es scheint, durch ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit ausgezeichnete Menschen, die später vom Volke vergöttert und mit übernatürlichen Kräften ausgestattet wurden." Aber er widerlegt sich selbst durch das, was er über den Gott Katonda sagt: „Katonda, der Schöpfer, hatte einen kleinen Tempel auf dem Bandahügel im Distrikt Kyagwe, aber es wurde ihm wenig Ehre oder Aufmerksamkeit erwiesen. Sein Medium (Priester) war bekannt unter dem Namen Kisomusana; er gab seine Orakel bei Nacht, und kein Feuer oder Licht durfte im Tempel sein. Von Katonda redete man als dem ‚Vater der Götter', weil er alle Dinge geschaffen hatte, aber es war wenig über ihn bekannt. Gelegentlich wurden ihm einige Stücke Vieh geopfert, von diesen wurden einige getötet, die meisten aber wurden mit einer Schelle um den Hals geschmückt und durften während des Tages frei herumlaufen, wurden aber während der Nacht in eine Hütte eingeschlossen. Der König sandte zuweilen ein besonderes Tier als Opfergabe, dieses wurde aber nie getötet." [2]

[1] Schon Bischof Livinhac schrieb im Jahre 1885 (Missions catholiques 1885, 239): „Mit Sicherheit können wir sagen, daß sie (die Baganda) das Dasein unsichtbarer, über den Menschen stehender Wesen annehmen, die sie mit dem Gattungsnamen ‚Lubali' bezeichnen. Einer von diesen Geistern trägt selbst den Namen Katonda, der ziemlich unserem Wort ‚Schöpfer' entspricht." Johnston (The Uganda Protectorate 677) gibt zu, daß zu seiner Zeit in Uganda der allgemeine Name für die höchste Gottheit Katonda war, aber er hält es für zweifelhaft, ob die Baganda, bevor sie unter den Einfluß der Mohammedaner und Christen kamen, einen höchsten Gott über allen andern Göttern anerkannten. „Der Geist, der einer solchen Stellung am nächsten kam, war Kazoba, der Gott der Unermeßlichkeit, des Firmaments. Sein Name ist etymologisch interessant, weil seine Wurzel ‚zoba' eine Variante eines alten Bantuwortes für ‚Sonne' und mit andern Präfixen zuweilen zur Bezeichnung des Himmels (sky) im allgemeinen dient." Wahrscheinlich hatten die Baganda, wie viele andere Völker, mehrere Namen für Gott. Der eigentliche Name Gottes war Katonda (Schöpfer), daneben mögen sie auch den Namen Kazoba (Himmel) gebraucht haben, weil Katonda im Himmel wohnt.

[2] Roscoe, The Baganda 312. Die beiden englischen Missionäre Wilson und Felkin schreiben in ihrem Werke über Uganda und den ägyptischen Sudan: „Die Religion der Waganda ist in gewisser Beziehung vernünftiger als die der andern Negervölker. Die eigentliche Idolatrie ist ihnen unbekannt. Sie glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer der Welt und der Menschen, das sie Katonda oder Schöpfer nennen; aber sie bringen ihm keinen Kult dar, da er nach ihrer Meinung viel zu hoch ist, um sich um die Menschen zu kümmern" (zitiert in der Zeitschrift der Weißen Väter Missions d'Afrique 1881, 544). Von der Religion der Baganda sagt der schon erwähnte anglikanische Bischof Tucker (Achtzehn Jahre in Uganda I 75): „Sie erkennt ein höchstes Wesen an: Katonda, den Schöpfer des Menschen und der Welt." Nach Lourdel gebrauchten auch die katholischen Missionäre das Wort Katonda, um den wahren Gott zu bezeichnen (vgl. A. Nicq, Le Père Lourdel 330).

Ein Wesen, das der Schöpfer aller Dinge ist, also auch die Menschen geschaffen hat, kann doch wohl nicht ein vergötterter Mensch sein. Nach einer alten Legende der Baganda[1] war Kintu der Stammvater der Menschen auf Erden. Als er nach Uganda kam, hatte er eine Kuh, von deren Ertrag er lebte. Da kam ein Weib Nambi vom Himmel und verliebte sich in Kintu, aber die Brüder Nambis und ihr Vater Gulu, der König des Himmels, widersetzten sich anfänglich und gaben erst nach mannigfachen Abenteuern dem Kintu die Einwilligung zu seiner Heirat mit Nambi.

Der Missionär Stam berichtet diese Legende in anderer Weise, die noch deutlicher beweist, daß Katonda nicht ein vergötterter Mensch sein kann[2]. Nach dieser Version stieg Kintu vom Himmel (Gulu) herab, wo Katonda, der Schöpfer, ihn hervorgebracht hatte. Eines Tages sagte Katonda zu Kintu, er solle mit seinem Weibe auf die Erde hinabsteigen, um sich auf Erden fortzupflanzen und zu vermehren. Gott befahl ihm zu gehen, ohne daß es sein Bruder Warumbe (Tod) wisse; denn, sprach Katonda, wenn Warumbe erfährt, wo ihr seid, so wird er herunterkommen und alle eure Kinder töten. Am frühen Morgen machte sich Kintu auf den Weg; aber sein Weib Nambi (Böse) erinnerte sich an einen Sack Hirsesamen, den sie vergessen hatte, und kehrte zurück, um ihn zu holen, gegen das Verbot Gottes. Sie war gerade daran, den Hirsesack aus dem Dache herauszuziehen, als Warumbe sie traf und mit ihr hinunterstieg. Kintu beklagte sich hierüber bei Gott, aber Gott antwortete bloß: „Ich habe euch gewarnt", und er vertrieb den unglücklichen Kintu aus seiner Gegenwart. Kintu wendete sich jetzt an sein Weib und sprach: „Du bist die Ursache von allem Übel, das uns treffen wird." Und das Übel ließ nicht lange auf sich warten, denn Warumbe tat sein Bestes, um alle Kinder zu töten.

Die Legende erzählt weiter, wie die andern Gegenden von den Kindern des Kintu bevölkert wurden. Er sandte sie aus, um die verschiedenen Teile der damals bekannten Welt in Besitz zu nehmen. Als Kintu seine Kinder so verteilt hatte, hörte er von einer Schlange, die auf einem Hügel mit absoluter Gewalt herrsche. Es folgte ein Kampf, in dem Kintu fast unterlegen wäre, wenn nicht glücklicherweise eine Schildkröte die Schlange getötet hätte. Später lernte eines von Kintus Kindern, Mulanga, die Kunst, Eisen zu schmieden, und wurde berühmt als großer Jäger. Als Kintu ein hohes Alter erreicht hatte, wurde er so erzürnt von einem Mann (Kisoro), daß er einen Speer gegen den Beleidiger warf, der an den Folgen der Wunde starb. Das war der erste auf Erden begangene Mord. Kintu war so übermannt von Scham, daß er aus dem Angesicht seiner Kinder floh und nie wieder gesehen wurde.

Die Sage erzählt ferner, die Kinder Kintus hätten es unternommen, Warumbe (Tod) von der Erde zu vertreiben, aber umsonst. Warumbe ging in das Innere der Erde, und niemand konnte die Beschaffenheit seiner Wohnstätte entdecken. Eines Tages indessen ging ein gewisser Jäger, Mpobe, mit seinem Hunde in eine Höhle und gelangte nach längerer Wanderung zur Wohnung Warumbes. Mpobe erhielt den strengen Befehl, niemand zu sagen, was er gesehen; aber seiner Mutter gelang es endlich, ihm das schreckliche

[1] Roscoe a. a. O. 136 460 ff. [2] Vgl. Anthropos III (1908) 216.

Geheimnis zu entlocken. Der arme Mann wurde von Warumbe getötet. Wir wissen nicht alles, was Mpobe in Magombe (dem Lande der Toten) gesehen, nur das wissen wir, daß er dort ein großes Dorf und viele Leute, Kühe, Schafe, Ziegen und Zicklein wahrgenommen hat.

In dieser Sage sind viele Anklänge an die ersten Kapitel der Genesis. Das Menschengeschlecht stammt von einem einzigen, von Gott geschaffenen Ehepaar ab, Gottes Gebot wird vom Weib übertreten, diese Übertretung bringt den Tod in die Welt, und Kintu wird vom Angesichte Gottes vertrieben. Einer seiner Söhne erscheint als eine Verbindung von Tubalkain und Nimrod. Die Geschichte des ersten Mordes hat viel Gemeinsames mit der Geschichte von Kain und Abel; denn es wird berichtet, Kisoro sei ein unschuldiger Mann gewesen, und seine Güte habe den Zorn Kintus erregt.

Obwohl die Baganda zweifellos die Idee von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer aller Dinge, hatten, so wurde dieser doch, wie schon bemerkt, wenig verehrt. Dafür wurden unzählige andere hohe und niedere Götter und Geister hochgehalten[1], namentlich hielten sie einen Gott Mukessa (Mukasa), eine Art Neptun, in Ehren, der im Viktoria Nyanza wohnte. Dieser See ist zu Zeiten sehr stürmisch und mancher schon hat in seinen Tiefen das Grab gefunden. Nun sind aber die Baganda ein unternehmendes Volk und gebrauchen den See oft zu Handels- und Militärzwecken. Deshalb erhielt Mukessa manches Opfer. Wenn die Fischer über den See fahren mußten, besänftigten sie den Geist, indem sie einige Bananen auf die Schaufeln ihrer Ruder legten und diese ins Meer tauchten. Natürlich erhielten die Balubares ihren Anteil an den Bananen. Wenn der König einen von seinen regelmäßigen Raubzügen plante, pflegte er den Vertreter des mächtigen Mukessa zu Rate zu ziehen, ob der Tag günstig sei oder nicht.

Die ansteckenden Krankheiten, z. B. die Pocken, wurden immer irgend einem bösen Geiste zugeschrieben. Auch der Blitz wurde gefürchtet, und so entstand ein neuer böser Geist. Ebenso galten oft Bäume als Wohnsitz böser Geister. Fast jeder Fluß oder Strom hatte seinen Geist, den sich die Eingebornen als halb Mann, halb Weib oder halb Fisch vorstellten, doch nie wurden Bilder dieser Geister gemacht; niemals auch beteten die Baganda materielle Dinge an.

Würde man die Eingebornen direkt fragen, ob sie an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, so würde die Antwort im allgemeinen verneinend ausfallen. Und doch fürchteten sie einen Wirbelwind, weil ein muzimi oder Geist eines Toten darin wohnte. Wenn ein fieberkranker Eingeborner irre zu reden begann, so war es der Muzimi, der durch die Lippen des Patienten sprach. Nach Roscoe[2] waren die Geister der Verstorbenen der Hauptgegenstand der Verehrung der Baganda. „Der Glaube an gute und böse Geister war bei allen Klassen, hohen und niedern, tief eingewurzelt. Das Dasein in einer andern Form war für sie eine Wirklichkeit, und alle schauten auf dieses Leben

---

[1] Eine ausführliche Schilderung dieser Gottheiten findet man bei Roscoe, The Baganda 271 ff, und bei Johnston, The Uganda Protectorate 677 f. Der Gott Musisi war der Urheber des Erdbebens, Kiwaunka der Gott des Blitzes, Kiwuka und Nenda waren die Götter der Schlacht usw.

[2] A. a. O. 273.

und Treiben in dem zukünftigen Zustand." Sie hatten großen Schrecken vor einer Verstümmelung, weil sie glaubten, sie würden auch in der andern Welt davon zu leiden haben. Der Verlust eines Auges war nicht nur das Schandmal für einen Verbrecher in diesem Leben, sondern man glaubte, der Schuldige würde auch im zukünftigen Leben dieses Mal behalten und daran als Verbrecher erkannt werden. Der Dieb, dem die Hand abgeschnitten wurde, hatte diesen Verlust auch im Jenseits zu beklagen, und sein Geist trug das Schandmal des Diebes [1]. Hier tritt uns die dunkle Ahnung einer jenseitigen Vergeltung entgegen. Von den Geistern glaubte man, daß sie in der Nähe ihrer früheren Wohnung herumspukten und ähnliche Bedürfnisse hatten wie im Leben. Deshalb mußten die Lebenden auf ihre Interessen achten, damit sie nicht unwillig würden und Krankheiten und Tod in den Klan schickten. Der Geist eines jeden verstorbenen Königs hatte seinen eigenen Tempel und erhielt göttliche Ehren. Nach dem allgemeinen Glauben mußten alle Toten zuerst nach Tanda gehen, einem Ort, an dem sie über sich selbst und ihr Tun und Lassen im Fleische Rechenschaft zu geben hatten; erst nachdem sie dem Walumbe, dem Gott des Todes, ihre Ehrfurcht erzeigt, konnten sie frei zu ihren Begräbnisstätten zurückkehren [2]. Die Toten hatten ihre Schreine, meist bei den Gräbern, wo man ihnen Opfer brachte: Ziegen, Kühe, Hühner u. dgl. Doch wurden die Tiere nicht getötet; man ließ sie in der Nähe des Heiligtums herumlaufen. — Manchen Göttern wurden früher auch Menschenopfer dargebracht [3].

2. Die Wanyoro (Banyoro).

Unyoro, das Gebiet der Wanyoro, liegt zwischen Uganda und dem Albertsee. Unyoro bildete einst mit Usoga, Uganda, Buddu usw. ein großes Reich, das von den Witschwesi bevölkert war. Da kamen aus Nordosten, so lautet die Überlieferung, Leute mit weißer Haut, die sich Wawitu nannten, vom Volke aber Wahuma (Leute vom Norden) genannt wurden. Diese teilten sich in zwei Gruppen; die eine zog nach Süden zu den Baganda, die andere nach Norden. Letztere unterwarfen sich die Witschwesi und machten sie zu Sklaven, vermischten sich aber zum Teil mit ihnen. Die Einwanderer adoptierten die Sprache der Ureinwohner. Doch sprechen sie unter sich heute noch die Sprache der Wahuma [4].

Nach der Sage der Wanyoro waren die Menschen auf der Erde einst unsterblich; da sie aber übermütig wurden und keine Gaben darbrachten, erzürnte Njavankja oder Kagra, der die Geschicke der Menschen lenkt, warf das ganze Himmelsgewölbe auf die Erde herunter und tötete die Menschen. Damit aber die Erde nicht veröde, sandte er einen Mann und eine Frau von oben hernieder; beide waren geschwänzt. Sie zeugten einen Sohn und zwei Töchter,

---

[1] Ebd. 281—282. [2] Ebd. 285—286. [3] Ebd. 331.

[4] Vgl. Emin Bey, Journal einer Reise von Mruli nach der Hauptstadt Unyoros mit Bemerkungen über Land und Leute, in Petermanns Geographischen Mitteilungen 1879, 179 ff. Nach Cunningham (Uganda and its peoples 29) hießen die Wahuma eigentlich Hima (Plural Bahima, Singular Muhima). Cunningham und Johnston nennen die Wanyoro stets Banyoro.

die mit dem Bruder Umgang pflogen. Die eine gebar ein Chamäleon, die andere einen Riesen, den Mond. Als diese Kinder größer wurden, bekamen sie Streit, und Kagra (Gott) zog den Mond hinauf, von wo er immer zur Erde schaut. Die Sonne aber ergrimmte über den Nebenbuhler und brannte ihn so, daß noch heute die Flecken im Gesichte wahrnehmbar sind. Das Chamäleon und seine Nachkommenschaft bevölkerten die Erde, die Schwänze gingen aber verloren, und die weiße Hautfarbe wurde dunkel. Auch heute noch sind die Himmelskörper von geschwänzten Leuten bewohnt, die viele Herden haben. Die Sterne sind die Wächter, die Kagra während der Nacht ausstellt.

Emin Bey schildert die Wanyoro als reinlich in Bezug auf Speisen und ihren Körper. Nie würden sie auf nackter Erde essen, selbst auf Reisen wird eine kleine Matte als Tischtuch mitgeführt. Abwaschungen sind sehr beliebt; der muselmännische Gebrauch der Ablutionen vor und nach dem Geschlechtsverkehr sind allgemein üblich.

Der Glaube an Zauber und Amulette, sowie an die Möglichkeit, Leute durch allerlei Mittel krank zu machen oder gar zu töten, ist in Unyoro wie in Uganda weit verbreitet. „Von der Idee eines Fortlebens nach dem Tode ist natürlich (!) auch hier keine Spur vorhanden.“ [1] Diese Worte Emin Beys sind bezeichnend. Er ist nur kurze Zeit in Unyoro gewesen und findet „natürlich“ „auch“ hier keine Spur von Glauben an ein jenseitiges Leben. Was er aber beifügt, zeigt genügend, daß seine Behauptung nicht richtig sein kann. „In beiden Ländern (Unyoro und Uganda) werden die Frauen im Hofe des bewohnten Hauses rechts an dessen Tür, die Männer links davon begraben, und zwar in horizontalen, drei bis vier englischen Fuß tiefen Gruben. Der Leichnam liegt auf der rechten Körperseite, wie beim Schlaf. Die am Mwutan-Nzige wohnenden Wanyoro dagegen begraben ihre Toten, ob Mann ob Frau, in der Mitte des Hofes und errichten über dem Grabe eine Miniaturhütte, in welcher Tabak, Pfeifen, Bananen, Muënge usw. deponiert werden.“ Diese Gebräuche wären zweck- und sinnlos, wenn die Wanyoro nicht an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten.

Eigentümlich ist der Glaube an Menschen, die nachts ihre Häuser verlassen und Wanderer töten, um ihr Fleisch zu essen oder zu Zauberkünsten zu verwenden. Solche Leute behalten bei ihren nächtlichen Ausflügen die menschliche Form bei, verstehen es jedoch, sich unsichtbar und ungreifbar zu machen. Die genannte Passion für Menschenfleisch ist in einzelnen Familien traditionell und erblich; ihre Mitglieder taugen nicht zum Dienste und ihre Mädchen nicht zur Heirat, weil sie widerwillig sind und nicht alle Speisen essen. Die betreffenden Familien lieben es, sich durch Heirat von weit entfernten Orten neues Blut zuzuführen. Der Glaube an den bösen Blick von Frauen wie Männern ist allgemein.

Stirbt ein Familienvater ohne Kinder, so erbt sein Bruder alles, auch die Frauen; sind mehrere Brüder da, so erhalten die jüngeren kleine Anteile an Gütern und Frauen nach Belieben des Ältesten, der Haupterbe ist. Existieren keine Brüder, so erbt der Chef des Stammes. Sind jedoch Söhne vorhanden,

[1] Emin Bey, Journal einer Reise 185.

so erbt der älteste Sohn alles, was von seinem Vater hinterlassen wurde, auch die Frauen, welche mit Ausnahme der eigenen Mutter seine Frauen werden. Die jüngeren Söhne erhalten zwei Frauen, zwei Rinder und so viel vom andern Besitztum, als der Haupterbe ihnen geben will. Frauen und Töchter erben nie. Bleiben nach dem Tode des Vaters unmündige Töchter zurück, so erzieht und verheiratet dieselben der Haupterbe. Fehlen männliche Verwandte, so tritt der Stammeschef an ihre Stelle, der gewöhnlich die betreffenden Mädchen seinem Harem einverleibt [1].

Diebstahl wird in Unyoro mit Konfiskation von Rindern oder Frauen zum Besten des Bestohlenen gestraft. Wird ein Mann getötet, so haben die nächsten Verwandten des Getöteten das Recht, den Mörder zu ergreifen und mit dem Speere zu töten, und erhalten außerdem noch ein Rind von der Familie des Mörders. Können sie aber des Mörders nicht habhaft werden und wenden sie sich an den Chef des Stammes, um die Bestrafung des Schuldigen zu erwirken, so erhält der Chef von ihnen neun Rinder und drei Schafe oder Ziegen als sein Recht, wofür er den Mörder ergreifen und töten läßt und das eine Rind einkassiert. Ehebruch wird, falls der Beleidigte den Beleidiger ertappt, durch eine Strafe von vier Rindern gesühnt. Die Frau bekommt einfach Prügel (nach Cunningham [2] wurde sie oft getötet), kann aber auch verstoßen werden, was durch eine seltsame Zeremonie geschieht. „Der Mann zerschneidet ein Stück Rindenstoff, von dem er selbst eine Hälfte behält, die andere mit der Frau zu deren Vater sendet. Bei Rückgabe der für sie früher als Brautpreis gezahlten Rinder wird dieses Stück dem Manne wieder zugestellt, der nun beide Stücke verbrennt. Wegen Unfruchtbarkeit werden Frauen selten entlassen, und dann wird immer der Mann, der es tut, getadelt. Einen kuriosen Justizfall habe ich selbst angesehen. Einer der Leute, der mir als Diener hier beigegeben worden, hatte seiner Frau einen Strick um den Hals gelegt und sie an einen Baum gebunden, wo sie die ganze Nacht bleiben mußte. Und das — weil sie ihn belogen.“ [3]

Cunningham [4] gibt noch einige weitere Notizen über das alte Strafrecht der Banyoro. Der Mord einer Frau wurde durch Bezahlung einer Kuh an den Häuptling gebüßt. Der Mörder durfte von den Verwandten des Opfers nicht getötet werden. Wer eine ledige Frau verführte, war verpflichtet, sie zu heiraten, eine weitere Strafe bestand für ihn nicht. Ein Häuptling, der sich mit einer Prinzessin verging, wurde vom König selbst mit einer Axt getötet, ein gemeiner Mann, der sich desselben Vergehens schuldig machte, wurde gewöhnlich vom Scharfrichter hingerichtet. Die Strafe für die Verfehlung mit einer der Frauen des Königs war der Verlust einer Hand, eines Auges, eines Ohres oder der Lippen. Da man früher viele in dieser Weise verstümmelte Männer sah, muß man wohl annehmen, daß die Aufführung der zahlreichen königlichen Frauen keineswegs mustergültig war. Die Frauen selbst wurden aber nicht gestraft. — Hexen wurden verbrannt. Sie wurden an einen Pfahl gebunden und mit Heu zugedeckt, das man anzündete. Diese Exekution fand

[1] Ebd. 186. [2] Uganda and its peoples 35. [3] Emin Bey a. a. O. 186.
[4] A. a. O. 35.

immer am Rande eines Flusses statt; denn falls nach Abbrennung des Heus die Unglückliche noch nicht ganz tot war, so wurde sie in den Fluß geschleudert.

Emin Bey erhielt während seines Aufenthaltes bei Kabrega, dem Oberhäuptling der Wanyoro, täglich von dessen Chefs Besuche. Sie waren wirklich anständige, vernünftige Leute. Einen derselben, Kattagua, nennt er den einzigen Gentleman in Kabregas Umgebung. „Nie hat er mir gegenüber auch nur einen Wunsch angedeutet und mit aufrichtigem Dank die Kleinigkeiten angenommen, die ich ihm geben konnte.“ [1]

In ganz Unyoro und Uganda sind es die Frauen, welche kochen; nur die Herrscher haben männliche, ihnen durch Blutsverwandtschaft verbundene Köche und getrennte Küchen für Männer und Frauen. Die großen Chefs essen stets allein, und niemand darf die für sie bereiteten Speisen berühren oder sehen; kleinere Chefs rufen ihre Günstlinge zur Tafel, die, falls von der Hand ihres Chefs ein Brocken zur Erde fällt, ihn eiligst erhaschen und verschlingen — eine Huldigung für den Herrn. Frauen essen getrennt von den Männern, und zwar nach ihnen, und es gilt als besondere Bevorzugung einer Frau, wenn ihr Mann sie zum Essen ruft, doch stehen die Wawitufrauen (die herrschenden Geschlechtern entstammen) hierin höher, da sie stets mit ihren Männern essen. Auch die Knaben essen mit ihnen.

Als Getränk dient den Wanyoro Ssandi (Bananensaft), Muënge (wird unter Zusatz von Wasser aus künstlich gereiften Bananen durch Zufügung gebrannter Durrah gegoren) und Mervua (eine Art Bier aus Sorghum oder Eleusine). Sie nehmen enorme Quantitäten davon zu sich. „Betrunkene wie in Europa habe ich jedoch hier nie gesehen.“ [2]

Um den Blutsbund, der oben erwähnt wurde, einzugehen, machen die zu vereinenden Personen mit dem Rasiermesser einen ganz leichten Ritz auf der Höhe der fünften rechten Rippe. Je eine Kaffeebohne wird mit dem Blute benetzt, von den betreffenden Personen ausgetauscht und verspeist. Damit ist ein Bund fürs Leben geschlossen, und die Beteiligten verlassen sich in Gefahr nie und verkehren in ihren Häusern und mit den Frauen ohne Zwang und Argwohn; nie ist ein Fall von Treubruch bekannt geworden [3].

Unyoro ist in große Distrikte eingeteilt, denen je ein vom König temporär ernannter „Makongo“ vorsteht, dessen Pflicht es ist, die für den Souverän bestimmten Abgaben an Rindern, Getreide usw. einzuziehen und die Rechtspflege auszuüben. Doch ist das Recht, die Todesstrafe auszusprechen, dem Herrscher vorbehalten. Oft kommen Berufungen von Urteilen des Makongo an den König vor. Der Bittsteller kniet vor der Tür des Königs in zehn Schritt Distanz nieder und erklärt sein Anliegen. Der König entscheidet dann — nicht immer zu Gunsten des Makongo. Dieser ist für seine und seiner Angehörigen Nahrung ebenfalls auf den von ihm verwalteten Distrikt angewiesen, in dem er große Landstriche durch eigene Sklaven bebaut und eigene Herden hat. Entledigt er sich seiner Pflicht gut, so bleibt er im Amt, sonst wird eines Nachts eine Exekutivmacht abgesandt, sein Haus umstellt und alles, was sich darin befindet, Frauen, Kinder, Herden usw. mit Ausnahme erwachsener Söhne,

---

[1] Emin Bey, Journal einer Reise 187. [2] Ebd. 222. [3] Ebd. 223.

zum Besten des Königs konfisziert. Ein anderer Makongo wird ernannt, der sich sofort installiert. Die Makongo müssen sich von Zeit zu Zeit am Hofe des Königs vorstellen. Jeder Makongo ernennt eine Anzahl Matongali, welche Distriktsabteilungen nach denselben Maximen verwalten. Gewöhnlich werden alle von einem Makongo bei seinem Amtsantritt vorgefundenen Matongali beibehalten, und so ist diese Würde viel stabiler als jene, ja oft erblich geworden. Die Strafen bestehen meist in Konfiskationen; die Todesstrafe wird selbst vom König nur selten verhängt, „weil ein toter Mann keine Abgaben mehr bezahlt". Die Leichen Getöteter dürfen nicht begraben werden, man wirft sie ins hohe Gras [1].

In Bezug auf öffentliche Frauen existieren hier eigentümliche Einrichtungen. Im Hause Kabregas befindet sich eine Menge Mädchen als Dienerinnen seiner Frauen, die während der Nacht unbeschränkte Freiheit genießen. Die Belohnung für ihr schimpfliches Verhalten gehört ihnen, und glückt es einer, recht viel zu erwerben, so etabliert sie sich in einer eigenen Hütte, heiratet auch wohl einen Sklaven. Wird eine schwanger, so gehört das Kind als Sklave dem König.

Will ein Mann heiraten, so muß er seine Frau kaufen. Vier Ochsen oder Kühe und ein Schaf bilden den gewöhnlichen Preis, von welchem, falls die Frau gebärt, zwei Rinder ihrem Vater zufallen, während die andern zwei stets zur Verfügung stehen müssen. Verläßt nämlich der Mann seine Frau oder diese ihren Mann, so gehen die zwei Rinder an ihn zurück. Eine Geschiedene kann sich sofort anderweitig verheiraten, doch ist ihr Wert an Rindern geringer. Kinder gehören und bleiben dem Vater. Hat sich ein Mann verheiratet und seine Frau ist bei einem Besuche im Vaterhaus gestorben, so verlangt der Ehemann entweder eine Frau — eine Schwester der Verstorbenen — zum Ersatz oder erhält zwei Rinder.

Kabrega, der König, verfügt unumschränkt über die Töchter seiner Untertanen; ist er mit einer Frau besonders zufrieden, so erhält deren Vater Geschenke von ihm. Er besitzt ferner alle Frauen seines Vaters und kohabitiert mit ihnen — ausgenommen seine Mutter. Wird eine Frau Kabregas schwanger, so wird ein Matongali berufen, sie ihm übergeben und ihr ein Distrikt zum Unterhalt angewiesen. Erst wenn das Kind drei bis vier Jahre alt geworden ist, kehrt sie zurück. Mädchen bleiben mit der Mutter im väterlichen Hause und können, „erwachsen, vom Vater geheiratet werden" (?) [2].

Stirbt der Herrscher, so kommen alle Prinzenerzieher zusammen und stellen fest, wer unter den Söhnen des Verstorbenen der beste und geeignetste sei. Es bilden sich oft Parteien, und es kommt zum Krieg, bis einer über seine Rivalen siegt und sich des in der Totenhütte seines Vaters befindlichen Thronstuhles bemächtigt, womit seine Herrschaft anerkannt ist. Dann werden die Brüder und nächsten Verwandten der Sitte gemäß getötet und nur ein bis zwei davon übrig gelassen.

Der Leichnam des gestorbenen Herrschers wird gleich nach seinem Tode gewaschen, mit Butter gesalbt und in leichte Rindenstoffe gehüllt auf ein hohes

---

[1] Ebd. 388.

[2] Ebd. 391. Vielleicht liegt hier nur ein blutschänderischer Mißbrauch Kabregas vor.

Gerüst in eine eigens dazu erbaute Hütte und Seriba gelegt. Unter dem Gerüst brennt Tag und Nacht ein Feuer — die Lieblingsfrauen und Diener des Verstorbenen sind stets anwesend —, bis der Körper völlig getrocknet und geräuchert ist; sodann wird der Lieblingsstier des Verstorbenen getötet, seine Haut zubereitet und der Leichnam in sie und eine Menge Rindenstoffe und Häute gewickelt. Er bleibt nun mit Frauen und Dienern in jenem Hause, bis der Krieg unter den Thronprätendenten geendigt, oft jahrelang. Des neuen Königs erste Pflicht ist seines Vaters Begräbnis. In Unyoro herrscht übrigens die Sitte, daß der König, sobald er schwer erkrankt ist oder in hohem Alter anfängt zu kränkeln, von seinen Frauen getötet wird; denn einer alten Sage zufolge würde die Dynastie der Wawitu des Thrones verlustig gehen, sobald ein König eines natürlichen Todes stürbe [1].

Wie Cunningham [2] berichtet, spielten sich nach alter Sitte beim Begräbnis des Königs schreckliche Szenen ab. Man machte eine runde, etwa fünf Fuß im Durchmesser breite und zwölf Fuß tiefe Grube. Dann ergriff die Leibwache des Königs die ersten besten neun Banyoro, die ihr begegneten, und warf sie lebendig in die Grube. Hierauf wurde die Leiche des Herrschers mitten unter die neun Männer herabgelassen. Erde wurde nicht in das Grab geworfen, aber ein Kuhfell über die Öffnung gespannt und ringsherum befestigt. Das Fell wurde zierlich mit Gras belegt, und dann machte sich die Volksmenge sofort daran, über dem Grabe einen Tempel zu bauen. Ein Hauptmann wurde als Wächter desselben bestellt, und viele von den Dienern des verstorbenen Monarchen mußten fortan im Tempel leben, ebenso ihre Nachkommen. Sie mußten von der umliegenden Gegend mit Nahrungsmitteln versorgt werden. Der Tempel hieß in der Unyorosprache „Gasone“.

Die andern Leute, auch die Häuptlinge, hatten kein Recht auf einen solchen Tempel, sie wurden nach dem Verscheiden in frische Kuhhaut eingewickelt und in einem gewöhnlichen Grabe beigesetzt. Bei allen Banyoro war die Stellung der Leiche dieselbe. Die Beine wurden an den Leib herangezogen, und die Leiche wurde auf ihre linke Seite gelegt, so daß der Kopf auf den beiden mit ihren Flächen zusammengelegten Händen ruhte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Begräbnissitten, besonders die Ehren, die man dem toten König erweist, notwendig den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode voraussetzen.

Landbesitz existiert für das gewöhnliche Volk nicht; der Landbewohner klebt an der Scholle und wechselt mit dieser seinen Herrn. Ausgenommen hiervon sind nur die Wahuma, die mit ihren Herden eine Sonderstellung einnehmen. Töpferarbeiten werden von den Männern verrichtet, auch das Kuhmelken ist Sache der Männer, ebenso Hausbau und Herbeischaffung des nötigen Materials. Der gewöhnliche Gruß der Wanyoro lautet: Guten Morgen (rairole, Antwort daabanle), guten Abend (geroba, Antwort geroberea). Entfernt man sich aus einer Gesellschaft, so sagt man nkuaba (ich danke) und erhält zur Antwort rainmi. Danke heißt vebbali oder eleganter nkuebassa (ich

[1] Emin Bey, Journal einer Reise 392.
[2] Uganda and its peoples 30—31.

bedanke mich). Begegnet man einem Höherstehenden, so kniet man vor ihm nieder oder steht mit halbgebeugtem Leib vor ihm, bis er vorübergegangen ist.

Eine Art Ordal besteht auch hier. Ist jemand bestohlen worden und vermutet er in einem andern den Dieb, so führt er denselben vor den König, wo beide entweder selbst einen aus rotem Holz bereiteten Zaubertrank trinken oder zwei Hühnern zu trinken geben. Der Schuldige bzw. sein Huhn werden schwindelig und so leicht erkannt. Doch war der Brauch schon zur Zeit Emin Beys am Verschwinden.

Die Mädchen in den Dörfern gehen bis zur Verheiratung völlig nackt, selbst wenn sie das Haus verlassen. Auch die verheirateten Frauen gehen im Hause häufig nackt, jedoch nie vor Dienern oder Fremden[1]. Daß ein Mädchen die Nacht beim Liebhaber außerhalb ihres Hauses zubringt, gilt nach Emin Bey nicht als anstößig, wird jedoch ein Mann in der Hütte eines Mädchens ertappt, so wird er so lange geprügelt, bis er sich durch ein Rind loslöst. Wird ein Mädchen außerehelich schwanger, so wird sie von ihren Eltern in das Haus des Verführers gebracht und bleibt bei ihm bis zur Niederkunft; stirbt sie während dieser Zeit, so ist der Verführer, falls er sich nicht durch sechs bis neun Rinder loskauft, ebenfalls dem Tode verfallen. Bleibt sie gesund, so nimmt ihr Vater sie und ihr Kind zu sich, und der Verführer kann nun beide oder auch nur das Kind zurückkaufen.

Sind zwei befreundete Familien gewillt, ihre Kinder miteinander zu verheiraten, so erfolgen zunächst zwischen den beiden Vätern Einladungen zum Muënge (Bier oder Wein), wozu viele Leute gebeten werden. Sodann geht der Brautvater zum Vater des Bräutigams und bietet ihm seine Tochter aus Freundschaft an. Es wird nun über den Brautpreis verhandelt und ein Mahl gehalten. Einige Tage nach Erlegung des Brautpreises erfolgt die Abholung der Braut inmitten einer großen Prozession; am Hause des Bräutigams wird diesem die Braut übergeben, und die ganze Gesellschaft durchzecht die Nacht tanzend und singend. Von dem bei dieser Gelegenheit geschlachteten Ochsen erhält der Brautvater für sich und seine Leute die beiden Hinterviertel. Am dritten Tage nach der Hochzeit versammelt sich das ganze Dorf, um den Togul der Neuvermählten mit Heu auszupolstern. Am sechsten Tage nach der Hochzeit besucht die junge Frau ihre Eltern auf drei bis vier Tage, währenddessen ihr Mann fernbleibt.

Stirbt die Frau in der Niederkunft, so wird das Kind, gleichviel ob lebend oder tot, entfernt. Dies zu unterlassen, würde schwere Strafen nach sich ziehen, weil ein solches Kind als eine schlechte Vorbedeutung gilt. Am fünften Tage nach der Geburt nimmt die Mutter ihr Kind und setzt sich mit ihm auf die Türschwelle, ein Schaf wird geschlachtet, und der Großvater väterlicherseits oder, falls dieser tot ist, die Großmutter mütterlicherseits oder väterlicherseits gibt ihm einen Namen. Das Kind wird von der Mutter bis zum achtzehnten Monat gesäugt, und während dieser Zeit hält sich der Mann von ihr fern. Bei der Geburt von Zwillingen sind verschiedene Gebräuche üblich, die den Charakter einer Sühne zu haben scheinen. — Die Polygamie herrscht in Unyoro schrankenlos[2].

---

[1] Ebd. 393. [2] Ebd. 394.

Erwähnt seien noch nach Cunningham[1] zwei weitere sonderbare Sitten der Wanyoro. Wenn sie den Einfall einer feindlichen Armee fürchteten, so gruben sie ein Kind auf der Straße, auf der man den Feind erwartete, lebendig bis an den Kopf in den Boden. Der Zauberer schloß nun aus dem Benehmen der Feinde gegen das Kind auf ihren Charakter. Wurde es in Stücke gehauen, so waren sie herzlose Dämonen, gruben sie es aber aus und nahmen es mit sich, so schöpfte man Hoffnung, mußte aber doch auf die Waffen vertrauen.

Die Wanyoro sind wohl die einzige afrikanische Nation, bei der die Schwiegermutter in hohen Ehren stand. Es war strenge Pflicht für den Schwiegersohn, niederzuknien und einige Zeit in ehrfurchtsvoller Stellung zu bleiben, so oft er mit der Schwiegermutter zusammentraf[2].

Die Wanyoro haben auch zahlreiche Überlieferungen und Legenden. Nach einer uralten Sage soll einst das ganze Land nach langer Dürre durch Feuer zerstört worden sein. Nach dem Brande zog die Königin Nyamwengi mit ihren Untertanen wieder ins Land. Ihr folgte auf dem Throne ihr Sohn Saza, der aber keine Kinder hinterließ. Nach seinem Tode riß sein Koch — wie schon bemerkt, haben die Könige in diesem Land stets einen Mann, und zwar einen Adeligen oder einen Prinzen von Geblüt, zum Koch — die Herrschaft an sich und gründete die Dynastie Baranze. Der letzte König dieser Dynastie, Bukuku, hatte eine Tochter, die Nyinamiru hieß. Da die Zauberer erklärten, wenn seine Tochter ein Kind erhalte, würde dieses den Untergang des ganzen Landes herbeiführen, so ließ Bukuku seine Tochter im Walde beim Dwerusee verbergen, wo sie von einer Magd bedient und bewacht wurde. Dieser Magd begegnete eines Tages Isimbwa, ein Jäger aus Bugoma, der sie fragte, was sie im Walde tue. Sie sagte ihm, sie sei mit der Sorge für die versteckte Tochter des Königs Bukuku betraut. Isimbwa folgte ihr, und es gelang ihm, die Tochter zu verführen. Diese gebar einen Sohn, den sie Ndaula nannte und aus Furcht vor dem Zorn ihres Vaters in den See zu werfen beschloß. In der Hast und Verwirrung benahm sie sich so ungeschickt, daß das Kind mit den Rindentüchern, in die es gehüllt war, an einem Zweige hängen blieb. Hier fand es die Magd, und sie war so entzückt über seine Schönheit, daß sie es rettete, mit nach Hause nahm und der Mutter mitteilte, sie habe ein hübsches kleines Wesen im See gefunden. Die Mutter empfand nun Gewissensbisse, ihre mütterlichen Gefühle gewannen wieder die Oberhand, und sie befahl der Magd, das Kind zu pflegen. Um keinen Verdacht zu erregen, schenkte sie der Magd zuerst eine milchlose Kuh, und später mehrmals eine Milchkuh, bis das Kind groß geworden war. In einem Streit mit Hirten, in den auch der König verwickelt wurde, erschlug Ndaula Bukuku und schwang sich auf dessen Thron. Als Nyinamiru die Kunde davon erhielt, sagte sie: Heute habe ich Gutes und Böses vernommen; mein Vater ist tot, aber mein Sohn ist König.

Von einem gewissen Kagora wird erzählt, er habe im Streit einen Mann getötet. Als dessen Frau, die schwanger war, dies sah, verfluchte sie den Mörder

[1] Uganda and its peoples 29. [2] Ebd. 34.

und sagte ihm voraus, er werde nie Nachkommen erhalten. Auf seiner Stirn erschien ein den Frauen eigentümliches Zeichen. Da sich Kagora nun vor den Männern schämte, beschloß er, die Erde zu verlassen, und verschwand in der Richtung nach dem Himmel. Von jenem Tage an wird der Blitz als Symbol seines Zornes angesehen. Auch diese Legende setzt voraus, Kagora existiere noch irgendwo in den Wolken.

Die oben erwähnte Ugandalegende von Kintu wird in Unyoro in folgender Weise erzählt, die beweist, daß der Glaube an Gott bei beiden Völkern uralt ist[1]. Kintu war unsterblich. Er hatte die Gewohnheit, zu bestimmten Zeiten Gott zu besuchen, um ihm von seiner Arbeit auf Erden Bericht zu erstatten. Diese Besuche fanden auf einem Hügel mit Namen Magonga statt, der deshalb sorgfältig behütet wurde. Gott hatte jedoch als Bedingung für die Besuche bestimmt, dieselben dürften nur stattfinden, wenn Kintu von ihm gerufen werde. Außerdem befahl Gott dem Kintu, „er solle nichts Böses tun und solle nichts stehlen". Er gab ihm auch einen Sack, von dem er sich nie trennen sollte und den kein anderer berühren dürfe. Eines Tages, als Kintu zu viel getrunken hatte, ging er zum Hügel Magonga, wo er seinen Sack fallen ließ, ohne es gleich zu bemerken. Als er auf dem Heimweg den Verlust bemerkte, kehrte er, ohne an den erhaltenen Befehl zu denken, zu Gott zurück, fand aber, daß dieser sehr erzürnt über ihn war. „Warum kommst du zurück, da ich dir doch streng befohlen habe, nur zu kommen, wenn du gerufen seiest?" Eine andere Version der Legende sagt, es sei dem Kintu verboten worden, nach Hause zurückzukehren, und ein junger Mann, das Symbol des Geistes des Todes (nach anderer: der Krankheit), erhielt den Befehl, beständig an seiner Seite zu bleiben. Jedenfalls kehrte Kintu nicht nach Hause zurück. Die Leute betrachteten seine Abwesenheit als ein Zeichen des göttlichen Zornes, und um für ihn zu sorgen, falls er noch am Leben sein sollte, bauten sie im Wald von Magonga ein großes Haus und brachten alle neun Jahre Nahrung dahin. Diese Gewohnheit bestand bis zur Zeit des Königs Mwanga, wo sie infolge der Bürgerkriege mit vielen andern alten Gebräuchen verschwand. Um den Zorn Gottes über den Ungehorsam Kintus zu besänftigen, wurde beschlossen, Kintus Gesetz, daß an jedem siebten Tage und am ersten Tage jedes Neumondes niemand arbeiten dürfe, solle für immer bestehen bleiben. Bis zum heutigen Tage wurde der Hügel Magonga als heilig und als eine Zufluchtsstätte betrachtet. Jede Person, der es gelang, zu entkommen und den Hügel Magonga zu erreichen, mußte freigelassen werden, welcher Art auch ihr Verbrechen und die ihr auferlegte Strafe sein mochte[2].

3. Die Bahima.

Wir haben schon[3] der Bahima oder Bahuma Erwähnung getan. Man findet diese aristokratische Rasse in allen Provinzen zwischen dem Viktoria- und dem Albert-Nyanza, aber ihr Hauptgebiet ist Ankole, im Westen vom eigentlichen

[1] Johnston, The Uganda Protectorate 606 ff. [2] Ebd.
[3] Vgl. oben S. 11.

Uganda, wo sie in kompakten Massen unter einem eigenen König wohnten und wohl am reinsten ihre alten Sitten bewahrt haben. Der König von Uganda mußte stets ein Muhima sein. Die Bahima waren wahrscheinlich mit den Gallas verwandt.

Nach Cunningham[1] besteht die Vielweiberei bei den Bahima allgemein. Bei der Heirat werden die Mädchen nie um ihre Einwilligung gefragt. Der junge Mann sieht das Angesicht seiner Zukünftigen nie, bis er sie vom Vater zur Frau begehrt, und selbst dann ist sie zwar zugegen, aber verschleiert. Die Bahimafrauen leben überhaupt sehr zurückgezogen und erscheinen nie unverschleiert. Sie arbeiten nie auf dem Felde. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich auffallend von den Frauen der den Bahima unterworfenen Baira. Wenn ein junger Mann heiraten will, so muß er zuerst die Einwilligung des Stammeshäuptlings oder Klanhauptes erlangen. Dann geht er zum Vater der Erkorenen und bringt ihm einen Topf Amarve (einheimisches Bier), eine Kuh und ein Kalb. Wird die Werbung angenommen, so trinkt der Vater die Amarve, der Bewerber melkt die Kuh und gibt der Braut die Milch zu trinken. Damit hat die Verlobung stattgefunden. Der Bräutigam bringt nun dem Brautvater sieben Kühe; vier davon behält dieser für sich, und drei gibt er der Braut. Diese wird am Hochzeitstage von ihren Freundinnen verschleiert und zieht nun in Begleitung des Bräutigams und seiner Freunde in ihr neues Heim. Weder der Vater noch die Mutter begleiten die Braut, aber eine ältere Frau geht mit ihr, die bis zu ihrem Tode als Pflegerin bei ihr bleibt.

Die Bahima leben in Niederlassungen von 10 bis 20 Häusern innerhalb einer festen Hecke, in der sich zwei Zugänge finden, die während der Nacht stets gesperrt werden. Die unverheirateten Männer schlafen bis zu 10 oder 12 an der Zahl in einem Hause. Für die Knaben ärmerer Leute ist es allgemein Sitte, daß sie, sobald sie acht oder neun Jahre alt sind, die Eltern verlassen, bei einem Häuptling oder reichen Mann in Dienst treten und von ihm ernährt und gekleidet werden. Sie schlafen in dem Hause oder den Häusern ihres Herrn[2].

„Die Bahima“, sagt Johnston[3], „sind vielleicht ein sittlicheres Volk als die sie umgebenden Neger, und die Mädchen leben vor der Heirat im allgemeinen keusch. In ihrem Verhalten gegen die unterworfenen Neger nehmen sie die Haltung von Herrschern an, sie sind sehr stolz, aber im allgemeinen sehr höflich gegen die Europäer, mit denen sie durch Abstammung verwandt zu sein meinen. Gewöhnlich sind sie ehrlich und wahrheitsliebend. Leider sind sie, soweit sie rassenrein geblieben, sehr träg, weil das stolze Gefühl ihrer nationalen Überlegenheit sie mit Verachtung gegen die Handarbeit erfüllt. Sie sind geborne Herren, und man ist von ihrer schönen Haltung und ihren gefälligen Manieren so entzückt, daß man die Erhaltung dieser Rasse sehnlichst wünschen möchte.“ Leider ist dafür wenig Aussicht, weil die reinblütigen Bahimafrauen wenig Kinder haben und die Männer ihren Haushalt mit Negerfrauen oder Konkubinen vermehren.

---

[1] Uganda and its peoples 20.
[2] Johnston, The Uganda Protectorate 626. [3] Ebd. 630.

Die Bahima haben zahlreiche Speiseverbote. Schaf- und Ziegenfleisch ist allen verboten; die Frauen dürfen auch keine Eier und Fische essen. — Die Beschneidung ist bei ihnen nirgends in Übung. Aus dem Strafrecht sei erwähnt, daß sie den Mord mit dem Tode bestrafen, indem sie den Schuldigen mit dem Speere durchbohren. Der Diebstahl wird durch Rückerstattung des doppelten Wertes der gestohlenen Sache gesühnt: wer ein Schaf gestohlen, muß zwei Schafe bezahlen usw. Kann ein Dieb nicht bezahlen, so wird er einige Zeit eingesperrt. Wer ein Mädchen entführt, muß es heiraten und ihrem Vater zwei Kühe bezahlen. Merkwürdigerweise soll auf dem Ehebruch keine Strafe stehen[1].

Von der Religion der Bahima sagt Johnston[2]: „Sie haben keine sehr klare Idee von einem alles beherrschenden Gott und nur wenig festen Glauben an ein künftiges Leben eines bestimmten Mannes oder einer bestimmten Frau, obwohl man annehmen muß, daß sie an ein geistiges Fortleben der Häuptlinge und hervorragenden Persönlichkeiten glauben, weil sie dieselben als Geister verehren." Was den Glauben an die Forteristenz angeht, bemerkt Cunningham[3], so haben die Bahima keinen Zweifel über den Zustand der Verstorbenen. Der Wohnort ihrer Ruhe liegt weit, weit jenseits des deutschen Gebietes und heißt Mitoma. Um dahin zu gelangen, gehen die Geister in den Ankolewald, ziehen dann unter Deutsch-Ostafrika durch und tauchen in Mitoma auf. Man will oft das Summen und Zischen der vorübergehenden Geister hören. In dieses Glücksland Mitoma kommen alle Bahima, gute und böse, aber nur sie, keine Weißen, auch keine Sklaven.

Wenn die Bahima nach Johnston keine sehr klare Idee von dem alles beherrschenden Gott haben, so doch also irgend welche. Er fügt dem auch bei: „Sie haben einen Namen für Gott, obwohl sie, wenn man sie fragt, nur die alles beherrschende Macht mit dem Himmel, dem Regen und dem Donnersturm in Verbindung bringen." Das beweist nur, wie schwer es den Schwarzen fällt, ihre religiösen Begriffe näher zu erklären. Nach Cunningham haben die Bahima in Ankole wesentlich dieselbe Religion wie die Baganda, denen sie auch stets den König lieferten. Nach P. Gorju von den weißen Vätern[4] pflegt der Muhima in seiner Verachtung der Muira (Baira) zu sagen: „Gott hat den Muhima mit einer Halfter, den Muira mit einer Hacke geschaffen." Sie betrachten Gott also als Schöpfer. Was der Muhima Menschen nennt (Bantu), das sind eigentlich bloß die Bahima, die Sklaven sind nach ihm kaum von den Tieren verschieden.

Außer an Gott, dem sie keine Verehrung zollen, glauben die Bahima an viele höhere Geister, zu denen auch die Geister der Ahnen gehören. In jedem Dorf stehen nahe bei den Türen kleine Fetischhüttchen, in die Bündel von Medizinen gehängt werden; an ihrem Eingang werden Gaben von Nahrung und Libationen von Bier auf den Boden gelegt. In vielen Rücksichten gleicht ihre Verehrung der Bachwezi oder Ahnengeister der der Wanyoro. „Ob nun ihr

---

[1] Cunningham a. a. O. 18. [2] A. a. O. 631.
[3] A. a. O. 22—23.
[4] Missions des Pères Blancs, Anvers 1905, 321.

Glaube an Geister und ihre Versöhnung derselben aus der Verehrung der Häuptlinge und Ahnen hervorgegangen ist oder nicht, einige von diesen Geistern, an die sie jetzt glauben, haben eine besondere Bedeutung als Teufel oder böse Einflüsse erlangt." Die Namen dieser Geister sind Wamarra, Kagora, Ncherro, Magaso usw[1]. Der letztgenannte stellt namentlich den Bananenpflanzungen nach. — Der Glaube an Zauberkräfte und Hexerei ist tief eingewurzelt. Unter den Bahima gibt es viele Fetischer, die neben der Verehrung und Versöhnung der Geister dem Zauberhandwerk obliegen und dabei die Medizinmänner spielen.

Die Bahima beerdigen die Toten gewöhnlich nicht, sondern binden die Leiche an einen Ast und legen sie in einiger Entfernung vom Dorfe im Gras den Hyänen zum Fraße hin. Häuptlinge aber werden im Boden der Hütte begraben, in der sie gelebt haben.

Die Bahima von Ankole werden in zwei Hauptklans eingeteilt und in mehrere kleine Staaten. Die königlichen Dynastien dieser kleinen Reiche stammen wohl von Gallas als ihren Gründern ab. Jedenfalls besteht in denselben eine Aristokratie, die sehr den Gallas, den Abessiniern und Ägyptern in ihren Zügen und ihrer Hautfarbe gleicht, und obwohl die königlichen Familien selbst stark mit eigentlichem Negerblut vermischt sind, ist es doch das Hima-Element, das an allen diesen Höfen ein bis ins Kleinste bestimmtes und verwickeltes Zeremoniell einführte, das dem Zeremoniell an europäischen Höfen sehr ähnlich ist.

4. Die Basoga-Batamba.

Die Basoga-Batamba bewohnen das Land Busoga (englisch Usoga) im Norden des Viktoriasees zwischen dem 33. und 34. Breitengrad östlich von Greenwich. Sie sind die östlichen Nachbarn der Baganda. Usoga war, bevor es unter das englische Protektorat kam, nicht ein einheitliches Königreich, sondern bestand aus einer Reihe von Land- oder Grafschaften, von denen jede ihren eigenen, unabhängigen und absoluten Häuptling hatte, der aber nicht König genannt wurde. Diese Häuptlinge führten beständig Krieg miteinander. Eine dieser Grafschaften oder Provinzen heißt Batamba, und über die Einwohner dieser Provinz unterrichtet uns P. M. A. Condon aus der Kongregation von Mill Hill, der neun Jahre bei ihnen als Missionär tätig war[2]. Batamba (Krämer) werden diese Leute genannt wegen ihres großen Hanges zum Handelsgeschäft. Sie verkaufen Kochtöpfe, Fische, Salz usw. und tauschen dafür Ziegen oder Bastkleider ein. Wie sie erzählen, kamen sie einst von Nordwesten aus der Gegend der Wanyoro, mit denen sie in ihren Sitten und Gebräuchen verwandt sind, in ihr heutiges Land.

Die Basoga von Batamba behüteten immer sorgfältig die Reinheit der Mädchen. Condon meint, es sei dies nicht deshalb geschehen, weil es für ein Mädchen als Schande galt, vor der Ehe schwanger zu werden, sondern deshalb, weil es sonst im Preise gesunken wäre. Denn eine unversehrte Jung-

---

[1] Johnston, The Uganda Protectorate 631.

[2] Contribution to the ethnography of the Basoga-Batamba, Uganda Protectorate, B. E. Africa, im Anthropos V (1910) 934 ff. Sehr eingehend handelt auch über die Basoga Johnston a. a. O. 713 ff.

frau brachte, wenn sie heiratsfähig geworden, den Verwandten einen hohen Preis ein, weil der Käufer oder Bräutigam meinte, sichere Aussicht auf Nachkommenschaft zu haben, wenn das Mädchen noch keinen Umgang mit andern Männern gehabt hatte. Denn der Musoga hält sehr viel auf eine große Zahl von Kindern, die ihn Vater nennen. Für eine unversehrte Jungfrau wurden 7 Kühe bezahlt, während ein anderes Mädchen nur 8—10 Ziegen wert ist. In früheren Zeiten war es eine Freude für jeden Mukodi (Landmann), seinem Häuptling eine solche unversehrte Jungfrau anzubieten. Obwohl er von diesem nichts dafür erhielt, so hielt er sich doch für reich entschädigt, da er auf diese Weise ein Verwandter des Häuptlings wurde. Fand aber der Häuptling, daß das Mädchen keine Jungfrau sei, so rächte er sich an dem Vater für die Schmach, die er ihm durch Anbietung eines solchen Mädchens zugefügt habe. Das scheint doch zu beweisen, daß man die Jungfräulichkeit hochschätzte. Die Mädchen und Frauen werden nach Condon eifersüchtig bewacht; wenn sie an der Quelle Wasser holen oder in den Gärten arbeiten, begleitet sie immer ein männliches Glied der Familie[1].

Ein Mädchen in Usoga ist nicht frei in der Wahl ihres zukünftigen Gatten. Wenn sie etwa 7 oder 10 Jahre alt ist, so stellt sich ein Bewerber ein, um das Mädchen zu betrachten. Gefällt sie ihm, so setzt er sofort mit dem Vater, oder wenn dieser tot ist, mit den Brüdern fest, was er für sie zu bezahlen habe. Hat er den Preis entrichtet, so wird sie seine Frau, und wenn er nicht mehrere Frauen hat, gleich als Frau behandelt[2]. Vielweiberei ist allgemein, und der Reichtum eines Mannes wird nach der Zahl der Frauen berechnet. Solange er bezahlen kann, kauft er immer neue Frauen. Gewöhnlich haben die Basoga 3 Weiber, von denen durchschnittlich jede vier Kinder hat. So besteht die Familie aus etwa 16 Gliedern im ganzen. Die Ehescheidung ist sehr leicht. Wenn der Mann der Frau überdrüssig ist, so kann er sie nach Belieben wegschicken, doch darf er dann den bezahlten Kaufpreis nicht zurückfordern. Wenn aber die Frau ihm davonläuft und zu den Verwandten zurückkehrt, so muß der Kaufpreis zurückbezahlt werden. Das Los der Frauen ist hart, und wohl darum werden sie nicht alt. Die Feldarbeiten, das Wasser- und Holzholen, das Kochen und das ganze Hauswesen liegen ihnen ob, und oft werden sie noch von den Männern, wenn diese betrunken sind, mißhandelt. Die Bevölkerung nimmt, besonders infolge der Schlafkrankheit, rasch ab[3].

---

[1] Condon a. a. O. V 936.

[2] Anders lautet der Bericht Cunninghams (Uganda and its peoples 107), der sich auch lange in Uganda aufgehalten hat. Er sagt, die Ehe komme dadurch zustande, daß das Mädchen mit ihrem Liebhaber entläuft, und zwar gewöhnlich am Abend eines Tanzfestes; das ist allgemeine Sitte. Bald erfahren die Verwandten, wo sich das Paar aufhält; nun macht der Vater der Braut ihm einen Besuch und erhält als Geschenk eine Kuh, oder was sonst der junge Mann zu geben vermag; dieses Geschenk muß aber im Fall einer Trennung zurückerstattet werden. Der Verkauf der Tochter kommt nur vor, wenn der Vater Schulden hat, die er sonst nicht bezahlen kann; dann gibt er wohl dem Gläubiger die Tochter zur Frau. Cunningham fügt bei, nach dem Gesagten mache bei den Basogas die gegenseitige Übereinkunft der Ehegatten die Ehe gültig. Vielleicht sind die Ehegebräuche nicht in allen Teilen des Landes gleich.

[3] Condon a. a. O. 938.

In Bezug auf Kleidung ist sicher, daß die Basoga seit jeher immer das Notwendigste verhüllt haben. Man darf daraus, sagt Condon, nicht schließen, daß es aus einem Gefühl der Bescheidenheit geschehe, da sie oft genug, wenn einer sich entblößt, was häufig vorkommt, dazu herzlich lachen. Aber das ist doch kein genügender Grund, ihnen jedes Schamgefühl abzusprechen. Gerade das Lachen scheint eher das Gegenteil zu beweisen. Das erhellt noch klarer aus dem, was Condon weiter berichtet. Kinder von 6 Jahren und darüber zeigen einander gern ihre bloßen Leiber, aber Personen über 15 Jahren verhüllen ihren Leib, besonders wenn jemand in der Nähe ist. Dies ist doch ein klarer Beweis, daß die Erwachsenen es scheuen, vor andern ganz entblößt zu erscheinen. Bis zum 6. Lebensjahre bleiben Knaben und Mädchen vollständig nackt. Wenn der Knabe 6 Jahre alt ist, wird ihm gezeigt, wie er sich bedecken soll. Er erhält eine Art Gürtel um die Lenden, von diesem Gürtel hängt am Rücken ein Stück Mugaire (ein 4—5 Zoll breiter Streifen aus Feigenbast), der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn am Gürtel befestigt wird. Bis zum 15. Jahre ist das in der Regel seine ganze Kleidung, die oft nicht einmal das Nötigste bedeckt. Auch die Männer haben bei der Arbeit keine andere Kleidung; wenn sie aber nicht arbeiten, tragen sie noch eine Art Decke aus Feigenbast, die an der rechten Schulter zusammengeknotet wird und den Leib bis zu den Knien notdürftig verhüllt. Die Mädchen sind von 6 Jahren an immer bekleidet. Ihre Kleidung besteht aus Basttuch, das um die Lenden gewickelt wird und bis zu den Füßen herabfällt[1]. Auch die erwachsenen Frauen tragen dieselbe Kleidung, sie hüten sich mehr davor, ihre Blöße sehen zu lassen, als die Männer[2].

Die Basoga in Batamba haben viele Speiseverbote. Keine Frau darf Schaffleisch, Hühner, Eier und Wildschweinfleisch essen. Eine Frau, die dem Verbot zuwiderhandelt, wird gescholten und verachtet. Schwangern Frauen ist das Salz verboten, und diese halten sich genau an die Vorschrift; wohl aus Aberglauben. — Kannibalismus ist bei diesem Volke unbekannt[3]. Die Hütten der Basoga sind kegelförmig. Einige junge biegsame Bäume werden kreisförmig in den Boden gesteckt und oben zusammengezogen. Die Zwischenräume werden mit Binsen oder Gras ausgefüllt. Das Dach besteht aus Rohrgeflecht, das auf Stangen ruht. Die einzige Öffnung ist eine Türe, die auch dem Rauch als Ausweg dient und das Innere nur spärlich erhellt. Als Bettstelle diente früher den Basoga nur ein über den Boden ausgebreiteter Haufen Gras; heute gebrauchen sie schon eigentliche Betten nach europäischer Art. Der Mutamba baut für jede Frau und ihre Familie eine eigene Hütte, so daß man aus der Zahl der Hütten auf die der Frauen schließen kann. Der Mann wohnt abwechselnd bei einer der Frauen. Da in den Hütten keine Trennung der Geschlechter stattfindet, sind die Gespräche in der Nacht oft sehr unsittlich. Die Häuptlinge sind in der Regel Eigentümer von Ländereien in verschiedenen Distrikten. An allen diesen Orten halten sie einen Harem unter der Aufsicht eines Vertrauten, der ihnen von allen vorkommenden Ereignissen Nachricht gibt.

---

[1] Condon, Contribution usw. V (1910) 942. [2] Ebd. [3] Ebd. 946.

Außer der Viehzucht und dem Landbau ist eine Haupterwerbsquelle der Basoga die Jagd, die Fischerei und der Handel. Dieser bestand meist in eigentlichem Tauschhandel, doch wurden auch Kaurimuscheln als Geld benutzt; in neuester Zeit hat die englische Regierung Kupfermünzen (Rupies) eingeführt. Die Märkte sind heute in den Händen der englischen Regierung, welche für den Verkauf von Waren bestimmte Taxen festsetzt. Wie die europäischen Krämer auf dem Lande machen es auch die Basoga. Sie fordern zuerst den doppelten Preis, und dann beginnt das Feilschen, bis man endlich auf den richtigen Preis gekommen ist. Schrift haben sie keine. Sie zählen bis zu 10. Ist die Zahl größer, so zählen sie zuerst 10 und sagen dann: ein 10; dann wiederum 10 und sagen: zwei 10. Im Rechnen vertun sie sich selten, weil sie die Finger der beiden Hände dazu gebrauchen[1].

Für die Mädchen gibt es kein genau bestimmtes Heiratsalter; die Jünglinge heiraten aber nicht vor dem 17. oder 18. Lebensjahr, denn vor dieser Zeit ist es ihnen unmöglich, den Preis für eine Frau aufzubringen. Bis zum 15. Lebensjahr hat das Mädchen keine Wahl in Bezug auf den Bräutigam; der Vater sucht sie an den Meistbietenden zu verhandeln, und das Mädchen muß sich seinem Willen fügen. Nach dem 15. Jahr aber ist es in der Wahl frei. Der junge Mann, dem sie gefällt, hält zuerst um ihre Einwilligung an; lautet die Antwort günstig, so geht er zu ihrem Vater und bittet in ihrer Gegenwart, er möge den Preis für das Mädchen angeben. Dann teilt er dem zukünftigen Schwiegervater mit, an einem bestimmten Tage werde er eine Quantität Bier bringen. Von diesem Bier trinkt die ganze Familie reichlich, und dann beginnen die Verhandlungen über den Preis. Von seiten des Mannes handelt es sich um ein einfaches Kaufgeschäft. Auch wenn das Mädchen den Mann wirklich liebt, so wird es den Vater niemals zu bewegen suchen, etwas vom Preise nachzulassen.

Ist der für die Hochzeit bestimmte Tag angekommen und hat der Brautwerber reichlich für Trank und Nahrung gesorgt, so geht er mit einigen Verwandten zum Haus der Braut, wird in dasselbe hineingeführt, und nun legt der Vater die Hand seiner Tochter in die des jungen Mannes und führt sie so zum Hochzeitsmahl. Nach dem Mahl werden Braut und Bräutigam in Parade mit Flöten und Trommeln im Dorf herumgeführt, dann wird die Braut in ihr neues Heim gebracht, und während einer Woche darf niemand mit ihr reden, mit Ausnahme eines zu ihrem Dienste bestimmten Mädchens. Die ganze Nacht hindurch lärmen und tanzen die Gäste und geben sich den gröbsten Ausschweifungen hin, die sich gar nicht beschreiben lassen[2]. Das so verheiratete Mädchen gehört jetzt zur Familie ihres Mannes; sie behält zwar ihren Familiennamen, aber die Kinder erhalten den Familiennamen des Vaters. Ehescheidung findet, wie schon gesagt, sehr leicht statt, aber die Kinder gehören immer dem Vater, selbst wenn sie unehelich sind. Außer den eigentlichen Frauen kann der Mann noch Konkubinen besitzen. Diese sind gewöhnlich verstoßene Frauen, die wie die andern Frauen gehalten werden, nur können sie nach Belieben wieder fortgehen. Wenn der Mann stirbt, übernimmt sein ältester Sohn den Haus-

[1] Ebd. VI (1911) 368. [2] Ebd. 371.

halt. Die Frauen des verstorbenen Vaters werden seine Frauen. Ist kein Erbe vorhanden, so treten die Brüder an dessen Stelle und teilen das Eigentum unter sich. Freiwillige Ehelosigkeit ist unbekannt, ja sie gilt für ein heiratsfähiges Mädchen fast als Verbrechen. Prostitution kam früher höchst selten vor. Erst seitdem fremde Kaufleute ins Land gekommen, fängt sie an überhand zu nehmen. Gewöhnlich ist die Frau dem Mann treuer als er ihr, wenigstens solange er in der Nähe ist. Ehebruch ist übrigens bei den Basoga nicht häufig, wohl aber Fornikation[1].

Die Basoga-Batamba haben große Liebe zu ihren Kindern. Ihr höchster Wunsch ist, Kinder zu haben, und nur wenn Kinder da sind, wird das Los der Frau erträglich. Eine unfruchtbare Frau wird vom Manne gering geschätzt. Abortus war früher selten, selbst bei unehelichen Müttern, denn stets galt es für eine Frau als großer Segen, Kinder zu haben. Erst seitdem Zivilisation ins Land kam — so wenigstens meint P. Cordon —, fing es an als Schande zu gelten, wenn ein Mädchen außerehelich Mutter wurde, und seit dieser Zeit soll der Abortus bei Unverheirateten häufig geworden sein. Selbst bei verheirateten Frauen soll der Abortus gelegentlich vorkommen, wenn diese gegen den Mann ärgerlich sind. Entdeckt aber der Mann die Tat, so entläßt er die Frau, weil er ein solches Wesen nicht mehr im Hause dulden mag[2]. Abortus und Fehlgeburt, verursacht durch schlechte Mittel, werden von allen als ein großes Unrecht angesehen, und in den früheren Tagen des Absolutismus wurde die Schuldige getötet, oder es wurde ihr das eine oder das andere Glied des Leibes abgeschnitten.

Wenn ein Kind vier Monate alt ist, wird eine Art Taufe vorgenommen. Die nahen Verwandten werden dazu eingeladen; einige bringen Milch, andere Wein oder Bier; diese Flüssigkeiten werden in einen Topf gegossen, und dann wird das Kind mit dieser Mischung am ganzen Leibe gewaschen, und der Vater gibt ihm dabei laut einen Namen. Diesen Namen behält das Kind bis zum 10. oder 11. Jahre, und dann wird ihm ohne weitere Zeremonie ein anderer Name beigelegt. Die Kinder lieben ihre „Mama", wie sie sie nennen, sehr zärtlich, und die Mutter verdient diese Liebe wegen ihrer Güte. Tatsächlich ist sie zu nachsichtig und hat deshalb geringe Autorität. Der Vater dagegen ist mehr gefürchtet als geliebt, doch behandelt er die Kinder gerecht. Gehorsam verlangt er um jeden Preis. Man könnte versucht sein zu glauben, der Vater habe nur wenig Liebe zu seinen weiblichen Kindern, weil er sie zuweilen roh behandelt. So übergibt er vielleicht einem Gläubiger wegen einer Schuld die Tochter. Doch das ist ihre Gewohnheit, und wenn sie fortgeht, merkt man, daß er es fühlt. Hören die Kinder, daß ihre Eltern krank oder gestorben sind, so machen sie sich sofort auf den Heimweg, und sollte die Reise eine Woche oder gar einen Monat in Anspruch nehmen. — Eigentliche sittliche Erziehung ist unbekannt. Wenn eine Tochter sich vergangen, so zürnt der Vater, und zwar lediglich deshalb (?), weil sie am Kaufpreis verliert und oft keinen Freier mehr findet. Die Knaben folgen gewöhnlich dem Vater in seinem Gewerbe und

[1] Condon, Contribution usw. VI (1911) 372. [2] Ebd. 373.

werden darin gut unterrichtet. Auch die Mädchen werden, besonders im Kochen, gut unterwiesen.

Die geistigen Anlagen der Basogakinder sind im ganzen nicht sehr glänzend. Kommen sie mit 6—7 Jahren zur Schule, so kann man sie ziemlich gut heranbilden; kommen sie aber erst mit 10 oder 11 Jahren, so ist fast nichts mit ihnen anzufangen. Es scheint, daß nach dem 7. Jahre ihre Anlagen durch die Umgebung fast ganz verkümmern. — Die Geburt von Zwillingen wird als großer Segen betrachtet. Zwillinge dürfen nach der Geburt von niemand, nicht einmal vom Vater, angeschaut werden. Zehn Tage nach der Geburt erhalten sie die schon beschriebene Taufe und ihren Namen. Ist der Vater reich, so schlachtet er bei dieser Gelegenheit, um ein Fest zu geben, zwei Ochsen, ist er arm, so genügen zwei Ziegen. Außerdem wird reichlich Bier aufgetragen. Dies ist eine Gelegenheit zu großen Ausschweifungen. Bezahlte Tänzer werden herbeigerufen, und diese — Männer und Weiber — führen oft ganz nackt die schamlosesten Tänze auf.

Die Verwandtschaftsgrade werden genau eingehalten, besonders im Geschlechtsverkehr. Ich habe nie gehört, schreibt P. Condon, daß Bruder und Schwester, Tante und Neffe oder Onkel und Nichte geschlechtlich miteinander verkehrt hätten. Sie glauben, daß das unfehlbar eine schwere Krankheit zur Folge hätte. Glieder derselben Familie (Kika) dürfen einander nicht heiraten, das ist streng verboten. Ist bekannt, daß jemand von einer Familie abstammt, so darf er kein Glied derselben Familie heiraten, und zwar nicht bloß bis zum 4. oder 5. Grad, sondern in indefinitum. Solche Verbindungen unter Verwandten werden sehr verabscheut, weil man der Überzeugung ist, sie hätten notwendig Krankheiten oder Tod zur Folge. Wenn ein Mann seines Vaters Frauen erbt, so darf er sie alle als seine Frauen behalten und gebrauchen. Seiner Mutter weist er aber eine eigene Hütte in seiner Nähe an. Verschwägerung gilt nicht als Ehehindernis. So kann ein Mann seine Schwägerin heiraten.

Die Blutbruderschaft kommt bei den Basoga häufig vor. Zwei Männer, die Blutbrüder werden wollen, nehmen einen Ast des Kaffeebaumes, der sich in zwei Zweige teilt (Y); an jedem Zweige sind Kaffeebohnen. Die Zweige werden auseinander gerissen, und jeder nimmt einen Teil davon. Dann macht jeder mit einem Messer in der Magengegend einen Einschnitt in die Haut, so daß Blut herausfließt. Jeder taucht seine Bohne in sein Blut, legt sie auf die flache Hand und gibt dieselbe seinem Freund zum Verschlucken. Nun ist große Festfreude, und gewöhnlich wird sehr viel Bier dabei getrunken. Natürlich sind die Glieder der beiden Familien Zeugen dieses Blutbundes, und derselbe bildet nun ein Ehehindernis zwischen den Gliedern der beiden Familien. Dieser Bund wird strenge eingehalten, und der Bruch desselben würde den Tod bringen. Ist einer ein Dieb und der andere weiß es, so wird er ihn nie verraten, denn das wäre ein Bruch des Blutbundes. Nur in seltenen Fällen kann dieser Bund in Gegenwart einiger Familienglieder aufgelöst werden[1].

---

[1] Ebd. 379.

Jede Familie hat ihr Totem, gewöhnlich ein Tier, kaum je eine Pflanze. Die Affenfamilie hat den Affen, die Leopardenfamilie den Leoparden usw. als Totem. Dieses Tier gilt der Familie als heilig, und kein Glied derselben darf es töten oder davon essen. Es kann vorkommen, daß in derselben Provinz eine Familie das Schaf als Totem hat und an einem andern Teil der Provinz eine andere Familie ebenfalls. Sind diese Familien nicht irgendwie durch Abstammung von denselben Ahnen miteinander verwandt, so dürfen sie untereinander heiraten, sonst aber nicht. Jede Familie hat zwei Totems: das große und das kleine Totem. Die Strafe für Verletzung des Totems besteht darin, daß der Schuldige feierlich aus dem Kreise der Familie ausgeschlossen wird. Obwohl das Totemtier ihnen als heilig gilt, erzeigen sie ihm doch keine religiöse Verehrung [1].

Von der Religion der Basoga sagt der schon erwähnte Cunningham [2]: Über die unmittelbare Umgebung der christlichen Missionsstationen hinaus „besteht nicht der geringste Glaube an einen Gott oder irgend ein übernatürliches(!) Dasein nach dem Tode. Sie lachen laut bei dem Gedanken, daß ein Bauer eine unsterbliche Seele habe. Ein Häuptling zeigte auf einen armen Bauern und sagte: ‚Der soll eine unsterbliche Seele haben? Das kann ich nicht glauben; ich will aber annehmen, daß Wakoli oder Luba vielleicht eine unsterbliche Seele hatten.‘ Wakoli hatte 400 Weiber. Es waren dies sehr angesehene Häuptlinge, und der Geist der Eingebornen kann sich ihre gänzliche Vernichtung gar nicht vorstellen“.

Die letztgenannte Behauptung enthält einen offenbaren Widerspruch. Wenn der Häuptling wirklich behauptete, Wakoli und Luba hätten vielleicht eine unsterbliche Seele gehabt, dann zweifelte er daran, und folglich konnte er sich die gänzliche Vernichtung wohl vorstellen. Der Zweifel des Häuptlings an der Unsterblichkeit der unterworfenen, wie Sklaven behandelten Bauern zeigt nur die hochmütige Verachtung, welche die herrschenden Basoga gegen ihre Sklaven hatten. Übrigens ist auf solche bloß gelegentliche Gespräche nicht allzuviel Gewicht zu legen. Was er selbst über ihre feierlichen Begräbnissitten, namentlich über die Einsalbung und Einhüllung der Leiche sagt, beweist unzweifelhaft ihren Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Stirbt ein Basoga fern von der Heimat, so daß seine Leiche nicht nach Hause gebracht werden kann, so gehen mehrere Verwandte in einige Entfernung, schneiden einen Baumzweig ab, hüllen ihn in Rindenzeug und ziehen damit ins Dorf zurück. Sobald man in diesem erfährt, die „Leiche“ komme, fangen laute Klagen an, und man geht dem Zug entgegen. Dann werden die gewöhnlichen Begräbniszeremonien abgehalten, und schließlich wird der Zweig beerdigt. Wozu alles das, wenn man meint, der Tod des Menschen gleiche dem des Tieres?

Doch wir brauchen uns nicht auf allgemeine Erwägungen zu stützen, wir haben das klare Zeugnis des Missionärs Condon [3], der neun Jahre bei den Basoga weilte. Hören wir, was er über die Religion der Basoga berichtet. Sie glauben an das Dasein von unsichtbaren, übermenschlichen Wesen,

---

[1] Condon, Contribution usw., im Anthropos VI (1911) 381.
[2] Uganda and its peoples 118. [3] Im Anthropos VI 381.

die Lubale genannt werden. Von diesen Geistern wird einer, wie bei den Baganda, mit dem Worte Katonda, d. h. Schöpfer, bezeichnet. Diesen Katonda erkennen sie nach dem Missionär Stam[1] als das höchste Wesen an. Katonda ist beständig in ihrem Sinnen und Denken von der frühen Kindheit bis zum Tode. Er gibt das Leben und entzieht es wieder nach Belieben. Die Lubale (lubare) zerfallen in zwei Klassen: in solche, die den Menschen gut sind und Segen bringen, und solche, die ihnen Böses zufügen. Jeder Lubale hat seine irdischen Repräsentanten, die behaupten, mit ihm im Verkehr zu stehen, und die für eine Kleinigkeit zwischen den Menschen und diesen Göttern vermitteln. Wahrsagerei und Zauberei sind allgemein im Gebrauch. Johnston[2] berichtet nach einem Augenzeugen eine Art Wallfahrt, welche die Basoga zu einem großen Baum in Westbusoga unternahmen. Der hohe Baum war mit Fetischhütten, sonderbaren Arkaden usw. umgeben. Die Basoga litten damals infolge der Dürre an einer Hungersnot. In festlich geschmückten Kanoes kamen die Wallfahrer dahergezogen. Nachdem sie gelandet, entkleideten sich alle und tanzten am Fuße des Baumes. Nach dem Tanz wurde ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen herbeigebracht. Man legte es am Baume nieder, als ob es geopfert werden sollte, und nahm an ihm alle Zeremonien des Opfers zum Schein vor. Man brachte ihm auch eine kleine, aber ungefährliche Wunde am Nacken bei. Dann wurde es ergriffen und in den nahen See geworfen; hier aber stand schon ein Mann bereit, um es vor dem Ertrinken zu bewahren. Dieser war, wie versichert wurde, nach Landessitte zu ewiger Jungfräulichkeit geweiht.

Ihre Ideen über das zukünftige Leben sind sehr verschwommen, doch glauben sie zweifellos, daß mit dem Tode des Leibes nicht alles aus ist. Sie glauben, daß die Verstorbenen Muzimu oder Geister (Seelen) bleiben. Der Geist ist weder glücklich noch unglücklich; er kann in den Leib des Menschen eingehen und ihn quälen, ja sogar töten. Diese Geister schweifen umher, besonders in den Wäldern und Sümpfen. Die Eingebornen fürchten die Wirbelwinde, denn sie glauben, dieselben würden von den Geistern verursacht.

Ihre Rechtsgesetze werden mündlich von einem Geschlecht dem andern überliefert. Oft mischt sich Gewinnsucht in ihre Prozesse. In sehr schwierigen Fällen nehmen sie ihre Zuflucht zu einem Ordal. Der Angeklagte und der Kläger oder ihre Sklaven müssen den Gifttrank nehmen. Die letzte Instanz bildet übrigens der Häuptling.

Kommt ein Basoga zum Sterben, so wird das nahe Ende den Gliedern der Familie mitgeteilt, und alle eilen herbei. Gleich nach dem Tode beginnt ein allgemeines Heulen und Weinen, das aber, wenn es sich nicht etwa um die Mutter handelt, die ihr Kind verloren hat, nicht ernstlich gemeint ist. Gewöhnlich wird die Leiche erst bestattet, wenn alle Verwandten herbeigekommen sind. Der Eigentümer der Hütte wird in der Hütte selbst begraben; Frauen und Kinder werden außerhalb der Hütte in den Bananenpflanzungen beigesetzt. Das Begräbnis findet gewöhnlich einen Tag nach dem Tode statt. Die Leichen

[1] Anthropos III (1908) 217. [2] The Uganda Protectorate 719—720.

werden in neue Basttücher eingewickelt, und alle Kleider, die der Verstorbene im Leben getragen, werden mit ihm begraben. Als der erste Häuptling dieses Distriktes vor zehn Jahren begraben wurde, erzählt P. Condon[1], wurden ganze Ladungen von Kaliko und selbst Elfenbein in das Grab gelegt. Er meint, das sei nicht geschehen, damit ihm die Sachen im andern Leben nützten, sondern bloß um die Achtung zu erweisen. Diese Erklärung befriedigt aber doch wenig. Möglich ist, daß die Basoga heute selbst nicht mehr wissen, was dieser alte Brauch bedeutet, es ist aber doch wahrscheinlich, daß er ursprünglich mit ihrem Glauben an das zukünftige Leben zusammenhing. Über das Grab wird auch eine große Menge Bier ausgeschüttet. Die Überlebenden vergessen aber sich selbst nicht. Eine Woche lang wird getrunken und getanzt, und dabei kommen grobe Ausschweifungen vor. — Wenn die natürliche Ursache des Todes offenbar ist, wird er dieser Ursache zugeschrieben, sonst einer Bezauberung (Hexerei) oder den Geistern. Sie glauben, der Mensch bestehe aus Leib und Geist; der Geist ist das Leben des Leibes; er verläßt beim Tode den Leib, stirbt aber nie, er ist unteilbar und unsterblich. Der Geist ist das, was wir Seele nennen. Wenn man sie fragt, in welchem Teil des Leibes die Seele wohne, so antworten sie, es gebe keinen Teil des Leibes, in dem die Seele nicht sei, sie sei über den ganzen Leib verbreitet. Die Geister der Verstorbenen wohnen in dem Hause, in dem die Leiche begraben wurde. Einen Ort der Strafe nach dem Tode kennen sie nicht. Alle Geister scheinen glücklich zu sein[2]. Sie haben die Macht, sich an den Lebenden zu rächen, wenn diese sich einen Fehler gegen die Familientraditionen zu Schulden kommen lassen. Wenn z. B. ein Erbe den Ort seiner Erbschaft ohne wichtige Gründe verläßt, so ist sicher, daß ihn die Geister der Ahnen heimsuchen und töten. Diese Geister der Verstorbenen können den Lebenden nur schaden, aber nicht nützen. Sie schweifen beständig umher, und die Geister der Häuptlinge sind mächtiger als die der andern Verstorbenen. Die Basoga glauben auch, daß einige Geister in wilde Tiere oder Vögel einziehen und ein Teil davon werden. Ein Häuptling z. B., der in seinem Leben ohne Notwendigkeit recht grausam war, wird nach seinem Tode eine Hyäne oder

---

[1] Anthropos VI (1911) 383. Wie Johnston (The Uganda Protectorate 716) berichtet, wurden in Bukole, einem Bezirk von Busoga, beim Tode eines Häuptlings von seinem Nachfolger Krieger meilenweit um das Häuptlingsdorf herumgeschickt, die jeden töten mußten, der ihnen begegnete. Bei diesen Streifzügen suchte man einen jungen Mann und ein Mädchen zu fangen. Am zweiten Tage nach dem Verscheiden des Häuptlings wurde dieses Paar getötet; die pudenda wurden ihnen abgeschnitten und zugleich mit denen eines Stieres durch ein Loch in das Innere einer großen Fetischtrommel (kideye) gebracht. Dieses Loch wurde dann zugenäht und die Trommel geschlagen, um den Tod des Häuptlings zu verkünden. War der neue Häuptling eingesetzt, so sandte er wieder Leute aus, um irgend jemand zu töten; fanden sie im eigenen Lande niemand, so liefen sie in das Gebiet eines benachbarten Häuptlings. Bis auf diese Weise Blut vergossen worden war, mußten sowohl der neue Häuptling als seine Untertanen den Kopf geschoren halten; jedes Zuwiderhandeln wäre mit dem Tode bestraft worden. War Blut vergossen worden, so wurden alle Leute zur Trauer für den verstorbenen Häuptling eingeladen. Diese Trauer dauerte manchmal zwei Monate, so daß die Leute oft ihre Felder nicht zur rechten Zeit bestellen konnten und schweren Schaden litten.

[2] Ebd. Damit stimmt nicht, was P. Condon vorher (vgl. vorige Seite) gesagt hatte, die Geister seien weder glücklich noch unglücklich.

ein Leopard. Hieraus folgt, meint der Missionär mit Recht, daß sie doch eine Art Strafe im zukünftigen Leben annehmen[1]. Auch von den Menschen können diese Schatten der Toten Besitz ergreifen, um sie für irgend eine Schuld zu strafen. Deshalb leben die Basoga in beständiger Angst vor den Geistern, wenn sie eine Familientradition verletzen.

5. Die Kikuju

wohnen auf dem südlich vom Kenia gelegenen und vom Tana durchflossenen Gebiete Britisch-Ostafrikas. Sie sind erst seit etwa 15 Jahren mit den Europäern in stärkere Berührung gekommen und haben noch vielfach ihre primitiven Anschauungen und Sitten bewahrt. Eine interessante Studie über dieselben hat der Missionär P. Cayzac aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist im „Anthropos“[2] veröffentlicht.

Hören wir zuerst die Tatsachen, die er berichtet. Gott (Ngai oder Molungu) ist der Herr von allem. Nichts geschieht, Gutes oder Böses, das er nicht wenigstens zugelassen hat. Bisher gab es zwei Götter, den „schwarzen“ Gott der Kikuju und den „weißen“ Gott der Kamba und Masai, der beiden einzigen ihnen benachbarten und feindlichen Stämme. „Seit der Ankunft der Weißen fängt man an, von einem dritten Gott, dem der Weißen, zu reden, der beiden andern überlegen sein muß, da die Weißen das ganze Land erobert haben. Außer diesem Begriff von Weiß und Schwarz haben die Kikuju keine bestimmte Idee von der Natur und dem Aussehen Gottes. Doch lebt Gott nicht allein, er hat Frau und Kinder, so denkt man wenigstens.“

„Man bringt Gott zahlreiche Opfer dar, die Erstlinge der Ernte, am häufigsten jedoch ein Schaf. Dieses Opfer für Gott ist öffentlich und feierlich und wird am Fuße des heiligen Baumes dargebracht. Sein Zweck ist die Erlangung einer Wohltat allgemeiner Natur, z. B. von Regen. Es wird nur von den Alten eines Bezirks dargebracht. Die Frauen und Kinder nehmen keinen Anteil daran.“

„Das ist die ganze Theodizee in ihrem gegenwärtigen Zustand. Man hört unsere Schwarzen nie von irgend einem mythischen Ungeheuer reden, man sieht nicht die geringste Spur von einem Götzen oder Fetisch. Weder die Flüsse noch die Bäume oder die Steine halten sie für beseelt.“ Die Kikuju scheinen geringe Einbildungskraft zu haben.

Außer Gott gibt es noch Geister, das sind die verstorbenen Männer, Frauen und Kinder. Von andern Geistern ist nie die Rede. Sie haben keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweifen überall herum. Man beschreibt ihre Natur durch den Ausdruck Rahuho (Wind) oder Keruru (Schatten). Ihnen schreibt man alle Privatübel: Krankheiten, Tod, Unfälle, zu. Man bringt ihnen zahlreiche Opfer dar; diese Opfer sind aber privat und haben den Zweck, die Geister zu versöhnen; sie werden in der Mitte des Dorfes dargebracht, und alle Glieder der Familie, selbst die ganz kleinen Kinder, müssen

---

[1] Ebd. 384.

[2] V (1910) 309 ff. Vgl. auch R. Crawshay, Kikuyu, Notes on the Country, people usw., im Geographical Journal XX (1902) 24 ff.

daran teilnehmen. Zuweilen werden diese Opfer bloß zur Erinnerung dargebracht; man will nicht ein Unglück der Familie beschwören, sondern bloß den Toten beweisen, daß man sie nicht vergißt.

Über den Ursprung des Menschen sagen die Kikuju, daß Gott am Anfang einen Knaben und ein Mädchen schuf, welche das Menschengeschlecht erzeugten, nämlich die Kikuju, die Masai und die Kamba. Karoli, der große Zauberer in diesem Lande, erklärte dem Missionär eines Tages, dieser Knabe und dieses Mädchen hätten drei Söhne gehabt. Der eine von ihnen wurde der Vater der Kikuju und der Kamba, der zweite der der Masai und der dritte der der Ndorobo (Wandorobbo). Den Kikuju und den Kamba befahl Gott, das Land zu bebauen; den Masai gab er die Herden, und die Ndorobo widmeten sich, da sie nichts zu tun hatten, der Jagd. Die Masai zerstreuten sich weithin in die Ebenen wegen der Weideplätze, und dieser Umstand erklärt nach Karoli, warum ihre Sprache abweicht von der der Kikuju und Kamba, die das Bantu reden. Aus diesen Angaben des Missionärs scheint klar zu folgen, daß die Kikuju nur an einen Gott glauben, der auch die Masai und Ndorobo geschaffen hat. Der Gott der Masai und der der Kikuju sind also nicht zwei Götter, sondern derselbe Gott unter verschiedenen Beziehungen.

Gott scheint sich nicht direkt mit dem sittlichen Handeln der Menschen zu beschäftigen. Man kennt weder Himmel noch Hölle. Die Geister strafen das Böse in dieser Welt, und auch dies nicht immer und in allen Fällen. Im allgemeinen verzeihen sie leicht die Übertretungen des Dekalogs, mit Ausnahme von gewissen, durch das sechste Gebot untersagten Handlungen. Dagegen sind sie sehr streng in Bezug auf die Gesetze, Gewohnheiten, Zeremonien und Übungen, die sie der Obhut der Überlebenden hinterlassen haben und deren Zahl fast unendlich ist. Als Sünde gilt dem Kikuju die Verletzung eines Gesetzes, einer Zeremonie oder sonst einer Vorschrift. Die Übertretung (noki) setzt ein Verbot (mokiro) voraus und zieht Strafe (sahu) nach sich. Stehlen, Lügen und Fornikation sind in dieser Definition nicht einbegriffen, diese gelten unter dem Gesichtspunkt der Folgen als gleichgültig (d. h. sie ziehen keine Strafe nach sich; vgl. übrigens weiter unten). Die Sünde der Kikuju kann als Strafe zur Folge haben: Krankheit, Tod und alle Arten von Unglück. Die Krankheit, der Tod und das Unglück haben zur gewöhnlichen Ursache die Sünde, es sind Sahu (Strafen).

Die Sünde gilt als übertragbar, oder genauer, jemand kann die Strafe für die Sünde eines andern erleiden; denn der Sahu ist die Folge eines Noki (verbotenen Handlung). Am häufigsten überträgt die Frau ihre Sünden auf ihre Kinder. Ein Beispiel: ein Mädchen begeht vor der Heirat ein Noki; wird (nach der Heirat) ihr Kind krank, so ist die Krankheit ein Sahu, die Strafe für die Sünde der Mutter. Die Scham wird vielleicht die Mutter verhindern, von ihrer Sünde zu reden, solange es dem Kind gut geht; beim geringsten Unfall aber wird die Mutterliebe obsiegen, und aus Furcht vor dem Tode des Kindes wird sie nun alles tun, was vorgeschrieben ist, um Nachlaß der Sünde zu erlangen. Und solange das nicht geschehen ist, wird sie das Kind nicht, wie gewöhnlich, auf dem Rücken tragen, sondern auf ihren Schoß legen. „Ich habe einen Fall kennen gelernt“, erzählt P. Cayzac, „in dem eine junge

Frau sich mit ihrem kranken Kinde ertränkte, um einem öffentlichen beschämenden Geständnis zu entgehen. Es handelte sich um einen nicht vollendeten Inzest, der von ihrer Seite unfreiwillig war."

Jede Sünde kann nachgelassen werden, es genügt, sie zu bekennen oder zu beichten. Gewöhnlich wird diese Beicht dem Zauberer abgelegt, der die Sünde durch eine Zeremonie austreibt, deren Hauptteil ein Scheinbrechmittel ist. Es gibt auch ein privates, nicht rituelles Bekenntnis. Ein Mann hat einen Ehebruch begangen. Seine Mitschuldige verbietet ihm, davon zu reden. Hätte sie nichts gesagt, so hätte der Mann nicht gesündigt; aber weil sie gesprochen hat, hat er gesündigt. Das ist gewiß sonderbar. Der Mann legt in diesem Fall vor irgend einem Freunde ein Privatbekenntnis ab und ist nun gefeit gegen den Sahu.

Die Kikuju kennen auch den Sündenbock, z. B. für den Fall einer Blutschande. Der Schuldige müßte sterben, aber er bringt als Stellvertreter einen Bock herbei. Man nimmt dann eine schmähliche Zeremonie vor, um die Sünde auf das Tier zu verpflanzen, und tötet es sofort. Der Schuldige ist nun losgekauft.

Bezeichnend für die Übertragung der Sünde ist folgende Begebenheit, die Cayzac erzählt: Als ein christliches Mädchen gestorben war, befahl ich einem heidnischen Arbeiter, das Grab zu graben. Er weigerte sich, das sei ein Noki, welcher seinen Sahu habe. Er war Familienvater und fürchtete, seine Kinder würden angesteckt. Wäre er unverheiratet, so würde das nicht geschehen. Hieraus ersieht man, daß man seine Sünde auf seine Kinder, nicht auf die von anderem Geblüte überträgt. Durch die Zeugung wird man fähig, die Sünde auf die Nachkommen zu übertragen.

Alle Knaben und Mädchen müssen sich der Beschneidung unterziehen, wenn sie ins heiratsfähige Alter kommen. Diese ist die wichtigste und feierlichste Handlung des Lebens. Am Vorabend des großen Tages machen die Kandidaten der Beschneidung dem heiligen Baum, dem Baum Gottes, dem Tempel des Landes, einen Besuch, um Gott anzumelden, daß sie jetzt den Stand der Kindheit verlassen und zur Würde von Männern und Frauen erhoben werden. Außer der Beschneidung besteht noch die Sitte des Zahnausschlagens. Kindern wird ein Schneidezahn weggenommen. Das muß aber vor der Beschneidung geschehen, und zwar durch die Mutter. Solange ein Kind nicht beschnitten ist, darf es kein Eigentum besitzen oder als Eigentümer darüber verfügen. Erbt es etwas durch letztwillige Verfügung oder nach der Entscheidung der Alten, so wird dasselbe einem Vormund anvertraut. Doch hat das Kind das Recht, sich nach der Beschneidung die Güter zurückerstatten zu lassen, die ihm während dieser Zeit gestohlen wurden. Der noch Unbeschnittene kann auch nicht Soldat werden und darf sich nicht an Kriegszügen beteiligen. Auch von den Ausschweifungen, denen sich die beschnittenen jungen Männer schamlos hingeben dürfen, ist er ausgeschlossen. Der religiöse Charakter der Beschneidung ist bei den Kikuju noch nicht ganz verschwunden; man bringt dabei Opfer dar, um die bösen Geister zu versöhnen, nimmt an dem zu Beschneidenden Salbungen vor usw. Am Schluß der Beschneidung findet sowohl bei den Knaben als den Mädchen eine Art Einweihungszeremonie statt, durch die sie

in ihre neuen Standespflichten als Krieger und als Hausfrauen eingeführt werden[1].

Obwohl die Kikuju die Tiere, Bäume, Flüsse usw. als das ansehen, was sie wirklich sind, so glauben sie doch, einige Tiere hätten geheimnisvolle Beziehungen zu den Geistern oder Verstorbenen, so die Hyäne, der Schakal und alle fleischfressenden Tiere der Heide des Kikujugebietes. Auch die Schlange wird, wenn sie ins Dorf kommt, mit Respekt behandelt und mit Milch oder Fett gefüttert. Diese Tiere gelten als Boten der Geister. Sie verkünden gewöhnlich zum voraus zukünftige Übel und mahnen an die den Geistern schuldigen Opfer.

Einige Tiere sind Tapu (interdiziert). Es gibt einen allgemeinen Tapu, der von allen beobachtet wird. Er begreift fast alle unreinen Tiere der Genesis. Außerdem hat jede Familie ihre eigenen Privattapus. Es gibt Tapus für einzelne Individuen; der eine schnupft nicht, der andere trinkt keinen gegorenen Likör usw. Die Verletzung dieser Tapus zieht einen Sahu nach sich, ähnlich wie die Übertretungen anderer Verbote[2].

Der Zauberer spielt eine große Rolle bei den Kikuju. Er ist Priester, Arzt und Wahrsager. Als Priester vollzieht er die hauptsächlichsten privaten und öffentlichen religiösen Zeremonien. Als Arzt besitzt er wirkliche Arzneien, die heilen; oft aber treibt er Schwindel.

Eine eigentliche Regierung scheinen die Kikuju nicht zu haben, abgesehen von der Familie.

Cayzac gibt noch einige Beispiele von Gesprächen, die er mit Eingebornen hielt. Wenn man sie fragt: „Woher wißt ihr, daß es einen Gott gibt?" so antworten sie: „Wir haben das immer gewußt." Als der Missionär einen Beweis verlangte, nahm ein Wilder die Hand des Missionärs, deutete auf die Finger, Nägel, Glieder, Haut und Adern hin und schloß triumphierend: „Und du glaubst, daß der, welcher alles dieses gemacht hat, nicht existiert?" „Man muß gestehen", fügt der Missionär hinzu, „daß wir weit entfernt sind von dem Traum des Animismus, nach dem am Anfang der bewußten Menschheit zuerst

---

[1] Ausführlich beschreibt diese Beschneidung und ihre Bedeutung P. Frid. Bugeau C. S. Sp. im Anthropos VI (1911) 616 ff; ferner C. W. Hobley, Kikuju Customs and beliefs, in The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XL (1910) 442 ff.

[2] In dem schon erwähnten Artikel Kikuju Customs and beliefs (ebd. XL 428) spricht Hobley von den Thahu (ngahu) der Kikuju. Wir wissen nicht, ob dieselben identisch sind mit den Sahu, von denen Cayzac redet, halten es aber für wahrscheinlich. Hobley faßt den Thahu als eine Art Fluch auf, welcher über bestimmte Personen kommt, die in gewisse Lagen geraten oder gewisse Handlungen begehen. Die eigentlichen Verursacher oder Ausführer dieses Fluches sind die Ngoma oder Geister der verstorbenen Ahnen. Um sich von diesen Thahus zu befreien, sind Lustrationen und andere Reinigungszeremonien notwendig, bei denen in wichtigeren Fällen der Medizinmann oder ein Glied des Stammesrates (kiama) mitwirken muß. Die Reinigungszeremonie (tahika) ist fast immer von dem Opfer eines Schafes begleitet, mit dessen Mageninhalt sich der zu Reinigende salbt. In minder wichtigen Fällen wird auch Räucherung zur Reinigung benutzt. Man faßt also die Thahu wohl am besten als gesetzliche Unreinheiten oder Befleckungen auf, die Strafe von seiten der Geister der Ahnen nach sich ziehen, wenn sie nicht rechtzeitig beseitigt werden.

die Seele gezeugt wurde, worauf dann die Seele die Geister und die Geister Gott erzeugt haben sollen.“ [1]

Der Kult der Ahnen oder Geister scheint aus der Idee der Übertragbarkeit der Sünde hervorgegangen zu sein, wie Cayzac meint. Weil die Lebenden durch die Zeugung die Sünde übertragen, schreiben sie diese Macht auch den Ahnen zu und suchen sie nun durch Opfer günstig zu stimmen, indem sie ihnen das geben, was dem Kikuju das Liebste ist, nämlich das Nationalgetränk und Schaffleisch. So ist der Ahnenkult neben der Verehrung Gottes aufgekommen und hat letztere fast ganz in den Hintergrund gedrängt.

Wir haben schon erwähnt, daß die Kikuju den Diebstahl, die Lüge und die Fornikation nicht als Beleidigung Gottes ansehen. Daraus folgt aber nicht, daß sie diese Taten als recht ansehen; im Gegenteil, der Missionär erzählt selbst, daß ihm auf die Frage, ob der Diebstahl eine Beleidigung Gottes sei, geantwortet wurde: „Wenn ich die Kuh dem Peter stehle oder dem Paul lüge oder dem Jakob die Frau nehme, so tue ich ohne Zweifel dem Peter, Paul und Jakob unrecht; aber ich begehe kein Unrecht gegen Gott, weil ich nicht ihm die Kuh stehle usw. [2] Die Kikuju glauben nämlich, daß sich Gott nicht um die sittlichen Handlungen kümmere und deshalb sie auch nicht belohne oder strafe. Sie unterscheiden deshalb genau den Kult Gottes und den der Geister. Die Gesetze der letzteren beobachten sie ängstlich, denn diese können Übel verursachen. Die Gesetze Gottes kennen sie nicht. Sie haben den Begriff der Sünde ganz von Gott losgelöst, weil sie entweder die Idee Gottes und die des Übels nicht miteinander vereinigen können oder weil sie meinen, Gott kümmere sich wenig um die Handlungen der Menschen und habe die irdischen Dinge dem Einfluß der Geister überlassen. Doch bedarf dies einer gewissen Einschränkung. Nach dem schon erwähnten Hobley glauben die Kikuju, daß der Allmächtige (engai) die Handlungen der Ngoma kontrollieren kann, und deshalb gehen sie gelegentlich zu einem heiligen Feigenbaum (mugumo) und bitten Engai, die übelgesinnten Geister daran zu hindern, ihnen zu schaden [3].

Eine eigentümliche Einrichtung der Kikuju, die auch bei den Kamba vorkommt, ist der Kirumi (kerume), eine Art Tapu, der meist von Verboten abstammt, welche die Sterbenden ihren Nachkommen oder Verwandten hinterlassen. Auf den Segen des sterbenden Vaters gibt der Kikuju sehr viel, und die bloße Entbehrung dieses Segens wird den Kindern Unglück bringen. Das ist noch mehr der Fall, wenn der sterbende Vater ein Gebot gibt und dem Übertreter desselben flucht. So ruft z. B. ein sterbendes Familienhaupt seine Kinder zu sich und sagt zum Erstgebornen: „Dieses Ackerfeld soll nicht veräußert werden, und wer diesem Willen zuwiderhandelt, der soll sterben.“ Die Kikuju glauben fest, daß die Übertretung dieses Willens die Erfüllung des Fluches nach sich ziehen würde [4]. Der Kirumi ist nach Hobley der schlimmste Thahu, alle andern Thahus wirken langsam und können durch Reinigung abgewendet werden, der Kirumi aber wirkt schnell, oft noch bevor man Zeit hat, das Übel wieder gut zu machen. Die Wirkung des Kirumi soll von dem Geist

[1] Cayzac im Anthropos 314. [2] Ebd. 315.
[3] Vgl. Hobley a. a. O. XLI (1911) 432. [4] Ebd. 427.

der verstorbenen Person herrühren, die ihn auferlegt hat und dem die Geister der Ahnen der Familie beistehen [1]. — Totems gibt es bei den Kikuju keine.

In Bezug auf die Ahnen ist noch folgende Tatsache beachtenswert. Die Missionäre hatten einen kleinen Affen, der sie durch seine drolligen, menschenähnlichen Manieren oft erheiterte. Die Eingebornen kamen zuweilen, um das kleine Tier zu beobachten, und unser Gewährsmann hörte nicht selten aus ihrem Munde die Bemerkung: „Dieser Affe ist ein Mensch gewesen, der vor langer Zeit in den Wald fliehen mußte, um dort zu wohnen." Sie scheinen also auch an eine Entwicklung des Menschen zu glauben, aber im Sinne einer Entartung. Vielleicht sagt man richtiger, die Kikuju glauben, daß manche Seelen nach dem Tode in gewisse Tiere eingehen.

Der Missionär macht die Bemerkung, die Kikuju seien Anhänger der unabhängigen Moral. Das ist nach seinen eigenen Angaben nicht ganz zutreffend. Richtig ist bloß, daß Gott nach den Kikuju sich kaum um das sittliche Leben der Menschen zu kümmern scheint, wenigstens soweit es sich nicht um die direkten Pflichten gegen ihn selbst handelt. Dagegen kümmern sich die Geister um so mehr um das Verhalten der Menschen und strafen das Böse, allerdings nur mit zeitlichen Strafen: Krankheit und Tod.

Auf den ersten Blick scheinen die Kikuju keine Scham zu haben. Das ist aber eine Täuschung. Alles, was sich auf die Zeugung bezieht, gilt ihnen als heilige Sache. Ein Kind, welches z. B. beim Spielen seinen Vater indezent berührte, würde sofort aufgegeben und einem andern überliefert werden; ein Tier (Ziege oder Schaf) würde in demselben Fall getötet werden; eine Frau wäre verpflichtet, zu beichten und Lossprechung zu erlangen. Die Lossprechung würde dem Mann verweigert werden, der den Schoß seiner Frau berührt hätte; dieses ist eine von wenigen Sünden, die nicht nachgelassen werden. Diese Tatsachen beweisen, daß die Kikuju ein sehr reelles Gefühl der Scham haben, eine ehrfurchtsvolle Achtung vor allem, was die Zeugung betrifft. Sonst machen sich die Männer aus der Nacktheit nichts, sind vielmehr darauf stolz und sagen: „Wir sind keine Weiber."

5. Die Wasanja.

Südlich von den Gallas und westlich von den Somali wohnen nicht fern von den Ufern des Sabakiflusses die Wasanja (Wa-Sania). Über diesen Stamm berichtet Captain Barrett, der sich lange als Beamter in seinem Gebiete aufgehalten hat [2]. Lange Zeit standen die Wasanja unter der Herrschaft der Gallas. Sie zerfallen in zahlreiche Klans, von denen die Gamada, die Illani und die Gulu die einflußreichsten sind. Früher hatten sie eine eigene Sprache, heute haben sie dieselbe vergessen und reden die Gallasprache. Sie trinken das Blut aller größeren Tiere, wie der Elefanten, Rhinozeros, Büffel, Kühe, Schafe usw.

Ein Mädchen lebt im Hause ihrer Eltern bis zu ihrer ersten Menstruation. Sobald sich die Zeichen derselben einstellen, muß sie sofort das Haus verlassen

[1] Hobley, Kikuju Customs and beliefs, a. a. O. XLI (1911) 429.
[2] Im Journal of the Royal Anthropological Institute usw. XLI (1911) 29.

und darf erst zurückkehren, wenn sie vorüber ist. Sie bleibt dann im Hause unter der Pflege der Mutter und darf jetzt kein männliches Wesen sehen. Wenn sie notwendig das Haus verlassen muß, hüllt sie sich in ein großes Tuch, so daß die Auswärtigen ihr Gesicht nicht sehen können. Nach der ersten Menstruation wird sie mit verschiedenen Salben eingerieben und erhält neue Kleider, Perlen und Messingringe um die Arme. Von jetzt an wohnt sie nicht mehr im Hause der Eltern, sondern in einem eigenen Hause, in dem sich auch die andern gleichalterigen Mädchen aufhalten. Dort bleibt sie bis zur Heirat. Wenn die Knaben etwa fünf Jahre alt werden, müssen sie im Freien bleiben, nur wenn es regnet, dürfen sie im Hause der Eltern schlafen, und wenn sie krank werden, bringt man sie in einer eigens für sie erbauten Hütte unter. Schon vor der Heirat ist es den Knaben und Mädchen gestattet, in schimpflicher Berührung miteinander zu schlafen, doch darf es nicht zur copula kommen. Blutsverwandte dürfen einander nicht heiraten.

Die Wasanja leben in Polygamie, doch darf kein Mann mehr als drei Frauen haben, da man annimmt, daß er eine größere Zahl nicht ernähren kann. Die Frauen werden gekauft. Will ein junger Mann ein bestimmtes Mädchen heiraten, so sagt er es seinem Vater. Dieser begibt sich nun mit etwa drei Pfund Tabak und einem kleinen Fäßchen Honig zum Vater der Erkorenen und teilt ihm das Anliegen seines Sohnes mit. Willigt das Mädchen ein, so kehrt er heim und sendet von jetzt an dem Vater der Braut etwas Tembo (einheimisches Bier). Ist dieser zufriedengestellt, so läßt er dem Vater des Brautwerbers wissen, er sei damit einverstanden, daß die Heirat stattfinde. Dieser schenkt nun dem Brautvater 40 Rupien (früher 80 Hand Wollentuch) und eine bestimmte Quantität Bier, und beide setzen miteinander den Hochzeitstag fest. In der Frühe des bestimmten Tages bauen die Frauen des Dorfes der Braut eine Hütte aus Stangen und Gras, in die die Braut und der Bräutigam einziehen, beide gesalbt und festlich geschmückt. Die Braut nimmt eine Kokosnußschale voll Honig mit sich. Die Freundinnen der Braut begleiten diese in das Haus und schlafen einige Tage dort mit ihr; nachher bleiben die jungen Ehegatten allein. Am achten Tage gießt die Braut den Honig in ein irdenes Gefäß, mischt ihn mit Wasser und gibt ihn allen Kindern des Dorfes. Während dieser Zeit darf der Mann der Frau nicht kohabitieren. Er bleibt in ihrem Dorfe, bis ihm das erste Kind geboren wird, dann kehrt er mit Frau und Kind in sein Dorf zurück. Nach der Geburt des Kindes muß der Mann dem Schwiegervater einen Elefantenzahn schenken. Am Hochzeitstage finden Festlichkeiten und Tänze statt [1].

Bei den Wasanja hat jede Frau ihre eigene Hütte. Während der Menstruation, in der letzten Periode der Schwangerschaft und nach der Geburt des Kindes bis zur Entwöhnung desselben und während der Jagd darf der Mann nicht mit der Frau verkehren, das würde, wie man glaubt, dem Kinde schaden oder sonst Unglück bringen. Wenn ein Mann einen Freund besucht, gestattet ihm dieser gewöhnlich eine Nacht bei einer seiner Frauen zuzubringen. Beim Tode eines Mannes werden seine Witwen das Eigentum seines ältesten Bruders.

---

[1] Ebd. 30—31.

Hat dieser schon drei Frauen, so tritt er die Witwen andern ab, aber alle Kinder, die sie gebären, gehören ihm.

In der Regel werden Weiber und Kinder gut behandelt. Mißhandelt ein Mann seine Frau, so nehmen sie ihr Vater oder ihre Verwandten zu sich, doch kann er sie wieder erhalten, wenn er ihren Verwandten Bier schenkt und die Frau in Zukunft besser zu behandeln verspricht. Wenn eine Frau ihren Mann verläßt, braucht ihm der Vater die für sie erhaltenen Güter nicht zurückzugeben; nur wenn sie sich wieder verheiratet, muß der neue Ehegatte ihrem früheren Mann so viel Güter geben, als dieser für sie bezahlt hatte. Heiratet sie nicht, so gehören alle Kinder, die sie etwa erhält, ihrem Manne.

Alte Leute werden mit Ehrfurcht behandelt. Kinder sind bei den Wasanja sehr begehrt. Nach der Geburt des ersten Kindes bleibt die Mutter drei Wochen im Hause und verläßt dasselbe nur im Fall der Not; geht sie aus, so bedeckt sie das Gesicht mit einem Tuch. Nach der Geburt des zweiten und dritten Kindes bleibt sie nur zwei Wochen im Hause und nach der Geburt weiterer Kinder nur eine Woche. Während dieser Zeit der Absonderung darf die Mutter nur mit Wasser vermischten Honig genießen. Am Tag, wo sie zum erstenmal die Hütte wieder verläßt, findet ein Tanz statt und erhält das Kind einen Namen. Das erste männliche Kind erhält immer den Namen des Großvaters väterlicher Seite und das erste weibliche den der Großmutter väterlicher Seite; auch die andern Kinder erhalten ihre Namen nach bestimmten Regeln. Kinder, die mit den Füßen zuerst zur Welt kommen, werden hinausgetragen und im Busch ihrem Schicksal überlassen. Die Knaben werden im Alter von drei oder vier Jahren beschnitten. Das Ausschlagen oder Feilen der Zähne ist bei den Wasanja nicht im Gebrauch, wohl aber werden den Knaben, wenn sie etwa 2½ Jahre alt sind, die Ohrlappen durchbohrt und den Mädchen im selben Alter die Ohrlappen und die Ohrspitzen.

Jeder Klan hat sein besonderes Erkennungszeichen für sein Eigentum und außerdem jedes Glied desselben ein solches für sein Sondereigentum. Sie halten sehr darauf, ihre Erkennungszeichen auf den Pfeilen anzubringen, damit man, im Fall daß ein Tier nach der Verwundung verende, genau wisse, wer es getötet und folglich der Eigentümer desselben sei. Wenn jemand einen Elefanten verwundet, der nachher an der Wunde verendet, und ein anderer Mann findet das tote Tier und stiehlt die Zähne, so geht der erstere, sobald er vom Diebstahl hört, zum Diebe und fordert ihn auf, das Gestohlene herauszugeben. Leugnet dieser den Diebstahl, so muß er mit dem Ankläger zur Stelle gehen, wo der Elefant verendete, dann seine rechte Hand auf den Schädel desselben legen und sprechen: „Wenn ich die Zähne gestohlen, die dem Ankläger gehören, so möge ich sterben." Die Wasanja fürchten diesen Eid sehr, so daß der Dieb es gewöhnlich vorzieht, anstatt den Eid abzulegen das gestohlene Eigentum herzugeben. Findet jemand einen toten Elefanten mit einem Pfeil eines andern darin, so sagt er es diesem und erhält je nach der Größe des Zahnes eine Belohnung von 2 bis 20 Rupien. Das Fleisch des toten Tieres ist Gemeineigentum.

Das Eigentum des Vaters wird von den Söhnen geerbt; der älteste Sohn erhält einen größeren Anteil als die jüngeren. Sind keine Söhne vor-

handen, so geht die Erbschaft an den ältesten Bruder des Verstorbenen. Frauen erben nie. Früher besaßen die Wasanja Sklaven, die sie von den Arabern kauften; dieselben wurden aber fast wie Freunde behandelt und durften sich frei mit Wasanja verheiraten. Kinder von Eltern, von denen ein Gatte Sklave war, waren den andern Kindern gleichgestellt[1].

Die Wasanja essen keine Fische, auch keine fleischfressenden Tiere noch Affen, Strauße oder den Magen des Elefanten oder Rhinozeros. Frauen dürfen kein Schweine- oder Zebrafleisch essen. Da die Leute keine Vorräte für die Zukunft aufspeichern, leiden sie oft Hunger. Das Bier wird aus Honig und Palmsaft bereitet. Männer und Frauen essen getrennt. Die Kinder beiderlei Geschlechts essen zusammen, bis sie etwa zwei Jahre alt sind, von da an essen die Knaben mit dem Vater, die Mädchen mit ihrer Mutter.

Stirbt jemand, so wird seine Leiche im kalten Wasser gewaschen, und zwar von einer Person desselben Alters und Geschlechtes mit dem Verstorbenen. Dann wird sie in ein weißes Tuch gehüllt, auf eine Grasmatte gelegt und von Männern zum Grabe im Gebüsch nahe beim Dorfe getragen. Dort wird zuerst die Matte, dann die Leiche ins Grab gelegt, diese wieder mit einer Matte zugedeckt und schließlich das Grab mit Erde zugeschüttet. Bevor man die Leiche ins Grab legt, werden ihr alle Schmucksachen abgenommen. Im Grabe werden die Männer auf ihre rechte und die Frauen auf ihre linke Seite gelegt. Totgeborne Kinder und solche, die sterben, bevor sie acht Tage alt sind, werden von den Frauen im Hause begraben, die Männer sind dabei nicht zugegen. Für die erwachsenen Toten dauert die Trauer zwei bis sieben Tage. Beim Tode eines Erwachsenen wird die Hütte abgebrochen, früher wurde das ganze Dorf verlassen, diese Sitte ist aber heute abgekommen. Alle Männer, die sich beim Begräbnis beteiligen, müssen sich Hände und Füße waschen. Captain Barrett[2], unser Gewährsmann, behauptet, „die Wasanja glauben an keinerlei Auferstehung“. Sollte damit auch jeder Glaube an ein Fortleben nach dem Tode geleugnet sein, so zweifeln wir an der Richtigkeit dieser Behauptung. Schon die sorgfältige Art der Bestattung wäre unerklärlich, wenn die Wasanja meinten, der Mensch habe dasselbe Ende wie das Tier. Und warum reißt man das Haus der Toten nieder? Warum verließ man früher das ganze Dorf? Das kann wohl nur aus Angst vor dem Geist des Toten hervorgehen. Wir besitzen leider keine Nachrichten von Missionären, die lange unter diesem Volke gearbeitet haben. Jedenfalls müßte die Sache noch näher erforscht werden.

Tötet ein Mann einen andern, so muß er den Verwandten des Verstorbenen eine weibliche Person geben, wird ein weibliches Wesen getötet, so müssen den Verwandten zwei weibliche Personen gegeben werden. Weigert sich der Mörder zu bezahlen, so wird er in derselben Weise umgebracht, wie er sein Opfer getötet hat. Verübt eine Frau einen Mord und ihr Mann weigert sich, die Strafe zu bezahlen, so wird er getötet, die Frau aber geht straflos aus. Gelingt es einem Mörder zu entweichen, so wird sein nächster Verwandter auf-

---

[1] Barrett im Journal of the Royal Anthropological Institute usw. XLI (1911) 32—33.

[2] Ebd. 34.

gefordert, die Strafe zu bezahlen; tut er es nicht, so wird er getötet. Hat der Mörder keine männlichen Verwandten, so wird sein Klan aufgefordert, zu bezahlen; weigert er sich, so wird eines seiner männlichen Glieder getötet. Bezahlt ein Mörder die Strafe, so kauft er ein Schaf und tötet es. Man veranstaltet ein Fest, bei dem alle männlichen Verwandten des Toten und andere zugegen sind. Sobald das Schaf getötet ist, schneidet ihm der Mörder den Magen auf, und alle anwesenden Angehörigen des Mörders und des Toten tauchen ihre linke Hand in das Blut im Magen des Tieres, und jeder Klan sprengt das Blut über die Glieder des andern Klans.

Die Wasanja schließen die Blutbruderschaft nur mit den benachbarten Wagiriama[1]. Eine Ziege wird von einer Partei an die Stelle gebracht, wo die Zeremonie stattfinden soll. Der Giriama ergreift die Ziege bei den Hinterfüßen, der Musanja bei den Vorderfüßen, und der Vater eines der beiden schneidet dem Tier mit einem Messer den Hals durch. Die kontrahierenden Teile setzen sich einander gegenüber auf den Boden, und jeder macht dem andern zwei Einschnitte in das Brustbein, so daß Blut fließt. Der, welcher die Ziege getötet, nimmt inzwischen die Leber des Tieres, brät sie am Feuer, schneidet zwei Stücke davon und überreicht je eines den beiden Kontrahenten. Jeder von beiden reibt das Stück Leber an dem Blut seiner Brust und übergibt dasselbe dem andern, indem er ihm verspricht, ihn in Zukunft als seinen Bruder anzusehen. Jeder verzehrt nun das mit dem Blute des andern berührte Stück. Damit ist die Zeremonie beendet.

Die Wasanja haben einen Oberhäuptling, der das ganze Volk regiert, außerdem hat jeder Klan einen Häuptling. Der Oberhäuptling ist ein Glied des Gamada-Klans. Beim Tode des Häuptlings geht seine Würde an seinen ältesten Bruder und, wenn er keinen Bruder hat, an seinen ältesten Sohn. Ist der Nachfolger noch minorenn, so erwählen die Alten einen Mann, der bis zur Großjährigkeit des Erben die Geschäfte versieht. Dem Häuptling steht ein Rat der Alten zur Seite, aber er selbst gibt schließlich die Entscheidung. Der neue Häuptling tritt seine Würde bei der ersten Mondabnahme nach dem Tode des Vorgängers an. Bei dieser Gelegenheit tötet er mit eigener Hand einen Ochsen, und dann wird getanzt und gefestet. Alle Anwesenden essen von dem Fleisch, aber die jungen Leute tanzen und trinken nicht.

Von den religiösen Anschauungen berichtet Barrett wenig. Er sagt: „Die Wasanja behaupten, Gott habe zuerst einen Mann geschaffen, der lange Zeit allein lebte. Während dieser Periode seines Daseins entstand eine siebentägige Finsternis, gegen deren Ende er sich sehr einsam fühlte und Gott um einen Gefährten anflehte. Nachdem er zu Gott gebetet hatte, streckte er seine Hand aus und fühlte, daß etwas neben ihm liege, und am achten Tage, als die Finsternis verschwunden war, sah er, daß Gott ihm eine Frau als Gefährtin gebracht hatte.“[2]

Wenn jemand einen Teil seines Körpers, z. B. einen Arm oder ein Bein verliert, so wird derselbe begraben. Verliert ein Kind seine Milchzähne, so

---

[1] Über die Wagiriama vgl. The Journal of the Royal Anthropological Institute XLI (1911) 20 ff. [2] Ebd. 36.

stellt es sich mit ausgespreizten Beinen im Dorfe auf, verneigt sich und wirft den Zahn zwischen die Beine durch, indem es dabei spricht: „Geh zu dem Platz, von dem wir beide kamen, als ich geboren wurde.“ Bei einem Erdbeben halten die Wasanja einen Tanz, bei dem Männer und Frauen viel Bier trinken; ein Feuer wird angezündet und wohlriechender Weihrauch darauf gelegt als Opfergabe, um den Zorn Lafatamunuks, eines Teufels, der im Mittelpunkt der Erde lebt, zu besänftigen. Ohne dieses Opfer, sagen sie, würde Hungersnot entstehen. Der Donner entsteht nach ihnen dadurch, daß Gott über die Spitzen der Wolken dahinfährt und dabei das getrocknete Fell eines ungeheuren Tieres schüttelt. Sie glauben, daß Gottes Weib zuzeiten ihre Arme schwingt und der Blitz das Leuchten der Schmucksachen ist, die sie an denselben trägt.

Bevor der Mann heiratet, darf er den Bart nicht wachsen lassen. Die Wasanja machen keine Eisenwerkzeuge. Messer und Pfeilspitzen kaufen sie von Suaheli und andern. Untereinander treiben sie keinen Handel, wohl aber mit den Wagiriamas, Suahelis usw., denen sie gegen Rupien oder Nahrungsmittel Elfenbein und Harz verkaufen. Größere und ständige Dörfer existieren nur zwei oder drei, in der Regel bauen die Wasanja keine dauernden Wohnungen. Ihre Hütten sind klein, rund und aus Gras und Ästen errichtet [1].

Von ihren Traditionen sei noch erwähnt, daß sie glauben, früher seien die Menschen nicht gestorben, bis eine Eidechse erschien und ihnen sagte: „Ihr wisset, daß der Mond stirbt und wieder aufersteht, aber die Menschen werden sterben und nicht wieder auferstehen.“ Von diesem Tage fingen die Menschen an zu sterben. Diese Legende hat selbstverständlich mit dem Fortleben nach dem Tode nichts zu tun, da sie sich in verschiedener Form bei zahlreichen Völkern findet, die zweifellos an die Unsterblichkeit der Seele glauben. — Nach einer andern Sage redeten einst alle Stämme auf Erden nur eine einzige Sprache, aber während einer großen Hungersnot wurden alle rasend und zogen, sonderbare Worte ausstoßend, nach verschiedenen Richtungen, und so sind verschiedene Sprachen entstanden [2].

6. Die Suk und die Turkana im Baringo-Distrikt.

Der Baringo-Distrikt dehnt sich vom Südufer des Rudolfsees bis zum Südende des Hanningtonsees von Nord nach Süden aus. Hier wohnen die Stämme der Njamus, Turkan, Suk, Kamasia, Chebleng und Ndo. Wir geben hier eine kurze Charakteristik der beiden Stämme der Suk und der Turkana [3].

1. Die Suk. Suk ist der Name, den die Masai einem der oben genannten Stämme der Eingebornen geben. Diese nennen sich selbst Bawgott. Ein Teil derselben sind ein nomadisierendes Hirtenvolk, die andern treiben Ackerbau. Die ersteren halten sich in dem Hügelland am Kerio, die letzteren

[1] Ebd. [2] Ebd. 37.

[3] Nach den Angaben von K. R. Dundas, Notes on the tribes inhabiting the Baringo District, East Africa Protectorate, im Journal of the Royal Anthropological Institute XL (1910) 49 ff.

leben in den Ebenen westlich davon. Beide werden in verschiedene Gruppen mit verschiedenen Namen eingeteilt: die Kapuku, Schok, Mahan usw. Alle sprechen, mit geringen Dialektverschiedenheiten, dieselbe Sprache, die jener der Nandi sehr ähnlich ist.

Der ganze Stamm der Suk zerfällt in verschiedene Klans oder orten (Singular: oro), von denen jeder sein Totem hat, und die Heiraten unter Leuten vom selben Totem sind verboten. Die Kinder erben das Totem des Vaters. Einige Klans haben den Frosch, andere den Büffel, andere den Löwen, die Hyäne, ein Klan hat die Sonne, zwei Gott und den Regen (Ellal) zum Totem.

Alle verheirateten Männer werden nach dem Tode begraben; die Frauen, mit Ausnahme der ganz alten, die Mütter einer zahlreichen Nachkommenschaft sind, werden hinausgeworfen zur Speise der Hyänen. Die Hütte des Toten wird verlassen, bleibt aber stehen. Hat der Verstorbene Herden besessen, so wird er im Schaf- oder Viehkraal begraben, sonst in der Nähe der Hütte. Die nomadischen Suk verlassen immer den Ort, wo einer gestorben, die Bergsuk tun das aber nicht immer. Mit dem verstorbenen Mann begräbt man immer eine mit Milch, Tabak usw. gefüllte Milchflasche, die er im Leben zu gebrauchen pflegte. Beim Begräbnis wird immer eine schwarze oder rote Ziege geschlachtet und am Grabe gegessen; die Knochen des Tieres und der Inhalt des Magens werden auf den Grabhügel geworfen. In den Bergen besitzt jede Gemeinde einen Unternehmer, zu dessen Geschäft es gehört, die Leichen hinauszutragen und ins Grab zu legen. Gewöhnlich ist es ein alter Mann; er erhält als Lohn für seine Arbeit eine Ziege oder wenigstens die Schmucksachen und Kopfbedeckung des Toten; sonst werden die letzteren unter die Verwandten des Toten verteilt. In jedem Fall aber werden sie erst hergegeben, wenn ein voller Monat nach dem Tode abgelaufen ist und sie durch Lustrationen mit Milch von der Gegenwart des toten Mannes gereinigt wurden[1].

Die Beschneidung der Knaben findet im Juli statt, die der Mädchen etwa drei Wochen später. Die Knaben werden in Hütten im Walde fern vom Dorfe abgesondert und von einigen alten Männern behütet und gepflegt. Keine Frau und kein junger (unbeschnittener) Knabe darf sich während dieser Periode, die zwei bis drei Monate dauert, ihnen nahen. Die Mädchen werden im Dorfe selbst in Hütten abgesondert und nur von alten Frauen bedient. Kein Mann und kein junges Mädchen dürfen ihnen nahe kommen.

Freie Liebe herrscht unter den Knaben und Mädchen, die ihre verabredeten Zusammenkünfte im Busch veranstalten; der Ehebruch aber gilt als sehr schweres Verbrechen, und der Schuldige kann von dem Klan des Beleidigten seines ganzen Eigentums beraubt werden. Gewöhnlich jedoch darf er sich loskaufen, indem er einen oder zwei Ochsen schlachtet und den beleidigten Gemahl und dessen Freunde zu einem Fest einladet. Oft, wenn kein direkter Beweis für den Ehebruch, sondern nur begründeter Verdacht von seiten des Ehemannes vorliegt, wird die Angelegenheit durch einen Zweikampf mit Stöcken zwischen dem Ehemann und dem mutmaßlichen Übeltäter beigelegt.

---

[1] Dundas, Notes on the tribes usw. XL (1910) 59—60.

Nach der Niederkunft einer Frau darf ihr Mann wenigstens zwei Monate lange nicht die Hütte betreten, und bis zur Entwöhnung des Kindes darf er keinen Umgang mit ihr haben, und zuvor muß sich die Frau noch einigen Reinigungszeremonien unterwerfen. Die Geburt von Zwillingen wird als ein Unglück angesehen, und der Vater derselben muß notwendig alle Leute zu einem Feste einladen, bei dem viel getanzt und am Schluß die Schicksalsgeister (fates) durch ein Gebet der Versammelten für die Mutter und die Kinder versöhnt werden. Wollte man dies unterlassen, so würden die Kinder sterben, und die Mutter würde hinsiechen. Wie abergläubisch in dieser Beziehung die Suk sind, geht daraus hervor, daß eine Kuh, die Zwillinge wirft, sofort mit diesen geschlachtet werden muß.

Bei der Heirat erhält die Frau von ihrem Mann einen bestimmten Betrag vom Eigentum, wenn er dazu im stande ist. Dieses Eigentum wird bei seinem Tode zu gleichen Teilen unter seine männlichen Kinder verteilt. Das übrige Eigentum des Vaters wird unter die Söhne in der Weise verteilt, daß der älteste den größten und die übrigen einen ihrem Alter entsprechenden Anteil erhalten. Witwen werden das Eigentum des Bruders des Verstorbenen, und wenn kein Bruder vorhanden ist, das Eigentum seines Klans. Der Kaufpreis für eine Schwester wird, wenn der Vater tot ist, unter die Brüder verteilt; die Vollbrüder erhalten einen größeren Anteil als die Halbbrüder.

Religion. Gott wird von den Suk Ellap (oder vielleicht Ellal = Regen) genannt. Er ist im ganzen ein wohlwollender Gott und sendet Regen. Außerdem haben die Suk noch einen andern Gott (oder vielmehr Geist?), den Gott der Unterwelt, da man oft in der Ferne Rauch aus dem Boden aufsteigen sieht und auch Schafe, Ziegen und Leute, die diesen Stellen nahekommen, verschwinden. Die Heimat dieses Gottes der Unterwelt ist beim Berge Alongol, wo ein Strom aus dem Boden hervorkommt und gelegentlich ein sonderbares Geräusch vernommen wird. Endlich gibt es noch einen dritten Gott; er heißt Kerial und ist der Gott des Donners. Die Suk halten oft Gebetsversammlungen ab; kommt z. B. der weiße Mann, um die Hüttensteuer zu sammeln, so halten sie zuerst ihren gewohnten Tanz (ngoma) und bitten Gott inbrünstig, das Herz des Steuereinnehmers zu erweichen und ihn zu milder Behandlung der Leute zu stimmen. Gott kann also nach ihrem Glauben die Herzen der Menschen wenden. Auch bei Krankheitsfällen halten sie eine Gebetsversammlung ab. Man schlachtet für den Kranken einen Ochsen oder einige Schafe und Ziegen und betet dann also zu Gott: „Wenn die Krankheit vom Regen oder von der Erde oder von dir selbst kommt, so nimm sie hinweg.“ Ein alter Mann, der in der Mitte steht, spricht die Gebete, und die andern, die im Kreise um ihn herum hocken, antworten von Zeit zu Zeit in einem tiefen Chorus.

Bei einem Tanze ahmen die Suk den Wassergeist nach, der einen ertrinkenden Mann ergreift, bei andern Tänzen ahmen sie Tiere oder Jagd auf Tiere nach.

Die Suk „sind außergewöhnlich wahrheitsliebend und ehrlich, jedoch von einem sehr reizbaren Temperament und im Umgang mit ihren Feinden zu Verrätereien geneigt; so hat Lowalan, ein großer Sukkrieger bei einer Gelegenheit

seine Feinde zu einer Verhandlung eingeladen und sie dann verräterisch niedergemetzelt.“ [1]

2. Die Turkana werden nach Dundas [2] oft als den Suk nahe verwandt hingestellt, sie sind aber doch sehr von ihnen verschieden, nicht nur in ihrem Körperbau, sondern auch in ihren Gebräuchen. Während die Suk die Beschneidung üben, kommt sie bei den Turkana gar nicht vor. Die Suk sprechen einen Dialekt der weichen Nandisprache; die Turkanasprache dagegen ähnelt sehr der der Masai, ist rauh und reich an Kehllauten. Die Suk essen viele Arten von Wild nicht, die Turkana dagegen essen ungefähr alles mit Ausnahme von Hyänen und Schlangen.

Die Turkana bestehen aus einer größeren Anzahl von kleinen Stämmen, von denen jeder seinen eigenen Häuptling hat; einen Oberhäuptling gibt es nicht. Sie haben auch, wie es scheint, keine Medizinmänner. Sie zerfallen in zahlreiche Klans, bei denen man aber keinen Totemismus entdecken konnte. Die Klans sind exogam. Der Klan der Ngaruwo ist der Klan der Regenmacher. Das Leben der Turkana umfaßt drei Perioden; die erste ist die der Knaben (nidue), die zweite die der Krieger (egile), die dritte die der alten Männer (kasikou). Die Krieger werden wieder in Generationen eingeteilt, so daß jeder nach etwa fünf Jahren in eine andere Generation eintritt und damit einen neuen Standesnamen erhält. Wenn der Turkana ein alter Mann wird, heißt er oppa und ist berechtigt, eine eigene Kopfbedeckung zu tragen. Auffallend ist, daß die Turkana bis ins hohe Alter behende, rüstig und kampffähig bleiben; zum Teil wird das ihrer Enthaltung von gegorenem Likör zugeschrieben, der bei ihnen gänzlich unbekannt ist.

Unter den Nichtverheirateten der beiden Geschlechter herrscht nahezu freie Liebe, selbst alte Männer haben ihre Geliebten, mit denen sie während der Nacht im Busch zusammenkommen. Die Eltern haben nichts dagegen, daß ihre Tochter einen Liebhaber besitze, vorausgesetzt, daß er reich genug ist, um die Entschädigung zu bezahlen, wenn das Mädchen schwanger wird. Tritt dieser Fall ein, so wird sie gefragt, wer ihre Liebhaber seien, und weigert sie sich, so wird sie geschlagen, bis sie gesteht. Jeder von diesen Liebhabern, wie viele ihrer auch seien, muß dann dem Vater des Mädchens dreißig Stück Vieh bezahlen; das Kind gehört dem Vater des Mädchens.

Der Kaufpreis für eine Frau ist sehr hoch und besteht zunächst in zwanzig Stück Vieh und dreißig Donkeys für die Mutter der Braut. Der Preis muß vor der Hochzeit bezahlt werden; sodann erhält der Brautvater dreißig Stück Vieh und eine große Zahl von Kamelen, Donkeys, Schafe und Ziegen; und jede seiner andern Frauen fünf Stück Vieh und endlich jeder Bruder und jede Schwester der Braut zwei Stück Vieh. Ist der Bräutigam nicht im stande, alles auf einmal zu bezahlen, so kann er dies — wenn die Brauteltern einwilligen — ratenweise bezahlen. In diesem Falle zieht er in das Dorf des Schwiegervaters, wo er mit seiner Frau und seinen Kindern auf Kosten ihrer Eltern lebt, bis die letzte Bezahlung erfolgt ist. Nach der Ehe darf eine Frau nicht mehr den Kraal ihres Vaters betreten, bis er ein paar Ochsen geschlachtet

[1] Dundas, Notes on the tribes usw. XL (1910) 61. [2] Ebd. 66.

und ein großes Fest veranstaltet hat, zu dem die ganze Nachbarschaft eingeladen wird.

Da der Brautpreis so hoch ist, so ergibt sich von selbst, daß der Ehebruch als ein sehr schweres Verbrechen gilt; wird der Schuldige erwischt, so wird er von der ganzen Gemeinde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Gelingt es ihm, sich zu verbergen, so werden alle seine Güter oder, wenn er arm ist, seine Frauen oder, wenn er alt ist, seine heiratsfähigen Töchter dem beleidigten Ehemann zugesprochen. Nach Ablauf von fünf Jahren darf der Flüchtling heimkehren, aber bis an sein Lebensende kann die Familie des geschädigten Ehemannes alles Eigentum, das er etwa erwirbt, in Beschlag nehmen. — Ist die ehebrecherische Frau alt, so geschieht ihr nichts; ist sie kinderlos, so wird sie ihrem Vater zurückgegeben, der den Heiratspreis zurückbezahlen muß; hat sie schon Kinder, so trennt sich der Mann von ihr, gestattet ihr aber, um der Kinder willen im Dorfe zu bleiben. Infolge dieser Strenge sind Ehebrüche selten.

Zwillinge werden als ein Unglück betrachtet, und sehr oft wird einer derselben getötet; die, welche am Leben bleiben, erhalten irgend ein Zaubermittel oder Amulett, das sie bis ans Ende des Lebens am Halse tragen müssen, um die bösen Folgen der Zwillingsgeburt zu hindern.

Begräbnis. Alle verheirateten Männer und sehr alten Frauen werden begraben; unverheiratete und kinderlose Frauen werden in den Busch geworfen und mit Gras bedeckt. Junge Frauen und Frauen im mittleren Alter läßt man in der Hütte, die abgebrochen und über die Leiche geworfen wird; dann wird das Dorf an eine andere Stelle verlegt. Alte Leute werden gewöhnlich im Kraal begraben, mit Dornen bedeckt und mit einer Umzäunung umgeben. — Die Leichen werden in einem schmalen Graben beerdigt; zugleich legt man Blut, Fleisch, Milch, Wasser, Tabak usw. daneben. Beim Begräbnis wird ein Schaf oder sonst ein Haustier, je nach der Bedeutung des Verstorbenen, geschlachtet und von allen Gegenwärtigen, die in einem Kreise um das Grab herumsitzen, verzehrt. Die Knochen und die unverdaute Nahrung im Magen des Tieres werden auf das Grab gelegt. Solange das Dorf an derselben Stelle bleibt, wird dem Toten immer Speise hingelegt, und so oft man ein Fest feiert, wird Fett auf das Grab gegossen. Ist der Verstorbene eine wichtige Persönlichkeit, so wird die Leiche vor dem Begräbnis mit Fett gesalbt, und statt der Dornen werden Steine auf das Grab gelegt, zu dem die Verwandten jährlich einmal kommen, um einen Ochsen zu opfern. Über das Grab zu schreiten, bringt Unglück.

Was Dundas über die Religion berichtet, ist sehr dürftig. Die Turkana haben, sagt er, zwei Götter; der eine heißt Agipie, wohnt in den Wolken und ist ein wohlwollender Gott; der andere — dessen Namen wir nicht erfahren — hat seine Wohnung in Felsen, Bergen, Flüssen und in der Unterwelt, wo er Vieh, Schafe und Ziegen und Leute besitzt, die man zuweilen reden hört. Einst besuchte ein Mann diese Unterwelt und sah Herden und Leute und sogar seine eigenen Kinder. Dieser Gott (?) ist böse und ist schuld, wenn Leute oder Vieh ertrinken oder vom Blitz erschlagen werden. Beim Gewittersturm kämpfen die beiden Götter und zuweilen schleudert der eine, zuweilen der andere den Blitz.

Im Unterschied zu den Suk gelten die Turkana als verlogen und unehrlich.

7. Die Kavirondo.

Kavirondo heißt das Territorium, das sich vom nordöstlichen Ufer des Nyansa bis zur Provinz Usoga ausdehnt. Es wird von zwei verschiedenen Rassen bewohnt: von Bantunegern, deren Sprache mit der der Baganda übereinstimmt, und den nilotischen Kavirondo, die von der gleichen Herkunft sind wie die Lurstämme des Niltales. — Trotz dieser Verschiedenheit der Sprache und des Ursprungs sind die Stämme doch einander in Sitten und Gebräuchen fast ganz ähnlich, namentlich gilt dies rücksichtlich der religiösen Anschauungen [1].

Viele Kavirondo gingen früher ganz nackt und schienen sich auch in Gegenwart von Europäern ihrer Nacktheit nicht zu schämen. Andere, namentlich die verheirateten Frauen, tragen einen Gürtel mit einem kleinen Schurz, der das Notwendigste bedeckt. Cunningham [2] erzählt, bei seiner Ankunft im Land der Kavirondo seien die Leute ganz nackt gewesen. Als sie aber die Hosen der Karawanenträger sahen, machten einige Mädchen eine Art Gürtel aus Grashalmen und hingen vorn ein Blatt daran. Sie erkannten also richtig den Zweck der Hosen und hatten ein dunkles Gefühl davon, daß es unpassend sei, vor Fremden ganz entblößt zu erscheinen. Nach Johnston scheinen die verheirateten Frauen immer eine notdürftige Schamhülle getragen zu haben. Trotz dieser kompletten Nacktheit der Männer und der unverheirateten Mädchen sind die Kavirondo, wie Johnston bemerkt, für Neger „ein sittliches Volk und verabscheuen jede wirkliche Unanständigkeit. Nur bei ihren Zeremonientänzen kommen anstößige Handlungen vor, jedoch geschieht das nicht in ausschweifender Absicht, da die pantomimische Gebärde nur ein ritueller Gebrauch ist, dessen Bedeutung die Tänzer vielleicht selbst nicht verstehen" [3].

Religion. Beide Stämme „haben eine klare Idee von Gott, dem höchsten Wesen. Die ersteren (die Niloten) nennen ihn Nysaye (von sayo, anbeten), die letzteren (die Bantu) Nasaye (von gusaya, bitten). Er wird als der Schöpfer und Urheber aller Dinge betrachtet. Zwar wird dieses höchste Wesen nicht angebetet, aber die Geburt eines Kindes wird ihm zugeschrieben; wenn jemand stirbt, hat ihn Nysaye weggeholt, und wenn ein Krieger wohlbehalten aus der Schlacht heimkehrt, hat ihm Nysaye sichere Heimkehr verliehen." Da indessen dem Schöpfer keine äußere Verehrung erwiesen wird, so könnte es dem gewöhnlichen Beobachter scheinen, die Sonne sei ihre hauptsächlichste Gottheit und der Mond die zweite, während die Geister ihrer Ahnen als untergeordnete Wesen gelten. Am frühen Morgen kann man beobachten, wie der Kavirondo sein Angesicht der Sonne zukehrt. „Aber seine Art der Verehrung ist, zum mindesten gesagt, sehr sonderbar. Er beginnt damit, daß er gegen Osten zu Ehren des aufgehenden Gestirns spuckt, dann dreht er sich nach Norden, Westen und Süden und begrüßt jede Richtung feierlich in derselben Weise, während er zugleich den Sonnengott bittet, ihm Glück zu verleihen." [4] Eine ähnliche Zeremonie wird beim Erscheinen des Neu-

[1] N. Stam, The religious conceptions of the Kavirondo, im Anthropos V (1910) 359 ff.

[2] Uganda and its peoples 275.

[3] The Uganda Protectorate 750.

[4] Stam a. a. O. 360.

mondes vorgenommen, um Wohlergehen zu erlangen. „Wir dürfen aber nicht die Tatsache übersehen, daß, obwohl sie Gesundheit und Wohlergehen von der Sonne und dem Neumond erflehen, das Leben selbst dem Schöpfer Nysaye zugeschrieben wird. In der Tat, man möchte glauben, daß, je höher die Ehrfurcht ist, die ein Kavirondo vor einem Gegenstand hat, um so geringer die Zeremonien sind, durch die er seine Ehrfurcht an den Tag legt. Das höchste Wesen, der Schöpfer aller Dinge, von dem Leben und Tod kommt, muß sich mit der bloßen Anerkennung seines Daseins begnügen; Sonne und Neumond empfangen ihre periodischen Ehrenbezeigungen, die Geister der Verstorbenen dagegen, die den untersten Rang einnehmen, haben für ihre Verehrung ein sehr ausgearbeitetes Ritual."[1]

Stirbt ein Häuptling, so werden sofort zwei von seinen Kühen getötet; seine Leiche wird in die frischen Häute eingehüllt und in sitzender Stellung begraben, und zwar oft so, daß er auf einem Kochtopf ruht und ein Rohr in der Hand hält. Drei Tage lang wird im Kraal oder Dorf keine Nahrung gekocht. Ist die Leiche verwest, so wird sie ausgegraben, und die Gebeine werden gesammelt und wieder begraben. Etwa ein Jahr später veranstaltet man ein großes Fest. Alle Kühe werden in langer feierlicher Reihe hereingebracht und vorangetrieben, während die Männer in voller Rüstung Kriegstänze aufführen. Bei dieser Gelegenheit werden die Kühe und andern Besitztümer des verstorbenen Häuptlings unter seine Verwandten verteilt. Stirbt ein Kind, so wird es einfach vor dem Hause unter der Regentraufe begraben. Stirbt eine Frau, die keine Kinder geboren hat, so wird sie durch die Hinterseite des Hauses hinausgetragen. Zu dem Zweck macht man ein Loch in die Wand, dann wird die Leiche schimpflich durch das Loch gestoßen und ein Stück weit fortgetragen, um begraben zu werden; denn es wird als ein Fluch angesehen, kinderlos zu sterben. Hat die Frau ein Kind gehabt, wird ihre Leiche an der Frontseite durch die Türe hinausgetragen und unter der Veranda des Hauses begraben. Ein Häuptling wird in seiner Hütte begraben, und zwar in sitzender Stellung, so daß der Kopf über den Boden herausragt. Seine Hauptfrauen müssen in der Hütte bleiben, bis das Fleisch verwest und herabfällt; dann wird der Kopf weggenommen und beerdigt[2].

Beim Begräbnis finden wilde Tänze statt und wird die Luft ringsum mit Keulen geschlagen, um den Geist des Verstorbenen aus der Umgebung zu vertreiben, denn man glaubt, er verursache Krankheit und selbst Tod. Es wird dann ein Priester um Rat gefragt, was zunächst zu geschehen habe. Seine Antwort lautet im allgemeinen, eine Kuh oder ein Schaf müsse getötet werden. Das geschieht denn auch sofort unter einem Baum in der Nähe des Hauses

---

[1] Ebd. 360. Nach Johnston (a. a. O. 752) sollen die nilotischen Kavirondo an zwei Hauptgötter glauben: Awafwa ist das Haupt aller guten, Ischischemi das Haupt aller bösen Geister. Dem Awafwa werden besonders auf dem Grabe eines verstorbenen Häuptlings Kühe und Ziegen geopfert, um günstiges Wetter zu erlangen. Wie er aber selbst bemerkt, bedeutet Awafwa den Toten oder die Verstorbenen, und schon daraus dürfte klar sein, daß Awafwa nur ein mächtiger verstorbener Häuptling sein kann oder die Geister der Ahnen überhaupt bezeichnet.

[2] Cunningham a. a. O. 275.

auf einem eigens dafür bestimmten Stein. Das Blut des Tieres wird gegen die Sonne gespritzt und das Fleisch in Stücke geschnitten. Einer aus der Familie nimmt ein Stück, schleudert es aufs Geratewohl in die Luft und spricht dabei: „N (Name des Verstorbenen), dies ist für dich"; dann wird das Andenken an die andern verstorbenen Verwandten ähnlich geehrt. Die Frauen führen inzwischen einen Tanz zu Ehren der Geister auf[1].

Hie und da begegnet man einer Schar Frauen, von denen jede einen Korb trägt. Eine von ihnen, gewöhnlich die, welche an der Spitze daherzieht, ist ganz bemalt wie ein Kriegsschild. Sie trägt einen Speer und ist, wie man annimmt, von dem Geiste eines Verstorbenen besessen. Wenn sie vorbeizieht, nimmt sie die Nahrung eines Kavirondo oder ein Schaf oder eine Ziege; niemand wehrt ihr das, da eine Verweigerung dem Geiste des Verstorbenen gelten würde. Zu bestimmten Jahreszeiten sitzt sie an der Straße, und kein Kavirondo würde es wagen vorbeizugehen, ohne ihr etwas Nahrung oder Geld zu geben. Sie leiblich zu verletzen, wäre ein Kapitalverbrechen.

Bei manchen Kavirondo ist die Beschneidung im Gebrauch. Es ist dafür kein bestimmtes Alter vorgeschrieben, weil sie gewöhnlich an allen jungen Männern zugleich mit dem Haupte des Stammes vorgenommen wird. Wer dabei Zeichen der Schmerzen äußert, muß zur Strafe eine Anzahl Ziegen bezahlen. Die Zeremonie wird mit Singen, Tanzen und Schreien begleitet. Nach der Beschneidung werden die jungen Männer in ein getrenntes Haus gebracht, wo sie bleiben müssen, bis die Wunden geheilt sind. Niemand darf ihnen nahen, mit Ausnahme von einigen Verwandten, die ihnen Nahrung bringen. Bevor sie heimkehren, wird ein großes Fest gefeiert, bei dem man nur den verheirateten Männern Bier gibt, während die jungen ledigen Männer und Mädchen das Tanzen zu besorgen haben.

Kein Mädchen wird zur Ehe gegeben, bevor es ganz erwachsen ist. Der Bräutigam bezahlt dem Vater der Braut 3 oder 4 Kühe, die zurückgegeben werden, wenn es sich herausstellt, daß die Braut unfruchtbar ist. Zwei oder drei Wochen vor der Hochzeit wird das Mädchen am Unterleib tätowiert und dann mit Kuhdünger und einem andern Dekokt eingerieben, um die Wunden zu heilen.

Nach dem Gesagten haben die Kavirondo eine bestimmte Idee von einem höchsten Wesen, das vom Menschengeschlecht ganz verschieden ist. Von den Menschen glaubt man, sie seien samt den Kühen, Schafen usw. vom Himmel herabgekommen. Sie sagen, zwei menschliche Wesen, ein Mann und eine Frau, seien vom Himmel herabgestiegen und von diesen beiden stamme das ganze Menschengeschlecht ab. Da sie Sonne und Mond verehren, kann man vielleicht schließen, daß sie einst mit den Ägyptern in näherer Verbindung standen, und ihre Sprache scheint das zu bestätigen. Die Verehrung der Geister der Ahnen zeigt, daß sie eine Idee von einem Dasein nach dem Tode haben. Die Tötung der Opfertiere wird immer vom Ältesten der Familie vorgenommen, wie in den Tagen der Patriarchen, denn er ist der Priester seines Stammes oder seiner Familie. Die Kavirondo haben auch Leute, die, wie man glaubt,

[1] Stam, The religious conceptions V (1910) 361.

Regen und Dürre verursachen können. Diese Macht gilt aber nicht als übernatürlich, sondern einfach als ererbt, die sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzt. Bei seinen Wahrsagereien bedient sich der Regenmacher einer hohlen Kürbiskalebasse, in der einige Kaurimuscheln sich befinden. Er schüttelt sie und horcht dann auf die Stimme der Geister.

Obwohl man in bestimmten Fällen den Schlangen Opfer darzubringen scheint, kann man doch die Kavirondo nicht Schlangenanbeter nennen, da sie unbedenklich die Schlangen töten. Nur wenn sich eine Kobra in der Nähe der Hütte zeigt, zieht man den Priester zu Rate, und im allgemeinen wird eine Kuh oder ein Schaf als Opfer verschrieben, um den Geist zu besänftigen, der in der Schlange wohnt [1].

8. Die Nandi.

Bis zum Jahre 1905 wohnten die Nandi östlich von Kavirondo auf dem sog. Nandi-Hochplateau, unter dem Äquator und nördlich davon bis etwa 0,50 ° n. Br. Zur Strafe für Überfälle auf die Ugandabahn wurden sie von der englischen Regierung weiter nach Norden verdrängt, um die Bahn sicherzustellen. Über ihre Geschichte ist nichts Sicheres bekannt. Wahrscheinlich kam die Hauptmasse vom Norden her, vermischte sich aber allmählich mit Bantunegern, Zwergvölkern usw. [2]

Genealogisch zerfallen die Nandi in eine Anzahl Klans und Familien. Jeder Klan hat ein oder mehrere Totems oder heilige Tiere. Der Klan wird wieder in mehrere Familien unterabgeteilt. Die Namen der Familien sind gewöhnlich von den Ahnen hergenommen, die sich zuerst im Nandi-Land angesiedelt haben sollen. So stammt die Kamarapafamilie aus dem Kipiegen-Klan von einem gewissen Marapa. Oft gehen Familien keine ehelichen Verbindungen untereinander ein, obwohl kein allgemeines Verbot des Heiratens zwischen Familien aus demselben Klan besteht. Ein Mann darf nie eine Frau aus seiner Familie heiraten. Dieses Gebot erstreckt sich auch auf den Geschlechtsverkehr mit Mädchen vor der Heirat [3].

Früher war die Tötung eines heiligen Totemtieres streng verboten, und sie wurde schwer geahndet, indem man den Schuldigen entweder tötete oder aus dem Klan stieß und sein Vieh konfiszierte. Heute ist man nicht mehr so streng, und obwohl diese Tötung noch als Unrecht gilt, so genügt es doch dem Anscheine nach, sich einfach beim Tier zu entschuldigen. Kinder werden angeleitet, das Totemtier zu respektieren, und wenn sie es töten oder verletzen, werden sie bestraft. Das einzige Tier, das alle Nandi heilig halten, ist die Hyäne, die man mit Recht das lebendige Mausoleum aller ihrer Toten genannt hat.

Außer den Totems gibt es noch andere Dinge, die den Gliedern verschiedener Klans geboten oder verboten sind. So darf von den Kipuis, deren Klantotems

[1] Ebd. 362.
[2] Vgl. A. C. Hollis, The Nandi, their language and folklore, Oxford 1909, 1—2.
[3] Ebd. 6.

der Schakal und die Küchenschabe sind, kein Mann ein Weib, das schon empfangen hat, zu seiner ersten Frau nehmen, aber wenn er selbst Ursache der Schwangerschaft ist, darf er sie als jüngere Frau heiraten. Sie dürfen auch keine Fallen machen, ihre Hütten nicht neben einer Straße bauen und mit wenigen Ausnahmen keine Felle wilder Tiere tragen. Die Heiraten zwischen Kipuis und dem Talai-Klan sind verboten[1]. Ähnliches gilt von den meisten andern Klans.

In sozialer Beziehung wird bei den Nandi das männliche Geschlecht eingeteilt in Knaben, Krieger und alte Männer, das weibliche Geschlecht in Mädchen und verheiratete Frauen. Die männlichen Kinder gehören zu den Knaben bis zur Beschneidung, die zwischen dem 10. und 20. Lebensjahre vorgenommen wird. Früher fand die Beschneidung nur etwa alle 7 Jahre einmal statt. Alle Knaben, die man zur selben Zeit beschneidet, werden zum selben Alterskreis (ipinda) gerechnet. Es gibt 7 solcher Alterskreise, die im ganzen etwa einen Zeitraum von 33 Jahren umfassen und von denen jeder seinen eigenen Namen hat. Maina heißen heute (1908) die kleinen Kinder, die etwa um 1915 beschnitten werden; Nyonge die Knaben zwischen 10 und 20 Jahren, deren Beschneidungsfest im Jahre 1907 anfing, Kimnyike die Männer zwischen 18 und 28 Jahren, die im Jahre 1900, Kaplelach die Männer zwischen 26 und 36 Jahren, die ca 1892 beschnitten wurden, Kipkoinet die Männer zwischen 34 und 44 Jahren, deren Beschneidung um 1885 stattfand. Endlich kommen noch die Sowe, Männer zwischen 42 und 52 Jahren und die Juma zwischen 50 und 60 Jahren, von denen die ersteren um 1877, die letzteren um 1870 beschnitten wurden. In jedem Zyklus (ipinda) gibt es wieder Unterabteilungen, Mat, die ihre Senioren haben und in einem näheren Verhältnis zueinander stehen.

Eine der wichtigsten Zeremonien der Nandi ist die sog. Saket-ap-eito-Zeremonie. Diese findet stets ungefähr vier Jahre nach der Beschneidung statt. Alle erwachsenen Männer müssen sich an einem bestimmten Ort versammeln, mit Ausnahme der verheirateten Krieger, die mit ihren Frauen während der Zeremonie ihr Haus nicht verlassen dürfen. Der Orkoiyot oder Hauptmedizinmann muß zugegen sein, und die Zeremonie beginnt mit dem Schlachten eines weißen Ochsen, der von den Kriegern für diese Gelegenheit gekauft wird. Nachdem das Fleisch von den alten Männern gegessen worden, macht jeder der jungen Männer aus der Haut einen dünnen Ring, den er an einen Finger der rechten Hand steckt. Dann bildet man einen Kreis um den Hauptmedizinmann, der neben einem Stuhle steht, auf dem ein Haufen Kuhdünger mit der Frucht eines Strauches (solanum campylantum) vermengt liegt. Nun wird auf ein vom Hauptmedizinmann gegebenes Zeichen die Obhut des Landes und die Herrschaft von den bisherigen Inhabern auf diejenigen übertragen, die vier Jahre früher beschnitten worden sind. Diese werden feierlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Sicherheit des Landes und die Wohlfahrt seiner Bewohner jetzt in ihre Hände gelegt sind, und ernstlich ermahnt, das Land ihrer Väter zu beschützen.

---

[1] Hollis, The Nandi 8.

Die Nandi wohnen nicht in Dörfern oder Städten, sondern jeder Mann hat seine eigene Hütte oder Gruppe von Hütten mitten in oder neben seinen Getreide- und Hirsefeldern. Die Hütten sind rund und aus Flechtwerk und einer Mischung von Lehm und Kuhdünger gebaut; sie bestehen aus zwei Räumen; in dem einen wohnen der Mann, die Frau, die kleinen Kinder und einige Ziegen; der andere dient als Stall für die Kälber, Schafe und die übrigen Ziegen. Beim Bau der Hütte findet eine religiöse Zeremonie statt. Die alten Männer der Familie gießen Milch und Bier und werfen etwas Salz in das Loch, in das der Mittelpfahl der Hütte gesenkt werden soll und sagen dabei: „Asis (Gott!), gib uns Gesundheit! Asis, gib uns Milch, gib uns alles Gute, beschütze unsere Kinder und unser Vieh usw." [1] Die vier ersten Tage nach Vollendung der Hütte darf der Mann nicht bei seiner Frau schlafen und niemand darf den Hornvogel nennen. Außer der Wohnstätte für die Familie wird noch eine eigene Hütte errichtet als Schlafraum für die unverheirateten Krieger. Die verheirateten Frauen dürfen diese Hütte nicht betreten, wohl aber ist es den unverheirateten Mädchen gestattet, hier ihre Liebhaber zu besuchen und mit ihnen in einem Zustand freier Liebe zu leben. Außerdem existiert noch eine Art Klubhaus, wo die Krieger gelegentlich zusammenkommen und die alten Männer Bier trinken. Keine Frau darf dieses Haus besuchen. Die Jünglinge und jungen Mädchen wohnen oft in eigenen Hütten allein oder mit alten Weibern. Die Hauptbeschäftigung der Nandi ist heute Landbau und Viehzucht.

Männer und Frauen sind dürftig gekleidet. Die Männer zeigen keine Scham, wenn man sie nackt erblickt. Frauen aber dürfen sich nicht unbekleidet sehen lassen. Kleine Kinder laufen nackt herum. Die jungen Knaben tragen ein Kleid aus Ziegenfell, die Mädchen wenigstens eine Schürze. Die Kleidung der Krieger besteht aus zusammengenähten Ziegen- oder Kalbsfellen, die an einer Schulter befestigt sind. Verheiratete Frauen tragen zwei Kleidungsstücke, ein unteres, das mit einem Gürtel an die Lenden befestigt ist, und darüber noch ein Oberkleid, das auch die Brust bedeckt[2]. Die Mädchen tätowieren sich; alle Nandi ziehen die Schneidezähne aus.

Die religiösen Anschauungen der Nandi sind vag. Die oberste Gottheit ist Asista, die Sonne. Asista wohnt im Himmel, er hat Menschen und Tiere geschaffen, und die Welt gehört ihm. Man betet zu ihm; er wird als Wohltäter, als Geber aller guten Dinge betrachtet und erhält zum Dank zuweilen Opfer[3]. Außer Asista existieren noch zwei Donnergötter, ein guter und ein böser; der eine heißt Ilet-ne-mie, der andere Ilet-ne-ya. Sie werden aber nicht verehrt und erhalten keine Opfer. Die Oiik sind die Geister der verstorbenen Ahnen und Verwandten, denen man Krankheit und Tod zuschreibt und die man, wenn nötig, anruft und durch Gaben von Milch, Bier und Nahrung versöhnt. Die Seele des Menschen halten sie für den Schatten einer Person, und sie glauben fest, daß nach dem Tode die Schatten sowohl

---

[1] Ebd. 15. [2] Ebd. 27—30.

[3] Ebd. 40—41. Ob die Nandi Gott und die Sonne einfachhin identifizieren, wie Hollis annimmt, möchten wir bis auf weiteres bezweifeln, jedenfalls betrachten sie Gott als persönliches Wesen.

der guten als der bösen Leute in die Unterwelt gehen und dort leben. Reiche Leute bleiben auch dort reich, und arme Leute haben auch nach dem Tod kein besseres Leben als vorher. Sie glauben auch an einen Teufel mit Namen Chemosit, der auf Erden herumschweift und Menschen, besonders Kinder, zu verschlingen sucht. Er soll halb Mensch und halb Vogel sein, hat nur ein Bein, aber neun Hinterbacken; sein roter Mund soll in der Nacht wie eine Lampe leuchten usw.

Das gewöhnliche Gebet, von dem man voraussetzt, daß jeder erwachsene Nandi, besonders jeder alte Mann beim Aufstehen am Morgen es verrichtet, wendet sich sowohl an Asista als an die Geister der verstorbenen Ahnen. Man verrichtet es in sitzender Stellung und mit gekreuzten Armen, so daß die beiden Ellenbogen in den Händen ruhen. Es lautet ungefähr: „Asis, ich bitte dich, beschütze meine Kinder und mein Vieh; auch wenn du müde bist, höre mein beständiges Gebet; und ihr, Geister unserer Verstorbenen, nicht getötet von einem Menschen, behütet uns wohl, ihr, die ihr droben seid.“ [1] Wenn die Männer in den Krieg gezogen sind, gehen die Mütter der Krieger jeden Morgen gegen 7 Uhr aus der Hütte hinaus, speien gegen die Sonne und rufen laut: „Asis, gib uns Gesundheit.“ Die Väter kommen regelmäßig zusammen, und bevor sie Bier trinken, steht ein alter Mann auf und sagt: „Sie werden wiederkehren.“ Die andern antworten: „Sie werden wiederkehren.“ Der alte Mann fährt fort: „Es geht ihnen gut; sagt, es geht ihnen gut“; und die andern erwidern: „Es geht ihnen gut.“ Dann singen sie alle: „Gott, beschütze die Kinder, damit wir sie wieder begrüßen.“ Sobald jeder Mann eine Kalebasse Bier in der Hand hat, spritzt er etwas auf den Boden und an die Wände der Hütte und sagt: „Ihr, unsere Geister, wir haben zu euch gefleht, schauet auf dieses Bier und gebt uns Gesundheit.“ Ein alter Mann begleitet die Krieger, dieser muß jeden Tag gegen die aufgehende Sonne speien und sagen: „Gott, gib uns Milch zu trinken.“ Bei der Heimkehr von einem glücklichen Krieg wird ein Dankopfer dargebracht. Auch bei Hungersnot, Dürre, ansteckenden Krankheiten werden ähnliche Gebete verrichtet.

Von den Kamasia, einem mit den Nandi eng verwandten Volk, teilt Johnston [2] folgendes Gebet mit, das der ganze Stamm in Zeiten der Widerwärtigkeiten an die Gottheit richtet. Die Leute kommen zusammen, bringen ein Schaf, etwas Mehl, Milch und Honig mit. Es werden dann drei Löcher in den Boden gegraben, eines für den ältesten Mann des Stammes, eines für die älteste Frau und eines für ein Kind. Die Nahrung wird gekocht und durcheinander gemischt, und Portionen davon werden dem Mann, der Frau und dem Kinde gegeben, die sie in den ihnen zugewiesenen Löchern vergraben. Der übrige Teil der Opfer wird von den alten Männern des Stammes gegessen, und inzwischen betet das ganze übrige Volk sehr feierlich. Bei diesen Leuten herrscht, wie zweifellos bei allen vom Nandistamm, ein unbestimmter Glaube sowohl an Ahnengeister als an eine zentrale Gottheit. Man

[1] Hollis, The Nandi 42. Die Nandi scheinen also anzunehmen, daß wenigstens viele Geister der Verstorbenen droben (d. h. wohl bei Gott) und nicht in der Unterwelt wohnen.

[2] The Uganda Protectorate 884.

glaubt, infolge des Vergrabens der Nahrung im Boden würden die Geister der verstorbenen Häuptlinge die vergrabene Nahrung, vielleicht zusammen mit dem allmächtigen Gott, essen und das Opfer des Stammes annehmen. Der Grund, warum man den alten Mann, die Frau und das Kind auswählt, ist nach der Angabe eines Eingeborenen, um zu zeigen, daß alle Glieder des Stammes, von den ältesten bis zu den jüngsten, vereint sich Gott im Gebete nahen.

Politisch ist das Nandi-Land eingeteilt in 15 Distrikte, die aus mehreren kleinen Bezirken bestehen. Das ganze Land anerkennt die Oberherrschaft des Orkoiyot oder Hauptmedizinmannes; aber jeder Distrikt wird von zwei Männern regiert; von dem Maotiot, der vom Orkoiyot ernannt wird und ihn repräsentiert, und dem Kiruogindet, dem Wortführer oder Ratgeber, der vom Volke gewählt wird. Die eigentlichen Leiter sind die Kiruogik (Plural von Kiruogindet), die dem Orkoiyot durch ihre Maotik für die gute Regierung ihrer betreffenden Distrikte und für die Aushebung der Truppen zur Zeit des Krieges verantwortlich sind. Jede Unterabteilung (Bezirk) eines Distriktes steht unter einem Hauptmann, der Olaitoriot heißt und dem Kiruogindet verantwortlich ist. Die alten Männer jedes Distrikts halten zuweilen Versammlungen ab, um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen.

Der Orkoiyot nimmt ungefähr dieselbe Stellung ein wie der Ol-oiboni der Masai, d. h. er ist das oberste Haupt der ganzen Rasse. Er ist Wahrsager und Prophet, er erklärt auch die Träume und wendet Unglück ab, gewährt Amulette. Die Nandi glauben an die höhere Macht ihres Orkoiyot; sie lassen sich von ihm belehren, wann sie mit dem Anpflanzen der Äcker beginnen sollen, er erlangt für sie Regen entweder direkt selbst oder indirekt durch Regenmacher; er verleiht auch den Frauen und dem Vieh die Fruchtbarkeit, und kein Kriegszug kann erfolgreich sein, den er nicht gebilligt hat[1]. Die Würde des Orkoiyot ist erblich. Er soll nie selbst zu Asista beten, sondern nur zu den Geistern seiner verstorbenen Ahnen. Man nimmt an, daß er seine Gewalt von gewissen Schlangen bekomme, die er in seinem Sack bei sich tragen soll. Außer dem Orkoiyot gibt es zwei Klassen von geringeren Medizinmännern; die Kipsakeyot und die Kipungut. Die ersteren gehören alle zum Talai-Klan, dessen Totem der Löwe ist, während die letzteren keine Nandi, sondern Marokas sind. Die Aufgabe dieser Männer ist, die Ursache der Krankheiten zu entdecken, und ausfindig zu machen, wem die Schuld zuzuschreiben sei, daß eine Person auf geheimnisvolle Weise gestorben ist usw. Es gibt auch geheime Zauberer, die durch Hexerei schaden. Findet ein Medizinmann, daß jemand durch Zauber am Tode eines andern schuldig ist, so wird er umgebracht, wenn es ihm nicht gelingt zu entfliehen.

Wir haben schon die Beschneidung erwähnt. Drei Tage vor der Operation werden die Knaben von ihren Vätern einer Anzahl älterer Männer übergeben, die Moterenik (Singular: Moteriot) heißen. Diese Männer spielen die Rolle von Pflegern und Paten, und gewöhnlich stehen 10 Knaben unter zwei solchen Männern. Diese gehen mit ihren Schutzbefohlenen an einen nahen Fluß mit waldigen Ufern und bauen dort eine Hütte, in der sie etwa

[1] Hollis a. a. O. 49.

sechs Monate nach der Operation mit den Knaben leben. Die Knaben werden kahl rasiert und während der Nacht aller Kleider und Schmucksachen beraubt. Am folgenden Morgen statten ihnen junge Mädchen einen Besuch ab und geben ihnen einige von ihren Kleidern und Schmucksachen. Nachdem sich die Knaben mit diesen geschmückt, laden sie ihre mütterlichen Onkel und andere Verwandte zur Beschneidung ein. In feierlicher Prozession ziehen sie zur bestimmten Zeit völlig nackt zu ihren Waldhütten, in denen sie von den alten Männern an Gesicht und gewissen Körperteilen mit Nesseln geschlagen werden, während man Hornisse auf ihren Rücken fallen läßt. In der Hütte sitzt u. a. ein alter in Pelze gehüllter Mann. Wenn der Jüngling vor ihm erscheint, wird ihm eine brennende Fackel gezeigt und bedeutet, daß, wofern er nicht die Wahrheit rede, das Feuer in seine Nase dringen werde. Dann muß er eine Beicht über sein vergangenes Leben ablegen. Glaubt der alte Mann, der Junge rede nicht die Wahrheit oder verschweige etwas, so läßt er ein Körnchen Eleusine auf das Feuer fallen, und wenn es explodiert, so wird er ernstlich gemahnt auf der Hut zu sein, da er den Geistern der Verstorbenen mißfalle. Verschweigt er eine begangene Missetat oder weigert er sich, irgend eine Tat zu gestehen, so muß er sich auf einen mit stechenden Nesseln bedeckten Stuhl setzen. Erst nachdem alle Knaben so erforscht worden sind, wird die Beschneidung vorgenommen, bei der keiner eine Miene verziehen darf, wenn er nicht als Feigling dastehen will. Nach der Beschneidung müssen sie in einem Fluß untertauchen, und längere Zeit nachher dürfen sie nur Frauenkleider tragen. Verschiedene Festlichkeiten beschließen die Periode.

Auch bei den Mädchen findet eine der Beschneidung ähnliche Operation statt, wenn sie in das Alter der Reife kommen. Sie erhalten eine Art Patinnen und müssen bei dieser Gelegenheit Männerkleider tragen, und es werden ihnen die Pflichten der Frauen erklärt. Erst jetzt dürfen sie heiraten.

Wünscht ein Nandi zu heiraten, so gehen seine Eltern früh am Morgen, während der Mond wächst, in das Haus, wo die Eltern und Vormunde der gewünschten Braut wohnen, und bringen dort ihr Anliegen vor. Der Eigentümer des Hauses fragt, was sie wünschen. Dann sagt er, sie sollten heimgehen, er würde über den Vorschlag nachdenken, und nachher stellt er über den Charakter des jungen Mannes Nachforschungen an. Am andern Morgen kommen die Eltern wieder, und die erste Frage, die der Vater des Mädchens stellt, lautet: „Welches ist euer Tier?“ (d. h. zu welchem Klan gehört ihr?) Der Aufschluß darüber ist notwendig, weil bestimmte Klans untereinander nicht heiraten; man glaubt nämlich, solche Heiraten würden unfruchtbar bleiben. Gehört der junge Mann nicht zu einem verbotenen Klan oder Geschlecht, so wird der für die Braut zu zahlende Preis festgesetzt, der gewöhnlich in einem Stier, einer Kuh und so und so viel Ziegen besteht. Dann werden von beiden Familien Feste vorbereitet. Am Hochzeitstag wird die Braut in ihren schönsten Kleidern unter vielen Zeremonien zu dem Haus des Schwiegervaters geführt, dort wehrt sie sich einzutreten, bis ihr die Schwiegereltern eine Kuh versprechen. Im Hause wartet ihr Bräutigam in einem togaähnlichen Gewand mit der Waffenrüstung angetan. Hier setzen sich alle nieder mit Ausnahme der Braut, die stehen bleibt und sich weigert, die Sachen, die sie auf dem Rücken mitgebracht,

abzulegen, bis man ihr eine zweite Kuh verspricht. Dann binden Braut und Bräutigam sich gegenseitig einige Halme von einem bestimmten Gras um die Handgelenke, und nun wird geschmaust und getanzt. Das dauert die ganze Nacht, und Bräutigam und Braut werden von den alten Männern und Frauen über ihre gegenseitigen Pflichten unterwiesen[1].

Am folgenden Morgen holen die Freunde des jungen Mannes einige Stöcke von bestimmten Bäumen aus dem Wald und stecken sie beim Eingang seiner Hütte in einem Kreis in den Boden. Ein Freudenfeuer wird angezündet, das Brautpaar und einige Freunde gehen oder tanzen um das Feuer herum, und dann wird eine starke und gesunde Ziege, die von den Eltern des Bräutigams mit Milch und Kuhurin eingesalbt worden, geschlachtet, während die alten Leute zu Gott beten, daß die Ehe glücklich sein möge. Ist die Ziege geschlachtet, so werden die Eingeweide genau untersucht; findet man keinerlei Krankheit, so gilt das als gutes Vorzeichen, sonst muß eine andere Ziege gesalbt und getötet werden. Sind die Vorzeichen günstig, so spritzen die Eltern des Paares über dieses und die Umstehenden Milch und Bier. Die Ziege wird gehäutet und das Fell schnell zubereitet und der Braut umgehängt. Aus der Haut des Tieres wird außerdem ein Ring und ein Armband gemacht und der erstere an den Mittelfinger der rechten Hand des Bräutigams, das letztere an das linke Handgelenk der Braut gelegt. In der ersten Nacht darf die Ehe nicht vollzogen werden.

Die Polygamie ist allgemein. Jeder darf so viele Frauen nehmen, als er ernähren kann, und ein reicher Mann kann es bis auf 40 Frauen bringen. Jede Frau hat ihr eigenes Haus und besorgt mit ihren Kindern einen Teil des Besitztums ihres Mannes sowohl an Vieh als Pflanzungen. Die erste Frau ist die Hauptfrau, und ihr ältester Sohn gilt als der älteste Sohn der Familie, selbst wenn eine andere Frau schon vor seiner Geburt einen Sohn bekam.

Am vierten Tage nach der Geburt eines Kindes wird ein Fest veranstaltet, das ki-inget Asis (Gott möge erweckt werden) heißt und zu dem nur Frauen eingeladen werden. Der Mutter schneidet man die Haare ab, die gegen die Sonne geworfen werden. Einen Monat lang nach der Geburt wird die Mutter als unrein betrachtet und darf keine Nahrung mit ihrer Hand berühren, sondern muß einen Stock dazu gebrauchen. Am Ende des Monats geht sie zu einem Fluß, wäscht Hände und Arme und gilt dann wieder als rein. Wenn das Kind vier Monate alt ist, findet ein Fest statt, bei dem ein Ochs oder eine Ziege geschlachtet wird. Mutter, Kind und Tier werden von einem Alten aus dem Klan mit Milch eingerieben, wobei die Älteren singen: „Gott, gib uns Gesundheit, Gott, beschütze uns! Ihr, unsere Geister, beschützt für uns dieses Kind." Ein Kind wird zwei Jahre gesäugt. Sobald die Frau schwanger ist, darf der Mann ihr nicht mehr beiwohnen bis drei Monate nach der Geburt. Die Kinder werden von ihren Müttern zum Respekt und Gehorsam gegen ihren Vater angeleitet[2]. Die Geburt von Zwillingen wird als ein unglückliches Ereignis angesehen, und die Mutter gilt für den Rest ihres Lebens als unrein. Sie erhält ihre eigene Kuh und darf weder die Milch noch das

[1] Hollis, The Nandi 62. [2] Ebd. 66.

Blut eines andern Tieres anrühren. Kinder, die im Mutterschoße schreien oder bei der Geburt die Füße zuerst herausstrecken oder mit Zähnen zur Welt kommen, werden lebendig in Kuhdünger begraben, da solche Ereignisse Unglück bedeuten. Auch blinde, mißgestaltete und illegitime (d. h. außereheliche) Kinder werden bei der Geburt beseitigt.

Eine unfruchtbare Frau kann der Mann entlassen, wenn sie schlecht ist, aber er darf den Eheanteil nicht zurückfordern, bis er jemand gefunden hat, der sie heiraten will. Eine Scheidung von einer Frau, die schon Kinder gehabt hat, ist nicht gestattet, doch können beide getrennt leben. Die Ehescheidungszeremonie findet immer in Gegenwart von einer Anzahl Personen statt und besteht darin, daß der Mann ein Sandsäckchen entzwei schneidet oder zerreißt und dabei sagt: „Das nächste Mal, da du nach mir fragst, sollst du zerrissen werden wie dieses Säckchen.“ [1]

Wenn eine Person krank wird, schreibt man dies immer ihren verstorbenen Ahnen oder Verwandten zu, und ein Bruder oder sonstiger naher Verwandter wird geholt, um den erzürnten Geist zu versöhnen. Man sucht durch verschiedene abergläubische Zeremonien den Geist ausfindig zu machen, der die Krankheiten verursacht, dann wird Korn, Bier und Milch umhergestreut, und der funktionierende Bruder oder Verwandte sagt: „Gehe fort, ergötze dich an den hingelegten Speisen, während du fortziehst.“ Wenn der Kranke dem Tode nahe ist, wird er aus dem Hause getragen. Die männlichen Verwandten sagen: „Die Seele ist sehr klein geworden“, und die weiblichen: „Das Auge wird bewacht.“ Unmittelbar vor dem Verscheiden wird dem Sterbenden Milch in den Mund gegossen. Nach dem Tode wird die Leiche bei Einbruch der Nacht westlich von der Hütte in der Richtung der untergehenden Sonne einige hundert Schritte weit getragen und dort auf den Boden gelegt. Drei erwachsene Verwandte müssen die Leiche zur letzten Ruhestätte bringen und dabei sich wohl in acht nehmen, nicht zu stolpern, denn das würde Unglück über die Familie bringen. Ein Mann wird auf die rechte, eine Frau auf die linke Seite gelegt, und zwar so, daß der Kopf auf der Hand ruht. Die Leiche ist nur mit dem dünnen Kleide bedeckt, das der Verstorbene im Leben trug, und mit einigen Handvoll von einem bestimmten Gras. Sie soll den Hyänen zur Speise dienen. Beim Niederlegen rufen die Verwandten: „Hyänen, kommt und esset.“ Die Personen, welche die Leiche berührt haben, stimmen bei der Rückkehr in die Hütte, wo der Tod stattgefunden, die Totenklage an und rufen laut den Namen des Verstorbenen; dann nehmen sie ein Bad in einem Fluß, salben sich und bleiben vier Tage in der Hütte des Verstorbenen; kein Knabe und keine weibliche Person darf sich während der Zeit sehen lassen. Am zweiten Tage nach dem Tode sieht man nach, ob die Hyänen die Leiche verzehrt haben. Ist dies nicht der Fall, so wird eine Ziege geschlachtet und das Fleisch neben die Leiche gelegt, um die Hyänen anzulocken. Haben diese am dritten Tage ihre Arbeit nicht verrichtet, so gibt man dem Medizinmann eine Ziege, denn man ist überzeugt, daß der Tod infolge bösen Zaubers eingetreten ist, und der Medizinmann muß den Urheber ausfindig machen. Gelingt es diesem nicht zu entfliehen, so ist er des sichern

[1] Hollis, The Nandi 69.

Todes. — Sonst werden alle Toten von den Verwandten lebhaft und laut betrauert, nur nicht die sehr alten Männer und Frauen und die ganz kleinen Kinder. Beim Tode alter Leute sagt man, sie seien endlich dort, wohin sie schon längst zu kommen wünschten.

Beim Tode eines Mannes erben seine Söhne das Vieh und die Herden. Bei den Nandi ist es Gewohnheit, daß der Vater sein Vermögen bei Lebzeiten unter seine Weiber verteilt; die Söhne dieser Weiber erben dann das ihren Müttern zugewiesene Vermögen. Gewöhnlich gibt auch der Vater seinen Söhnen schon in frühester Jugend eine Anzahl Stück Vieh. Diese Tiere werden mit den Herden der Mutter gemeinsam gepflegt. Erst wenn der Knabe ein Krieger wird, werden seine Herden abgetrennt. Der älteste Sohn der Hauptfrau erbt den Löwenanteil vom väterlichen Vermögen. Er erhält auch alles Vieh, das der Vater seinen kinderlosen Frauen gegeben hat, es sei denn, daß man diesen Stiefkinder zur Pflege übergeben habe, denn in einem solchen Fall werden diese die Erben ihrer Pflegemutter. Die Witwen werden dem Namen nach das Eigentum entweder des ältesten oder des jüngsten Bruders ihres verstorbenen Mannes; doch bleiben sie oft mit ihren Kindern in ihren früheren Hütten. Der älteste Sohn jeder Frau sorgt für seine (unverheirateten) Schwestern und erhält das, was der Vater seiner Tochter bei der Verheiratung gegeben haben würde. Die Töchter erben aber die Schmucksachen und Hausgeräte ihrer Mutter. Auch das Erbrecht in Bezug auf die Pflanzungen ist genau geregelt[1].

Strafrecht. Wenn ein Nandi einen Landsmann aus einem andern Klan tötet, suchen sich die Brüder und Vettern des Getöteten einer dem Mörder oder seinen Verwandten gehörigen Herde zu bemächtigen. Um dies zu hindern, treiben dieser und seine Verwandten ihr Vieh zu einem befreundeten Klan. Dann dürfen die Verletzten das Vieh nicht ergreifen. Diese suchen dann den Mörder, den sie mit der Keule erschlagen, wenn sie ihn erwischen; er versteckt sich aber gewöhnlich, bis die alten Männer seines Klans den Blutpreis (das Wehrgeld) festgesetzt haben, das er den Verwandten des Getöteten bezahlen muß. Tötet ein Nandi eine Person aus dem eigenen Klan, so gilt er sein ganzes Leben für unrein, bis es ihm gelingt, zwei Nandi aus einem andern Klan zu töten und das Blutgeld dafür zu bezahlen. Ein Nandi, der einen Stammesgenossen tötet, heißt rumindet, wer einen Nicht-Nandi tötet, heißt parindet. Der erste Name ist schimpflich, der letztere gilt als Ruhmestitel. Doch ist auch der parindet vier Tage nach seiner Tat unrein und darf während dieser Zeit nicht heimkehren; er muß zuerst ein Reinigungsmittel nehmen und Ziegenmilch mit Ochsenblut gemischt trinken.

Der Diebstahl wird als ein niedriges und verächtliches Verbrechen angesehen und streng bestraft. Wird jemand beim Stehlen ergriffen oder ist Gestohlenes in sein Haus gebracht worden, so wird er geprügelt und dazu verurteilt, den vierfachen Wert des Gestohlenen zu bezahlen. Kommt er ein zweites Mal auch nur in den Verdacht des Diebstahls, so wird er auf schmerzliche Weise gefoltert. Beim dritten Diebstahl wird der Schuldige getötet und sein Vieh erschlagen. Frauen und Kinder, die stehlen, werden zum erstenmal

[1] Ebd. 73.

geschlagen, beim zweitenmal an einen Pfahl gebunden und am Gesicht und Leib mit stechenden Nesseln gepeitscht.

Für den Ehebruch besteht keine allgemein anerkannte Strafe, wenn aber ein Mann entdeckt, daß ein anderer mit seiner Frau verkehrt hat, so darf er ihn tüchtig prügeln. Doch unterstehen bestimmte Männer, die zur selben Zeit miteinander beschnitten wurden (zum selben Mat gehören), nicht dieser Strafe. Diese gestatten sich gegenseitig größere Freiheiten[1].

Blutschande, d. h. Geschlechtsverkehr mit einer Stiefmutter oder Stieftochter, einer Cousine oder einer andern nahen Verwandten, wird in folgender Weise gestraft. Eine Masse Volk versammelt sich vor dem Hause des Schuldigen, dieser wird aus dem Hause herausgeholt und von den Weibern gepeitscht, seine Häuser und Felder werden zerstört und ein Teil von seinem Vermögen wird konfisziert. Erhält ein unverheiratetes Mädchen von einem Krieger ein Kind, so muß dieser einen Ochsen schlachten. Den Kopf des Tieres kann er für sich behalten, das übrige gehört dem Vater des Mädchens. Bei fast allen Stämmen wird das Mädchen, das schwanger geworden, eingesperrt; keine ihrer Freundinnen darf mit ihr reden, bis das Kind geboren und begraben worden ist. Sie wird auch ihr Leben lang mit Verachtung angesehen.

Selbstmord ist praktisch bei den Nandi unbekannt, erst in jüngerer Zeit sind einige Fälle bekannt geworden, in denen Nandimädchen sich erhängten, als sie ihre Schwangerschaft wahrnahmen.

Wenn jemand eines Verbrechens — ausgenommen ist der Diebstahl — angeklagt wird, so kann man verlangen, daß er sich einem Ordal oder Gottesgericht (par mumek) unterziehe. Er muß einen menschlichen Schädel suchen, den er zum Haus des Anklägers trägt und vor der Türe niederlegt, indem er dabei spricht: „Wenn ich dies getan habe, so möge dieser mich essen; habe ich es nicht getan, so möge er dich essen.“ Ist der Angeklagte schuldig, so wird er, wie man glaubt, nach wenigen Tagen sterben; ist er aber unschuldig, so wird dieses Los den Ankläger treffen. Wird jemand fälschlich eines Diebstahls beschuldigt, so nimmt er eine Handvoll Gras, behält das eine Ende desselben in seiner Hand und bietet das andere dem Ankläger zugleich mit einem Messer dar. Würde dieser die Herausforderung annehmen und das Gras zerschneiden, so würde er sicher sterben, falls der Angeklagte unschuldig ist. Stirbt er nicht, so gilt die Schuld des Angeklagten für bewiesen, und er wird gestraft.

Die Gastfreundschaft der Nandi ist groß, nimmt aber merkwürdige Formen an. Wenn jemand auf Reisen ist, so fragt er in dem Ort, in dem er sich aufhalten will, ob dort ein Mann von demselben Mat (s. oben) sei. Ist das der Fall und sind beide verheiratet, so trägt der Gastwirt seiner Frau auf, den Gast gut zu pflegen, und verläßt dann das Haus, um anderwärts zu schlafen und seine Stelle dem Gast zu überlassen. Ist aber der Besucher unverheiratet, so muß er die Nacht in der Kriegerhütte zubringen[2].

Ein sonderbarer Gebrauch der Nandi ist das Spucken, das bei den verschiedensten Gelegenheiten üblich ist. Das Spucken gilt als Zeichen großer Ver-

---

[1] Hollis, The Nandi 76. [2] Ebd. 77.

wunderung, als eine Form des Segens und auch als Zeichen der Übereinkunft. Der Nandi spuckt, wenn jemand lügt oder etwas Böses sagt, oder wenn er einen Kranken besucht oder betet, wenn er sein Totemtier sieht usw. Die meisten Nandi spucken auch heute noch, wenn sie einen Europäer sehen. Alte Leute spucken oft auf Kinder, wenn sie sie grüßen.

Eidschwur. Wird ein Nandi einer Unwahrheit beschuldigt, so pflückt er einige Grashalme oder rafft etwas Erde zusammen und spricht: „Möge dieses Gras (diese Erde) mich verzehren." Doch kann man sich auf diesen Eid nicht ganz verlassen. Der bei allen Nandi heilige und bindende Eid besteht darin, daß man einen Speer mit einer Keule schlägt oder darüber hinwegschreitet. Mit Vorliebe wählt man einen Speer, der schon einen Menschen getötet hat. Dabei spricht man: „Möge der Halm mich verzehren." Nandifrauen sind verpflichtet, die Wahrheit zu sagen, wenn sie über den Gürtel einer Frau schreiten und sagen: „Möge dieser Gürtel mich verzehren."

Die Nandi haben auch Mythen über den Ursprung der Dinge. Alle Dinge wurden, wie sie meinen, geschaffen durch Vereinigung von Himmel und Erde. Als die Sonne, welche den Mond geheiratet hatte, auf die Erde kam, um die Schöpfung zu ordnen oder den jetzigen Zustand der Dinge herbeizuführen, fand sie dort den Donner, einen Dorobo[1] und einen Elefanten, die zusammenlebten. Der Donner erschrak über den Dorobo, weil dieser im Schlaf sich umdrehen konnte, ohne zu erwachen oder aufzustehen; er beschloß deshalb, die Erde zu verlassen und im Himmel zu wohnen. Der Elefant weigerte sich, ihm zu folgen und wurde vom Dorobo erlegt, der so Herr der Erde wurde. — Die Moi, ein Klan der Nandi, erzählen nach einer alten Überlieferung, daß der erste Dorobo einen Knaben und ein Mädchen gebar. Sein Bein schwoll eines Tages an und wurde schwanger. Endlich barst es, und ein Knabe und ein Mädchen kamen zum Vorschein. Diese beiden bekamen Kinder und wurden die Ahnen aller Völker auf Erden. Durch eine Schuld der Menschen kam der Tod in die Welt[2].

9. Die Bakonjo.

Die Bakonjo sind ein Bergvolk, das an den Abhängen des Ruwenzori wohnt; sie sind stark und muskulös, dabei sehr friedfertig und leisten heute als Träger gute Dienste. Die Walese in Belgisch-Kongo sprechen dieselbe Sprache wie die Bakonjo und scheinen ein Zweig desselben Volkes zu sein[3].

Der anerkannte regierende Gott der Bakonjo ist Nyabingi. Er ist ein Geist und unsterblich. Sie haben zu seiner Ehre einen Tempel, einen zerbrechlichen Bau aus Röhricht und Gras. Außer diesem Tempel existieren noch kleine Geisterhäuschen aus Gras, die kaum zehn Zoll hoch und auf beiden Seiten offen sind, so daß sie einem kleinen Laubgang aus Zweigen und Gras ähnlich sehen. Die Eingebornen werfen sich vor diesen Häuschen, die Kitwangani

[1] Von diesem Jägervolk wird später im Anschluß an die Masai die Rede sein.

[2] Hollis a. a. O. 98.

[3] Über das Folgende vgl. Cunningham, Uganda and its peoples 259 ff. Cunningham sagt, er verdanke seine Angaben dem Missionär Rev. T. B. Johnson.

heißen und wohl von dem Tempel des Nyabingi zu unterscheiden sind, auf die Erde nieder. Der Kitwangani wird zu Ehren der Ahnen jeder Familie errichtet; kleine Vorräte von Speise und Trank werden alle zwei oder drei Tage unter dieses Grasdach gelegt [1]. Dieses beweist jedenfalls klar den Glauben der Bakonjo an ein Fortleben nach dem Tode.

Nach Msgr Guillermain [2], der die Bakonjo im Jahre 1896 besuchte, trugen sie Amulette. Auch verehrten sie einen auf einem Berggipfel versteckt gelegenen See als Gottheit, der sie beim Besuch Opfer brachten.

Begräbnissitten. Das Grab wird am Ende des Hauses, aber außerhalb desselben, gemacht, und zwei Monate nach dem Tode bleibt das Haus noch bewohnt, nachher wird es niedergerissen und verlassen. Das Grab wird von den männlichen Verwandten zugeschüttet, die sich niederknien und die Erde mit den Ellenbogen ins Grab stoßen; dies darf weder mit der Hand noch mit der Schaufel geschehen, und die Weiber dürfen sich nicht daran beteiligen. Da die Bakonjo arm sind und keine kostbaren Leichentücher besitzen, wickeln sie den Verstorbenen in Bananenblätter. Zwei kleine Bäume oder Sträucher werden am Grabe gepflanzt, wenn der Dahingeschiedene ein Mann war; bei Weibern wird kein Zeichen am Grabe angebracht. Nach dem Begräbnis findet für die Freunde des Verstorbenen ein Totenmahl mit Ziegenfleisch und Bier statt. Wenn der Tote festanliegende Arm- und Fußspangen trägt, werden sie an der Leiche gelassen [3].

Bei den Bakonjo ist die Beschneidung allgemein. — Die Kleidung besteht in einigen Zoll Rindentuch, die vorn vom Gürtel herabhängen; zuweilen kommt dazu noch ein Affenfell, das um die Schultern geworfen wird. — Bei der Ehe findet eine Art Kauf statt. Der Bewerber muß, je nach seinen Vermögensverhältnissen, dem Vater der Braut zwei oder drei Ziegen bezahlen. Erweist sie sich für den Mann als unpassend, so wird sie heimgeschickt, und ihr Vater sendet dann an ihrer Stelle ihre Schwester; ist eine Schwester nicht vorhanden, so muß er den bei der Heirat erhaltenen Preis zurückgeben. Nach Johnston [4] stehen die Bakonjo in sittlicher Beziehung ziemlich hoch. Geschlechtlicher Verkehr unter unverheirateten Leuten soll nicht häufig vorkommen.

Bei der Geburt von Zwillingen wird sofort der Medizinmann gerufen, der einen rettenden Zauber über den Vater wirft und dafür bezahlt wird. — Der älteste Sohn ist Erbe und Nachfolger des Vaters, doch gilt es als selbstverständlich, daß das Eigentum, bestehend in Ziegen, Speeren usw., unter den Brüdern und verheirateten Schwestern verteilt werden muß. In früheren Zeiten erbte der Sohn die Frauen seines Vaters und dessen Ländereien nicht, da aber diese Sitte bei den umliegenden Völkern herrscht, kommt sie allmählich auch bei den Bakonjo auf.

---

[1] Cunningham, Uganda and its peoples 260.
[2] In den Missions d'Afriques des Pères Blancs 1896, Nr 121, S. 483.
[3] Cunningham a. a. O. 261.
[4] The Uganda Protectorate 578.

Zweites Kapitel.

Die Eingebornen Deutsch-Ostafrikas mit Ausschluß der Neger am Tanganika und Niassa.

1. Die Baziba.

Die Landschaft Kiziba, das Gebiet der Baziba (Waziba, Singular Muziba), liegt am Westufer des Viktoria Nyansa zwischen dem 31° 35′ und 32° ö. L. und dem 0° 55′ bis 1° 20′ s. Br. und grenzt unmittelbar an das englische Gebiet. Schon Herrmann[1] hat eine lehrreiche Skizze über „Die Wasiba und ihr Land" veröffentlicht, desgleichen Richter[2] in seinem Artikel „Der Bezirk Bukobä", ferner Cunningham[3] in einem Abschnitt des schon mehrerwähnten Werkes. Das beste und vollständigste Werk über die Baziba ist aber unstreitig das von Hermann Rehse[4], dem zum größeren Teil die folgenden Angaben entnommen sind.

Das Land Kiziba bildet ein Königreich (engoma), an dessen Spitze der König (mukama) steht, und das in neun Bezirke eingeteilt wird. An der Spitze eines jeden Bezirkes steht ein Bezirkschef (mukungu mukuru), an der Spitze des Dorfes der Dorfälteste (mukungu). Im Durchschnitt kommen auf je eine Hütte drei bis vier Personen. Zu jeder Hütte gehört ein Stück Bananenland. Die Insassen des Wohnhauses bestehen aus dem Familienhaupt, der Ehefrau und einem bis zwei Kindern. Hat der Mann mehrere Frauen, was häufig der Fall ist, so baut er für jede Frau ein besonderes Haus, in dem sie mit ihren Kindern wohnt, während der Mann abwechselnd bald bei der einen bald bei der andern Frau sich aufhält[5].

Die Bevölkerung Kizibas besteht aus zwei verschiedenen Rassen, den Bairu (Baira), den ursprünglichen Einwohnern, und den Bahima, von denen schon mehrmals die Rede war. Die letzteren bilden nur einen kleinen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung, haben aber trotzdem die Regierung des Landes an sich gerissen. Der Herrscher und die Verwaltungsbeamten gehören zu diesem Stamme. Die Königsfamilie führt den Namen der Bahinda. Außerdem gibt es noch 27 Familien oder Stämme (Klans). Alle zu einer Familie gehörigen Mitglieder haben dieselbe Muziro[6]. Das Wort läßt sich am besten mit „Eigentümlichkeit" oder auch mit „verbotener Speise" übersetzen. Die Muziro ist in der Regel ein eßbares Tier, doch nicht immer. Wenn jemand die Muziro verletzt oder eine der Familie verbotene Speise ißt, so bekommt er, wie es heißt, einen Ausschlag an Armen und Händen. Nicht nur der Mensch steht durch die Muziro in einer bestimmten Beziehung zu einem andern Wesen — Tier oder Sache —, sondern es bestehen auch zwischen Tieren und Sachen derartige Beziehungen, z. B. auf einem Stock des Baumes muziro nyama (d. h. „er

[1] v. Danckelmanns Mitteilungen VII (1894) 43 ff. [2] Ebd. 67 ff.
[3] A. a. O. 283 ff. [4] Kiziba. Land und Leute, Stuttgart 1910.
[5] Ebd. 1—3.
[6] Wie sich aus den weiteren Angaben Rehses ergibt, ist die Muziro eine Art Totem.

hat als Muziro das Fleisch") darf kein Fleisch gebraten werden, oder mit einem Stock des Baumes ekoni etater omunyanya (wörtlich: „das Holz, es wird doch wohl nicht schlagen die Schwester") darf man seine Schwester nicht schlagen.

Die Mitglieder derselben Familie oder desselben Stammes (ruganda) dürfen einander nicht heiraten. Die Kinder gehören zur Ruganda des Vaters. Die einzelnen Familien stehen verschieden in Ansehen, es gibt sehr gute, gute und schlechte Familien, so z. B. darf die Familie Abaruani das Fleisch der schwarz und weiß gestreiften Kühe nicht essen und deren Milch nicht trinken, sie hat von jeher die Henker und Polizisten für den Fürsten gestellt, und ihre Mitglieder dürfen nicht vor demselben erscheinen. Jeder Eingeborne weiß genau in jedem Fall zu berichten, warum eine bestimmte Familie das Fleisch dieses oder jenes Tieres nicht essen darf; meistens hat das betreffende Tier der Familie irgend einen Schaden zugefügt oder sie aus schwerer Not gerettet. Von manchen Tieren glaubt man, sie seien früher Anverwandte der Familie gewesen, die durch eine Strafe des Schicksals in Tiere verwandelt wurden. Selbstverständlich tötet man das Tier, zu dem man in Beziehung zu stehen glaubt, nicht und bedeckt es mit Gras, wenn man es tot findet. Die Königsfamilie steht in besonderer Beziehung zu den Schlangen: Die Nkoronkima ist die Schlange der männlichen, die Mpiri die der weiblichen Glieder des Hauses. Der Geist der männlichen Mitglieder soll beim Tode in die Gestalt der Nkoronkima aus dem Kopfe des Verstorbenen durch die Hüttenwand entweichen, ebenso der Geist der weiblichen Mitglieder in der Gestalt der Mpiri [1].

Die Schlangen werden überhaupt nicht getötet, denn sie gehören zu den Lebewesen, über die der Erdgeist Irungu herrscht. Jede Schlange hat ihren besondern Geist, d. h. einen Geist, der einem menschlichen Körper entwichen ist. Geschlachtet werden nur männliche Kälber und Rinder, das Schlachten von Kühen gilt als Sünde.

Kleine Kinder gehen in der Regel nackt. Mit dem sechsten, siebten oder achten Jahr legen sie einen Grasschurz an. Auch die Frauen tragen einen Grasschurz, derselbe ist aber viel dichter und länger als der des Kindes. Außerdem tragen viele Frauen über dem Schurz ein Ziegenfell, das über den Hüften befestigt ist. Die Männer haben einen Grasschurz wie die Knaben und dazu ein Ochsenfell [2].

Die Kinder gehören, wie schon bemerkt wurde, zur Ruganda des Vaters und nehmen dessen Muziro an. Dem Vater steht die freie Verfügung über sein Vermögen zu. Wenn er, was häufig vorkommt, keine Bestimmung getroffen hat, so erbt nach seinem Tode der älteste Sohn den Hauptanteil; der zweitälteste Sohn erhält etwas mehr als die jüngeren Brüder. Von den Töchtern erhält nur die älteste einen kleinen Teil an der Erbschaft, die übrigen erben nichts.

Der Jüngling heiratet gewöhnlich mit 17, das Mädchen mit 15 Jahren. Der junge Mann, der sich eine zukünftige Lebensgefährtin erkoren, geht zu deren Vater und hält um die Hand der Tochter an. Vater und Mutter beraten nun

---

[1] Rehse, Kiziba 7. [2] Ebd. 30—31.

gemeinschaftlich und willigen sie ein, so geht der Freier nach seiner Wohnung und holt für den Schwiegervater eine Ziege und für die Mutter 2500 Kaurimuscheln als Verlobungsgeschenk. Nach Ablauf von vier Monaten meldet sich der Brautwerber wieder, und wenn der Schwiegervater einverstanden ist, findet die Hochzeit statt, für die der Bräutigam außer vielen Kaurimuscheln sehr viel Bier herbeischaffen muß. Aus den langen Hochzeitszeremonien heben wir nur hervor, daß während des feierlichen Gelages die Braut in einem abgesonderten Raum weilen und weinen muß. Gegen Schluß der Feierlichkeiten holt der Bruder der Braut diese aus ihrem Bett und begießt sie mit etwas Wasser — ein Symbol für die Reinheit und Keuschheit des Ehestandes. Der junge Mann geht durchs Dorf und erhält vor jeder Hütte einige Kaurimuscheln, und damit ist die Hochzeitsfeier beendet [1].

Die Töchter des Königs dürfen sich bei Lebzeiten ihres Vaters nicht verheiraten, damit dieser nicht in Versuchung komme, seine Schwiegersöhne zu bevorzugen.

Der Familienvater ist unumschränkter Gebieter über Frau und Kinder. Ein Verkauf und Verpfänden der Frau findet nicht statt, wohl aber überläßt sie der Mann zuweilen dem unverheirateten Bruder „leihweise". Ehebruch von seiten der Ehefrau ist nichts Seltenes. Erfährt der Mann davon, so jagt er die Frau fort. Sonst besteht eine recht tiefe Sympathie zwischen den einzelnen Familiengliedern. Der Mann liebt seine Frau, und sie liebt ihn. Die Speisen nehmen die verschiedenen Familienglieder zusammen ein. Gütergemeinschaft besteht zwischen den Mitgliedern einer Ruganda nicht. Eine Ehe auf Zeit oder Probe ist unbekannt. Freies Liebesverhältnis kommt dagegen oft vor, besonders mit Witwen, die sich nach dem Gesetz nicht wieder verheiraten dürfen und deshalb oft mit einem Manne leben, ohne verheiratet zu sein. Gruppenehen und Polyandrie sind unbekannt [2]. Obwohl Vielweiberei besteht, hat doch die erste Frau in jeder Weise einen Vorzug, auch wenn sie nicht die Lieblingsfrau ist.

Wir haben schon erwähnt, daß Ehen innerhalb der Ruganda verboten sind; ebenso dürfen sich Vettern und Basen verschiedener Familien nicht heiraten, wohl aber ihre Kinder. Es gibt keine Vorschrift, innerhalb bestimmter Kasten zu heiraten, doch heiraten Bahimamänner nur Bahimafrauen. Die Macht der Ehescheidung steht in erster Linie dem Manne, in zweiter dem Fürsten zu. Der Mann kann seine Frau ohne Grund entlassen, doch klagt der Vater der Frau dann beim König, der darüber entscheidet, ob die Frau mit oder ohne Grund fortgeschickt worden ist. Anerkannte Gründe der Ehescheidung sind Krankheit, besonders Irrsinn, Faulheit und Ehebruch von seiten der Frau.

Abtreibung der Frucht und Mittel zur Verhütung der Schwangerschaft sind zwar nicht ausdrücklich erlaubt, aber man vermutet, daß sie in weitgehendem Maße in Gebrauch seien, besonders bei unverheirateten Mädchen, auf deren Keuschheit der Bewerber sonst wenig Wert legt. Die Eltern jedoch züchtigen das Mädchen, wenn es bei außerehelichem Geschlechtsverkehr erwischt wird. Der Verführer wird, falls die Klage vor den König kommt, mit einigen Tagen Fesselung bestraft [3].

---

[1] Ebd. 115—116. [2] Ebd. 94. [3] Ebd. 86.

Blutsfreundschaft oder -bruderschaft ist eine weit verbreitete Sitte sowohl unter Männern als unter Frauen. Die beiden Personen, die Blutsbruderschaft schließen wollen, ritzen sich in Gegenwart eines Zeugen in der Nähe des Nabels. Das herausquellende Blut wird mit einer halben Kaffeebohne aufgefangen, und jeder ißt die mit dem Blute des andern befeuchtete Bohne. Darauf setzen sie sich auf Matten, und zwischen sie werden Zweige des Murinzi gelegt. Der Zeuge hält jetzt eine Ansprache, erst an den einen, dann an den andern. Er läßt sie dabei den Stamm des Hausgerüstes erfassen und hält ihnen vor, daß sie in dieser Stellung verweilen sollen, bis sie verhungert seien, wenn einer von ihnen die Gesetze der Blutsfreundschaft verletzen würde. Die Blutsfreunde versprechen beim Antlitz des Königs, sich der Freundschaft würdig zu zeigen. Es gilt als gemeines Verbrechen, die Blutsbruderschaft zu verletzen, viel gemeiner als Mord.

Strafrecht. Bei Mord ist die Blutrache üblich, zu der die nächsten männlichen Verwandten berechtigt sind. Die Blutrache verlangt stets den Tod des Mörders oder Totschlägers. Eine Art Asylrecht besteht insofern, als der Missetäter sich in den Schutz eines Großen, z. B. des Königsbruders, begeben kann, wenn ihn dieser aufnehmen will. Das staatliche Strafrecht liegt bei schwereren Verbrechen in der Hand des Königs, bei geringeren in der des Dorfältesten oder des Gerichtsbeistandes am Königshof. Der Verweis wird nur bei ganz kleinen Vergehen verhängt. Im Wiederholungsfall wird Strafe angedroht. Fesselung tritt bei allen Vergehen ein, auf denen Geldstrafe steht, wenn der Schuldner nicht bezahlen kann. Außerdem bei Notzucht. Prügelstrafe wird verhängt wegen Ungehorsams gegen den Dorfältesten oder sonst einen Angestellten des Königs oder auch wegen Unfugs. Fesselung verbunden mit Prügelstrafe tritt ein bei schweren Verbrechen, bei Mord, der nicht durch Blutrache gesühnt wurde, bei schwerem Diebstahl, bei schwerer Körperverletzung usw. Die Landesverweisung tritt in Kraft wegen mehrfacher und viehischer Verbrechen, wegen fortgesetzten Ungehorsams. Die Todesstrafe wird verhängt wegen Ungehorsams gegen den König und kann ebenfalls bei wiederholten Diebstählen verhängt werden. Bei Ehebruch hat der Ehemann das Recht, den Ehebrecher zu töten; es tritt dann aber Blutrache von seiten der Verwandten desselben ein. Widernatürliche Unzucht zwischen Personen gleichen wie verschiedenen Geschlechts ist unbekannt. Unzucht mit Kindern wird mit Fesselung bis zu zehn Tagen bestraft[1].

Für den Prozeß, sowohl in Zivil- als Strafsachen, gibt es Instanzen: die erste ist der Dorfälteste, die zweite der Bezirksälteste, die dritte der König. Jedem Urteile geht eine gerichtliche Verhandlung mit Zeugenverhör vorher. Das Zeugnis wird durch den Zusatz bekräftigt: „Beim Antlitz des Königs“. Wer unter diesem Eide falsch aussagt, wird streng, eventuell mit dem Tode bestraft. Wenn mehrere Zeugen sich widersprechen, so wird die Entscheidung durch eine Art Gottesurteil, den sog. Wahrsagewurm, herbeigeführt. Die Verdächtigen müssen sich in einem Kreis aufstellen, der an einer Seite offen ist. Der Wahrsagewurm wird nun in den Mittelpunkt des Kreises gesetzt, und

[1] Rehse, Kiziba 101—103.

zwar mit dem Kopf nach der offenen Seite hin. Geht er durch die Öffnung aus dem Kreise hinaus, so ist keiner der Anwesenden schuldig; wendet er sich jedoch gegen einen Bestimmten, so wird dieser als überführt angesehen. Zuweilen verfährt man anders. Von den in Verdacht stehenden Personen legt jede einen Stab vor den Wurm hin. Dieser wendet sich entweder ab oder er berührt einen der Stäbe. Der, welchem der Stab gehört, ist der Täter.

Begräbnis. Sobald ein Familienvater gestorben ist, eilen auf das laute Wehklagen der Frau und der Kinder die Nachbarn herbei und wickeln die Leiche mit ihren Kleidern in Rindenstoffe. Die Klagefeier dauert ungefähr einen Tag. Das Grab für einen gewöhnlichen Mann wird in einem Bananenhain angelegt und am Boden mit Rinde bedeckt. Am Fuß- und Kopfende des Grabes stößt man je einen starken Pfahl in den Boden. Nachdem man das Grab zugedeckt, geht man in die Hütte des Verstorbenen, gibt dem ältesten Sohn dessen Pfeife, welcher sie raucht; hierauf gießt man Bananenbier in den Flaschenkürbis des Verstorbenen und gibt diesen ebenfalls dem ältesten Sohn zum Trinken. Dann übergibt man diesem die Witwen des Vaters als Frauen, mit Ausnahme derjenigen, die ihn geboren hat. Einen Herdstein und einen Balken des Hauses trägt der älteste Sohn in die Steppe, und opfert sie dem Erdgeist. Von diesem Augenblick an gilt der Erbe als Herr des Hauses. In das Grab gibt man dem Verstorbenen seine ganze Kleidung mit, wenn sie aus Häuten besteht, ausgenommen eine Haut, die der Erbe erhält. Der verstorbene König wird erst nach neun Tagen begraben, und zwar in der Hütte, in der er gestorben ist. Das Grab wird geschlossen und die Hütte bewacht. Nach Cunningham[1] wird die Leiche des Königs oder Häuptlings stehend (zuweilen sitzend) ins Grab gelegt, so daß der Kopf gerade über den Boden herausschaut. Wenn das Grab gefüllt ist, reicht die Erde ungefähr bis an das Kinn. Der Kopf bleibt unbedeckt, ohne Schutz gegen das Wetter oder die Tiere, aber fünf Männer müssen abwechselnd Tag und Nacht bei demselben Wache stehen. Ein Feuer darf in der Nacht nicht angezündet werden, aber der Wachtposten muß sein Auge stets auf den Kopf gerichtet haben; er darf sich wohl setzen, aber nicht hinlegen, damit er nicht einschlafe. Ein Bruder des Verstorbenen muß alle 24 Stunden einmal nachsehen, ob die Wache ihre Pflicht tue und der Kopf nicht Schaden leide. Dieses Wachestehen dauert zwei Monate, dann wird der Kopf weggenommen und bedeckt, und erst jetzt darf der neue Häuptling oder König gewählt werden und den Thron besteigen. Die Priester begräbt man nicht, man trägt ihre Leichen in Rindenstoff gewickelt in den Wald und setzt sie dort auf einen Stuhl. In den Mund steckt man dem Toten eine Tabakspfeife und stellt ihm einen Flaschenkürbis nebst Saugrohr zur Seite, als ob er noch lebte[2].

Religion. Die Baziba glauben an ein höchstes Wesen, welches man Rugaba, Gnadenspender, nennt, über das man aber keine genaueren Angaben erhält. Man bringt ihm keine Opfer. Er gilt als Schöpfer der Menschen und der Rinder. Es gab nach den Baziba ein Weltall, bevor die Erde geschaffen war und Sonne, Mond und Sterne existierten. Da gab Wamara

[1] Uganda and its peoples 285. [2] Rehse a. a. O. 119—121.

(Oberhaupt der Geister) seinen Geistern den Befehl, die Erde zu schaffen und sie mit Pflanzen, Buschwerk usw. zu versehen. Als dieses fertig war, setzte Rugaba zwei weibliche Wesen auf die Erde, die nach kurzer Zeit je ein Zwillingspaar hervorbrachten. Die Kinder des ersten Wesens waren Menschen: ein Knabe und ein Mädchen. Die andern Zwillinge waren ein männliches und ein weibliches Rind. Diese Paare wurden die Stammeltern von Menschen und Rindern[1].

Der Mensch steht nach dem Glauben der Eingebornen, solange er lebt, in der Gewalt Gottes. Nach dem Tode kehrt die Seele nicht zu Gott zurück, sondern geht zu Wamara, dem Geist der Seelen. Gebete werden an Rugaba selten gerichtet, wie es scheint nur dann, wenn die Geburt eines Kindes Schwierigkeiten macht. Die Geister denkt man sich als frühere Könige des Weltalls. Der von den Baziba als höchster Geist verehrte Wamara wird auch außerhalb Kizibas in weiten Gegenden als Geist der abgeschiedenen Seelen verehrt. Rehse schließt daraus, daß derselbe wohl ein mächtiger Fürst über sämtliche Reiche im Westen und Norden des Viktoriasees gewesen sei.

Von den Geistern sagen die Eingebornen: sie standen früher unter Gott (Rugaba), bevor die Erde geschaffen war. Da bekam der Erdgeist Irungu von Gott (nach andern von Wamara) den Auftrag, die Erde zu schaffen und mit Gebirgen, Wäldern und Tieren zu versehen; der Geist Mugascha erhielt den Befehl, Gewässer zu schaffen und Bananenhaine anzulegen. Kaboza mußte die Sonne und den Mond hervorbringen, Hanji das Himmelsgewölbe. Nach vollendeter Schöpfung stellte Gott die Geister unter den Geist der abgeschiedenen Seelen, Wamara. Die Geister haben auch Söhne und Töchter gezeugt. Dem Geiste Wamara baut man Tempel, die den Wohnhäusern ähnlich sind, und in denen beständig ein heiliges Feuer unterhalten wird. Der Priester selbst verbringt die Nacht in dieser Hütte. Er erhält als Opfer weiße Schafe und Ziegen und verwaltet neben seinem Priesteramt meistens auch die Stelle eines Wahrsagers und Arztes. Wenn z. B. jemand lebensgefährlich erkrankt, so glaubt er, daß Wamara, der Geist der Seelen, ihn in sein Reich aufnehmen möchte. In seiner Angst schickt er dann ein Opfer zu dem Priester des Wamara, und dieser bittet den Geist, den Mann noch eine Zeitlang leben zu lassen.

Dem Erdgeist Irungu baut der Hausherr vor dem Hause, innerhalb des Hofes links und rechts, eine kleine Hütte, in der eine Scherbe vom Kochtopf mit einer kleinen Bananenspeise zu liegen pflegt, als Opfer für den Geist. Irungu muß besonders versöhnt werden, wenn man eines seiner Tiere, also ein Steppentier, tötet; gewöhnlich opfert man ihm dann ein Huhn und eine Bananenblume. Auch dem Sonnengeist Kazoba werden eigene Gebäude errichtet. — Eigentlicher Schlangenkultus findet nur in der königlichen Familie statt, obwohl die Schlange für jeden Muziba ein heiliges Tier ist. Selbstverständlich ist die Zauberei, der Glaube an Amulette u. dgl., sehr verbreitet.

Nach dem Tode gehen die Seelen von Mitgliedern der Königsfamilie in gewisse Schlangen über. Der Geist des gewöhnlichen Mannes wandert nach dem Dorf Bitama in der Landschaft Kianja, wo ein Priester des Wamara

[1] Rehse, Kiziba 125.

wohnt. In diesem Dorf will man nachts Trommelwirbel und Tanzgeschrei gehört haben, ohne etwas sehen zu können. Mit dem Tode ist die Seele aus der Gemeinschaft des Volkes von Rugaba (Gott) geschieden und gehört nun zu den Untertanen des Wamara.

„Strafen gibt es im Jenseits nicht. Die Seele geht dort ihrem eigenen Interesse nach, d. h. die Seele eines verstorbenen Familienvaters achtet auf das Hauswesen, auf die zurückgebliebenen Kinder und besonders auf den ältesten Sohn. Dieser räumt dem Geist des Vaters in dem von der Großfrau bewohnten Hause zwischen Bettstelle und Viehstall einen Platz ein, an den er täglich Bananenbier stellt. Am nächsten Morgen trinkt der Sohn das Bier, das er als ein Geschenk des Vaters betrachtet. Auch Nsimbi (Muschelgeld) werden dort dem Vater geopfert. In Fällen äußerster Not können auch diese vom Vater zurückerbeten werden. Ein weiterer Ahnenkultus als der genannte besteht nicht." [1]

Die Könige ordnen von Zeit zu Zeit Festlichkeiten an, die zu Ehren der Geister an den Wohnplätzen der Priester abgehalten werden. — Wie jemand zur Priesterwürde gelange, konnte Rehse nicht in Erfahrung bringen.

Wie Cunningham [2] berichtet, glauben die Baziba auch an ein fabelhaftes Ungeheuer, das im Viktoriasee sich aufhält und „Kadzimu Kamkasa" heißt. Sie reden nicht gern von ihm, und seine eigentlichen Aufgaben sind unbekannt; doch nimmt er ein unbestimmtes Interesse an den Tugendhaften, und auf jeden Fall fordert er große Andacht, wenn man seinen Namen nennt. Sobald jemand sagt „Kadzimu", wenden alle ihr Angesicht gegen den See und wiederholen den Namen mit großer Ehrfurcht.

2. Die Bakerewe.

Die Bakerewe bewohnen Ukerewe, die größte und fruchtbarste Insel im Viktoria-Nyansa. Die Zahl der Inselbewohner war im Jahre 1907 ungefähr 30000 [3]. Die Bakerewe sind geschickte und leidenschaftliche Jäger, gewandte Fischer, berühmte Vieh- und Ziegenzüchter und Ackerbauer. Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus den Bakwaya, den ältesten und zahlreichsten Einwohnern der Insel, den Basese, die tatsächlich die Insel beherrschen und ihr die Könige und die Sprache geben, und endlich den Baruri, eine Art Parias oder Sklaven. Außer der Insel Ukerewe gehören zum Königreich Ukerewe eine Anzahl kleinerer Inseln und einige Landstriche auf dem Festlande. Der Sage nach sind die Bewohner des Inselreiches vom Norden her eingewandert.

Die Regierung des Landes ist monarchisch. Der König (Omukama) ist völlig absoluter Herrscher, der über alles und alle gebietet. Er ernennt die Dorfvorsteher (Bakungu), die unmittelbar von ihm abhängen und von ihm nach Willkür ein- und abgesetzt werden. Meistens gehören diese Vorsteher zu

---

[1] Ebd. 132. [2] Uganda and its peoples 296.

[3] Vgl. Religion et vie domestique des Bakerewe par le P. Hurel des Pères Blancs, Missionnaire à Ukerewe, im Anthropos VI (1911) 62 ff.

der königlichen Familie. Doch gibt es auch Ausnahmen. Es genügt, daß jemand ein Musese und Freund der „Sonne“ (des Königs) sei, um zu dieser Würde gelangen zu können. Die Bakungu sind in ihrem Dorfe ungefähr, was der König im ganzen Land. Sie verteilen die Fronden und Steuern an ihre Untergebenen, verfügen über den Kulturboden, sogar über die Wohnungen, verjagen nach Laune, ob gerecht oder ungerecht, jedes mißliebige Individuum. Es gibt keine festgesetzten Versammlungen der Großen oder des Volkes, alle wichtigen laufenden Geschäfte werden vom König persönlich erledigt. Ihm steht eine Schar Ausländer zu Diensten, die das einträgliche Geschäft von Polizisten und Exekutivbeamten in allen wichtigen Angelegenheiten besorgen und wegen ihrer Unverschämtheit und Habsucht sehr gefürchtet sind. Außerdem steht dem König eine Gruppe von Greisen zur Seite, die bei ihm wohnen und in schwierigen Fällen zu Rate gezogen werden. Der Königsthron ist in dem Sinn erblich, daß gewöhnlich der älteste Sohn dem Vater nachfolgt. Doch kommen Ausnahmen vor, wenn z. B. der älteste Sohn unfähig ist oder von allen verworfen wird. Die Wahl und die Salbung oder die Weihe des Königs wird in der feierlichsten Weise vorgenommen.

Wie die Neger überhaupt, wenn auch in minderem Grade, gebrauchen die Bakerewe allerlei Amulette und Talismane, die von den zahlreichen Zauberpriestern für die verschiedenen Nöten und Bedürfnisse hergestellt werden. Zu Hause und auf der Reise, in Gesundheit und Krankheit gebraucht man Amulette, um sich zu schützen oder Gesundheit und Erfolg zu erlangen. Auch wenn ein Amulett sich als unwirksam erweist, wird es nie fortgeworfen, das würde als ein Verbrechen, eine Art Sakrileg gelten. Niemand wird mit diesen Amuletten begraben, sie werden sorgfältig dem Toten weggenommen; diejenigen, die sich schon als wirksam erwiesen haben, gehen an die Erben über, die andern werden zwar nicht fortgeworfen, aber man kümmert sich nicht weiter um sie. Der Mukerewe, der von Jugend auf gewohnt ist, überall und in allem etwas Übermenschliches zu sehen, ist höchst abergläubisch. Geburt, Namengebung, Verlobung, Ehe und besonders der Tod haben ihre bestimmten abergläubischen Gebräuche, von denen man um keinen Preis abgeht. Unzählige Dinge sind Muziro (verboten, tapu). So z. B. ist allen Frauen das Essen von Ziegen- oder Schaffleisch, von Hühnern und Eiern verboten, viele Familien haben noch ihre eigenen Speiseverbote; der König darf kein Schaffleisch und keine Hühner essen u. dgl. Wer diese Verbote übertritt, wird unfehlbar krank oder fällt sonst in ein Unglück. Doch kann der König diese Verbote zeitweilig oder für immer aufheben.

Die Bakerewe glauben an unzählige namenlose Geister (mizimu), die alle übelwollend sind und den Menschen vielen Schaden zufügen. Ein großer Teil ihrer abergläubischen Gebräuche besteht in der Abwehr oder Vertreibung dieser unsichtbaren Kobolde, die sich überall einschleichen. Über diesen ungenannten Geistern gibt es aber nach dem Glauben der Bakerewe drei große Geister oder Gottheiten. Der erste und mächtigste von ihnen ist Namuhanga, in dem sich noch dunkel die Idee des einen wahren Gottes erhalten hat. Er ist der Schöpfer der Menschen und aller Dinge und die Vorsehung der Bakerewe. Sein Name ist beständig auf ihren Lippen: in

Krankheit, Unglück und Glück. Nimmt man ein Heilmittel, so seufzt man andächtig: „Namuhanga, hilf mir gesund werden.“ Hat man Unglück gehabt, sind die Kinder alle gestorben, so sagt man: „Ich bin oder sie sind von Namuhanga verflucht worden.“ Namuhanga steht über allen Dingen, er ist sehr mächtig und nichts kann ihm widerstehen. Er wird oft mit der Sonne identifiziert. Die Sonne ist Namuhanga, und Namuhanga ist die Sonne. Er hat alle Fehler und Launen des olympischen Jupiter; er ist zornig und eifersüchtig. Man fürchtet ihn aber nicht. Hurel fragte einst einen siebzigjährigen König, ob er den Namuhanga fürchte, und er erhielt zur Antwort: „Warum sollte ich ihn fürchten? Hat er mich denn nicht erschaffen? Hat er mir denn nicht mein Königtum und meine Weiber gegeben?“ Man bringt dem Namuhanga keine Opfer dar und bekümmert sich fast gar nicht um ihn. Der König wird auch oft Namuhanga genannt entweder wegen seiner nahen Beziehung zu ihm oder aus Schmeichelei. Namuhanga ist nicht verheiratet. Im übrigen sind die Ideen über ihn sehr unklar, und es hält schwer, von den Eingebornen etwas Genaueres über ihn zu erfahren; doch gilt er als der höchste von allen Geistern, keiner ist mit ihm zu vergleichen, er verteilt alle Frauen, Kinder, Kühe, Pataten 2c.; ohne ihn gibt es kein Wachstum, kein Wohlergehen. Er gebietet über Leben und Tod[1]. Neben und unter Namuhanga steht der zweite Geist: Lyangombe, der die Wälder bewacht und dem alle Tiere als ihrem Herrn und Meister gehorchen. Im Gegensatz zu Namuhanga ist er sichtbar. Wenn jemand auf geheimnisvolle Weise verschwindet, so sagt man, er hat Lyangombe gesehen, dieser hat ihn mitgenommen. Man bringt ihm oft kleine Opfer dar, um ihn günstig zu stimmen. Lyangombe hat seinen Tempel in einem Winkel des Hofes, der aber nur aus drei in den Boden gesteckten Hölzern besteht, über die man eine Handvoll Stroh wirft. Man stellt sich ihn in Gestalt einer außergewöhnlichen Antilope vor; viele behaupten, ihm begegnet zu sein, doch stimmen ihre Beschreibungen seiner Gestalt nicht miteinander überein. Der dritte große Geist der Bakerewe ist Mugasa, der im See dieselbe Rolle spielt wie Lyangombe im Wald. Ihn ruft man an, ihm bringt man Opfer dar, wenn man das Schiff besteigt und fischen geht.

Die Bakerewe haben verschiedene Ausdrücke für den Leib (engingo) und die Seele (omwoyo), doch ist ihr Begriff von der Seele sehr vag. Wenn jemand stirbt, sagen sie: „Die Seele ist aus dem Innern fortgegangen.“ Man sagt aber auch von einer Ziege: „Die Seele ist nicht mehr da.“ Die Seele ist also eine Art unentbehrlicher Begleiter des Leibes, der kommt und geht und ohne den er nicht einen Augenblick leben kann. Stirbt nun diese Seele mit dem Leib? Darüber können sich die Eingebornen nicht genau erklären, doch ist nach Hurel kein Zweifel, daß die Bakerewe nicht an die Vernichtung der Seele nach dem Tode glauben. Ist das Familienhaupt gestorben, so wird im Hause, das er bewohnte, alles umgestürzt und durcheinander geworfen. Dasselbe geschieht beim Tode der Hausherrin. Dieses Verhalten soll bewirken, daß sich der Tote nicht mehr zurechtfinden kann und deshalb fortzieht. Man vermeidet es, den Namen der Verstorbenen laut auszusprechen,

[1] Hurel, Religion usw., im Anthropos VI (1911) 78—79.

und zwar aus Furcht. „Wir haben Furcht vor den Toten", sagen sie, „wir fürchten, daß sie zurückkommen und uns vorwerfen, sie nicht geliebt zu haben."[1] Von den bösen Zauberern glaubt man, daß sie die Macht haben, durch geheime, nur ihnen bekannte Mittel die Toten wieder zu beleben oder zu beseelen. Zu diesem Zweck durchwühlen sie im Dunkel der Nacht ein frisch aufgeworfenes Grab und bringen die Seele des Leichnams zurück. Doch bleibt sie einfache Seele, d. h. etwas Fließendes, das jedem andern unsichtbar ist mit Ausnahme des bösen Zauberers (mulogi), dem sie bei allen seinen schlechten Anschlägen knechtisch hilft. Zuweilen geht die Seele auch in ein Krokodil oder eine Schlange ein, die nun in den Dienst des bösen Zauberers tritt. Die Bakerewe glauben nicht an einen natürlichen Tod; der Tod gilt ihnen immer als die Wirkung eines geheimen Zauberers, der durch die Seele oder die Schlange und das Krokodil das Individuum getötet hat. Deshalb wird bei jedem Todesfall nach dem Mulogi geforscht, der den Tod verursacht hat, was zu zahlreichen ungerechten Morden führt, die man auch heute noch nicht ganz verhindern kann.

Zahlreich sind die Zauberer (bafumu), die als Ärzte, Wahrsager und Regenmacher funktionieren und bei denen sich Wissenschaft und Aberglauben verschmelzen. Während der Mulogi ein geheimer böser Zauberer ist, der durch sein vermeintliches verbrecherisches Treiben Schrecken verbreitet und Menschen tötet, ist der Mufumu ein anerkannter und gerechter Mann. Durch seine Zauberkünste gewinnt er, wie man annimmt, Einfluß auf die Geister, die Krankheiten, die Naturkräfte usw. Für verschiedene Zweige gibt es auch verschiedene Kategorien von Zauberern: für die Felder, die Vögel, die Heuschrecken, den Regen rc. Einige Arten von Zauberkünsten sind in bestimmten Familien erblich. Da die Krankheiten immer die Wirkung bösen Zaubers sind, müssen stets die betreffenden Zauberer zu Hilfe gerufen werden. Die Wahrsager oder Entdecker haben die Aufgabe, denjenigen ausfindig zu machen, durch dessen bösen Zauber jemand gestorben ist. Derjenige, den er nennt oder durch Zeichen zu erkennen gibt, wird unfehlbar getötet. Zauberer wird man entweder durch Erbschaft, indem der Sohn dem Vater im Gewerbe folgt, oder durch Wahl oder eine Art öffentlicher oder privater Einweihung. Von den Zauberern (bafumu) zu unterscheiden ist der Musiba, den man am ehesten als Priester bezeichnen kann. Der Musiba ist geehrt und gefürchtet. Wie dem Sultan (König) und den Häuptlingen bringt man auch ihm gern Geschenke dar. Ungefähr in jedem Dorf gibt es einen Musiba. Mit ihrem Opferpriester an der Spitze herrschen sie über die Seelen wie der Sultan über die Leiber. Sie wohnen immer in der Nähe des Kabira, des heiligen Haines des Dorfes, wo sie ihres Amtes walten. Sie sind die eigentlichen Wächter des Dorfes, die alle Feinde und jeden bösen Zauber von ihm fernhalten und den Verkehr zwischen den Lebenden und den Manen der Verstorbenen vermitteln. Der Musiba bringt den Verstorbenen Opfer dar, opfert dem einen Wein (marwa) und dem andern Brot (bwita), segnet die Häuser und die Felder. Bei seinen Amtsverrichtungen trägt er immer die herkömmliche Rubaka, ein

[1] Hurel, Religion usw., im Anthropos VI (1911) 82.

Fell der wilden Katze. Sie ist das Abzeichen seiner religiösen Würde, wird ihm vom König feierlich überreicht, und der Laie, der von da an Hand auf sie legen wollte, würde für dieses Sakrileg den Tod erleiden. In der Würde des Musiba folgt der Sohn gewöhnlich dem Vater, wenn er nicht für unwürdig gehalten wird[1].

Die Opfer sind verschieden, je nach dem Reichtum der Individuen und der Wichtigkeit der Zeremonie; zuweilen ist das Opfer ein Huhn, zuweilen ein Bock, eine Ziege, sehr oft ein Schaf, seltener ein Stier. Das Bier spielt auch eine Rolle beim Opfer. Der Musiba nimmt einige Tropfen davon, gießt sie in ein Gefäß, mischt sie mit einer andern von ihm zurechtgemachten Flüssigkeit, zieht sie dann durch Aspiration in ein Rohr und sprengt sie zu wiederholten Malen nach den vier Himmelsrichtungen. Der Opferer ist selten ein gewöhnlicher Mann, zuweilen ein Mufumu, gewöhnlich aber der Musiba. Wenn eine Familie beschlossen hat, den Manen ein Opfer darzubringen, um sie zu versöhnen, so wird ein Zauberer herbeigerufen.

Obwohl den Göttern Lyangombe und Mugasa kleine Häuser errichtet werden, sind das doch keine eigentlichen Tempel. Solche gibt es überhaupt nicht. Als Tempel dienen den Bakerewe kleine alte Baumgruppen, die der Obhut eines Musiba anvertraut sind. Niemand darf dort Äste abschneiden oder Holz holen, er würde auf der Stelle sterben. In diesen Hainen, den Schlupfwinkeln der Hyänen, Schlangen ꝛc., werden die Opfer meist dargebracht; zuweilen opfert man allerdings auch anderswo, z. B. im Kraal, aber dann bloß unter dem Vorsitz eines einfachen Mufumu. Beim Opfer ergreift der Priester, gewöhnlich unterstützt von seinen Gehilfen, das Opfertier am Kopf, als ob er es ersticken wollte, und durchschneidet ihm dann die Kehle, indem er dabei geheimnisvolle Worte spricht. Bei den Opfern für die Manen sagt er: „Kommt, murret nicht mehr; euch, die ihr tot seid, will ich opfern.“ Auch das Zerschneiden und Zerlegen des Opfertieres hat seine bestimmten Regeln. Außer den eigentlichen Opfern kennen die Bakerewe auch Gaben, die sie den Manen oder den Geistern oder den Reptilien, besonders der von ihnen als Gottheit verehrten Tigerschlange, darbringen und die in Wein, Milch oder Speisen bestehen[2].

Von der Moral in Ukerewe schreibt Hurel: Man stellt sich die Bakerewe leicht als Leute vor, die aller Moral bar sind und nur nach dem Zufall ihrer launischen und dazu unentwickelten Instinkte leben. Das ist ein grober Irrtum, der von selbst zusammenbricht, sobald man nur einige Zeit mit diesen vorgeblichen Wilden etwas in Berührung kommt. Trotz der äußersten Armut ihrer Sprache an Adjektiven haben sie doch genau bestimmte Ausdrücke, um unser „gut“ (zima), unser „böse“ (bi), unser „recht“, „billig“ (kikire) usw. zu bezeichnen. „Man darf allerdings bei ihnen keine wohldurchdachte und sich auf klare Prinzipien stützende Moral suchen, welche im Umriß alle christlichen Tugenden enthielte, wohl aber haben sie eine natürliche Moral, wenn diese auch im Laufe der Zeiten mit traurigen Irrtümern vermischt wurde. Die Bakerewe kennen vollkommen das Gewissen (omutima), und es ist gerade diese Mutima, die sie mahnt an gut und bös, falsch und wahr, recht und unrecht. Ihre

[1] Ebd. 89—90. [2] Ebd. 91—92.

Moralwissenschaft, sei sie nun individuell oder sozial, hat klar erkennbare Umrisse für jeden, der unbefangen zusieht. So gibt es nichts Komplizierteres als ihre Anstandsregeln, die das Verhalten zwischen Oberen und Untergebenen, zwischen Männern und Frauen regeln und die Forderungen der Etikette bei gegenseitigen Besuchen, die ängstlich beobachtet werden." Wie alle Neger, oder sagen wir besser, wie die große Masse der Menschen, sucht der Mukerewe gut zu leben, d. h. gut zu essen und zu trinken, und bekümmert sich wenig um andere Dinge. Er ist gewöhnlich sehr träge, weil er mit geringer Arbeit alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Daß aber mit dem Verlangen nach besserem Wohlleben auch die Lust zur Arbeit kommt, beweisen gerade die Bakerewe, die jetzt schon in großem Maßstabe die sehr beschwerliche Reiskultur betreiben.

„Was die Keuschheit angeht, so ist wahr, daß manches, was wir als schweren Fehler verurteilen, in ihren Augen nur eine Leichtfertigkeit oder Grobheit ist, doch wird der Ehebruch sehr streng gestraft und bildet einen genügenden Grund für die Ehescheidung. Verbrechen gegen die Natur sind gänzlich unbekannt." [1] Die Vielweiberei zeigt eine Richtung zur Abnahme, doch ist sie heute noch fast allgemein. Das Ideal des wahren Mukerewe ist, wenigstens zwei Frauen zu besitzen. Denn zahlreiche Nachkommenschaft zu haben, ist eine große Ehre, jedoch unterhält die Frau, die ein Kind geboren hat, keinen Verkehr mit ihrem Mann, solange sie das Kind stillt, was oft zwei Jahre dauert; und eine Frau, die dreimal geboren hat, gilt schon als alt und wird auf die Seite geschoben. Außerdem ist die Frau eine dem Mann unentbehrliche Köchin; es besteht aber der Brauch, daß die Frau aus vielen Gründen in ihre Familie zurückkehrt, z. B. im Fall einer Erkrankung, einer Geburt usw. Hat nun der Mann nur eine Frau, so ist ihm deren Abwesenheit sehr empfindlich. Endlich ist die Frau eine gute Arbeiterin; sie bebaut das Land; deshalb besitzt jemand um so mehr Getreide, je mehr Frauen er hat.

Die Ukerewe-Insulaner sind starke Esser und Trinker, aber auch imstande, lange Entbehrungen zu ertragen und sich mit wenigem zu begnügen. Gewöhnlich nehmen sie nur zwei Mahlzeiten täglich, in teuern Zeiten nur eine. Die Trunksucht herrscht allgemein bei Männern und Frauen. Das Bier wird aus Bananen bereitet, an denen die Insel Überfluß hat. Nach der Meinung der Bakerewe ist das Betrinken nur dann ein Übel, wenn man dem Nebenmenschen Schaden zufügt. Wenn man sich ruhig schlafen legt, ist es eine kleine Unvollkommenheit. Auch viele Weiße haben übrigens eine ähnliche Moral. Die Blutrache ist in großen Ehren; denn da die Könige niemand zu seinem Rechte verhelfen, muß jeder zur Selbsthilfe greifen. Der Selbstmord ist äußerst selten.

Die Kleidung der Knaben bis zum 8. oder 10. Jahre ist das Adamskostüm. Die Mädchen im selben Alter tragen nur zwei Reihen großer gelber oder grüner Perlen wie einen Gürtel. Von 10 Jahren an tragen die Knaben den Kasembe, ein Stück aus dem Fell der wilden Katze, das an einer Schnur vorn befestigt ist. Die erwachsenen Männer tragen ebenfalls dieses Stück Fell und außerdem ein größeres Fell, das sie an der rechten Schulter zusammen-

[1] Hurel, Religion usw., im Anthropos VI (1911) 93.

knüpfen. Die reichen Frauen tragen um die Lenden ein Kuhfell, das ziemlich tief herabfällt; die andern begnügen sich mit einem am Gürtel befestigten Ziegenfell.

Über die Organisation der Familie in Afrika haben die Reisenden nach Hurel viel Unwahres oder Übertriebenes berichtet. In der Wirklichkeit aber überrascht die afrikanische Familie durch ihre Organisation und das feste Gefüge ihrer Verwandtschaftskreise. Wie man in Europa durch einen einzigen Namen die ganze Familie oder Verwandtschaft bezeichnet, z. B. die Bourbonen, die Borgia ꝛc., so ist es auch in Afrika. Wenn der Ahnherr einer Familie Musiranga heißt, so wird seine Nachkommenschaft Musiranga sein und heißen, obwohl die einzelnen Individuen nicht offiziell diesen Namen tragen. Die Verwandtschaft wird nie durch die Mutter begründet. So gehören in einem Hause, dessen Herr mehrere Weiber hat, alle Kinder zur Familie des Vaters und nicht zu der der Mutter. Diese hat wohl ihre eigene Familie, kann aber die Zugehörigkeit zu dieser Familie ihren Kindern nicht vermitteln. Auch die unehelichen Kinder werden zur Familie des Vaters gerechnet, wenn dieser bekannt ist. Nur wenn er unbekannt ist und die Mutter unverheiratet bleibt, gehört das Kind zur Familie der Mutter.

Die Beziehungen der Familienglieder zueinander: zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern untereinander, sind fast dieselben wie in Europa. Man liebt sich gegenseitig aufrichtig, obwohl die Liebe sich nicht so zärtlich äußert wie bei uns. Merkwürdig ist, daß die Liebe der Kinder zu den Eltern größer ist als die der Eltern zu ihren Kindern. Ein Mann, der anscheinend leichten Herzens seine Kinder verkauft, wird es auch in der größten Not nie wagen, seinen Vater zum Gegenstand des Handels zu machen. An der Spitze jeder Familie, auch nachdem die Söhne sich verheiratet und von ihr getrennt haben, steht ein Haupt, das das gemeinsame Vermögen zu verwalten und die Schulden zu bezahlen oder einzutreiben hat. Beim Tode des Vaters bemächtigt sich der älteste Sohn aller seiner beweglichen und unbeweglichen Güter und oft auch seiner Ämter und Vorrechte. Ist der Erstgeborne nicht vorhanden, sei es daß er gestorben oder abwesend sei, so folgt der jüngste Sohn dem Vater. Fehlen Kinder, so wird der Vater oder Bruder des Verstorbenen Erbe. Meistens aber zerstiebt die Erbschaft bald in die ganze Familie, da sich jedes Glied durch List oder Gewalt davon anzueignen weiß. Merkwürdigerweise gehen die Erbschaften den König nichts an. Das Erbe besteht aus allem, was dem Toten gehört hat: Haustieren, Waffen und Werkzeugen, selbst den Frauen. Diese können nur dann in ihre Familien zurückkehren, wenn der Erbe einwilligt und ihnen zurückgibt, was sie in die Ehe mitgebracht haben. Auf dem Totenbette übergibt der Vater seinem Sohn feierlich seine Lanze als Symbol seiner Autorität über die Familie[1].

Auch eine Art Annahme an Kindes Statt kommt bei den Bakerewe vor. Wenn eine Frau Zwillinge geboren hat, so gilt das als ein großes Unglück, das man dadurch zu beschwören sucht, daß man die beiden Kinder aussetzt. Man tötet sie selten, legt sie aber in alte Krüge, die man auf eine verlassene

---

[1] Ebd. 285.

Insel oder in das hohe Gras am Fluß legt. Da kommen nun manchmal interessierte oder mitleidige Seelen, welche beide Kinder oder wenigstens eines mitnehmen, um es zu erziehen. Diese Kinder gehören fortan ihnen, und niemand darf sie zurückfordern. Eine eigentümliche Verwandtschaft wird durch das Blutbündnis begründet, das bei den Bakerewe häufig vorkommt. Zwei Jünglinge oder Männer, die in ein inniges Verhältnis zueinander treten wollen, laden ihre Freunde und Verwandten zu einer Zusammenkunft unter einem großen Baume ein. Dann setzen sie sich einander gegenüber auf den Boden, entblößen den Unterleib, schneiden sich mit einem Messer an der Seite, so daß Blut herausfließt, welches mit etwas Bwita oder Milch vermischt wird. Dann tauschen sie den Trank aus, und jeder trinkt das Blut des andern. Nun gehen sie in das Haus des einen, legen sich nebeneinander auf das Bett. „Mein Bruder", sagt der Würdigere, „wir haben uns getrunken, wird sind fortan Brüder. Ich will dir meine Verwandten nennen, damit du sie kennest, denn sie sind von jetzt an auch die deinen." Dann nennt er seine Brüder, Schwestern, Onkel, Vettern, Cousinen ꝛc. Der andere tut das gleiche, und nun schwören sie, diese Personen zu achten, zu lieben. Hierauf kehren sie zu den Gästen zurück, feiern ein Fest und wechseln Geschenke. Sie gelten nun als Verwandte. Keiner von beiden darf eine Schwester des andern heiraten.

Die Sklaverei war früher in Ukerewe sehr verbreitet. Besonders zu Zeiten der Hungersnot wurden kleine Kinder gekauft, die das Eigentum des Käufers wurden. Früher wurden die Sklaven schlecht behandelt. Wegen eines Nichts wurden ihnen die Ohren abgeschnitten oder wurden sie sonst verstümmelt. Man verheiratete sie untereinander, und ihre Kinder gehörten wie die Eltern dem Herrn. Ein echter Mukerewe durfte keine Sklavin zur rechtmäßigen Frau haben, nur als Konkubine durfte er sie halten. Heute hat sich die Lage der Sklaven bedeutend gebessert, und es ist ihnen leicht gemacht, sich loszukaufen; doch machen die meisten keinen Gebrauch davon, weil sie milde behandelt werden und sozusagen zur Familie gehören[1].

Die Heirat ist bei den Bakerewe eine Art Handelsgeschäft. Jeder kann so viel Frauen oder Konkubinen halten, als er will und sein Vermögen ihm gestattet. Doch haben tatsächlich wenige mehr als drei Konkubinen. Heiraten unter Verwandten sind verboten. Der neue Haushalt wird auch nie in der Nähe der Eltern der Braut errichtet, denn der Schwiegersohn und die Schwiegermutter dürfen einander nie sehen oder anblicken. Das gilt als wichtiges Gesetz. Den Preis, den man für eine Frau an deren Familie zu zahlen hat, ist durch Gewohnheit bestimmt; nur reiche und mächtige Leute erheben für ihre Töchter höhere Forderungen. Der Preis besteht gewöhnlich in Hacken, Ziegen, Perlen und Krügen. Ein Teil des Preises muß schon vor der Heirat bezahlt werden, damit diese gültig zustande komme. Ein Teil wird aber später erst bezahlt, weil die Eltern der Braut das Recht behalten wollen, die Tochter gelegentlich heimzuholen und mit einem andern zu verheiraten. Wir übergehen die langwierigen und feierlichen Gebräuche, durch welche die Verlobung mit einer noch nicht verheiratetgewesenen Braut und später die Hochzeit gefeiert wird. Bei

---

[1] Hurel, Religion usw., im Anthropos VI (1911) 286—287.

der Hochzeit wird eine Ziege herbeigeführt und zwischen Braut und Bräutigam gestellt. Beide ergreifen zusammen einen Pfeil und stoßen ihn dem Tier durch die Kehle. Dann wird dieses geschlachtet und gekocht und ein großes Fest gefeiert. Die Reichen opfern einen Ochsen an Stelle der Ziege. Der Mukerewe verlangt von seiner Frau vor allem Gelehrigkeit, Unterwürfigkeit und Leibesstärke. Schwinden diese Eigenschaften, so trägt er kein Bedenken, an ihrer Stelle eine andere Lebensgefährtin zu nehmen. Auch die Frau sucht sich die Freiheit und das Recht zum Besuch ihrer Familie zu wahren. Eine Kleinigkeit, eine Laune genügen, um eine zeitweilige oder endgültige Scheidung herbeizuführen. Wahre Liebe unter den Ehegatten ist selten, besonders von seiten der Frauen. Findet die Ehescheidung nach der Geburt von Kindern statt, so gehören diese alle dem Vater. Selbst wenn die Geschiedene ein oder zwei Jahre nach der Trennung ein Kind erhielte, gehört dieses ihrem früheren Mann.

Bei der Geburt eines Kindes wird ein Familienfest gefeiert. Der Vater darf bei der Niederkunft seiner Frau nicht zugegen sein. Nach derselben ist er voller Sorgen für sie. Leider werden viele Kinder nach der Geburt beiseite geschafft. Von der Aussetzung der Zwillinge war schon die Rede. Sie meinen, eine Frau könne unmöglich zwei Kinder zugleich ernähren. Blindgeborne, schielende oder sonst mißgestaltete Kinder werden getötet. Am Tage der Geburt oder bald darauf gibt der Vater dem Kinde unter bestimmten Zeremonien den Namen. Die Beschneidung ist bei den Bakerewe ungebräuchlich, ja sogar verabscheut, und dieser Umstand schützt sie gegen das Eindringen des Islams. Von einer eigentlichen Erziehung der Kinder, abgesehen von der leiblichen Pflege, ist keine Rede. Selbst grobe Fehler läßt man ungestraft durchgehen. Nur die Mädchen werden etwas sorgfältiger behütet; trotzdem ist die Ausschweifung der Jugend sehr groß, und die Mädchen sind oft noch schamloser als die Knaben.

Im Unterschied zu manchen andern schwarzen Völkern lassen die Bakerewe die alten Leute nicht im Stich, sondern achten sie und behandeln sie gut. Auch die Kranken werden nie vertrieben oder sich selbst überlassen, noch viel weniger tötet man sie. Die Aussätzigen werden nicht gefürchtet, sie wohnen und essen zusammen mit den übrigen. Das Übel ist nicht ansteckend. Eine andere Hautkrankheit, Bingoro, ist sehr ansteckend und gefürchtet. Trotzdem werden auch diese Kranken nicht preisgegeben. Sie bekommen ein eigenes Haus und eine Küche, wo die Mutter oder eine alte Verwandte sie pflegt. Dagegen sind die Geisteskranken gefürchtet und werden gemieden, weil man glaubt, daß die Geister sich ihrer bemächtigt haben. Kommt jemand zum Sterben, so wird er vom Bett genommen und auf ein Lager am Boden gelegt. Seine Mutter, seine Schwester oder eine alte Verwandte läßt sich an seiner Seite nieder und stützt mit den Armen seinen Oberleib, so daß er in ihren Armen stirbt. Dann schließt man ihm gleich Augen und Mund, entkleidet ihn, biegt ihm die Knie und bringt einen Arm unter den Kopf, so daß er ihm wie ein Kissen dient. Schließlich wird der Leichnam in ein Fell gehüllt und den Blicken der Besucher entzogen. Das Schließen der Augen und des Mundes gilt als äußerst wichtig, so daß die Bakerewe zuweilen, um diesen Zweck zu erreichen, ohne es zu wollen, einen Sterbenden ersticken. Sobald dieser das Bewußtsein verliert, ruft man: „Die Seele ist fort“, und beeilt sich, ihm Augen, Nase und Mund hermetisch zu

verschließen. So kommt es leicht vor, daß sie noch Lebende begraben. Sobald der Kranke gestorben, fängt das Klagen und Schreien an. Die Betrübtesten, Vater, Mutter, Schwester, gebärden sich wie wahnsinnig, strecken die Arme zum Himmel empor, schlagen die Brust und heulen, daß man erschrickt. Fünf oder sechs Stunden nach dem Tode findet das Begräbnis statt; das Klagen dauert aber noch mehrere Tage. Nach dem Begräbnis wird ein Schaf geschlachtet und der Inhalt des Magens und der Eingeweide sorgfältig als Opfer über das Grab geschüttet; alles übrige wird gekocht und verzehrt. Besonders feierlich ist das Begräbnis der Könige. Der verstorbene König wird in dem Grabe seiner Ahnen beigesetzt. Der Leib wird so in das Grab gelassen, daß der Rücken an eine Seitenwand anlehnt. Dann wird ihm ein langer Feigenstengel in die Hand gelegt, der bald Wurzel fassen und in wenigen Jahren zu einem herrlichen Baume heranwachsen soll. Neben dem verstorbenen König, zur Rechten und zur Linken, nehmen zwei Sklaven, Mann und Frau, Platz und werden lebendig mit ihm begraben. Ist der Grabhügel fertig, so wird ein dritter Sklave herbeigeführt, dem man einen gewaltigen Schlag auf den Kopf versetzt und den man dann festhält, bis das Grab von seinem Blute reichlich benetzt wurde. Man tötet ihn nicht, läßt ihn aber in einer Barke in ein fremdes Land bringen, aus dem er nicht zurückkehren darf. Auf dem Grabe werden ein Ochs und mehrere Ziegen getötet.

In einem Briefe aus dem Jahre 1897 entwirft P. Roussez folgendes Bild von den Ukerewe-Insulanern[1]: Man würde sich täuschen, wollte man sich von unsern noch heidnischen Negern ein zu dunkles Bild machen. Sie sind keine eigentlichen Wilden. „Mein Erstaunen war groß, als ich nach meiner Ankunft die Bemerkung machte, daß die Neger Menschen sind, die sich im Grunde nur durch ihre dunkle Haut von den Weißen unterscheiden. . . . Ich weiß wohl, daß die Bakerewe grobem Aberglauben huldigen, der sie zuweilen zu Taten roher Wildheit gegen ihresgleichen verleitet, aber in Europa hat man auch den Aberglauben des Duells mitten in unserem sog. aufgeklärten Jahrhundert. Die Ehe hat hier wenig Dauer, aber ist denn die Auflöslichkeit der Ehe nicht von europäischen Nationen durch geschriebene Gesetze sanktioniert worden? Ich gestehe auch, daß die Neger träge und lügnerisch sind; für Diebe halte ich sie nicht, und außerdem haben sie viele ausgezeichnete Eigenschaften. Sie haben große Ehrfurcht vor der Autorität und scheinen sich auch gegenseitig zu achten; untereinander sind sie höflich; sie begegnen einander nie, ohne sich mit den bestimmten Formeln, die dem Alter und der Würde eines jeden entsprechen, zu grüßen; sie wissen sehr wohl, was Zurückhaltung und zarte Rücksicht ist. Sie lieben einander und interessieren sich für alles, was den Nächsten angeht. Geht jemand auf Reisen, so wünscht man ihm glückliche Wiederkehr und trägt ihm Grüße an die auf, zu denen er sich begibt. Wenn er heimkehrt, erkundigt man sich, ob die Reise gut verlaufen sei, ob es denen, die er besucht, gut ergehe und ob man ihn gut aufgenommen habe. Unsere Neger lieben es auch, sich gegenseitig zu besuchen, besonders unter Verwandten. Hören sie, einer der Ihrigen sei krank, so unterlassen sie es nicht, ihn zu besuchen, selbst in weiter

[1] Vgl. Missions d'Afrique des Pères Blancs 1898, Nr 127, S. 354.

Entfernung. Wenn ich mich nicht täusche, ist das Gesetz des Egoismus hier kaum bekannt. Sie teilen gern alles, was sie haben, mit dem Nebenmenschen. Bereitet jemand Pombe (Bier), so geschieht das für alle Verwandten und Nachbarn, und jeder, der will, kann herbeikommen, um sich an dem den Negern so kostbaren Getränk zu erfrischen. Stellt sich ein Fremder zur Zeit der Mahlzeit ein, so teilen alle mit ihm ihre magere Ration. Gibt man einem eine kleine Leckerei, etwa ein bißchen Salz oder ein Stück Fleisch, so teilt er davon allen Anwesenden mit. Ich habe einen gesehen, der eine einfache Prise Tabak unter 10 Personen verteilte. Man muß gestehen, daß das keine Sitten von Wilden sind."

3. Die Bakumbi[1].

Bakumbi heißen die Einwohner der Distrikte am östlichen Ufer des Nyansa zwischen dem 1. und 2.° südl. Br. Sie sind vor etwa 200 Jahren in ihr heutiges Gebiet eingezogen. Ihre politische Verfassung ist monarchisch. Wenn der König (Mtemi) stirbt, so folgt ihm eines seiner Kinder auf dem Thron. Sobald die Totenfeier für den verstorbenen König beendigt ist, versammeln sich die Häuptlinge (Muanongua) mit den Bagnangome (den Räten des Königs, die den Stamm vertreten) zu Ikuru. Die letzteren beschließen nun in einer Ratssitzung, welches Kind dem Verstorbenen auf dem Thron nachfolgen solle. Sobald sie einig sind, gehen sie zum gewählten Erben, ergreifen ihn und erklären ihm, daß er jetzt König sei; dann führen sie ihn in das Haus seines Vaters, richten ihn dort ein und setzen ihn in den Besitz der Frauen und aller Güter seines Vorgängers. Das neue Oberhaupt bleibt bis zum Neumond eingeschlossen. Dann wird die Trommel gerührt, und alle eilen herbei, um den neuen König zu begrüßen. Jeder Ankommende wünscht ihm Glück, Gesundheit und langes Leben, und alle diese Dinge erfleht er für ihn von der Sonne (Liova). Das letzte Wort des Grußes ist Mhuera, der berühmte Name eines früheren Königs. Die Bakumbi haben nämlich die Gewohnheit, bei ihren Begrüßungen den Namen eines ihrer Ahnen anzurufen. Mhuera ist für den König reserviert, die Kinder des Königs rufen den Namen Nagala oder Muisavi an, die auch einst Könige waren, aber weniger berühmt als Mhuera. Werden die Bagnangoma bei der Wahl nicht einig, so entscheiden die Waffen den Streit, die Sieger im Kampfe bestimmen den neuen König[2].

Die Bakumbi oder besser Banabukumbi (d. h. Kinder der Bakumbi) nehmen die Schöpfung oder wenigstens eine Art Schöpfung an, denn in diesem Punkt ist ihre Überlieferung nicht sehr klar. Als erstes Prinzip aller Dinge gilt ihnen die Sonne, die sie unter dieser Rücksicht (als Schöpfer) Liova nennen. Zuweilen wird in derselben Rücksicht die Sonne auch Mange genannt, während sie als einfaches Tagesgestirn Limi heißt[3]. Liova oder Mange

---

[1] Nach den Aufzeichnungen des P. Lud. Giroult aus der Kongregation der Weißen Väter (vgl. Missions d'Afrique 1888, Nr 73, S. 485 ff).

[2] Ebd. 486.

[3] Hieraus darf man wohl schließen, daß die Bakumbi ihr höchstes Wesen nicht einfachhin mit der Sonne identifizieren. An Liova richten sie auch Gebete, wie wir gleich sehen werden.

hat den Mond, die Sterne, den Himmel, den Nyansa und die Menschen hervorgebracht. Die ersten Menschen waren vier an der Zahl: zwei Männer und zwei Frauen. Anfänglich hatten sie einen Schwanz, aber nur ein Bein, eine Hand, ein Nasenloch, ein Ohr und ein Auge. Eines Tages hauchte Liova auf seine Tochter Muesi und sagte ihr, indem er nach dem Westen zeigte: „Nimm diese Menschen, gehe nach dieser Richtung; dort wirst du sie ansiedeln und darüber wachen, daß sie sich vermehren." Muesi wendete ein, die Menschen seien nicht gut geformt. Da machte sich Liova wieder an die Arbeit und schuf die Menschen, wie sie heute sind. Befriedigt zog nun Muesi mit ihnen fort nach Mueri, wo sie sich unter ihrem Schutz bald so vermehrten, daß sie sich trennen mußten. Sie wählte jetzt fünf Häuptlinge und sandte sie mit ihren Familien nach verschiedenen Richtungen, damit sie sich dort niederließen und das gefundene Land in Beschlag nähmen. So wurden die verschiedenen Königreiche der Erde gegründet. Die heute bestehende Verschiedenheit der Rassen und insbesondere der Farbe kommt von der Geburt. Die fünf ersten Könige (Bangue, Ilembo, Chaki, Mkasa und Mlindi) werden bei den Opfern zu Ehren der Ahnen angerufen. Der Zauberpriester, der die Opferhandlung vornimmt, richtet an jeden von ihnen ein Gebet, indem er sich nach der Richtung wendet, die von Muesi einem jeden angewiesen wurde. Er bittet sie um die verschiedenen Güter, deren die Opfernden bedürfen; Gesundheit, Plätze usw. Bei diesen Opfern werden auch Lubambo und Gnebatamo, zwei Personen oder vielmehr zwei personifizierte und sozusagen vergöttlichte Dinge, angerufen, die man nicht übersetzen kann.

Die fünf genannten Könige waren ursprünglich gewöhnliche Menschen und hatten weiße, schwarze und rote Frauen, wurden aber später in der Ansicht der Eingebornen fast zu Göttern zweiter Ordnung erhoben. Insbesondere wurde Mkasa wenn nicht ein Gott, so doch ein außerordentliches, riesengroßes Wesen, dessen Leib aus Fischen, Flußpferden und Krokodilen besteht. Er wohnt im Grunde des Sees und kommt zuweilen an die Oberfläche, um zu sehen, was oben vor sich geht. Wehe dann der Barke, die auf der See ist, sie wird in die Tiefe gezogen.

Die Menschen haben von ihrem Schöpfer keine andern Kenntnisse erhalten als die, welche sie heute besitzen, nämlich Spaten, Bogen, Pfeile und Lanzen zu verfertigen, den Boden zu bebauen und ihre Herden zu hüten und zu melken. Auch haben sie von ihm keine Gebote empfangen. Doch unterscheiden sie gute und böse Dinge; die letzteren sind fünf an der Zahl: der Diebstahl, der Mord ohne rechtmäßigen Grund, der böse Zauber, der Ehebruch und die Lüge[1]. Der Mensch hat eine Seele oder wenigstens etwas, was ihn überlebt. Aber nach dem Tode gibt es weder Strafe noch Lohn. Die Seele wohnt im Grabe des Verstorbenen, welches sie während der Nacht verläßt, um von ihren Verwandten Nahrung und Opfer zu verlangen oder auch bloß um herumzuspazieren und sich zu erholen. Die Seelen der Verstorbenen heißen bei den Bakumbi, nicht wie bei fast allen Stämmen, Mizimu, sondern Masambua. Außer den Gaben, die auf die Gräber gelegt werden, opfern die

[1] Giroult in den Missions d'Afrique 1888, Nr 73, S. 488.

Bakumbi ziemlich oft Tiere zu Ehren ihrer Ahnen: ein Schaf, eine Ziege oder ein Rind. Hühner werden geköpft, um die Menschen ausfindig zu machen, die durch bösen Zauber jemand getötet haben. Selten geben sie zu, daß jemand eines natürlichen Todes gestorben sei, fast immer war nach ihrer Ansicht Zauberei daran schuld. Besonders die Frauen gelten als Hexen (balogis), die durch bösen Zauber andern schaden. Wenn die Verwandten des Verstorbenen in den Eingeweiden der Hühner eine Antwort gefunden, so ziehen sie größerer Sicherheit wegen einen oder mehrere Zauberer zu Rate, die ebenfalls eine Antwort geben. Ist die schuldige Person gefunden, so bringt man den Fall vor den König. Dieser erlaubt, die Schuldige oder die Schuldigen zu verjagen oder, wenn man ihm einen Ochsen schenkt, sich in der Nacht in deren Hütten zu schleichen, sie zu binden und zu töten. Der Leichnam wird den Hyänen oder Raubvögeln überlassen [1].

Die Opfer von Schafen, Ziegen und Rindern werden gewöhnlich zu Ehren der Masambua dargebracht, welche in ihren nächtlichen Erscheinungen dieselben von den Zauberern fordern. Sie lieben das Blut, und die Neger glauben, es würde ihnen ein Unglück zustoßen, wenn sie die geforderten Opfer verweigerten. Wenn jemand auf Befehl eines Masambua ein Opfer dargebracht hat, so bewahrt er ein Erinnerungszeichen (Kitambo) daran; er schneidet z. B. einen Ring aus der Haut des geopferten Tieres. Solange dieses Zeichen existiert, lassen die Masambua denjenigen in Ruhe, der sich damit bewaffnet. Wenn jemand erkrankt, wenden sich die Verwandten an einen Zauberer, der ein Heilmittel aus Wurzeln oder Holz gibt und ein Schaf und eine Ziege zu Ehren der Masambua zu opfern befiehlt.

Stirbt jemand, so versammeln sich alle Verwandten, auch die, welche in der Ferne wohnen, zum Begräbnis, das sofort nach ihrer Ankunft stattfindet. Die Leiche wird in die frische Haut eines bei dieser Gelegenheit getöteten Rindes gehüllt und in ein tiefes Grab gelegt. Ist das Grab ausgefüllt, bedeckt man es mit einem Stein, der zur Aufnahme des Bieres bestimmt ist, das man dahin bringen wird. War der Verstorbene ein König, so errichtet man eine kleine Hütte auf dem Grabe, damit der Masambua nicht von der Sonne belästigt werde. Ist jemand außerhalb des Stammes gestorben, so errichtet seine Familie, sobald sie den Tod erfährt, eine kleine Hütte zu Ehren seines Mizimu. Die Kinder werden ohne Rinderhaut begraben oder auch an einen einsamen Ort geworfen [2].

Zauberer zur Entdeckung des Diebes, die man bei andern Stämmen findet, existieren bei den Bakumbi nicht, woraus man vielleicht schließen darf, daß die Bakumbi keine Diebe sind. Dagegen haben sie die „Mikota“ eine Art Zauberer zu Ehren Liovas, um von ihm Regen zu erlangen. Diese Zaubereien werden mit Worten und zuweilen, wenn der Regen auf sich warten läßt, mit ganzen Reden und Apostrophen an die Sonne begleitet. „Maio Meri“, rufen sie ihr zu, „gib uns doch Regen; sieh unsere Felder, sie sind dürr und haben Wasser nötig; sieh unsere Herden, sie haben kein Futter! Willst du uns denn sterben lassen?“ usw. Die grausame Sitte, sich der Kinder zu entledigen, die an bestimmten Tagen oder mit gewissen Fehlern geboren werden, besteht hier nicht;

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 489.

auch Sklaverei kommt kaum vor. Jeder ist frei und verfügt über seine Person und seine Güter, wie ihm gut dünkt. Nur ausnahmsweise trifft man einige Sklaven an, die aus andern Gegenden kommen, wo sie gekauft oder gegen Rinder umgetauscht wurden. Die Pflichten der Bakumbi gegen den König beschränken sich darauf, daß sie ihn von Zeit zu Zeit besuchen und begrüßen, ihm seine Hütten bauen oder ausbessern und seine Felder bestellen müssen. Diese Arbeiten werden unter die Leute der verschiedenen Dörfer verteilt, so daß der Anteil der einzelnen nicht groß ist.

Es existieren bei den Bakumbi auch geheime Gesellschaften, die ihre Zusammenkünfte während der Nacht abhalten und ihre Geheimnisse streng bewahren. Es sollen dabei allerlei abergläubische und höchst unsittliche Gebräuche vorkommen, an denen, wie der Missionär meint, der Teufel tätigen Anteil nimmt [1].

4. Die Bagoye.

Die Landschaft Bugoye liegt im Osten des Kiwusees, südlich von den großen Vulkanen. Die Einwohner dieses Landes, die Bagoye, haben dieselbe Sprache wie ihre Nachbarn, die Banyakuvanda. Über ihre Sitten und Gewohnheiten hat P. Classe [2] aus der Gesellschaft der Weißen Väter eine treffliche Studie veröffentlicht.

Der Mugoye ist groß, stark und muskulös gebaut, intelligent und ein ausdauernder Landmann; aber er ist stolz, kriegerisch, aufbrausend und sehr empfindlich. Um nicht gehorchen und Steuern bezahlen zu müssen, ist er im stande, sein Feld zu verlassen und fortzuziehen. Seine Kleidung besteht fast immer in einem Ziegenfell, das ihm als Weste und Hose dient. Mit Ausnahme der kleinen Kinder, die nur die schwarze Haut und zuweilen eine dünne Schnur als Hülle haben, sieht man nirgends nackte Leute. Trotz ihrer Armut sind diese Leute anständig, und wer sich hierin vergessen sollte, würde sofort zurechtgewiesen.

Bis vor einem Jahrhundert war das ganze Land mit Wäldern bedeckt und nur von den Batua (Batwa) bewohnt, die man, nach Classe vielleicht mit Unrecht, Pygmäen nennt; dann drangen von Süden her verschiedene Stämme (Batusi, Bahutu, Manyema) usw. in das Gebiet ein und vermischten sich allmählich zu einem neuen Volke, den Bagoye; nur die Batua haben sich mit den übrigen Stämmen nicht vermengt. Wie im Sprechen so ist auch im Auftreten der Mugoye rauh, will aber doch als höflich gelten. Wünscht der Häuptling gegrüßt zu werden, so muß er zuerst grüßen; daß ein Untergebener zuerst grüßt, gilt als unhöflich. Nur die Kinder machen eine Ausnahme, sie grüßen zuerst ihren Vater.

Die Bagoye leben meist familienweise; selten findet man größere Häuserkomplexe; nur zwei oder drei Familien leben in einer gemeinsamen Umzäunung, in der die Hütten inmitten der Bananenpflanzungen versteckt liegen. So ein Gehöft heißt Lugo. Die Lugo liegen nahe beieinander, so daß man in wenigen Augenblicken eine zahlreiche Volksmenge versammeln kann. Die Hütten bestehen

---

[1] Giroult in den Missions d'Afrique 1888, Nr 73, S. 491.
[2] Missions catholiques 1905, 411 ff.

alle aus Schilfrohr und Stroh und unterscheiden sich nur durch die Größe voneinander. Will jemand eine neue Hütte bauen, so braut er Pombe, läßt Bohnen kochen und ruft dann seine Nachbarschaft herbei, die ihm hilft und von ihm bewirtet wird. Niemand baut seine Hütte selbst. Um den richtigen Platz für die Hütte zu finden, bringt man den Geistern des Platzes ein Opfer dar, damit man von ihnen nicht getötet werde. Einige legen auch etwas Butter auf ein Blatt; bleibt alles bis zum folgenden Tage unversehrt, so ist der Ort gut, sonst schlecht.

Die Hauptbeschäftigung der Bagoye ist, wie schon angedeutet, der Landbau. Sie pflanzen Bananen, Sorgho, Bohnen, Korn usw.; außerdem liefert ihnen die Jagd und den Uferbewohnern des Kiwu der Fischfang reichen Ertrag. Daneben treiben sie verschiedene Gewerbe: es gibt Töpfer, Korbflechter, Seiler, Schmiede, Verfertiger von Bogen und Pfeilen usw. Eine wichtige und oft langandauernde Beschäftigung ist das Pombetrinken, dem die Männer über Gebühr huldigen. Ein sehr beliebtes „Gewerbe" ist auch das Stehlen; doch ist es nicht ohne Gefahr; oft besteht die ganze Beute des Diebes in einem Lanzenstich. Gelingt es, den Dieb zu erwischen, so wird er gespießt, es sei denn, daß seine Familie ihn noch rechtzeitig loskaufe. Auch die Kinder üben sich schon in diesem Erwerbszweig, werden aber strenge gezüchtigt, wenn man sie ertappt.

Eine Hauptsorge für den Schwarzen bildet die Gründung einer Familie. Wenn er 16 Jahre alt geworden, hält der junge Mugoye die Zeit der Brautwerbung für gekommen. Er putzt sich, salbt sich gehörig mit Rizinusöl, geht nun mit einem Krug Pombe zum Vater der Erkorenen und bringt sein Anliegen vor. Dann wird Pombe getrunken und über den Preis des Mädchens verhandelt. Kaum je heiratet ein Mugoye ein Mädchen aus der eigenen Familie, aber auch fast nie ein Mädchen aus einem fremden Lande, weil sonst das Familienvermögen verloren ginge. Der Brautpreis bestand früher in einer Kuh mit ihrem Kalb oder einem Stier. Seitdem aber eine schreckliche Seuche fast das ganze Großvieh vernichtet hat, muß der Bräutigam sieben bis zehn Ziegen und fünf oder sechs Hacken bezahlen und außerdem noch der Schwiegermutter, den Brüdern der Braut usw. verschiedene Geschenke machen. Auch so ist die Rechnung noch hoch, doch gewöhnlich braucht der Bräutigam nicht alles auf einmal zu bezahlen. Sobald er die Hälfte seiner Schuld entrichtet hat, darf er die Braut mit sich nehmen. Im Kivureri, im Norden von Bugoye, wo das Wasser sehr mangelt und oft vier Stunden weit hergeholt wird, muß der Bräutigam auch wenigstens zwei Krüge Wasser herbeischaffen [1]. In Fällen, wo der regelrechte Kauf der Braut nicht gelingen will, kommt auch der Frauenraub vor. Braut und Bräutigam machen sich heimlich aus dem Staub und überlassen es den Eltern, die Angelegenheit zu regeln, die gewöhnlich damit endet, daß dem Vater der Braut einige Hacken und Ziegen übergeben werden.

Sechs Tage nach der Geburt eines Kindes pflanzt man Kürbisse neben der Hütte, bringt dem Geiste Biheko eine Gabe dar und gibt dem Kinde einen Namen. Manche Kinder haben zwei oder drei Namen: den des Vaters,

---

[1] Ebd. 437.

den der Mutter und den des Geistes. Die Kinder werden bald sich selbst überlassen und bleiben meist nicht lange bei den Eltern. Mit zehn Jahren treten sie bei andern Familien in Dienst und erhalten dafür ein Lager und Nahrung.

Beim Tode eines Gliedes versammelt sich die Familie für einen Tag. Kaum hat der Kranke ausgehaucht, so wird er in eine Matte gewickelt. Das Grab ist gewöhnlich tief und wird mit feinen Kräutern ausgepolstert. Auf dieses Bett legt man den Leichnam, nachdem ihm die gierigen Erben alles genommen, was er besaß, selbst das Fell, mit dem er sich bedeckte. Dann wird das Grab zugeschüttet, und der Tote wird vergessen. Kommt aber eine Krankheit in die Familie, so wird dieses Unglück sicher dem bösen Einfluß des Geistes des Verstorbenen zugeschrieben. Dann bringt man ihm ein Opfer und errichtet auf seinem Grabe eine kleine Hütte. Die Trauer dauert nur fünf Tage. Der Sohn und der Gatte enthalten sich der Arbeit und rasieren den Kopf; für andere verstorbene Verwandte trägt man kein Leid.

Beim Tode des Mannes nimmt sein Bruder dessen Frau und Kinder zu sich, zuweilen, wenn der Verstorbene mehrere Frauen hatte, nimmt er sich die jüngste davon zur Frau. Die Güter des Verstorbenen gehören den Kindern; sind keine Kinder vorhanden, so teilen die Brüder die Hinterlassenschaft unter sich. Der älteste Sohn erhält von Rechts wegen die Lanze und den Stuhl des Vaters, der jüngste den Schild; aber oft behält der erstere, wenn er stark ist, alles. Die Töchter erben kaum etwas. Ihre Onkel oder die Familie bemächtigen sich der Bananenpflanzungen, der Felder, des Viehes und alles, was dem Verstorbenen gehörte. Diese Erbschaften und die Heiratsgelder führen oft zu endlosen Prozessen; denn der Neger ist sehr streitsüchtig. Alle Prozesse werden öffentlich geführt, entweder vor dem Ältesten der Familie oder vor den Häuptlingen oder endlich, um die ganze Stufenleiter der Jurisdiktion in Anspruch zu nehmen, vor dem König in der Hauptstadt. Advokaten braucht man hier keine; jeder bringt selbst seinen Fall in endlosen Reden vor, die mit der Sündflut beginnen. Der Vorsitzende begnügt sich damit, zuzuhören, die Redenden zuweilen zur Sache zurückzuführen oder sie an das schon Gesagte zu erinnern. Die Entscheidung liegt eigentlich in den Händen der Zeugen; leider sind deren Aussagen sehr unzuverlässig, da sie sich oft in der schamlosesten Weise bestechen lassen. Um diesem Übel vorzubeugen, gehen hier die Leute oft den Blutbund ein. „Wer keinen Blutbruder hat", sagt man, „der ist tot; denn wer wird ihn im Prozeß verteidigen?" Oft appelliert der Besiegte an den großen Häuptling oder an den König, oder man nimmt seine Zuflucht zu einem Gottesgericht, dem Ordal der Giftprobe, des glühenden Eisens, des siedenden Wassers usw.; aber auch diese Mittel entscheiden meist zu Gunsten desjenigen, der die Richter am meisten besticht[1].

Religion. „Abgesehen von den abergläubischen Gebräuchen und den Opfern für die Geister ist der religiöse Kult der Bagoye wenig entwickelt. Vertraut ist ihnen die Idee von einem höchsten Wesen, das alles erschafft, erhält und regiert, von einem Wesen, das

---

[1] Classe in den Missions catholiques 1905, 439.

unsern Blicken unzugänglich, vor dem aber nichts verborgen ist. ‚Imana‘, sagen sie, ‚schafft und leitet alle Dinge. Er sieht alles, aber niemand sieht ihn.‘ Dieses Wort ist beständig auf ihren Lippen. Freude, Glück, Erfolg in einem Unternehmen oder auch auf einer Reise, gute Ernte, ertragreiche Jagd usw., alles kommt von Imana. Man gibt ihm auch den Namen: Nyamugendra haci na heijuru — derjenige, der auf Erden und im Himmel (da droben) geht. Da dieses höchste Wesen nie Böses zufügt, erweist man ihm keinen Kult. Sein Name ist auf aller Lippen, aber es wird ihm kein Opfer dargebracht.“ [1]

Der Kult gilt ausschließlich den Geistern der Verstorbenen, den „Basimu“. Krankheiten und Unglücksfälle, alles wird ihnen zugeschrieben. Einen natürlichen Tod gibt es nicht. Deshalb ist man beständig darauf bedacht, diese bösen Geister zu versöhnen oder sie, wenn nicht günstig zu stimmen, wenigstens unschädlich zu machen. Zu diesen Geistern gehören an erster Stelle die Seelen der Ahnen, dann diejenigen der Verstorbenen der Familie und endlich einige mächtigere Geister, denen alle Bagoye opfern. Jedes Familienhaupt opfert in seiner Hütte, aber bei wichtigen Gelegenheiten nimmt man seine Zuflucht zu bestimmten Persönlichkeiten, die einen intimeren Verkehr mit den Geistern unterhalten und denen man Geschenke machen muß, um ihre mächtige Vermittlung zu erlangen. Von dem „Mupfumu“ erbittet sich der Mugoye Amulette, die Krankheiten abwehren oder heilen und dazu helfen, gute Herren, schöne Kühe oder Fruchtbarkeit für die Herden zu erlangen. Der „Muhinza“ erhält besonders viele Geschenke, denn er kann die Ernte vernichten und das Los über Menschen und Tiere werfen und sie dem unfehlbaren Tode weihen. Dem „Mubvubye“, dem Regenmacher, bringt man Erbsen, Ziegen und Pombe, um zur Zeit der Trockenheit Regen, oder bei anhaltendem Regen schönes Wetter zu bekommen. Dieses Amt der Regenmacher ist gewöhnlich den Batwa vorbehalten, weil man, um dazu befähigt zu sein, im Walde oder auf einem Vulkan wohnen muß. Das Amt ist zwar einträglich, aber auch gefährlich, denn mehr als ein Regenmacher ist schon getötet worden, weil er sich widerspenstig zeigte. Der „Mulaguzi“ oder Wahrsager hat die guten oder bösen Geister zu bezeichnen und den Ausgang einer Krankheit vorauszusagen.

Zu diesem gewöhnlichen Geisterkult gesellte sich in neuerer Zeit der Kult Bihekos, der von Norden her, von Ndorwa, eindrang und sich rasch verbreitete. Nach der Legende war dieser Biheko ein Mann von Ndorwa, der bei seinem Tode in einen allmächtigen Geist verwandelt wurde; dasselbe wird von seinen Brüdern: Lutindangezi, Gahaya und Maloli gesagt. Ihm werden, wie wir schon gesehen, die Kinder bei der Geburt geweiht, und von ihm erhalten sie oft einen Namen. Zu ihm nimmt man in wichtigen Gelegenheiten seine Zuflucht. Er hat seine Zauberer, die ihn anrufen und die das Vorrecht besitzen, eine Frau zu nehmen, wo sie wollen. Diese Zauberer werden mehr angerufen und geehrt als die andern Geister; sie erklären, was Biheko verlange, erhalten alles, was sie wünschen, und bereichern sich auf Kosten der einfältigen und leichtgläubigen Leute.

[1] Ebd. 440.

5. Die Masai.

Zwischen dem 34. und 38. Längengrad und 3.⁰ n. und 7.⁰ s. Br. finden sich in Deutsch- und Britisch-Ostafrika große Steppen. Hier wohnt das kriegerische Hirtenvolk der Masai, das vermöge seiner abgeschlossenen Organisation seine uralten Sitten und Gebräuche bis heute bewahrt hat.

Das Volk der Masai in seiner Gesamtheit teilt sich in drei große Stämme, von denen sich jeder aus einer Anzahl Geschlechter zusammensetzt. Bei diesen unterscheidet man wieder Haupt- und Untergeschlechter. Nach der religiösen Legende ist das Verhältnis der drei Stämme zueinander das von Brüdern, während die Geschlechter eines Stammes zu diesem im Verhältnis der Söhne zum Vater stehen. Hierin liegt der Grund für die Anschauung, wonach die zu einem Stamm gehörigen Familien in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander stehen, weshalb z. B. eine Heirat zwischen Angehörigen des Hauptstammes und eines seiner Untergeschlechter sowie zwischen denen der Untergeschlechter desselben Hauptgeschlechtes unstatthaft ist.

Das hervorragendste Geschlecht des ganzen Masaivolkes sind die En gidon, weil zu ihnen sowohl die Familie des Häuptlings (ol oiboni) als auch die der Zauberer (el goiaték) gehören. Die Bezeichnung „Häuptling" ist nicht ganz richtig, da der ol oiboni keine eigentliche Staatsgewalt ausübt. Er regiert nur mittelbar; der feste Glaube seiner Untertanen an sein Prophetentum und seine überirdische Fähigkeit der Zauberei gibt ihm großen Einfluß auf die Geschicke des Volkes. Despotismus und Grausamkeit, wie man sie bei so vielen Negerherrschern findet, sind ihm fremd. Er ist weniger ein Regierender als ein heiliger Patriarch, in dem auch die Asa (wandorobbo) und die Wakuasi ihr Oberhaupt sehen. Von seiner geheiligten Person spricht das Volk mit Ehrfurcht.

Nach Merker[1], der sich viele Jahre bei den Masai aufgehalten und ein treffliches Werk über sie veröffentlicht hat, ist ihre Religion „der einfache, schlichte Monotheismus". Dasselbe bezeugt Bischof Le Roy[2], der im Anfang der 1890er Jahre das Masaigebiet bereiste. „Ihr Gott", schreibt Merker, „heißt 'Ngai und ist ein körperloses Wesen, ein Geist. Die Anfertigung bildlicher oder figürlicher Darstellungen Gottes wäre nach seinem, den Masai gegebenen Gebot eine Sünde. Gott ist der Schöpfer der Welt, der Erde und alles dessen, was sie beherbergt. Er beherrscht alles durch seinen Willen. Gott ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, unendlich, ewig." „Gott weiß es, Gott gibt den Menschen die guten Dinge, es ist der Wille Gottes, sind Worte, die man täglich hören kann und die nicht gedankenlos gebraucht werden, wie denn überhaupt den Masai tiefere Religiosität eigen ist. Gottes Güte verzeiht den Menschen viel und lange. Doch die Menschen sind zu schwach und sündig, als daß Gott nicht von Zeit zu Zeit zur Besserung strafen müßte."

Die Masai betrachten sich als das auserwählte Volk Gottes; Gott hat alles in der Welt nur für sie erschaffen, und ihnen gehört daher alles auf dem

---

[1] Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes, Berlin 1904, 196. Merker war Hauptmann und Kompagniechef in der Kaiserl. Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.

[2] Vgl. Missions catholiques 1893, 177; La Religion des Primitifs², Paris 1911, 393.

Erdboden. Wenn sie im Krieg gegen einen Volksstamm Beute machen, so nehmen sie nur, was ihnen gehört und was die andern unrechtmäßig besitzen.

„Auf dem Weg durchs Leben schützt Gott die Masai durch Schutzengel, die man sich als beflügelte, unsichtbare Wesen von menschlicher Gestalt vorstellt. Die Schutzengel sind von demselben Geschlecht wie ihre Schützlinge." Der Engel begleitet den Menschen immer und überall und schützt ihn vor Gefahren, damit er dem Kampf des Daseins nicht eher unterliege, als bis die ihm von Gott bestimmte Lebensdauer abgelaufen. Seine Seele trägt der Engel ins Jenseits. „Im Jenseits kommen die Seelen aller Verstorbenen, sowohl der guten als der schlechten Menschen, zusammen. Sobald eine Seele die Pforte des Jenseits erreichte, bestimmt Gott über ihr weiteres Schicksal. Die Seelen guter Menschen erhalten Einlaß ins Paradies, das mit allen Herrlichkeiten der Natur ausgestattet ist: üppige Weiden mit fetten Rindern, Flüsse, Seen, sorgloses Dasein, bestes Essen. Jeder darf hier nach Gottes Gebot nur eine Frau heiraten." „Schlechten Menschen ist dieses Paradies verschlossen"; sie werden in eine öde, wasserlose Wüste gejagt. Minder schlechte Menschen erhalten durch Gottes Gnade auch Eintritt ins Paradies, doch nicht um in sorglosem Glück zu leben, sondern um schwere Arbeit zu tun. In Fällen von Not, Gefahr, Krankheit usw. beten alle Leute zu Gott. Sonst sprechen die Männer meist nur bei besondern Gelegenheiten ein Gebet, während die Weiber täglich früh und abends beten. Kinder beten in einigen Distrikten gar nicht, in andern nur die Mädchen, in andern wieder lernen alle Kinder von ihren Müttern beten. Beim Beten wendet man sich nach Norden oder der auf- und untergehenden Sonne zu. Jedes Gebet beginnt in der Regel mit: „Lieber Gott, ich bitte, ich flehe", daran anschließend dankt eine betende Frau 'Ngai, daß er sie und die Ihrigen beschützt habe, und bittet ihn weiter um Schutz, um Erhaltung und Mehrung des Viehes, um zahlreiche Nachkommenschaft. Auch manche Männer beten oft morgens und abends. Bei Krankheiten betet wohl der Kranke und beten auch seine Angehörigen für ihn um Gesundheit. In schweren Krankheitsfällen wird ein schwarzer Schafbock oder ein schwarzer Ochse geschlachtet und ein Teil seines Blutes als Opfer für Gott auf den Fußboden gegossen [1]. Sowohl um Gott zu ehren, als auch gleichzeitig um ihn um etwas zu bitten, feiern die Masai in etwa monatlichen Zwischenräumen Feste. Eines der häufigsten Bittfeste (ol ogor = das Bittfest) ist das ol ogor l ol gereti, welches von den verheirateten Männern und den Knaben zusammen gefeiert wird, um Gott um Gesunderhaltung von Menschen und Vieh zu bitten. Im Kraal wird ein großes Feuer aus trockenem Holz angezündet, auf das man frisches Holz mit Blättern wirft, damit eine starke Rauchentwicklung zu stande kommt. In das Feuer streut man ein Pulver, welches weihrauchartig riecht. Die dicke Rauchsäule steigt zum Himmel und bringt den Wohlgeruch zu Gott.

Gesetze existieren bei dem nomadisch herumziehenden Masai wenige in der Form von Gewohnheitsrechten. Die Masai wohnen in Kraalen von 20 bis 50 Hütten. Man unterscheidet Kraale für die Verheirateten und solche für die Krieger. In ersteren wohnen die verheirateten Männer mit ihren Familien, in

[1] Merker a. a. O. 199.

den letzteren die Krieger mit ihren Müttern und den halberwachsenen unbeschnittenen Mädchen. Der Verheiratete hat im ganzen fünf bis sechs Frauen; reiche Männer haben außerdem noch einige Nebenfrauen, mit denen sie rechtlich nicht verheiratet sind. Jede Frau hat ihre eigene Hütte, in welcher sie mit einem oder einigen kleinen Kindern wohnt und einen selbständigen Haushalt führt. Die zuerst geheiratete Frau ist Hauptfrau und bleibt es bis zum Tode; dann tritt die zunächst nach ihr geheiratete an ihre Stelle. Die Hauptfrau wird am besten gehalten, übt die Aufsicht über die übrigen Frauen aus und hält sie zur Arbeit an[1].

Ein gemeinsames Vermögen hat die Familie nicht. Als Besitztum kommen in erster Linie Rinder, Ziegen, Schafe und Esel in Betracht. Die Größe der Herde ist der Maßstab für die soziale Stellung ihres Eigentümers, des Familienvaters. Die von ihm jeder seiner Frauen zur Pflege und Nutznießung übergebenen Rinder bleiben sein eigen und gehen mit seinem Einverständnis erst dann, wenn die Frau einen ungefähr zehn- bis zwölfjährigen Sohn hat, in dessen Besitz, manchmal auch in dessen Eigentum über. Hütten und Hausrat gehören theoretisch dem Familienvater, praktisch aber derjenigen Frau, welcher diese Sachen dienen. Was an Milch, Fleisch und Fett nicht im eigenen Haushalt verbraucht wird, ist ihr Wirtschaftsgeld, mit dem sie vegetabilische Lebensmittel und solche Haushaltungsgegenstände einkauft, welche sie nicht selbst fertigt. Sie wird hierin von ihrem Mann in keiner Weise beaufsichtigt. Es ist unter seiner Würde, sich in diese Angelegenheiten zu mischen.

Familienoberhaupt ist der Familienvater. Lebt bei ihm oder in demselben oder einem naheliegenden Kraal noch ein älterer Mann seiner Familie, so teilen sich beide in die Würde des Oberhauptes in der Weise, daß man in allen Entscheidungen den Rat des älteren hört und berücksichtigt. Rechtlich kann das Oberhaupt von seinen Brüdern wegen Mißwirtschaft und Unfähigkeit abgesetzt werden, doch scheint dies nur ganz ausnahmsweise vorzukommen. Das Oberhaupt entscheidet in allen Familienangelegenheiten. Ein Recht zur Tötung oder Züchtigung der Angehörigen steht dem Familienvater nicht zu; ebensowenig wie er für ihre Schulden und Missetaten haftet, darf er sie verkaufen oder verpfänden[2]. Die Rechte des Oberhauptes über die einzelnen Glieder erlöschen bei deren Verheiratung.

Die ehelichen Verhältnisse sind recht locker, und in manchen Anschauungen darüber stehen die Masai unter den seßhaften Negern. Die Vielweiberei ist allgemein, die Zahl der Frauen richtet sich nach dem Vermögen des Mannes. Ehen auf Probe gibt es nicht; die Ehe ist vielmehr ein festes Verhältnis. Die Frau geht durch die Heirat in die Familie des Mannes über. Eine Verlobung in frühester Kindheit ist bei den Masai nicht selten, aber sie gilt nicht als eigentlich bindend. Meistens findet die Verlobung mit der späteren Hauptfrau erst statt, wenn der Jüngling 20—22 und das Mädchen 8—10 Jahre zählt. Für ersteren wirbt sein Vater bei der Mutter des Mädchens, nachdem der Bräutigam sich des Einverständnisses des Mädchens vergewissert hat. Während der Verlobungszeit kommen die Brautleute nie zusammen. Der Bräutigam lebt mit seinen Genossen und einer entsprechenden Anzahl junger Mädchen in einem

[1] Merker, Die Masai 26. [2] Ebd. 30.

Kraal, die Braut dagegen mit andern jungen Mädchen und Kriegern in einem andern. Wenn das Mädchen in dieser Zeit schwanger wird, so gilt das als Schande und führt in der Regel zur Lösung der Verlobung.

Ehe es zur Heirat kommt, ist der Brautpreis zu zahlen, bestehend in Ochsen, Kühen, Holz, Bier usw. Stirbt einer der Verlobten vor der Ehe oder löst die Verlobung, so wird der schon gezahlte Teil des Brautpreises zurückgegeben. Früher durfte die Braut nicht dem Stamme des Bräutigams angehören; heute ist diese Sitte gemildert. Der Mann darf eine Frau aus seinem Stamme, nicht aber aus seinem Geschlecht heiraten, wobei in einigen Distrikten noch Voraussetzung ist, daß das Mädchen aus freien Stücken zu ihm kam und, von ihm ein oder mehrere Male weggeschickt, immer wieder zu ihm zurückkehrte. Ferner soll die Braut nicht von dem Geschlechte der Mutter des Bräutigams sein, noch soll ihre Mutter dem Geschlecht des Bräutigams oder ihr Vater seiner Altersklasse angehören. Eine Ehe zwischen Milchgeschwistern gilt als Blutschande. Frauen eines Mannes dürfen untereinander nicht blutsverwandt sein[1].

Eine religiöse Feier scheint bei der Hochzeit nicht stattzufinden. Es wird ein großer Festschmaus veranstaltet, bei dem die Teilnehmer in einem großen Kreise, und die Brautleute, festlich gekleidet, einander gegenüber sitzen. Während die Gäste den Speisen zusprechen, dürfen die Brautleute nichts zu sich nehmen, weil sie davon krank würden; dafür müssen sie eine Flut von guten Lehren und Ratschlägen über sich ergehen lassen. Nach beendetem Schmaus und Tanz geht die Braut mit ihrer Mutter in deren Hütte, der Bräutigam mit Kriegern in eine andere. Am folgenden Tag versammelt man sich wieder zu Tanz und Schmaus. Nach der Mahlzeit wird die Braut dem Bräutigam übergeben, und beide beziehen ihre neue Hütte[2].

Wird die Ehe durch den Tod des Mannes aufgelöst, so kann die Witwe mit ihrem Willen in den Besitz von dessen ältestem Bruder oder Halbbruder übergehen. Eine Ehescheidung kann herbeigeführt werden, indem der Mann die Frau verläßt oder die Frau dem Mann entläuft und die Rückkehr verweigert. Im ersten Falle geht der Scheidung ein Familienrat voraus, in dem das Familienoberhaupt die Scheidung ausspricht. Eine entlaufene Frau suchen ihre Verwandten zur Rückkehr zu veranlassen, nötigenfalls mit Prügel, während der Mann, indem er ihre Kinder bei sich behält, von der Mutterliebe ihre Heimkehr erhofft. Nur in den seltensten Fällen soll der Erfolg ausbleiben.

Fühlt ein Familienvater den Tod nahen, so ruft er seine Angehörigen zu sich, um ihnen seine letzte Wünsche darzulegen. Dieselben beziehen sich hauptsächlich auf die Teilung der Erbschaft und die Bestimmung des ältesten Sohnes der Hauptfrau zum Nachfolger im väterlichen Kraal. Dann sagt der Sterbende zum Haupterben: „Komm, ich will dich segnen“, und gibt ihm Ratschläge über das Zusammenhalten der Familienangehörigen und ihre Unterstützung bei eventueller Verarmung. Er mahnt ihn freundlich, mildtätig zu sein gegen die Angehörigen der Familie, des Geschlechtes und des Stammes und gegen alle Masai, die Bittfeste zu feiern und zu beten und auch die Angehörigen dazu anzuhalten. Er rät ihm Sparsamkeit, warnt ihn vor Geiz[3]. Beim Tode des Familien-

[1] Ebd. 47. [2] Ebd. 48. [3] Ebd. 192.

vaters töten die Söhne einen schwarzen Ochsen und kochen dessen Fett aus. Mit einem Teil salben sie sich selbst, den andern gießen sie über die Leiche, nachdem diese aus der Hütte geschafft und auf einer Rinderhaut aufgebahrt wurde. Unter dem Klagegeschrei der im Kraal verbleibenden Weiber tragen die Söhne den Toten heraus und legen ihn nach einigen hundert Schritt nieder. Die Leiche wird auf die linke Körperseite mit dem Kopf nach Norden gelegt, damit das Gesicht nach Osten gerichtet sei. Die Beine sind angezogen und liegen aufeinander. Die Söhne unter Vortritt des Ältesten bedecken die Leiche mit grünen Zweigen, wobei jeder das Gebet spricht: „Mein Gott! Der Vater ist gestorben, ich bitte, gib Gesundheit, gib Besitz, gib Kinder." Wenn jemand innerhalb des Kraals stirbt, so läßt man ihn auf der Stelle liegen, wo er starb, und die Anverwandten werfen einige Büschel Gras oder Laub auf die Leiche. Beim späteren Passieren des Ortes wirft man wieder einen Stein oder eine Handvoll Gras auf jene Stelle, wo der Tote lag. Je angesehener der Tote war, desto länger bleibt dieser Verehrung ausdrückende Brauch bestehen. — Wird die Leiche gleich in der ersten Nacht von Hyänen gefressen, so gilt dies als ein Zeichen 'Ngais, auf dessen Geheiß die Tiere handeln, daß der Verstorbene ein guter Mensch war; wenn nicht, so bringen die Hinterbliebenen einen Schafbock dar als Opfer zur Versöhnung des zürnenden Gottes.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich klar der Glaube der Masai an das Fortleben der Seele nach dem Tode; wie klar dieser Glaube ist, erhellt auch aus dem, was wir schon früher über die Religion der Masai gesagt haben. Wenn Hollis[1] ohne jeden Beweis behauptet, die Masai glaubten, beim Tode des Menschen sei alles aus wie beim Vieh, und die Seele kehre nicht mehr zum Leben zurück, so kann das nur heißen, die Seele kehre nicht mehr zu diesem irdischen Leben zurück.

Vermögensrechtliche Bestimmungen in Bezug auf Grund und Boden gibt es nicht. Das Weideland des Distriktes ist Gemeingut aller seiner Bewohner. Das Eigentum gehört dem einzelnen Individuum, nicht der Familie gemeinsam. Eine verlorene Sache wird, wenn der Verlierer in der Nähe wohnt und bekannt ist, gegen eine Belohnung zurückgegeben. Untereinander tauschen die Masai nur Vieh gegen Vieh. Im Verkehr mit Karawanen usw. gelten als Tausch-

---

[1] The Masai, their language and folklore, Oxford 1905, 307. Hollis erwähnt noch die Dinka und die Bari als solche, die nicht an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Daß das ein Irrtum ist, haben wir schon oben gezeigt (vgl. Bd I, S. 645 658 667). Johnston (The Uganda Protectorate 832) behauptet, die Masai glaubten nicht an ein zukünftiges Leben der Frauen und der gewöhnlichen Leute. „Nur Häuptlinge und einflußreiche Hauptleute haben ein Leben jenseits des Grabes. Man glaubt, daß einige von den hervorragenderen Ahnen zuweilen in Gestalt von Schlangen auf die Erde zurückkehren", um die Ihrigen zu beschützen. Daß die Masai meinen sollten, nur die angesehensten Männer lebten nach dem Tode fort, ist schon an sich kaum glaublich. Johnston berichtet denn auch (ebd. 826) die ganz allgemeine Sitte, daß man, wenn möglich, nie den Namen eines Verstorbenen erwähnt. Man hält eine solche Erwähnung für gleichbedeutend mit dem absichtlichen Wunsch, Unglück über die Verwandten des Verstorbenen zu bringen. Männer und Frauen dürfen mit weniger Gefahr den Namen des verstorbenen Gatten nennen, doch auch sie tun dies nie anders als flüsternd und mit Widerstreben. Offenbar fürchtet man die Geister der Verstorbenen.

mittel nebst Vieh besonders Eisen-, Messing- und Kupferdraht, Glasperlen und neuerdings bunte Tücher[1]. Der Gläubiger geht gegen den nichtzahlenden Schuldner zuerst mittels Klage vor, und erst wenn das nichts nützt, verhilft er sich selbst durch Gewalt zu seinem Eigentum. Nur im Fall seiner Verarmung wird er dringend. Dann müssen bei Zahlungsunfähigkeit des Schuldners dessen Brüder oder Halbbrüder oder sein Vater zahlen. Ein rücksichtsloses Eintreiben einer ausstehenden Schuld kommt nie vor[2].

Die Nichtannahme eines Geschenkes ist eine grobe Beleidigung. Auf Schenkung folgt Gegenschenkung, ausgenommen, wenn das Geschenk durch das ol momai-Gottesurteil erbeten wurde.

Zwischen Mord und Totschlag wird kein Unterschied gemacht, wohl aber zwischen böser und fahrlässiger Tötung. Ist der Mord an einem Knaben oder Krieger begangen, so wird er durch Blutrache gesühnt, welche nur von Kriegern ausgeübt wird. In erster Linie ist jeder Bruder des Ermordeten zur Blutrache berechtigt, weiterhin jeder zur Familie gehörige Mann. Meist wird die Blutrache durch Komposition (Wehrgeld) gelöst, über deren Höhe der Mörder durch einen Freund mit dem Bluträcher verhandelt. — Als Asylstätte gilt der Kraal. — Der an einem verheirateten Mann oder Weib oder an einem Mädchen begangene Mord wird nie durch Blutrache, sondern durch eine Buße gesühnt.

Körperverletzung mit tödlichem Ausgang wird dem Mord gleichgeachtet, ebenso eine solche, die den Verlust eines Beines zur Folge hat[3].

Wer Beihilfe zu einem Verbrechen gegen Leben und Gesundheit leistet, wird wie der Täter bestraft. Notzucht, Abtreibung, widernatürliche Unzucht sind strafbar. Wer Selbstmord versucht, muß in einigen Distrikten dem, der ihn an der Ausübung seines Vorhabens hindert, ein Rind zahlen. Diebstahl von Vieh führt, wenn Dieb und Bestohlener verschiedenen Stämmen angehören, oft zu Kämpfen. Unter Stammes- und Kraalgenossen wird der Diebstahl eines Rindes mit einer Buße bis zu zehn Rindern, der eines Schafes oder einer Ziege mit Zahlung eines Rindes gesühnt. Wer zu einem Diebstahl Beihilfe leistet, zahlt die Hälfte der Buße, während der Dieb die andere Hälfte aufzubringen hat[4].

Auf Kriegsverrat und absichtlicher Brandstiftung steht Todesstrafe. Diese wird vollstreckt, indem sich ein Haufe Bewaffneter auf den wehrlosen Sünder stürzt und ihn mit Speeren tötet. Bei einem Kriegsverräter wird die Exekution durch Krieger, bei einem Brandstifter durch die von ihm Geschädigten vorgenommen.

Unzurechnungsfähigkeit gilt in einigen Distrikten als strafmildernd, in andern nicht. Geisteskranke nehmen nur insoweit eine Ausnahmestellung im Rechtsleben ein, als sie Bußen nicht zahlen können. In den meisten Fällen haften ihre Angehörigen. Diese halten daher den Kranken, der zu Vergehen oder Verbrechen neigt, gefesselt. Gelingt es nicht, ihn durch Zaubermittel zu heilen, so wird er oft in großer Entfernung vom Kraal an einen Baum gebunden, den Raubtieren zum Fraß.

---

[1] Hollis a. a. O. 204. [2] Ebd. 205. [3] Ebd. 206.
[4] Ebd. 207.

Das Prozeßverfahren ist in Zivil- und Strafsachen dasselbe; in beiden gibt es für die Leute einer Landschaft nur eine Instanz. Diese ist für die Krieger der Sprecher (Führer); für die älteren verheirateten Männer ein jedesmal zur Erledigung des gerade vorliegenden Falles von den Interessenten gewählter älterer, angesehener, d. h. reicher Mann. Bei Streitsachen zwischen Kriegern verschiedener Kraale beraten und entscheiden die betreffenden Sprecher gemeinsam, unter Zuziehung eines el aneoni (Distriktshäuptling). Die Wahrheit vor Gericht beteuert man entweder durch das Wort ewai = wahrhaftig, oder durch: „So wahr mir Gott Vieh geben möge", oder durch Verwünschungen: „Möge Gott mich töten, wenn ich die Unwahrheit sage", oder: „Ein Speer möge mich töten, wenn ich lüge." Die Gerichtsverhandlung wird durch ein Gebet des Richters eröffnet, der spricht: „Gott schütze uns. Er gebe uns Kraft und Vieh", worauf die Versammelten: „Er gebe" antworten[1].

Zur Erpressung der Wahrheit ist eine Art Tortur üblich, außerdem das Gottesurteil, das meist in einem Trank aus Blut und Milch besteht. Ehe der Angeklagte trinkt, spricht er: „Gott, ich trinke dieses Blut; wenn ich jenes Rind genommen habe, wird mich dieses Blut töten." Hat das Gottesurteil dem Angeklagten 10—14 Tage keinen Schaden getan, ist er vom Verdacht gereinigt.

Die Masai sind nach Merker den andern Nationen gegenüber sehr stolz; sie betrachten sich ja als das auserwählte Volk. Die geistige Überlegenheit des Europäers imponiert ihnen nur in solchen Fällen, wo sie durch dieselbe einer Schlechtigkeit überführt worden sind. Unter sich sind die Masai gut, freundlich und aufrichtig. Ein tiefes Gefühl der Zusammengehörigkeit beseelt sie, geschlossen stehen sie gegen alle Fremden. Die einzelnen Familienglieder verbindet eine aufrichtige Anhänglichkeit und Liebe; man wetteifert untereinander, um einen in Sklaverei geratenen Angehörigen zu befreien. Die Männer verschmähen jede Arbeit. Nur Krieg führen ist des Mannes würdig. Große Viehherden und viele Weiber sind sein höchstes Glück. Auf den armen Teufel blickt man herab. Doch sind wirklich arme Leute Ausnahmen, da sich die Angehörigen in ausgiebiger Weise gegenseitig unterstützen.

Die Gastlichkeit gegen Fremde ist unbegrenzt. Selbst seine Frau überläßt der Mann dem Gast für die Nacht. Die Masai sind sehr sinnlich. Die Ehefrau steht jedem Mann, welcher der Altersklasse ihres Mannes angehört und sie begehrt, zur Verfügung. Die Stellung der Frau ist eine verachtete. Die Mädchen leben vor der Beschneidung mit den Kriegern im ungebundensten Verkehr; doch gilt es als schimpflich, wenn sie vor der Beschneidung schwanger werden. Der Abortus ist deshalb häufig, auch widernatürliche Unzucht. Jeder Krieger hat sein Lieblingsmädchen.

Merker macht noch besonders auf die vielen Ähnlichkeiten zwischen den religiösen und sittlichen Anschauungen der Masaivölker und denen der Israeliten und der Babylonier aufmerksam. Sie haben die Tradition von der Schöpfung, vom Paradies, von dem Sündenfall, der Verführung durch die Schlange, von der Sündflut usw. Auch die Beschneidung führen sie auf ein Gebot Gottes zurück.

---

[1] Hollis, The Masai 211.

Interessant ist, daß sie der Sage nach auf einem Berge unter Sturmesbrausen durch einen Engel die zehn Gebote Gottes erhalten haben. Dieselben lauten der Hauptsache nach: Erstes Gebot: Es gibt nur einen Gott. Er hat mich (den Engel) hierher gesandt. Ihr nanntet ihn bisher E'majan oder E'magelani, von nun an sollt ihr ihn 'Ngai nennen. Ihr sollt euch von 'Ngai kein Bild machen. Wenn ihr seinen Geboten folgt, wird es euch gut gehen; wenn ihr aber nicht gehorcht, so wird er euch mit Hungersnot und Seuchen strafen. Zweites Gebot: Im Streit sollen die Masai nur mit Stöcken oder hölzernen Pfeilen kämpfen und kein Messer gebrauchen, „denn Gott hat verboten, daß ihr einen Menschen tötet, und er wird euch schwer bestrafen, wenn ihr nicht gehorcht. Drittes Gebot: Jeder soll zufrieden sein mit dem, was er besitzt, und soll nicht das Eigentum eines andern Masai nehmen. Viertes Gebot: Ihr sollt euch vertragen und nicht streiten. Nur alte Männer dürfen Honigbier trinken, denn die jüngeren werden davon berauscht und beginnen Zank und Schlägerei. Fünftes Gebot: Kein Krieger oder Jüngling, kein verheirateter Mann soll die Frau eines andern berühren. Sechstes Gebot: Wenn ein Masai seinen Besitz verloren hat, sollen ihn die andern unterstützen. Siebtes Gebot: Nur einer soll über euch herrschen, ihm sollen alle gehorchen. Streitigkeiten sollen in einer Ratsversammlung von alten Männern geschlichtet werden. Achtes Gebot: Der Mann soll zurzeit immer nur eine Frau haben; erst wenn sie gestorben oder entlassen ist, soll er eine zweite heiraten. Am Tage, wo dem Neugebornen die Nabelschnur durchschnitten wird, sollt ihr einen Schafbock schlachten und Dankgebete singen. Neuntes Gebot: Enthält verschiedene Speiseverbote. Zehntes Gebot: Ihr sollt zu Ehren Gottes alle Jahre am achten Tage des neunten Monats das Fest ol ogor l ol gereti (großes Bittfest) mit dem Feueropfer des wohlriechenden os segi-Holzes feiern, wofür Gott euch Plagen, wie Hungersnot und Krankheit, fernhalten wird [1].

6. Die Wandorobbo.

„In drei mächtigen Heerhaufen, die sich in großen Zeiträumen folgten, kam das Masaivolk von Norden zum Äquator gezogen. Die lange örtliche und zeitliche Trennung voneinander . . . lassen sie uns heute als drei Zweige des Masaivolkes erscheinen." [2] Die Reste des am frühesten eingewanderten Trupps sind die Asa, allgemeiner bekannt unter dem Namen Wandorobbo (aus dem Masaiwort el dorobbo = die Armen), von denen sie aber nur einen Teil bilden. Der zweite Masaitrupp waren die Wakuafi, der dritte endlich die schon geschilderten eigentlichen Masai. Die Sitten der Wakuafi gleichen im allgemeinen denen der Masai vollkommen (Merker), und deshalb ist eine Darlegung derselben nach der Schilderung der Masai überflüssig. Dagegen ist es nötig, noch näher auf die Wandorobbo einzugehen, welche sich in ihrer scheuen Abgeschlossenheit ziemlich frei von fremdem Einfluß gehalten haben. Zu den Wandorobbo rechnet man Angehörige aller drei Zweige des Masaivolkes, aber wir betrachten im folgenden unmittelbar nur die aus der ältesten Epoche stammenden Asa-Wandorobbo.

[1] Merker, Die Masai 269—271. [2] Ebd. 6.

Die Asa teilen sich in Stämme und Geschlechter wie die Masai und Wakuafi und betrachten wie diese den ol oiboni als ihr Oberhaupt. Sie durchstreifen als Jäger die Steppen, indem sie mit dem Wild, das ihnen ihre Nahrung und Kleidung gibt, wandern; deshalb leben sie auch nie in großen Kraalen zusammen, und ihre Hütten sind nur flüchtig aus Zweigen und Gras gebaut. In einem Lager wohnen meist nur zwei bis drei Familien. Neben ihren Hütten finden sich diejenigen, in denen die beschnittenen unverheirateten Männer mit den jungen Mädchen leben. Die ganze Familie, d. h. Mann, Frau oder Frauen und die unbeschnittenen Kinder, wohnt in einer Hütte[1]. Das Oberhaupt der Familie ist der Familienvater wie bei den Masai. Vielweiberei besteht nur in geringem Umfang, weil die meisten Männer zu arm sind, um mehrere Frauen zu erwerben und zu ernähren. Eine Verlobung in frühester Kindheit scheint bei den Wandorobbo häufiger, aber ebensowenig rechtlich bindend zu sein wie bei den Masai. In der Regel verlobt sich der Jüngling nach der Beschneidung mit einem acht- bis zehnjährigen Mädchen, nachdem für ihn sein Vater bei dessen Eltern geworben hat. Wie bei den Masai leben die Brautleute getrennt und dürfen sich nicht einmal sehen. In dem einen Lager wohnt der Bräutigam mit einem Mädchen und im andern die Braut mit einem andern Jüngling. Wird die Braut vor der Hochzeit schwanger, so tritt nicht immer, wie bei den Masai, eine Lösung des Verlöbnisses ein, sondern der Verführer muß den Bräutigam durch Zahlung eines Rindes entschädigen[2].

Bevor die Ehe eingegangen werden kann, ist der Brautpreis zu bezahlen. Stirbt der Bräutigam vor der Ehe, so übernimmt sein Bruder die Braut. Stirbt die Braut vor der Ehe oder lösen die Brautleute die Verlobung, so wird der bereits gezahlte Teil des Brautpreises zurückgegeben. Hatte sich der Vater des Mädchens hartnäckig der Werbung widersetzt, so wird er schließlich durch eine Art Gottesurteil gezwungen. Der Liebhaber schleicht sich heimlich in die Hütte des Alten und bindet ein Tau aus Gras um den hölzernen Honigtopf. Der Vater soll nun regelmäßig seine Zustimmung geben, da ihn sonst Gott mit dem Tode strafen würde. Ein Austausch von Weibern kommt vor, doch entsteht daraus keine rechtsgültige Ehe. Bei den Asa gelten dieselben Ehehindernisse wie bei den Masai, doch zwingen die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Lagern oft zu einer milderen Auffassung. So hat sich die Praxis gebildet, wonach die Brautleute nur nicht näher als im dritten Grad verwandt sein dürfen. Die Gebräuche in Bezug auf Hochzeit, Ehescheidung, Beschneidung der Knaben und Mädchen usw. gleichen denen der Masai.

Die Bestattung der Leichen unterscheidet sich von dem Gebrauch der Masai nur insofern, als die Armut der Asa dies bedingt. Sie halten weder einen Totenschmaus noch salben sie die Leichen. Reiche Leute, d. h. solche mit zahlreicher Nachkommenschaft, werden mancherorts im Kraal nahe bei der Hütte begraben, „damit sie noch nach dem Tode die Gespräche ihrer Kinder hören und den Duft von den Mahlzeiten genießen können“. Alle andern Leichen werden nur aus dem Kraal geschleift und ungefähr 100 Schritte davon niedergelegt. Wenn die Leiche nicht schon in der ersten Nacht von Hyänen verzehrt

[1] Merker, Die Masai 222—223. [2] Ebd. 231.

wird, so verbrennt man als Opfer die aus Wachsteilchen bestehenden Rückstände des Honigbiers bei der Leiche. Ein Eingraben der Leichen außerhalb des Lagers wird nirgends geübt. Das Gebet an der Leiche eines Familienvaters lautet hier: „Gott, Vater, gib Rat, gib Fleisch!“ [1]

Im Erbrecht gelten dieselben Grundsätze wie bei den Masai. Indessen macht die Geringfügigkeit der Hinterlassenschaft oft eine Teilung unter den Erbberechtigten unmöglich, und man kann daher in der Praxis sehr häufig beobachten, daß der älteste Sohn der Hauptfrau das ganze aus Bogen, Pfeilen und Bienenkörben bestehende Erbe erhält. Die Witwen schließen sich in der Regel an einen Mann ihrer Altersklasse an und leben mit diesem zusammen. Hinterlassene Töchter gehen insofern in den Besitz des ältesten Sohnes über, als an diesen bei ihrer Verheiratung der Brautpreis zu zahlen ist.

Die religiösen Anschauungen der Wandorobbo gleichen denen der Masai vollkommen, nur nennen sie Gott nicht 'Ngai, sondern Uëd. In den Gesängen heißt Gott auch häufig der „schwarze Gott“: Uëd kabiassa. Bildliche Darstellungen von Uëd haben sie, aus demselben Grunde wie die Masai, nicht. Alle Leute beten, Verheiratete und Kinder zu Hause, die Dobonog (Jäger) unterwegs, wenn sie von Not oder Krankheit heimgesucht werden; im gewöhnlichen Leben beten die Dobonog nicht. Das Weib betet jeden Morgen beim Feuermachen; wenn der Mann und die Kinder das sehen, gesellen sie sich oft dazu und sprechen auch ein Gebet. Dieses enthält immer nur eine Bitte, nie einen Dank. Sie beten um Schutz, um Kinder, um Gesundheit usw. Über das Schicksal der Seele nach dem Tode deckt sich der Glaube der Asa mit dem der Masai, obwohl sie weniger darüber nachdenken als diese [2]. Von Zeit zu Zeit feiern die Leute ein Bittfest für Uëd. Bei einem solchen Fest stellen sich die Frauen, um von Gott Kinder zu erbitten, im Kreise auf um ein kleines Feuer, in welches sie, wie bei jedem andern Bittfest, den hauptsächlich aus Wachsteilchen bestehenden Rückstand des Honigbieres streuen, damit der Duft davon zu Gott emporsteige. Bei andern Bittfesten um Fleisch usw. beteiligen sich alle Lagergenossen.

Als Amulette schneiden sich die Wandorobbo aus dem Fell eines eben erlegten Tieres ohne bestimmte Zeremonie einen Streifen heraus und tragen ihn um den rechten Mittelfinger. Sobald ihnen unterwegs etwas Gefahrdrohendes begegnet, blasen sie auf den Fellstreifen, was gleichbedeutend ist mit einem Gebet um Schutz. Andere Amulette sieht man sehr selten. Das Wesen der Zauberei, wodurch Krankheit und Tod herbeigeführt werden kann, erklären sie wie die Masai. Böse, überirdische Geister haben, wie man behauptet, damit nichts zu tun. Sie ist lediglich das Werk böser Menschen, die man verabscheut und fürchtet. Leute mit bösem Blick werden ebenso gehaßt und ausgestoßen. Kennt man für eine Krankheit oder einen plötzlichen Todesfall keine natürliche Ursache, so gelten sie als Werk der Zauberer [3].

In den Rechtsanschauungen der Asa findet man im allgemeinen dieselben leitenden Gedanken wie bei den Masai. Ein Eigentumsrecht an Grund und Boden oder ein Nutzungsrecht der Jagdgründe steht der einzelnen Person

---

[1] Ebd. 245. [2] Ebd. 249—250. [3] Ebd. 251.

nicht ausschließlich zu. Beides ist Gemeineigentum. Von jedem erlegten Wild, bis herab zur Größe einer mittleren Antilope, gehört dem Jäger und seinen Lagergenossen zusammen nur die eine Hälfte, während die andere Hälfte von einem männlichen Tier den Genossen seines Geschlechts zukommt, die von einem weiblichen den Angehörigen seiner Frau oder Frauen. Alles kleinere Wild gehört ganz dem Jäger und seinen Lagergenossen. Das Eigentum gehört dem einzelnen Individuum, nicht der Familiengemeinschaft. Geld ist bei den Wandorobbo noch nicht im Gebrauch, es findet nur Tauschhandel statt. Dem säumigen Schuldner gegenüber sucht sich der Gläubiger durch Selbsthilfe schadlos zu halten. Der Erbe des Schuldners ist für die ganze Schuld haftbar[1].

Strafrecht. Der auf frischer Tat ertappte Mörder verfällt der Blutrache, zu deren Ausführung jeder zur Familie des Ermordeten gehörige Mann berechtigt ist. Gelingt es den Rächern nicht, den Mörder am Tage des Mordes zu ergreifen, so ist dieser nun vor der Blutrache sicher, weil man in dem erfolglosen Suchen den Befehl Gottes sieht, ihn am Leben zu lassen. Er muß aber zur Sühne dem Haupterben des Verstorbenen einen großen und zwei kleine Elfenbeinzähne zahlen. Fahrlässige Tötung wird mit Zahlung eines mittelgroßen Elfenbeinzahnes bestraft. Gehören Täter und Getöteter demselben Geschlechte an, so ist die Strafe geringer, als wenn sie von verschiedenen Geschlechtern desselben Stammes sind. Körperverletzung mit tödlichem Ausgang gilt, wenn absichtlich zugefügt, als Mord, wenn fahrlässig, als fahrlässige Tötung. Geringere Körperverletzungen werden mit Zahlung von Bienenstöcken gesühnt. Notzucht bleibt oft straflos. Abtreibung und widernatürliche Unzucht sollen nicht vorkommen. Menschenraub und -verkauf sind unbekannt. Ein im Lager von einem Mitbewohner oder Fremden begangener Diebstahl wird durch Rückgabe des Gestohlenen gesühnt, der eines außerhalb des Lagers aufgehängten Bienenstockes mit Zahlung von zehn neuen Bienenstöcken. Brandstiftung soll nicht vorkommen[2].

Nur in Strafsachen kommt es zu einer gerichtlichen Verhandlung, die sich in derselben Weise abspielt wie bei den Masai. Die Ankommenden begrüßen den Vorsitzenden mit dem üblichen Gruß und Handschlag, worauf dieser durch einige der früher genannten Bittgebete die Sitzung eröffnet und nach beendeter Beratung in derselben Weise schließt. Eine Beteurung der Wahrheit geschieht in derselben Weise wie bei den Masai. Außerdem ist noch die Formel gebräuchlich: „Gott soll mich töten." Zur Erzwingung von Geständnissen gebraucht man die bei den Masai übliche Tortur, das Umschnüren des Oberarmes mit einer Bogensehne. Auch die meisten Gottesurteile der Masai findet man bei den Wandorobbo wieder. Der wirklich Schuldige soll stets gestehen, ehe er sich dem Gottesurteil unterwirft, weil der Glaube, daß er sonst bald sterben werde, unerschütterlich fest im Volke wurzelt. Frauen dürfen vor Gericht als Zeugen erscheinen, sind aber nicht klageberechtigt, für sie klagt vielmehr ihr Ehemann.

---

[1] Merker, Die Masai 251—252. [2] Ebd. 252—253.

7. Die Dschaggas.

Die Dschaggas (Plural: Wadschagga) wohnen auf der Südseite des Kilima-Ndscharo vom äußersten Westen am Abhang der Schiraberge bis zum nördlichsten Abfall des östlichen Gipfels, des Mawensi. Sie sind ein seßhaftes, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, das zu den Bantunegern gehört, aber hamitisches Blut in sich aufgenommen haben soll[1]. Mit den benachbarten Bantustämmen (Wapare, Waschambaa, Wakamba und Wataita) haben die Dschaggas viel Gemeinsames. Sie sind in 37 kleine Staaten verteilt, unter denen heute die Maranga im Osten, die Moschi in der Mitte und die Kiboscho im Westen die mächtigsten sind. Die Dschaggasprache gehört zur Familie der Bantusprachen. Übrigens lernen die Dschaggas wie alle Bantuneger sehr leicht fremde Sprachen. Der Körperhöhe nach sind sie kaum mittelgroß, ihre Hautfarbe ist meist ein leichtes Kaffeebraun mit gelblichem Grundton.

Religion. Die Dschaggas glauben an einen guten Gott (kid Rua), den sie in nahe Beziehung zur Sonne bringen. Er gilt als Spender des Lichtes, der Wärme und der Fruchtbarkeit. Er weiß und sieht alles. Der Mond ist die Gemahlin der Sonne, die Sterne sind deren Kinder, Krieger oder deren Vieh, man weiß es nicht genau. Im Himmel beim mächtigen Rua gibt es auch Menschen, die Wakoningo heißen, sehr klein sind und eine andere Sprache reden als die Dschaggas. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht wie die Dschaggas und haben Überfluß an allem[2]. Wenn die Dschaggas beten, wie z. B. vor der Schlacht, bei Gefahren, so geschieht es mit zum Himmel erhobenem Blick und mit aufwärts gestreckten Armen. Manche scheinen auch ein Morgengebet zu verrichten. Nach einem englischen Missionär lautet ein solches Frühgebet: „O Gott, du hast mich behütet, ich habe geruht und die Nacht zugebracht; behüte mich auch heute, und gib mir Nahrung, o Herr!“ Wenn der Dschagga schwören will, um die Wahrheit seiner Worte zu beteuern, so nimmt er mit den Fingern etwas Erde vom Boden auf, leckt mit der Zunge daran und beschreibt dann mit der rechten Hand einen Kreis um den Kopf, indem er gleichzeitig die Erde aufs Haupt streut und zum Himmel aufblickend spricht, Gott möge ihn töten, wenn er dieses oder jenes getan habe. Gewöhnlich begnügt er sich aber damit, den Namen seines Häuptlings mit der Vorsilbe „Sso“ zur Beteuerung seiner Aussage heranzuziehen[3].

Nach Widenmann identifizieren die Dschaggas Gott mit der Sonne[4].

---

[1] A. Widenmann, Die Kilimandscharo-Bevölkerung. Ergänzungsheft 129 zu Petermanns Geographischen Mitteilungen, Gotha 1899. M. Merker, Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga. Ergänzungsheft 138 zu Petermanns Geogr. Mitteilungen, 1903. Statt Dschagga schreiben die Missionäre oft Tschaga, so z. B. Le Roy, der in den Missions catholiques (1893, 113 ff) die Sitten der Dschaggas ausführlich beschrieben hat.

[2] Widenmann a. a. O. 31. [3] Ebd. 32.

[4] Auch B. Gutmann (Globus XCVI [1909] 101) schreibt: „Der Name für Gott ist bei den Wadschagga gleichbedeutend für Sonne: iruwa.“ Er schließt daraus: „Diese Übereinstimmung nötigt von vornherein zu der Annahme, daß ihre Gottesverehrung zum mindesten ursprünglich eine reine Sonnenanbetung gewesen ist.“ Später gibt Gutmann übrigens selbst zu, daß Gott und die Sonne in der Idee der Dschaggas keineswegs identisch sind und daß überhaupt die Vorstellung Gottes nicht örtlich an die Sonne gebunden ist.

Dem widersprechen aber Merker[1] und besonders Bischof Le Roy[2] mit aller Entschiedenheit. Hören wir, wie dieser letztere sich über die Religion der Dschaggas ausdrückt: „Bekanntlich wollen gewisse Theoretiker mit Lukrez den Ursprung der Religion in der Furcht vor den Naturerscheinungen finden. Die Frage läßt sich hier in Afrika unter diesen tiefstehenden Naturmenschen recht gut studieren. Nun, seit zehn Jahren lebe ich unter ihnen und habe die verschiedensten Völkerschaften kennen gelernt, und zu meinem großen Erstaunen habe ich noch niemals einen Afrikaner getroffen, den die Naturerscheinungen in Furcht gesetzt hätten. Das Rollen des Donners hören sie ohne Zeichen von Furcht, und aus dem Leuchten des Blitzes machen sie sich nichts; wenn sie bei Nacht nicht gern ausgehen, so geschieht dies aus Furcht vor wilden Tieren. Gewiß fürchten sie in bestimmten Fällen die Einwirkung Gottes, der Schatten und der Dämonen, und ihre Religion besteht gerade darin, sich gegen diese Mächte zu schützen und sie fernzuhalten oder zu versöhnen, aber sie meinen nicht, daß diese rächende oder quälende Einwirkung ein Ausfluß der Naturerscheinungen, der Orkane, Blitze und Donner sei. . . . Nirgends in Ostafrika findet sich ferner eine Spur des Sterndienstes. . . . Die Sonne ist ihnen ein Wesen in der Höhe, dem Gott in der zweiten Hälfte der Nacht befiehlt, den Tag zu bringen; der Mond ist der Messer, weil er die Zeit mißt. . . . Dennoch muß zugegeben werden, daß hier in Tschaga das Wort ‚Rua', welches auch Sonne bedeutet, für Gott gebraucht wird, während er sonst bei den Bantustämmen den Namen Mulungu, d. h. der Große, führt. Aber die Tschagas verwahren sich einmütig dagegen, daß ihnen Gott und die Sonne ein und dasselbe Wesen sei, wenn man sie darüber befragt. . . . Eines ist sicher, die Neger erheben sich durch eigenen Fortschritt und ohne fremde Hilfe nicht vom Fetischdienst zu höheren Ideen, sondern sie sind umgekehrt von einer Religion herabgesunken und sinken noch immer tiefer. . . . Der Gott, an dessen Dasein sie glauben, ist ihnen ein persönliches Wesen, der Herr und Schöpfer aller Dinge. Pflanzen, Tiere und Menschen sind sein Eigentum. So oft man eine Ziege, ein Schaf oder einen Ochsen schlachtet, bittet man Gott gewissermaßen um Erlaubnis. Der Familienvater naht sich dem Tiere, nimmt eine Handvoll Kräuter, speit darauf wie auf das Tier selbst (der Speichel gilt ihnen als heilig) und sagt: ‚Nakupa Rua', d. h. ich weihe dich (oder schenke dich) Gott. Nun darf das Tier sich nicht mehr unter die Herde mengen."

„Auch eigentliche Opfer bringen die Tschagas dar", fährt Le Roy fort. „In Matschame war ich eines Tages Zeuge eines solchen. Am folgenden Morgen sollte Ngameni (der Häuptling) das Bündnis mit Mandara gegen Sina abschließen. Da sah ich fünf oder sechs seiner Minister eine Ziege an den Klauen nach einem Kreuzwege, wo sich drei Wege schnitten, schleppen und folgte ihnen. Sie spien auf den Kopf der Ziege und sagten dann den oben angeführten Spruch (Nakupa Rua); dann wurde das Tier geschlachtet und in drei Teile zerlegt: einen Teil, der für Gott im Feuer verbrannt werden sollte, einen Teil für Ngameni und seine Leute, und endlich einen dritten Teil, der

[1] Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga 19.
[2] Missions catholiques XXV (1893) 124—125.

aus Stücken des Herzens, der Leber, des Kopfes, der Haut usw. bestand. Dieser Teil wurde in kleine Riemen zerschnitten, genau auf zehn Häufchen verteilt und auf großen Bananenblättern an den Dreiweg gelegt. Ich fragte nach dem Grunde dieser Zeremonie; sie antworteten: ‚Das ist für die Seelen unserer Väter, für die Vögel und Insekten und alles, was lebt, damit die ganze Natur teil an unserem Opfer habe und Gott Ngameni beschirme.‘ Der Gott, den man in Tschaga anbetet, ist endlich keine Gottheit nur dieses Ortes; er ist der Herr aller, der Schwarzen und der Weißen, wie man uns sagte."

Nach diesen Angaben Le Roys können wir es nicht als einfachhin richtig anerkennen, daß nach der Meinung der Dschaggas Rua nicht in das Getriebe der Menschen auf Erden eingreife, wie Merker[1] behauptet. Wohl aber ist zuzugeben, daß die Verehrung Ruas in den Hintergrund tritt und der Kult sich fast ganz auf die Seelen der Verstorbenen konzentriert. Hören wir wieder Le Roy: „Auch dem Msimu, d. h. der abgeschiedenen Seele, den Manen der Verstorbenen, wird geopfert. Zu Kilema und Marangu findet dieses Opfer einmal im Jahre statt, und zwar an den Ufern eines geheimnisvollen Sees, der einen alten Krater füllt und in den der Sage nach sich der erste Häuptling des Landes gestürzt haben soll. Seine Seele soll dort hausen, und ihr wird jedes Jahr ein Lamm geopfert. . . . Amulette gegen verschiedene Krankheiten und Gefahren sind ebenfalls im Gebrauch."[2]

Über das zukünftige Leben haben die Dschaggas freilich sehr verschwommene Begriffe, doch glauben sie an die Fortdauer der Seele. Dieser Glaube ergibt sich auch klar aus den Opfern, die man den Verstorbenen bringt. Die Dschaggas glauben an viele böse Geister. Widenmann[3] nennt sie Teufel, aber es sind nicht eigentliche Teufel, sondern, wie er selbst bemerkt, die Geister der Verstorbenen (Warumu), die den Lebenden übelwollen und ihnen Böses zufügen. Bei Tage schlafen sie gewöhnlich, aber bei Nacht gehen sie umher. Wen der Teufel berührt hat, der ist ein Kind des Todes. Auf diesem Glauben beruht ihre Ahnenbeschwörung. Es kommt nur darauf an, die Absicht der Geister zu erfahren und sie durch Opfer zu beschwichtigen. Zu diesem Zweck wenden sie sich an ihre Zauberer oder Wahrsager, wenn ihnen eine Krankheit oder sonst ein Unglück droht. Der Zauberer legt beispielsweise etwas Tabakpulver auf seine Handfläche, schüttelt dasselbe hin und her und erklärt dann aus den Tabakfiguren, was zur Abwendung des Unheils zu tun sei. Der Geist des Großvaters wolle einen Ochsen haben für den Urgroßvater, der Geist des Vaters wolle eine Ziege u. dgl. Der Dschagga entrichtet dieses Schlachtopfer in dem Bananenhein bei seiner Hütte, wo die Gebeine seiner Eltern niedergelegt sind. Auch bringen die Leute Trank- und Speiseopfer den Geistern der Verstorbenen dar, indem sie Bier oder Milch ausschütten und Früchte, Honig und Mehl auf Bananenblättern aussetzen. Bei allen diesen Zeremonien wird vielfach ausgespuckt. Dieses leichte Spucken von ein wenig Speichel drückt die Achtung der Dschaggas vor Übersinnlichem aus und ist zugleich ein Zeichen der Versöhnung und Freundschaft[4].

---

[1] A. a. O. 19. [2] Missions catholiques 1893, 126.
[3] Die Kilimandscharo-Bevölkerung 32. [4] Ebd. 33.

Der Regen ist eine gute Gabe Gottes. Der Donner ist Gottes Stimme, wenn er Regen senden will; auch das Erdbeben ist von Gott gesandt als Warnungszeichen für kommende Hungersnot oder Kriegsgefahr. Unter den Zauberern gibt es „Regenbinder“, welche allzu reichlichen Regen zum Aufhören zu bringen vermögen. Seltener sind die „Regenerzeuger“. Sie veranlassen den Häuptling, ein Schlachtopfer zu bringen, und wahrsagen aus der Lage der Eingeweide den bevorstehenden Eintritt des Regens. — Außer an den Grabstätten werden die Opfer auch an Orten dargebracht, wo sich die Geister gern aufhalten, z. B. an Quellen, Kreuzwegen usw. Um sich vor Diebstahl und Verfolgung zu schützen oder um dem Feinde zu schaden, legt man über den Weg, den derselbe nehmen muß, Drazänenstäbe oder Bananenstengel u. dgl. So verfällt der Feind dem Einfluß der Warumu und muß sterben. Ein äußerliches Zeichen der Versöhnung und Freundschaft ist das Kischongo. Wird nämlich eine Ziege geopfert, so schneiden die Opfernden aus der Stirne des Opfertieres einige Hautstreifen, in welche ein Schlitz gemacht wird und die dann über den Finger gezogen und als Ringe getragen werden [1].

Sehr eingehend und vielfach die Angaben Widenmanns ergänzend, hat Merker die rechtlichen Anschauungen der Dschaggas geschildert. Bei den Wadschagga besteht das Vaterrecht, d. h. das Kind folgt der Familie des Vaters. Nur dann, wenn der Vater des Kindes den Brautpreis für die Frau an den Schwiegervater noch nicht bezahlt hat und dieser nicht länger warten will, geht die Frau samt dem Kinde zu ihrem Vater zurück. Oberhaupt der ganzen Familie ist der älteste Mann derselben. Bei allen wichtigen Entschließungen wird er um Rat gefragt. Will ein Mann heiraten, so holt er sich von ihm die Erlaubnis. Das Oberhaupt kann einzelne Familienangehörige, die sich etwas zu Schulden kommen ließen, nachdem sie eventuell vom Häuptling bestraft sind, aus der Familie ausstoßen. Doch kann ein Ausgestoßener durch Vermittlung des Häuptlings in eine andere Familie aufgenommen werden. Meist nimmt aber das Oberhaupt der Familie den Ausgestoßenen gegen das Versprechen, sich zu bessern, und gegen das Geschenk einer Ziege wieder in die Familie auf. — Die Würde des Familienoberhauptes erlischt meist erst mit dem Tode, doch kann es auch durch gemeinsamen Beschluß aller männlichen Familienangehörigen wegen Unfähigkeit oder Mißwirtschaft usw. abgesetzt werden, wodurch seine Würde auf den nächstältesten Mann der Familie übergeht.

Für das Erbrecht gilt der Grundsatz: es erben nur männliche Nachkommen und Verwandte; der älteste Sohn der Hauptfrau ist Haupterbe, den nächstgrößten Erbteil bekommt ihr zweiter Sohn, demnächst folgt der Sohn der zuletzt geheirateten Frau; der Rest wird unter die andern Söhne gleichmäßig verteilt [2]. Die Weiber und Töchter des Verstorbenen erhalten von seinem Viehbesitze nichts. Das Erbe der noch nicht erwachsenen Söhne wird von dem nächsten rechten Bruder des Vaters bis zu ihrer Beschneidung verwaltet. Etwaige Rechtsstreitigkeiten entscheidet der Häuptling. Der Haupterbe erhält auch die Weiber und Töchter des Verstorbenen. — Der Familienvater kann weder seine

---

[1] Widenmann, Die Kilimandscharo-Bevölkerung 35.
[2] Merker, Die Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga 1.

Frauen noch seine Söhne verkaufen. Rechtlich darf er seine Töchter verkaufen, doch kommt das so gut wie nie vor. Die einzelnen Familienglieder verbindet eine große Anhänglichkeit. Die Frauen kochen für sich und die Kinder zusammen und essen gemeinsam. Dann kocht jede Frau das Essen für den Mann, und dieser nimmt seine Mahlzeit allein ein. Zur Feier der Geburt eines Kindes wird eine Ziege geschlachtet und ein Opfer dargebracht. Die Kinder werden gewöhnlich zwei Jahre lang gesäugt. Bei der Feldarbeit trägt die Mutter das Kind auf dem Rücken in einem über der Schulter zusammengeknüpften Tuch. Von einer eigentlichen Erziehung hat man keine Idee. Die Mädchen erhalten im dritten oder vierten Lebensjahr einen kleinen Schamschurz, die Knaben erst später. Die Mädchen werden früh zu schwerer Arbeit angehalten; die Knaben haben es leichter, sie hüten das Vieh, tummeln sich herum, spielen und jagen.

Allgemein ist die Beschneidung für die jungen Leute beiderlei Geschlechts; diese Sitte herrscht seit uralter Zeit, hat aber keine religiöse Bedeutung[1]. Sind die Knaben von der Beschneidung geheilt, so läßt der Häuptling sie zusammenrufen und einen Ochsen oder eine Ziege schlachten. Es beginnt nun für sie eine Art Prüfungszeit. Sie werden in einen einsamen Busch gebracht, wo sie einen oder mehrere Monate verbleiben. Dort bauen sie sich kleine Hütten, gehen nackt und erhalten ihr Essen von älteren beschnittenen Jünglingen zugetragen. Jeden Morgen unterrichtet sie dort der Meister in den Pflichten der Männer und Krieger. Am Ende der Periode erhalten sie neue Kleider, salben sich und erscheinen dann beim Häuptling, bei dem ein Schlachtfest und Pombegelage stattfindet. Dann kehren sie zu den Eltern zurück, wo noch ein Nachfest mit einem Opfer von den Eingeweiden der Schlachttiere gefeiert wird.

Ehe. Der Dschagga hat das Recht der freien Brautwahl und kann so viele Frauen nehmen, als ihm sein Häuptling gestattet bzw. als er bezahlen kann. Die Vielweiberei ist ein Ausdruck des Reichtums und der Würde. Da auf der Frau die ganze Last der Haus- und Feldarbeit ruht, so muß der Mann zur Vermehrung seines Besitzstandes möglichst viele Frauen erwerben. Er erhält sie entweder durch Kauf oder als Geschenk von seinem Häuptling, wenn bei einem Kriege viele Weiber erobert werden. So kommt es, daß die Ratgeber, Beamten (Akidas) und Freunde des Häuptlings gewöhnlich mehrere Frauen besitzen, während sich die einfachen Leute mit einer Frau begnügen müssen. Am meisten Frauen hat natürlich der Häuptling selbst. Trotz des materiellen Charakters des Ehegeschäftes gelangt doch auch die Liebe zu ihrem Recht. Auch der Dschaggajüngling knüpft mit dem Mädchen seiner Wahl erst ein zarteres Verhältnis an, ehe er zur Brautwerbung schreitet. Bei dieser bittet er unter Überbringung von Pombe den Vater um seine Tochter, wobei die Höhe des Kaufpreises festgestellt wird. Dieser besteht je nach Reichtum und Stand in einer Anzahl Ochsen oder Kleinvieh. Das erste der in Abschnitten von etwa einem Monat überbrachten Geschenke an Vieh gilt als Verlobungsgeschenk, das gemeinschaftlich im Hause der Eltern verzehrt wird. Erst wenn mehrere Monate später der eigentliche Kaufpreis an Vieh bezahlt ist, wird unter neuen Schmausereien und Tänzen die Hochzeit gefeiert und die Braut dem Bräutigam in

[1] Widenmann a. a. O. 46. Merker a. a. O. 14.

dessen Häuslichkeit übergeben. Wenngleich die Hochzeit erst nach der endgültigen Abzahlung des Kaufpreises stattfindet, gilt doch von der Verlobungszeit an die Braut als Frau des Bräutigams, so daß dieser alle ehelichen Rechte für sich in Anspruch nehmen darf. Auf die Keuschheit des Mädchens vor der Ehe wird kein besonderer Wert gelegt. Als große Schande gilt es aber, wenn ein beschnittenes Mädchen vor der Ehe Mutter wird. Der Verführer muß eine hohe Summe, bestehend in Vieh, an den Vater des Mädchens bezahlen. Heiratet er es später, so braucht er keinen Brautpreis zu bezahlen. Ein anderer Mann heiratet ein solches Mädchen nicht[1]. Bis zur Beschneidung wohnen Söhne und Töchter zusammen in der Hütte ihrer Mutter; nachher schlafen die Söhne in der im Gehöfte der Mutter stehenden Brauhütte, welche für diesen Zweck ringsherum geschlossen wird.

Ehehindernisse sind folgende: Die Frau darf nicht aus dem Familiengeschlecht des Mannes stammen. Der Mann darf nicht die Schwester oder Halbschwester seiner Frau heiraten. Eine Witwe, welche einen oder mehrere Söhne am Leben hat, darf sich nicht wieder verheiraten. Jüngere Geschwister dürfen ohne Erlaubnis der älteren, noch unverheirateten nicht heiraten. In Ehescheidungssachen urteilt der Häuptling. Scheidungsgründe sind: Wiederholter Ehebruch von seiten der Frau, Dummheit und Faulheit der Frau und Mißhandlung von seiten des Mannes. Mißhandelt der Mann die Frau, so flüchtet sie zu ihren Eltern und bleibt bei diesen, wodurch die Scheidung rechtsgültig wird. Nach der Scheidung bleiben die Söhne beim Vater, die Töchter und eventuell ein männlicher Säugling gehen mit der Mutter; letzteren kann sein Vater nach Entwöhnung gegen Entschädigung der Pflegekosten zurücknehmen[2]. Abtreibung ist sehr häufig. Sie wird angewandt zur Verhinderung unehelicher Geburten, ferner wenn die Frau innerhalb der Säugezeit schwanger wird, und endlich wenn eine Frau in andere Umstände kommt, nachdem ihre verheiratete Tochter bereits ein Kind geboren hat. Auch der Kindesmord ist häufig. Gleich nach der Geburt werden mißgestaltete Kinder und Albinos getötet. Bei Zwillingen wird einer getötet; sind die Kinder gleichen Geschlechts, so läßt man das zuerst geborne am Leben; sonst tötet man das Mädchen. Ließe man diese Kinder am Leben, so würden sie nach dem Volksglauben später ihren Vater oder ihre Mutter umbringen.

So niedrig die Stellung der Frau, so ist doch nach Widenmann[3] „ihre Behandlung keine unwürdige und das Familienleben im allgemeinen ein gutes zu nennen. Natürlich kann von einem Familienleben in unserem Sinn bei der Ehe, in der der Mann mehrere Frauen besitzt und diese alle niedrigen Arbeiten verrichten läßt, nicht wohl die Rede sein. Aber in den weitaus meisten Fällen, in denen es sich ja auch um Monogamie handelt, ist das Verhältnis der Gatten ein gutes". Die Frau fühlt das Drückende ihrer Lage nicht. Sie ist bescheiden und fleißig, von Natur liebenswürdig und gefällig. Jede Frau bekommt von ihrem Mann ein kleines Gehöft mit umliegenden Pflanzungen, deren Bewirtschaftung ihr obliegt. Das Gehöft besteht zunächst aus einer Wohnhütte, in

---

[1] Merker, Die Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga 11.
[2] Ebd. [3] Die Kilimandscharo-Bevölkerung 49.

welcher die Frau mit ihren Kindern, etwaigen Sklavinnen und dem Vieh, das ihr der Mann zur Wahrung gegeben hat, wohnt.

Stirbt ein Dschagga, so versammeln sich Freunde und Verwandte, man schaufelt in der Hütte ein Grab, in dem der Leichnam beigesetzt wird. Dieser wird mit angezogenen Beinen, den Kopf auf eine Hand gestützt, auf die Seite gelegt. Männer legt man auf die rechte Seite mit dem Gesichte nach dem Kibo, Frauen auf die linke Seite mit dem Gesichte nach dem Mawensi. Nach dem Glauben der Dschaggas wohnen nämlich die Geister der verstorbenen Männer im Innern des Berggipfels des Kibo, die der verstorbenen Frauen im Mawensigipfel. Es wird hierauf eine Ziege aus dem Besitztum des Toten (fünfmal beim Tode eines Mannes und viermal beim Tode einer Frau) um die Grabstelle herumgeführt und dann außerhalb der Hütte durch einen Messerstich in die Brust getötet, nachdem man ihr zuvor auf die Stirn gespuckt hat. Vom Fleische des Tieres werden einige Stücke als Opfer für die Geister weggeworfen, das übrige wird von den Gästen gegessen. Mehrere Tage weinen befreundete Weiber im Hause des Verstorbenen. Nach Jahresfrist wird das Gerippe des Leichnams ausgegraben und der Schädel in einem Tontopfe in der Umgebung der Hütte beigesetzt, indem dieser Topf bis an den Rand eingegraben wird. Dem Geiste des Toten werden später häufig noch Opfer dargebracht, wie schon gesagt wurde.

Die Dschaggas wohnen nicht in geschlossenen Dörfern, sondern in Höfen inmitten kleiner, mit Bananen bestandener Landgüter. Zwei oder drei Hütten sind für den Mann, die Frau, die Kinder und die Sklaven bestimmt, eine für das Vieh und daneben steht ein kleinerer, sorgfältig ausgeführter Bau: das Vorratshaus, in dem Hirse, Bananen, Honig, Bier usw. aufbewahrt werden. Um das Ganze zieht sich ein Garten, und alles ist mit einer lebendigen Hecke umschlossen.

Das bei den Dschaggas herrschende Regierungssystem ist die absolute Monarchie unter einem angestammten Herrscherhause. Der Häuptling ist Besitzer des Grund und Bodens, welcher seinen Untertanen zu Lehen gegeben ist und nur vom Häuptling veräußert werden kann. Er ist auch Besitzer des sämtlichen Großviehs im Lande. Die Untertanen haben die Nutznießung davon. Niemand darf die Landschaft verlassen, um sich anderswo niederzulassen, ohne Erlaubnis des Häuptlings. Dieser wird von einigen Akidas beraten, die er selbst wählt oder beim Regierungsantritt von seinem Vorgänger übernimmt. Sie sind zugleich seine ausführenden Organe, überbringen seine Befehle und vollziehen sie. Betreffs der Thronfolge gilt im allgemeinen der Brauch, daß nicht der älteste Sohn überhaupt, sondern der älteste Sohn der Hauptfrau das erste Anrecht auf den Thron hat. Öfters unterlag aber die Wahl des Nachfolgers dem Ermessen des Häuptlings. Streitigkeiten wegen der Thronfolge waren häufig.

Rechtlich zerfallen die Eingebornen in Freie und Sklaven, unter ersteren genießen die kriegstüchtigen Leute den Vorrang. Die Sklaven, deren Zahl ziemlich groß ist, leben im Haushalt des Herrn oder in eigenem Haushalt und arbeiten für den Besitzer im Feldbau 2c. Sie sind entweder Kriegsgefangene oder solche Leute, die durch Rechtsspruch des Häuptlings in Sklaverei gerieten.

Letztere Sklaven können vielleicht nach Jahren wieder frei oder von ihren Verwandten losgekauft werden[1].

Streitigkeiten werden auf Antrag der Parteien in einem mündlichen Gerichtsverfahren, in einem „Schauri" vor dem Häuptling entschieden. Viehdiebstähle sind sehr gewöhnlich. Der Dieb hat in der Regel das Doppelte von dem Wert des Gestohlenen zu bezahlen, wovon die eine Hälfte dem Bestohlenen, die andere dem Häuptling für die Gerichtskosten zufällt. Im Unvermögensfall muß der Schuldige die Strafe abarbeiten, es werden ihm Weiber und Kinder genommen oder er wird selbst zum Sklaven gemacht. In verwickelten Fällen kam früher das Gottesurteil zur Anwendung. Ein Gottesurteil bestand im „Kimangano". Der Angeklagte mußte eine von dem Zauberdoktor gebraute betäubende Arznei trinken. Fiel er nach dem Genusse um, so galt er als überführt. Ein anderes Ordal bestand in der „Ulusunga". Dem Angeklagten wurde von dem Zauberer eine dünne lange Nadel durch die Wange gesteckt. Trat Blut aus, so war er schuldig.

Das Strafrecht der Dschaggas ist genau durch Gewohnheit geregelt. Bei Mord und Totschlag herrscht Blutrache. Diese kann ausgeübt werden von jedem Mann der Familie des Ermordeten, und zwar zunächst am Mörder und erst, wenn dieser nicht zu erreichen ist, an jedem Mann oder beschnittenen Knaben seiner Familie. Die Ermordung der Ehefrau rächt der Mann. Ist ein Weib die Mörderin, so wird die Blutrache nur an ihr oder ihrer Schwester vollzogen. In der Regel wird die Blutrache durch ein Wergeld abgelöst. Dazu ist aber nötig, daß sich der Mörder an den Häuptling um Vermittlung wendet, wozu er in dessen Gehöft flüchtet und ein Häuptlingskind auf den Arm nimmt. Das Lösegeld besteht aus sieben Rindern und sieben Ziegen oder Schafen oder auch Sklaven und Töchtern des Mörders oder aus diesem selbst. Der Bluträcher ist zur Annahme des Lösegelds verpflichtet. Nimmt er trotzdem Rache, so läßt der Häuptling seine ganze Familie töten, weil man glaubt, daß sonst das Kind des Häuptlings, das der Mörder im Arm getragen, sterben werde. Die Familie des Mörders hat das Recht, diesen zu töten, um der Blutrache zu entgehen[2].

Die zufällige, absichtslose Missetat ist an sich straffrei. Wird aber jemand dadurch in seinem Besitz geschädigt, so muß der Schaden bis zur Hälfte ersetzt werden. Versuch ist strafbar. Beihilfe wird derartig bestraft, daß Helfer und Täter zusammen die verwirkte Strafe leisten müssen, ersterer ungefähr ein Drittel, letzterer zwei Drittel. Notwehr ist straflos. Wer den Täter der Strafe entzieht, verfällt der diesem zukommenden Strafe. Der Versuch, den Häuptling oder jemand von dessen Familie zu töten, wird mit dem Tode bestraft, versuchter Mord oder Totschlag mit Zahlung eines Rindes, die fahrlässige Tötung eines Mannes mit sieben Rindern und einer Ziege, die eines Weibes mit einem Rind und sieben Ziegen. Raubmord wird durch Blutrache und Einziehung des Besitzes, der dem Erben des Ermordeten zufällt, gesühnt. Bei Ehebruch der Frau steht dem Mann das Recht zu, den Ver-

---

[1] Widemann, Die Kilimandscharo-Bevölkerung 90.
[2] Merker, Die Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga 27.

führer zu töten, doch machen hiervon nur Vornehme Gebrauch. Meistens begnügt sich der Ehemann, Frau und Verführer zu prügeln und von diesem ein Rind als Entschädigung zu verlangen. Notzucht an einer verheirateten Frau wird mit dem Tode bestraft, woneben der gesamte Besitz des Täters eingezogen und dem Ehemann der mißhandelten Frau übergeben wird. Notzucht an einem unbeschnittenen Mädchen wird ebenfalls mit dem Tode bestraft, an einem beschnittenen Mädchen mit Zahlung eines Rindes an den Häuptling, eines zweiten an den Vater und je einer Ziege an jedes weitere Glied der Familie.

Bei Raub und Einbruch zahlt der Täter dem Geschädigten das Doppelte dessen, was er genommen hat. War das Gestohlene Vieh, so zahlt er ebenso wie beim Diebstahl oder Unterschlagung desselben das Siebenfache. Der Versuch eines Diebstahls wird mit Zahlung einer Ziege bestraft. Auf Hehlerei steht Zahlung einer oder mehrerer Ziegen. Kriegsverrat wird mit dem Tode bestraft. Desertion im Kriege mit Einziehung des Besitzes. Nach der Rückkehr aus dem Feldzug stellt man den Deserteur in einen von Weibern gebildeten Kreis, die ihn verhöhnen und ihm mancherlei Schimpf antun. Stirbt jemand durch Zauberei eines andern, so muß dieser den Gifttrank nehmen und wird mit Einziehung seines Besitzes bestraft, wenn sich seine angebliche Schuld herausstellt. Widernatürliche Unzucht ist unbekannt[1].

8. Die Taitaneger (Wataita).

Zwischen dem Kilima-Ndscharo und Mombasa, auf dem Wege der Handelskarawanen, die von der Küste in das Land der Masai ziehen, liegt die Station Bura im Lande Taita. Von hier berichtet der Missionär P. Mével schon im Jahre 1894 über die Sitten und Gebräuche der dortigen Neger[2].

Der Taita ist im allgemeinen von mittlerer Größe, schwach gebaut und mager, aber doch fähig, schwere Lasten zu tragen und weite Märsche zu machen. Sein Kostüm besteht in einem kurzen Schurz, der ihm die Lenden bedeckt, und, wenn der Reichtum es gestattet, in einem mit Fett, Öl und roter Erde beschmierten Tuch, in das er seine magern Glieder hüllt. Die Frauen tragen außerdem hinten ein Schaffell, das mit einem Doppelschwanz endigt und beim Gehen immer auf die Beine schlägt, so daß man eine Frau von weitem kommen hört. Schmucksachen fehlen natürlich nicht.

Der Hauptreichtum der Taita besteht in Ziegen- und Schafherden; besonders die Ziege ist ihr bevorzugtes Tier. Bei der Geburt eines Kindes wird eine Ziege geschlachtet und verzehrt. Mit einigen Ziegen muß sich der junge Mann seine Frau kaufen. Ist jemand krank, so wird eine Ziege geschlachtet und werden ihre Eingeweide befragt und gegessen, das übrige bekommt der Zauberdoktor. Stirbt der Kranke, so muß wieder eine Ziege das Leben lassen, um die zu bewirten, welche den Toten betrauern. Ist jemand in flagranti beim Diebstahl oder Ehebruch ertappt worden, so muß er Ziegen bezahlen, und zwar in der vom Richter bestimmten Zahl. Desgleichen werden Ziegen

[1] Ebd. 28—29. [2] Missions catholiques 1894, 405 ff.

geschlachtet beim Jahresgedächtnis der Verstorbenen; ferner beim Beginn eines Krieges usw.; kein Wunder deshalb, daß die Ziegen in diesem Lande im gleichen Preise stehen wie die Ochsen.

Sklaven gibt es bei den Taita wenige, und ihr Los ist praktisch kaum von dem ihres Herrn verschieden, der gemeinsam mit ihnen arbeitet. Da übrigens die Taita mit wenigem zufrieden sind, so bleibt ihnen viel freie Zeit übrig, die sie mit Plaudern, Spazieren, Tanzen und Schlafen zubringen. Von Charakter ist der Taita sanftmütig und seine Lieblingsbeschäftigung bildet Landwirtschaft und Viehzucht; doch verdingt er sich auch gern als Träger in den Karawanen der Suaheli von Mombasa, die in das Land der Masai ziehen, um Elfenbein, Rhinozeroshörner und Kautschuk zu erhandeln; doch scheuen sie sich vor den kriegerischen Masai, von denen sie vor der deutschen Okkupation viel zu leiden hatten. Als Lohn für seine Trägerarbeit sucht der Taita Leinwand, Messingdraht und Glaswaren zu bekommen, die er dann an die Taveta oder Wadschagga gegen Ziegen und Schafe vertauscht.

Bei den Taita ist die Zahl der Frauen viel geringer als die der Männer; wohl deshalb haben nur wenige Männer mehrere Frauen, und diese kosten so viele Ziegen, daß manche nicht heiraten können[1].

Religion. Die Taita wissen sehr gut, daß es einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, gibt, aber sie kümmern sich nicht um ihn, dafür ist der Aberglaube um so größer. Ein Eingeborner kam eines Tages bleich vor Schrecken zu Mével und erzählte ihm, er habe in der Nacht ein unheimliches Geheul vernommen, und als er das Feuer heller entfachte, über dem Kopfe seines Lagers ein großes Huhn gesehen; am Morgen habe er dem Huhn den Hals umgedreht und aus dessen schwarzen Eingeweiden erkannt, daß ihn die Geister verfolgten. Er sei sofort zum Zauberer geeilt. Dieser habe sich in seine Amtstracht geworfen, sich an einen Kreuzweg begeben und dort unter einem Baum drei Stöcke in den Boden gesteckt, nach allen Richtungen hin gespuckt und auch dem Eingebornen auf den Kopf gespuckt und endlich erklärt, die Seelen seines Vaters und seiner Mutter seien noch nicht an den Ort der Ruhe gelangt, sie seien des Umherirrens müde und wollen ihren Sohn holen, damit er ihnen auf ihrer geheimnisvollen Fahrt zu Hilfe komme; sie würden sich aber zufriedenstellen lassen, wenn dieser ihren Hunger durch das Opfer eines schwarz und weiß gefleckten Schafes stillen wolle. Da ich, schloß er, dieses Schaf nicht finden kann, so werde ich sterben. Der Missionär hatte Mühe, ihm das Unsinnige seines Aberglaubens klar zu machen[2].

Wie die Zauberer das leichtgläubige Volk ausbeuten, geht aus folgender Begebenheit hervor. Von einem Krankenbesuche heimkehrend, mußte der Missionär durch ein dichtes Gebüsch gehen und fand darin vor einigen Hütten eine Gruppe von Menschen, die um eine Frau mit drei Kindern herumstanden. Mutter und Kinder litten an den Augen. Der Zauberer nahm eine feierliche Haltung an, drehte sich nach Osten und heftete seine Blicke plötzlich auf den Kibo, die höchste Spitze des Kilima-Ndscharo, die vermeintliche Wohnung der Geister. Er nahm dann drei kleine Kalebassen, holte drei verschiedenfarbige

---

[1] Missions catholiques 1894, 408. [2] Ebd. 408—409.

Pulver (schwarz, weiß und gelb) heraus und mischte sie mit Wasser; hierauf legte er der Frau einen Kuhschwanz aufs Haupt und befahl ihr, etwas von dem geheimnisvollen Trank zu schlürfen. Eine andere Frau brachte jetzt zwei Krüge Tembo (Bier) herbei, welche die Kranke bereitet hatte. Diese nippte etwas aus dem einen Krug, das übrige trank der Zauberer in einem Zuge; die Umstehenden leerten den zweiten Krug. Nun schnitt der Zauberer einem Hahn den Kamm ab, legte ihn zuerst auf die Schläfe der Frau, dann auf die der Kinder und schwang den Hahn mehrmals um den Kopf der Kranken; endlich empfahl er der Mutter heimzugehen, indem er ihr etwas in die Ohren flüsterte, und verschwand mit dem Hahn. Als der Missionär fragte, ob die Kranke jetzt gesund sei, lachte man und sagte ihm, sie müsse noch drei Hühner bezahlen.

Begräbnis. Kinder und ganz junge Leute werden ohne Trauerklage und Zeremonie im ersten besten Busch begraben; man legt einen oder zwei Steine auf das Grab, und alles ist fertig. Anders verhält es sich bei einem Erwachsenen und Verheirateten. Sobald der Zauberdoktor erklärt hat, die Krankheit sei schwer, wird der Patient zum Hause hinausgetragen und im Schatten eines Baumes auf ein Ziegenfell gelegt. Alle Bewohner des Dorfes versammeln sich um ihn und die älteste Frau stimmt die Trauerklage an. Alle, selbst die Vorübergehenden, müssen sich an dem Klagen und Heulen beteiligen. Würde einer stumm bleiben und gar lachen und der Kranke sterben, so käme er in Gefahr, als Urheber des Todes zu gelten. Diese Trauerklage wird morgens, mittags und abends wiederholt. Kommt der Kranke in die letzten Züge, so verdoppelt sich das Heulen und Schreien und dauert an, bis er ausgehaucht hat. Ist er gestorben, so werden ihm die besten Kleider und Schmucksachen angelegt. Die Leiche wird in einem Grabe in der Nähe des Hauses beerdigt und das Grab mit einigen Pfählen oder Steinen bezeichnet. Einige Tage später errichtet man über demselben ein kleines Blätterdach zum Schutz gegen Unwetter. Nach zwei oder drei Jahren, wenn ein Glied der Familie des Verstorbenen oder ein anderer Einwohner seines Dorfes krank wird, erinnert man sich des vernachlässigten Grabes. Der Schädel des Familienhauptes wird ausgegraben und von einigen in einem irdenen Krug im Hause aufbewahrt oder an irgend einem Felsen oder endlich in einer Höhle in der Nähe des Dorfes hingelegt. Hierhin zieht sich der Taita zurück, um die Seele seines Vorfahren herbeizurufen. Der Schädel wird mit Ehrfurcht herbeigebracht und ist ein Gegenstand, den man verehrt und bei wichtigen Anlässen, z. B. im Falle eines Krieges, einer Hungersnot oder Krankheit, anruft. Jedesmal werden den Toten Libationen dargebracht[1]. Hieraus erhellt, daß die Taita einen lebendigen Glauben an das Fortleben der Toten haben.

Hier wie anderwärts wird bei einem Todesfall der Zauberer befragt, ob der Tod ein natürlicher oder die Wirkung eines Zaubers gewesen sei. Doch wird hier der Tod selten dem bösen Zauber zugeschrieben, geschieht dies, so muß der Beschuldigte sein Leben lassen, da man sein Dasein für schädlich ansieht. Er wird erwürgt, indem man ihm einen Strick um den Hals legt, der nach zwei entgegengesetzten Seiten gezogen wird, bis der Unglückliche ausgehaucht hat.

---

[1] Ebd. 418—419.

Die Taita leben in kleinen Dörfern zusammen. An der Spitze des Dorfes steht der Älteste, den alle ehren und lieben und dessen Wort als heilig gilt, wahrscheinlich deshalb, weil er zu den Zauberern gerechnet wird. Das ganze Land zerfällt in verschiedene Distrikte, die sich meist nach den Tälern richten und von denen jeder in der Person des Ältesten und Mächtigsten einen Vorsteher oder Ehrenpräsidenten hat. „Bogoli", so schreibt Mével, „der als Sultan von Taita gilt, ist einfach der Häuptling von Barawa, das auf dem geraden Weg von Taveta zum Kilima-Ndscharo liegt. Daher kommt sein häufiger Verkehr mit den Europäern, die ihm den Titel Sultan beigelegt, ein Titel, der ihn sehr erfreut, den aber seine Landsleute nicht wollen gelten lassen. Den Missionären und Reisenden hat er sich stets entgegenkommend und gefällig gezeigt." [1]

9. Die Waniamwesi.

Uniamwesi oder Mondland heißt das südlich und südwestlich vom Viktoria-Nyansa gelegene Gebiet zwischen dem 2. und 5.° südl. Br. Seine Bewohner heißen Niamwesi (Plural: Waniamwesi). Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheinen die Niamwesi ein großes Königreich gebildet zu haben, das aber später in zahlreiche unabhängige, von Häuptlingen regierte Stämme zerfiel.

Die Waniamwesi sind ein kräftiger und ehrlicher Volksschlag. Als P. Horner im Jahre 1866 in Sansibar weilte, traf er dort nicht weniger als ca 6000 Waniamwesi, die Elfenbein, Kopal, Tierhäute an die Küste gebracht hatten, um sie dort zu verkaufen [2]. Er wurde bald mit ihnen vertraut und hatte gute Gelegenheit, ihren Charakter und ihre Sitten zu studieren. An der Küste galt allgemein das Sprichwort: „Bei den Niamwesi kann man ohne jede Furcht unter freiem Himmel schlafen." Die Frauen bekleiden sich mit einem großen Stück Tuch, das von den Achseln abwärts den ganzen Leib umhüllt. Die Männer tragen ein Ziegenfell um die Lenden und sind stets mit der Lanze, dem Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie haben die Sitte, die unteren Schneidezähne auszuschlagen und einen Einschnitt in die Oberlippen zu machen, so daß die Zähne offen liegen. Das Tättowieren ist allgemein bei Frauen und Männern im Gebrauch. Obwohl in ihrer Nahrung nichts weniger als wählerisch, so waren sie doch nie Anthropophagen, im Unterschied zu ihren Nachbarn, den Wahemba, die in hohem Grade der Menschenfresserei huldigten.

Da sie stark, dienstwillig und im allgemeinen ehrlich sind, so werden sie oft als Karawanenträger gemietet oder organisieren selbst große Karawanen unter Leitung eines gewählten Anführers. Sie können oft ganze Tage lang mit schweren Lasten marschieren und begnügen sich dabei mit einer einzigen Mahlzeit, die meist aus Mehlbrei besteht. Finden sie noch das Aas eines Tieres, so gilt das als besonderer Leckerbissen. Die Karawanen sind immer von einem Zauberer begleitet, der zwar auch eine Last trägt, aber die kleinste, und der infolge seiner Gewohnheit, am wenigsten zu arbeiten und am meisten zu

[1] Missions catholiques 1894, 419—420.
[2] Voyage à la Côte orientale d'Afrique pendant l'année 1866, Paris 1872, 133 ff.

essen, gewöhnlich der beleibteste von allen ist. Um die Diebe fernzuhalten, deren es hier viele gibt, machen sie auf ihren Märschen großen Lärm: sie trommeln, pfeifen, brüllen usw. Merkwürdig ist ihre Liebhaberei für das Boxen. Wenn sich zwei befreundete Karawanen begegnen, so gehen die Führer in langsamem, majestätischem Schritt und mit gesenktem Haupt aufeinander zu, stoßen die Stirnen aneinander wie zwei kampflustige Widder, und dann fangen sie an zu boxen. Die übrigen folgen dem Beispiel ihrer Führer, und bald ist eine allgemeine Boxerei im Gang, die mit einem allgemeinen Gelächter endet. Die Karawane, welche die weniger festen Stirnen hat, gilt als besiegt und muß einen kleinen Tribut bezahlen; dann zieht man weiter[1].

Das Gewohnheitsrecht ist das einzige Gesetzbuch der Niamwesi. Gebiert eine Frau Zwillinge, so wird ein Kind immer getötet. An seine Stelle setzt man eine sorgfältig eingewickelte Kürbisflasche. Stirbt die Frau kinderlos, so fordert der Mann vom Schwiegervater den Kaufpreis zurück. Die Ehe kommt nämlich durch Kauf zustande. Die Frau kostet dem Mann gewöhnlich einige Kühe. Die Geburt eines Kindes wird durch ein reichliches Trinkgelage gefeiert. Der Vater ist absoluter Eigentümer der Kinder, er kann sie töten oder verkaufen, wie es ihm beliebt. Die unehelichen Kinder allein sind die Erben des Vaters, weil die rechtmäßigen Kinder eine Familie haben, die für sie sorgt. Diese Pflicht der Familie dauert übrigens nicht lange. Mit zehn Jahren kann der Knabe selbst für sich sorgen, da man ihn schon vom vierten Lebensjahre an Arbeit gewöhnt.

Die Mädchen bleiben bis zum 15. Jahre unbekleidet. Haben sie dieses Alter erreicht, so verlassen sie das väterliche Haus, und alle, die im selben Jahr geboren sind, beziehen ein gemeinsames Haus, wo sie bis zur Heirat bleiben. Obwohl der Mann im Falle eines Ehebruchs der Frau wegen der Zinsverluste reklamieren kann, so darf er doch die Frau nur in der äußersten Not verkaufen. Die Hochzeit wird gewöhnlich mit lärmenden Festgelagen gefeiert. Die Polygamie ist allen gestattet, die Geld genug haben, um mehrere Frauen zu kaufen.

Die Bestattung der Toten geschieht nicht überall in gleicher Weise. Bei einigen Stämmen werden die Leichen, um den Boden nicht zu vergiften, einfach in die Büsche geworfen, wo die Hyänen und Schakale über sie herfallen. Bei andern dagegen begräbt man sie ehrfurchtsvoll, und aus einem kindlichen Gefühl wendet man das Angesicht des Toten gegen das Dorf, wo seine Mutter wohnt. Die Leiche wird stehend oder sitzend begraben, so daß die Arme auf den Knien liegen. Für den Totenschmaus wird ein Ochs und eine Ziege geschlachtet. Das Ziegenfell wird auf das Angesicht des Toten und das Ochsenfell auf seinen Rücken gelegt, um ihn vor Kälte und Feuchtigkeit zu bewahren. Ein Häuptling, der fern von seinem Dorfe stirbt, wird verbrannt. Beim Begräbnis einflußreicher Häuptlinge kommen Grausamkeiten vor, die an Dahomey erinnern. In ein Tierfell gehüllt und mit Ledermantel bedeckt, wird die Leiche in sitzender Stellung und mit dem Pfeile in der Hand in eine ummauerte Grube gelegt. Dann werden, damit der Tote Gesellschaft

---

[1] Ebd. 142.

habe, drei Sklavinnen lebendig mit ihm begraben: eine vor ihm, eine zur Rechten und die dritte zur Linken. Während man das Mausoleum zuschließt, wird reichlich getrunken, wohl um die unglücklichen Opfer zu zerstreuen[1].

Die Waniamwesi zeigen ein starkes Selbstbewußtsein und einen großen Unabhängigkeitssinn. Die Ehegatten essen nie zusammen und die Kinder nie gemeinsam mit der Mutter. An beiden Enden des Dorfes befinden sich zwei große Hütten, die eine für die Männer und die andere für die Frauen, wo sie sich während des Tages aufhalten und essen und trinken. Obwohl sie, wie schon bemerkt, nicht heikel sind in der Wahl der Nahrung, essen sie doch nie Geflügel, weil sie behaupten, mit den Geiern verwandt zu sein. Wir haben hier wohl eine Art Totemismus. Sie essen auch kein Schaffleisch und Wildbret, während sie das Fleisch der Löwen, Leoparden, Elefanten, Rhinozerosse, Ratten, Wildkatzen usw. gierig verzehren.

Von der Religion der Waniamwesi sagt Horner: Sie nehmen zwar in unklarer Weise das Dasein eines höchsten Wesens an, aber huldigen einem groben Fetischismus. Eingehender hat sich über diesen Punkt P. Lourdel[1] von den Weißen Vätern ausgesprochen[2]: Die Waniamwesi anerkennen zwei Hauptgottheiten: die Sonne oder den Gott des Tages, den sie Kubi nennen, und den Mond oder die Göttin der Nacht, die Seda heißt. Die erstere Gottheit, welche die Geschicke der Menschen während des Tages lenkt, scheint der zweiten, die während der Nacht dieselben Funktionen ausübt, überlegen zu sein. Einige weniger unterrichtete Eingeborne machen daraus nur eine Gottheit, wie sie auch in ihren Zaubereien die Manen der Toten mit der Gottheit identifizieren; den menschlichen Geist sehen sie als eine Emanation der Gottheit an." Sie betrachten aber, wie es scheint, Gott nicht als Schöpfer, sondern nur als Lenker ihrer Geschicke: Leben und Tod, Krieg und Friede, Reichtum und Armut, kurz alle Güter und Übel sind in seiner Hand. Lourdel trägt deshalb auch Bedenken dagegen, daß man den Namen Kubi zur Bezeichnung des wahren Gottes nehme.

Kubi oder Seda ruft der Uniamwesi bei allen wichtigen Anlässen an, wenn er an die Küste oder in den Krieg zieht. Um seine Bitte vorzubringen, mischt er in einem Kruge Sorghomehl mit Wasser, nimmt einen Schluck von dieser Mischung, spritzt sie durch Ausspucken über den Boden und spricht dabei: „O Kubi, Herr der Menschen, befreie mich von den Krankheiten. Gib, daß ich mit vielen Stoffen nach Hause zurückkehre, und daß meine Frau und meine Kinder während meiner Abwesenheit im Frieden bleiben." Ähnlich betet er, wenn er in den Krieg geht, und am Schluß fügt er das Versprechen hinzu: „Wenn du mich erhörst, so werde ich dir eine Ziege, eine Kuh oder Sorghobier geben." Oft verrichtet der Beter bei diesen feierlichen Gelegenheiten noch abergläubische Zeremonien auf dem Grabe seiner Eltern oder auch an

---

[1] Horner, Voyage à la Côte orientale 154—155. Selbstverständlich besteht dieser Brauch heute nicht mehr.

[2] Vgl. A. Nicq, Le Père Siméon Lourdel de la Société des Pères Blancs[2], Maison Carrée (Alger) 1906, 329 ff; ferner Livinhac, Le Nyanza, in den Missions catholiques 1885, 154.

dem Ort, wo nach ihrer Annahme deren Manen sich aufhalten; so werden dem Geist eines Verstorbenen, um ihn zu versöhnen, Kühe oder Ziegen geopfert.

In Krankheiten nimmt der Niamwesi seine Zuflucht zum Zauberer. Dieser rät ihm: „Nimm irgend einen Schmuck, den dein Vater oder deine Mutter während des Lebens getragen hat, hefte ihn an deinen Hals oder deinen Arm; dann wirst du wieder schlafen können, wieder von deiner Krankheit genesen." Die Schmucksachen, die die Waniamwesi tragen, sind deshalb oft Talismane oder Andenken an die Eltern, um diese günstig zu stimmen. Viele glauben, daß die Geister der Ahnen erzürnen und Krankheiten schicken würden, wenn sie diese Gegenstände ablegen wollten. Die Geister sind zwar vor allem Schutzgötter des Hauses, aber auch des Krieges. Jeder besiegte Häuptling schreibt seine Niederlage nur seinem Schutzgott oder Schutzgeiste zu, der ihn nicht mehr liebt und seinem unglücklichen Schicksal überlassen hat. Wenn es einem Niamwesi schlecht geht, so sagt er: „Mein Kubi ist mir heute nicht gut"; geht es dagegen nach Wunsch, so heißt es: „Mein Kubi ist mir heute gewogen." Der König Mirambo, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die meisten Niamwesistämme wieder unter einem Zepter vereinigte, war immer im Krieg, weil Seda es wollte.

Der Glaube der Waniamwesi an das Fortleben der Seele nach dem Tode ergibt sich schon klar aus der Verehrung der verstorbenen Ahnen, die man günstig zu stimmen sucht. Er wird auch ausdrücklich von den Missionären hervorgehoben. So sagt Horner[1]: „Das zukünftige Leben betrachten diese Afrikaner im allgemeinen nur als eine Fortsetzung des gegenwärtigen. Ein klarer Beweis dieser Anschauung sind die Sklaven, die man mit den Toten begräbt, die Lebensmittel, die man auf ihren Gräbern niederlegt, das Feuer, das man während der kalten Nächte anzündet, und das Strohdach, das gewöhnlich das kleine Mausoleum der Verstorbenen beschirmt. Die Mwesi[2] glauben nicht nur an ein Leben nach dem Tode, sondern an ein Leben, das höherer Art ist als das gegenwärtige; denn als Gespenst hat der Verstorbene eine Gewalt, die er auf Erden nicht besaß."

Über den Charakter und die Sittlichkeit der Waniamwesi schreibt der Missionär P. Franz Müller[3]: „Wer das Leben und Treiben der Neger auch nur oberflächlich kennt, weiß, wie schleunig sie sich verhüllen beim Herannahen eines Europäers, wie sie selbst seit uralten Zeiten diejenigen, welche unbekleidet gehen, ‚Mashitani', d. h. Teufel, nennen, ein deutlicher Beweis, daß auch der Neger die Unsittlichkeit verurteilt, daß also auch ihm Scham- und Sittlichkeitsgefühl angeboren sind. Wenn ferner die Neger auch manche Handlung als nicht sündhaft bezeichnen, die das Christentum als Todsünde brandmarkt, beweist das nur eine Verirrung des sittlichen Urteils, keineswegs aber den gänzlichen Mangel desselben. Übrigens sind alle unsere Neger darin einig, daß der Ehebruch ein verabscheuungswürdiges Verbrechen ist, und überall wird derselbe mit den schwersten Strafen geahndet."

---

[1] A. a. O. 167. [2] Eine oft gebrauchte Abkürzung für Waniamwesi.

[3] Kreuz und Caritas im Kampfe gegen Sklaverei und Heidentum, 16. Jahrg. (Meppen 1907—1908), 105.

Über den Vorwurf der Dieberei und der Lügenhaftigkeit sagt derselbe Missionär: „Das mag ja sonst bei vielen Völkerschaften Afrikas zutreffen, jedenfalls habe ich bei den Waniamwesi während sechs Jahren die Erfahrung gemacht, daß der Hang zum Diebstahl im Durchschnitt sehr gering ist. Das will natürlich nicht sagen, es gebe in Uniamwesi keine handwerksmäßigen Diebe und Räuber; im Gegenteil, es läßt sich nicht leugnen, daß von den Sklaven und Bedienten der Häuptlinge gern und viel gestohlen wird. Denn da die Herren selber ihren Nutzen dabei finden, bleiben derartige Vergehen ungestraft. Allein die Waniamwesibevölkerung ist durchschnittlich ehrlich, und ich habe mich oft gewundert, daß bei der großen Menge von Gelegenheiten zum Diebstahl tatsächlich so wenig gestohlen wird. Wenn eine Negerfamilie manchmal auf Monate verreist, so läßt sie einen guten Teil ihrer Habe in der Hütte zurück und verschließt die Türe mittelst einer Schnur. Und doch fällt es keinem der Umwohner ein, die Türe zu öffnen und das Eigentum des Nachbarn zu entwenden." [1]

Interessant sind besonders die Ausführungen Müllers über die Wahrheitsliebe der Waniamwesi. „Mit der Wahrheit gehen die Neger allerdings nicht so gewissenhaft um. Sie betrachten den Europäer im allgemeinen als einen frechen Eindringling, der sie mit Gewalt ihres Landes und ihrer Freiheit beraubt hat und der jetzt auch in ihre intimeren Angelegenheiten einzudringen sucht. Demgegenüber halten sie die Lüge für erlaubt, ja die Eltern geben ihren Kindern Anweisung, wie sie auf etwaige Fragen antworten sollen, damit der Weiße ja nichts von ihrem Lande und seinen Bewohnern, von ihren religiösen Anschauungen und ihren sonstigen Gebräuchen und Sitten erfahre. Infolgedessen ist es fast unmöglich, daß ein Afrikareisender, der nur vorübergehend im Lande weilt, über die Anschauungen eines Volkes, seine Sitten und Einrichtungen die Wahrheit erfahre.... Wenn aber einmal der Europäer es verstanden hat, den Neger von seinen guten, wohlwollenden Absichten zu überzeugen, wenn die armen Schwarzen erkannt haben, daß er in ganz selbstloser Absicht zu ihnen gekommen ist, daß er sein Glück darin findet, ihre Kranken zu pflegen und ihre Kinder zu unterrichten, dann behandeln sie ihn wie ihresgleichen, und dieselbe Offenheit, mit der sie sich gegenseitig ihre Geheimnisse anvertrauen, wird auch dem Fremdling gegenüber gewahrt; denn ebensowenig wie in Uniamwesi ein Neger den andern bestiehlt, ebensowenig belügt einer den andern. Es herrscht hierin unter ihnen, wenigstens im allgemeinen, eine Art bürgerlicher Eintracht und Verträglichkeit." [2]

10. Die Wasigua (Wasegua).

Das Land Usigua liegt zwischen dem 5.° und 7.° südl. Br. und dem 35. und 36.° ö. L. von Paris. Die Missionäre aus der Kongregation vom Heiligen Geiste, die schon seit Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von den Hauptstationen Mrogoro und Madira aus eine rege Missionstätigkeit ent-

[1] Kreuz und Caritas 16. Jahrg., 106. [2] Ebd. 107.

falteten, haben uns ausführlich die Sitten der Wasigua (Singular: Musigua oder Msigua) beschrieben. Hören wir den schon mehrerwähnten Missionär (jetzigen Bischof) Le Roy[1].

Was dem Reisenden beim Besuch dieser Gegenden auffällt, ist nach Le Roy nicht sowohl die sonderbare Lebensweise der Bewohner, als vielmehr die Wahrnehmung, daß die menschliche Natur überall im großen ganzen dieselbe ist und in Afrika dieselben wesentlichen Charaktereigenschaften, Neigungen und Leidenschaften zeigt wie in Europa.

Die meisten Schwarzen dieser Gegenden leben vom Landbau. Sie pflanzen Mais, Sorgho, Reis, Pataten, Bohnen usw., haben Bananen, Kokosnuß- und Palmbäume usw. Die Feldarbeit besorgen die Männer, doch helfen ihnen die Frauen, wenn sie nicht durch ihre Mutterpflichten verhindert werden. Die Feldarbeiten beginnen, wenn die Plejaden am Horizont emporsteigen. Sind sie erledigt, so ruht man aus, amüsiert sich, raucht, trinkt Pombe (Bier) oder Palmwein, macht Reisen oder geht auf die Jagd. Überall hat man Hühner und Ziegen, vielfach auch Schafe und Rinder, selten Esel, aber keine Pferde. Leidenschaftlich liebt der Neger hier wie überall die Musik und das Tanzen: er ist heiter, sorglos und stets aufgelegt zum Scherzen und Lachen.

„Niemand geht in diesen Gegenden ganz nackt, mit Ausnahme der Kinder; Männer und Frauen tragen meistens eine Schürze aus Tuch oder Fell um die Lenden. Die Eitelkeit fordert aber auch hier ihre Rechte, besonders beim weiblichen Geschlechte. Die Frauen belasten sich mit großen Massen Perlenschnüren, Ohrengehängen und Kupferringen, durchbohren sich Nase und Lippen. Von den Männern feilen sich einige die Zähne, andere schlagen sich die beiden Schneidezähne des Ober- und Unterkiefers aus oder tätowieren sich usw. Große Sorge verwenden beide Geschlechter auf den Haarputz.

„Allgemein hat man die Beobachtung gemacht, daß die Neger bis etwa zum 14. Jahre sehr intelligent, offen und artig sind; auch die alten Leute über 50 oder 60 Jahre sind sehr gefällig in Unterhaltung und Manieren; zwischen diesen zwei Altersstufen liegt aber eine schwierige Periode, wo sich der Neger nur zu oft beschränkt, verschlossen und ganz ins Materielle versunken zeigt. Gerade auf dieser Altersstufe kann man aber oft den großen zivilisatorischen Einfluß des Christentums bewundern. Kinder bleiben natürlich die Neger alle ihr Leben lang."

„Übrigens sind diese armen Leute wahrhaft und absolut das, was auch wir sind: sie haben dieselben Leidenschaften, dieselben Gefühle, dieselbe Natur mit ihrer Mischung von gut und bös und ihrer Empfänglichkeit für gute und schlechte Eindrücke. Nur machen sie sich weniger Sorgen, haben weniger Ehrgeiz und weniger Begierden. Sie leben, ohne sich zu quälen, leiden, ohne zu klagen, und sterben ohne Bedauern. Der Selbstmord ist unbekannt. Man strebt weder nach dem Leben noch nach dem Tode. Und die alten Stoiker erregen fast Mitleid, wenn man sieht, mit welch lärmender Mühe sie nach dem strebten, was unsere braven Wilden so einfach und gut praktizieren. Der Schwarze fürchtet sich nicht. Allein und fast ohne Waffen

[1] A travers le Zanguebar, Lyon et Paris 1884, 179 ff.

unternimmt er große Reisen, deren Ende er nicht voraussieht; er läuft in der Nacht wie am Tage, er tritt ohne Verwirrung in die größten Versammlungen, er zieht in den Krieg, sucht Abenteuer, schlägt sich, rückt vor, flieht, schießt, verwundet, tötet. Wenn er getroffen ist, so ruft er: Mama! Mama! und wenn's zum Sterben kommt, so legt er sich hin und schweigt. ..."[1]

„Bei diesen wilden Stämmen ist die Sittlichkeit nicht erloschen. Für alle gibt es gute und böse Dinge. Diebstahl wird bestraft, desgleichen Mord, Ehebruch und Empörung. Die Gastfreundschaft ist immer in Ehren, und der Ausdruck Tschoyo (Filz) ist eine der größten Beschimpfungen aus dem Kiswaheli-Wortschatz. Die Familie ist regelrecht konstituiert unter der absoluten Autorität des Vaters. In Sansibar existiert die Polygamie nur bei den Häuptlingen und selbst bei diesen nicht allgemein. Die Kinder werden oft das Opfer des Aberglaubens. Groß geworden, zeigen sie übrigens wenig Achtung vor ihren Eltern und keine Zuneigung. Die Sünde Chams folgt ihnen."[2]

Nach P. Picarda[3] gibt es bei den Wasigua deshalb keine Krüppel, weil mißgestaltete Kinder verkauft oder getötet werden. Im allgemeinen ist sonst der Musigua gutmütig, von sanften und einfachen Sitten und besonders sehr gastfrei. Die nördlichen Wasigua sind roher und streitsüchtiger. Auch Picarda bezeugt, daß der Diebstahl allgemein verabscheut ist und jeder auf frischer Tat ertappte Dieb erschossen werden kann. Zur Ehre unserer Leute sei es gesagt, schreibt derselbe Missionär, seit unserer Ankunft in Mandera hat man uns nie das geringste gestohlen, obwohl die Gelegenheit dazu öfters günstig war. Dagegen ist der Musigua verlogen und vergißt leicht sein Versprechen. Die Pombe ist seine Wonne, und der Rausch gilt ihm kaum als Fehler, eher rühmt er sich desselben. Er leiht gern bei seinen Nachbarn, kümmert sich aber wenig darum, seine Schulden zu bezahlen.

Die Sklaverei besteht, ist aber sehr milde. Der Sklave arbeitet eine bestimmte Anzahl von Tagen für seinen Herrn, aber wenn ihm die aufgetragene Arbeit mißfällt, so scheut er sich nicht, sie zu verweigern. Der Herr konstatiert dann einfach, daß sein Sklave faul ist, und meistens hat es damit sein Bewenden. Der Sklave hat sein Feld, sein Haus, seine Frau, und zwar wird ihm alles das vom Herrn geliefert. Tatsächlich unterscheidet er sich wenig von einem Freien.

Die Regierung ist weder monarchisch noch republikanisch, sondern patriarchalisch. Das Haupt der Familie hängt vom Haupte des Dorfes ab und dieses, jedoch in wenig fühlbarer Weise, vom Haupte des Stammes. Die Autorität des letzteren ist im Prinzip unbeschränkt, tatsächlich aber würde er sich wohl hüten, aus geringfügigen Ursachen etwas zu tun, was der allgemeinen Anschauung widerspricht. Der Häuptling des Stammes wird von den Hauptpersonen der Gegend gewählt. In einigen Familien ist dieser Titel erblich, anderswo wird der Häuptling ziemlich frei gewählt und die mit den Löwentatzen geschmückte Mütze geht dann wie die Krone Alexanders des Großen auf

[1] Le Roy, A travers le Zanguebar 187. [2] Ebd.
[3] Vgl. Missions catholiques 1886, 227.

den Würdigsten über. Bei einigen Stämmen geht, wie im alten Ägypten, die Souveränität nicht auf den Sohn des Häuptlings, sondern auf die Kinder seiner Schwester über. Der älteste Sohn hat sonst überall die ersten Rechte[1].

Religion. Allgemein berichten uns die Missionäre, daß die Wasigua an das Dasein eines einzigen Gottes, an das Fortleben der Seele nach dem Tode und die Einheit des Menschengeschlechtes glauben[2]. Hören wir P. Picarda[3], der sich viele Jahre bei diesem Volke aufgehalten hat: „Bei ihnen (den Wasigua) besteht, das ist gewiß, der Glaube an das Dasein eines einzigen Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele und die Einheit der menschlichen Gattung. Um diese Behauptung zu beweisen, ist es gar nicht nötig, das Zeugnis der Ältesten und Verständigsten von ihnen zu erfragen; ihre Gewohnheiten, die Art, wie sie reden, ihre spontanen Reflexionen sind ein ernsteres Zeugnis, als ihre überlegten Antworten je sein könnten. Stößt ihnen z. B. ein Unglück zu, so sehen sie darin den Finger des Allmächtigen und sprechen: ‚Mambo kwa Mungu' = Die Werke gehören Gott. Sind die Widerwärtigkeiten gar zu groß, so versteigen sie sich wohl zur Äußerung: ‚Mungu, mkali' = Gott ist bös[4]. Wenn das auch nicht eine klare Erkenntnis der Attribute Gottes verrät, so zeigt es doch, daß sie Gottes Dasein und seine höchste Herrschaft anerkennen. Trotzdem antworten sie auf die Frage, ob sie Gott kennen, ganz naiv: ‚Nein; wer hätte uns seine Kenntnis beigebracht!' Das sind ungenaue Worte, die in analogen Umständen selbst gewissenhafte Reisende irre geführt und zur Behauptung verleitet haben, sie hätten Völker ohne die mindeste Kenntnis Gottes gefunden."

„Die Wasigua denken ebensowenig über die Unsterblichkeit der Seele nach; wenn man sie aber die Manen der Vorfahren ehren, deren Gräber ehrfurchtsvoll behandeln und dort Opfer und Libationen darbringen sieht, so beweist das klar, daß nach ihrer Meinung das Leben mit dem Tode nicht aufhört."

Obwohl die Wasigua an Gott glauben, so erweisen sie ihm doch keinen Kult. Sie verehren nur die Manen oder Geister der Ahnen und viele böse Geister (Pepo), die sie zu versöhnen suchen, denen sie kleine Hütten bauen und die durch den Mund des Zauberers geforderten Opfer (Reis, Mais, Pombe usw.) darbringen, und gegen die sie Talismane tragen usw. Es gibt Geister an den Quellen, an den Flüssen, in den Wäldern, Einöden usw.[5]

Nach den Angaben eines alten Häuptlings glauben die Wasigua, daß alle Menschen, schwarze und weiße, einen gemeinsamen Stammvater haben. Wie es gekommen sei, daß die einen weiß, die andern schwarz wurden, wußte er nicht genau anzugeben, aber er schrieb die schwarze Farbe einer Strafe des Himmels zu, der durch ein Verbrechen — wahrscheinlich einen Frauenraub — erzürnt wurde.

Eine verderbliche Rolle spielen bei den Wasigua wie bei allen Negern die Zauberer (mganga). Jeder Zauberer hat seine Spezialität; der eine vertreibt

---

[1] Le Roy a. a. O. 188. [2] Vgl. ebd. 94.

[3] Missions catholiques 1886, 269.

[4] Nach Le Roy (a. a. O. 94) sprechen sie oft: „Gott hat es gewollt", „Gott hat es getan", „Gott läßt es zu". Der Name für Gott ist Mungu oder Molungu (Morungu).

[5] Vgl. über diese Geister die Angaben von P. Picarda a. a. O. 269—270.

den bösen Geist aus dem Menschen, der andere bekämpft den Kinyamkera, einen besonders bösen und häßlichen Geist, der nur ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein hat und überhaupt nur ein halber Mensch ist, ein dritter hilft auf der Jagd und bei Krankheiten, ein vierter enthüllt die Zukunft usw. Sie bedienen sich dazu verschiedener Zaubermittel (dawa), die aus einigen Schalen oder Körnerstückchen oder Haaren von Antilopen oder Sandkörnern usw. bestehen und von den Klienten des Zauberers als unfehlbare Mittel am Leibe getragen werden. Die Zauberer lassen sich dafür reichlich bezahlen.

Scheußlich ist die Sitte des Kindesmordes bei den Wasigua, der vielfach im Aberglauben seinen Grund hat. Ein männliches Kind muß mit der rechten Hand vor der linken zur Welt kommen, und ein weibliches mit der linken Hand zuerst. Geschieht das Gegenteil, so ist das Kind dem sichern Tode geweiht. Zwei Drittel der Kinder sollen sogleich nach der Geburt ums Leben kommen, indem man ihnen den Hals umdreht und sie in ein Gefäß voll Wasser wirft. Die Mutter muß zuschauen, und gibt sie Zeichen des Schmerzes, so wird ihr mit demselben Lose gedroht. Das Gefäß, in dem man das Kind ertränkt hat, wird in den Wald getragen, wo man das Kind begräbt und das Gefäß umgestülpt auf das Grab legt. Die Wasigua glauben, wenn ein so gebornes Kind nicht getötet würde, so müßten alle Glieder der Familie sterben[1]. Außer den genannten Kindern werden auch solche getötet, die zu früh geboren wurden, oder unter sehr großen Schmerzen und mit Anwendung von Kunst zur Welt kamen, die mißgestalteten usw. Lange kämpften die Missionäre umsonst gegen dieses schreckliche Laster. Die Kinder, die man leben läßt, werden fünf oder sechs Tage nach der Geburt in Gegenwart von Verwandten gesalbt und erhalten dann einen Namen. Aber noch sind diese Kinder nicht außer Gefahr. Zwischen verschiedenen benachbarten Völkerschaften besteht eine Art Bruderschaftsverhältnis, und die mit einem Volke verbrüderten Nachbarn werden dessen Tani genannt. Bekommt nun ein Kind die Zähne nicht in der rechten Reihenfolge, d. h. die Backenzähne vor den Schneidezähnen, so gilt das für die Familie als Ursache großen Unglücks. Mag nun auch die Mutter in ihrer Liebe das zu verheimlichen suchen, sobald es von andern entdeckt wird, ruft man einen Tani, der das Kind der Mutter entreißt und es an die Küste trägt, um es den Arabern zu verkaufen.

Das Kind bleibt in der Sorge der Mutter, bis es sich selbst genügt. Sie trägt es gewöhnlich in einer Art Schärpe auf dem Rücken. Der Vater kümmert sich um die Kinder sehr wenig, besonders wenn er mehrere Frauen hat. Vor der Heirat wird das Kind kaum zur Arbeit angehalten, was selbstverständlich die Indolenz der Neger mächtig fördert. Im Alter von zehn oder zwölf Jahren werden dem Kinde die beiden oberen Schneidezähne gefeilt; um dieselbe Zeit findet auch die Beschneidung statt, die aber keine religiöse Bedeutung hat. Beim Eintritt der Pubertät werden — wenigstens in mehreren Gegenden — die Mädchen während eines ganzen Jahres in einer dazu bestimmten Hütte eingeschlossen, die sie nur während der Nacht verlassen dürfen. Bei dieser Gelegenheit werden Feste gefeiert, und die Eltern wählen für ihre Kinder eine Art

[1] Picarda in den Missions catholiques 1886, 284—285.

Paten (mkunga). Besonders die Patin erlangt große Autorität über das Mädchen. Unter ihrer Leitung lernt es das Hauswesen und das Kochen[1]. Die Jünglinge werden bei Beginn der Übergangszeit zwar nicht eingeschlossen, aber auch sie müssen unter der Leitung eines Paten eine Art Noviziat durchmachen, das jedoch nur zwei oder drei Monate dauert. Nach Vollendung des Noviziates werden sie für großjährig und unabhängig erklärt. Jetzt können sie heiraten. Die Heirat vollzieht sich, wenn es sich nicht um einen Häuptlingssohn handelt, in sehr einfacher Weise. Der junge Mann kauft seine Frau von dem Schwiegervater um einige Stück Leinwand oder einige Piaster, und damit ist die Ehe geschlossen, jedoch muß der junge Mann wenigstens ein Jahr lang im Dorfe seiner Frau wohnen. Die Ehe der Wasigua ist unauflöslich. Der Mann kann sich aber mehrere Frauen halten, wenn ihm die Mittel dies erlauben. In diesem Fall erhält jede Frau eine eigene Hütte, eigene Haushaltung, ihr eigenes Feld und eigene Vorräte. Wenn der Mann vor der Frau stirbt, darf sie wieder heiraten oder Witwe bleiben. Im Alter werden die Eltern zwar von ihren Kindern ernährt und gepflegt, aber sie haben sich doch oft über Vernachlässigung zu beklagen. Trotzdem finden sich sehr viele alte Leute, nicht wenige, die wahrscheinlich das 100. Lebensjahr überschritten haben.

Wenn jemand gestorben ist, versammelt sich das ganze Dorf im Hause des Toten, und es beginnt ein unbeschreibliches Klagegeheul. Dazwischen hört man rufen: „O mein Vater, o meine Mutter, o mein Kind usw." Solange die Trauerzeit dauert — bei Erwachsenen vier bis fünf Tage, bei Häuptlingen neun Tage —, wird nicht gearbeitet, nur die Jagd ist erlaubt. Die Leiche wird in ein Leintuch oder eine Matte gehüllt und unter allgemeinen Klagen zum Grabe inmitten des Waldes getragen, wo sich jede Familie ihre Grabstätte wählt. Ist die Leiche ins Grab gesenkt, so stellt sich der Vater (oder der nächste Verwandte) des Toten an den Kopf des Grabes und spricht langsam: „Wenn mein Kind von Gott hinweggenommen wurde, wohlan! sei es, dann ist alles fertig; hat es aber jemand vergiftet oder bezaubert, so will ich wissen, wer es ist." Der Onkel am Fuße des Grabes wiederholt dieselben Worte. Dann werden einige Flintenschüsse als Lebewohl an den Toten abgefeuert und das Grab von den Anwesenden mit den Händen zugeschüttet. Die Hinterlassenschaft des Toten: Sklaven, Herden, Leinwand usw., geht nicht an dessen Frau und Kinder über, sondern an dessen Neffen und Nichten, die dieselbe gütlich unter sich teilen und den Kindern eine Kleinigkeit geben, wenn es ihnen gefällt[2].

Nach dem Tode geht die Seele des Verstorbenen in die Wohnung des Geistes Kuzimu. Die Seele stirbt beim Tode nicht und wohnt gewöhnlich am Grabe, doch kann sie auch in den Wäldern und an den Wegen herumstreifen. In diesem neuen Zustand heißt sie Msimu[3]. Der Msimu jedes Erwachsenen hat das Recht auf bestimmte Ehren von seiten der Kinder und Verwandten; unterlassen diese ihre Pflicht, so werden sie durch Krankheiten oder Unfälle an dieselbe gemahnt. Von Zeit zu Zeit, wenigstens einmal

[1] Ebd. 296. [2] Ebd. 324. [3] Ebd. 332.

jährlich, muß man am Grabe ein Pombefest feiern und eine Kalebasse mit dem heimischen Getränk auf das Grab legen. Einige Msimu haben ein besonderes Recht auf Verehrung; es sind die Geister der Häuptlinge und anderer bevorzugter Ahnen, die in der Kisasa wohnen. Die Kisasa ist eine Art Trompete aus Chikirehorn, die mit Bändern, Perlen und Federn geschmückt ist und den Wasigua als heilig gilt, weil der Msimu darin seine Wohnung aufschlägt. Wird ein Mann krank, so zieht er sofort den Zauberer zu Rat, der ihm vielleicht antwortet, der Geist der Kisasa quäle ihn. Dieser muß dann durch Pombe und verschiedene Zeremonien versöhnt werden[1]. Nur besonders Eingeweihte dürfen an diesen Zeremonien im Walde teilnehmen, und um eingeweiht zu werden, muß jeder nicht nur vier Ellen Leinwand dem Zauberer bezahlen, sondern auch sich bei seinem ersten Erscheinen von einem älteren Eingeweihten durchprügeln lassen.

Wir haben eben den Zweifel erwähnt, den der Vater am Grabe ausdrückte, ob der Verstorbene nicht vielleicht an Gift oder durch bösen Zauber gestorben sei. Einige Tage nach Beendigung der Trauerfeier geht er in Begleitung der meisten Dorfbewohner zum Zauberer, um ihn zu befragen. Dieser wendet sich an den Geist (pepo), wird wie besessen und spricht dann in diesem Zustand den Namen des Schuldigen aus. Er wählt sich sein Opfer, oft aus Rache, und der Angeklagte muß sich durch Bezahlung loskaufen; im Innern Usigoas wird er sofort ergriffen und erschlagen, und sämtliche Einwohner des Dorfes, dem er angehörte, in die Sklaverei verkauft[2]. An andern Orten werden die Angeklagten gewissen Ordalien, z. B. der Giftprobe, der Probe des siedenden Wassers, unterworfen[3].

11. Die Wasaramo.

Usaramo liegt an der Ostküste von Afrika bei Bagamoyo und südlich davon zwischen dem 6. und 7.° 30 s. Br. Die Bewohner des Landes — die Wasaramo —, die an der Küste leben, haben zum großen Teil den Islam angenommen; diejenigen aber, die mehr im Innern des Kontinents wohnen, sind größtenteils Heiden und Gegner der Araber. Der uns schon bekannte P. Horner besuchte die Wasaramo im Jahre 1866[4].

An Kleidung tragen die Wasaramo wenigstens das unumgänglich Nötige. Die Frauen winden einen Gürtel um die Lenden und haben eine Art Brusttuch, das mit Glaswaren geziert ist. Trotz ihrer Häßlichkeit sind die Frauen eitel und putzsüchtig. Die Männer gehen nie aus ohne ihren Bogen und ihren feingearbeiteten und mit vergifteten Pfeilen gefüllten Köcher. Ausnahmsweise begegnet man auch schon einer alten Flinte. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, der meist vom Sultan von Sansibar abhängt. Die Häuptlingswürde ist erblich. Die Hütten der Wasaramo sind sorgfältiger gebaut als die der meisten andern Neger und verraten einen Anfang von Zivilisation.

Äußerst streng wird bei den Wasaramo der Diebstahl geahndet. Man haut dem Dieb den Kopf ab und steckt diesen zum warnenden Beispiel auf eine

[1] Picarda in den Missions catholiques 1886, 333. [2] Ebd. 342.
[3] Ebd. 344. [4] Voyage à la Côte orientale 91 ff.

Stange am Eingange des Dorfes. Die Häuptlinge, deren Würde erblich ist, haben tyrannische Gewalt über ihre Untertanen. Im Fall von Ehebruch und schädlichen Zauberkünsten haben sie das Recht, ihre Untertanen zu verkaufen oder dem Scheiterhaufen zu überliefern. Die Kinder der Schuldigen werden ebenfalls ins Feuer geworfen, „um sie zu hindern, dem Beispiel ihrer Eltern zu folgen" [1].

Dem „Bruderbund", den wir schon bei vielen Völkern Asiens und Afrikas antrafen, begegnen wir auch bei den Wasaramo. Nach Horner hat derselbe seinen Grund in der Schwäche der Familienbande, welche die notwendige Folge der Vielweiberei ist. Der Zweck des Bruderbundes ist die Beseitigung von Streit, Haß und Zwietracht. Um diesen Zweck zu erreichen, wählt man zwei Personen, die durch einen Eidschwur Brüder oder Verwandte werden sollen. Die zwei Individuen, die Brüder werden wollen, setzen sich auf eine Tierhaut und halten die Waffen, Pfeil und Bogen, auf den Schenkeln, während der Opferer einen großen Säbel über ihren Häuptern schwingt und demjenigen flucht und mit wildem Geschrei den Zorn des Pepo (Geistes) androht, der die Gesetze des Bruderbundes mißachten sollte. Dann wird eine Ziege geopfert, ihr Herz gebraten und den neuen Brüdern überreicht. Diese machen sich gegenseitig einen Einschnitt in die Brust, benetzen mit dem Blut das Herz der Ziege und essen dasselbe in Gegenwart vieler Zeugen.

Eine Mutter, die ein Kind durch den Tod verliert, muß mehrere Tage außerhalb des Dorfes Buße tun und ist während dieser Zeit die Zielscheibe von allerlei Schimpfreden. Vielleicht ist dieser Gebrauch ein Schutzmittel gegen die Fahrlässigkeit der Mütter [2].

Die Eingehung der Ehe geschieht in der Weise, daß der junge Mann einen Freund zum Vater derjenigen schickt, welche er zu heiraten wünscht. Die Unterhandlung geschieht ohne Wissen der Braut. Der Zwischenhändler überreicht ein Geschenk, meist einen Turban. Nach altem Brauch muß dieser Turban dem Manne zurückgestellt werden, wenn die Frau ohne Nachkommenschaft stirbt; im andern Fall wird er das Eigentum der Kinder. Hat der Zwischenhändler sich mit dem Vater der Braut über den Preis geeinigt, so stellt auch die Mutter noch ihre Forderungen. Ist auch sie zufriedengestellt, so wird die Braut, mag sie wollen oder nicht, auf eine Tragbahre gesetzt und in die Wohnung des Bräutigams getragen. Anstatt aller Heiratszeremonien fängt man hier an zu tanzen und Pombe zu trinken, und die Heirat ist geschlossen. Der Mann kann so viele Frauen halten, als er will bzw. zu ernähren vermag.

Die Ehescheidung ist, wie fast überall, wo Vielweiberei herrscht, äußerst leicht. Hat der Mann seine Frau satt, so zeigt er ihr einen Maisstengel, und wenn sie diese symbolische Sprache nicht versteht, so jagt er sie mit Schlägen aus dem Haus. Die Frau wird fast wie eine Sklavin gehalten; doch kann sie, wenn sie mit dem Manne unzufrieden ist, zu ihrem Vater zurückkehren, nur muß sie dann den Brautpreis zurückerstatten, während der Mann, der die Frau verstößt, nur die Hälfte dieses Preises zurückfordern darf [3].

---

[1] Ebd. 127. [2] Ebd. 128. [3] Ebd. 94.

Die Polygamie wird für viele eine Quelle des Reichtums, da sich das Vermögen nach der Zahl der Kinder richtet. Die Geburt von Mädchen ist erwünschter als die von Knaben. Sobald die letzteren sich selbst genügen, haben sie ihre eigene getrennte Börse, während die Mädchen bis zu ihrer Heirat für die Familie arbeiten müssen. Zuweilen wird die Geburt von Zwillingen als ein Segen angesehen wegen des Zuwachses an Arbeitskräften für die Familie; zuweilen aber als ein Fluch, von dem man sich möglichst bald durch Tötung der kleinen Wesen zu entledigen sucht. Das hängt ganz von der Antwort ab, die der Zauberer (Mganga) bei der Geburt gibt. Kinder, die am Sonntag oder bei Vollmond zur Welt kommen, werden getötet oder den wilden Tieren im Wald als Futter hingeworfen, weil man glaubt, daß sie schlecht sein würden. Dasselbe Los trifft Kinder, die schwächlich sind oder einen körperlichen Fehler haben oder mit Zähnen geboren werden. Heute werden diese Kinder schon seltener getötet, weil manche Mütter es vorziehen, dieselben um einen niedrigen Preis zu verkaufen [1].

Um den Kindern das Leben zu sichern, schwören die Väter, daß ihre Neugebornen sich nicht vor dem Alter von 18 Jahren die Haare rasieren werden. Die Mütter behängen sie mit Amuletten oder legen ihnen ein Stück Schlangenhaut um den Hals u. dgl.

Kommt ein Wasaramo zum Sterben, so versammeln sich seine Freunde, um zu seufzen, zu schluchzen und zu singen. Da man vor den Geistern eine furchtbare Angst hat, begräbt man den Toten, sobald er verschieden ist. Bei einigen Stämmen baut man den Verstorbenen kleine Hütten in den Wäldern. Ist der Verstorbene ein Mann, so legt man Bogen, Köcher und Pfeile neben ihn; ist es eine Frau, so werden einige Hausgeräte, wie z. B. ein Kessel, ein Krug oder eine Kokosschale zum Wasserschöpfen, neben sie gestellt. Mag aber der Tote Mann oder Frau sein, immer wird neben die Leiche, die man nur mit einer leichten Erdschicht bedeckt, etwas Getreide und Maisbrei gelegt. Wird diese Nahrung verzehrt, so betrachtet man den Tod als natürlich, sonst wird der Tod bösem Zauber zugeschrieben, und man zieht sofort den Mganga zu Rate, um zu erfahren, welcher Stamm an dem Zauber schuld sei. Bezeichnet er denselben, so entbrennt ein wütender Krieg, und ganze Dörfer verschwinden infolge dieses grausamen Aberglaubens [2]. Bei allen Wasaramo spielt der Mganga, der zugleich Priester, Arzt und Zauberer ist, eine unheilvolle Rolle.

Die Religion der Wasaramo ist dieselbe, die wir bei allen Negerstämmen an der Ostküste Afrikas vom Kap Guardafui bis zum Kap Delgado finden. Horner schreibt darüber: Überall an diesen Küsten glauben die Neger an Gott, den man auf Suaheli Monggu nennt. Bei den Suaheli, den Mogindo, den Miao ist Monggu der Schöpfer der Dinge, aber niemand hat nach ihrer Meinung Gott je gesehen. Er wohnt droben, und alles geschieht nach seinem Willen [3]. Sie sehen ihn als gut an, kümmern sich aber nicht um ihn, höchstens singen sie zuweilen bei religiösen Zeremonien: „Ombe Monggu" (Bittet Gott!). Die Seele gilt als unsterblich. Sobald sie vom Leibe

[1] Horner, Voyage à la Côte orientale 96. [2] Ebd. 131.
[3] Ebd. 217 ff.

getrennt ist, wird sie Kiwuli, d. h. Schatten, und geht nach Peponi (Wohnung der Geister). Die Seele der Frau, die kinderlos gestorben, geht nach Modoni (Hölle). Die Seelen der Verstorbenen bewahren ihre Zuneigung zu den geliebten Personen und beschützen sie. Sie verlangen, im Gedächtnis der Lebenden zu bleiben, erscheinen ihnen deshalb und fordern Erinnerungszeremonien. „Ich habe mehrere Afrikaner gesehen, die Hunderte von Personen versammelten und große Auslagen zur Beleuchtung der nächtlichen Tänze machten, die zu Ehren der Mutter am Jahrestage ihres Todes gehalten werden. Die Armen begnügen sich damit, in einem zerbrochenen Gefäß eine Handvoll Reis an einem Kreuzwege niederzulegen. Am ersten Tage des Jahres geben die reichen Leute den Greisen ein Mahl, um die während des Jahres Verstorbenen zu ehren.“ [1]

Nach ihrer Auffassung bewegt sich eine ganze Welt von Geistern zwischen Gott und den Menschen. Sie sind gut oder bös, je nachdem man ihnen Kult erweist. Zu diesen Geistern gehören vor allem die Msimus, die Gottheiten der Quellen, der Grotten, der Berge, der Ruinen und aller durch Natur oder Kunst schönen Plätze. Man opfert ihnen Körner, Fetzen, Topfscherben usw., um sie günstig zu stimmen. Obwohl diese Geister (pepos) ihrer Natur nach unsichtbar sind, hat ihnen doch die Volksphantasie bestimmte Formen gegeben. Die Schutzgeister der Felder heißen Monvonos. Sie sind schwarz und von der Größe eines gewöhnlichen Menschen. Die Mohadimes (Ausgewanderte von der afrikanischen Küste) bauen ihnen kleine Hütten, in die sie oft etwas Nahrung legen. Sie weisen ihnen einen Teil der Saatfelder an und laden sie am Ende der Ernte mit Trommelklang ein, den ihnen vorbehaltenen Teil zu holen. Da die Geister dies nie tun, schreibt man diese Unterlassung ihrer Großmut oder ihrer Bedürfnislosigkeit zu [2].

Nach alten Überlieferungen haben verschiedene Familien bestimmte Geister, für die ein besonderer Opferer (fundi) vorhanden ist; außerdem hat jeder Mann und jede Frau ihren besondern Geist, eine Art Schutzengel. Die Geister der Männer heißen Manavona und Saki Malaika (das Suaheliwort Malaika bedeutet Engel). Nach unserem Gewährsmann scheint kein Zweifel zu sein, daß die bösen Geister zuweilen von den Leibern der Menschen Besitz ergreifen, und daß dabei diabolische Zeremonien im Gebrauch sind. Wenn jemand krank wird und die gewöhnlichen Mittel nicht helfen, so nimmt man zum Zauberer seine Zuflucht, der den Kranken durch allerlei narkotische Getränke, durch Einreibungen und Bäder eine Reihe von Tagen hindurch behandelt und wenn er ganz betrunken ist, den Geist befragt, der durch den Mund des Patienten spricht und die Opfer bezeichnet, die er haben will; dabei kommen allerlei religiöse Gesänge, Tänze und Teufelsaustreibungen vor, aus denen wir nur hervorheben, daß der Opferer die Worte anstimmt: „Tuombe Monggu“ (Bittet Gott oder Betet zu Gott) und der Chor diese Worte mehrmals wiederholt. Zum Schluß ruft der Zauberer wieder: „Tuombe Monggu!“ worauf ein langes Stillschweigen folgt. — Was diesen Zeremonien besonders einen religiösen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß sie mehrere Personen, die von demselben Geiste besessen werden,

[1] Missions catholiques 1870, 23. [2] Ebd.

zu einer Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung verbinden. Wenn ein Glied dieser Gesellschaft krank wird, kommen ihm die andern zu Hilfe, im Fall einer Feuersbrunst steuern die andern zum Neubau des Hauses bei.

Das Begräbnis eines Opferers (fundi) hat ein eigenes Zeremoniell. Man hört dabei die Stimmen der Klageweiber nicht, sondern nur den Klang der Trommel; die Tänze sind dieselben wie die bei den Opfern gebräuchlichen. Man errichtet dem Toten ein kleines Mausoleum, auf das man von Zeit zu Zeit als Opfergaben Lumpen, zerbrochene Gefäße und andere geringwertige Gegenstände legt[1].

12. Die Wahehe.

Uhehe gehört ganz zum Flußsystem des Rufidjistromes, der sich zwischen Dar-es-Salaam und Kiloa in den Indischen Ozean ergießt. Es liegt etwa 450 km von der Küste entfernt auf einem Hochplateau und wird durch das Rubehogebirge von dem niederen Küstengelände getrennt. Bis 1896 war es ein mächtiges Reich unter König Mkwawa; heute ist es eine Provinz der deutschen Kolonie. Die Bewohner des Landes, die Wahehe, gehören zu den Bantunegern, sind aber nicht, wie man früher glaubte, eingewanderte Sulus, sondern stammen aus der Landschaft Usagara. Den Namen „Wahehe“ scheinen sie ihrem Kriegsrufe: „He, hehe, he“, zu verdanken. Ihre Sprache, das Kihehe, ist ein Gemisch verschiedener Dialekte und unterscheidet sich sehr vom Kisuaheli[2].

Das Wahehevolk wurde seit alter Zeit von Häuptlingen oder Königen regiert. Die älteste Dynastie war die der Mkwawas. In Rungembe, dem alten Stammsitz dieser Herrscherfamilie, befand sich das als Nationalheiligtum betrachtete Erbbegräbnis der königlichen Familie. „Mitten im Felde erblickt man eine 18 m lange und 8 m breite, Baum an Baum eingepflanzte, lebende, starke und hohe Palisadeneinfriedigung. Eine schmale, nur durch Querhölzer verschlossene Öffnung gestattete den Eintritt. Im Innern befanden sich bei meinem Besuch 16 Gräber, von denen einige als Kindergräber kenntlich waren. Sieben Gräber waren durch aufrecht in die Erde gestellte Elfenbeinzähne geschmückt. . . . Die lebende Palisade überwölbte das ganze Begräbnis und hüllte es in ein feierliches Dunkel. . . . Auf der südlichen Seite war an einem Baumstamme noch der Lederstrick vorhanden, mit welchem die Opfertiere festgebunden wurden, welche der König Mkwawa seinem verstorbenen Vater allmonatlich bei wachsendem Monde opferte.“ [3]

Der König, auch Sultan genannt, regierte als unumschränkter Herr über alles. Unter ihm standen die Wasagira, Unterhäuptlinge, die zur unbedingten Heeresfolge verpflichtet waren, jedoch in ihren Bezirken selbständige Gerichtsbarkeit ausübten. Nur wichtigere Rechtsfälle, wie Mord, Ehebruch, größerer Diebstahl, entschied der Sultan selbst. — Dieser besaß in Iringa und vielen andern Teilen des Landes eigene Besitztümer, eine Art Domänen; auch

---

[1] Missions catholiques 1870, 32.

[2] Vgl. Alf. M. Adams O. S. B., Im Dienste des Kreuzes. Erinnerungen aus meinem Missionsleben in Deutsch-Ostafrika, St Ottilien (Oberbayern) 1899, 24.

[3] Ebd. 25.

seine Untersultane hatten eigenen Grundbesitz. Die Wahehe fallen vor andern Negern durch ihren schlanken, hohen Wuchs und ihr würdiges, selbstbewußtes Benehmen auf. Ihre Haltung ist stramm und ihr Gang ruhig und elastisch. Ihren angebornen Stolz verleugnen sie auch dem Europäer gegenüber nicht. Die Hauptbeschäftigung des Mannes war früher neben der Jagd und der Wartung des Viehes besonders der Krieg; der Feldbau und die Hausarbeiten sind ausschließlich Sache der Weiber. Der Mhehe lebt nicht wie andere Neger von der Hand in den Mund, sondern macht durch seine Sklaven und Sklavinnen so viel Land ertragbar, als die Jahreszeit erlaubt, und ist stolz auf reichgefüllte Getreidespeicher. Negerbier (ugimbi) wird in ungeheuern Mengen gebraut und getrunken[1]. Neben seinen guten Kriegereigenschaften hat der Mhehe schätzenswerte Geisteseigenschaften. Er besitzt mehr als den gewöhnlichen Negerverstand, er kennt Treue, Anhänglichkeit, Edelmut, Dankbarkeit und Achtung gegen die, welche ihm an Körper und Geist überlegen sind; er hat eine vorzügliche Unterscheidungsgabe[2].

Die Stellung der Frau ist eine untergeordnete, jedoch nicht gerade eine entwürdigende. Die Frau eines Häuptlings besitzt eine Art Hausrecht. Unter ihrer Leitung stehen die Sklaven und Sklavinnen ihres Mannes. Die Sklavinnen sind käuflich und verkäuflich. Der Preis einer Lebensgefährtin ist ein Rind oder einige Ziegen und eiserne Feldhacken. Entläuft die Frau ihrem Manne, so kann dieser den Kaufpreis zurückfordern oder sie zur Rückkehr zwingen. Die Witwe wird vom Bruder des Verstorbenen übernommen; ist ein solcher nicht vorhanden, so kehrt sie zu ihrem Vater zurück. Die natürliche Sittlichkeit ist bei den Wahehe beinahe groß zu nennen. Ehebruch mit Vergewaltigung wurde vom Sultan mit dem Tode des männlichen Teils oder durch Zweikampf entschieden, freiwilliger Ehebruch der Frau hatte ihren Tod zur Folge oder harte Rutenstrafe. Fällt der Mann im Krieg, so hat das Weib nach dem Volksglauben ihm die Treue nicht gehalten und findet ihre Bestrafer an den Verwandten des toten Mannes[3].

Die Hirtenknaben und kleineren Kinder sind meist völlig unbekleidet. Ärmere Leute tragen nur kurze Lendentücher oder Felle. Die Frauen tragen in mehr entlegenen Gegenden noch heute kurze Röckchen aus Fellen oder ein vorn viereckiges, hinten in drei Fransen geteiltes, mit Perlen verziertes Stück Zeug oder Fell.

Über die Religion der Wahehe besitzen wir die trefflichen Aufzeichnungen, die P. Severin Hofbauer O. S. B. während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Uhehe gesammelt hat. Sie sind sämtlich in der Kiheheſprache teils von Negern verfaßt, teils von ihnen diktiert und mit den Aussagen anderer verglichen[4]. Die Wahehe glauben an einen Gott, der am häufigsten Ngului genannt wird[5] und als Schöpfer des Weltalls gilt. Auch auf den Himmel dehnen sie seine Wirksamkeit aus, doch von seiner Daseins-

---

[1] Ebd. 26.

[2] Ebd. 28 33. Vgl. auch die ausführliche Schilderung der Wahehe bei Fr. Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet, Berlin 1906, 199 ff.

[3] Adams a. a. O. 35.

[4] Vgl. Missionsblätter von St Ottilien, 15. Jahrg., 193 ff.

[5] Nach Adams (a. a. O. 39) nennen die Wahehe Gott Mgluwe oder Mgulwi.

weise und seinem Wohnort haben sie keine klaren Vorstellungen. Insbesondere schreiben sie dem Ngului die Erschaffung der Ahnen jeder Familie zu und überhaupt aller Dinge, deren Ursprung und Zusammenhang sie nicht erkennen und die große Weisheit und Kraft erfordern. Sie glauben auch an Gottes Allgegenwart und Allwissenheit. Oft im täglichen Leben sagen sie: „Das ist schlecht! Unterlaß es! Gott sieht dich!“ Da Gott als absolut gut gilt, von dem nichts Böses den Menschen zustößt, so verehrt ihn der Mhehe äußerlich wenig. Das Übel: Unglück, Krankheiten, Tod kommen von einem bösen Wesen her, das die Wahehe zwar nicht durch Opfer zu besänftigen vermögen, vor dem sie sich jedoch durch Amulette zu schützen suchen.

Gott verabscheut das Unrecht und belohnt das Gute. Diese Vergeltungsidee kommt in dem Spruch zum Ausdruck: „Die alten Eltern beschimpfen bringt dir Fluch. Wer ihnen aber Gutes tut, auf den sieht Gott.“ Im Willen Gottes ist der Menschen Geschick gelegen. So hört man oft am Krankenlager: „Wenn ihm Gott beisteht, wird er gesund. Wenn Gott dagegen ist, stirbt er.“ Durch Gebet und Opfer kann man sich die Huld Gottes sichern. Die Gebete sind meist kurz, z. B.: „Gott, hilf uns in der Wildnis dort, daß wir gute Beute machen“, oder: „Mein Gott, sieh auf mich, daß ich glücklich wandle.“ Dazu wird geopfert. Wenn sonst gerade nichts da ist, genügt etwas Sand, der vom Rücken der Hand emporgeworfen wird. Auch sonst bringt man Gott Opfer dar, wobei man ihn nennt und niederkniet. Doch sind die Opfer zu Ehren der Verstorbenen viel häufiger. — Gott ist nach den Wahehe ein großer Geist, der in seiner Residenz die Stellung eines Herrschers einnimmt, ähnlich wie der Sultan der Wahehe in seinem Reich. Die Gegenwart Gottes kann man fühlen; wenn z. B. in einer Versammlung plötzlich jede Rede verstummt, so ist Gott oder ein anderer Geist nahe. Alles Böse kommt von den Zauberern her. Da aber Gott auch die Zauberer geschaffen hat, so ist er gewissermaßen auch Urheber ihrer Taten.

Wirksamer als der Gottesglaube kommt im religiösen Bewußtsein der Wahehe der Glaube an die Ahnen, Geister und Schattenexistenzen (masoka) zur Geltung. Sie sind nämlich überzeugt, daß die Verstorbenen nach dem Tode fortleben, zwar unsichtbar, aber mit denselben Gewohnheiten wie auf Erden. Jeder Geist führt sein Dasein unter den Lebenden weiter. Mit dem letzten Atemzuge scheidet die Seele (luhe) aus dem Leibe, der dadurch des Lebens beraubt wird und der Verwesung anheimfällt. Die abgeschiedene Seele führt eine unsichtbare Existenz, sie lebt in Gottes Nähe, ohne in ihn aufzugehen. Die Ahnengeister sind an keinen Ort gebunden, doch können sie in Körper eingehen, z. B. in den des Wahrsagers. Ein solcher sagt manchmal: „Jetzt kann ich es nicht mehr verkünden, der Geist hat mich verlassen.“ Auch in Tiere können sie fahren, und die abergläubischen Vorstellungen der Wahehe über die Tierwelt sind wohl auf eine solche Einwohnung der Masoka in den Tieren zurückzuführen. Der Geist kann auch in einem Scheinleib erscheinen und seinen Willen durch Zeichen kundtun. Man opfert darum den Verstorbenen Mais, Mehl und Fleisch und erhofft von ihnen Wohlwollen und Hilfe. Verstorbene Sultane, große Häuptlinge und Europäer können nach ihrer Meinung auch nach geraumer Zeit körperlich wieder auferstehen.

Die Masoka können dem Menschen Gutes und Böses antun. Oft schaden sie ihm, um ihn zu strafen und zu bessern. Es gibt darum Sühnopfer. Tiere, in denen ein Geist sich verbirgt, zeigen dem Menschen Glück oder Unglück an, so verkündigt die Eule einen nahen Todesfall, die Schildkröte eine Krankheit u. dgl. Die Wahehe glauben, ein jeder Mensch habe zwei Geister, einen guten und einen bösen; der erstere schützt ihn, der letztere sucht ihm zu schaden. Solange die Wahehe der alten Sitten und Gebräuche eingedenk sind, haben sie sich des Wohlwollens der Ahnengeister zu erfreuen; wenn sie dieselben vergessen, schicken ihnen die Masoka rächendes Unheil. Bei Streitigkeiten in Familien oder unter Verwandten ziehen alle, bevor es zu offenen Feindseligkeiten kommt, zu den Gräbern der Ahnen und bringen ein Sühnopfer dar, um den Zorn der Ahnen zu besänftigen und die Feindschaft zu beendigen.

Opfer werden sehr häufig den Geistern der Ahnen, seltener Gott dargebracht. Eigentliche Opferstätten kennen die Wahehe nicht, doch findet man an Scheidewegen und in der Nähe der Hütten nicht selten Spuren ihres religiösen Sinnes: zerbrochene Opferschalen, oft auch Früchte. Die Opfer werden nicht regelmäßig dargebracht, sondern nach Gelegenheit und Bedürfnis. So gibt es Friedensopfer, Opfer nach einer Geburt, bei Hochzeiten, bei schweren Anliegen usw. Opfern kann jedermann, doch ist bei Opfern in Familienangelegenheiten der Mutterbruder die dazu bestimmte Persönlichkeit. Geopfert werden Schafe, Rinder, Hühner, Mehl, Milch usw., unter Umständen selbst Sand. Es kommt dem Mhehe mehr auf die andächtige Gesinnung als auf die Opfergabe an. Es gibt Bittopfer und Sühneopfer. Unglückskinder, d. h. Mißgeburten, gehören nach der Ansicht der Wahehe nicht den Eltern, sondern Gott; sie dürfen deshalb nicht unter den Menschen bleiben, sondern werden unter verschiedenen Zeremonien in die Wildnis hinausgeworfen. Wenn ein Mädchen der Reife nahe ist, rufen die Eltern die Blutsverwandten zusammen, um das Reifeopfer darzubringen, das aus einem Schafe mit Milch, Mehl und Negerbier besteht und gegen Sonnenuntergang an einem Scheidewege dargebracht wird. Alle nehmen Wasser in den Mund, spritzen es umher, knien nieder und beten: „Ihr Schattengestalten alle, höret uns flehen. Wir bringen ein Opfer für dieses unser Kind. Höret uns alle, und wer es nicht hört, dem sage es der Nachbar.“ Am nächsten Tage beginnt der Eheunterricht für das Mädchen. Wenn Blutsverwandte sich arg beschimpft haben, so bringen sie ein Milchopfer dar, wobei sie sprechen: „Ihr Schattengestalten, wenn ihr zürnt über unser Benehmen, weil wir uns beschimpft haben, so sehet, wir bereuen es.“ Dann gießen sie Milch auf den Boden. Wenn jemand stirbt, schlachten sie ein Rind, schneiden Fleisch von der Achselhöhle, von der Leber und den Lungen ab und beten: „Ihr Geister, eßt von diesem Fleische.“ Die Schlächter sprechen zu dem Rinde: „Es gehe mit dem Geiste.“ Sie haben auch Opfer für die Zeit der Aussaat, der Jagd, des Krieges usw.

Wenn Ungeziefer die Saaten aufzehrt, so müssen die Kinder festlich gekleidet bei Sonnenaufgang auf das Feld ziehen, das Ungeziefer auflesen und als Opfer Früchte verbrennen, dann das Ungeziefer in einer Schale über dem Feuer schmoren und nachher davonlaufen, ohne sich umzusehen. Die Wahehe behaupten, dieses Opfer müsse von kleinen Kindern dargebracht werden, weil

sie noch unschuldig seien. Sie legen auch sonst der Unschuld einen hohen Wert bei. So pflegen sie bei der Erbauung eines Hauses einen kleinen Knaben zu berufen, der das Haus am Abend einweiht, indem er mit einem Feuerbrand in der Hand, bei der Türe beginnend, um das Haus herumgeht und dabei spricht: „Zauberer, unterlaßt es, in dieses Haus zu kommen. Wenn ihr aber kommt, so sollt ihr dort bei der Türe sitzen müssen, bis ich euch morgens in der Frühe antreffe." Welche Achtung sie der Unschuld zollen, geht auch daraus hervor, daß bei einer Elefantenjagd die Medizin von einem Jüngling getragen werden muß, der noch kein Weib hat. Er muß sich, während auf den Elefanten geschossen wird, über die Medizin gebeugt, auf den Boden legen[1].

Das Zauberwesen ist bei den Wahehe sehr stark entwickelt. Die ursprünglichen Träger des Bösen sind die bösen Geister (masoka mananjifu), in zweiter Linie sind es die von ihnen beeinflußten, ja zuweilen besessenen Menschen: die Zauberer. Der Glaube an den bösen Einfluß der Zauberer ist bei ihnen fast unausrottbar. Der Zauberer (muhawi) ist aber wohl zu unterscheiden von dem Medizinmann oder Heilkünstler (mulagusi). Der letztere ist der Arzt und Berater bei Krankheiten und sonstigen Nöten. Wo seine Künste nicht hinreichen, holt er sich Rat bei den guten Masoka; manchmal stellt er seine Kunst allerdings auch in den Dienst einer schlechten Sache, aber er übt sein Handwerk öffentlich aus. Der böse Zauberer dagegen arbeitet im Verborgenen, er steht mit den bösen Geistern in Verbindung und schadet mit deren Hilfe den Menschen. Zum größeren Teil sind die Weiber die Zauberer (Hexen). Wird jemand als Zauberer angeklagt, so wird er vor das Gericht des Sultans gebracht, der ihn verhört und oft Ordalien unterwirft, so z. B. der Giftprobe oder dem Kikoma Ngwada-Verfahren. Bei letzterem wird eine metertiefe Grube gegraben. Der Angeklagte muß dann einen Stein in die Faust nehmen und den Arm in die Grube halten, die man mit Sand, Erde und Steinen ausfüllt und fest zustampft, bis der Arm anschwillt. Besteht er diese schmerzliche, oft sechs bis acht Stunden dauernde Prozedur, so zahlt der Ankläger ein Rind. Wird er aber schuldig befunden, so wird er enthauptet und die Leiche verbrannt, weil man annimmt, er habe die Fähigkeit besessen, sich in wilde Tiere zu verwandeln und so zu schaden.

13. Die Wangoni.

Die Wangoni sind die südlichen Nachbarn der Wahehe. Ihr Land — Ungoni — liegt zwischen dem 35. und 36.° östl. L. und dem 10. und 11.° südl. Br. Im Osten bis nach Massassi hin und im Süden bis zu den ersten Wajao-Niederlassungen am Ruwuma wird es von einem breiten Gürtel menschenloser Wildnis umgeben. Was dort einst gewohnt hat, ist von den Wangoni vertrieben und vernichtet worden. Nach Fülleborn[2] und vielen andern Autoren sind die Wangoni ein Sulustamm, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts erobernd in sein heutiges Gebiet eindrang.

---

[1] Missionsblätter von St Ottilien, 15. Jahrg., 201—202.

[2] Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet 132 ff. Wehrmeister, Vor dem Sturm, St Ottilien 1906, 141.

Der schon erwähnte P. Adams[1], der die Wangoni im Jahre 1898 besuchte, fand sie untereinander zersplittert und unter mehrere Häuptlinge geteilt. „Die Wangoni leben in Rundhütten und auf voneinander abgetrennten Familiengehöften beisammen. Sie bauen ihre Dörfer auf offenen und freien Höhen und zeigen ein mutiges, gebieterisches Wesen. An persönlicher Tapferkeit und äußerem Auftreten, an Stolz und Trotz stehen sie aber den Wahehe nach. Ihre Kleidung besteht meist aus Zeugstoffen, da sie schon seit Jahren durch Araber und Küstenhändler mit den Erzeugnissen unserer Kultur in Berührung getreten sind." Die intimste Bekleidung des Mgonistammes ist nach alter Sulusitte das die glans penis bedeckende Penishütchen. Man geniert sich ungemein, sich ohne dieses Penishütchen vor andern zu zeigen, ja man fürchtet sogar, sich durch solche Schamlosigkeit den Zorn seines Häuptlings zuzuziehen[2]. Die Waffen der Wangoni bestanden in Stoß- und Wurfspeeren, in runden Schilden aus Kuhhäuten, Keulen und Kriegsbeilen. Früher waren sie infolge der vielen Raubzüge, die sie unternahmen, der Schrecken ihrer Nachbarn. Wer sich bei ihren Überfällen zur Wehr setzte, wurde niedergemacht, Frauen und Kinder wurden als Sklaven mitgeschleppt. Das Los der erbeuteten Sklaven war hart. Man durchbohrte ihnen die Ohren oder schnitt ihnen die Ohrläppchen einfach ab, um sie als Sklaven kenntlich zu machen, und verwendete sie zu allen Feldarbeiten[3]. Seit der Besetzung des Landes durch deutsche Truppen haben selbstverständlich diese Raubzüge aufgehört.

„Religiöse Anschauungen haben sie wenige, aber was sie haben, ist dem Christentum günstig. Vor allem kennen sie nur einen Gott, den sie Mlungu nennen. Er ist erhaben über alles Irdische, kümmert sich aber wenig um die Menschen. Sie ehren ihn, indem sie z. B. etwas Pombe ausgießen, bevor sie trinken, wobei sie sagen: kwa kuteta Mlungu, ‚Gott zu Ehren'. Sie kennen auch die Unsterblichkeit der Seele. Die Verstorbenen können ihnen schaden, darum fürchten sie diese. Um die Ahnen (mahoka) zu besänftigen, legen sie Mehl und Brei auf ihre Gräber und halten ihnen zu Ehren Gelage ab. Sie schwören auch bei ihnen. Sehr oft hörte ich zur Bekräftigung sagen: kwa mahoka, ‚bei den Ahnen'. Sehr oft schwören sie auch bei dem etwa vor sechs Jahren verstorbenen Sultan (Mharuli): ‚bei dem Grabe des Mharuli'."[4] Einige Wangoni glauben, daß der Geist eines Verstorbenen sich in einen Löwen verwandeln kann, um seinen Feind zu vernichten, und sie unterscheiden zwischen einem Menschenlöwen und einem gewöhnlichen Löwen; ersterer ist mehr zu fürchten. Zum Schutze der Felder hängen sie Dawa (Zauber) auf, ebenso in ihren Hütten, mit Vorliebe Hörner und Felle von Tieren, streuen auch Dawa aus. Sie tragen außerdem etwas Eingenähtes, das sie vom Zauberer bekommen und in hohen Ehren halten. Es ist aber nichts darin als etwas Erde. Krallen und Zähne von Löwen, Leoparden tragen sie gerne, doch vielfach nur zum Schmuck. Götzenbilder hat man bei den Wangoni nicht gefunden, dagegen soll es Zauberer geben, von denen man greuliche Dinge erzählt; sie sollen die Gräber öffnen und aus

[1] Im Dienste des Kreuzes 120—121.
[2] Fülleborn a. a. O. 151—152.
[3] Wehrmeister a. a. O. 144.
[4] Ebd.

dem Fleisch der Toten Arzneien bereiten. Auch Ordalien haben sie. Ist einer eines großen Verbrechens verdächtig, z. B. des Ehebruchs, so muß er den Gifttrank nehmen. Stirbt er daran, so war er schuldig, hat der Trank keine Wirkung, so ist er unschuldig. Heute sind diese Giftproben von der deutschen Regierung streng verboten [1].

Die Achtung, welche die Wangoni ihren Häuptlingen entgegenbringen, ist groß und äußert sich besonders in dem devoten Gruß, den man ihnen erweist; bei feierlichen Anlässen wälzen sich die Untergebenen, Männer wie Frauen, vor ihren Herren buchstäblich im Staube. Der Sultan wird von den Unterhäuptlingen, den Iduna, gewählt, deren Stimmen er, um allseitig anerkannt zu werden, auf sich vereinigen muß. Erbberechtigt ist zunächst nicht der Sohn des verstorbenen Sultans, sondern dessen Bruder, doch muß auch die Mutter des Fürsten aus vornehmem Geschlechte sein [2].

Der freie Mgoni fühlte sich nur als Krieger und hielt es unter seiner Würde zu arbeiten; er sorgte für die zum Feldbau nötigen Sklaven und ging hin und wieder mit seinen Hunden auf die Jagd, um die Küche mit Wildbret zu versehen oder um Pelztiere zu fangen, die er für seine Kleidung brauchte. Sonst tat er nichts und zog von einem Pombegelage zum andern. Die Frau kaufte er von ihrem Vater für zwei bis drei Kühe oder 20—40 Ziegen. Ihr Los ist nicht das beste; sie ist fast eine Sklavin und hat alle Arbeit im Hause und auf dem Felde zu verrichten, namentlich wenn keine eigentlichen Sklaven da sind. Jeder darf so viele Frauen halten, als er kaufen kann. Naturgemäß haben vor allem die Häuptlinge viele Frauen, doch hat dann jede von ihnen ihre eigene Hütte. An den Beratungen der Männer nehmen die Frauen niemals teil, auch sieht man sie selten bei den Männern sitzen [3]. Die Kinder werden von den Müttern fast immer in einer Tierhaut auf dem Rücken getragen, und zwar bis zum dritten oder vierten Jahre.

Totengebräuche. Wenn ein Häuptling stirbt, so kommen die Leute von weit her zur Totenklage. Es werden bestimmte Stunden anberaumt, an denen die Klage stattfindet. Dann fangen alle an in allen Tonarten zu heulen; manchmal wird ein einziger Satz eine ganze Stunde lang wiederholt, z. B.: „O weh, unser Kind ist gestorben.“ Daß aber der Schmerz nicht tief geht, ersieht man daraus, daß gleich nachher ein Gelage stattfindet, bei dem gelacht, gescherzt, getrunken und gegessen wird. Die Totenklage findet oft in Gegenwart der Leiche statt. Beim Sultan Mharuli soll sie acht Tage gedauert haben. Da aber in diesem heißen Land die Leiche bald einen starken Geruch verbreitet, so nähte man sie in eine Ochsenhaut, und als dies nicht mehr helfen wollte, in eine zweite, dritte usw.; als endlich der Geruch unausstehlich wurde, senkte man die Leiche ins Grab. Das Grab ist rund; in einer Seitenwand ist eine Nische ausgehoben, in die man die Leiche setzt. Einem Freien werden die Arme kreuzweise über den Schoß, einem Sklaven gefaltet ans rechte Ohr

[1] Wehrmeister, Vor dem Sturm 144.

[2] Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet 142—143. Vgl. Häfliger, Land und Leute der Wangoni, in den Missionsblättern der St Benediktus-Genossenschaft V (1901) 45.

[3] Wehrmeister a. a. O. 147.

gelegt. Dann wird das Grab zugeschüttet und darüber ein rundes Dach aufgebaut, das bei Reichen noch mit Tüchern überdeckt wird [1]. Ist ein Mann gestorben, so legt die Frau zum Zeichen ihrer Witwenschaft ein Band um die Stirn, das sie ein ganzes Jahr trägt. Ist diese Zeit vorbei, so ruft sie die Freunde und Verwandten, geht mit ihnen an ein Flüßchen, wo sie ihre Binde abnimmt und in einem Feuer verbrennt. Die Asche wird in den Fluß geworfen, und selbst die Stelle, wo das Feuer gebrannt, rein gewaschen, zum Zeichen, daß ihre Witwenschaft jetzt dem Strom der Vergessenheit anheimgegeben ist. Dann kehren alle zur Hütte zurück, wo ein festliches Gelage stattfindet. Nun kann die Witwe wieder heiraten [2]. Nach P. Häflinger [3] erbt der Nachfolger eines Häuptlings auch dessen Frauen, natürlich mit Ausnahme der eigenen Mutter.

Pubertätsfeierlichkeiten scheinen bei den deutschen Wangoni nicht im Gebrauch zu sein, wohl aber feiern die englischen Wangoni beim Eintritt der ersten Menstruation der Mädchen ein großes Fest. Die Beschneidung der Knaben findet bei den deutschen Wangoni gar nicht mehr statt und kommt auch bei den englischen immer mehr außer Gebrauch.

Obwohl die Wangoni wie fast alle Neger gern lügen, unzuverlässig sind und selten Dankbarkeit zeigen, haben sie doch auch ihre guten Eigenschaften. Ich gestehe offen, schreibt ein Missionär [4], ich hätte oft nicht so viel erwartet, als sie geleistet haben; ich habe die Neger in den acht Jahren, in denen ich mit ihnen umgegangen bin, liebgewonnen. Ich habe ihre Fehler menschlich aufgefaßt und darum keinen Anstoß daran genommen; ihre guten Eigenschaften aber lernte ich hochschätzen. Wenn sie längere Zeit mit uns umgehen, werden sie sehr folgsam, treu und anhänglich. Sie folgen ihrem Herrn, wohin er auch gehen mag. So unzufrieden sie sonst sind, so sind sie doch auch mit dem Geringsten zufrieden, wenn sie wissen, daß man ihnen gibt, was sie brauchen. Merkwürdig ist, daß die früheren Sklaven viel unzufriedener sind als die Freien, sie haben durch ihre frühere Behandlung alles Gefühl verloren. Die Neger finden sich leicht in alle Lagen. Haben sie nichts zu essen, werden sie krank oder verlieren sie ihre Habe, so trösten sie sich schnell mit dem Gedanken: amri ya Mungu = Gottes Wille. Groß ist ihre Gastfreundschaft. Hat einer etwas, so haben alle etwas. Zu Eltern, Geschwistern und Verwandten haben sie große Liebe und Anhänglichkeit.

14. Die Wajao.

Das sog. Lindihinterland, d. h. das Flußgebiet des Lukuledi und das Land südlich davon bis zum Ruwumastrom, der Südgrenze von Deutsch-Ostafrika, beherbergt etwa zehn verschiedene Negerstämme, z. B. die Wamuera, die Wamakonde, die Mawia, die Wajao, die Wamakua, die Wagindo usw. [5] Die Stämme sind sich meistens so ähnlich in ihren Gebräuchen, daß das von einem Gesagte von allen gilt. Um aber unserer Methode treu zu bleiben, wollen wir zunächst

[1] Ebd. 146. [2] Ebd. [3] A. a. O. 45.
[4] Vgl. Wehrmeister a. a. O. 153. [5] Fülleborn a. a. O. 46.

den Stamm der Wajao schildern und dann, soweit nötig, einige Bemerkungen über die andern Stämme hinzufügen.

Die Wajao (Wahjao) oder Jao[1] wohnen geschlossen im Gebiete zwischen Massassi und dem Ruwuma, außerdem in kleineren Abteilungen in verschiedenen Bezirken des Lindihinterlandes. Zahlreicher sind sie im portugiesischen Gebiet. Man hat sie früher zur Gruppe der Suluvölker gerechnet, die neueren Forschungen haben aber dargetan, daß sie den älteren oder Urbantus zuzuzählen sind. Ihre Wohnungen sind die bekannten Rundhütten mit Kegeldach. In den Pflanzungen neben den Hütten findet man oft kleine Pfahlbauten, d. h. hochragende Gerüste, die oben in eine Hüttenkonstruktion auslaufen und als Wacht- und Wartehäuser zum Schutz der Felder gegen Affen und Schweine dienen. Besondere Frauenhäuser existieren bei den Jao nicht, nur in den Fällen der Polygamie herrscht die Sitte, daß jede Frau in einem eigenen Hause wohnt, außer der Hauptfrau, die mit dem Hausherrn die Wohnung teilt. Auch eigene Klubhäuser gibt es nicht, abgesehen von dem Rats- oder Versammlungshaus, das in keiner Siedlung fehlt. Obwohl die menstruierenden Frauen als unrein gelten, bleiben sie doch in derselben Wohnung mit dem Hausherrn. Kochhäuser sind ganz allgemein, ebenso besondere Vorratsbehälter für Früchte und Getreide.

Körperbemalung ist bei den Jao nicht vorhanden, man müßte denn das Einreiben mit Rizinusöl bei den Mannbarkeitsfesten als solche betrachten; auch das Einfügen von Fremdkörpern in Ohr und Oberlippe, Amputation einzelner Fingerglieder, Zuschärfung der oberen Schneidezähne ist nicht üblich, wohl aber die Beschneidung. Diese wird an den Knaben zur Zeit der Pubertätsfeste vorgenommen, durch die man sie in die Reihe der Männer und die Mädchen in die der mannbaren Frauen aufnimmt. Diese Feste fallen für beide Geschlechter in die Zeit nach der Ernte und heißen Unyago. Weule[2] hat diese Feste eingehend beschrieben.

Wenn die Beschneidung stattfinden soll, erhält jeder Knabe eine Art Lehrer oder Mentor (Mkubwa, Plural: Wakubwa), unter deren Obhut sie einige Zeit ohne Obdach im Busch zubringen. Es wird dann eine gemeinsame Hütte für alle Knaben gebaut, jeder erhält ein eigenes Ruhelager, auf dem die Beschneidung stattfindet. Der Junge muß bei der Operation Mut zeigen. Nach der Beschneidung bleiben die Knaben in der gemeinsamen Hütte bis die Heilung erfolgt ist, oft 20 Tage und noch mehr. Weiblichen Wesen ist der Zugang zu dieser Hütte streng untersagt. In diese Zeit fällt die Belehrung, oder wie Weule es nennt, der ethische Unterricht der Beschnittenen durch die ihnen zugewiesenen Lehrer. Es wird ihnen darin eingeschärft, Vater und Mutter zu ehren, nie unangemeldet das Haus der Mutter zu betreten, auch nicht mehr mit der Mutter auf derselben Matte oder demselben Bettrand zu sitzen, gewisse Speiseverbote innezuhalten; dagegen brauchen sie sich vor dem Umgang mit Mädchen nicht zu scheuen, nur bei Neumond und zur Zeit der Regel sollen

[1] Man kann ebensogut Jao wie Wajao, Makonde wie Wamakonde gebrauchen. Vgl. Fülleborn, Land und Leute von Ungoni 46; K. Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse der ethnographischen Forschungsreise in dem Südosten Deutsch-Ostafrikas, Berlin 1908, 21.

[2] A. a. O. 28 ff. Vgl. auch Wehrmeister, Vor dem Sturm 64 ff.

sie sich vor der Kohabitation hüten, weil sie gefährliche Krankheiten verursachen könnte. Den andern Teil des Unterrichts bilden vorwiegend Verhaltungsmaßregeln gegen die Stammesgenossen überhaupt und gegen das Alter im besondern; sie sollen jeden Erwachsenen ehren, alte und arme Leute nicht verspotten, Freunde bereitwillig zum Mittagessen einladen u. dgl. Wenn sich später ein Bursche gegen die ihm beigebrachten Lehren vergeht, wird er bei seinem Lehrmeister verklagt, der seinen Klienten mit in den Wald nimmt, ihm dort unter vier Augen die Wahrheit sagt und dann sein schwarzes Fell gerbt. Doch kommt diese Prügelstrafe fast nur bei Beleidigungen und Beschimpfungen anderer zur Anwendung, während es bei Diebstahl und Unsittlichkeit ohne Prügel abgeht; bei Diebstahl wird nur Schadenersatz gefordert [1].

Auch die Mädchen haben ihr Unyago, bei dem eine Frau das Amt der Lehrerin und Zeremonienmeisterin versieht. Die Hauptsache hierbei sind Belehrungen, die zum Teil gut, zum Teil überflüssig oder gar verwerflich sind. Ein chirurgischer Eingriff findet bei den Mädchen nicht statt. Es herrscht die Unsitte, daß nach dem Unyago die Häuptlinge und andere verheiratete Männer Mädchen als Nebenweiber zu sich nehmen.

Bezüglich der Rechtsgewohnheiten herrscht bei den Jao wie bei den meisten Naturvölkern die Blutrache, die als strenge Pflicht gilt. Als schützende Einrichtung steht der Blutrache die Blutbrüderschaft gegenüber. Wollen sich zwei Häuptlinge miteinander zu Schutz und Trutz verbinden, so ritzen sie sich gegenseitig mit dem Messer den Unterarm, jeder nimmt dann von dem Blute des andern und mischt es mit seinem eigenen. Der Ältere gilt fortan als der stärkere Bruder. Die Blutbrüderschaft gilt auch für die Untertanen. Nach ihrem Abschluß wird die Tatsache dem Volk verkündet. „Ihr seid jetzt auch seine Leute", heißt es in Bezug auf den erworbenen Blutbruder, „ihr müßt auch ihm helfen in jeder Not; denn er ist mein Bruder."

Innerhalb des Stammes herrscht keine volle Gleichheit. Der Häuptling mit seiner Sippe bildet eine Art Adel. Noch heute hat der Herrscher mancherlei durch Gewohnheit begründete Vorrechte. Zwar besteht das Recht des Häuptlings auf die Zähne der erlegten Elefanten nicht mehr, wie früher, aber noch heute hat er das Recht des „Matulo": jede Hütte, in der Pombe gemacht wird, ist verpflichtet, ihm einen Topf des Gebräus abzuliefern; wenigstens gilt dies für die Bewohner des eigenen Dorfes; auch sind die Untertanen zur Teilnahme am Haus- und Gehöftbau des Häuptlings verpflichtet. Früher hatten die Häuptlinge auch einen ganzen Hofstaat von Ministern und Beamten. Heute leiten die Dorfjumben die kleinen Schauri (Gerichts- und Ratsversammlungen) in den Dörfern selbst [2].

Bei den Jao besteht noch in ausgedehntem Maße Sklaverei oder Hörigentum, doch geht es diesen Hörigen durchaus nicht schlecht; sie haben Haus und Hof für sich und leisten sich auch ihrerseits wieder Sklaven.

Im Strafrecht gelten folgende Grundsätze. Ein Dieb muß für einen Diebstahl im Werte von einer halben Rupie einen Sklaven als Strafe zahlen; bei Rückfällen werden ihm die Ohren abgerissen oder wurde ihm die Hand

[1] Fülleborn a. a. O. 63. [2] Weule a. a. O. 55.

abgehackt. Hatte er sich mit der Frau eines Häuptlings eingelassen, so wurde er entmannt. War der Übeltäter ein Höriger des Häuptlings, so wurde ihm der Kopf abgeschnitten. Hatte in früherer Zeit der Hörige eines Großen mit der Frau eines andern Ehebruch getrieben, so mußte er ein Stück Zeug als Strafe bezahlen. Erfolgte ein Ehebruch von einer Klientel zur andern, so mußte der Patron des Übeltäters entweder dessen Schwester oder einen andern Hörigen oder den Übeltäter selbst als Strafe zahlen. Wurde der sippenfremde Ehebrecher auf frischer Tat gefaßt, so konnte er von dem betrogenen Ehemann oder von dem Patron sofort getötet werden. Darauf ließ man der Sippe des Erschlagenen durch einen Boten Mitteilung zukommen, woraus unter Umständen eine Fehde entstehen konnte. Ließ man in einem Fall wie den eben geschilderten den Schuldigen am Leben, so nahm man ihn fest und steckte ihn in die Sklavengabel. Dann benachrichtigte man den Patron, der nach Übereinkunft eine Strafe bezahlen mußte. Im Erbrecht gilt das sog. Neffenerbrecht. Den Vater beerbt nicht sein Sohn, sondern der Sohn seiner ältesten Schwester, doch braucht es nicht notwendig der älteste zu sein [1].

Die Heiraten werden meist in frühem Alter geschlossen; Knaben sollen oft schon mit zehn Jahren, Mädchen in noch früherem Alter heiraten. Früher bestand auch die Massanjeheirat, bei der ganz junge Kinder von fünf bis sieben Jahren miteinander verbunden werden; man baute ihnen kleine Hütten, in denen sie wohnen mußten. Eine allgemeine Sitte ist es, daß, wenn eine Frau geboren hat, während ihre Nachbarin diesem Ereignis entgegensieht, die erste sagt: „Ich habe ein Mädchen bzw. einen Sohn, bekommst du einen Sohn, bzw. ein Mädchen, so sollen sie beide einander heiraten“; dies geschieht dann später auch. Die Werbung geschieht sonst meist in folgender Weise. Will der Sohn eines Hörigen heiraten, so teilt er seine Absicht dem Vater mit, der es dem Patron meldet. Willigt dieser ein, so wird die Tochter um ihre Meinung gefragt. Ist sie nicht gewillt, den Kandidaten zu heiraten, so ist die Angelegenheit damit erledigt; stimmt sie zu, so treten alle Verwandten unter dem Vorsitz des Patrons zu einem großen Schauri zusammen; dabei schärft der Patron dem Bräutigam ein, daß er nicht nur gegen die Frau treu und verträglich sein, sondern auch ihm (dem Patron) fleißig dienen müsse. Feierliche Hochzeitszeremonien sind unbekannt, der junge Ehemann zieht kurzerhand in sein neuerbautes Haus, das in der Nähe des schwiegermütterlichen Heims stehen muß. Als Kaufpreis werden ein paar Hühner und bestimmte Mengen von Zeugstoffen an die Schwiegermutter gezahlt; außerdem gehört es zur Pflicht des Bräutigams, der Schwiegermutter die Feldarbeit zu besorgen, solange es der eigene Haushalt gestattet. Die Kinder der neuen Familie gehören zur Sippe der Mutter, die auch im Fall der Ehescheidung im Besitze derselben bleibt [2]. Die Einteilung des ganzen Jaostammes in exogame Sippen besteht noch, ist aber stark in der Auflösung begriffen. Totemismus existiert heute sicher nicht, ob er früher bestanden, ist sehr fraglich [3].

Die Eifersucht scheint bei den Jao-Ehemännern sehr stark zu sein. Der Ehebruch ist auch der häufigste Anlaß zur Scheidung. Hat der betrogene Ehe-

[1] Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse usw. 56—57. [2] Ebd. 58. [3] Ebd. 59.

mann Gewißheit von der Untreue seiner Frau erlangt, so ruft er die Verwandten zusammen und sagt, er gebe die Frau weg, dann geht er zu seinen Angehörigen, die Frau zu den ihrigen. Kinderlosigkeit führt häufig zur Trennung; die Frauen wählen in einem solchen Fall skrupellos einen andern Mann, indem sie sich stets für fruchtbar halten.

Bei der Niederkunft einer Frau dürfen der Hausherr und die älteren Kinder nicht zugegen sein. Zwillinge werden freudig begrüßt und stets gleich gekleidet. Kindermord soll vorkommen; und zwar aus dem Grund, um bald wieder lieben zu können. Meistens behelfen sich die Mädchen und Frauen durch Fruchtabtreibung, die, wie Weule behauptet, nicht als verwerflich gilt. Die Frauen gebrauchen auch allerlei abergläubische Mittel, um die Konzeption zu verhindern. Die Stillung der Kinder dauert in der Regel bis zur nächsten Schwangerschaft. Dem Kinde werden verschiedene Amulette umgelegt, um es vor Krankheit und Tod zu bewahren. Stirbt die Mutter bei der Geburt, so wird das Kind einer andern Frau zum Stillen übergeben. Mißgeburten werden erdrosselt oder erstickt.

Begräbnis. Stirbt ein Großer, ein Häuptling oder einer seiner Verwandten, so müssen alle Verwandten des Toten sich mit Öl einsalben, den Kopf rasieren und heulen. Die Leichen werden oft noch am Todestage begraben. In das Grab legt man eine Matte, darauf die Leiche und über diese werden so viele Matten und Kattunstoffe gelegt, als es der Besitzstand der Familie zuläßt. Über den Leichenraum werden Querstäbe gelegt, die man dick mit Gras überdeckt; auf dem Grab wird ein flacher Grabhügel errichtet. Über das Ganze stellt man ein Schutzdach aus Pfählen, Baumstämmen und Gras; neben den Grabhügel setzt man ein Tongefäß. In früheren Zeiten wurde hierin dem Toten Pombe geopfert; heute aber wird nicht nur keine Pombe mehr geopfert, sondern auch das Gefäß noch durchlöchert, damit es nicht entwendet werde, wie Weule meint. An natürliche Ursachen des Todes wird auch heute noch nicht geglaubt, stets wird Verzauberung, besonders von Frauen, angenommen. Die Medizinmänner werden herbeigeholt, um den Schuldigen zu ermitteln. Einigen sich diese Doktoren auf einen Schuldigen, so wird zunächst das Mavi-Ordal versucht. Das Mavi ist die Wurzel eines Baumes, die zerrieben und einem Huhn oder einem Hunde eingegeben wird. Alle Anwesenden klopfen nun auf die Bretter und rufen: „Hast du unsern Verwandten getötet, so soll das Huhn (bzw. der Hund) sterben zum Zeichen des Beweises. Bricht aber das Tier das Mavi aus, so bist du unschuldig und bleibst leben.“ Stirbt das Huhn, so gilt der Angeklagte als schuldig und wird aufgefordert die Zaubermedizin herzugeben. Er kommt nach einigem Zögern der Aufforderung nach. Früher wurde der Schuldige verbrannt, heute begnügt man sich mit dem Verbrennen der Zaubermedizin.

Religion. Die Jao glauben an ein höchstes, über allen Geistern stehendes gutes Wesen, das Erde und Menschen erschaffen hat und über den Wolken sitzt. Es heißt Mlungu. Weule[2] will diesen Glauben

---

[1] Ebd. 62—63.
[2] Ebd. 63. Vgl. auch Wehrmeister, Vor dem Sturm 90.

auf Küsteneinfluß zurückführen, aber ohne einen Grund anzugeben. Schon Livingstone berichtet von diesem Glauben im Ruwumagebiet und ebenso die späteren Missionäre. Der Glaube an dieses höchste Wesen ist am Ruwuma ganz allgemein, nur heißt er oft statt Mlungu, auch Mungu, Mwungu, Mluku[1]. Man kümmert sich aber um dasselbe sehr wenig und erweist ihm keinen eigentlichen Kult. Dagegen kümmert man sich sehr um die bösen Geister, die dem Menschen allerlei Übles zufügen und die man durch Opfergaben zu besänftigen oder durch Zauberei zu bannen sucht[2]. Ganz allgemein ist der Glaube an die Verpflanzung der Seelen, besonders angesehener Verstorbener in bestimmte Bäume, zu denen der Neger in Fällen der Bedrängnis oder bei schwierigen Unternehmungen oder um eine gute Ernte zu erhalten, hingeht. Der Platz unter dem betreffenden Baum wird gereinigt, darauf opfert man Bier und Mehl und bringt nun seine Bitte vor. Auch Gelübde werden bei solchen Gelegenheiten für den Fall der Erhörung gemacht.

„Der Glaube an einen Fortbestand oder an ein Fortleben der Seele der Verstorbenen besteht also ganz unzweifelhaft, doch haben die Eingebornen über deren gewöhnlichen Aufenthaltsort keine bestimmten Vorstellungen."[3] Von den Wamakonde berichtet Adams[4], daß sie an eine Auferstehung und innige Vereinigung mit dem guten Gott glauben, sollte nicht auch ähnliches von den Jao gelten? Sicher ist, daß nach dem Glauben der Jao die Toten die Hinterbliebenen stets sehen und ihre Bitten vernehmen. Sie glauben auch, daß die Seele die Fähigkeit habe, in Lebende überzugehen oder von ihnen Besitz zu ergreifen und durch sie Opfer an Bier zu verlangen. Den Missionären antworteten die Wajao, sie hätten im Heidentum wohl große Schandtaten, wie Mord, Diebstahl und Ehebruch, als schlecht angesehen, aber eine Strafe nach dem Tode hätten sie nicht gefürchtet, nur habe der abgeschiedene Geist eines Übeltäters auch nach dem Tode als böse gegolten[5].

15. Die übrigen Stämme im deutschen Ruwumagebiet (Makua, Wamuera usw.).

Wir haben schon bemerkt, daß die Stämme im Lindihinterland in Sitten und Gebräuchen eine große Ähnlichkeit untereinander verraten. Wir geben eine kurze Übersicht über dieselben im Anschluß an die Angaben Friedr. Füllleborns[6] und der Missionäre Adams[7] und Wehrmeister[8]. Bei Fülleborn findet man die ganze Literatur über das Ruwumagebiet zusammengestellt.

Bei allen hier in Betracht kommenden Stämmen herrscht das Mutterrecht, d. h. für die Abstammung ist nicht die Herkunft des Vaters, sondern die der Mutter maßgebend. Sind Vater und Mutter verschiedener Herkunft, so gilt der Sohn als Abkömmling derjenigen Sippe, welcher seine Mutter

---

[1] Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet 68. [2] Ebd.

[3] Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse usw. 63. Wehrmeister, Vor dem Sturm 90.

[4] Lindi und sein Hinterland, Berlin (ohne Jahreszahl; erschien 1904), 44.

[5] Vgl. Missionsblätter von St Ottilien, 15. Jahrg. (1911), 203.

[6] A. a. O. 60 ff. [7] A. a. O. 44. [8] A. a. O. 61 ff.

angehörte. Vielleicht hängt damit zusammen, was Livingstone[1] von den Wamakonde berichtet, daß sie zu ihren „Müttern“ beteten.

Die Stellung der Frau ist bei allen diesen Stämmen eine verhältnismäßig recht gute. Das Mädchen hat bei der Wahl ihres Gatten meist ein entscheidendes Wort mitzureden, und wenn schon der Freier den künftigen Schwiegereltern Geschenke macht oder ihnen seine Arbeitskraft widmen muß, findet doch kein eigentlicher Brautkauf statt, und so bleibt auch die Stellung der Frau gegen ihren Gatten eine ziemlich unabhängige. Wohl bei allen Stämmen hat jede verheiratete Frau ihre eigene Hütte und ihre eigenen Felder und schaltet darin nach Belieben. Bei Gerichtsverhandlungen werden jedoch die Frauen gewöhnlich von ihren Häuptlingen oder verwandten Männern vertreten. Ehebruch wird bei allen Stämmen streng bestraft und hat oft Ehescheidung zur Folge. Bei den Wamakua wurde weibliche Untreue mit völliger Durchschneidung der Oberlippe gebrandmarkt[2], und Ehebrecher wurden zu Sklaven gemacht oder gar zum Tode verurteilt. Bei den Wamakonde soll Ehebruch selten sein.

Nach Adams kommt bei den Wamuera und Wamakua Vielweiberei selten vor, da schon die Eifersucht der freien Ehefrau sich dagegen wehrt. Vielweiberei kommt meist nur bei Häuptlingen vor. Dagegen berichtet Weule[3] von den Wamakua (Makua), daß sich der Mann so viele Frauen nimmt, als er ernähren zu können glaubt, aber klugerweise jede Frau in einer besondern Hütte unterbringt.

Die verhältnismäßig schwache Verbreitung der Polygamie ist um so bemerkenswerter, als bei mehreren Stämmen, z. B. bei den Wamuera und Wamakonde, die Sitte besteht, daß die Weiber während der Schwangerschaft und bis das Kind entwöhnt ist — und das findet oft erst im dritten Lebensjahre statt — sich jedes Geschlechtsverkehrs enthalten, da man fürchtet, daß dies dem Kinde schaden könnte. Bei der Geburt des Kindes dürfen Männer, selbst der eigene Vater, nie zugegen sein. P. Rüdel[4] schreibt über die Geburtsgebräuche: Schon das Kind im Mutterschoß muß gegen Unglück beschützt werden. Zu diesem Zweck erbat sich die Negerin vom Mganga (Zauberer) ein Band, das sie um den Leib trug. Nach der Geburt wurden diese Bänder ins Wasser gelegt, in dem man das Neugeborne badet; auch trug das Kind den einen Teil der Schnüre um die Lenden und um den Hals. Ist alles gut abgelaufen, so wird der Erfolg der Dawa (Medizin) zugeschrieben, und der Arzneimacher bekommt seinen Lohn, sonst wird der Mganga ausgezankt und um den verabredeten Lohn heftig gestritten. Sterben aber Mutter und Kind, dann glaubt man, daß entweder der Mann oder die Frau die Treue gebrochen habe, und es gibt große Streitigkeiten unter den Verwandten.

Früher wurden Mißgeburten und Krüppel in der Regel gleich nach der Geburt getötet, ebenso Zwillinge. Die Pubertätsfeierlichkeiten, die wir oben bei

---

[1] The last journals of David Livingstone in Central Africa, London 1874, 28.

[2] Bei allen Ruwumastämmen pflegen sich die Frauen durch das Tragen großer Holzklötze in der durchlöcherten Oberlippe zu „verschönern“. Das Durchschneiden des Lippenloches ist die angegebene Strafe für die Ehebrecherin. [3] A. a. O. 98.

[4] Negerleben; vgl. Missionsblätter der St Benediktus-Genossenschaft, Jahrg. 1900 und 1901.

den Jao beschrieben, finden in ähnlicher Weise, wenn auch mit einzelnen Verschiedenheiten, bei den andern Stämmen statt[1]. Für die Brautwerbung besteht meist die Sitte, daß der Freier unter Darbringung von Geschenken bei seinen zukünftigen Schwiegereltern um die Hand der Erwählten anhält, und daß er denselben bei Bestellung der Felder behilflich sein muß. Eine eigentliche Hochzeitszeremonie besteht bei den meisten Stämmen nicht. Ist man über die Ehe einig geworden, so findet z. B. bei den Makua eine Familienversammlung statt, bei der die beiden Heiratswilligen verschiedene Ermahnungen betreffs ihrer gegenseitigen Pflichten erhalten, und damit gilt die Ehe als geschlossen[2]. Nach Thomson besteht die Hochzeitszeremonie darin, daß das Mädchen die Hütte des Erkorenen reinigt, und daß dann der Mann in die Hütte tritt, nachdem er draußen seine Waffen abgelegt hat[3].

Die Begräbnisse finden bei den Makua in ähnlicher Weise statt wie bei den Jao. Der Tote liegt in seiner gewöhnlichen Kleidung auf der Kihanda, der gewöhnlichen Bettstelle Afrikas. Der Boden des Grabes wird mit einer Matte ausgelegt, auf die dann die Leiche, den Kopf nach Osten, das Gesicht nach oben gekehrt, zu liegen kommt. „Als Grund gab man mir an“, schreibt Weule[4]: „‚Wir sind vom Westen, vom Innern her, gekommen, und wir gehen nach Osten, nach der Küste zu.‘ In der Tat stimmt das; würde der Tote sich aufrichten, so hätte er die Front zur Küste.“ Der Reiche bekommt als Beigabe mit: vor allem sein Gewehr, dann aber möglichst viel Zeug. „Was der Tote damit im Jenseits machen soll, weiß man heute nicht mehr; mir gab man als Zweck dieser Beigaben an, es sei nicht gut, wenn die Hinterbliebenen alles für sich behalten.“ Zur richtigen Würdigung solcher und ähnlicher Antworten sei hier an die treffende Bemerkung erinnert, die Weule[5] selbst darüber macht, wie schwer es halte, bei primitiven Völkern die Wahrheit durch Ausfragen zu erfahren. „Bei Naturvölkern kommt gerade bei abstrakten Dingen alles auf die Fragestellung an; man kann sie gar nicht konkret und elementar genug fassen. Im übrigen hat man durchaus kein Recht, verächtlich auf die Naturvölker herabzuschauen; würde ein Forscher bei uns einen Mann aus dem Volke fragen: ‚Sag einmal, kannst du deine Cousine heiraten?‘ so würde die Antwort sehr wahrscheinlich ein sehr verwundertes: ‚Warum denn nicht?‘ sein. Für seine wissenschaftlichen Zwecke wäre dem Fragesteller wohl schwerlich geholfen.“

Ist das Grab von allen mit den Händen zugeworfen, so wird die überschießende Erde zu einem Grabhügel aufgetürmt. Vor und nach dem Begräbnis werden Schüsse abgefeuert, wohl um den Geist des Toten an der Rückkehr zu hindern. Nach den Angaben der Makua hat die Seele die Gewohnheit, zeit-

---

[1] Vgl. Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse usw. 108 ff; Adams, Lindi und sein Hinterland 48 ff; Rüdel, Negerleben 112 ff.

[2] Weule a. a. O. 97.

[3] Bei Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet 64.

[4] A. a. O. 100. Das stimmt aber tatsächlich nicht; wenn der Kopf nach Osten und das Gesicht nach oben gekehrt ist, würde der Tote beim Aufstehen nach Westen schauen. Vielleicht liegt hier ein Schreibfehler vor.

[5] A. a. O. 96.

weilig an ihren alten Wohnort zurückzukehren; sie geht dann in andere Menschen über und spricht in Träumen zu den Hinterbliebenen: „Ihr werdet eine gute Ernte haben, wenn ihr fleißig seid, sonst werdet ihr wenig ernten", oder: „Ihr sollt für meine Kinder sorgen" u. dgl. Über dem Grabhügel wird ganz allgemein, wenigstens bei Angesehenen, eine Hütte erbaut, entweder sofort oder später. Bei besonders angesehenen Großen schaffen die Hinterbliebenen auch wohl einen wirklichen Totenhain. „Ein durchaus sympathischer Zug im Leben aller Neger des Südens ist die außerordentliche Sorgfalt, mit der diese Grabstätten rein gehalten werden. In den Dörfern und Hütten mag es noch so wüst aussehen, die Grabstellen nebst ihrer nächsten Umgebung findet man nie ungefegt und ungesäubert. Damit im engsten Zusammenhang steht auch die stete materielle Fürsorge für den Toten; man bringt ihm Essen, weil er Hunger hat, und bringt ihm Pombe, weil er Durst hat. Steht man aber vor einem Krieg oder hat man ein anderes großes Unternehmen vor, so geht man zu seinem Grabe hin, opfert wieder Mehl und Pombe und betet dann zum Verstorbenen: ‚Laß den Krieg gut ausgehen, schütze mich vor Tod und Verwundung', oder aber: ‚Ich will morgen eine Reise antreten, schütze mich vor den Löwen und Schlangen und laß mich gut hin- und zurückkommen.'" [1]

Wie die Jao haben auch die Makua und die andern Stämme des Ruwumagebietes ihre Gebetsbäume (Ntollo- oder Msolobaum). Sie dienen sowohl als Grabbäume wie auch zu Kultzwecken; man opfert Mehl und Pombe unter ihnen und bindet als weitere Opfergaben Zeugstreifen an sie an [2]. „Die Sitte", schreibt Adams [3] von den Makua, „zum Msolo-Gebetsbaum zu gehen, ist allgemein verbreitet. Gewöhnlich bestimmt der Häuptling einen Baum im Walde, um welchen rings der Platz gesäubert wird. Hierhin bringt das Volk die kleinen Opfer von Mehl und Negerbier, die Häuptlinge bringen Tuchbinden an dem ‚Msolo' an, dann beten alle kniend unter beständigem Händeklatschen um gute Ernte, Gesundheit und Schutz vor wilden Tieren. Nach Beendigung der Zeremonie kümmert sich niemand weiter um den Baum und die Opfergaben; hie und da bindet jemand eine neue Binde zu den alten oder es wird ein Stück derselben zur Zauberei abgeschnitten." Zuweilen werden beim Baum auch Gelübde gemacht: „Wenn ich das und das erhalte, werde ich Pombe opfern." Die bei diesem Gebetsbaum geübte Verehrung gilt den verstorbenen Vorfahren, wie denn überhaupt der Ahnenkult in den religiösen Vorstellungen bei allen diesen Stämmen eine Hauptrolle spielt.

Wie aus den Totengebräuchen hervorgeht und alle Missionäre bestätigen, glauben die Bewohner des Lindihinterlandes allgemein an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Von den Wamakonde berichtet Adams [4], „daß sie an eine Auferstehung und innige Vereinigung mit dem guten Gott", und von den Wamuera, „daß sie vielfach an eine Seelenwanderung, eine Verwandlung des Menschen in Tiergestalt und an eine reine Fortdauer der Seele glaubten". Nach Weule [5] sagen die Makua: „Der Schatten des Menschen geht zu Gott (iluku); Gott aber wohnt irimu (oben)." Häflinger [6] behauptet auch,

---

[1] Weule a. a. O. 101. [2] Ebd. 102. [3] A. a. O. 54. [4] Ebd. 40 44.
[5] A. a. O. 102. [6] Vgl. Missionsblätter von St Ottilien, 5. Jahrg. (1901), 15.

daß die Makua eine schwache Idee von einer göttlichen Vergeltung haben. Kommt ein Bösewicht beim Tode vor Mungu (Gott), so fassen ihn sofort die dienenden Geister auf den Wink des großen Geistes, binden ihn rund zusammen und sieden ihn in einem Kessel. Dann wird derselbe verzehrt, und auch seine Seele ist dann nicht mehr. So soll es jedem ergehen, der auf Erden große Schandtaten, wie Mord, schweren Diebstahl und Ehebruch, begangen hat.

Gott (Mluku oder Iluku oder Mulungu Mungu) steht nach den Makua über allen Geistern; er weiß alles, scheint sich aber um die Menschen wenig zu kümmern, weshalb auch die Neger ihn vernachlässigen und ihm keine oder nur geringe Verehrung zollen; um so mehr werden die Geister geehrt. Außer den Ahnen gibt es, wenigstens in der Lukuledigegend, besonders drei derartige böse Geister: Nakale, Nachepani und Nachintega, die den Menschen nachstellen und durch Opfer versöhnt werden müssen [1].

Zauberer und Regenmacher gibt es im ganzen Lindihinterland; sie spielen zugleich die Rolle von Ärzten. Gewöhnlich sind sie über und über mit Tätowierungen bedeckt. Stirbt jemand, so denkt man vor allem an Zauberei und sucht den Schuldigen zu ermitteln und zur Rechenschaft zu ziehen. Die Apotheke der Zauberer besteht meist aus Wurzelstücken, Schröpfköpfen aus Horn, Kalebassen mit Öl und Asche, Menschenhaaren, eingewickelten Kieseln, oft auch menschlichen Leichenteilen. Allerlei Zaubermittel werden gegen drohende Gefahren angewendet. So gibt es einen Zauber gegen Felddiebe, meist einige Topfscherben mit verkohlten Stengeln, einen Zauber, um Fruchtbarkeit zu erlangen, einen Zauber gegen Heuschrecken u. dgl. [2]

Bei den hier in Betracht kommenden Stämmen sind allgemein Gottesurteile üblich. So z. B. das Gottesgericht des Kiapo bei den Jao, das mit dem Muavittrinken der andern Stämme übereinstimmt. Wir werden dieses Verfahren bei der Schilderung der Konde am Njassa kennzeichnen. Ein anderes Gottesurteil besteht darin, daß der Angeklagte seine Unschuld durch Herausholen einer Kugel aus heißem Wasser beweisen muß.

Die Mannbarkeitsfeste werden bei den Makua, Makonde und Muera und den andern Ruwumastämmen in ähnlicher Weise gefeiert wie bei den Jao [3].

In Bezug auf das Rechtswesen sei noch erwähnt, daß Brandstiftung streng bestraft wird. Findet jemand eine verlorene Sache, so wartet er, bis sich der Verlierer meldet. Vernimmt dieser, daß jemand z. B. ein Messer gefunden, so nimmt er ein Huhn und geht zum Finder, der in den meisten Fällen den Fund gegen die Belohnung herausgibt. Geschieht das nicht, so droht ihm der Verlierer: „Wenn ich einmal etwas von dir finde, so bekommst du es nicht wieder.“ — Erschoß früher ein Makonde einen andern auf der Jagd, so hatte er lediglich einen Sklaven zu stellen. Bei bloßer Verletzung hatte er die Pflicht, Medizin zu suchen und den Verletzten zu pflegen, bis er gesund war. Zum

[1] Rüdel, Negerleben, in den Missionsblättern der St Benediktus-Genossenschaft 1901, 12.

[2] Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet 105 ff.

[3] Vgl. Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse usw. 108 ff; Fülleborn a. a. O. 62 ff; Rüdel a. a. O. 112 ff.

Schluß mußte er diesen mit einem Geschenk abfinden. Selbstmord soll nicht ganz selten sein. Ist die Ursache desselben eine Frau, so müssen deren Verwandte zwei bis drei Sklaven an den Dorfhäuptling des Toten bezahlen. Auch wenn ein älterer Bruder seinen jüngeren Bruder so schwer beleidigt, daß sich dieser infolge davon selbst tötet, muß jener einen oder zwei Sklaven an die Verwandten zahlen. Das Erbrecht ist, wie Weule behauptet, matriarchalisch. Die Häuptlingswürde ist aber nur insofern erblich, als das Volk den Tüchtigsten aus den Nachkommen zum Häuptling wählt.

Böser Blick ist bekannt; „manche Menschen haben einen bösen Blick", sagen die Leute. „Der hat ein schlechtes Gewissen", meinen sie, „und sein Blick schadet uns; seine Augen aber sind groß und rot und stehen nicht still." [1]

Über den Charakter der Neger im Lindihinterland urteilen die Missionäre lange nicht so ungünstig wie viele Reisende. Die Neger sind wie Kinder mit ihren guten und bösen Eigenschaften, und im großen ganzen nicht schlechter als sehr viele Europäer, die es nie gelernt haben, ihre niedern Triebe zu beherrschen und der Vernunft unterzuordnen. „Ihre Sittlichkeit ist freilich keine musterhafte, besonders ihre Anschauungen über die Ehe. Von der Einheit und Unauflöslichkeit haben sie keine Ahnung. Doch abgesehen von diesem heidnischen Ehebegriff möchte ich nicht wagen zu behaupten, daß die Neger viel tiefer stünden als die gebildeten Völker. Die traurigen Verirrungen auf sittlichem Gebiete, die in Europa eine sexuelle Frage heraufbeschworen haben, sind diesen Naturkindern fremd." [2] „Wie ein Kind hat auch der Neger ein feines Rechtsgefühl. Er nimmt Strafe jeder Art gerne hin und dankt noch dafür, wenn sie gerecht ist, d. h. wenn er sich auch bewußt ist: ‚Das habe ich verdient.' Wird er ungerecht bestraft oder härter, als er gefehlt, dann empfindet er das als Unrecht und vergißt es nie mehr." [3]

16. Die Neger der Landschaft Mkulwe.

Mkulwe liegt am Unterlauf des Saisi, hier Momba genannt, in der Luftlinie etwa 30 km von dessen Mündung in den Ikwa-See (Rukwa-See) entfernt. Die Sitten und Überlieferungen der Neger dieser Gegend schildert eingehend P. Alois Hamberger [4] aus der Gesellschaft der „Weißen Väter". Hamberger war, als er seine Berichte schrieb, schon acht Jahre Missionär in der Ikwa-Ebene, davon fünf Jahre in der Station St Bonifaz von Mkulwe.

Der Missionär teilt zuerst eine Anzahl religiöser Überlieferungen in der Eingebornensprache mit wörtlicher deutscher Übersetzung mit und schließt daran die Bemerkung: „Die vorausgehenden Erzählungen enthalten auf den ersten Blick einige, wenn auch verworrene Überlieferungen über den Ursprung der Menschheit, über deren hauptsächlichste Schicksale bis zur Zerstreuung über die Erde, über die wunderbare Geburt eines weißen Lehrers, über eine Sintflut und einen Turmbau, über gut und bös, über das Schicksal der Menschen nach dem Tode, über die Beziehung Gottes und der Geisterwelt zu den Menschen, einige verschwommene

---

[1] Weule a. a. O. 124. [2] Missionsblätter von St Ottilien, 10. Jahrg. (1906), 150.
[3] Ebd. 150—151. [4] Im Anthropos IV (1909) 295 ff.

Gedanken über eine Auferstehung der Verstorbenen. Man sieht, daß manche der in diesen Überlieferungen berichteten Gebräuche zumeist Analogien zu den Berichten der biblischen Urgeschichte haben; über den Turmbau hinaus habe ich keine solche Analogien mehr gefunden." [1] In den Überlieferungen ist auch die Rede davon, daß der Tod als Strafe für den Ungehorsam eines Weibes in die Welt kam. [2] Auf Befehl Gottes retteten sich bei einer Sintflut einige Menschen in einem Schiff mit den Tieren, die sie mitnahmen, während die übrigen zu Grunde gingen.

Die am klarsten festgehaltene Idee der Eingebornen ist die von einem guten, aber auch gerechten und strafenden Gott; freilich denken sie dabei vorwiegend an irdische Dinge, doch nicht ganz ausschließlich, wie Hamberger meint. Wir werden das gleich aus dem ersehen, was er von Wazimu erzählt. Gott wird als Schöpfer gedacht. Sein Name ist hier, wie weiter in Nordost und Südost Nguluwi, gegen Südwest und Nordwest bei den Wabembe, Wawambwe und Wafipa heißt er Lesa. Nguluwi ist ein körperloser Geist, welchem wegen seiner Güte häufig der Titel Mama (Mutter) beigelegt wird, obwohl er keineswegs als weibliches Wesen gilt.

Ein anderer körperloser Geist, der eine große Rolle spielt, ist Mwawa, auch Nanyawili und Kataï genannt. Diesen hassen und fürchten innerlich die Leute, äußerlich aber ehren sie ihn und gehorchen seinen meist verkehrten Befehlen, um von ihm nicht vernichtet zu werden. Er wird auch oft wie Nguluwi Mama genannt, um ihm zu schmeicheln, wird aber als Gott durchaus untergeordnet angesehen. Er täuscht die Menschen und frißt sie durch die Blattern auf oder schlägt sie mit Blindheit. Er ist der Satan in Person, welcher in seiner Eigenschaft als Feind Gottes geahnt, aber nicht erkannt ist, denn er hat Zutritt zu Nguluwi, um manchmal für hündischen Gehorsam etwas Gutes, meist aber nur Böses für die Menschen zu erbitten [3].

Die Wasimu (Wazimu), die Seelen der Verstorbenen, werden als bei Gott an einem glänzenden Ort wohnend gedacht. Doch gilt dies nur von den Seelen, die keine großen Sünden haben. Die mit großen Sünden (mpondo) belasteten Seelen werden von Gott dort nicht zugelassen; wohin er sie bringt, das wissen die Eingebornen nicht, „die Alten haben es nicht gesagt" [4]. Heute haben viele Eingeborne keine bewußte Vorstellung mehr über den Wohnort der Seelen, aber unbewußt denken sie sich alle ohne Ausnahme den Aufenthaltsort der Seelen bei Nguluwi; denn alle flehen zu ihren verstorbenen Eltern, Großeltern usw., bei Gott Fürbitte für sie einzulegen. Sie beten: „Bitte für mich bei Gott, fall für mich vor Gott auf die Knie."

Neben dem Msimu (Seele) des Menschen kann aber auch der begrabene Leib noch der Ausgangspunkt eines halbgeistigen Lebens werden; wenn der Leib in Verwesung übergeht oder schon verwest ist, können die Gebeine sich als Kiwa (Gespenst) erheben. Nicht alle Menschen erstehen als Gespenst, und nicht alle Gespenster sind bösartig. Bei diesen Viwa (Mehrzahl von Kiwa) unterscheiden

---

[1] Im Anthropos IV (1909) 304. [2] Ebd. 299.
[3] Ausführlicher schildert Hamberger die Rolle Mwawas ebd. V (1910) 798 ff.
[4] Ebd. IV 302.

die Neger kaum das Wesen von den Knochen; das wandelnde Knochengerüst ist für ihn das Kiwa, ohne daß er danach fragt, aus welcher Kraft die Knochen wandeln. Nach meiner Ansicht ist jedenfalls in der Vorstellung der Neger nicht die Seele diese bewegende Kraft; denn während er den Msimu (Singular von Wasimu) verehrt und zu ihm betet, er möge zu Gott für ihn flehen, haßt er zu gleicher Zeit das Kiwa des nämlichen Menschen und belegt es mit Schimpfnamen, wie: „Du Bastard, du Hundesohn.“ [1] Mit dem Verbrennen sämtlicher Knochen geht das Gespenst zu Grunde; bliebe auch nur ein Knöchlein zurück, so würde es weiter bestehen.

Der Gespensterglaube ist zweifellos sehr alt bei diesen Negern, das Gespensterverbrennen dagegen scheint vor noch nicht langer Zeit von den südlich wohnenden Wabembe übernommen worden zu sein. Dieser Aberglaube war besonders am Anfang der Mission ein großes Hindernis der Christianisierung. Die alten Leute widersetzten sich der Taufe; denn, sagten sie, sind unsere Kinder getauft, so werden sie nach ihrem Tode vom Missionär auf dem christlichen Friedhof begraben, so daß wir sie nicht mehr ausgraben und verbrennen können, wenn sie Viwa werden [2].

Die Mkulwe-Neger glauben auch an Verwandlungen, welche die Knochen durchmachen können. Die der Häuptlinge werden in Löwen verwandelt; andere in Leoparden, Hyänen oder Schlangen.

Fast ebenso große Furcht wie ein Kiwa flößt den Negern ein Kingula ein. Kingula ist jedes Kind, bei dem die Oberzähne zuerst durchbrechen. So ein Kind ist ein Unglückskind, das seine ganze Familie zu Grunde richten würde, wenn es am Leben bliebe. Deshalb wird es unerbittlich und sofort beseitigt; was in der Regel ältere Weiber besorgen. „Im geheimen geschieht das sicher auch jetzt noch“, schreibt der Missionär. Fragt man, warum das Kind so gefährlich sei, so weiß niemand einen Grund anzugeben.

„Bei andern Stämmen, z. B. östlich vom Njassa, werden auch Zwillingskinder gleich den Kinkula gefürchtet und getötet. Hierzulande geht man nicht so weit, glücklicherweise; denn die Zwillinge sind hier auffallend häufig.“ Die Mütter fürchten sich vor solchen Zwillingsgeburten, weil ihnen die große Mühe in Aussicht steht, zwei Jahre lang sich zwei Erdenpilger um den Leib zu binden, von denen der eine in der Regel auf dem Rücken, der andere auf der Hüfte nach vorne gebeugt reitet [3].

Ihre Handlungen scheinen, wie Hamberger meint, die Neger in keinerlei Beziehung zum Himmel zu bringen, doch geht aus dem Folgenden hervor, daß dies nicht ganz richtig ist; so besteht, wie schon gesagt, die Vorstellung, daß Nguluwi verstockte Sünder von sich wegjagt; freilich konnte der Missionär noch keine bestimmte Idee von einem speziellen Strafort (Hölle) feststellen [4]. Er sagt bei dieser Gelegenheit sehr richtig: „Im übrigen bemerke ich, daß man mit Fragen nichts aus dem gedankenlosen Negerkopf herausholt. Wer seine Denkweise kennen lernen will, muß mit ihm leben und unverfänglich mit ihm plaudern und verkehren.“ [5]

[1] Anthropos V 801. [2] Ebd. 802. [3] Ebd. 803. [4] Ebd. IV (1909) 302.
[5] Ebd. 303.

Alles Gute kommt nach den Eingebornen von Gott. Nguluwi sorgt liebevoll für die Menschen, wobei der Neger ausdrücklich nur an Irdisches denkt. Von Gott kommt der Kindersegen, Regen, Nahrung, Glück beim Unternehmen, bei Jagd und Fischerei, Gesundheit, ja sogar Hilfe zur Beseitigung eines Feindes durch Gewalt und selbst durch Zauberei. Nguluwi gibt aber das Gute vielfach nicht auf eigene unmittelbare Entschließung hin, sondern sehr viel auf die Fürbitte der bei ihm wohnenden guten Geister, ja sogar Mwawa kann fürbittend bei ihm erscheinen. „Kommt alles Gute von Nguluwi als Ausfluß seiner Güte, so auch alles Übel, wie Mißerfolg, Krankheit, vorzeitiger Tod als Strafe für Vergehen, für Mpondo (schwerste Sünden) und Kasinsa (schwere Sünden), dabei sieht er Beleidigung und Vergessen seiner Freunde, der Wasimu, als eine ihm selbst zugefügte Unbill an, welche er auf deren Bitte straft.... Verhängt Nguluwi eine Krankheit zur Strafe für die Sünden, so erfolgt die Heilung durch Wegschaffung des Vergehens; dies geschieht durch eine regelrechte reuige und öffentliche Beicht, welcher die Kraft zugeschrieben wird, die Mpondo und Kasinsa (Sünden) aus der Brust des Menschen zu entfernen." Für die Sünden eines Gliedes wird die ganze Verwandtschaft als haftbar gedacht, so daß jemand für die Vergehen eines Verwandten mit einer Krankheit heimgesucht wird, wie ja überhaupt auch in irdischen Rechtshändeln eines Gliedes immer die ganze nähere Vetterschaft haftbar ist. Bei der öffentlichen Beicht muß daher jedes erwachsene Glied der Familie der Reihe nach seine Sünden laut bekennen. Tritt jetzt keine Besserung ein, so schließt man, daß ein Glied ein Vergehen verschwiegen hat oder daß die Krankheit nicht direkt von Gott, sondern von einem erzürnten verstorbenen Familiengliede oder von Mwawa u. dgl. herrühre.

Die Gebetsformeln zu sprechen, ist das ausschließliche Recht des Familienvaters sowohl in seinen eigenen Anliegen als in denen der ganzen Familie oder einzelner Glieder. Es gibt Gebete, welche manche jeden Tag durch ihre Vorfahren an Gott richten; ebenso Gebet und Beicht eines Familienvaters, der eine längere Reise antritt; Gebet für ein krankes Kind, Gebet um Regen u. dgl.[1]

In den Gebetsformeln spiegeln sich Vorstellungen wider, deren sich der gewöhnliche Neger meist wenig bewußt ist; „wendet sich jemand direkt an Gott, so muß er es mit reinem Herzen tun oder vorher durch die Beicht die Sünden wegschaffen. Gott verlangt kein Opfer, wohl aber ein demütiges sündenloses Herz".

Die Beicht wird noch jetzt bei bestimmten Anlässen von den Erwachsenen mit großem Ernst vollzogen. Jüngere unverheiratete Leute beichten nicht; ihre Vergehen werden nur als Makulilo bezeichnet, als Akte, die das „Großwerden"

[1] Hamberger teilt solche Gebetsformeln wörtlich mit (Anthropos IV [1909] 307 ff). So lautet z. B. das Gebet und die Beicht, die der Familienvater beim Antritt einer längeren Reise laut vor seiner versammelten Familie und Vetternschaft spricht: „Gütiger Gott, beschütze mich, damit ich wohl reise; ich habe keine andere Sünde getan als dies ... (hier beichtet er laut seine Sünden, ‚um sie aus der Brust herauszuschaffen', damit ihn Gott unterwegs nicht etwa dafür mit Unglück und Krankheit strafe; dann fährt er fort:) Ich habe kein anderes Vergehen, ich bin arm, beschütze mich, gütiger Gott! Und du Vater, du Großvater, ihr Großväter alle unter den Geistern, beschützt mich, fallt für mich bittend nieder bei Gott, daß er mir Kraft gebe, damit ich nicht erkranke, daß ich Güter erlange; ich weihe euch dies und dies. Euer sei das Rind."

mit sich bringt; sie werden zwar als ungehörig, aber unabwendbar angesehen und ziehen keine Strafe auf die Familie herab.

Die Beicht der Erwachsenen muß vollständig sein, d. h. es darf keine Sünde verschwiegen werden, außerdem muß sie demütig und reuig sein, man soll nicht mit doppeltem Herzen beichten. Die Sünden, über die sie sich in ihrer Beicht anklagen, sind Ehebruch, Mord durch Zauber oder Gift, Abtreibung der Leibesfrucht, Bruch eines Gelübdes, Nichtanteilnahme an den vorgeschriebenen Opfern, Mißhandlung der Eltern, Ungehorsam gegen den Vater, Verleumdung mit Lüge, Begierde nach Inzest, Diebstahl. Hamberger fügt hinzu: „Die Forderungen und Gebote des Dekalogs sind zum guten Teil nicht unbekannt.“ [1]

Kommt in der Regenzeit, wenn die Flüsse angeschwollen sind, eine Reisegesellschaft zu einem Fährmann, um überzusetzen, so wird sich dieser häufig an die Gäste wenden und sagen: „Sollte jemand eine Sünde in der Brust haben, so beichte er, damit Gott beim Flußübergang kein Unglück sende.“ Diese Beicht vollzieht sich ohne weitere Zeremonie; wer etwas zu beichten hat, sagt einfach: Ich habe das und das getan. Fürchtet sich jemand, vor Fremden eine große Schuld zu bekennen, so nimmt er einen langen Grashalm und trägt ihn in den Kahn; das will sagen: „Ich habe eine schwere Schuld in der Brust und bekenne sie.“ Diese Zeremonie dispensiert ihn davon, die Sache beim Namen zu nennen.

Die Krankheiten werden durch Zauberer geheilt, welche die Geister um die Ursache der Krankheit befragen. Kommen in einem Dorfe mehrere Todesfälle kräftiger Leute bald hintereinander vor oder wird die Krankheit des Häuptlings auf Zauberei zurückgeführt, so bringt der Zauberer das höchste Entdeckungsmittel, eine Art Gottesurteil: das Probegift, zur Anwendung. Wer das Gift nicht erbricht, sondern davon anschwillt, ist dem Tode verfallen; er ist ein Zauberer. Obwohl diese Probe heute verboten ist, so kommt sie doch in abgelegenen Teilen noch vor, wenn jemand des Diebstahls oder Ehebruchs beschuldigt ist.

Es blieben uns jetzt noch einige Völker Deutsch-Ostafrikas am Tanganika und Njassa zu schildern übrig. Wir ziehen es aber vor, sie gemeinschaftlich mit den übrigen Anwohnern dieser Seen zu berücksichtigen.

Drittes Kapitel.

Die Neger am Tanganika und Njassa.

1. Allgemeine Übersicht über die Religion und Moral der Völker am Tanganika.

Über die Eingebornen am Tanganika besitzen wir eine allgemeine, eingehende Schilderung der Missionäre aus der Kongregation der Weißen Väter, die deshalb hohen Wert hat, weil sie sich auf die langjährige Erfahrung vieler Missionäre stützt und aus ihrer gemeinsamen Beratung hervorgegangen ist [2].

[1] Anthropos IV (1909) 310.

[2] Vgl. Missions d'Afrique Nr 46 (1883), S. 58 ff, und besonders Nr 111 (1895), S. 102 ff; ferner Missions catholiques 1883, 61 ff; 1885, 272.

„Es ist sehr schwierig", gestehen die Missionäre, „einen Wilden dahin zu bringen, daß er sich über seinen Glauben und seinen Kult ausspricht. Gewöhnlich hüllt er sich in ein absolutes Schweigen über seinen Aberglauben, sei es, daß der Teufel ihm den Mund schließt, um seine Idolatrie sicherer zu erhalten, sei es, daß er den Spott über seine Ideen und Gebräuche fürchtet, deren Lächerlichkeit er ahnt, sei es endlich, daß er sich fürchtet, den Gegenstand seiner Verehrung der Verachtung auszusetzen. Seit 15 Jahren jedoch, während deren wir in ihrer Mitte leben, ist es uns gelungen, besonders infolge der Angaben unserer Konvertiten, zum großen Teil den Schleier zu lüften und in ihren Glauben und Aberglauben tiefer einzudringen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, werden wir einfach das Ergebnis unserer Beobachtungen mitteilen."

„Der Neger am Tanganika ist nichts weniger als Materialist; er glaubt an Gott, er glaubt an das Dasein der Seele und deren Fortdauer über den Leib hinaus, und wie groß auch die Finsternisse sind, welche diese Wahrheiten verhüllen, so ist es doch leicht, sie ans Licht zu heben, wenn man auch nur ein wenig in vertrautere Beziehungen zu ihnen tritt."

„Die Missionäre am Tanganika haben zunächst bei allen diesen Völkern, mit denen sie verkehrten, den Glauben an Gott, an das höchste Wesen konstatiert. Auf diese einfache Frage: Wer hat den Himmel gemacht? Wer hat die Erde gemacht? antworten alle: Gott, Muungu, und diesen Gott-Schöpfer nennen sie allmächtig: Kabezia im Norden des Sees und Lesa (Leza) im Süden. Er ist es, der alle Dinge gemacht hat und der dem Kinde im Mutterschoße das Leben gibt. Sie verlegen seine Wohnung über die Wolken und geben ihm als Haupteigenschaft die Güte. Vielleicht gerade wegen dieser Güte und wegen der großen Entfernung erweisen sie ihm keinen Kult. Ihre Gaben und Opfer behalten sie den Geistern vor, mit denen sie in direkteren Beziehungen zu stehen glauben und von denen sie irgend ein Übel zu fürchten haben. In der Tat, im Heidentum ist alles Furcht, und die götzendienerischen Opfer, Gaben und Gebräuche haben meist keinen andern Zweck, als die höheren Mächte, die man für bösartig hält, zu versöhnen."

„Der Glaube an das Fortleben, ich wage nicht zu sagen an die Unsterblichkeit der Seele — denn über dieses Dogma haben sie keine klare und bestimmte Idee — mag, wie der Glaube an Gott, vielleicht nicht bei jedem Individuum vorhanden sein, aber er findet sich gleichmäßig bei allen Völkern des Tanganika. Wenn der Mensch stirbt, ist nicht alles tot, sagen die Neger; es bleibt sein Geist, der oft imstande ist, ihnen Vorteile zu verschaffen. Infolge davon haben sie keine Furcht vor der Leiche, und die Kinder gewöhnen sich daran, von selbst an das Grab des Vaters zu gehen, um ihn um Gesundheit, Kraft und Mut zu bitten.... Oft, wenn man die Neger fragt, wohin der und der gegangen sei, antworten sie: ‚Er ist zu Kabezia gegangen', um auszudrücken, er sei tot. Einst hatte ich folgendes Gespräch mit einem Häuptlinge von Itawa, mit Namen Lumangua, den wir zum erstenmal sahen: ‚Wie viele Götter gibt es?' — ‚Es gibt nur einen Gott', antwortete er. ‚Wo wohnt er?' Er zeigte auf den Himmel. — ‚Wenn der Mensch stirbt, ist es mit ihm aus?' — ‚Nein', sagte er, ‚sein Roho (seine Seele) stirbt nicht.' — ‚Wohin geht sie?' — ‚Lesa

nimmt die Guten zu sich.' — ‚Und was tut er mit den Bösen?' — ‚Er straft sie und sendet sie in das Feuer tief in die Erde.'" [1]

Beim Tode Chatas (1888), eines der bedeutendsten Häuptlinge, wurde seine Leiche in seine Heimat Usoa transportiert. Dort grub man eine große unterirdische Kammer, zu der man durch eine Galerie gelangte. In dieser Kammer wurde die Leiche des Königs auf einem Throne sitzend untergebracht; neben dem Throne lagen die Waffen. Zwei von seinen Sklaven wurden in der Grabkammer geschlachtet und zwei in der Galerie, um ihm in der andern Welt als Begleiter zu dienen.

Die Wabembe haben auch den Gebrauch, sich den Toten zu empfehlen. Man sagt ihnen, man werde sie nicht vergessen, aber sie sollten über die Ihrigen wachen. Dieser Glaube an das Fortleben der Seele ist natürlich vielfach mit grobem Aberglauben verbunden. Sehen die Eingebornen z. B. beim Mondschein in der Nacht ein Stück Quarz leuchten, so sagen sie, der Geist eines verstorbenen Verwandten habe dort Zuflucht gesucht. Sie nehmen den Stein mit sich, bauen ihm ein kleines Häuschen und ehren ihn wie einen Msimu oder Geist. Nach der Aussage zahlreicher Individuen, die darüber befragt wurden, sind die Msimus (Basimus) nur die Seelen der Ahnen, von denen man glaubt, daß sie an den Orten herumstreifen, wo sie sich zu Lebzeiten aufgehalten haben, und daß sie sich in die Angelegenheiten der Lebenden bald fördernd bald hindernd einmischen, je nachdem man ihr Andenken durch Verehrung hochhält oder nicht. Man errichtet ihnen am Eingang oder oft im Innern der Weiler ganz kleine Häuschen, in die sie, sagt man, kommen, um von ihren phantastischen Streifzügen in den Lüften auszuruhen [2].

„Haben die Neger eine ganz klare Idee von der Geistigkeit der Seele? Das läßt sich bezweifeln, denn sie setzen voraus, daß ihre Msimus wie einfache Sterbliche der Ermüdung, dem Hunger und Durst ausgesetzt sind. Deshalb sorgen sie auch dafür, daß in deren Häuschen immer ein Vorrat von Provisionen vorhanden sei. Doch nehmen sie an, daß die Msimus mit ganz übermenschlichen Kräften ausgestattet und imstande seien, den Lebenden zu helfen, wenn sie ihnen günstig sind, oder im gegenteiligen Falle ihnen zu schaden. Es gibt fast kein Dorf, sowohl an den Seeufern als im Innern des Landes, wo man nicht solche Häuschen für die Msimus findet. Zuweilen sind die Ahnen als Personen durch einen in den Boden gesteckten Pfahl dargestellt, dessen Ende geschnitzt ist, so daß er einen Kopf mit Augen, Nase und Mund vorstellt. Die Neger glauben, diese rohen Schnitzereien würden vom Geist ihrer Ahnen beseelt, und deshalb werden sie durch Opfer und Libationen geehrt. Das vor ihnen ausgebreitete Gras wird oft erneuert, die Männer allein dürfen sich hier niedersetzen, und hier halten sie bei großen Ereignissen ihre wichtigen Beratungen."

Aus der Idee vom Fortleben der Seele folgern sie, daß der Geist den Leib nicht auf natürliche Weise verlassen kann und daß, wenn nicht jemand etwa im Kriege getötet würde, er immer am Leben bleiben müßte. Stirbt jemand, so ist er das Opfer eines bösen Zaubers, ein „Mlosi" hat ihn umgebracht, und

[1] Missions d'Afrique 1895, 104; vgl. noch Missions catholiques 1883, 61—62.
[2] Missions d'Afrique 1895, 105.

man muß den Urheber suchen. Zu diesem Behufe zieht man den Zauberer zu Rate und wendet die Giftprobe oder die Probe des siedenden Wassers an, da man überzeugt ist, daß diejenigen, die diese Proben nicht bestehen können, die wahren Schuldigen, die bösen Zauberer und Mörder sind. Die Schuldigen werden denn auch von ihren eigenen nächsten Verwandten preisgegeben, ja diese helfen nötigenfalls bei ihrer Tötung mit, wenn sie nicht selbst mit ihm ins Verderben gezogen und mindestens zur Sklaverei verurteilt werden wollen. Selten stirbt ein Mann, ohne daß ein Mann oder seine Frauen angeklagt werden, den Tod verursacht zu haben.

Beim Tode eines Häuptlings richtet sich die Zahl der Opfer nach ihrer Macht. Hat er z. B. 150—200 Untertanen, so müssen gewöhnlich 15 davon geopfert werden. Die Häuptlinge sind stolz auf den Gedanken, daß man ihnen bei ihrem Tode ein ähnliches Begräbnis veranstalten wird[1].

„Das natürliche, von Gott allen Menschen ins Herz gepflanzte Sittengesetz muß sich auch bei den wildesten Völkern wiederfinden, und zu diesen gehören zweifellos diejenigen, unter denen wir leben. Wenn Cicero von diesem Gesetz, das er nata lex nennt, sagte, es ist kein anderes zu Athen als zu Rom, so können wir auch behaupten, es ist kein anderes bei den wilden Völkern als bei den zivilisierten. Schon das bloße Licht der Vernunft, wie sehr es auch durch die sittliche Entartung verdunkelt und wie tief der Abgrund der Verrohung ist, in den sie geraten sind, zeigt den Negern — wenigstens in großen Umrissen — was der von Gott gesetzten Ordnung entspricht und was ihr widerspricht. In dem Programm der Konferenzen, die nach der Vorschrift unserer Konstitutionen alle 14 Tage stattfinden, hatte ich diese Frage aufgestellt: Quid de actuali discretione inter bonum et malum apud gentes regionis Tanganikensis? Und das Ergebnis der Erörterungen, zu denen sie auf unsern Stationen Anlaß gab, ein Ergebnis, das die Frucht der Beobachtungen aller Missionäre war, ist gewesen, daß unsere Wilden am Tanganika diese Unterscheidung zwischen gut und bös haben, und daß dieselbe wenigstens den ersten Grundsätzen des Naturgesetzes entspricht. Sie anerkennen die Gottheit und ehren sie, und wenn sie ihr auch einen abergläubischen Kult erweisen, so sind sie doch weit entfernt von dem Verbrechen unserer Atheisten, die Gott leugnen, ja ihn direkt bekämpfen.“[2]

„Was die sieben letzten Gebote angeht, die der Finger Gottes auf die zweite Tafel des Gesetzes geschrieben, so sind unsere Neger oft weit davon entfernt, sie zu beobachten, aber sie kennen sie, und sie tragen kein Bedenken, zu gestehen, daß es böse ist, sie zu übertreten. Ein kleiner Häuptling, der wahrscheinlich den Großen spielen wollte, rief eines Tages seine angesehensten Untertanen zusammen, um Gesetze zu machen. Dieser Senat fand nichts Besseres zu beschließen als diese Gebote: ‚Es ist verboten zu stehlen, zu töten, Ehebruch zu begehen usw.‘“

„Die Neger glauben im allgemeinen an eine Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen. Die Wafipa haben eine Gewohnheit, die

[1] Missions d'Afrique 1895, 106. [2] Ebd. 107.

in etwa an das Totengericht der alten Ägypter erinnert. Sobald einer ausgehaucht hat, werden die Waganga oder Götzenpriester gerufen. Diese befragen ihre Msimus in den Eingeweiden der Opfertiere und erklären dann, die Seele des Verstorbenen sei von Lesa in seine Wohnung aufgenommen oder von den Nguru, den bösen Geistern, weggeführt worden."

Nach den Watawa, einem Volk im Südwesten des Tanganika, kommen alle Menschen von Gott und kehren nach dem Tode zu ihm zurück. Lesa empfängt sie alle, behält aber nicht alle bei sich im Himmel (likombi), sondern nur diejenigen, die während ihres Lebens auf Erden (mkialo) das Gute getan haben. Die Bösen schleudert er an einen dunklen Ort im Schoße der Erde. Dieser Ort heißt Kileawa, wörtlich: „drunten". „Der Kileawa hat sein Oberhaupt, seinen Pluto, der von Zeit zu Zeit einige von den Seinigen auf die Erde sendet, um die Menschen zum Bösen zu verführen. Wenn die Watawa ein Erdbeben oder ein unterirdisches Dröhnen hören, sagen sie: Lesa schleudert Menschen in den Kileawa."[1]

Über den Ursprung der Welt sagen die Neger am Tanganika, die nichts weniger als Philosophen sind, Lesa oder Kabezia hat die Welt und alles, was in ihr ist, gemacht. Wie das geschehen sei, das kümmert sie nicht. Wenn man sie fragt, ob er die Welt aus nichts geschaffen oder aus einem schon bestehenden Stoff gebildet habe, so wiederholen sie nur immer: Kabezia hat die Welt gemacht. Mehr bringt man aus ihnen nicht heraus. Nach allen Legenden der Tanganika-Neger kamen die ersten Menschen vom Himmel herunter. Nach den schon erwähnten Watawa kam der erste Mensch, Kuimba, zuerst allein vom Himmel herab, aber seine Frau, Mulunga, holte ihn später ein. Kuimba hatte in seinen Haaren Getreidekörner mitgebracht, die er säte und von deren Früchten sie sich nährten. Die Nachkommen der ersten Eltern, die bald zahlreich geworden, wollten ein großes Steinhaus bauen, das bis zum Himmel reichen sollte, aber Lesa besuchte sie, war unzufrieden und stürzte sie alle auf die Erde herab[2].

Ein Brauch, den die Missionäre im Nordwesten des Sees beobachteten, scheint eine dunkle Erinnerung an den Sündenfall zu verraten, indem er zeigt, daß der Mensch bei der Geburt unter der Herrschaft des bösen Geistes ist. Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, ruft man eine Zauberin; diese formt aus gekneteter Erde eine Figur, die den bösen Geist vorstellen soll. Dann kommt man zusammen, schlägt die Trommel, bringt Mehl- und Pombe-Opfer dar, um den bösen Geist zu vertreiben, der von der Mutter Besitz ergriffen hat und sich der Geburt des Kindes widersetzt[3].

Bei den meisten eigentlichen Eingebornen am Tanganika wird die Beschneidung verabscheut. Sie besteht aber doch bei den Manyema und besonders bei den Wabembe, einem Volk von Menschenfressern, das auf hohen Bergen wohnt und allen Fremden den Zutritt verweigert. Da sie diese Sitte nicht von den Arabern überkommen haben können, mit denen sie in gar keiner Verbindung stehen, so nimmt man an, sie seien keine Urbewohner am Tanganika, sondern aus andern Gegenden in ihr heutiges Gebiet eingewandert[4].

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 140. [3] Ebd. 141. [4] Ebd. 142.

Unter Gott (Kabezia, Lesa usw.) stehen nach dem Glauben der Neger unzählige Geister (msimus). Diese sind die Seelen der Ahnen, eine Art Hausgötter und Beschützer der Familien, die oft durch rohe Statuen dargestellt werden. Jedes Dorf hat außerdem noch seinen besondern Msimu. Wir werden darüber bei den einzelnen Tanganikavölkern nähere Ausführungen bringen. Bei den Wafipa gibt es auch heilige Dörfer, deren Bewohner sich hauptsächlich mit der Aufzucht von Opfertieren (Schafen, Ziegen, Rindern) beschäftigen. Nicht selten sendet der König selbst Ochsen als Opfer für einen bestimmten Götzen, damit er ihm im Kriege oder sonst einem wichtigen Unternehmen günstig sei[1]. Verschieden von den Msimus sind die Ngurus oder Pepo, böse Geister, die sich zuweilen der Menschen bemächtigen, um sie zu quälen.

Dem Aberglauben werden fast überall Kinder geopfert; so werden die Albinos beinahe immer getötet, ebenso Kinder, die an andern Fehlern oder Gebrechenleiden. An einigen Orten, wie in Marungu, opfern zuweilen gewöhnliche Privatleute ein Kind auf dem Grabe ihres Vaters[2]. Wo der Aberglaube, herrscht auch die Zauberei; die Zahl der Zauberer ist am Tanganika sehr groß. Die Häuptlinge sind im Innern Afrikas fast immer auch Zauberer, die Regen oder schönes Wetter bringen, Fischfang und Jagd einträglich machen können. Gewöhnlich haben sie aber neben sich noch einen großen Zauberer, der den Titel Mgawe führt, als Haupt der übrigen Zauberer gilt und oft fast größeren Einfluß hat als der König. Die Zauberer (waganga) sind meist zugleich Fetischpriester, Ärzte und Richter. Als Fetischpriester ist er der Vermittler zwischen dem Volk und den Msimus. Beim Beginn der Aussaat muß er im Namen des Volkes die Msimus anrufen und ihnen Opfer und Libationen darbringen. Auch bei Dürre, bei Beginn von Reisen u. dgl. wird seine Hilfe in Anspruch genommen; er muß die Msimus befragen. Die Zaubermittel, deren sie sich bedienen, sind oft die lächerlichsten Dinge: Ziegenhaare, Vogelkrallen, Krokodilexkremente, Antilopenhörner usw. Zahlreiche Amulette sollen die Eingebornen gegen alle möglichen Unfälle schützen. — Die schlimmste Rolle der Zauberer besteht übrigens darin, daß sie die Urheber von bösem Zauber ausfindig machen sollen und es dadurch bei dem leichtgläubigen Volk immer in der Hand haben, Unschuldige dem Tode zu überliefern und sich an ihren Feinden zu rächen[3]. Wenn der Zauberer nach Befragung seiner Msimus jemand des schädlichen Zaubers für schuldig erklärt, wird dieser oft sofort entweder zum Feuertod verurteilt oder gesteinigt oder mit Lanzen und Pfeilen getötet, je nach dem Brauch der Gegend. Nicht selten jedoch gewährt man dem Unglücklichen die Gelegenheit, durch die Gift- oder Wasserprobe seine Unschuld zu beweisen. In diesen Ordalien sollen die Msimus die letzte definitive Entscheidung geben.

Alles oben Gesagte wird bestätigt durch das Zeugnis des P. Moncet, der im Jahre 1889 aus Mpala schreibt[4], P. Coulbois habe einen kurzen Unterricht verfaßt, dessen man sich bei der Unterweisung aller Eingebornen bedienen solle und der sich an die Worte des hl. Paulus anlehnt: Oportet credere quia Deus est et inquirentibus se remunerator sit. Der Unter-

[1] Missions d'Afrique 1895, 179. [2] Ebd. 180.
[3] Ebd. 1896, Nr 115, S. 250 f. [4] Vgl. Missions d'Alger 1890, Nr 80, S. 697 ff.

richt beginnt mit den Worten: „Quia Deus est (Es gibt einen Gott), das wird von allen und überall um den Tanganika herum angenommen, und deshalb ist es unnütz, darauf zu insistieren."

Zur Erklärung bedient sich der Unterricht verschiedener Vergleiche, die dem gewöhnlichen Leben der Neger entlehnt sind und uns zeigen, wie dieses beschaffen war. „Was muß man tun, um gut zu sein und Gott zu gefallen? An ihn denken. Sehet den Großen (den Häuptling) des Dorfes. Er verläßt am Morgen sein Haus, und jedermann grüßt ihn; wenn jemand ihm auf dem Felde begegnet, begrüßt er ihn. Unser Großer für alle, das ist Gott. Wie soll man ihn grüßen? Indem man an ihn denkt. Wenn ihr am Morgen aufsteht, sprechet: Gott, du bist mein Herr, ich will dich lieben, entferne alles Böse von mir" usw. „Gott will, daß wir miteinander leben. Die Streitigkeiten und Beleidigungen mißfallen ihm, das Schlagen oder Töten eines Menschen wegen eines Nichts erzürnen ihn. Seht einen Mann, der vier oder fünf Kinder hat; wenn er sie einträchtig sieht, ist er zufrieden; wenn er aber sieht, daß sie sich zanken und beschimpfen, so mißfällt ihm das, und er droht mit dem Stock. Unser Vater ist Gott, wir alle sind seine Kinder, und er will, daß wir einander lieben.... Gott verbietet den Ehebruch. Hier bezahlt der Schuldige dem Herrn die Frau, und damit ist alles erledigt; er glaubt das, weil der Nebenmensch nicht mehr verlangt. Aber Gott ist mit diesen Bezahlungen von Stoffen, Matten, Sklaven usw. nicht zufrieden. Er spricht: Der Mann und die Frau haben Böses getan, und ich werde Übles über sie bringen. Gott verbietet den Diebstahl. Jeder soll das Gut des andern achten. Du willst eine Sache haben? Kaufe sie. Du kannst nichts dafür bezahlen! Arbeite, und du wirst das Notwendige erhalten.... Vielleicht sagst du: Ich bin kein Dummkopf, ich stehle in der Nacht, dann sieht es niemand. Aber Gott sieht es.... Wer ein Huhn genommen, soll ein Huhn bezahlen, wer eine Ziege genommen, soll eine Ziege bezahlen. Wenn er zurückerstattet, was er genommen, ist Gott zufrieden, er hat das Böse von sich geworfen; wenn aber nicht, so wird Gott sagen: Du hast Böses getan, du liebst das Böse, und deshalb wirst du in das Übel gehen."

„Gott will keine Lügen. Welche Lügen? In Worten? Ihr seid damit so verschwenderisch, daß man euern Worten nie vollständig trauen darf. Aber es gibt noch andere Lügen; das sind eure Mezimu (Msimu), Nguru und Visi. Die Mezimu: ihr bauet kleine Strohhäuschen, tragt darin durchlöcherte Kürbisse, Kieselsteine, Hörner von Ziegen oder Antilopen, Ziegenkot, Öl, Haare usw. zusammen und sagt: Das ist unsere Stärke und unser Schutz. Lüge! Ist es denn nicht Gott, der uns alles gibt? Und wenn er uns beschützt, wer kann uns schaden? Nguru: ihr sehet einen großen Felsen oder Baum und sagt: Das ist unsere Kraft, und ihr geht dahin, um Opfer darzubringen. Lüge! Ist es nicht Gott, der den Stein dahin legte und den Baum wachsen ließ? Visi: alle eure geschnitzten Figuren, große und kleine, sind Lügen: ihr hängt sie um den Hals oder pflanzt sie mitten im Dorfe auf, damit sie euch beschützen. Sie haben Ohren, werden sie euch hören?... Andere Lügen sind eure Mittel für und gegen den Regen und gegen die wilden Tiere. Ihr ruft den Zauberer und bezahlt ihn; er stiehlt, indem er das Gut annimmt, denn

nicht er ist der Herr des Regens und der Tiere, sondern Gott. . . . Noch eine Lüge ist eure Giftprobe (kipumi oder mwavi). . . . Kann ein Stück Holz sehen und den Schuldigen erkennen? Nein, der Zauberer läßt den sterben, den er töten will, und durch seine Lügen wird er ein Mörder" ꝛc.[1]

Hören wir jetzt noch das Zeugnis des Bischofs Lechaptois, der über 20 Jahre zuerst als Missionär, dann als Apostolischer Vikar am Tanganika gewirkt hat. In seinem Werke Aux Rives du Tanganika[2] schreibt er: „Was wir in voller Sachkenntnis behaupten können, ist, daß es an den Gestaden des Tanganika keinen Materialisten und keinen Atheisten gibt. Alle Völker, die wir kennen, glauben wenigstens an das Dasein höherer Wesen, von denen ihr Geschick abhängt, an das Fortleben eines Teils ihres Seins, d. h. ihrer Seele nach dem Tode. Wir sagen ‚wenigstens', denn die meisten, wenn nicht alle, glauben auch an einen höchsten Gott, den Schöpfer des Universums, und bestätigen so den Ausspruch des größten römischen Redners: Es gibt in der Welt keine so barbarische Nation, die das Dasein Gottes nicht kennte." „Der Glaube an eine höchste und schöpferische Gottheit, ‚die droben wohnt und residiert' (mwigulu) wird somit allgemein angenommen. In Urungu, im Njassaland und bei den Uferbewohnern des Tanganika, heißt dieses höchste Wesen ‚Lesa', der ‚Allmächtige'. Er hat alle Dinge gemacht und gibt dem Kind im Mutterschoß das Leben. Zu ihm gehen die Menschen, wenn sie sterben. Bei den Wabende heißt der Schöpfer Kamanya, der ‚Wissende'. In Ngala gibt man ihm denselben Namen wie der Sonne: Katema. Er beschäftigt sich wenig mit den Menschen, sagen die Wagala, doch schlägt er mit dem Tod diejenigen, die ihn erzürnen. Im Mkulwe (im Südosten des Rukwa) wird er Ngului genannt. Er ist höchst gut und hat zu seinen Dienern zwei Geister, den Katavi und den Mwawa, von denen der erstere den Belohnungen, der letztere den Strafen im andern Leben vorsteht."

„In Rukwa und Ufipa ist der Name Lesa der gebräuchlichste. Doch wäre dieser Name, wenn man den Überlieferungen des Landes glauben darf, von den Warungu bei ihnen eingeführt worden. Der eigentliche Name des höchsten Schöpfers in ihrer Nationalsprache soll derselbe wie der der Sonne sein: Ilanzi. Dieses Gestirn, das den glücklichen und unglücklichen Ereignissen auf der Welt hienieden vorsteht und durch ungleiche Verteilung der Strahlen Überfluß oder Hungersnot herbeiführt, wird als eine Offenbarung des höchsten Wesens betrachtet. Beim Erwachen am Morgen sagte man: ‚Ilanzi hat mich während der Nacht erhalten'; und wenn jemand starb, sagte man: ‚Ilanzi hat ihn weggenommen.'"[3]

Dieser Gott ist so hoch und bekümmert sich so wenig um die irdischen Vorkommnisse, daß man es für unnütz hält, ihm einen besondern Kult zu erweisen

---

[1] Alle die sittlichen Begriffe von gut und bös, von Schuld und Strafe, Ehebruch, Diebstahl, Lüge, Betrug usw. werden in diesem Unterricht bei den Wilden als bekannt vorausgesetzt, und sie sind es auch. Der Unterricht wurde von den meisten sehr gut verstanden und lebhaft besprochen.

[2] Maison carrée (Alger) 1913, 165. [3] Ebd. 165—166.

und sich durch Gebete direkt an ihn zu wenden. Unter diesem höchsten Gott stehen zahlreiche untere Götzen, die die Welt regieren und Gutes und Böses austeilen; an diese wendet man sich aus Furcht durch Opfer und Gebete. Sie heißen in verschiedenen Dialekten: Misimu, Miyao oder Migabo und Amalesa. Dieser letztere Ausdruck bedeutet „Kinder des Lesa", aber das Wort Kinder wird bei den Negern in einem sehr weiten Sinn genommen, so daß man aus dem Ausdruck nicht schließen darf, die Amaleza seien von Gott gezeugt. Über die Natur dieses Geistes sind sich die Eingebornen nicht klar, doch gibt es gute und böse, sie können auch Tiergestalt annehmen, namentlich die der Schlange. Lechaptois zitiert eine Strophe, die nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern eine Sanktion im Jenseits voraussetzt:

Kubule, mayo:	Denke daran, o meine Mutter:
Ku migabo kwadya	Zu den verfolgenden Geistern werden gehen
Wabemba;	Die Wabemba;
Kwa Katavi kwadya	Zu Katavi werden gehen
Basangabale ndangu!	Die Sanften und die Friedfertigen![1]

Zu diesen Versen bemerkt unser Gewährsmann: „Die Migabo (wörtlich: die, welche die Freude nicht kennen) bedeuten hier die bösen Gottheiten. Man nimmt an, daß sie über die Strafen im andern Leben wachen. In ihre Hölle werden die Wabemba kommen, dieser Typus eines wilden, räuberischen und mörderischen Kriegers. Katavi ist der erste Diener des Gottschöpfers, der die Guten und Friedfertigen belohnen wird."[2]

Neben den eigentlichen Geistern werden auch die Seelen der verstorbenen Ahnen verehrt. Diese bleiben einige Zeit nach dem Tode auf Erden bei ihren Dörfern und nehmen Anteil an dem Los ihrer Familie. Man errichtet ihnen kleine Hüttchen oder Schutzdächer in der Nähe, damit sie dort ausruhen können. Dorthin bringt man Mehl und Bier, zuweilen bringt man auch ein Tier zum Opfer und schlachtet es dort. Dann trägt man den Verstorbenen die Bitten und Anliegen vor.

Endlich gibt es auch an bestimmte Orte oder Gegenstände gebannte Misimu. Gewöhnlich sind es Orte oder Gegenstände, die sich durch Größe, Schönheit oder Sonderbarkeit usw. hervortun, z. B. eine ungeheure Schlange, ein einsamer Löwe, ein Riesenbaum. Die irgendwie vernünftigen Neger betrachten aber nicht diese Sachen selbst als Gottheiten, sondern halten sie bloß als Dinge, in denen eine Gottheit Aufenthalt genommen. Diese letztgenannten Misimus sind deshalb auch nicht als Fetische, sondern eher als Götzenbilder anzusehen. Denn die Fetische unterstehen dem Willen des Menschen (des Fetischers), sie können nach der Auffassung der Neger zu etwas gezwungen werden; das gilt aber von diesen Misimus nicht, die nur durch Gebete und Opfer zu etwas bewogen werden können[3].

Der Totemismus, von dem wir später bei Besprechung der Fan ausführlich handeln werden, ist am Tanganika sehr verbreitet. Alle von einem gemeinsamen Stamme herkommenden Leute haben einen gemeinsamen Namen, der gewöhnlich einem Tier, selten einer Pflanze entlehnt ist. Dieses Tier oder diese

---

[1] Ebd. 167. [2] Ebd. 167—168. [3] Ebd. 169.

Pflanze wird Mwiko: „verbotene Sache", genannt. Im Prinzip vermeidet jeder Stamm, die Pflanze oder das Tier zu essen, das für sie Mwiko ist. Doch hat diese Regel ihre Ausnahmen. „Mehr als einmal haben wir Eingeborne getroffen, die sich nichts daraus machten, irgend ein gutes Stück von einem Tier zu essen, das ihr anerkanntes Ahnenwappen war. Bei den Wafipa z. B., von denen wir später ausführlich handeln werden, ist das Schaf Mwiko der Könige. In Ufipa ist es unter Strafe verboten, ein Schaf zu binden, aber die königliche Familie macht sich keinen Skrupel daraus, das Fleisch eines Schafes zu essen, vorausgesetzt, daß es außerhalb der Hauptstadt geschlachtet und kein Bein desselben gebrochen worden sei. Eine ähnliche Duldung ist nicht zulässig, wenn es sich um den Fisch handelt, der ebenfalls ein königlicher Mwiko ist. Niemals kommt der Fisch auf den Tisch der Könige von Ufipa. Vielleicht läßt sich das so erklären, daß ursprünglich der Fisch der wahre und hauptsächliche Mwiko der Walwaki (der königlichen Familie) war und später das Schaf als untergeordnetes Mwiko hinzukam. Lechaptois hält das für ziemlich wahrscheinlich [1].

Da die Glieder der königlichen Familie immer untereinander heiraten, so kann die Zahl ihrer Mwiko nicht vermehrt werden; anders wäre es in den gewöhnlichen Familien, bei denen das nicht der Fall, wenn die Kinder das Mwiko sowohl des Vaters als der Mutter annähmen. Für gewöhnlich jedoch nehmen die Kinder nur das Mwiko des Vaters an. Nur wenn ein junger Mann nach dem Tode seines Vaters von dessen Familie bedrückt und verfolgt, dagegen von der Familie der Mutter unterstützt wird, hat er das Recht, öffentlich zu erklären, daß er seiner väterlichen Verwandtschaft entsage, um definitiv in die Familie der Mutter einzugehen, deren Geschlechtsnamen er annimmt.

Da manche Gelehrte in dieser totemistischen Einrichtung die Wurzel aller Religion haben finden wollen, so bemerkt Lechaptois: Wir, die wir seit zwanzig Jahren an den großen Seen des Äquators leben, können selbstverständlich nichts sagen vom Totem der amerikanischen Rothäute und Australneger, aber in Bezug auf die Völker am Tanganika, deren Geheimnisse wir genau kennen, ist es unsere Ansicht, „daß diese Einrichtung absolut keinen religiösen Charakter hat" [2]. Alle, die wir befragten, haben uns kategorisch und ohne Zaudern geantwortet: „Nein, das Mwiko ist für uns keine Ahnengottheit. Wir erweisen ihm keinen Kult. Wir bringen ihm keine Gaben dar, wir erbitten nichts von ihm." Auch in den Zeremonien bei der Geburt, der Heirat und des Begräbnisses bildet das Mwiko keine Rolle. Insbesondere bildet es kein Ehehindernis: zwei Brautleute, die denselben Geschlechts- oder Vaternamen haben, können sich rechtmäßig heiraten, wenn sonst kein unmittelbares Verwandtschaftsband vorliegt.

Nach Lechaptois muß man in dieser totemistischen Einrichtung nichts anderes erblicken als die Wahl eines allen leichtverständlichen Sinnbildes, eines sichern Erkennungszeichens unter Nachkommen desselben Stammvaters, der sich besonders auszeichnete und den Namen des betreffenden Tieres oder der betreffenden Pflanze trug. Dieser Name, der die Parole seiner Nachkommenschaft geworden,

[1] Lechaptois, Aux Rives du Tanganika 132. [2] Ebd. 133.

ist also im Grunde nur eine Art Wappen, ein Adelstitel, der ein bestimmtes Alter der Rasse angibt, und weiter nichts. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Essen des Mwiko erklärt sich nach Lechaptois ganz natürlich, da das Wort „verbotene Sache“ bedeutet. Außerdem kann man wohl annehmen, die vom Beginne an dem Ahnen, der erlauchten Wurzel der Rasse, erwiesene Ehrfurcht habe sich allmählich auf das Sinnbild ausgedehnt, das man ausgewählt, um ihn darzustellen. Auch sind die privaten Speiseverbote bei den Schwarzen etwas Alltägliches. Ferner ist sicher, daß es für die Anwohner des Tanganika kein sichereres Mittel gab, um den Namen des Ahnen vor Vergessenheit zu bewahren, als sie des Fleisches ihres Mwiko zu berauben. Endlich ist nicht zu übersehen, daß die Präfixe: Wanya oder Amwana (Söhne von), die man Mwiko vorsetzt, die Herkunft von dem gemeinsamen Stamm bezeichnen[1].

Wir geben diese Ansicht hier wieder, ohne sie eingehender zu beurteilen, da wir nur ethnographische Skizzen liefern wollen und uns nicht auf weitläufige ethnologische Untersuchungen einlassen können.

Weitere Angaben über die Tanganikaneger werden wir im folgenden bei Schilderung der einzelnen Völker des Seegebietes bringen. Die Stämme am Westufer des Sees gehören schon zum belgischen Kongo, wir werden sie aber trotzdem hier zugleich mit den übrigen Tanganikavölkern behandeln.

2. Die Warundi.

Das Urundigebiet liegt im Norden und Nordosten des Tanganika. Über die Bewohner, die Warundi (Barundi), besitzen wir ein vortreffliches Werk von P. Van der Burgt aus der Kongregation der Weißen Väter[2], der selbst mehrere Jahre bei den Warundi zubrachte und außerdem über die Erfahrung seiner Mitarbeiter verfügen konnte.

Van der Burgt beginnt seine Ausführungen über die Moral der Warundi mit einigen trefflichen Bemerkungen über die Moral der Naturvölker überhaupt. „Man glaubt zuweilen, die sog. ‚Naturvölker‘ seien jeder Moral bar oder lebten wenigstens im ersten Stadium, wo die Moral unter dem Gesetz einer blinden Entwicklung zu keimen beginnt. Das ist ein großer Irrtum. Die Tatsachen und vorurteilslose Beobachtung lehren das Gegenteil. Auch stimmen die echten Anthropologen hierin alle überein. Die Studien von Man und de Quatrefages über die Minkopies auf den Andamanen und von Hahn über die San und Khoi-Khoi (Buschmänner und Hottentotten) können als Muster in dieser Richtung dienen. Es ist wirklich beschämend für die wahre Wissenschaft, daß Werke wie dasjenige des Dr Fritz Schultze: ‚Psychologie der Naturvölker‘, systematisch und a priori das Gegenteil von der Wahrheit lehren. Solche Werke würden, wenn es möglich wäre, die anthropologische und ethnologische Wissenschaft um mehrere Jahrhunderte zurückschrauben, anstatt sie voranzubringen....“ Diese „primitiven“ Völker, die gar nicht primitiv, sondern herabgekommen sind,

[1] Ebd. 134—135.

[2] Dictionnaire français-kirundi, Bois-le-Duc (Hollande) 1903. Das Werk hat mit Recht bei den Ethnographen und Ethnologen fast allgemein große Anerkennung gefunden.

brauchen nur besser bekannt zu werden, um in unserer Achtung zu gewinnen. — Gewiß, ihre Religion hat im Laufe der Jahrhunderte traurigen Schiffbruch gelitten, aber nicht alles ist zu Grunde gegangen. Dasselbe gilt von der Moral dieser ungläubigen Völker. Sie existiert trotz allem, obwohl sie in manchen Punkten entstellt ist. „Es ist sogar auffallend, daß im allgemeinen die Moral bei diesen Völkern weniger gelitten hat als das Dogma. Man kann auf diese Völker den berühmten Spruch anwenden: anima (conscientia) naturaliter christiana.“ Übrigens wären diese Völkerschaften längst verschwunden, wenn sie keine Moral und keine sittlichen Grundsätze hätten. Ein Volk ohne Moral (und ohne Religion) kann man gar nicht denken und würde jedenfalls nicht ein Vierteljahrhundert überdauern.

Sich zur Moral der Warundi im besondern wendend, bemerkt Van der Burgt, daß sie zwar weit entfernt sind von der Reinheit und Erhabenheit der christlichen Begriffe, aber doch im wesentlichen die sog. natürliche, allgemein-menschliche Moral besitzen. „Sie haben ganz klar die Begriffe von gut und bös, wahr und falsch, recht und unrecht und alle großen sittlichen Grundsätze. Sie besitzen auch Wörter, mit denen sie diese Ideen ausdrücken.“ Allerdings ist ihre Sprache in Bezug auf abstrakte sittliche und religiöse Begriffe viel ärmer als die der christlichen Völker.

Wenn man die Warundi fragt, warum sie dieses für gut, jenes für schlecht, dieses für gerecht, jenes für ungerecht usw. halten, so schweigen sie — — oder wenn sie antworten, so sagen sie, weil „das Herz (das Gewissen) es ihnen sagt“ oder ihre Ubwenge (Vernunft) oder endlich, weil es so sein soll. Ich habe sie nie sagen hören, „weil Imana (oder ein anderer Geist) es verbietet oder für gut findet“. Folgt daraus, daß sie eine „unabhängige Moral“ haben? Keineswegs. Sie geht hervor aus der religiösen Grundlage, die bei ihnen im latenten und unbewußten Zustande ist, aber nichtsdestoweniger existiert trotz ihres Unglaubens und ihrer Verehrung für Wesen, die sich zwischen ihnen und dem wahren Gott einschieben. Sie haben die anima (conscientia) naturaliter christiana. Die Stimme des höchsten Gesetzgebers, die oft genug in ihren Herzen spricht, das ist die Stimme des Guten, wenn es nicht vielleicht die Stimme ihrer guten Engel ist. „Ihre Moral ist also nur in dem Sinn unabhängig, daß sie besser ist als ihre Religionsübung (in Bezug auf die Dogmen). Das ist eine Inkonsequenz, die ihnen Ehre macht; denn welche Moral kann sich folgerichtigerweise aus einer antireligiösen Kultform ergeben!“

„Das Gesagte gilt von der natürlichen Ethik; denn in Bezug auf positive Dinge werden die Warundi sagen, dieses oder jenes sei gut, schlecht, erlaubt, verboten usw., weil die Geister, der König, die Häuptlinge, die Eltern usw. es verbieten, billigen usw. Das natürliche Sittengesetz in seinen großen Zügen existiert also vollkommen bei ihnen. Ebenso haben sie die Idee von Verdienst und Mißverdienst, Belohnung oder Vergeltung und Strafe. Ihre Art, sich für eine Wohltat zu bedanken, ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend. Sie sagen: ‚Urakodze neza‘, d. h. du hast wohl getan.... Der Name einer Gottheit der Wabembe ist Kawedzja (Kabezia?) — der immer wohl tut....“

In Bezug auf die einzelnen Sittengebote bemerkt Van der Burgt: Die Warundi sind tief religiös. Ihr Leben ist voll von religiösen Übungen. Wenn ihr Kult auch verkehrt ist und sich nicht an die richtige Adresse wendet, so stehen sie doch im Verkehr mit der andern Welt. Sie beten, sie enthalten sich von Speisen, sie haben Opfer, geheiligte Orte und Priester. Sie tragen Amulette usw. Kurz, selbst der praktische Atheismus existiert bei ihnen nicht. Wenn sie viel schwören, so lästern sie doch fast nie.

Unter sich beobachten die Warundi alle menschlichen Pflichten, soweit man das von Heiden erwarten kann. Der Selbstmord ist selten. Bei den Watutsi soll er häufiger vorkommen. Die Selbstverstümmelungen sind noch seltener. Streng individuelle und private Fehler und Laster hat der Murundi: Er ist zornig und folgt dem Zorn gern. Die Mäßigung fällt ihm schwer. Er ist schlau, zweideutig und lügenhaft, sehr stolz und eitel. Seltener begegnet man bei ihm dem Geiz. Die Unkeuschheit ist bei den Negern und insbesondere bei den Warundi viel weniger groß, als man auf den ersten Blick voraussetzen möchte. Vieles, was unser Zartgefühl stößt, ist nur Bauerngrobheit und oft kaum schuldbar. Die unnatürlichen Laster sind selten, wenn nicht ganz unbekannt. Umsonst würde man bei ihnen die raffinierten Schlechtigkeiten unserer europäischen Städte und unserer Henochien suchen. Die jungen Leute gestatten sich mancherlei Leichtfertigkeit, und es dürfte scheinen, daß Masturbation bei den Kindern häufiger vorkommt. Über die Scham, die von den Anthropologen bestimmter Richtung den „Naturvölkern" abgesprochen wird, sagt Van der Burgt: Es wäre eine große Verleumdung, das Schamgefühl unsern Warundi, sowohl den Watwa (Pygmäen) als den Wahutu und Watutsi, abzusprechen. Man schließt gewöhnlich aus dem Mangel oder der Unzulänglichkeit der Kleidung auf den Mangel an Scham. Der Schluß ist falsch. Die Kleidung ist zum großen Teil Sache des Klimas, der Mode, des Herkommens, der Armut, selbst, bis zu einem gewissen Grade, der Einfachheit, während die Scham eine natürliche, dem Menschen angeborne Eigenschaft ist; und die Warundi besitzen diese. Wahrhaft schamlose Handlungen sieht man außerhalb sehr selten. Man verbirgt sich. Die Frauen sind zurückhaltend. Die Nacktheit verstößt als unschicklich gegen die herkömmliche Kleidung, sie wird nicht gern gesehen und getadelt. Die Umstehenden unterlassen es nicht, über den Skandal zu schreien, wenn jemand, selbst aus Unachtsamkeit, sich vergißt. Zahlreich sind die Tatsachen und Beweise, welche diese Wahrheit bestätigen.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die Warundi von Natur träge sind. Wenn sie wenig arbeiten, so kommt es daher, weil sie, abgesehen vom nötigen Lebensunterhalt, keinen Grund dazu haben. Tatsächlich sind sie nüchtern, obwohl sie z. B. zur Trunksucht und Gaumenlust sehr hinneigten, wenn sie Stoff hätten, um ihre Lüste zu befriedigen. Auch der Neid ist nicht ihr Hauptlaster. Kurz, wenn die sieben Hauptsünden sich in ihrem privaten und individuellen Leben nicht leugnen lassen, so sieht man im Gegensatz dazu jeden Augenblick gegenteilige und gute Eigenschaften sich geltend machen. Immerhin läßt sich kein bewußtes und überlegtes Streben nach sittlicher und noch viel weniger nach intellektueller Vervollkommnung konstatieren. Den Schatz ihrer Kenntnisse zu erweitern, in dem Sinn, wie wir das verstehen, ist ihre letzte Sorge.

Ihr in Wirklichkeit sehr entwickelter gesunder Sinn genügt ihren Bedürfnissen reichlich.

Die Beziehungen zu den Nebenmenschen sind durch genau bestimmte sittliche Gesetze geregelt. Jemand zu töten, ihn zu verstümmeln, zu schlagen oder grob zu mißhandeln, gilt als schlecht und strafwürdig. Man sagt, eine solche Tat sei sehr schlecht. Freilich, das menschliche Leben wird nicht übermäßig geschätzt, und man schweigt zu gewissen selbstherrlichen Torheiten grausamer Häuptlinge, aber kein Murundi billigt das. Höchstens wird er sagen, das sei ein Beweis der Kraft bei diesem König oder diesem Häuptling. Selbst die groben Schmähungen, Beschimpfungen, die Verleumdungen, die üblen Nachreden und die Lügen werden mißbilligt. Man muß es sehen, mit welcher Entrüstung man von diesen Übeltätern sagt: ari nubi usw.

Der Diebstahl gilt ebenfalls als schlecht und wird bestraft. Zwar ist der Murundi zum Stehlen geneigt, aber trotzdem kennt er den Eigentumsbegriff sehr gut. Die Grenzen der Felder sind genau angegeben und bekannt und werden von jedermann respektiert. Der Diebstahl der noch auf dem Felde befindlichen Ernte ist äußerst selten. Der Viehdiebstahl (Ochsen) gilt als sehr schwer und wird selbst mit dem Tode bestraft.

„Betrachtet man weiter die soziale Ethik in Rücksicht sowohl auf die Familie als den Staat, so kann man bei den Warundi leicht — wenigstens in der Wurzel — den größten Teil, wenn nicht alle, von den Elementen nachweisen, die eine geordnete und lebensfähige Gesellschaft regeln. Übrigens würde schon die Tatsache ihres Daseins und ihres Wirkens nach so viel Tausenden von Jahren uns der Notwendigkeit eines Beweises entheben. Die Familie, die Grundlage jeder Gesellschaft, existiert, und das Familienleben ist sehr entwickelt. Die Familie folgt aus der Ehe, die zweifellos besteht. Die meisten Warundi leben in der Monogamie. Hat einer mehrere Frauen (Häuptling), so ist bloß die erste Herrin des Urugo (des umfriedigten Gehöftes). Die Ehescheidung ist häufig. Die Eltern halten darauf, viele Kinder zu besitzen. Sie lieben sie, sorgen für sie und erziehen sie körperlich gut. Die eigentliche Erziehung ist höchst rudimentär. Die Kinder ihrerseits sind voll Hochachtung und Liebe für ihre Eltern und helfen ihnen bei der Arbeit. Wenn man nicht selten alte verlassene Männer und Frauen sieht, so kommt das daher, weil sie keine Kinder haben. Ich habe selten Fälle gesehen, in denen die Eltern sich gegenüber ihren Kindern vergaßen oder diese ihre Eltern mißhandelten oder beschimpften. So etwas gilt für tadelnswert. Von der Sklaverei kann man sagen, daß sie nicht besteht. Es gibt zwar eine Art von Hörigkeit, aber das Los dieser Hörigen ist ziemlich milde. Die Herren behandeln dieselben fast gleich wie ihre eigenen Kinder."

Auch in Bezug auf den Staat findet man bei den Warundi alle wesentlichen Elemente. „Es gibt eine wohlabgestufte, unbestrittene und unbestreitbare Autorität. Urundi bildet eine absolute autokratische Monarchie. Die Gewalt des Königs ist erblich. Der König ernennt, bestätigt die Statthalter der Provinzen und im Prinzip alle andern Bezirkshäuptlinge (awatware) oder setzt sie ab, wenn nötig. Auch ihre Gewalt ist erblich, jedoch nach dem Willen des Königs. Die gesetzgebende, richterliche Strafgewalt steht dem Könige zu, doch nehmen die Awatware daran teil. Es läßt sich nicht leugnen, daß in

hohem Grade Willkür herrscht. Die Ungerechtigkeiten, Quälereien und Erpressungen sind an der Tagesordnung. Die Schuld liegt an den Menschen und nicht an den Institutionen, die unter einem weniger despotischen Monarchen als dem gegenwärtigen trefflich funktionieren. — Die Untertanen ihrerseits sind tief durchdrungen von der Überzeugung, daß sie dem König und den Häuptlingen gehorchen sollen. Diese Achtung vor der Autorität oder besser dieser Kult der Autorität ist ihnen ins Blut übergegangen. Die vom König oder den Häuptlingen geforderten Frondienste werden pünktlich geleistet. Endlich haben die Warundi einen sehr entwickelten Sinn für ihre nationale Unabhängigkeit. Sie zeigten sich immer solidarisch gegen diejenigen, welche sie von außenher überfielen."

„Diese flüchtige Skizze genügt, um zu zeigen, daß den Warundi die Moral und die sittlichen Grundsätze keineswegs mangeln. Sie haben ihre Fehler und ihre Schwachheiten, aber daneben auch unzweifelhaft zahlreiche gute Eigenschaften. Der Stoff zu großen Dingen für die Zukunft ist vorhanden. Es ist ein kräftiges, tätiges und energisches Volk, das eines Tages Staunen erregen kann durch die großen Dinge, die es vollbringen wird."

Noch ein Wort über die Religion der Warundi. Van der Burgt skizziert sie kurz folgendermaßen: Die Warundi haben keine klare Idee von dem wahren Gottschöpfer. Der Name Imana ist der Eigenname eines Geistes. Imana ist der höchste Geist, das Haupt der Verstorbenen und ihr erster Ahne (?); er hat alles gemacht, sieht alles und ist allmächtig, doch scheinen sie von einer eigentlichen Schöpfung aus nichts keine Idee zu haben. Mgr Gerboin, der erste Apostolische Vikar von Unjanjembe, spricht etwas ausführlicher von diesem Gottesglauben der Warundi[1]: „Die Barundi nehmen das Dasein eines Gottschöpfers an. Sie haben sogar drei verschiedene Namen, um diesen einzigen Gott zu bezeichnen: Imana, Luléma (von kulema = schaffen) und Lugira (von kugira = machen). Die Mütter wiederholen ihren Kindern beständig, Gott befinde sich im Stroh der Häuser, in den Hölzern, die ihr Gerüst bilden und draußen und bis auf die Spitze der höchsten Hügel. Sie lehren sie, daß Gott uns sieht, obwohl wir ihn mit unsern Augen nicht sehen können, daß, wenn das Böse bis in ihre Herzen eindringt, er sie durch Krankheit, Hunger usw. strafen werde. Geht ein Verwandter oder Freund auf eine Reise, so drückt man ihm seine Wünsche durch die Formel aus: ‚Gott begleite dich.' Der Reisende selbst wiederholt gern die Worte: ‚Gott ist meine Hut; er gibt mir den Unterhalt.' Wenn man ein Geschenk erhält, so dankt man mit den Worten: ‚Gott gibt es mir.' Nach der allgemeinen Meinung ist es Gott, der alle Menschen geschaffen hat und sie erhält. Er gibt fruchtbaren Boden, die Ernte, die Rinder und die Kinder. Die Fruchtbarkeit scheint sein hauptsächlichstes Attribut zu sein. — Aber zu diesem großen und höchst guten Wesen, das sie als ihren Schöpfer anerkennen, beten unsere Eingebornen nicht; wozu das, da er ihnen nur Gutes tun kann?" Um so mehr beschwören sie die Geister, die überall herumlauern und nur Böses stiften. Besonders Kilanga ist der Nationalgötze, dem sie Opfer und Gaben darbringen. Kilanga besitzt zwei Herden, von

[1] Vgl. Missions catholiques 1910, 69—70.

denen jede einen heiligen Stier hat. Sie halten sich gewöhnlich auf einem heiligen Berge auf und werden von einer Art Vestalin besorgt, die die „Frau des Kilanga" heißt. Diese Priesterin muß für ihr ganzes Leben jungfräulich bleiben. Sie genießt ein hohes Ansehen und ist von allen Abgaben frei. Der König läßt sie streng überwachen, damit sie ihre Pflicht nicht verletze. Im Fall der Übertretung würde sie mit allen Gliedern ihrer Familie getötet werden. Sie tritt zu gleicher Zeit wie der König in ihr Amt; und wenn dieser stirbt, wird sie dazu verurteilt, den Gifttrank zu nehmen. Stirbt sie aber vor dem König, so wird sie durch ein anderes junges Mädchen ersetzt.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ergibt sich schon aus der Ahnenverehrung. Die Seele geht, wie Van der Burgt berichtet, nicht zu Grunde, sondern die Warundi machen aus ihr eine Art Gottheit oder Dämon. Sie zeigt sich manchmal als Gespenst unter den verschiedensten Gestalten. Der Mensch wird zuweilen zur Strafe für große Verbrechen in ein Tier verwandelt. Nach dem Tode bewohnt der Geist des Menschen Tiergestalten (Würmer, Schlangen, Hyänen, Löwen). Jede Familie hat ihre besondern Schutzgeister, die sie verehrt, und zwar aus Furcht, sie möchten sich als böse Geister erweisen, da sie alle Toten und alle Geister stillschweigend für böse halten. Der Familienvater ist sozusagen Priester in seiner Sphäre, und sein ältester Sohn folgt ihm auf Grund einer Art Weihe oder Einweihung. Der Herd, der Mittelpunkt der Familie, wird mit einem Kult umgeben. — Auch die Sterne und besonders der Mond scheinen Gegenstand des Kultes zu sein.

Die Person, die man im eigentlichsten Sinn bei den Warundi als Priester ansehen kann, ist der Kiranga. Er leitet die Hauptzeremonie des Kultes, die in der Anbetung der heiligen Lanze besteht und die mit so viel Feierlichkeit vorgenommen wird, daß man sie den großen „Ritus" nennen kann. Dieser errichtet auch offiziell den Ikitabo, der gleichzeitig Tempel, Altar und selbst Bett ist und in dem man während des großen Ritus den heiligen Baum Umumanda (Feigenbaum) pflanzt. Dorthin kommen die Kranken zum Beten, dort bringt man Opfer dar (Bier, Polenta). Die Ivigabiro sind eine Art Votivkapellen oder Familientempel, die den Manen der Verstorbenen und den Hausgeistern geweiht sind. Auch Haine auf Anhöhen werden als heilige Opferstätten betrachtet. — Außer dem genannten Priester gibt es Gesundmacher und Zauberer ꝛc.

3. Die Wafipa.

Über die Wafipa im Lande Ufipa am südlichen Ende des Tanganika (zwischen dem 7. und 8.° 20′ s. Br.) hat P. Josset von der Kongregation der Weißen Väter eine wertvolle Studie veröffentlicht [1].

Die Wafipa sind groß und wohlgebaut, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, werden aber durch das Fehlen der zwei mittleren Schneidezähne, die sie auszuschlagen pflegen, entstellt. Ihre ganze Kleidung besteht in einem 1,50 m langen und 0,60 m breiten Stück Tuch, das sie um die Lenden winden. Außerdem

[1] Missions d'Afrique 1890, Nr 82, S. 787 ff.

trägt jeder beständig eine Waffe: eine Lanze oder ein Gewehr, bei sich, was nicht wundernehmen darf, da es in diesem Lande keine öffentliche Gewalt gibt, die über die Bürger wacht, sondern jeder selbst für seine und der Seinigen Sicherheit sorgen muß[1]. Im Gegensatz zu den benachbarten Marungu ist das Tätowieren bei ihnen fast unbekannt. Ihre Lehmhütten sind rund und mit Stroh bedeckt, und rings um dieselben läuft ein Gang. Im Innern der Hütte wohnt der Mann mit seiner Frau; der Gang, der in mehrere Räume abgeteilt ist, dient den Kindern bis zu einem bestimmten Alter als Wohnung, außerdem als Vorratskammer, Hühnerhof usw. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, was bei den Wafipa oft der Fall ist, so besitzt jede Frau ihre eigene Hütte. Die Wafipa leben fast immer in größeren Dörfern zusammen, die mit einer Palisadenschanze und einem Graben umgeben sind. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und Landbau. Der König und einige Große des Landes besitzen zahlreiche Rinder-, Schaf- und Ziegenherden. Die kleinen Häuptlinge und die gewöhnlichen Leute begnügen sich mit einigen Ziegen und einem reich mit Hühnern und zahmen Tauben versehenen Hof. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, aber das Fehlen von ordentlichen Werkzeugen und der Mangel an Absatzgelegenheit begünstigen in hohem Grade die dem Neger angeborne Indolenz. Auch Fischfang treiben die Wafipa wie alle Uferbewohner des Tanganika; endlich bestehen verschiedene Handwerke: Weberei, Spinnerei, Schlosserei usw.

Wir haben von dem König gesprochen. Außer dem König haben die Wafipa auch eine Königin, die weder die Frau noch die Mutter des Königs ist, sondern von den „Großen" des Reiches gewählt wird und bis zu einem gewissen Grade die Souveränitätsrechte des Königs besitzt. Ein beträchtlicher Teil des Landes ist ihr zugewiesen; sie erhält von demselben ihre Steuern und Abgaben verschiedener Art und hat darüber die gewöhnliche Jurisdiktion. Sie kann das Asylrecht ausüben, und dieses Recht gilt als so unverletzlich, daß selbst jene, die sich den Zorn des Königs zugezogen haben, vor aller Gefahr sicher sind, wenn es ihnen gelingt, zu ihr zu fliehen und sich unter ihren Schutz zu stellen[2]. Die Würde des Königs ist zwar nicht im strengen Sinn des Wortes erblich, doch wird zu seinem Nachfolger immer ein Verwandter von ihm, ein Bruder oder Neffe, gewählt. Eine sonderbare Sitte besteht darin, daß der König nach altem Herkommen das Haar wachsen läßt, bis er eine Stadt erstürmt und jemand mit eigener Hand getötet hat. Diese Sitte scheint zu beweisen, daß die Wafipa einst die Kriegstüchtigkeit hochschätzten und vom König große Kriegstaten erwarteten. Nur auf den Knien und zur Erde geneigt, darf man sich dem Könige nahen, nur auf den Knien darf man ihm Geschenke darbringen und seine Befehle entgegennehmen. Kein Wunder, daß die Könige stolz und auf ihre Macht sehr eifersüchtig sind.

Dem Charakter der Wafipa in den Bergen stellen die Missionäre im allgemeinen ein günstiges Zeugnis aus. Sie sind kräftig und infolge des vielfach armen Bodens, den sie bebauen, an ein hartes und arbeitsames Leben gewöhnt und deshalb auch in ihrer Sittlichkeit den trägen und indolenten Bewohnern der fruchtbaren Ebenen überlegen. Nur dem Pombe (Bier) spricht der Wafipa gern

---

[1] Ebd. 791. [2] Ebd. 1893, 108.

zu. Er ist heiter und plaudert gern. Die Freiheit hat er immer bewahrt, und er ist weder durch die Sklaverei erniedrigt noch durch den Umgang mit den Arabern korrumpiert worden[1].

Besonders interessant ist, was Josset[2] über die religiösen Ansichten der Wasipa mitteilt. Der besonnene Missionär beginnt mit der Bemerkung: „Nur mit einem gewissen Widerstreben gebe ich mich daran, die Frage über ihre religiösen Ansichten zu beantworten. Denn auf keinem andern Gebiete ist man so leicht der Gefahr des Irrtums ausgesetzt. Wie schon Livingstone bemerkte, ist nichts schwieriger, als einen afrikanischen Wilden dahinzubringen, sich über den Gegenstand seiner religiösen Verehrung auszusprechen. Sei es, daß der Teufel, in dem richtigen Instinkt, durch solche Geheimnistuerei den Fortbestand des Götzenwahnes am besten zu sichern, dem Schwarzen das Gesetz des Schweigens auferlegt, sei es, daß dieser selber, die Lächerlichkeit seiner Vorstellungen und Gebräuche ahnend, den Spott des Weißen fürchtet oder endlich aus wirklich religiöser Scheu den Gegenstand seiner Verehrung dem Gespött entziehen will: sicher ist, daß er in allem, was seinen Aberglauben betrifft, ein hartnäckiges Schweigen beobachtet. Nur wie durch Zufall oder Überraschung gelingt es, ihm einige Aufschlüsse über sein Geheimnis zu entlocken."

„Die Wasipa glauben an das Dasein eines höheren Wesens, des höchsten Herrn von allem, was existiert, und das sie Lesa (Leza) nennen. Sie verlegen seine Wohnung jenseits der Wolken und schreiben ihm als vornehmstes Attribut die Güte zu. Vielleicht ist diese Güte der Grund, warum sie ihm keinen Kult erweisen."[3] Unter dem Lesa, den sie in den Hintergrund des Himmels versetzen, stehen die Nyuru und die Misimu, die sich viel in die menschlichen Angelegenheiten einmischen. Die Nyuru sind böse Geister; sie sind Mashetani, wie die Wangwana sagen. Fern von den Niederlassungen an einsamen Orten errichtet man ihnen kleine Häuschen aus Stroh, wo man ihnen zu bestimmten Zeiten Opfergaben von Mehl und Libationen von Pombe (Sorghobier) darbringt und Opfertiere schlachtet. Zu bemerken ist, daß in diesen Gegenden, wo doch das Leben eines Menschen so wenig gilt, Menschenopfer aus rein religiösen Beweggründen unbekannt sind. Wohl bringt man zuweilen den Nyuru und Mizimu Sklaven oder Kinder zum Geschenke dar, aber diese werden nicht geschlachtet, sondern erlangen vielmehr dadurch eine Art Unverletzlichkeit. „Die Nyuru werden unter dem Namen Mrkissi in Götzenbildern dargestellt, die bisweilen so unanständig sind, daß man sie für Personifikationen der entehrendsten Laster der Menschheit halten sollte. Die Misimu sind nach der Erklärung zahlreicher Eingeborner, die ich darüber befragt hatte, einfach die Seelen der Ahnen, von denen man annimmt, daß sie an den Orten herumspuken, wo sie früher gelebt, und daß sie bald fördernd bald hindernd in die Angelegenheiten der Lebenden eingreifen, je nachdem diese ihr Andenken in Ehren halten oder nicht. Man errichtet ihnen am Eingang, oft auch im Innern der Dörfer, kleine Häuschen, in die sie sich nach der Annahme der Eingebornen zurückziehen, um von ihren phantastischen Luftfahrten auszuruhen."[4]

[1] Missions d'Afrique 1893, 106. [2] Ebd. 1888, 551 ff.
[3] Ebd. 1889, Nr 75, S. 550. [4] Ebd. 551.

Eine genaue Idee von der Geistigkeit der Seele haben die Wasipa wohl nicht, da sie bei ihren Misimu wie bei gewöhnlichen Sterblichen Ermüdung, Hunger und Durst voraussetzen und deshalb immer in ihren Häuschen einen Vorrat von Provisionen aufbewahren. Indessen schreiben sie den Misimu eine übermenschliche Macht zu, welche sie instand setzt, den Lebenden zu helfen oder zu schaden, je nachdem sie ihnen günstig oder feindselig gesinnt sind. Deshalb unternehmen sie nichts Wichtiges, ohne die Misimu zuvor durch Gaben und selbst Opfer gnädig gestimmt zu haben. Ihre Einbildungskraft hat die Quellen, Bäche und Flüsse, den See und sogar die Bäume und Wälder mit dieser Art von Halbgöttern bevölkert. Im See hat jede Klippe und jedes Kap einen Misimu, welchen die Schiffer, fromme Leute, im Vorbeifahren ihre Gaben hinwerfen. Unterließen sie es, so würden sie fürchten, der See werde sich plötzlich erheben und ihr Fahrzeug mit den Wogen verschlingen, oder wenigstens, wenn der Mizimu nicht allzusehr erzürnt ist, sie an dem Orte festbannen, bis sie ihrer Pflicht genügt[1]. Die hauptsächlichsten Misimu an der Ostseite des Sees sind Kabozo, Mso-Mwera und Mwuna. Am Kap Kabozo hört man zuweilen ein unterirdisches Dröhnen und das Rollen eines Donners. Die erschrockenen Eingebornen behaupten, der Misimu Kabozo schreie und verlange Opfergaben. Es wäre ermüdend, meint Josset[2], alle die zahlreichen Misimu aufzuzählen, von denen die meisten irgend etwas Besonderes an sich haben. Se-Wa-Kao gilt als der Ahne und Stammvater des Königsgeschlechts, darum heißen die Könige und Prinzen Waana-Wa-Kao, d. h. Kinder des Kao. Das zu seiner Ehre errichtete Denkmal ist ein gewaltiger Steinblock auf der Spitze eines Hügels. Jeder, der am Steine vorbeigeht, muß eine Gabe entrichten, und auch der König legt von Zeit zu Zeit dort Geschenke nieder.

In Bezug auf die Kosmogonie sagt der Wasipa einfach: Lesa hat die Welt gemacht, ohne sich um die Art und Weise zu kümmern, wie er das getan hat. Mehr wissen sie nicht. „Der erste Mann und die erste Frau wurden von Lesa vom Himmel auf die Erde herabgebracht, und von ihnen stammen alle Menschen ab.“[3] Die Greise erzählen auch, wie der Tod in die Welt kam. Eines Tages stieg Leza auf die Erde herab und fragte alle lebenden Wesen: Wer will nicht sterben? Leider waren die Menschen und Tiere im Schlaf versunken und antworteten nicht; nur die Schlange wachte und antwortete: Ich. Seit dieser Zeit sterben der Mensch und die Tiere, nur die Schlange stirbt nicht. Diese braucht nur jedes Jahr ihre Haut zu erneuern, um die volle Jugendkraft wieder zu gewinnen. Dieser Schlaf und dieser Triumph der Schlange, bemerkt Josset, enthalten einen dunklen Anklang an die Urgeschichte der Schöpfung und den Sündenfall.

„Die Wasipa glauben, ich wage nicht zu sagen, an die Unsterblichkeit der Seele, denn ich zweifle, ob sie einen klaren und bestimmten Begriff von dieser Lehre haben, aber jedenfalls an das Fortleben nach dem Tode und an eine Vergeltung für die Guten und die Bösen.“[4]

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 552. [3] Ebd. 553. [4] Ebd.

Ihren Totengebrauch, der ein wenig an das Totengericht der alten Ägypter erinnert, haben wir schon oben bei der allgemeinen Charakteristik der Tanganika-Neger erwähnt[1].

4. Die Beni-Marungu.

Ein besonderes Interesse für unsere Untersuchungen bietet der Bantu-Neger-Stamm der Beni-Marungu, die das Land zwischen dem Tanganika und dem Moero bewohnen. Über dieses Volk besitzen wir nämlich eine interessante psychologische Studie aus der Feder eines Eingebornen, die uns über die religiösen und sittlichen Anschauungen derselben willkommene Aufschlüsse bringt[2]. Stephano Kaoze — so heißt der Verfasser dieser Studie — verlor früh seine Mutter, erinnert sich aber noch sehr gut an das, was ihm diese sagte und was er sie tun sah. Er wurde von einem heidnischen und polygamen Onkel, dem Häuptling eines kleinen Dorfes, adoptiert. Im Alter von sieben bis acht Jahren wurde er in die Elementarschule von Baudouinville aufgenommen, zwischen dem zehnten und zwölften Jahre wurde er getauft, dann ließ man ihn, da er sich durch Talent und gutes Betragen auszeichnete, zu den höheren Studien zu. Er studierte zuerst mehrere Jahre Latein, dann zwei Jahre Philosophie und widmete sich endlich den theologischen Studien. Gegenwärtig ist er wohl schon Priester. Er ist jetzt (1913) etwa 24 Jahre alt. Seine Muttersprache ist das Kitabwa, dessen er sich noch fortwährend im Umgang mit seinen Landsleuten bedient; auf der Missionsstation redet er gewöhnlich die Kiswaheli-Sprache, den sog. Sansibardialekt, der heute die Handelssprache in Ostafrika bildet und fast überall verstanden wird[3].

Die schon erwähnte psychologische Studie über den Stamm der Beni-Marungu, dem er angehört, hat Kaoze in französischer Sprache verfaßt. Er ist ein scharfer Beobachter, entwickelt seine Ideen mit Klarheit, Ordnung und Übersicht und zeigt, wie weit ein begabter Neger mit Hilfe einer guten Erziehung es bringen kann. Wir bemerken noch, daß Kaoze nie sein Heimatland verlassen hat.

Die Beni-Marungu sind ein Ackerbau treibendes Volk und bewohnen seit uralter Zeit ihr heutiges Gebiet. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts drangen die Wabembe, von den Sulukaffern verfolgt, in das Gebiet der Beni-Marungu. Gegen das Jahr 1894 wurden sie aber wieder nach dem Süden in ihre heutigen Wohnsitze verdrängt. Bei den Beni-Marungu tätowieren sich Männer und Frauen von Kopf bis zu den Füßen. Sie sind viel arbeitsamer als die meisten ihrer Nachbarn. Während der vier oder fünf Monate der guten Jahreszeit bebauen sie ihre Felder. Die übrige Zeit gebrauchen sie zum Schmelzen und Schmieden des Eisens, aus dem sie Hacken, Äxte usw. verfertigen. Sie gewinnen auch Salz aus zwei salzhaltigen Bächen, die ihr Gebiet durchströmen. Ebenso bereiten sie Glas und Töpferwaren.

---

[1] S. oben S. 144—145; ferner Missions d'Afrique 1889, 553.

[2] Les Sentiments supérieurs chez les Congolais, in der Revue Congolaise I (1910) 401 ff.

[3] Über die Lebensgeschichte Kaozes vgl. Missions des Pères Blancs 1906, 289 ff.

Von dem geistigen Leben der Eingebornen bemerkt Kaoze, als er Philosophie studierte, sei ihm und seinen Genossen vieles erst durch die Vorträge seines Lehrers klar geworden, so daß er davon Rechenschaft geben konnte, aber er fand zugleich, daß viele von diesen Ideen schon längst dunkel in seiner Seele schlummerten und manche der behandelten Probleme schon früher in seiner Seele aufgetaucht waren. Alle die Fähigkeiten und Betätigungen des Menschen: Leib und Seele, Verstand, Wille, Gedächtnis, Phantasie, Denken und Wollen, Urteilen und Schließen usw. waren ihm schon bekannte Erscheinungen, wenn auch kein entsprechendes Wort in der Marungu-Sprache vorhanden war. Das gilt namentlich auch von der Willensfreiheit, für die das Wort ganz fehlt, während die Sache sehr wohl bekannt ist und Umschreibungen üblich sind, welche die Sache ausdrücken. Auch der Neger unterscheidet sehr wohl zwischen physischer Notwendigkeit und moralischer Verpflichtung, welche den freien Willensentschluß nicht aufhebt[1].

Wir haben, schreibt Kaoze, nicht viele Pflichten, die uns von unsern Häuptlingen auferlegt wurden, denn diese haben über ihre Untergebenen keine sehr große Autorität. Hier in Marungu ist jedes Individuum sozusagen unabhängig. Die eigentliche Monarchie ist vor etwa einem Jahrhundert verschwunden. „Aber wir haben die moralischen Pflichten, die von Gott unserem Herzen eingepflanzt sind. Diese Pflichten lassen sich auf vier zurückführen: Du sollst nicht töten, du sollst nicht Ehebruch begehen, du sollst nicht stehlen und du sollst nicht lügen."[2] „Das ist, was sich in unserer Seele findet und was die Mütter und die Väter oft den Kindern wiederholen."

Als Grund dieser Verbote geben die Neger an, weil das Verbotene den Menschen schadet, und wenn es auch die Menschen nicht sehen, Lesa (Gott), Ngulu (die in den Steinen, Bäumen, Bergen, Schlangen, personifizierten Geister) und die Ba-Kumbo (die Seelen der Verstorbenen) sehen es, das Gewissen wird mich beunruhigen, und die eben genannten Wesen werden mir ihren Segen entziehen, weil ich meine Unschuld (Batungwa) verloren, oder sie werden mir Unglück schicken. Wir fühlen auch, daß wir vollkommener werden, wenn wir diese Gebote beobachten, und jeder, der dies tut, wird im ganzen Lande geliebt und geachtet und ein unschuldiger Mann genannt. Die oben genannten Sünden werden übrigens von den Menschen gestraft. Die Strafe des Mörders ist, daß er viel bezahlen und außerdem eine Schwester oder ein Glied der Familie hergeben muß. Wer einen andern durch bösen Zauber (mulosi) tötet, muß den Kopf hergeben, verliert seine Güter, und zwei oder drei Familienglieder werden Sklaven. Der Ehebrecher muß sein Vergehen teuer bezahlen; hat er sich mit der Frau eines mächtigen Häuptlings vergangen, so werden ihm die Finger abgeschnitten und seine Güter und Sklaven konfisziert. Der Dieb muß das Gestohlene zurückerstatten und noch dazu bezahlen; der Lügner wird von allen verachtet[3].

Nach Kaoze ist unzweifelhaft, daß es viele heidnische Schwarze gegeben hat, die rechtschaffen waren, die weder Mord noch Ehebruch noch Diebstahl begangen und die ihre natürlichen Pflichten gegen alle und auch in der Ehe

[1] Revue Congolaise I 417. [2] Ebd. 418. [3] Ebd. 419—420.

erfüllten. Allerdings hatten sie in der Jugend Unzucht getrieben; doch wurde diese bestraft, besonders bei unverheirateten Mädchen; diese wurden verachtet, als verdorben und unmoralisch angesehen und fanden kaum einen Mann; solche Mädchen hatten einen eigenen Namen: „Wa-tuwawa" (verflucht)[1].

Interessant ist das Raisonnement, mit dem die Schwarzen ihre häufigen Diebstähle gegen die Weißen zu rechtfertigen suchen. Sie sagen: Wenn wir so alle Güter hätten wie die Weißen, so würden wir viel davon den Armen geben. Diese Weißen aber sind geizig; trotz ihres großen Überflusses geben sie den Schwarzen nur, wenn diese arbeiten. Aber es gibt ein anderes Mittel, um zu diesen Gütern zu kommen: nämlich zu stehlen; damit schafft man den Weißen Raum für ihre Güter. — Daß das Lügen um nichts und wieder nichts eine häßliche Sitte seiner Landsleute sei, gibt Kaoze zu, doch seien die Lügner nicht beliebt und verlieren bei Streitigkeiten leicht. Alle diese und noch viele ähnliche Fehler haben nach ihm den Grund im Phlegma, d. h. in der Trägheit, sodann im Wankelmut, im Mangel an Ausdauer und in der übergroßen Menschenfurcht, der Furcht vor dem: „Was wird man sagen?"

Wie jeder Mensch hat der Neger das dunkle Gefühl, daß hienieden auf Erden nicht das vollkommene Glück zu finden ist, nach dem auch er begehrt; daß es also einen Ort geben muß, wo Arbeit, Trauer, Krankheit und Elend nicht mehr existiert. So sagt er oft: „Hier beim Unbekannten." „Wir kennen diesen Unbekannten sehr wohl, es ist Lesa, Gott, den wir in diesem Falle nicht zu nennen wagen. Wenn wir ihn bei seinem Namen nennen wollen, so sagen wir: panu pa kabezya Mpungu — ‚Hier bei dem Allmächtigen.'"[2] Andere Male sagt man: „Wir werden nach Hause gehen, woher wir gekommen sind, zu Gott." Kaoze versichert, seine Mutter habe nie einen Missionär gesehen gehabt, als sie diese Ausdrücke gebrauchte. Fragt man die Neger, wo denn dieses Glück zu finden sei, so antworten alle: bei Lesa, bei Gott, der im Himmel wohnt. Alle glauben auch an das Leben nach dem Tode. Das beweisen die Libationen, die man auf den Gräbern der Verstorbenen darbringt, und besonders die Gebete, die man an sie richtet, um von ihnen Hilfe und Schutz in Nöten zu erflehen. Die Verstorbenen sind bei Gott, aber nicht im Himmel, sondern in Kumbo, einem Orte, wo alle Toten sich versammeln und nicht mehr sterben, wo keine Krankheiten mehr sind. Doch haben die Eingebornen nur dunkle Vorstellungen von diesem Zustand nach dem Tode; die Toten scheinen etwas traurig zu sein und essen das Ugali (einen dicken Brei) nicht mit Fleisch und Bohnen, sondern mit Mücken[3]. Ob die Seele allein dort lebt oder vereint mit dem Leib, das wissen die Neger nicht, ebensowenig haben sie eine klare Vorstellung vom Wesen der Seele.

In dem dunklen Aufenthaltsort der Toten herrscht Kibawa, der jährlich ein oder zweimal oder noch öfter mit seinen Leuten unter furchtbarem Lärm zu der Stelle kommt, wo die zuletzt Verstorbenen ihn erwarten, um diese mit sich fortzuführen. Kibawa ist kein Gott, steht auch in keiner Beziehung zu Gott, der im Himmel wohnt. Einige Menschen, erzählen die Eingebornen, waren bei ihm, um Streitigkeiten schlichten zu lassen. Sie wandten sich an

---

[1] Revue Congolaise I (1910) 421. [2] Ebd. 424. [3] Ebd. 426.

Mungulwa, einen lebenden Menschen, der sie zu Kibawa führte. Sie sahen nichts, erkannten aber die Stimme des Toten. Beim Herausgehen gab ihnen Kibawa zu erkennen, wer recht habe. Auch die Zauberer und Wahrsager behaupten zu Kibawa zu gehen, um die zu ihrer Kunst notwendigen Kenntnisse zu erlangen. — Wenn aber die Verstorbenen zu Kibawa gehen, warum sagen dann die Neger sie gingen zu Lesa? Das wissen sie selbst nicht genau. Nach Kaoze kommt das daher, weil der große Lesa sich in den Himmel zurückgezogen hat und um die Menschen nicht mehr kümmert. Da er sehr gütig ist, gibt er zwar Regen und Sonnenschein, läßt die Nahrung wachsen und hält die Übel fern. Aber er sendet auch den Tod. Kibawa kann nicht töten, aber er bemächtigt sich der Toten und führt sie in seine Behausung. Nach dem Tode überläßt Gott die Toten sich selbst, er ist mit den Menschen unzufrieden, und der Weg zu ihm ist zu weit[1].

Außer Gott gibt es noch andere Wesen, Geister (ngulu, lulu), die sich in die Angelegenheiten der Menschen mischen. Sie sind teils gut, teils böse. Sie verlangen von den Menschen gewisse Opfer, z. B. daß man Hühner töte und sie an der von ihnen bezeichneten Stelle esse oder daß man einige Perlen dort hinwerfe, oder etwas Mehl, oder sie wenigstens grüße. Auch die Seelen der Toten werden verehrt. Der Tote wird durch einen kleinen Korb oder eine mit Perlen geschmückte Kalebasse vorgestellt. Hier muß das Haupt der Familie Opfer darbringen, denn die Seelen der Verstorbenen kommen, um darin zu wohnen, hier werden auch Gebete verrichtet. Zuweilen erscheinen diese Seelen einem Glied der Familie, um sich darüber zu beklagen, daß sie vernachlässigt werden, und um zu sagen, welche Opfer sie wünschen. Ob und in welcher Beziehung diese Geister zu Gott stehen, ist den Negern unbekannt.

Nach der Auffassung der Neger ist der Tod durch die Schuld der Menschen in die Welt gekommen. Gott hatte den Menschen die Wahl zwischen Leben und Tod gelassen, aber sie haben durch ihre Schuld den Tod gewählt, und diese Schuld ist noch nicht getilgt. Obgleich Gott beleidigt ist, betet man doch zuweilen zu ihm. Wenn ein Vater seinen Sohn, der eine weite Reise unternimmt, segnet, so betet er zu den Seelen der Verstorbenen und zu Gott. Wenn er den Geistern ein Opfer darbringt, verfehlt er nie, den Namen Gottes hinzuzufügen[2].

Sein irdisches privates Glück erstrebt der Neger im Reichtum, in der Ehe und vielen Genüssen, die er aber oft in schlechten Dingen sucht, dann aber begeht er nach dem Ausdruck der Neger eine Sünde. — Die Ehe ist anerkannt als gut und gerecht. Auch die Verlobung ist bekannt und hat ihre bestimmten Regeln. Es ist falsch, zu meinen, daß die Verlobten und Ehegatten keine Liebe zueinander haben[3]. Untereinander halten die Leute eines Dorfes fest zusammen und unterstützen sich. Die Gastfreundschaft war bisher sehr in Ehren. Wenn ein Fremder in das Dorf kommt, so erhält er umsonst eine Hütte und Nahrung. Diese Gastfreundschaft hat im Verkehr mit den Ausländern sehr gelitten. Es fällt dem Europäer nicht ein, Fremde, besonders Neger, zu Tisch zu laden und zu beherbergen. Dieses „europäische System" findet allmählich auch bei den

[1] Ebd. 427—428. [2] Ebd. 433—434. [3] Ebd. 435.

Negern Eingang, wie sie denn überhaupt leichter geneigt sind, das Böse als das Gute der Europäer nachzuahmen. Kaoze macht die allgemeine Bemerkung, daß die nichtchristlichen, halbzivilisierten Neger viel schlimmer sind als diejenigen, die mit Weißen noch nicht in Berührung kamen[1].

Wenn ein Jüngling 18 oder 20 Jahre alt geworden, sucht er sich zu verheiraten, oder wenn er es nicht von selbst tut, drängen ihn der Vater, die Onkel und die größeren Brüder dazu, damit er kein schlechtes Leben beginne. Es ist nicht wahr, daß der Neger in der Ehe nur die sinnliche Befriedigung sucht, er will mit der Frau glücklich leben und Kinder haben. Hat man ein passendes Mädchen gefunden, so erkundigt man sich zunächst nach der Familie desselben, ob sie gut sei und namentlich ob die Mutter nicht unsittlich, lügnerisch, diebisch usw. sei; ähnliche Erkundigungen zieht man über die Tochter ein. Sind die Untersuchungen befriedigend ausgefallen, so richtet die Familie des jungen Mannes den Eheantrag an die Familie des Mädchens. Diese stellt nun ihrerseits Untersuchungen über den jungen Mann und dessen Familie an, und ist sie davon befriedigt, so heiraten die jungen Leute. Das Verlangen nach Kindern ist meist bei den Eheleuten groß, und Kinderlosigkeit gilt als Schande. Hat der junge Ehemann von seiner Frau ein Kind bekommen, so ist er ganz stolz, er geht in das Haus, in dem seine Frau niedergekommen, grüßt die Hebammen und dankt ihnen und wälzt sich zum Zeichen der Freude und um die Hebammen zu ehren, auf dem Boden. Die erste Zeit muß der Mann für die Frau und das Kind sorgen, für beide nötigenfalls Medizinen herbeischaffen, der Frau Fleisch bringen usw.

Sobald das Kind zum Vernunftgebrauch gelangt, darf es nicht mehr im väterlichen Hause schlafen, sondern muß, wenn es ein Knabe ist, die Nacht in der Hütte der Knaben, und wenn ein Mädchen, in der der Mädchen zubringen. Zum Essen usw. kommen die Kinder in die Hütte des Vaters. Die Eltern wachen darüber, daß die Kinder nicht mit schlechten Kameraden umgehen, die verlogen, diebisch, unzüchtig und lasterhaft sind. Die Knaben werden streng von den Mädchen getrennt. Sie bleiben unter sich und ebenso die Mädchen. Die Eltern lassen es auch nicht an Schlägen fehlen oder entziehen den Kindern wohl zum Teil die Nahrung, wenn diese ungehorsam sind oder träg usw. Die kleinen Knaben bleiben bei der Mutter und helfen ihr bei der Arbeit. Wenn sie größer und zu schweren Arbeiten fähig werden, übernimmt der Vater die Sorge für die Aufsicht und Erziehung derselben, und die Mutter darf sie jetzt nicht mehr schlagen. Sobald sie ins heiratsfähige Alter kommen, können sie tun, was sie wollen, sie sind jetzt frei. Im allgemeinen sind die Kinder den Eltern gehorsam und erzeigen ihnen Achtung[2].

Nun kommt Kaoze auf einen Punkt zu sprechen, bei dem wir etwas länger verweilen müssen. Wir meinen die Dankbarkeit der Neger, und was wir von den Negern sagen werden, gilt von allen Völkern. Von vielen Reisenden und selbst von einzelnen Missionären, die nicht sehr lange bei den Wilden gelebt haben, hört man immer wieder die Anschuldigung wiederholen, dem Wilden fehle jedes Gefühl der Dankbarkeit. Unseres Erachtens ist diese An=

[1] Revue Congolaise II (1911) 57 61. [2] Ebd. 59.

schuldigung unberechtigt. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht darum, ob es viele undankbare Neger oder Wilde gebe; daß sich jemand gegen die Dankbarkeit verfehlt, ist nicht etwas spezifisch Afrikanisches; es gibt bei den Kulturvölkern wahrlich genug undankbare Leute, und diese fehlen natürlich auch in Afrika nicht. Es handelt sich vielmehr darum, ob ihnen diese Tugend unbekannt sei und die entsprechenden Gefühle gänzlich abgehen, wie einem Blinden das Augenlicht. Und das halten wir für falsch. Wir haben schon mehrmals Zeugnisse von Reisenden und Missionären angeführt, dir darauf hinweisen, wie ähnlich die Wilden in seelischer Beziehung uns Zivilisierten sind. Sie haben die nämliche menschliche Natur wie wir, sie haben im wesentlichen dieselben großen und kleinen Leidenschaften, Neigungen, Affekte, Triebe usw. Nur sind sie wie unerzogene Kinder. Schon diese allgemeine Beobachtung macht es mehr als wahrscheinlich, daß auch das Gefühl der Dankbarkeit ihnen keineswegs gänzlich fehlt, und das läßt sich auch leicht durch Tatsachen beweisen.

Um diese Tatsachen besser zu würdigen, müssen wir uns vergegenwärtigen, was die Dankbarkeit ist. Ihrem Wesen nach besteht die Tugend der Dankbarkeit in der Willensneigung, sich der erhaltenen Wohltaten zu erinnern und sie gelegentlich zu vergelten. An sich ist die Dankbarkeit etwas rein Innerliches, das vorhanden sein kann, auch wenn es sich bei Empfang der Wohltaten nicht durch Worte und Gebärden äußert. Dieses Aussprechen oder Ausdrücken des inneren Gefühls der Dankbarkeit folgt allerdings naturgemäß aus dem inneren Affekt, kann aber doch leicht bei einem unerzogenen Volke ausbleiben, ohne daß deshalb der Wille fehlt, sich der Wohltat zu erinnern und sie gelegentlich zu vergelten. Wir können das auch bei uns Zivilisierten an Kindern und an verwahrlosten Bettlern beobachten. Ein Kind muß angehalten werden, seinen Dank auszusprechen, das gehört zur guten Erziehung; aber auch wenn ein Kind das zu tun unterläßt, z. B. aus Schüchternheit oder weil es nicht weiß, wie es den Dank recht ausdrücken soll, folgt daraus nicht, daß ihm jedes Gefühl der Dankbarkeit fehle. Ähnlich ist es bei einem Bettler, dem nur zu oft jede Erziehung abgeht. Er nimmt die Wohltat scheinbar als etwas Selbstverständliches in Empfang, ohne den Dank auszusprechen, aber es kann sehr wohl sein, daß er die empfangene Wohltat anerkennt und den Willen hat, sich gelegentlich dankbar zu zeigen.

Tatsachen, die dies beweisen, liefert uns Kaoze. Wie es scheint, haben die Beni-Marungu kein Wort für Dankbarkeit oder gebrauchen es wenigstens sehr selten, aber sie haben die Sache. Das beweisen ihre Sprichwörter. So sagen sie: „Wenn jemand dich gut nimmt, nimm ihn auch gut“, d. h. wenn jemand für dich sorgt, so sorge auch für ihn, mit andern Worten, sei dankbar[1]. Während einer Hungersnot wurde eine Familie von einem kleinen Häuptling einer andern Gegend gut aufgenommen. Als die Hungersnot aufhörte, kehrte die Familie in ihre Heimat zurück. Nach langer Zeit kamen Männer zu demselben Häuptling, wurden von ihm gut aufgenommen und erhielten von ihm ein Haus. Am Abend machte ihnen dieser einen langen Besuch und wollte dann heimkehren, als einer von den Fremden ihn zurückhielt und ihm sagte: „Ihr habt

[1] Ebd. 59.

durch eure übergroße Güte unsere liebe Familie gerettet. Empfanget dafür einen kleinen Pfeil und ein kleines Geschenk." Dieses Geschenk bestand in einer Ziege, einer Hacke, einigen Rollen Tabak und einigen Flaschen Öl. Alle waren sehr zufrieden über diese Tat, die ein klarer Beweis ist, daß den Negern die Dankbarkeit keineswegs unbekannt ist.

Noch eine andere Tatsache. Ein Mann zog zur Zeit der Hungersnot in eine Gegend, wo reichlich Nahrungsmittel waren, wie er gehört hatte. Auf dem Wege wurde er so vom Hunger gequält, daß er in einem Felde an der Straße ein Zuckerrohr stahl. Die Eigentümer erwischten ihn und sagten ihm: „Du hast gestohlen, du bist unser Sklave." Der Mann wurde aber von seinem Eigentümer sehr gut behandelt; dieser verbot sogar seinen Kindern, ihn einen Sklaven zu nennen. Nach zwei Jahren aber sagte dieser zu seinem Herrn: „Ich bin doch ein Sklave und mag nicht in diesem Zustand bleiben, ich will heimkehren und dann zurückkommen, um mich loszukaufen." Wie du willst, sagte ihm der Herr. Der Sklave ging und kehrte nach einigen Tagen mit den zum Loskauf nötigen Gütern zurück. Er bezahlte, war nun frei und kehrte in seine Heimat zurück. Nach einigen Monaten erzählte er seinen Verwandten, wie gut ihn sein Herr behandelt habe. Da beschloß die Familie, diesem ein großes Geschenk zu senden. Eines schönen Tages sah der Herr seinen früheren Sklaven mit vier Begleitern, die reiche Geschenke brachten und ihm sagten: „Das ist für den früheren Herrn, das ist der Dank für sein großes Wohlwollen." „So lieben wir Schwarzen. . . . Der Undankbare verfällt der Verachtung; er verliert das Wohlwollen und die Hilfe der andern. Wir betrachten es als eine große Niederträchtigkeit, einen Menschen zu bestehlen, von dem wir schon Wohltaten empfangen haben, und ebenso von dem etwas zu verlangen, der uns soeben freiwillig beschenkt hat." [1]

Diese Dankbarkeit erzeigt der Schwarze nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch den Weißen, wenn diese einmal sein Vertrauen gewonnen haben. Dazu ist allerdings nötig, daß der Weiße längere Zeit bei ihnen gelebt habe, daß er ihnen aufrichtiges Wohlwollen erzeige, ihnen in ihren Nöten helfe und sie in den Schwierigkeiten tröste und aufrichte. Das haben die Missionäre oft genug erfahren. Gerade weil sie den Negern aufrichtige und werktätige Liebe bei allen Gelegenheiten erwiesen, gewannen sie Vertrauen und herzliche Gegenliebe. Kaoze hat oft seine Landsleute beim Tode der alten Missionäre herzlich weinen sehen bei der Erinnerung an all die Liebe, die sie von ihnen erfahren, und das viele Gute, das sie von ihnen empfangen hatten. Er fragt, woher es komme, daß die Schwarzen sich wenig dankbar zeigen, wenn sie bloß Geschenke von den Weißen erhalten, und erklärt diese Tatsache auf folgende Weise: Der Häuptling, der gewöhnlich etwas reicher ist, muß seinen Untergebenen Geschenke machen. Geld zu geben, wäre zu viel; aber er hat ein großes Feld (Bulumya = Feld für alle) und ein freies Haus. In diesem Felde kann sich jeder satt essen, das nennt man nicht stehlen, denn es gehört dem Häuptling, und dieser ist für alle. Wird im freien Hause des Häuptlings Pombe getrunken, so kann jeder hinkommen und mittrinken, denn dieses Haus ist wie der Häuptling oder König für alle. Wenn jemand Hunger hat, so wendet er sich an den Häuptling, um etwas zu

[1] Revue Congolaise II 60—61.

essen zu bekommen. „Und ich bin ganz sicher, wenn der Häuptling viel Geld hätte, würde er einen Teil davon für seine Leute verwenden.“ [1] „Heute ist nun der Weiße der Häuptling des Landes, und er hat so viel Geld, daß er nicht weiß, was er mit der Hälfte davon anfangen soll. Deshalb muß der Weiße uns, seinen Leuten, viel geben. Das ist das Argument meiner Landsleute.“ [2]

Auf Grund dieses Argumentes verlangen die Neger um so mehr, je mehr man ihnen gibt. Sie glauben, das schulde man ihnen, und wenn einer etwas von einem Weißen erhalten hat, so wollen auch die andern das gleiche empfangen, weil auch sie zu den Leuten der Weißen gehören. Deshalb klagen sie auch immer darüber, daß die Weißen so hart seien und so wenig geben. „Wenn wir so viele Güter besäßen, wir würden vieles davon den Armen geben“, und deshalb geben sich auch viele, wenn sie unzufrieden sind, ans Stehlen.

Die Beni-Marungu werden auch Batabwa genannt. Um uns nicht allein auf das Zeugnis eines Eingebornen zu stützen, lassen wir hier noch einige Notizen folgen, die wir dem Bericht des P. Aug. Van Acker aus der Kongregation der Weißen Väter entnehmen [3]. Eine einheitliche Regierung besteht bei den Batabwa nicht, das Land ist in viele kleine, voneinander unabhängige Distrikte (Kialo) geteilt, an deren Spitze ein Häuptling (Likolo, Mfumu) mit (theoretisch) fast absoluter Gewalt steht. Die Häuptlingswürde ist erblich und geht beim Tode des Häuptlings nicht auf seine Kinder, sondern auf seinen ältesten Bruder und dann auf die übrigen Brüder bis zum jüngsten über. Dieser erhält als Nachfolger den ältesten Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen. Oft entstehen über die Nachfolge langwierige Kriege, die gewöhnlich damit endigen, daß der Stärkere die Herrschaft erhält.

Religion. Die Batabwa verehren zwei Arten von Geistern: die Nipasi (Singular: Mupasi) oder Seelen der Ahnen, und die Ngulu (Singular: Luulu oder Lugulu) oder Geister. Die ersteren befassen sich mit den häuslichen Angelegenheiten, die Ngulu dagegen, deren Zahl Legion ist und von denen die einen gut, die andern böswillig sind, lenken den Lauf der menschlichen Dinge. Die Einbildungskraft der Schwarzen versetzt sie auf die Spitzen der Berge, der steilen Felsen und der Riesenbäume oder in Höhlen, Flüsse und die Abgründe des Tanganika. Droben in der Höhe des Himmels, hoch über dieser Welt von Geistern, herrscht Lesa. Dieser einzige Gott ist ein guter Geist, der Schöpfer aller Dinge und die Weisheit selbst (Leza malungu, wörtlich: Gott Intelligenz). Er lebt dort in ewige Ruhe versunken, ohne sich um das zu bekümmern, was hienieden auf Erden geschieht [4].

Da Lesa sich mit den menschlichen Angelegenheiten nicht befaßt, wird er von den Batabwa nicht mit Gaben und Libationen belästigt. Auch um die guten Geister kümmert man sich nicht, da sie den Menschen nichts Böses zufügen. Um so angelegentlicher beschäftigt man sich mit den bösen Geistern, die den Menschen beständig zu schaden suchen und die man durch Gaben und Opfer

---

[1] Um diese Sitte besser zu verstehen, muß man wissen, daß die Häuptlinge oft von ihren Untertanen leben. Diese müssen ihnen Geschenke machen, Abgaben bezahlen oder für sie arbeiten. Der Häuptling ist dagegen verpflichtet, für seine Untergebenen zu sorgen.

[2] Revue Congolaise II 65. [3] Missions des Pères Blancs 1907, 8 ff.

[4] Ebd. 11.

versöhnen muß. Auch die Seele der verwandten Verstorbenen, die sich für die Angelegenheiten der Familie interessieren, muß man zufriedenstellen. Kleine Statuen, von denen die eine noch häßlicher ist als die andere, werden zum Zauberer (Fetischer) gebracht, denn dieser hat, wie er behauptet, die Gewalt, die Seele eines bestimmten Toten zu zwingen, in einer dieser Statuen seine Wohnung aufzuschlagen. So oft man eine Arbeit unternimmt, z. B. Jagd, Fischfang, Eisenschmelzen usw., kommt man zu einer Statue, um kniefällig den mächtigen Schutz des Geistes anzuflehen. Hat man keinen Erfolg, so wird die Bitte an den folgenden Tagen in gleicher Weise erneuert. Endlich versammelt sich die ganze Familie am Grabe des Verwandten oder vor der Statue eines mächtigen Geistes. Ein weißer Hahn wird geopfert, das Blut wird auf das Grab oder vor die Statue gegossen und das übrige gekocht und verzehrt, dann schüttet man etwas Bier an derselben Stelle aus und schließt mit reichlichen Libationen. Unter dem Einfluß dieses berauschenden Getränkes führt man Tänze auf, die gewöhnlich bis zum folgenden Tage dauern.

Einen ähnlichen Kult erweist man den Tubwe (Einzahl: kabwe), einer Art ringförmiger Steine, die direkt vom Himmel herabgefallen sein sollen und die von den Eingebornen als die sicherste Bürgschaft für den Schutz der Geister angesehen werden. An den Kreuzwegen stellt man einen Block Felskristall hin; der den Geist des Ortes vorstellen soll. Die Vorübergehenden legen dort einen Stein oder einen Zweig oder einen Fetzen Stoff hin. Durch diese kleine Gabe glauben sie sich den Geist des Ortes für die Weiterreise günstig zu stimmen.

Der Glaube an Zauberei ist allgemein. Jedes Unglück, jede Krankheit, jeder Todesfall ist notwendig die Wirkung eines bösen Zaubers. Der Zauberer wird dann zu Rate gezogen und bezeichnet gegen Bezahlung den Schuldigen. Dieser muß nun seine Unschuld beweisen, entweder durch die Probe des siedenden Wassers oder die des Gifttrankes [1].

5. Die Wayova.

Über die Wayova (Bayova), die Bewohner der Halbinsel Ubwari am Westufer des Tanganika, schreibt der Missionär P. Guillemé aus der Kongregation der Weißen Väter [2]:

Nach der Ansicht der Wayova kamen die beiden ersten Menschen vom Himmel. Vom Hunger getrieben versuchten sie der Reihe nach die verschiedensten Wurzeln, Kräuter und Bäume und lernten den Maniok und die Bananen kennen und pflanzen. Diese Kenntnis teilten sie ihren Nachkommen mit. Zufällig trafen sie auf ihrer Wanderung einen kleinen hohlen Baumstamm und benutzten ihn, um Speisen hineinzulegen: so war die erste Schüssel gefunden. Als sie die Schüssel im Flusse waschen wollten, sank sie nicht unter, wurde aber von den Wellen fortgerissen. Da machten sie eine neue Schüssel, die ebenfalls nicht untersank. Dann kam einer auf den Gedanken, einen größeren Baumstamm auszuhöhlen, in den man sich setzen konnte. Dieser sank ebenfalls auf dem Fluß nicht unter — das war der erste Kahn.

[1] Missions des Pères Blancs 1907, 12—13.
[2] Missions d'Afrique 1891, Nr 87, S. 119 ff.

Die Nachkommen der ersten Menschen bevölkerten rasch das ganze Land; plötzlich erschien ein schreckliches, sechsköpfiges Ungeheuer, das nur von Menschenfleisch lebte und eine große Zahl Menschen tötete, ja das ganze Volk zu vertilgen drohte. Da menschliche Mittel gegen das Ungeheuer nichts ausrichteten, sandte der König des Landes seinen Sohn aus, um einen großen und mächtigen Zauberer aufzusuchen. Von diesem Zauberer erhielt der Sohn sehr scharfe Harpunen und ein langes, scharfes Messer. Damit zog er zum Kampf aus gegen das Ungeheuer, wurde aber von diesem samt den Waffen im Nu verschlungen. Da er im Bauch des Tieres noch lebte, gebrauchte er seine Waffen, um das Tier zu zerfleischen und zu töten. Als Sieger kam er vom Kampfplatz und wurde der größte Häuptling seines Dorfes. Von da an lebten die Eingebornen im Frieden, bis die schrecklichen Sklavenjäger im Lande erschienen [1].

Bei der Geburt eines Kindes, besonders eines Knaben, d. h. eines zukünftigen Vaterlandsverteidigers, ist große Freude. Trommelklang verkündet die frohe Nachricht, man tanzt und der Vater muß, wenn er nicht als Geizhals gelten will, den Gästen reichlich Pombe vorsetzen und auch den Fetischen ihren Anteil gewähren. Denn wenn die letzteren bei der Geburt des Kindes tüchtig getrunken haben, so werden sie ihm im ganzen Leben günstig sein. Beim Erscheinen des ersten Zahnes baut die Mutter eine kleine Hütte dem Msimu (Geiste), dem Beschützer des Kindes. Wenn das Kind unter ungewöhnlichen Erscheinungen zur Welt kommt, so wird es sofort begraben. Geschähe das nicht, so hätte der Oberhäuptling des Landes das Recht, das ganze Dorf zu plündern, um sich des Kindes zu bemächtigen, das eine Quelle von Unglücksfällen (Hungersnot u. dgl.) würde. Von Zwillingen wird das zweite Kind gewöhnlich geopfert, weil man glaubt, die Mutter würde gewiß sterben, wenn es am Leben bliebe.

Bei der Ehe werden die Frauen gekauft. Die Männer, welche den Preis nicht bezahlen können, müssen sich mit alten Weibern begnügen oder ledig bleiben. Ist der vereinbarte Preis bezahlt, so wird das Mädchen das Eigentum des Mannes, der über seine Frau nach Belieben verfügen: sie verstoßen, verjagen oder selbst verkaufen darf. Die Hochzeitszeremonie ist folgende. Nach dem Hochzeitsmahl, wenn die Eltern ihre Tochter dem Bräutigam, der den Brautpreis bezahlt hat, ausliefern sollen, lassen sie bei diesem eine Matte und eine Hacke fordern und ihm sagen, er könne morgen die Braut holen. Am folgenden Tage kommt der Bräutigam und findet die Braut auf der von ihm geschickten Matte sitzend. Vor ihr steht ein Korb mit Brei und darüber die von ihm gesandte Hacke. Diese dient ihm als Löffel, auf dem er der Braut etwas Brei anbietet. Die Braut ißt die Hälfte davon und gibt das übrige ihrem zukünftigen Mann, der nun alle Gäste zur Teilnahme an dem Mahle einladet. Es wird reichlich Pombe getrunken und bei Trommelklang getanzt und gesungen. Am Abend ist die Hochzeit fertig, und die Braut verläßt das elterliche Haus, um ihr armseliges Sklavenleben zu beginnen.

[1] Ebd. 120—122.

Beim Tode eines Mannes, einer Frau oder selbst eines Kindes muß das ganze Dorf mitweinen. Weinen heißt aber hier nicht Tränen vergießen, sondern einen für diese Gelegenheit vorbehaltenen Gesang anstimmen, der mit zitternder Stimme vorgetragen wird und die Trauer andeutet. Ist der Gesang zu Ende, so wird der Tote in eine Matte gebunden und in sitzender Stellung mit an die Brust gezogenen Knien und auf der Brust gekreuzten Armen begraben. Ist er im Grabe, so kommen die Verwandten und werfen der Reihe nach, ohne zu weinen, einen Stein auf den Toten. Ist der Verstorbene ein Mann, so kommt seine Frau zuletzt und legt zu seinen Füßen den Topf und den Löffel hin, die während seines Lebens dazu dienten, ihm die Nahrung zu bereiten. Dann legt sie die Zeichen der Trauer an, indem sie drei Bananenblätter um die Stirne und die Brust bindet. Am folgenden Tage ist alles fertig. Hier wie anderwärts denkt man wenig an die Toten. Für besonders hervorragende Persönlichkeiten, z. B. das Haupt einer zahlreichen Familie, pflanzt man im Dorfe einen roh geschnitzten Pfeiler zum Andenken auf. Dort opfern die Verwandten von Zeit zu Zeit ein Huhn und gießen vor dem Bilde ihres Ahnen Pombe aus, um auch fernerhin seinen Schutz zu erfahren. Erfüllen sie treu diese Pflicht, so kommt der Tote, wie sie sagen, in der Nacht und weckt sie, um ihnen zu sagen, wo sie Schätze, Fische und Jagdwild finden können. Vergessen sie ihre Pflicht, so kommt er ebenfalls in der Nacht, aber dieses Mal, um sie mit Stockschlägen zu wecken [1].

In ihren Krankheiten nehmen die Wayova meist ihre Zuflucht zu den Zauberdoktoren, deren es eine große Zahl in verschiedenen Graden gibt und deren Kunst ein einträgliches Geschäft ist. Oft wenden sie sich in ihren Krankheiten an die Wabembe, ein benachbartes Bergvolk, dessen Zauberer sehr berühmt sind. Kommt ein solcher Zauberer zum Kranken, so opfert er zuerst seinen Fetischen ein Huhn und mischt das Blut desselben mit den Heilmitteln, die er mitgebracht hat. Diese Mittel werden nun in zwei Futteralen an die Hände des Kranken gebunden. Dann nimmt der Zauberer einen jungen Hahn, salbt ihn mit den Heilmitteln und mit Öl und bindet ihn an das Bett des Kranken, wo er nun dauernd bleiben und wachsen muß. Wenn er zum erstenmal kräht, darf der Kranke die Hütte verlassen; oft aber kommt das Krähen zu spät, der Kranke ist inzwischen gestorben.

Da der Fischfang das Hauptexistenzmittel der Uferbewohner des Tanganika ist, verfehlen die Leute nie beim Beginne der Fischzeit die Msimus anzurufen, die ihnen dabei helfen sollen. Wer beim Beginn des Fischfangs einen Hahn opfert, tötet ihn vor der Hütte des Geistes und gießt sein Blut über das Netz, an das er den Sporn des geopferten Tieres festbindet. In jedem Dorf befindet sich gewöhnlich ein Schaf oder ein Ziegenbock, die dazu bestimmt sind, zur Zeit des Fischfanges geopfert zu werden. Man wählt das Tier aus, wenn es noch klein ist, führt es vor die Msimus und schneidet ihm die Ohren ab. Jetzt ist es heilig geworden und hat das Recht zu plündern. Da es öffentliches Gut des Gemeindewesens ist, darf man es weder schlagen noch verkaufen. Alle Einwohner kennen es unter dem Namen des „Dorfbockes"; man

[1] Missions d'Afrique 1891, Nr 87, S. 125.

mästet es sorgfältig, und zur Zeit des Fischfanges wird es den Fetischen geopfert, die aber nur die Eingeweide und die geröstete Lunge erhalten, die besten Stücke sind für die Leute selbst. Das Opfern von Pombe ist den Alten des Dorfes vorbehalten, die mit einem Krug voll reinen Pombes ohne Wasser zu den Fetischen ziehen, sich vor ihren Bildern aufstellen, einen Mund voll aus dem Kruge trinken und denselben dann in das Gesicht der groben Statuen speien und dies so lange wiederholen, bis der Krug leer ist[1].

Außer den Fetischen, denen die Hut der Felder anvertraut ist, haben die Wayova noch andere Mittel, um die Diebe und Strolche, die während der Nacht die Pflanzungen plündern, zu strafen. Auf den Weg einer Bananenpflanzung legt der Eigentümer die Gebeine eines Häuptlings; alle, die da vorbeigehen, um zu stehlen, werden dort sterben. Ein anderes Mittel ist speziell für die Maniokpflanzungen und wird in einen Krug gelegt und in den Pflanzungen aufgehängt. Wenn ein Dieb Maniok aus diesem Felde stiehlt und davon ißt, so schwillt ihm der Magen an, bis er platzt. Ist ein bedeutender Diebstahl vorgekommen und der Täter unbekannt, so konsultiert man einen Zauberer, der im Besitz eines geheimnisvollen „Donnersteines" ist. Der Zauberer wendet sich unter allerlei Zeremonien an den Stein, schaut in denselben hinein und behauptet, er sehe darin das Bild des bis dahin unbekannt gewesenen Diebes. Er überzieht dann den Stein mit weißer Erde und macht darin mit dem Messer einen Einschnitt in der Richtung der Wohnung des Diebes. Diese Richtung muß der Blitz nehmen, um den Dieb zu töten und seine Seele in die Wolken zu entführen. Deshalb pflegt man im Lande, wenn einer vom Blitz getötet wird, zu sagen: Es ist gut, denn er war ein Dieb.

Auch die Urheber von bösem Zauber (Hexen) werden durch verschiedene Zaubermittel und schließlich oft durch die schon erwähnte Giftprobe entdeckt[2].

Von dem Glauben der Wayova an das Dasein Gottes spricht P. Guillemé nicht ausdrücklich; er hielt das wohl für überflüssig angesichts des Zeugnisses aller Missionäre, daß die Völker am Tanganika ganz allgemein ein höchstes Wesen (Kabezya oder Lesa) anerkennen[3].

6. Die Baholoholo[4].

Ursprünglich hießen die Baholoholo Baguha; den ersteren Namen haben sie vor etwa 60—70 Jahren von den Arabern als Spottnamen erhalten, weil sie oft das Wort „holo" (nur) gebrauchen, und zwar verdoppelt, um ihm mehr Nachdruck zu verleihen. Sie wohnen unfern vom Westufer des Tanganika zwischen dem 5.° 30′ und 7.° südl. Br. Das ganze Volk wird von drei Herrenfamilien: Bakwo-Mamba, Bena-Kunda und Batumwe, beherrscht und ist stark in Abnahme begriffen. Sie sind mit den Wabembe nahe verwandt und sollen von Süden her gekommen sein. Obwohl sie am Gestade des Sees wohnen, ist doch ihre Hauptbeschäftigung der Landbau, der ihnen auch die Hauptnahrung (Sorgho, Maniok, Mais usw.) liefert. Aus Sorgho bereiten

[1] Ebd. 215—216. [2] Ebd. 217. [3] Vgl. oben S. 142 147.
[4] Rob. Schmitz, Les Baholoholo (Congo belge), Bruxelles 1912.

sie auch ihr Bier. Sie sind ein kleines, schwächliches und furchtsames Volk, aber fröhlich und gesprächig.

Die Anthropophagie, schreibt Schmitz[1], war früher bei den Baholoholo unbekannt, erst seit sechs oder sieben Jahren hat die Sekte (Geheime Gesellschaft) der Bakasanzi, die aus Urua stammt, zahlreiche Anhänger gefunden, und für die Glieder dieser Sekte ist das Menschenfleisch eine obligatorische und rituelle Speise geworden. Ein aus dem frischen Leichnam herausgerissenes Herz wird vom Kandidaten der Gesellschaft bei der Aufnahme verzehrt. Später essen sie bei Gelegenheit brüderlicher Liebesmahle die Leiber derjenigen, die an der Giftprobe gestorben sind oder die sich geweigert haben, den Gifttrank zu nehmen, und deshalb umgebracht wurden. Ein Teil wird roh gegessen, unmittelbar nach dem Tode des Opfers, das übrige wird unter die Genossen verteilt und daheim gekocht und verzehrt. Abgesehen von diesen Ausnahmefällen sind die Baholoholo keine Kannibalen.

Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem Schurz, der früher für die Sklaven aus Baumrinde, für die andern aus einem einheimischen Wollgewebe bestand, heute aber aus europäischen Stoffen gemacht und an einem Gürtel befestigt ist. Auch die Frauen tragen diese Kleidung, nur ist die Schürze der Frauen vermöglicher Männer größer und bedeckt auch die Brust. — Die Dörfer liegen gewöhnlich auf Hügeln in der Nähe des Sees oder eines stets fließenden Wassers und bestehen meist aus zwei parallelen Häuserreihen, die an einem Ende durch die senkrecht dazu stehende Häuptlingswohnung abgeschlossen werden. Soll ein neues Dorf gebaut werden, so läßt man einen mächtigen Fetischpriester (Ganga) kommen, um den neuen Platz zu segnen. Dieser pflanzt im Norden und Süden des Platzes zwei mit allerlei geheimnisvollen Dingen gefüllte Antilopenhörner auf. Dann ruft er alle Gegenwärtigen herbei, macht ihnen einen Einschnitt in die linke Seite und legt etwas schwarzen Stoff darauf, den er seinem Büffelhorn entnimmt. Hierauf errichtet er in der Mitte des zukünftigen Dorfes einen großen Fetisch, einen Baumstrunk, der oben einem Menschenkopf ähnlich gemacht wurde, und läßt von seinen Gehilfen ein Strohdach darüber bauen. Die Frauen des Häuptlings bringen Steine und Erde, mit denen sie rings um den Fetisch einen Wall bauen, der so hoch ist, daß nur der Kopf des Fetisches darüber hinausragt. Der Zauberer streut Zauberpulver ringsumher und bemalt den Wall abwechselnd mit roten und weißen Farben. Jetzt ist der Platz geweiht, und die Einwohner haben nichts mehr von den bösen Geistern zu fürchten.

Die Hütten der Baholoholo sehen aus wie Bienenkörbe, zu denen nur ein niedriges Loch führt. Sie enthalten nur einen Raum, in dessen Mitte beständig ein Feuer brennt. Neben jeder Hütte ist ein kleiner Garten, und dahinter liegen die Pflanzungen der Familie. Jede Frau des Muholoholo hat ihre eigene Wohnung und ihre eigene Pflanzung, die sie allein bearbeitet, höchstens daß der Mann ihr zuerst die Bäume umhaut; der Mann hat auch seine Pflanzungen, gewöhnlich eine mehr als seine Frau, um dadurch seine Überlegenheit zu bekunden; hat er Sklaven, so müssen diese die Hauptarbeit leisten.

[1] Les Baholoholo 65.

Familienleben. Im Fall einer Fehlgeburt wird der Zauberer gerufen, um zu entscheiden, ob eine Verfehlung der Mutter vorliege oder nicht; meint er, die Mutter habe gefehlt, so führt sie der Mann zu ihrem Vater und verlangt nicht nur den Brautpreis zurück, sondern auch Entschädigung für den Verlust des Kindes. Wenn dem Neugebornen die Nabelschnur abfällt, wird der Bruder des Vaters geholt; dieser legt das Kind auf eine Wanne, hebt diese vor der Hütte nach rechts und nach links, in der Richtung der Berge, wo Geister wohnen, und nach den Stellen, wo die großen Häuptlinge begraben sind, damit die Manen und die Geister dem Neugebornen günstig seien. Mit besonderem Jubel werden Zwillinge begrüßt. Sie werden vom Vater dem Häuptling vorgestellt, die Frauen kommen, um bei denselben Tänze aufzuführen; schließlich werden sie vor der Hütte der Mutter ausgestellt, die Leute des Dorfes ziehen an ihnen vorbei und werfen etwas Mehl auf sie, um, wie sie sagen, den Segen Gottes (Kulombela Kabedya) herabzuziehen.

Ein Grund der Bevölkerungsabnahme liegt nach Schmitz darin, daß die Männer oft schon unreife Mädchen heiraten und als Frauen gebrauchen. Die Eingebornen sind sehr ausschweifend und sinnlich, auch die Mädchen haben fast alle schon vom frühesten Alter an einen oder mehrere Liebhaber. Auch Abortus kommt manchmal vor, ebenso Kindermord, letzterer aber fast nur, wenn bei einem Kind die oberen Zähne zuerst erscheinen.

Man sagt oft, bei den Negern sei die sittliche Erziehung ungefähr null; bei den Baholoholo trifft das nicht zu. Wenn das Kind mangelhafte Eigentumsbegriffe zeigt und stiehlt, so verpflichtet es der Vater zur Zurückerstattung; wenn es die Befehle des Vaters außer acht läßt, wird es gezüchtigt; verlangt es den Schurz, so läßt es der Vater noch warten, um ihm zu zeigen, daß die Eltern den Kindern nichts schulden und ihre Herren sind; stößt das Kind beim Spiel an die kleine Hütte, die den Manen eines verstorbenen Verwandten errichtet wurde, so wird ihm der Vater die Pflichten gegen die Manen, gegen die Geister und gegen Gott einschärfen. Der Vater tadelt auch gelegentlich in Gegenwart der Kinder denjenigen, der einen Mord oder einen Meineid begangen oder ein Depositum nicht respektiert hat; dagegen lobt er den, der einen Europäer überlistet oder der seine der Zauberei angeklagte Frau getötet hat.

Die Beschneidung der jungen Männer war früher allgemein; kam dann nach Abzug der Araber fast außer Gebrauch, heute kommt sie wieder auf; welche Bedeutung diese Zeremonie hat, wissen die Eingebornen jetzt kaum noch; nach der Beschneidung müssen die Beschnittenen in einer eigenen Hütte wohnen, zu der den Frauen der Zutritt streng verboten ist. Für die Mädchen existiert eine der Beschneidung analoge Zeremonie, die darin besteht, daß die Mutter der Tochter beim Eintritt der Pubertät gewisse symmetrische Einschnitte am Unterleib macht. Die Knaben verlassen gewöhnlich, sobald sie die Pubertät erlangen, die Hütten der Eltern und beziehen ein oder zwei Häuser am Ende des Dorfes, wo sie bis zur Heirat bleiben.

Wenn der junge Mann ein Mädchen zu heiraten beabsichtigt, geht er zu einem Verwandten oder guten Freund im Dorfe der Erkorenen; man bittet zwei Freundinnen, die Braut herbeizurufen. Ist diese gekommen, so teilt ihr der Freund des Bewerbers dessen Anliegen mit. Gefällt ihr der Antrag, so

sagt sie: „Das ist nicht meine Sache, sondern die meines Vaters, wendet euch an ihn.“ Will sie den Bewerber nicht, so sagt sie ihm: „Mein Herz mag dich nicht, suche ein anderes Kind.“ Im ersteren Fall wird mit dem Vater verhandelt, und ist dies geschehen, so verläßt das Mädchen am Abend ihr Haus und verbringt die Nacht auf einer Matte zwischen ihrem Bewerber und dessen Freund zu, die sie aber nicht anrühren. Am Morgen kehrt sie heim; jetzt ist sie verlobt. Die Zeit von der Verlobung bis zur Heirat dauert zuweilen ein Jahr und hängt von der Bezahlung des Brautpreises ab; obwohl die Braut bei ihrem Vater bleibt, besucht sie doch der Bräutigam schon oft während der Nacht. Schon hieraus erkennt man, daß man bei der Hochzeit auf die Jungfräulichkeit der Braut keinen Wert legt; selbst wenn das Mädchen schon ein Kind hat, bildet das kein Hindernis für die Ehe [1].

Nach Schmitz ist die Ehe bei den Baholoholo nicht, wie bei so vielen andern Bantustämmen, ein Handelsgeschäft, es liegt ihr eine höhere Auffassung zu Grunde; das geht schon daraus hervor, daß der Preis für die Braut erst nach der Verlobung festgesetzt wird, und daß die Einwilligung der Braut immer erforderlich ist; willigt der Vater nicht ein, so fliehen oft genug Braut und Bräutigam, und sobald beide das Haus des letzteren erreicht haben, gilt die Ehe als geschlossen. Der Muholoholo kann seine Frau aus seinem Dorf oder seinem Stamm nehmen, wie er will, nur darf es keine Blutsverwandte von seiten des Vaters sein; deshalb darf ein Mann nie die Tochter seines Onkels oder seiner Tante väterlicherseits heiraten, wohl aber die Tochter des Onkels und der Tante mütterlicherseits. Ein Witwer kann seine Schwägerin heiraten. Die Hochzeitsfeier ist sehr einfach. Hat der Bräutigam den Brautpreis bezahlt, so sagt der Vater zu seiner Tochter: „Gehe mit deinem Mann“, und zugleich gibt er ihr einen Schurz. Dann nimmt sie Abschied von den Eltern und zieht in Begleitung ihrer Freundinnen, die ihr den Hausrat tragen, zur Wohnung des Bräutigams; den Schluß des Zuges bildet der Bräutigam. An dessen Hause angekommen bilden die Freundinnen Spalier, zuerst tritt der Bräutigam hinein, dann wird die Braut aufgefordert, die Schwelle zu übertreten; sie tut es zögernd, sobald sie es aber getan, ist sie Frau geworden. Alles fängt an zu schreien, die junge Frau macht das Feuer an und bereitet ihrem Mann die erste Mahlzeit, und es findet ein großer Tanz statt, der bis in die Nacht dauert.

Ein merkwürdiger Gebrauch besteht darin, daß ein Vater nie seine Tochter einem fremden Manne gibt, ohne ausdrücklich die Bedingung zu stellen, daß es den Kindern derselben freistehen soll, später in die Familie ihrer Mutter zurückzukehren. Eine arge Unsitte ist es, daß es dem Manne freisteht, seine Frau zu töten, wenn sie ihm Grund zur Klage gibt; dagegen darf er sie nicht verkaufen, wenn sie nicht eine Sklavin ist. Der Ehebruch des Mannes bleibt straflos; die einzige Strafe besteht darin, daß die eifersüchtige Frau ihn ausschilt und dann in das Haus der Rivalin geht, ihr alles durcheinander wirft und zerschlägt, sie zerbeißt und zerkratzt; diese nimmt wieder Rache; so

[1] Schmitz, Les Baholoholo 165—170.

kann es zu einem Frauenkrieg kommen, und schließlich muß der Mann den von seiner Frau angerichteten Schaden bezahlen [1].

Der Mann gehört nicht zur Familie der Frau, aber er wird ihr Verwandter. Die erste Frau hat den Vorrang vor den übrigen, und auch ihre Kinder werden bei der Erbschaft bevorzugt. Die Ehescheidung ist leicht. Die Ehegatten können sich mit gegenseitiger Einwilligung trennen. Der Mann kann auch die Frau in manchen Fällen (Unfruchtbarkeit, Ausschweifung usw.), aber nicht wegen Ehebruchs verstoßen.

Der Mann ist absoluter Herr in seiner Familie; er muß sie ernähren, Frauen und Kinder schulden ihm unbedingten Gehorsam; solange aber der Großvater lebt, ist die moralische Autorität in dessen Händen; dieser wird, wenn er alt und arbeitsunfähig ist, von seinen Söhnen unterhalten.

Ist ein Kranker gestorben, so beginnen die Frauen die Totenklage. Die Männer bereiten die Leiche. Sie wird in hockender Stellung, so daß die Knie fast das Kinn berühren, auf Matten gelegt; der Mund wird geschlossen und der Leib in Stoffe gehüllt und der Kopf mit einem weißen Schleier bedeckt. Die Totenklage dauert zwei Tage und zwei Nächte. Ist der Tod nicht infolge einer Krankheit eingetreten, so wird der Verstorbene in der Hütte beigesetzt; war er aber die Folge einer Krankheit, so wird der Verstorbene während der Nacht still und heimlich im Walde begraben. Die Leiche wird auf ihre linke Seite gelegt, der Kopf gegen Osten, die Füße gegen Westen gekehrt. Das Grab wird mit Erde zugefüllt und festgetreten, und dann mit Steinen und trockenen Blättern besät, so daß man keine Spur davon merkt. Handelt es sich um das Begräbnis eines Häuptlings, so werden noch mehr Vorsichtsmaßregeln beobachtet. Man verschweigt den Tod, klagt nicht, bis das Begräbnis schon vorüber ist. Es geschieht das aus Furcht vor den geheimen Gesellschaften der Bakasanzi und der Bagabo. Diese letzteren gebrauchen den Kopf und den Stab des Häuptlings zu ihren bösen Zaubereien [2].

Nach dem Begräbnis werden alle Hütten des Verstorbenen verbrannt. Jeder Bruder und jedes verheiratete Kind des Toten errichtet vor seinem Hause ein kleines, kegelförmiges Hüttchen (kadjaba), tötet ein Huhn, legt dessen Kopf auf das Hüttchen und begräbt das übrige unter demselben. Dies ist die Wohnung, in der die Manen der Verstorbenen ausruhen werden, wenn sie auf die Erde kommen. Wenn später der Verstorbene einem der Seinen erscheint und sich über Vernachlässigung beklagt, so bereitet dieser Bier, eilt damit heimlich zum Grabe; ein Teil des Bieres wird als Libation auf dem Grabe ausgeschüttet, der andere wird getrunken, damit der Tote nicht allein trinke. Übrigens bekommen bei allen Mahlzeiten die Toten ihren Anteil. Bevor man ißt, legt das Familienhaupt etwas Speise und Bier vor die Türe des Hauses, macht mit der Hand eine Bewegung gegen das Totenhäuschen zum Zeichen, daß es eine Gabe sei, und sagt dabei: „Verstorbene Väter und Mütter, esset dieses!“ Wird zufällig ein Zauberer von den Verwandten beim Öffnen des Grabes ertappt, so wird er sofort in Stücke gehauen, die man auf dem Grabe

---

[1] Ebd. 181—182. [2] Ebd. 219—222.

liegen läßt, um andern die Lust zu nehmen, das Beispiel des Frevlers nachzuahmen.

Die Baholoholo nehmen beim Menschen (und auch beim Tiere) ein inneres Prinzip an, durch das er lebt, erkennt usw. Dieses Prinzip heißt im Leben Mutima (Seele, Herz) und kann im Traum zeitweilig den Leib verlassen; nach der definitiven Trennung vom Leib heißt es Muki (Plural: Baki). Die Baki bleiben immer in Verbindung mit den Lebenden. Sie beschützen ihre Familien, und man kann auf ihre Freundschaft rechnen; aber man fürchtet sie auch, weil sie gelegentlich ein Glied der Familie in das Schattenreich abholen wollen, doch lassen sie sich durch Gebete und Gaben erweichen. Man ruft sie in allen Nöten an, und diese Ahnenverehrung bildet einen Hauptteil des Kultus. Sie können auch die Gestalt von Tieren, besonders von Mäusen, annehmen.

Außer an die Seelen der Verstorbenen glauben die Eingebornen an viele andere Geister, die durch Ursprung und Natur von den Menschen ganz verschieden sind und oft Tiergestalt annehmen, den Regenbogen schleudern und durch die Zauberer Böses zufügen. Die meisten davon haben Schlangengestalt und wohnen in Bergen, Flüssen usw. Ein Geist heißt Kilindi (ein Berg bei Mtowa), er erscheint in Gestalt einer Schlange, ein anderer heißt Kisimba, Musela, Ilunga Nsungu, Kakuli usw.; einer der mächtigsten Geister ist Muamba, der ein felsiges Hochplateau beim See Kisale bewohnt. Kabedya Kibyo ist der Geist der Gewässer, der in einem Flusse wohnt und nie Tiergestalt annimmt. Dyangombe ist der große Geist des Tanganika, der auch nie in ein Tier eingeht usw.

Die gewöhnlichen Leute verehren die Geister wenig; man ruft sie zum Schutz der Neugebornen an, und wenn man an ihrem Wohnort vorbeigeht, wirft man ihnen etwas Mehl oder sonst eine kleine Gabe zu. Wenn eine Schlange nachts in die Hütte schleicht, so hütet man sich, sie zu verletzen, man entfernt sie sanft. In innigerem Verkehr mit den Geistern stehen die großen Häuptlinge. Die Familie eines Kranken wendet sich oft an einen solchen Häuptling, damit er die Geister um Heilung anflehe. Der Häuptling geht dann auf den Berg seines Geistes, macht vor einer Höhle einen Halbkreis aus Mehl und bittet den Geist, dem Kranken seinen Schutz zu gewähren. Auch die Zauberer stehen mit den Geistern in regem Verkehr. Sie können einen Geist zwingen, in einem Fetisch (mukisi) zu wohnen, und wenn sie ihn auch nicht zwingen können, in einen Menschen einzukehren, so können sie ihn doch daraus vertreiben. Nur die Zauberer bewahren die Fetische auf, die gewöhnlichen Leute haben keine. Die Zauberer können sich der Fetische bedienen, um andern zu schaden, aber auch um Kranke zu heilen. Sie allein fabrizieren die Fetische, gewöhnlich kleine Statuen bis zu 75 Zentimeter Höhe, die sich durch ihre Bemalung und ihren Haarwuchs kennzeichnen. Von den eigentlichen Fetischen, in denen ein Geist wohnt, sind die Fetisch-Amulette zu unterscheiden, die ihre Kraft nur durch den Einfluß des Zauberers erlangen und gewöhnlich im Kopf ein Loch haben, das der Zauberer mit allerlei geheimnisvollen Stoffen füllt[1].

---

[1] Schmitz, Les Baholoholo 231—235.

Allgemeine Speiseverbote existieren nicht, wohl aber ist einzelnen Personen oder Klassen der Genuß gewisser Speisen untersagt, und zwar nicht deshalb, weil sie glauben, dieses oder jenes Tier sei ihr Ahne oder Beschützer, sondern bloß, weil dasselbe das Symbol oder Erkennungszeichen dieser oder jener Klasse oder Gesellschaft ist. Das ist vielleicht eine Art Totemismus, obwohl Schmitz meint, derselbe existiere bei den Baholoholo im allgemeinen nicht; er behauptet, man kenne nur ein einziges Beispiel davon. Der Häuptling Kasanga hat ein Totem, nämlich das Flußpferd. Dieses Totem ist aber rein individuell, den großen Häuptlingen der Landschaft Mtowa eigentümlich, die seit einem halben Jahrhundert unter diesem Namen aufeinander folgen. Das Totem bildet einen Teil der Erbschaft. Kasanga sagt: „Das ist mein Bruder", und er tötet das Tier nicht und ißt es auch nicht. Die Seelen der verstorbenen Kasanga lieben es, in den Leib dieses Brudertieres zurückzukehren. Es ist aber zu beachten, daß die Dynastie der Kasanga aus Ugowa stammt und nicht zu den eigentlichen Baholoholo gehört [1].

Über allen Geistern steht nach den Eingebornen ein Gott, Kabedya Mpungu, der im Himmel wohnt, vor den Menschen existiert hat und unsterblich ist. Nach Schmitz ist der Muholoholo Monotheist. Kabedya (von der Wurzel eza = können, vermögen) ist allmächtig [2]; der böse Zauber kann einem nichts schaden, wenn Kabedya es nicht will. Er weiß auch, ob jemand sterben wird oder nicht; trotzdem muß man Medizin nehmen, weil er die Bäume und Pflanzen eigens zu diesem Zwecke gemacht hat. Er ist ein großer Ganga (Zauberer). Die Pocken und die Schlafkrankheit kommen von ihm. „Er ist der einzige Gott. Der Beherrscher des Totenreiches, Kalunga Niembo, ist kein Gott, er ist nicht einmal ein eigentlicher Geist, er ist ein verstorbener großer Häuptling, der fortfährt zu herrschen." [3] Kabedya Mpungu wird nie bildlich dargestellt. Das Totenreich, von dem oben die Rede war, ist eine Art Paradies der Baholoholo. Dort gibt es so viele Bananenbäume, daß man nicht zu pflanzen braucht. Kalunga Niembo, der Beherrscher dieses Paradieses, wohnt in einem Steinpalast, während die Häuser der Toten aus Stroh gebaut sind. Es ist in diesen unterirdischen Dörfern hell wie auf Erden. Die Toten bleiben dort in Ewigkeit. Von einem Ort der Strafe ist nie die Rede.

Obwohl Kabedya Mpungu, wahrscheinlich weil er so hoch und fern steht, hinter den Ahnen und Geistern zurücktritt, so wäre es doch unrichtig, zu behaupten, man erweise ihm gar keinen Kult. Das weiße Huhn, das man am Tage, wo das neugeborne Kind zur Hütte herausgebracht wird, schlachtet und dessen Blut man auf das Kind fallen läßt, ist nach der Behauptung der Eingebornen ein Opfer für Gott. Zuweilen trifft man auf der Spitze steiler Berge zwei Steinhaufen, je einen auf jeder Seite des Weges. Der Eingeborne unterläßt es nie, einen Stein oder ein Blatt hinzuzufügen. „Er handelt so, um die höchste Herrschaft Gottes anzuerkennen. Die Handlung bedeutet: ‚Du siehst, ich bin dein Kind; ich gehe nicht vorüber, ohne dir eine

---

[1] Ebd. 239.
[2] Die Missionäre schreiben deshalb auch den Namen: Kabezia (vgl. oben S. 142).
[3] Schmitz a. a. O. 249.

Gabe darzubringen.'" Endlich sind die Erstlinge der Ernte für Gott. Die fünf ersten Sorgho- oder Maisähren werden zu seiner Ehre auf den Weg gelegt [1].

Im Prinzip ist bei den Baholoholo das Haupt der Familie der eigentliche Priester. Er bestimmt die Zeit und die Art der Anrufungen und Opfer. Außerdem gibt es Spezialisten in der Zauberei, Wahrsagerei, Heilkunst usw., das sind die Baganga (Sing.: Ganga) aus beiden Geschlechtern; die Männer sind Mitglieder der geheimen Gesellschaft der Bakasanzi, die Frauen der der Bulindu. Die Baganga deuten die Träume, weihen die Fetische und die Amulette und machen Diebe oder verlorene Gegenstände ausfindig usw.

Von der Sittlichkeit der Baholoholo sagt Schmitz [2]: „Sie haben vollkommen die Kenntnis von gut und bös, aber es ist eine Kenntnis, die ihr Gewissen wenig beschwert. Sie halten treu ihre Verpflichtungen, ihr Wort, ihr Versprechen. Sie bewahren sorgfältig die ihnen anvertrauten Deposita; sie achten ihre Eide und ihre Bündnisse. Sie haben ein tiefes, instinktives Gefühl der Gerechtigkeit, respektieren sie aber in ihren Beziehungen zu andern wenig." In dieser Behauptung liegt ein Widerspruch. Wenn sie ihr Wort, ihre Verpflichtung, ihre Eide und Bündnisse treu halten, so zeigt das Achtung vor fremdem Recht.

Unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts herrscht, wie schon oben angedeutet wurde, die größte Schamlosigkeit in Worten und Taten; sie baden sogar vollständig nackt gemeinsam; nirgends ist die Ausgelassenheit so groß wie hier; doch gehen sie nicht so weit, sich öffentlich zu paaren; und außerdem haben sie große Scheu vor dem Verkehr mit nahen Verwandten. — Selbstmord kommt vor, doch selten. Sie erkennen, daß Stehlen schlecht ist, tun es aber, so oft sie können [3]. Auch einen Menschen zu töten, bezeichnen sie als verwerflich, wenn es sich nicht um einen geheimen Zauberer oder um einen Feind im Kriege handelt; das hindert aber nicht, daß Mord und Vergiftung hier häufiger vorkommt als überall sonst. „Die Liebe, das Mitleid ist hier nur ein Wort; die Sache selbst existiert nicht; die Fremden und Reisenden, auch wenn sie zu ihrer Rasse gehören, werden zwar beherbergt, aber nicht bewirtet. Wenn sie Hungers sterben, das ist ihre Sache; mögen sie selbst Wurzeln ausgraben. Wenn ein Vorübergehender sich im Dorfe aufhält und krank wird, so vertreibt man ihn sobald als möglich, damit er anderswo sterben gehe." [4] Das Bild wird aber doch gemildert, wenn man liest, was Schmitz an einer andern Stelle sagt: „Sie sind vor allem Gefühlsmenschen. Sie haben ein sehr intensives inneres Leben. Sie haben aufrichtige und tiefe Freundschaften. ‚Ein Freund', sagen sie, ‚das ist mehr als ein Bruder und eine Mutter, denn du selbst hast ihn gewählt.' Sie sind im stande, sich selbst zu Grunde zu richten, um einem Freund aus der Not oder dem Gefängnisse zu helfen; sie werden keine Sekunde warten, um sich zur Rettung desselben ins Wasser zu werfen; man hat Leute gesehen, die ruhig hingingen, um einen Freund aus dem Rachen

---

[1] Schmitz, Les Baholoholo 285. [2] Ebd. 251.
[3] Später sagt Schmitz selbst (ebd. 517), Diebstähle und Morde seien selten.
[4] Ebd. 253.

eines Krokodils zu ziehen. Freunde und Freundinnen, die sich lange nicht mehr gesehen, brechen in laute Freude aus und zeigen wahre Rührung. Ich habe Freunde vor Freude weinen sehen." [1] Solchen Menschen kann man doch nicht jedes Gefühl der Nächstenliebe absprechen. Die Missionäre haben überall am Tanganika große Gastfreundschaft gefunden. Vielleicht, daß Schmitz einige Fälle zu sehr verallgemeinert. Möglich ist, daß man sich Staatsbeamten gegenüber anders verhält. Auch darf man nicht vergessen, daß es sich um eine Zeit handelt, in der die Araber das Land unsicher gemacht hatten.

Eigentum. Der Familienvater ist Eigentümer aller seiner Hütten. Wenn er anderswo hinzieht, so darf er sie niederreißen und das Material mit sich nehmen; er muß es aber gleich tun, denn wenn sich nach seiner Abreise ein anderer an seiner Stelle niederläßt, darf er die Hütte nicht mehr niederreißen. Die Möbel im Hause gehören teils ihm, teils seinen Frauen und Kindern. Die Töpfe und Körbe, die die Frau bei der Hochzeit mitgebracht, gehören ihr, ebenso ihre Schmucksachen. Was die Kinder durch ihre Arbeit gewinnen, gehört ihnen. Jeder kann über sein Eigentum frei verfügen. Der Vater hat ferner das Recht der Verfügung über alle Felder, auch über die, welche die Frauen bebauen. Der Boden gehört aber nicht ihm, auch nicht dem Stamm als solchem, sondern dem Häuptling. Die Ländereien der einzelnen Dörfer und Stämme sind genau abgegrenzt; jeder kennt und respektiert diese Grenzen. Nach Anschauung der Eingebornen hat die Besitznahme das Eigentum geschaffen. Der erste Mensch, den Gott auf die Erde setzte, war nur ein Jäger, aber die erste Frau bepflanzte den Boden; so entstand das Privateigentum. Übrigens halten sie dafür, daß das Eigentum an einem Territorium nur so lange dauert, als es jemand nicht unbenutzt läßt. Auf dem Boden eines Stammes hat jeder Stammesgenosse das Recht zu jagen und zu fischen.

Erbrecht. Alles, was der Vater beim Tode besitzt: Frauen, Kinder, Sklaven, Güter, geht nicht auf seinen Sohn über, sondern auf seinen mütterlichen Onkel, oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, an den ältesten Bruder, und wenn Brüder fehlen, an den ältesten Sohn der ältesten Schwester. Sind keine männlichen Erben vorhanden, so erben die Frauen in derselben Ordnung. Die Gewohnheit verlangt, daß der Onkel, wenn er erbt, die Hälfte der Erbschaft dem ältesten Bruder abtrete, und dem Vater des Verstorbenen, wenn er noch lebt, ein Geschenk, z. B. einen Sklaven gebe. Die persönlichen Güter der Frauen, Kinder und Sklaven, bleiben ihr Eigentum. Ein Testament ist bei den Baholoholo nicht gültig, wohl aber kann der Eigentümer, wenn er den Tod nahe glaubt, seinen nicht erbberechtigten Freunden und Verwandten Geschenke machen oder einen Sklaven freilassen [2].

Strafrecht. Mit Ausnahme des Ehebruchs, für den der beleidigte Ehegatte selbst die Strafe bestimmt, sind für alle Verbrechen die Strafen durch das Gewohnheitsrecht festgesetzt. Die Strafen sind entweder Entschädigungen in Gütern oder körperliche Haft oder die Vergeltung. Wer gestohlen hat, und wäre es auch nur ein Messer, muß dem Eigentümer 10 Dotis (1 Doti = 1 Mikuto = 4 Ellen) Stoff bezahlen. Die Strafe scheint übermäßig, aber

[1] Ebd. 37. [2] Ebd. 479—497.

der Diebstahl gilt bei den Baholoholo als eine ernste Sache. Die Haft kommt in Anwendung, wenn der Schuldige nicht sofort bezahlen kann; entweder legt man ihm den Fuß in einen Pflock, der geschlossen wird, oder man legt ihm einen Luhungo um den Hals, eine Art lange Gabel, die durch einen Eisenstab geschlossen ist, und deren Ende der Wächter festhält, wenn der Schuldige sich bewegen muß. Als großes Rechtsprinzip gilt das ius talionis: Kopf um Kopf, wie sie sagen. Stoffe oder Perlen können nie den Tod eines Menschen sühnen. Kraft dieses Prinzips, daß Blut Blut verlangt, kann der Vater, dessen Kind ungerecht geschlagen oder verletzt wurde, den Schuldigen ergreifen, ihm die Haare ausreißen und ihn mit einem glühenden Eisen brennen. Doch hat er auch das Recht, an Stelle dieser Strafe 10 Dotis Gewebe zu fordern. Dem Mann, der die Frau eines Häuptlings verführte, wurden früher Nase, Ohren, Hände usw. abgeschnitten. Bei keinem Verbrechen kommt es zum Prozeß. Der Beleidigte, der Bestohlene, die Verwandten des Ermordeten urteilen und bestimmen selbst die herkömmliche Strafe. Sie appellieren nie an den Häuptling. Ist das Verbrechen zweifelhaft, so kann sich der Angeklagte selbst durch Zeugen verteidigen, sein Alibi beweisen oder an den Häuptling appellieren oder endlich die Probe fordern: die Probe der Hacke, die darin besteht, eine glühende Hacke aus dem Feuer zu ziehen, oder die Wasserprobe, bei der er einen Ring aus einem tiefen, mit siedendem Wasser gefüllten Kessel holen muß. Die Diebstähle und die einfachen Morde sind übrigens selten; die häufigsten vermeintlichen Verbrechen sind die Zaubereien, bei denen der Angeklagte den Gifttrank nehmen muß, aber auch dessen Sklave und der Sklave des Anklägers; alle müssen sich vollständig auskleiden und behalten nur einige Blätter am Gürtel; das fordert das Prinzip, „denn für das Gottesurteil muß man nackt sein“. Kommt der Angeklagte und sein Sklave heil davon, während der Sklave des Anklägers stirbt, so gilt als bewiesen, daß die Anklage falsch war, und der Ankläger muß eine Strafe bezahlen [1].

Die politische Organisation der Baholoholo beschränkt sich auf das Dorf. Der Dorfhäuptling ist der einzige, der als Höhergestellter anerkannt wird. Früher gab es über den Dörfern noch einen Stammeshäuptling, aber der wurde von den Europäern beseitigt. Die Häuptlingswürde ist erblich, ihr Einfluß hängt aber hauptsächlich vom Reichtum des Inhabers ab. Dem Häuptling steht der Rat der Alten bei, der ihn gelegentlich auch absetzen kann. Der Häuptling hat einen Stellvertreter, der den Namen Kalala trägt, gewöhnlich einen energischen und intelligenten Mann, den er aus seinen Untertanen auswählt.

7. Die Manyema.

Nyema (Plural: Manyema) bedeutet in der Sprache der Bango-Bango eigentlich einen nicht kultivierten Wald, im Unterschied zu den großen Wäldern, in denen die Schwarzen im Schatten der riesigen Bäume ihren Mais anpflanzen. Davon erhielt das ganze Waldland zwischen dem Tanganika und Lualaba den Namen Manyema. Heute wird allerdings das ganze Gebiet

---

[1] Schmitz, Les Baholoholo 515—522.

zwischen dem Lualaba und dem Tanganika oft Manyema genannt, aber das Manyema im eigentlichen Sinn liegt in der Nähe des Lualaba und umfaßt das Gebiet der Bango-Bango, der Babuyu (Wabuya, Babudye), der Bazimba, der Wenyabamba usw.

Bei diesen Völkern herrschte bis in die neuere Zeit die scheußliche Sitte, die Toten zu verzehren. War jemand gestorben, so wurde er auf einer Bahre in das nächste Dorf getragen und dort gebraten und verzehrt. Die Bewohner des Dorfes, in dem er gestorben war, durften am Mahle nicht teilnehmen und auch den Zug nicht begleiten. Nur die Häuptlinge wurden begraben. Ihr Grab war tief und breit, in dasselbe warf man zehn lebende Frauen, denen man zuerst die Knie und die Ellenbogen brach, dann wurde die Leiche des Häuptlings hinuntergelassen, und auf diese warf man zehn lebende Männer mit gebrochenen Armen und Beinen [1].

„Ihr Moralkodex war sehr streng“, sagt Cunningham [2]. Beging jemand Ehebruch mit der Frau eines andern, so hatte dieser das Recht, ihn im Kampf zu töten; fiel der beleidigte Mann, so nahm dessen Bruder den Kampf auf. Wurde die Frau in ein anderes Dorf gebracht, so erklärte diesem das Dorf des beleidigten Gatten den Krieg, bis die Frau zurückgegeben wurde. Die Frau selbst wurde nicht gestraft und vom Manne wieder angenommen. Ebenso tadelte die Frau den untreuen Mann nicht, sondern warf alle Schuld auf die fremde Frau; diese konnte von ihrer Rivalin getötet werden, nur mußte letztere sich dann auf Rache von seiten der Verwandten gefaßt machen.

Fälle von Unsittlichkeit zwischen unverheirateten Leuten wurden durch Geldbußen gesühnt; die Größe der zu bezahlenden Summe hing von den Umständen ab. Auch der Diebstahl wurde durch eine Bezahlung gesühnt. Stahl ein Mann eine Ziege, so mußte er fünf Ziegen ersetzen; stahl er einen Speer, so bestand die Strafe in der Bezahlung von zwei Ziegen und einem Speer usw.

Bei der Ehe muß dem Vater der Braut eine Zahlung geleistet werden; die Summe beträgt gewöhnlich 30 Ziegen. Sobald die Summe bezahlt ist, wird das Mädchen die Frau des Mannes. Der Vater des Mädchens ist aber nach erhaltener Bezahlung verpflichtet, dem Ehepaar zwei männliche und zwei weibliche Diener zu liefern, und diese bleiben bei demselben solange es lebt oder die Familie nicht aufgelöst ist. Ist das Betragen der Frau tadelfrei, so kann sie der Mann nicht entlassen; gibt sie Anlaß zur Klage, so kann sich der Mann an ihren Vater wenden und ihm die Gründe seiner Unzufriedenheit darlegen; dann muß ihm der Vater noch eine andere Tochter geben, wenn er eine hat, aber die erstere bleibt bei ihrem Mann.

Die Söhne erben nur das bewegliche Eigentum des Vaters: Schafe, Ziegen, Speere usw.; die Gärten, Häuser und Witwen werden unter die Brüder des Verstorbenen verteilt. Der Bruder nimmt in Bezug auf Verwandtschaft eine hervorragende Stellung ein; er wird auch der Erbe, wenn sein Bruder Häuptling war und stirbt; nur wenn kein Bruder vorhanden ist, wird der Sohn Nachfolger des Vaters. — Die Manyema üben die Beschneidung.

---

[1] Cunningham, Uganda and its peoples 314—316. [2] Ebd. 321.

Nach dem schon erwähnten Cunningham[1] existiert bei den Manyema „kein Glaube an Geister oder eine geistige Existenz, gute oder böse. Von der Gegenwart einer Seele haben sie nie die geringste Ahnung gehabt". „Alles, was wir wissen, sagen sie, ist, daß etwas im Menschen während seines Lebens lebt, weil wir hören können, daß es schlägt. Wenn dieses Etwas die Seele ist, so wissen wir, daß es nicht weiter existiert, wenn der Mensch stirbt."

Dieses Beispiel zeigt, wie unzuverlässig die Angaben der Reisenden sind, die sich nur flüchtig in einem Lande aufhalten und die Antworten der Eingebornen auf ein paar gelegentliche Fragen aufzeichnen. Um sicher zu gehen, wandten wir uns brieflich an den bekannten Ethnologen P. Colle von den Weißen Vätern, der selbst jene Gegenden bereist hat und mit den dortigen Missionären, seinen Ordensbrüdern, in regem Verkehr steht. Auf die Frage über die Richtigkeit der angeführten Behauptungen Cunninghams antwortete er uns am 27. Mai 1912 aus Antwerpen: „Ich antworte bestimmt und ohne Furcht vor Irrtum, daß diese Völker (die Bango-Bango, Bazima, Babuyu usw.), weit entfernt, keine Kenntnis von Gott usw. zu haben, im Gegenteil als sehr abergläubisch gelten, und zwar in dem Maße, daß die Babuyu die anerkannten Lieferanten der Zauberer sind. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, das Land zu durcheilen. Überall findet man zu Ehren der Toten und der unsichtbaren Geister errichtete Hütten, überall sieht man große und kleine Fetische. Die Häuser der Babuyu sind alle mit einem Rohr geschmückt, an dessen Spitze ein Fetisch ist. In Kasongo, einem arabisierten Mittelpunkt, fürchten die Schwarzen die Babuyu-Zauberer im höchsten Grade. Der oberflächliche Reisende wird vielleicht, ohne sie zu beachten, an den Hütten der Mizimu vorübergehen, aber er möge nur in die Familien eintreten und er wird dort eine große Zahl von Fetischen und Talismanen finden, die man gegen den schädlichen Einfluß der böswilligen Geister und der erzürnten Manen hingesetzt hat. Der Glaube an die bösen Geister und die Manen konnte trotz der Gegenwart der allmächtigen Araber während mehr als eines Jahrhunderts nicht zerstört werden. Ich weiß nicht, wie man dort (in der einheimischen Sprache) Gott nennt. Man gebraucht seit langem dafür den Namen Mungu, ein Kiswahiliausdruck, den die Araber aufgebracht haben. Ich möchte aber glauben, daß der einheimische Name für Gott von derselben Wurzel gebildet ist wie der Ausdruck, mit dem die Nachbarvölker das höchste Wesen, das erste Prinzip von allem bezeichnen, und der aus der Wurzel ez oder wez (Macht) gebildet ist. Denn die Baluba nennen Gott Kabezya, die Batumbwe Habedya, die Babembe Abechia, die Bayova (Ubwari) Habezya, die Baholoholo Kabedya. Die Basonge sagen Vidia Mukulu, d. h. der große Geist, ganz so wie auch die Baluba Gott Vidye Mukulu nennen. Alles das führt mich zur Annahme, daß die Bewohner von Manyema einen Namen und mithin einen Begriff von Gott haben, der denen der benachbarten Völker ganz gleich ist[2]. Meine Mitbrüder, die sich bei den Bango-Bango niedergelassen,

[1] Uganda and its peoples 321.

[2] Nach P. Aug. Van Acker, der 15 Jahre in Mayema zugebracht hat, nennen die Bena-Nkuvu (Bankuvu) das höchste Wesen Vile (vgl. Missions des Pères Blancs 1912, 197). Die Bena-Nkuvu sind ein Manyemastamm.

und diejenigen, welche zu wiederholten Malen das Land von Kasongo bis Baraka durchwandert haben, sagen einstimmig, daß die Einwohner von Manyema, von einigen Einzelheiten abgesehen, denselben Kult haben wie die Uferbewohner am Tanganika, d. h. den Glauben an einen einzigen, allmächtigen Gott, an unsichtbare Geister, an das Fortleben der Seele nach dem Tode, an den Einfluß der Verstorbenen auf die Lebenden, kurz an alles, was Cunningham leugnet."

Wie uns derselbe P. Colle mitteilt, schrieb schon am 25. September 1882 P. Moinet aus Mulwewa (Massanze): „Unsere Wilden glauben an das Dasein eines Gottes Kabeza, des Schöpfers des Universums; über die Schöpfung der Menschen wußten sie nichts zu sagen, sie wissen auch nicht, wem sie dieselbe zuschreiben sollen. Kabeza ruft die Seelen der Menschen nach dem Tode zu sich und behält diejenigen, die auf Erden gut gewesen sind, bei sich und läßt sie sich an seinen Gütern erfreuen, die Bösen dagegen vertreibt er aus seiner Gegenwart; eine andere Strafe als diese Verbannung von Kabeza erdulden sie nicht. Von einem Kult, den sie Gott erweisen, hat man bisher noch keine Spur entdeckt. Ihr ganzer äußerer Kult, ihre Zauberei, richtet sich an die Mizimu, deren kleine Hüttchen die Eingänge ihrer Häuser schmücken."

Von den Wenyabamba bei Kasongo im Manyemaland berichtet P. Schoonheydt[1]: Sie verehren noch mehr als die andern Neger die Mizimu (Geister). Deshalb muß man sie bei allen Krankheitsfällen und Unglücken anrufen. Man opfert ihnen ein Huhn und bei schweren Krankheiten zuweilen mehr als zehn Ziegen. Manche Mizimu nehmen nur rot gefärbte Gaben an, und es ist deshalb unnütz, ihnen anders gefärbte Geschenke darzubringen. In dem Dorf des Mwana Kalenga, des Großhäuptlings der Wenyabamba, erhebt sich zwischen den zwei Häuserreihen ein kleines Häuschen. Wenn man in dasselbe eintritt, sieht man zu beiden Seiten eine Bank aus Erde und im Hintergrund etwas erhöht eine Anzahl in Ordnung aufgestellter Eisenstücke; jedes Stück stellt einen Ahnen dar. Dort bringt Mwana Kalenga, der zugleich Oberhäuptling und Oberpriester ist, die Opfer für die Gesundheit dar. Während er bei seinen Amtshandlungen als Häuptling besondere Kleider trägt, hat er als Priester keinerlei Amtszeichen. Die Schlachtopfer werden mit einem Messer getötet, und das Blut wird vor den Bildern der Geister ausgegossen. Das Fleisch wird Eigentum des Opferers, der es selbst essen muß, höchstens darf er kleinen Kindern davon geben, aber nie Erwachsenen.

Ganz patriarchalisch mutet uns der „Segen" an, den die alten Bena-Nkuvu den jungen Leuten, besonders die Väter ihren Söhnen, erteilen, wenn diese lange Reisen unternehmen oder in den Krieg ziehen. Der Segen heißt „Kufiyugula"[2]. Der Vater breitet die Arme über seinen Sohn, spuckt auf sein Haupt und spricht dabei: „Möge er salama (gesund und heil) verreisen und salama wiederkehren wegen des Segens seines Vaters." Gewöhnlich reibt sich der Vater beim Segen das Gesicht mit Kaolin ein und sagt zu seinem Sohne, der vor ihm steht: „Segnet dieses Kind, das verreisen will, damit es nicht

[1] Missions des Pères Blancs 1908, 282. [2] Ebd. 1911, 333 ff.

mit leeren Händen wiederkehre. Mögen seine Wunden heilen, wenn man ihm unglücklicherweise solche beibringen sollte; möge keine Unreinheit sich in seinen Augen finden, um sie zu verdunkeln[1]; mögen die Rauheiten des Weges sich vor ihm ebnen, damit er nicht mit seinen Füßen anstoße, denn der Krieg gegen Nyembo (ein etwa drei Tagereisen westlich gelegenes Land) ist gefährlich." Auch der Sohn wird vom Vater mit Kaolin eingerieben. Zugleich überreicht der Vater dem Sohn den „Kitumpa", d. h. ein Antilopenhorn, das der Zauberer mit allerlei geheimnisvollen Pulvern gefüllt hat. Bei jedem Neumond stecken die Bena-Nkuvu ihren Finger in das Horn und machen dann einen Strich auf die Stirn. Beim Überreichen des Kitumpa sagt der Vater zum Sohne: „Fortan wirst du über Schlangen schreiten und dem Löwen und Leoparden begegnen, und es wird dir nichts Übles zustoßen; die Kugeln und die Pfeile deiner Feinde werden dich nicht treffen."

8. Die Bewohner des Angonilandes.

Das Angoniland liegt im Südwesten des Njassa. Wir haben schon früher bemerkt, daß die Wangoni in Deutsch-Ostafrika von den Sulus abstammen. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde der Sulustamm der Wangoni durch den Sulufürsten Tschako aus seinen in Transvaal gelegenen Wohnsitzen verdrängt. Ein Teil zog in das Ungonigebiet. Von diesem war schon früher die Rede. Ein anderer Teil — und von diesem reden wir hier — ließ sich im Süden und Südwesten des Njassa nieder, unterjochte die dort ansässige Bevölkerung, die Achewas oder Achipetas. Weit entfernt davon, die einheimische Bevölkerung zu vernichten, gewannen die Angoni (Wangoni) durch ihre Mäßigung deren willige Unterwerfung und begünstigten die Vermengung der beiden Rassen. Zwar wurden in den Hauptzentren des Landes Angonihäuptlinge eingesetzt, aber daneben behielt jedes Dorf seinen Achewaschulzen. In ihrem Charakter sind die beiden Rassen sehr verschieden. Der Angoni ist intelligent, energisch, tapfer, ziemlich offen, nicht allzu diebisch, treu, gewöhnlich monogam; der Achewa dagegen ist indolent, feig, falsch, lügnerisch, diebisch und meist polygam, wenn er sich den Luxus gestatten darf. Die Achipetas, die fast zwei Drittel der Bevölkerung des Angonilandes ausmachen, sind nur ein Teil des Volksstammes der Kumarawi oder Amarawi, die seit alters am Westufer des Njassa wohnten und dessen Sprache — das Chimarawi — bis heute bewahrt haben[2].

In religiöser Beziehung sind diese verschiedenen Volksstämme einander nach der Versicherung des Missionärs Bellière sehr ähnlich. Über die Religion der Angoni schreibt P. Winnen S. M.[3]: „Sie nehmen das Dasein eines allmächtigen Gottes, des Schöpfers aller Dinge, an; sie wissen nicht genau, ob er verheiratet ist oder nicht; sie neigen aber mehr nach der bejahenden Seite der Antwort auf diese Frage. Dieser Gott ist etwas Unpersönliches,

---

[1] Die Eingebornen selbst erklären das so: ein Unglücklicher hat trübe und dunkle, ein Glücklicher dagegen helleuchtende Augen.

[2] Vgl. Missions d'Afrique 1906, Nr 180, S. 389; 1903, Nr 162, S. 198 ff.

[3] Missions catholiques 1906, 346 ff.

Geheimnisvolles, das man am besten in Frieden läßt. Auch erweisen sie ihm gar keinen Kult." Die Behauptung, daß Gott etwas Unpersönliches sei, klingt ganz unglaublich; wie könnten sie dann zweifeln, ob er verheiratet sei oder nicht, und meinen, es sei am besten, ihn in Ruhe zu lassen? Auch daß sie ihn als Schöpfer aller Dinge und allmächtig auffassen, weist auf ein persönliches Wesen hin. Doch hören wir weiter:

„Die Mizimu, die Geister der Verstorbenen, sind der einzige Gegenstand ihres Kultus. Wozu diese Libationen, diese Opfer, diese Tänze zu ihren Ehren? Alles das geschieht nicht aus Zuneigung für die Dahingeschiedenen, sondern aus Furcht. Man hat Angst vor ihnen. Wenn man diese Geister vernachlässigt, so kommen sie, um ihre Verwandten zu quälen, die ihnen keine Ehrfurcht und keine Ehre erweisen."

Man vermeidet es ängstlich, nach dem Tode den Namen des Verstorbenen zu erwähnen. Vielleicht erscheint dieser aber bald nach der Beerdigung einem Verwandten im Traum und verlangt ein Opfer von Mehl oder eine Ziege, ein Huhn usw. Jede Hausfrau hat einen Korb voll Mafano (Götzenbilder), rohe Darstellungen der Mizimu (Geister). Man nimmt nun aus dem Korb den Mafano, der Nahrung verlangt hat, stellt ihn an der Wand auf und gibt ihm zu essen. Wenn am andern Tage alles verschwunden ist, so sagt man: „Der Geist hat es gegessen."

Außer dem Kult, den die einzelnen Familien den Mizimu erweisen, erhalten diese zuweilen auch einen öffentlichen und feierlichen Kult; doch gilt dieser Kult nur verstorbenen Häuptlingen. Der Dorfhäuptling und die Dorfältesten opfern ihnen eine Kuh und bringen die Nahrung auf das Grab, wo sie, wie der Ausdruck lautet, mit den Geistern essen. Daß die Angoni auch ihre Zauberer und Weissager, ihre Amulette und Ordalien (z. B. die Giftprobe) haben, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hören wir jetzt noch, was P. Schenk[1] über die Religion der Achipetas berichtet. Obwohl sie sehr sinnlich, ins Irdische versunken und über die Maßen träg sind, haben sie doch ihren religiösen Glauben. Ob sie an einen einzigen Gott glauben, ist zweifelhaft. Sicher ist, daß Gott bei ihnen, entsprechend seinen verschiedenen Attributen, verschiedene Namen hat; es scheint aber doch nicht wahrscheinlich, daß es sich nur um verschiedene Namen des einen Wesens handelt. Der höchste Geist, der über allen andern steht und Herr aller Dinge ist, heißt Lesa (Leza). Er bringt den Regenbogen hervor. Die Güte ist das Attribut Chautas. Chauta ist so gut, daß er nicht einmal diejenigen bestraft, die ihn beleidigen. Doch rächt er sich zuweilen durch den Tod des Schuldigen. Diese vermeintliche Rache dient den Zauberern dazu, ihre Vergiftungen und geheimnisvollen Todesfälle zu decken. Die Schwarzen und besonders die Zauberer kennen eine große Zahl Gifte, von denen sie leicht Gebrauch machen, den Tod aber schreiben sie dem Chauta zu. Er straft die Tat nicht, da er so gut ist. Aus diesen Eigenschaften darf man wohl schließen, daß Lesa und Chauta dasselbe Wesen ist.

---

[1] Missions d'Afrique 1906, Nr 180, S. 389 ff.

Außerdem reden die Achipetas noch von Chipaliwala, dem Herrn des Donners. Dieser Gott wohnt während der schönen Jahreszeit auf der Erde und kann nur von den Zauberern und Opferern gesehen werden. Er erscheint in Gestalt eines schwarzen Vogels. Sobald sich die Regenzeit ankündigt, steigt er in die Region hinauf, wo er seinen Lärm verursachen wird, und jetzt benachrichtigen die Zauberer die Leute, daß sie ihre Hacken zum Landbau bereit halten sollen. Nach der Meinung der Schwarzen im Angoniland trennt sich Chipaliwala nie von den Menschen, außer wenn er aufgebracht ist, und die Stürme sind die Äußerungen seines Zornes. Dieser Zorn ist eine Wohltat, denn ohne Regen gibt's keinen Mais und kommt die Hungersnot. Und doch haben die Leute eine große Angst vor dem Blitz und Rollen des Donners. Sie ziehen sich zur Zeit desselben in ihre Hütten und bleiben schweigend beim Feuer. Kurz, die Achipetas haben für ihre Götter, sowohl für Lesa als Chauta oder Chipaliwala, nur Gleichgültigkeit. Wozu sich um sie kümmern, da sie nichts Böses zufügen?[1]

Dagegen haben sie große Furcht vor den bösen Geistern; gute Geister kennen sie keine. Fällt die Ernte gut aus, so kommt es daher, weil es gelungen ist, diese Geister zu befriedigen. Fürchtet man eine schlechte Ernte, so fängt man an, Opfer darzubringen, und fährt damit fort, bis die Ernte in Sicherheit ist. Man darf bei den Negern keine Logik und Konsequenz erwarten, besonders in religiösen Dingen. Wünscht man Regen, so wird das Volk zusammengerufen und dem Chauta ein Opfer dargebracht. Verweigert er die Bitte, so bringt man bei einer zweiten Versammlung ein neues Opfer dar, diesmal ein Sühneopfer, wie man aus den dabei gebräuchlichen Zeremonien schließen kann. Gewährt Chauta das Begehrte jetzt nicht, so kommt das einfach daher, weil die Geister ihn daran hindern. Man muß also diese versöhnen. Der Zauberer — ein Mann oder eine Frau — bestimmt das Opfer, z. B. das Opfer aller Hähne des Dorfes. Die Leute befolgen den Befehl, tragen aber Sorge, einige Hähne einem benachbarten Stamm anzuvertrauen, um das Hühnergeschlecht zu erhalten.

Die Opfer werden gewöhnlich beim Anbruch der Nacht an einem einsamen Ort, im Walde oder im hohen Grase dargebracht. Nur die Erwachsenen sind zugegen. Als Altar dient ein Loch im Boden, die Opfergabe besteht aus Bier, Mehl, einer Ziege usw. Die Teilnehmer erhalten immer den besten Teil, denn Chauta und die Geister sind schon mit dem Eifer zufrieden, mit dem man herbeigekommen ist, um sich zu betrinken; auch finden bei den Opfern immer Orgien statt. Das Opfer beginnt mit einem wilden Tanz, dann gießt der Opferer ein oder zwei Krüge Bier über die 200 oder 300 von den Frauen herbeigebrachten Hähne, endlich wirft er unter Trommelklang das Maismehl oder das Blut der geopferten Ziege darüber. Ziege und Hähne werden am Platze gekocht und gegessen unter reichlichen Libationen. Dieses wüste Gelage dauert fort bis zur Morgenröte, und dann entfernen sich die Teilnehmer einzeln und verschwinden in ihren Hütten. Läßt der Regen auf sich warten, so kommt zu dem Opfer noch eine regelrechte Bußübung; man löscht das Feuer aus und

---

[1] Missions d'Afrique 1906, Nr 180, S. 392.

teilt sich gegenseitig Schläge aus, so daß niemand weiß, von wem er die Schläge erhalten hat. Dann trennt man sich wieder und geht nach Hause[1].

Ist jemand gestorben, so versammeln sich Verwandte und Freunde mit Klageleuten von Beruf in der Nähe des Hauses des Verstorbenen, schreien aus vollem Halse und rufen um Hilfe. Die Anrufungen richten sich aber nie an einen Geist oder an Lesa, Chauta oder Chipaliwala, sondern an ein Weib. Man erwartet infolge dieses Geschreies den Schutz dieser Mutter gegen die bösen Geister, die sonst der Seele des Verstorbenen schaden könnten, indem sie sie zwängen, in ein niederes Tier einzugehen, bevor sie vernichtet wird. Denn die Seele muß zerstört werden, und das ist nicht schwer; man begräbt sie einfach unter den Trümmern des Hauses des Verstorbenen. Diese Zeremonie findet statt, sobald man den Leichnam zum Begräbnis aus dem Hause gebracht hat. Die Leiche wird unter üblichem Weinen und Klagen zu Grabe getragen. Noch einmal wird man später an den Toten denken, nämlich an dem Tage, an dem das bei seinem Verscheiden bereitete Bier genügend gegärt hat. Dann findet dasselbe Schreien und Rufen statt wie am Tage des Todes und Begräbnisses, und jetzt ist es fertig, alles wird vergessen.

Daß damit nicht gemeint sein kann, die Seele des Toten höre einfach auf zu existieren, geht klar daraus hervor, daß man oft den Manen, den Geistern der Verstorbenen, in Bedrängnissen Bier- oder Maisopfer und selbst Hühner und Ziegen darbringt[2].

Wenn ein Kind geboren ist und seine gesunde und hübsche Gestalt es vor dem Lose bewahrt, das den schwächlichen und mißgestalteten Kindern beschieden ist, weil der Zauberer gesagt hat, es verdiene am Leben zu bleiben, so stellt man es unter den Schutz eines Geistes und bringt diesem, um sich sein Wohlwollen zu sichern, ein Opfer von Mehl und Hühnern. Wird das Kind Waise, so ist es an ihm, den Geist für die Seelen der Verstorbenen anzurufen, aber diese selbst werden nun ihrerseits Gegenstand eines religiösen Kultus, und ihre Manen werden zu essen und besonders zu trinken erhalten. Jeder bekommt seinen Krug Moa (einheimisches Bier). Merkwürdigerweise ist der Krug für die Mutter immer größer als der für den Vater. Auf die Frage warum, wissen die Schwarzen keine Antwort.

Die Moral der Eingebornen von Angoni besteht hauptsächlich in den Verboten des Ehebruchs und des Mordes. Der Kindermord ist in vielen Fällen strenges Gesetz. Der Zauberer wird stets bei der Geburt eines Kindes zu Rate gezogen, und seine Antwort entscheidet über Leben und Tod. Oft bestimmt er, daß das kleine Kind den Geistern zur Speise gegeben werde, und wenn diese es nicht wollen, so sorgen die alten Weiber dafür, daß es verschwindet.

„Rings um unsere Station", schreibt P. Bellière aus dem Angoniland, „gibt es drei Dörfer, in denen diese Sitte ganz gewöhnlich ist; anderwärts ißt man Menschenfleisch, und besonders die Greise verlangen begierig danach."[3]

Die Ehe ist bei den Einwohnern des Landes eine Art Kauf und Verkauf, der gewöhnlich zu Gunsten des Meistbietenden entschieden wird. In gewöhnlichen Fällen aber, wenn keine Mitbewerber vorhanden sind, ist der Handel

[1] Ebd. 395. [2] Ebd. 1903, Nr 162, S. 199. [3] Ebd. 200.

leicht erledigt; vier bis fünf Meter Tuch reicht aus, um die Frau zu bekommen. Die Mädchen sind deshalb für den Vater ein wahres Kapital. Manchmal werden dieselben gekauft, wenn sie noch ganz jung sind, bleiben aber vorläufig im Hause des Vaters. Die Ehescheidung macht den Eingebornen wenig Skrupel. Der Mann verlangt zwar von der Frau, solange er sie hat, strenge Treue, aber er selbst vertauscht sie sehr leicht gegen eine andere, die ihm besser gefällt. In der Haushaltung ist es die Aufgabe der Frau zu arbeiten, während der Mann herumlungert, trinkt und ruht. Doch behandelt im allgemeinen der Mann die Frau nicht brutal. Die Gastfreundschaft gilt als Gesetz, und jeder kann sie von dem andern fordern, ohne eine abschlägige Antwort fürchten zu müssen. Hat jemand Salz oder Früchte erhalten, so teilt er gleich mit denen, die bei ihm sind. Übrigens können sich die Neger mit wenigem begnügen, ein Maiskolben genügt ihnen zu einer Mahlzeit. Sie sind auch nichts weniger als wählerisch in ihrer Nahrung; Mücken, Heuschrecken, Mäuse u. dgl. Dinge nehmen sie als Leckerbissen.

Daß den Achipetas das Gefühl der Dankbarkeit nicht fremd ist, beweist folgender Vorfall. Anfangs waren die Eingebornen sehr scheu und mißtrauisch gegen die Missionäre, später aber gewannen sie dieselben lieb, so daß sie sie gegen Angriffe verteidigten. Eines Tages, erzählt der Missionär Bellière, kam zu mir ein junger Mann, den ich kaum kannte. „Buana", sagte er mir, „ich komme, um dich zu sehen und mein Herz zu erleichtern. In unserem Dorf ist einer, der seinen Kindern verbietet, zur Mission zu kommen; er sagt, ihr seiet böse, und hindert wo möglich alle, zu euch zu kommen. Sieh, mein Herz konnte das nicht mehr länger ertragen; jetzt ist mein Herz erleichtert, und ich gehe heim." [1]

9. Die Konde am Njassa [2].

Das Kondeland liegt am nördlichen und nordwestlichen Ufer des Njassa und ist von einem hohen Gebirgszug umwallt, der vom nordwestlichen Ufer des Sees bis zum Runguebergе den Namen Livingstonegebirg führt. Das Kondevolk gehört zu den Manganjastämmen, die man vom Sambesi bis zum Livingstonegebirge findet. Die Männer sind oft mehr als mittlerer Größe und von schlankem Wuchs. Prognathismus sieht man selten und ebenso Mißbildungen der Glieder, obwohl krüppelhafte Kinder nicht getötet werden sollen. Die Beschneidung wird nicht geübt, Tätowierung findet sich häufiger bei Frauen als bei Männern. Die Männer tragen als Kleidung kunstvolle Ringe um die Hüften, an welchen zeitweilig ein Schurz von Blättern, neuerdings von Baumwollstoff befestigt wird. Daheim gehen sie vielfach ganz unbekleidet. Die Weiber bekleiden sich mit einem Stück Rindenzeug und tragen die Kinder in einem Fell auf dem Rücken.

---

[1] Missions d'Afrique 1903, Nr 162, S. 202.

[2] Die folgenden Angaben sind zumeist entnommen dem Werke von A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa (Deutsch-Ostafrika), Berlin 1894, 96 f; ferner Fülleborn, Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet, ebd. 268 f. Die Konde, von denen hier die Rede ist, sind nicht zu verwechseln mit den Wamakonde am Ruwuma.

Die geistigen Anlagen des Volkes werden ziemlich günstig beurteilt. Der Gesichtsausdruck ist meist angenehm und freundlich. Merensky schreibt das dem Umstande zu, daß die Konde im allgemeinen nüchtern sind und sich selten betrinken. Sie geben viel auf Anstand und herkömmliche Sitte, zeigen große Höflichkeit und muntere Gutmütigkeit. Beim Gruß wünschen sie sich gegenseitig bequeme Ruhe, guten Schlaf und gute Gesundheit, was übrigens die Europäer auch tun („Mahlzeit!"). Sehr in Übung ist auch das Gratulieren. Man beglückwünscht den Kranken bei der Genesung, die Eltern bei der Geburt eines Kindes usw. Sonderbar ist die Sitte, daß die Leute, besonders die Weiber, sich auf den Boden legen, und zwar nicht auf das Angesicht, sondern auf die Seite, wenn sie hohe Ehrfurcht und große Freude ausdrücken wollen. Ein schöner Charakterzug des Volkes ist, daß man die Freundschaft achtet, und daß zwei Männer häufig einen besondern Freundschaftsbund schließen, dem sie dadurch Ausdruck geben, daß sie gern Hand in Hand miteinander gehen und im Kriege, wenn möglich, nebeneinander kämpfen. Der schöne Ausdruck für dieses Verhältnis ist „einander kennen". Wenn einer von beiden in der Schlacht fällt, stürzt auch der andere wohl in den dichtesten Haufen der Feinde und sucht freiwillig den Tod, weil er den Freund nicht überleben mag[1]. Es kommt sogar in solchen Fällen Selbstmord vor, der auch sonst nicht selten ist. So geschieht es, daß sich Männer töten aus Gram, weil sie eine sehr geliebte Frau verloren haben; auch der Verlust einer Lieblingskuh treibt nach Merensky wohl einen Mann in den Tod, nicht wegen des Verlustes an Vermögen, sondern aus Schmerz über den Verlust einer geliebten Kreatur. Die Gutmütigkeit der Neger tritt bei den Konde besonders stark hervor. Nur wenig Züge erinnern an die sonst üblichen afrikanischen Grausamkeiten. Der Grund hierfür liegt darin, daß der düstere Fetischglaube unter diesem Volk fast ganz fehlt, der anderwärts Menschenopfer, Verfolgungen und Tötung von Hexen u. dgl. fordert. Die Konde machen den Eindruck eines heitern und glücklichen Volkes. Im Benehmen gegen die Europäer waren sie zudringlich und frech.

Die Konde haben auch ihre Naturphilosophie. Der Himmel ist ihnen ein festes Gewölbe, die Wolken sind diesseits. Die Sonne ist männlich, sie geht auf unserer Seite unter und kehrt dann während der Nacht auf der andern Seite der Erde nach Osten zurück. Wenn sich die Sonne verfinstert, ist das ein Zeichen von Gottes Zorn, der darüber unwillig ist, daß die Menschen miteinander Krieg führen. Deshalb werden bei Sonnen- und Mondfinsternissen überall im Land Hörner geblasen, und das Volk betet zu Gott. Gott hört das Gebet und sagt: „Meine Kinder fürchten sich", und läßt barmherzig Sonne und Mond wieder ihren Dienst tun[2]. „Wie bei den Neger- und Bantustämmen, so finden wir auch bei den Konde einen Gottesglauben; man kann sagen, daß Monotheismus die Grundlage ihres religiösen Denkens ist." Der Begriff Himmel und Gott erscheint bei den Afrikanern mehr oder weniger ineinander fließend. Richtig wird man wohl sagen: die Ausdrücke Himmel und Gott werden oft gleichbedeutend genommen; auch wir Christen tun das. Bei etwa 200 afrikanischen Dialekten läßt sich die Identität beider

[1] Merensky a. a. O. 105. [2] Ebd. 107—108.

Begriffe (?) sprachlich nachweisen. Hie und da ist auch wohl Himmel und Gott durch ein Wort bezeichnet, das dieselbe Wurzel hat, aber durch verschiedene Präfixe eine mehr persönliche oder unpersönliche Bedeutung gewinnt. Die bei den Konde für „Gott“ gebrauchten Bezeichnungen lauten Mbamba und Kiara; das letzte Wort könnte „Ausgespanntes“ bedeuten. Mbamba wird mehr in der Umgegend des Rungueberges gebraucht. Die dortigen Missionäre berichten, „daß die Leute unter Mbamba einen großen guten Geist verstehen, von dem man alles herleiten müsse, dem man alles zu danken habe. Er gebe ihnen ihre Kinder, das Vieh, ja alles, was wir selbst nicht machen und dessen Entstehung sie sich nicht erklären können“ [1].

Dogmatische Klarheit ist natürlich bei den Leuten nicht zu erwarten. Mit Kiara wird der Begriff der Persönlichkeit verbunden. Gott ist menschenähnlich, wohnt über dem Himmelsgewölbe mit seinen Leuten, den Gotteskindern. Diese tun seine Werke zu seinem Dienste bei Nacht, ja Gott selbst besucht nachts die Erde. Gott wird im Gebet als Vater angeredet: „Du bist unser Vater, wir sind deine Kinder.“ Oft sagen die Eingebornen zu einem geachteten Weißen: „Du bist Gott“; aber man darf solche Äußerungen nicht so mißverstehen, als ob damit gemeint sei, der Genannte sei mit Gott identisch. Da sie fast keine Eigenschaftswörter haben, werden oft Hauptwörter für dieselben gebraucht, und: „Du bist Gott“ heißt soviel als: „Du bist göttlich“ oder „wie Gott“.

Bei den Konde wird auch die Schöpfung der Welt auf Gott zurückgeführt. Im Anfang, so erzählen sie, wohnten alle Tiere friedlich beieinander dort, wo jetzt der Njassasee ist. Überall herrschte Friede und Eintracht. Dort schuf Gott den ersten Menschen Kiampiru und die erste Frau Ngogotike (die Große) [2]. Er schenkte diesem Menschenpaar alles: Häuser, Bananen, Hirse, Mais usw., und gab ihnen auch das Feuer. Der Frau gab er außerdem Gold und Schmuck. Darüber ward der Mann eifersüchtig und tötete die Frau mit einem Bananenmesser. Da kam Gott und fragte den Mann: „Warum hast du die Frau erschlagen?“ Dieser antwortete: „Weil du der Frau viel gegeben und mir nicht.“ Gott sprach: „Alle diese Sachen kommen von mir, und ich habe sie der Frau geschenkt.“ Darauf nahm Gott alle Sachen wieder an sich und vertrieb den Mann in die Gebirge, wo er unstät umherirrt. Auch die Tiere des Feldes fürchten ihn, weil er ein Mörder ist. Die Frau wurde von Gott erweckt und hieß nun Schwester Gottes. Sie gebar Kinder, und alle Menschen stammen von ihr. Gott schuf den Njassa, und die Frau lebte am östlichen Ufer den Sees, an einem Felsen, der noch heute Gottesstein heißt.

Damals starben die Menschen nicht, lebten im Frieden miteinander und nährten sich von Pflanzen. Als aber Büffel fielen und die Menschen ihr Fleisch aßen, ereilte sie der Tod. Die Männer trugen damals nur Ringe um den Leib, die Frauen Felle und Rindenzeug, wie sie es im Kondeland noch heute tun.

Neben Gott verehrt das Volk auch andere höhere Mächte, die ihm schaden und nützen können; das sind zunächst die Seelen der Abgeschiedenen,

---

[1] Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa 110. [2] Ebd. 111.

denen man Verehrung schuldig ist. Man schmückt ihre Gräber, baut Häuser darauf, umpflanzt sie mit Bäumen, besonders die der Häuptlinge, und richtet hier eine Opferstätte ein. Stets findet man an einem solchen Orte Gefäße mit irgend einer Opfergabe. Auch die Stammeltern der Menschen werden verehrt, und der Gottesfels ist ein Heiligtum. Eine Grotte im Felsen nennt man das Gotteshaus. In ihm fand ein Missionär einen großen Haufen von irdenen Töpfen. Der alte Priester, der das Heiligtum behütet, spricht mit Kiara (Gott). Seine Frau und seine Kinder sind Eigentum Gottes. Auch Mbassi oder Riampiru ist an verschiedenen Orten, und man verehrt ihn, wo er sich gerade zeigt. Man nennt ihn auch Satan, eine Bezeichnung, die sich durch die Suaheli von der Küste aus verbreitet hat. Merkwürdig ist, daß am Nordende des Viktoria-Nyansa derselbe Geist oder Urvater oder Teufel unter derselben Bezeichnung ganz genau dasselbe Wesen treibt. Dort heißt er Lubari (Lu ist Präfix, und Bari ist gleich Bassi). Diesen Bassi nennen die einzelnen auch Gott, und über sein Verhältnis zu Gott sind sie sich nicht klar[1]. Der Begriff Gottes, sagt ein Missionär, ist jetzt schon ganz verquickt mit dem des Mbassi, der sich durch Betrügereien Ansehen zu verschaffen wußte und sich als Gott ausgibt, dem Weiber, Kinder und Speise geopfert werden. Zu den Orten, welche die Eingebornen heilig halten und wo sie beten, gehört auch ein Ort am Kiejoberge, wo sich in einer halboffenen Höhle ein unterirdischer Fluß (Kibira) zeigt, der wieder in der Tiefe verschwindet. Dort, wo der Fluß für immer ans Tageslicht tritt, wird auch von den Eingebornen gebetet; sie reißen z. B. Halme aus, schlagen damit die Beine und werfen sie dann in den Fluß, indem sie sprechen: „Gott, laß unsere Beine, damit sie gehen und nicht müde werden.“ Wer dies nicht tut, kommt nicht weit. Früher haben sie der Quelle noch mehr Ehre angetan. Wenn z. B. eine Mutter mit ihrem Kind auf dem Rücken hier vorbei kam, trug sie Sorge, daß das Kind nicht schlief, sonst wachte es nie mehr auf.

Muanjabara, der vornehmste Häuptling der Konde, besitzt ein Haus zum Gebet und Opferdienst; das Blut von geschlachteten Opfertieren wird dort ausgegossen; dort betet auch der Häuptling. Gewöhnliche Leute haben eine Bananenstaude in der Nähe ihres Hauses zum Ort des Gebetes bestimmt, nur der Mann darf die Frucht dieser Staude genießen, nicht die Frau, und gelegentlich wird Milch und Bier unter dieser Staude vergraben. Vom Bier stellt man auch etwas beiseite für die Abgestorbenen. Merkwürdig ist das Darbringen der Libationen, indem der Beter Wasser oder Bier und Wasser vermischt in den Mund nimmt und dann ausspeit. „Gott wird im Gebete ‚Vater‘ angeredet, die Vorfahren werden angerufen, daß sie bei Gott Fürbitte einlegen sollen, auch das Danken wird nicht ganz vergessen. Bei reichlicher Ernte dankt der Häuptling für den empfangenen Segen. Ein Mann, der aus großer Not errettet, z. B. einem Löwen entkommen ist, betet: ‚Du hast mich errettet, o Gott, errette mich immer!‘“[2]

Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten wurden besondere Gebete verrichtet. Wenn Trockenheit herrschte, versammelten sich die Häuptlinge am „Gottesstein“.

---

[1] Ebd. 113. [2] Ebd. 114.

Da wurde ein Opfer geschlachtet und das Fleisch in das „Gotteshaus“ gelegt. Ein Häuptling als Vorbeter schöpfte mit einem Flaschenkürbis Wasser aus dem See, nahm davon in den Mund und blies es auf die Erde, bis das Gefäß leer war. Dann betete er: „Mbamba! Kiara! Du hast uns Regen verweigert, schenke uns Regen, damit wir nicht sterben. Errette uns vom Hungertode, du bist ja unser Vater, wir sind deine Kinder; du hast uns geschaffen, warum willst du, daß wir sterben? usw.“ Hielt die Dürre an, so gingen die Leute wieder hin, um das Gebet zu wiederholen, bis sie erhört wurden. Es gibt auch Haine, die dem Kiara heilig sind. In ihnen wird geopfert in Zeiten besonderer Not. Wenn Feinde das Land bedrohen, betet man etwa also: „Die Feinde kommen, o Gott, stärke unsere Arme, gib uns Kraft. Gib deinem Volk, deinen Kindern starke Herzen, damit der Feind nicht unsere Frauen raube und das Vieh, das du gegeben hast. Du bist Mbamba! Du bist Kiara! Stärke uns.“

Der Häuptling ist Priester des Stammes; Priester jeder Familie ist der älteste Familienvater. Die letzteren beten und opfern nicht in heiligen Hainen, sondern in Bananenbüschen, welche das Gehöft umgeben, denn hier liegen auch ihre Toten. Bemerkenswert ist, daß „in den Hainen des Kiara niemand begraben werden darf, weil das zeigt, daß die Leute den Begriff Gott von der Vorstellung der Geisterwelt zu trennen wissen“ [1].

Die Konde machen auch beim lebenden Menschen einen Unterschied zwischen Leib und Seele; ferner ist der Glaube an das Heraustreten der Seele aus dem Leibe noch bei Lebzeiten der Menschen und der Glaube an eine Fernwirkung der Seele bei diesem Volk verbreitet. Die Seele, die aus dem Menschen heraustritt, wird Ndosi oder Nkuagusi genannt; die vom Leibe durch den Tod getrennte Seele wird anders bezeichnet. Die Gabe, die Seele aus dem Leibe gehen zu lassen, ist manchem angeboren; die Seele tritt aus dem Leib, wenn der Mensch schläft, bleibt aber dem Menschen ähnlich. Eine solche Seele sieht Dinge, die in weiter Ferne sind, und kann auf weite Fernen schaden und töten. Sie kann durch die Wände gehen, die Speisen anderer Leute essen usw.

Die Konde glauben an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Der Unsterblichkeitsglaube findet sich wohl bei allen Negern, obwohl von manchen Forschern behauptet wird, daß die Behandlung der Gräber, der Glaube an Beeinflussung der Lebenden durch die Toten wohl diesen Glauben voraussetzen, daß die Eingebornen aber auf Fragen über diese Sache nur verworrene Auskunft geben, die Frage, ob der Verstorbene fortlebe, auch wohl mit einem direkten Nein beantworten. Dem ist nun freilich so, aber man hat, wie Merensky bemerkt, bisher nie beobachtet und klar hervorgehoben, daß die Afrikaner das Wort Leben niemals auf den Zustand nach dem Tode anwenden; man lebt nach ihrer Sprache nur im Leibe auf Erden. Der Verstorbene ist in der Unterwelt und besucht von dort aus als „Schatten“ diese Welt, aber er „lebt“ nicht. Auch im Alten Testament ist das Wort „Leben“ niemals vom Zustande nach dem Tode gebraucht. Im Scheol sind oder ruhen die Toten [2].

[1] Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa 115.

[2] In der Anmerkung sagt Merensky (ebd. 115), die Bibelstelle Dn 12, 2, die vom ewigen „Leben“ spricht, beziehe sich auf den Zustand nach der Auferstehung.

Der Leib wird nach dem Tod ins Grab gesenkt und verwest, aber die Seele geht in das Totenreich, das Bosyuku. Dahin kommen alle Menschen mit Ausnahme derer, die von wilden Tieren aufgefressen werden. „Im Reich der Guten sitzen dort die Menschen auf Stühlen, es gebricht ihnen an nichts. Fleisch und Bier haben sie zur Genüge. Am Tage schlafen sie, nachts gehen sie mit Gott umher. Solche aber, die auf Erden Böses taten, werden in das Reich der Bösen getrieben, wo ein böser Herrscher ist. Die Bösen schlafen dort nachts, müssen aber bei Tag schwer arbeiten[1]. Der Glaube an das Fortleben nach dem Tode ist unter dem Volke „auch eine sittliche Macht. Eltern warnen ihre Kinder und mahnen, daß sie gut sein sollen, daß sie niemand schlagen und beschimpfen, daß sie alte Leute ehren, daß sie nichts stehlen sollen, damit sie nicht nach dem Tode gestraft würden im Reiche der Bösen, damit sie den Weg zum Reiche der Guten nicht verlieren möchten. Der Schwur bei einem Bewohner des Totenreiches, oder unter Anrufung abgefordert zu werden in das Totenreich, ist heilig und macht allem Streit ein Ende“[2].

Der eigentliche Aberglaube ist bei den Konde nicht so vielseitig und bösartig wie bei vielen andern afrikanischen Stämmen. Man hört nichts von Hexenprozessen und von Morden. Talismane sieht man selten. In den Gärten werden manchmal Zaubermittel aufgehängt, um Diebe zu verscheuchen.

Bezüglich der Stellung der Frauen hat man den sog. „Frauenkauf“ dem Kaufe von Sklavinnen gleichgestellt, das ist aber unrichtig, nur muß man zugeben, daß um des gezahlten Viehes willen die Volkssitte den Töchtern zu wenig Recht bei der Wahl der Männer einräumt. Sonst kann man sagen, daß nach afrikanischem Recht Mann und Weib vor dem Gesetz gleich sind, das gilt besonders von den Konde. Ein Unrecht wiegt hier schwerer, wenn es an einem Weibe, als wenn es an einem Manne begangen ist. Die Männer werden stets nach der Mutter genannt, z. B. Muakatungira, Sohn der Katungira. Das Mädchen hat bei der Wahl des Mannes bei den Konde ein Wort mitzusprechen. In Bezug auf Verwandtschaftsgrade, innerhalb deren die Ehe verboten ist, gelten strenge Bestimmungen. Ein Mann darf die Kinder seines Bruders nicht heiraten, das sind seine Kinder. Vettern und Basen dürfen sich nicht heiraten, denn „das sind Geschwister“. Die Leviratsehe ist im Gebrauch. Die Mädchen werden oft schon im zartesten Alter von den Eltern verlobt oder vergeben, um Vieh zu erhalten. Ist das Mädchen dann herangewachsen, wird es von einem alten Mann heimgeführt.

Will ein junger Mann heiraten, so schickt er seinen Freund zu dem erkorenen Mädchen und holt sich dessen Entscheidung. Erhält er ein Nein, so ist die Sache erledigt; erfolgt ein Ja, so nennt er seinem Häuptling den Namen der Erkorenen und geht dann mit dem Brautwerber zu den Eltern. Die Tochter wird gerufen. Gibt sie nun öffentlich ihr Jawort, so nimmt der Bewerber einen Speer und schleudert ihn in die Erde. Das Mädchen zieht ihn heraus und gibt ihn dem Vater mit den Worten: „Pflanze einen Pfahl in die Erde, an dem du die Rinder (die Morgengabe) anbinden kannst.“ Je

[1] Ebd. 118. [2] Ebd. 119.

nach dem Stande der Braut wird die Zahl der Rinder bemessen. Nach zwei Tagen bringt der Werber ein Geschenk (eine Hacke und ein Huhn), die Braut wird geschmückt und von ihren Freundinnen zu ihrem Manne geleitet, mit dem sie aber nicht spricht oder ißt, bis sie Geschenke von ihm, meist Schmucksachen, erhalten hat.

Die Ehescheidung ist leicht. Selbst das schlechte Kochen gilt als ausreichender Scheidungsgrund. Auch die Frauen laufen wegen Zwistigkeiten dem Manne leicht davon; doch müssen die Verwandten sie zurückbringen oder die erhaltenen Rinder wiedererstatten. Vielweiberei ist bei den Konde sehr verbreitet. Reich und vornehm sein und viele Weiber haben ist eins und dasselbe. Die zuerst geheiratete Frau bleibt aber immer der andern überlegen. Bei Geburt eines im Ehebruch erzeugten Kindes muß der Ehebrecher Strafe bezahlen. Der Mann kann ein schuldiges Weib zwingen, solch ein Kind lebendig zu begraben, und zwar muß es die Mutter selbst in die Grube legen[1].

Sonst kommt Kindertötung nicht vor, auch wenn die Neugebornen blind, lahm oder krüppelhaft sind. „Wie können wir sie töten, sie sind auch von Gott gegeben." Auch Zwillinge werden nicht getötet. Wenn aber solche geboren sind, so müssen Vater und Mutter im Winter zwei, im Sommer vier Monate lang in einer abseits erbauten Hütte hausen, zu der nur solche Zutritt haben, die selbst als Zwillinge geboren sind. Sie sind unrein, und erst nach Ablauf der genannten Zeit werden sie durch einen Akt der Reinigung wieder in die Gesellschaft aufgenommen.

Die Eltern behandeln die Kinder freundlich und liebreich und werden von diesen ehrerbietig gegrüßt. Kleine Kinder werden vom Vater, wenn er heimkehrt, auf den Schoß genommen und geliebkost. Eine kleine Tochter grüßt den Vater kniend, er legt ihr beim Gegengruß gern die Hand aufs Haupt. Die Knaben aber werden leicht ungezogen, ja herrisch gegen ihre Mütter[2].

Sklaverei besteht im Kondelande nicht. Die Leute sagen, sie hätten niemals Sklaven gehalten, auch niemals welche gekauft oder verkauft. Wenn Feinde zu Gefangenen gemacht wurden, gab man sie später gegen ein Lösegeld frei. Die Bakinga aber, die Bewohner des Livingstonegebirges, werden, soweit sie erreichbar sind, von ihnen als unfreie Knechte behandelt und müssen den Häuptlingen der Konde, deren Untertanen sie sind, gelegentlich auch Dienste beim Ackerbau leisten.

Beim Tode eines Mannes wird die Leiche gewaschen, geschmückt, in sitzende Stellung gebracht und mit Baumwollstoff umwickelt, dann nehmen die Weiber die Leiche auf den Schoß und beweinen den Verstorbenen, während die Männer Kriegstänze aufführen. Nach dem Begräbnis werden die Rinder des Verstorbenen geschlachtet, es ist das ein dem Abgeschiedenen gebrachtes Opfer, man glaubt, daß man ihm so sein Vieh nachsende in die Unterwelt. Darauf waschen sich die Trauernden und essen. Alle nahen Verwandten schlafen drei Monate in den Trauerhäusern unter Beobachtung der üblichen Trauersitte.

---

[1] Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa 122. [2] Ebd. 124.

Werden Frauen begraben, so dürfen nur Frauen sich mit der Leiche zu schaffen machen, sie tragen auch allein die Leiche zum Grabe und bestatten sie[1].

Nach Ablauf der Trauerzeit besprechen die Männer die Erbschaftsangelegenheit. Der älteste lebende Bruder erbt den ganzen Nachlaß. Dieser Erbe wird von den Männern ergriffen und mit den Frauen des Verstorbenen in des letzteren Haus eingesperrt. Ist die Tür verschlossen, so ermahnen ihn die Alten, die Weiber und Kinder des Verstorbenen gut zu behandeln. Dann läßt man ihn wieder heraus, und es begrüßen ihn die verwaisten Kinder und reden ihn als „Vater" an. Viel feierlicher und umständlicher sind die beim Tode eines Häuptlings üblichen Gebräuche.

Die Verfassung des Volkes ist ganz patriarchalisch. Aus der Familie bildet sich die Sippe, die unter günstigen Umständen zum Stamme wird, an dessen Spitze ein Häuptling steht. Ein Oberhäuptling fehlt dem Volk, aber es gibt einige Häuptlinge der Banjakjussa, des stärksten und reichsten Stammes der Konde, die sich mit Stolz auf ihre Ahnen berufen. Besonders zwei Familien haben seit vier oder fünf Generationen die Macht in den Händen. Die Kondehäuptlinge, schreibt Merensky, sind verständige, ehrenwerte, friedliche Männer, mit denen man leicht Angelegenheiten regeln kann. Sie sind nicht durch Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten und andere Schandtaten entsittlicht, wie so viele Standesgenossen in Afrika. An die Häuptlinge schließen sich dem Range nach ihre Brüder an, die auch nach dem Tode deren Erben sind. Der Häuptling erhält im Krieg einen Teil der Beute. Wenn Fremde bei ihm einkehren, bringen ihm seine Leute Nahrungsmittel. Die Macht des Häuptlings ist durch Volksrechte und Volkssitten sehr beschränkt. Handelt er so, daß er dem Volk mißfällig wird, so nimmt man ihm sein Amt. Ist er zänkisch und geizig, schlägt er die Leute, so kommen die „Großen" und machen ihm Vorstellungen. Trotzdem herrscht nicht Anarchie im Lande. Das Fehlen despotischer Herrschaft hat ein sehr gemütliches, fröhliches Volksleben entstehen lassen.

Der Rechtssinn des Volkes ist klar und scharf genug, um Unrecht als Unrecht zu erkennen und als solches zu strafen. Zuerst gilt hier wie überall in Afrika Gehorsam gegen die Eltern als notwendig, und die Söhne, die gegen die Mutter trotzig werden oder gar sie schlagen, werden von den Alten gestraft. Unzucht unter den jungen Leuten scheint nicht so im Schwange zu sein; doch scheint dem zu widersprechen, daß schamlose Reden und Gesänge verbreitet sind. Ehebruch wird gestraft, manchmal in harter und grausamer Weise. Widernatürliche Sünde an Vieh begangen, wird dadurch gesühnt, daß man den Missetäter aus dem Lande vertreibt. Lügen ist sehr verbreitet und gilt nur dann als Unrecht, wenn man dadurch andern Schaden zufügt. In vielen Fällen gilt ihnen eine Notlüge als lobenswert. Neben dem Lügen ist das Stehlen Nationalsünde. Den Bakinga der Berge nimmt jeder ihr Eigentum, wo und wie er kann. Diesen scheint nur Rechtsschutz zuzustehen, wenn sie ihn von einem Häuptling erkaufen. Auch untereinander stehlen die Leute, man kann sagen mit einer gewissen Gemütlichkeit. „Vor uns (Europäern) hatte man Respekt genug, um Diebstahl zu unterlassen,

[1] Ebd. 126.

aber Betrügereien beim Verkauf von Holz und Lebensmitteln kamen wir bald auf die Spur. Die über die Diebe verhängten Strafen sind ziemlich leicht. Wenn ein Mann kleine Dinge stiehlt, so wird er gescholten und ermahnt, besonders wenn es das erste Mal ist. Stehlen von Eßwaren bei Tag wird durch Hunger entschuldigt. Geht ein Mensch aber nachts aus, um zu stehlen, oder stiehlt er zum zweiten Mal, so erhält er, wenn er geringen Standes ist, Stockschläge, oder er muß ein oder zwei Rinder bezahlen. Verfolgt man die Spur von gestohlenem Vieh in ein Dorf, und will kein Einwohner gestehen, so nimmt man seine Zuflucht zu dem beliebten Gottesurteil, dem Muafitrank." [1]

Körperverletzung wird streng geahndet. Wer einen Menschen blutig schlägt, zahlt ein Rind, gleichviel ob er beim Streit recht hat oder nicht. Wenn jemand ein Auge ausgestochen oder ausgeschlagen wurde, so muß ihm der Schuldige die eigene Schwester zur Frau geben, weil einem so verunstalteten Menschen kein Mädchen mehr die Hand reichen würde. Außerdem muß er noch vier Rinder als Schmerzensgeld und Schadenersatz zahlen. Bei Mord flieht der Schuldige zunächst in die Ferne. Kommt er nach langer Zeit zurück und bittet um Versöhnung, so muß er der Familie des Erschlagenen zehn Rinder und dem Bruder desselben ein Mädchen zum Weibe geben. Ist die Sühne geleistet, so findet die Versöhnung unter Beistand eines Priesters statt. Ein Huhn oder eine Ziege wird geschlachtet, und beide Teile genießen von dem Blute dieses Opfers.

Der Häuptling führt bei allen Gerichtssitzungen den Vorsitz, doch schweigt er dabei. Die Räte besprechen die Sache allein und fällen auch das Urteil. Können sich die Richter nicht einigen, so vertagt der Vorsitzende die Sache. Weiber dürfen bei gerichtlichen Verhandlungen nicht zugegen sein. Durch Handschlag und Schwur sucht man geschlossene Verträge zu befestigen oder Aussagen vor Gericht zu bekräftigen. Ein Mann schwört „bei dem Häuptling N. N. im Totenreich". Der heiligste Schwur, den beide Geschlechter leisten können, ist ein Reinigungseid. Er lautet: „Ich habe keine Schuld, auf die Gefahr hin, daß wir sofort in das Totenreich wandern müssen." Durch das „wir" ist die Familie des Schwörenden eingeschlossen. Ist dieser Schwur geleistet, so untersucht man die Schuld nicht weiter. Man ist aber mit dem Fordern dieses Eides nicht voreilig; die Leute haben eine heilige Scheu vor ihm. Um so schneller ist man mit einem Gottesurteil bei der Hand. Auf das Ordal des Muafi, das übrigens hier im Gegensatz zu andern Teilen Afrikas, fast unschädlich ist, bereiten sich die Streitenden durch Fasten vor; am Entscheidungstage legen sie allen Schmuck und den gewöhnlichen Schurz ab und bedecken ihre Blöße mit Bananenblättern, dann trinken sie den Muafi und hinterher soviel Wasser als möglich. Wer zuerst das Gift erbricht, gilt als Sieger; auch der Besiegte gibt nach einiger Zeit das Gift von sich.

---

[1] Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa 132—133. Die Missionäre schreiben sonst Muavi statt Muafi.

Viertes Kapitel.

Die Eingebornen in Kamerun, Französisch- und Portugiesisch-Kongo.

1. Die Bevölkerung von Deutsch-Kamerun.

Die Küstenbevölkerung von Deutsch-Kamerun besteht aus Bantunegern, die vom unteren Kongo her in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind. Im Hochplateau des Hinterlandes (in Adamaua) wohnen auch viele Fulben, die vom Nordwesten her in das Gebiet eindrangen, die dort ansässigen Negerstämme unterwarfen und sich zum Teil mit ihnen vermischten. Sowohl die Bevölkerung im Küstengebiete als die im Innern zerfällt wieder in zahlreiche Stämme. Beide Arten von Stämmen sind körperlich wohlgebaut. „Der Prozentsatz gutgewachsener Leute ist ganz erheblich größer als bei uns. Auch ihre körperliche Ausdauer ist bewundernswert.“ [1] Beide Geschlechter erreichen sehr früh die Periode der Mannbarkeit, die bei den Mädchen durch ein Familienfest mit Tanz und Gelage, bei den Knaben meist durch die Beschneidung eingeleitet wird. Was gewöhnlich von dem unmäßig stark entwickelten Geschlechtstrieb der Neger erzählt wird, gehört nach A. Seidel in das Reich der Fabeln. Von Ausnahmen abgesehen, sündigen sie nicht mehr und nicht weniger als andere Sterbliche. Bis zur Ehe herrscht zwischen den beiden Geschlechtern bei den Bantunegern volle Freiheit. Für die Behauptung, daß das geschlechtliche Schamgefühl in unserem Sinne den Negern fehle, bringt Seidel keine Beweise vor, und wir halten sie für unrichtig, um so mehr, als er selbst hinzufügt, die Ehe werde allgemein geachtet und Ehebruch meist schwer geahndet [2].

An der Küste und im Waldland bildet jedes **Dorf** eine unabhängige **politische Einheit** für sich. Die Dorfhäuptlinge, deren Würde sich auf den ältesten Sohn vererbt, haben meist wenig Ansehen. Die Sicherheit für Leben und Eigentum ist daher bei diesen Stämmen nur gering. Eine festere Organisation zeigen die Stämme auf dem Hochplateau des Innern, wo der ganze Stamm einem einzigen Häuptling untersteht, dem die Dorfhäuptlinge untergeordnet sind. Im südlichen Kamerun haben die Banoko und die Bapuku Könige, die stets aus derselben Familie durch eine Volksabstimmung gewählt werden. Bei den Bali ist die Häuptlingswürde erblich und geht auf den ältesten legitimen Sohn über. Der Häuptling ist Herr über Leben und Tod seiner Untertanen, ihr Anführer im Krieg, ihr Oberpriester, der selbst alle wichtigen religiösen Zeremonien vornimmt, und ihr Richter. Er hat das Recht, Steuern aufzulegen und Frondienste zu verlangen. Ihm steht ein Rat der Vornehmen und Reichen zur Seite. In diesem Rat werden Gesetze beraten und beschlossen und wichtige politische Angelegenheiten geordnet [3].

---

[1] A. **Seidel**, Deutsch-Kamerun, Berlin 1906, 113.

[2] Ebd. 114. Wir werden in folgendem hauptsächlich die Bantuneger berücksichtigen, weil die Sudanneger im Innern vielfach Mohammedaner oder wenigstens vom Islam stark beeinflußt sind.

[3] Ebd. 116.

In Bezug auf soziale Gliederung unterscheidet man, außer Reichen und Armen, Freie und Sklaven. Die Sklaven sind teils Kriegsgefangene, teils in Knechtschaft geborne Haussklaven; bei einigen Stämmen gibt es auch Schuldsklaven. Nur die Kriegssklaven, deren es bloß im Innern gibt, werden schlecht behandelt und wohl auch verkauft. Die Haussklaven sind Glieder der Familie und werden als solche gehalten. Sie können eigenes Vermögen erwerben, heiraten und selber Sklaven besitzen. Sie wohnen vielfach in eigenen Dörfern, ein Zeichen, wie wenig man ein Entfliehen derselben befürchtet. — Bei den Küstenstämmen sind Wald, Busch, Grasland und Gewässer gemeinschaftliches Eigentum. Hat jedoch einer ein Stück Land urbar gemacht, so geht es samt den darauf errichteten Gebäuden, den zugehörigen Hofräumen, Feldern und dem Baumbestand in seinen Privatbesitz über. Läßt er sein Land brach liegen, so fällt es wieder an die Gemeinde zurück.

Die Ehelosigkeit wird allgemein mißachtet[1], in der Theorie herrscht Polygamie, doch haben nur die Reichen mehrere Frauen. In den Baliländern ist nach Hutter (Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun) Monogamie die legale Form der Ehe, was in familien- und erbrechtlicher Beziehung zum Ausdruck kommen soll. Doch darf der Mann Sklavinnen als Konkubinen besitzen. Zwischen Geschwistern und Blutsverwandten in aufsteigender und absteigender Linie ist die Ehe verboten. Dagegen erben die Söhne die Frauen ihres Vaters, und bei einigen Stämmen muß der Bruder die Witwe seines Bruders heiraten. Heiraten mit Angehörigen eines andern Dorfes oder Stammes sind gestattet. Da es keine Standesunterschiede gibt, so kann jeder freigeborne Mann jedes Weib im Stamme heimführen. Bei den Banoko und Bapuku ist es Sitte, daß die jüngeren Familienglieder nicht vor den älteren heiraten[2].

Die Ehe kommt entweder durch freie Wahl der Brautleute oder durch Übereinkunft der Eltern oder durch Brautkauf zustande. Bei den Bakwiri kauft der Vater meist gleich nach der Beschneidung dem Sohne eine Braut, die dieser selbst wählen darf. Bei den Banoko und Bapuku werden Jungfrauen am höchsten bezahlt, dann folgen im Werte verstoßene Frauen anderer Männer. Am wenigsten gelten die Witwen. Solange das Kaufgeld (in Vieh oder Waren) nicht voll bezahlt ist, bleiben etwaige weibliche Kinder, die der Ehe entspringen, Eigentum des Vaters der jungen Frau. Jungfräulichkeit wird von der Braut meist nicht verlangt, bringt sie Kinder mit in die Ehe, um so besser; doch werden diese wie Kinder von Sklavinnen gehalten, es sei denn, daß der Ehemann auch ihr natürlicher Vater ist, in welchem Falle sie durch die Ehe als legitimiert gelten. Ehescheidungen sind sehr leicht. Der Mann hat z. B. das Recht, seine Frau wegen Ehebruchs zu verkaufen. In der Theorie ist die Frau dem Manne gegenüber ziemlich rechtlos, da sie aber ein teures Besitztum ist, muß er auf sie Rücksicht nehmen, und in der Praxis hängt die Stellung der Frau sehr von ihrer Individualität ab. Gewöhnlich hat jede Frau ihr eigenes Haus, das sie mit ihren Kindern bewohnt und wo sie unumschränkte Herrin ist.

---

[1] Sie ist vielfach mit Prostitution verbunden.

[2] Seidel, Deutsch-Kamerun 127.

In den ärmeren Familien teilen sich die Gatten so in die Arbeit, daß der Mann die gröbere Feldarbeit, die Weberei, Färberei, Schneiderei und den Hausstand besorgt, während die Kinderpflege, die Zubereitung des Essens, das Kornmahlen, Wasserholen und die leichtere Feldarbeit der Frau obliegt. Der Ehebruch der Frau wird durchgängig hart bestraft, an der Schuldigen wie an dem Verführer. In schweren Fällen wird sogar die Todesstrafe über die Schuldige verhängt, indem man sie an einen Pfahl bindet, um sie herumtanzt und ihr mit dem breiten Haumesser Hiebe auf den Schädel versetzt, bis sie tot ist. — Der Neger betrachtet Kinder nicht als Sorgenquelle, sondern als zukünftige Arbeitskräfte und Vermögenszuwachs. Deshalb sieht man Knaben lieber als Mädchen. Die Kinder werden von der Mutter 2—3 Jahre gesäugt und bald nach der Geburt von ihr in einem Sack auf dem Rücken herumgetragen. Die Rechte des Vaters sind oft sehr ausgedehnt, so kann er seine Kinder, besonders die Töchter, für Schulden verkaufen oder verpfänden, doch erlöschen sie zum größten Teil mit der Volljährigkeit oder Verheiratung der Kinder. Von einer Erziehung kann kaum die Rede sein. In ärmeren Familien müssen die Kinder sehr früh bei allen Arbeiten mithelfen. Trotzdem ist ihre Artigkeit im Verkehr zu rühmen. In Duala und Viktoria ist der Zudrang zu den Schulen so groß, daß nicht alle Anmeldungen Berücksichtigung finden können. Nach dem Zeugnis der Lehrer zeigen die Schüler durchschnittlich viel Eifer und Fleiß und stehen an Auffassungskraft und Gedächtnisstärke ihren deutschen Kollegen durchaus nicht nach[1]. — Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern ist nicht sehr groß, doch erweisen ältere Neger ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung.

Stirbt der Vater, so erbt — wenigstens bei den Bakwiri — der älteste Sohn die Hütte und eine Frau seines Vaters[2]. Die andern Frauen, die Schwestern und die Sklaven werden, ebenso wie das Vieh und die bewegliche Habe, unter den übrigen Brüdern verteilt. Sind direkte Erben nicht vorhanden, so erben die weiteren Verwandten. Bemerkenswert ist, daß Schulden gleichmäßig vererbt werden. Die gesamte Verwandtschaft ist eng zu einer Sippe verbunden. In rechtlicher Beziehung unterscheidet man indessen nicht selten einen engeren Verwandtschaftskreis (die eigentlichen Blutsverwandten) und einen weiteren, dem auch die durch Heirat mit den Verwandten verbundenen Personen angehören. Der älteste Hausvater ist ihr anerkanntes Oberhaupt. Bei einigen Stämmen (Banoko und Bapuku) kann das Familienoberhaupt wegen Mißwirtschaft oder Geistesschwäche abgesetzt werden[3].

Die Dörfer der Neger bestehen meist nur aus einer einzigen geraden Straße, die auf beiden Seiten von Häusern flankiert ist. Hinter jeder Hütte befindet sich gewöhnlich ein viereckiger, von Nebengebäuden eingefaßter Hofraum. In der Mitte der Dorfstraße liegt das Versammlungs- oder Palaverhaus, größer als die übrigen Hütten. Manche Dörfer haben auch besondere Marktplätze. Größere Städte findet man nur bei den Sudannegern. Die Hütten unterscheiden sich in Form und innerer Ausstattung wenig von der bei allen Bantu-

---

[1] Ebd. 131. [2] Seidel sagt: „seines Bruders"; das ist offenbar ein Druckfehler. [3] Ebd. 132.

negern üblichen. Dasselbe gilt von der Kleidung der Küstenstämme. Oft tragen sie nur eine mehr oder weniger ausgiebige Hüftenverhüllung, und im Innern des Hauses bleiben die Männer manchmal ganz nackt; desgleichen die Mädchen und die Frauen bis nach der ersten Geburt. Die Kinder pflegen ganz nackt zu sein, doch machen hier die Bakwiri eine Ausnahme. Schmuck ist selbstverständlich überall beliebt. Der Neger ist durchschnittlich sehr reinlich und nicht so träge, wie man oft meint. Überhaupt werden nach Seidel die Neger von den Europäern in Bezug auf ihre Fähigkeiten, die zarten Regungen der Seele, die moralische Urteilsfähigkeit, Feingefühl u. dgl. vielfach weit unterschätzt[1]. Sie gehören nach ihrer Sprache und dem Wesen ihres Geistes ganz zu uns, und obwohl sie noch wenig kultiviert, steht es mit ihrem Geistesleben nicht schlimmer als mit unserem Landvolk vor Einführung der Schul- und Militärpflicht[2]. Auf die Urteile von Reisenden, die flüchtig das Land durchziehen, ist nach Seidel „gar nichts zu geben", wenn es sich um den Charakter und das Seelenleben der Neger handelt. „Am meisten Vertrauen verdienen noch die Ansichten verständiger Missionäre."[3]

Über den moralischen Charakter schreibt Seidel: „Der Grundzug der menschlichen Natur ist Egoismus, und davon wird der Neger keine Ausnahme machen. Die Notwendigkeiten der Familien und des darauf gegründeten sozialen Lebens führen aber zu einer Reihe von sittlichen Forderungen, denen auch der Afrikaner sich nicht entziehen kann. Er gehorcht der Obrigkeit, respektiert die Rechtsanschauungen seines Volkes, fügt sich den Anordnungen des Familien- oder Sippenhauptes und achtet fremdes Leben und Eigentum. Insofern wandelt er ganz in den Spuren eines gesitteten deutschen Staatsbürgers.... Verlassen wir aber den Boden der staatlichen Zwangstugend und betreten wir das Gebiet der freien Sittlichkeit — obwohl beide hier natürlich noch weniger scharf abgegrenzt werden können als bei uns —, so finden wir alle Tugenden und Laster, die auch in unserem Sittenkodex verzeichnet stehen, ohne daß es möglich wäre, von der einen oder andern Kategorie gewisse Eigentümlichkeiten dem Neger speziell aufs Konto zu setzen. Ich habe in meinem Lehrbuch der Dualasprache auf S. 77—80 die Ausdrücke der Eingebornen zusammengestellt, die sich auf die Moral beziehen. Wir erfahren daraus, daß ein Unterschied zwischen gut und böse gemacht, daß nicht nur Gesetz und Brauch, sondern auch das ‚Herz' (d. h. das Gewissen) als Sittenrichter anerkannt wird, daß man sich des begangenen Unrechts schämt, und daß man den guten oder bösen Charakter für angeboren hält. Von Tugenden werden Mitleid, Geduld, Hilfsbereitschaft, Gehorsam, Bescheidenheit, Vorsicht, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Sparsamkeit, Fleiß, Dankbarkeit, Mut, Pünktlichkeit und Sauberkeit gerühmt; an Lastern und Untugenden Hartherzigkeit, Grausamkeit, Neid, Hochmut, Eitelkeit, Unehrlichkeit, Lüge, Ungehorsam, Frechheit, Händelsucht, Verschwendung, Faulheit, Feigheit, Empfindlichkeit, Verrat, Verleumdung, Geiz, Gierigkeit, Ehebruch und Trunksucht gebrand-

[1] Seidel, Deutsch-Kamerun 175 ff. [2] Ebd. 181. [3] Ebd. 183.

markt. Nun, ich meine, mit diesem Programm könnte man auch vom christlichen Standpunkt völlig einverstanden sein, wenn es natürlich ganz sicher ist, daß das durchschnittliche Verhalten der einzelnen hinter dieser idealen Forderung meist weit zurückbleibt. Aber das ist ja doch auch bei uns nicht anders." [1]

Von der Religion der heidnischen Neger in Kamerun, speziell der Bakwiri, sagt Seidel: Sie glauben an das Dasein Gottes, den sie Loba nennen, aber nicht verehren; denn Gott zürne ihnen und wolle nichts mehr von ihnen wissen. Ist aber ein Bakwiri in großer Not, so ruft er nach Gott: „E Loba". Auch die Duala kennen den Loba. Den Donner nennen sie Lobas Gewehr, und wenn es blitzt, sagen sie: „Gott läßt es leuchten." Doch bedeutet Loba auch „Himmel" und „Geschick". Außerdem glauben sie an einen strafenden Gott: Nyambe [2]. Der Pallotinermissionär P. Jos. Maßmann schreibt über die Religion der Duala: Sie nennen Gott Nyambe. Dieses Wort findet sich bei allen Bantustämmen von der Westküste Afrikas bis ins Innere. Ein Missionär am Sambesi fand bei den Rotse „Nyambe" in der Bedeutung von Gott, dem Schöpfer der sichtbaren Welt. In Angola heißt dieser Gott „Nzambi", ebenso im Kongobecken. Bei den Mpongwe, südlich von Kamerun, „Anyambe", bei den Fan heißt er „Angame", bei den Jaunde „Anyambe" und bei den Ngumba „Nzambi". Bei allen diesen Völkern hat das Wort dieselbe Bedeutung, es bezeichnet den Schöpfer des Himmels und der Erde. Bei einigen hat er auch die Strafgewalt in Händen, um das Böse zu bestrafen. So auch jetzt noch bei dem Dualastamm. Christaller hat in seiner Dualagrammatik Nyambe mit „der strafende Gott" übersetzt. Das mag dem englischen Missionär Saker Veranlassung gegeben haben, in der ersten Dualabibel das Wort Daimon mit „Nyambe" und das Wort Gott mit „Loba" zu übersetzen. Durch diesen Irrtum ist der schon ohnehin verschwommene Gottesbegriff der Duala erst recht in Verwirrung geraten, und der alte, volkstümliche Ausdruck für Gott: „Nyambe", mußte vor dem Worte „Loba" zurücktreten [3].

Nyambe spielt übrigens im praktischen Leben keine Rolle mehr, er steht dem Volk fern, dieses wendet alle seine Verehrung untergeordneten Geistern zu. Ein solcher Geist heißt bei den Duala Isango, in der Mehrzahl Losango. Die Losango sind die Schutzgötter des öffentlichen Lebens. Jede Sippe und jeder Stamm des Dualabezirkes hatte seinen Isango. Die Dualaneger in der „Stadt" des Königs Bell nannten den ihrigen Elong. Elong war ein Waldgeist und ein grausamer Gott. Zur Verehrung dieses Gottes gab es keine Priester, wohl aber einen Geheimbund. Wer nicht zu diesem Bunde gehörte, dem war Elong ein feindlich gesinnter Geist. Bei Aufnahme in den Geheimbund mußte sich der Kandidat vielen Zeremonien unterziehen. — Ein ähnlicher weiblicher Geheimbund (Yenkubund) besteht bei den Bakwiri, deren vornehmster Geist — Yenku — am liebsten in Weibern seine Wohnung nimmt [4]. Neben Loba (Nyambe) kennen die Bakwiri den Mukasse, eine Art Teufel, der in einer tiefen Schlucht wohnt, durch welche das Totenreich (mundi ma bedimo) von

[1] Ebd. 184—185. [2] Ebd. 204.
[3] Vgl. Stern von Afrika, Organ der deutschen Provinz der Pallottiner, 18. Jahrg. (1911), 275—276.
[4] Ebd. 277.

der Oberwelt (wase) geschieden wird. Über die Schlucht führt ein Baumstamm in das Jenseits. Wenn die Seelen der Abgeschiedenen diese Brücke überschreiten, sucht Mukasse sie in den Abgrund zu stürzen. Hat eine Seele Furcht, so stürzt er sie ins Geisterreich, wo sie ausgelacht und verspottet wird; geht sie aber mutig voran, so geleitet er sie schließlich selbst in die Unterwelt. Um den Kampf mit Mukasse besser bestehen zu können, gibt man Häuptlingen und Zauberern stets, andern Leuten nur auf Verlangen ein Buschmesser in die Hand, wenn sie im Sterben liegen[1].

Sonderbar ist die Religion der Balondo am Rio del Rey. Darüber schreibt der Pallottinermissionär P. Rexter[2]: Die Balondo glauben an drei höhere Wesen, die als ihre Götter bezeichnet werden können: Ekpaliwonjo, Ekpaliôle, Owâse (be bekangi). Ihre Wohnung sind zwei Firmamente. Im ersten Firmament, das den Menschen sichtbar, wohnen Ekpaliôle und Owâse, im andern, das viel höher liegt, lebt Ekpaliwonjo. Alle drei haben Menschengestalt, sind aber viel größer, mächtiger und schöner. Ekpaliwonjo ist den Menschen feindselig, sucht sie mit Blitz und Donner zu erschrecken und möchte sie vernichten. Ekpaliôle dagegen, der die Menschengestalt hat, betrachtet sie als sein Volk, liebt sie und schützt sie gegen Ekpaliwonjo. Owâse endlich, der nur ein Auge hat und ganz Wunde sein soll, hat alles Sichtbare gemacht. Er soll auch Menschen machen können. Ist jemand fast immer krank, so wird er oft gefragt, ob er etwa von Owâse wa bekangi (vom Gott der Wunde) abstamme?

Von allen drei Göttern werden nur dem Owâse Opfer dargebracht. Owâse kann auch in einem Baume (Baumwollbaume) wohnen, und in diesem Falle heißt er außer Owâse auch Molimo, ein Name, der nun auch dem Baume gegeben wird (Gottesbaum). Ein jedes Dorf verehrt einen solchen Molimo; geht er zu Grunde, so sucht sich das Dorf einen andern. Es werden am Fuße desselben Opfer dargebracht, und es folgen mehrere Tage Spiele zu seiner Ehre. Dafür erhofft man von ihm (d. h. dem im Baume wohnenden Owâse) Fruchtbarkeit für Menschen, Tiere und Pflanzen und Abwendung von allen Gefahren und Krankheiten. Beim Beginn des neuen Jahres wird ein großes Opfer aus allen möglichen Speisen dargebracht. Einige junge Leute sammeln von Haus zu Haus die Opfergaben (Yams, Makabo, Mais usw.) und bringen sie in das Jujuhaus, das nur Männer betreten dürfen. Dann wird der Platz um den Baum geschmückt, die Vorräte werden gekocht und dem Molimo zum Opfer gebracht. Von jeder Speise wird ihm etwas vorgelegt, und die Leute beschwören ihn, Krankheiten und sonstige Übel von Menschen und Tieren fernzuhalten, dagegen Fruchtbarkeit zu gewähren, weshalb die Frauen mit weißem Ton sich bestreichen und den Platz um den Baum besprengen. Darauf folgen Tanz und Schmaus der Opfergaben. Dann kehrt man ins Dorf zurück, wo noch an vier weiteren Tagen getanzt, gegessen und getrunken wird.

Es wäre interessant, etwas Näheres über das Verhältnis zwischen Ekpaliôle und Owâse zu erfahren. Sollte Owâse nicht etwa die personifizierte Straf-

---

[1] Seidel, Deutsch-Kamerun 207.

[2] Stern von Afrika, 18. Jahrg. (1911), 365 ff.

gerechtigkeit Ekpaliôles repräsentieren? Leider sagt der Missionär darüber nichts; dagegen belehrt er uns über die Jenseitsideen der Balondo. Diese „glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an Seelenwanderung. Solange die Seele des Menschen noch nicht in einen andern Menschen übergegangen ist, befindet sie sich noch im Totenreich, das tief unten in der Erde, direkt unterhalb des Dorfes liegen soll. Da gibt es keine Leiden und Krankheiten mehr". Im übrigen spielt sich das Leben da unten ab wie hier oben. Die Verstorbenen kommen dort zu ihren Verwandten und wohnen bei ihnen in großen, weit auseinandergelegenen Ortschaften. Wer in eine andere Ortschaft gehen will, muß alles bezahlen, was er braucht. Das Moya ist das Geld im Totenreich, das man sich schon hier auf Erden verschaffen muß. Moya ist ein glänzendes Feuerbrandmal von der Größe eines Zehnpfennigstückes, das auf den linken Arm eingebrannt wird. Es werden vier solcher Male angebracht. Ist das Geld im Totenreich aufgebraucht, so muß sein Heimatsdorf ihn loskaufen. Die Verstorbenen verkehren mit den Lebenden im Traum und mahnen diese, sie nicht zu vergessen und ihnen Opfergaben darzubringen, um von ihnen Schutz zu erlangen. Wer einen solchen Traum gehabt, bereitet Speisen für den Toten und bittet ihn um Schutz, um glückliche Jagd usw. Auch durch Wunden melden sich die Toten. Hat jemand eine Wunde bekommen, so sagen andere Leute sofort, das kommt von den Verstorbenen. Der Wahrsager wird befragt, und der verordnet Darbringung von Speisen für die Verstorbenen. Wenn des Nachts im Busch gewisse Vogelstimmen (huh! huh!) sich vernehmen lassen, sind es die Verstorbenen, die schreien, und große Angst befällt die Balondo.

Auf dem Grabe selbst wird eine Hütte errichtet, worin der Verstorbene sich aufhalten kann, wenn es ihm beliebt, z. B. bei Regenwetter. Auch Feuer wird manchmal darin angelegt, damit er sich erwärmen und auch kochen könne, und zu diesem Zweck werden ihm beim Begräbnis Hausgeräte zu seinem Gebrauch im Totenreich mitgegeben. Manche geben dem Toten alles mit in das Grab, was er im Leben gebraucht hat, und jeder der Verwandten schenkt ihm etwas mit den Worten: „Hier ist mein Teil."

Der Apostolische Vikar von Kamerun, Bischof Vieter, schreibt im Februar 1911 von einer Reise bei den Balondo[1]: „In klarer Weise sah ich dort wieder den Glauben der Neger an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Am Wege im Wald, etwa eine Viertelstunde vom Dorf entfernt, stand ein großes Himmelbett mit hübschen Vorhängen, Kopfkissen und Decke; nebendran war ein Hut aufgehängt, standen ein Regenschirm und mehrere Töpfe und Schüsseln mit Essen, lagen Bananen usw. Wozu das alles? Der Häuptling war kürzlich gestorben, und so hatte man ihm sein Bett usw. im Wald aufgeschlagen, bringt täglich Essen für ihn dorthin, meinend, daß seine Seele auch nach dem Tode derlei bedürfe. Die Sachen werden dort allmählich verfaulen, niemand nimmt etwas davon weg."[2] Auch Seidel sagt, der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode sei in Kamerun weit verbreitet, wenn nicht allgemein[3]. An einigen Orten, z. B. bei den Bakwiri,

[1] Ebd. 258. [2] Ebd. [3] Deutsch-Kamerun 208.

herrscht die Meinung, nur die Seelen der Reichen kommen in die Geisterstadt. Dagegen geht die Seele eines Bakwiri, der im Busch starb oder wegen Armut keine Ziege mit ins Grab bekam, in einen Schimpansen. Dieser Glaube an eine Seelenwanderung ist vielfach bezeugt. Die Wiederkehr der Seelen wird bei vielen Stämmen behauptet und sehr gefürchtet; man glaubt, sie kommen, um einige Bekannte zu holen[1]. Wenn ein Mann ohne erkennbare Ursache stirbt, so glaubt man, daß ein anderer seine Seele „gegessen" habe. Diesen Seelenesser ausfindig zu machen, ist Sache der Zauberer, in deren Hände damit eine unheimliche Macht gelegt ist. Der Aberglaube spielt selbstverständlich eine große Rolle, und dementsprechend auch der Zauberer oder Medizinmann. — Es existierten früher bei den Eingebornen auch Gottesurteile. Bei Diebstahl, Hurerei und Notzucht wurde die Ölprobe angestellt, bei der der Beklagte die Hand in heißes Öl zu stecken genötigt war. Seine Unschuld galt als erwiesen, wenn er keine Blasen bekam[2].

Das Gerichts- und Strafsystem scheint bei allen Küstenstämmen von jeher genau durch Sitte und Herkommen geregelt worden zu sein. Wir führen hier nach Seidel[3] die hauptsächlichsten Strafen für die verschiedenen Vergehen an. Mord und Totschlag werden, wie es scheint, überall mit dem Tode bestraft. Für die Tötung eines Nichtmitbürgers gilt indessen nur die Blutrache. Nur für Weiber wird mitunter ein Blutpreis — neben der Lieferung eines andern Weibes — angenommen. Verräter werden bei den Banoko öffentlich verurteilt und verflucht. Der Verräter seines Herrn wird geprügelt und fortgejagt. Diebstahl wird in der Regel durch Geldbuße gesühnt. Doch schneiden die Bakwiri dem Dieb außerdem ein Ohr ab. Merkwürdig ist, daß sie selbst diebische Hunde und Katzen in dieser Weise verstümmeln. Auch Unzucht und Ehebruch werden mit Geld gebüßt. Inzest wird wie Ehebruch bestraft, aber Entführung gilt — wenigstens bei den Banoko — als eine schwerere Verfehlung. Doch wird eine Bestrafung wegen Inzestes öffentlich ausgerufen. Verführung eines ledigen, aber schon verlobten Mädchens trägt dem Übeltäter eine Buße von 6 bis 7 Ziegen oder 10 Fäßchen Pulver ein. Schlechte Behandlung der Eltern wird an den Kindern mit schwerer Geldbuße, im Wiederholungsfall sogar mit dem Tode geahndet, so berichtet wenigstens Schwarz[4] von den Bakwiri. Friedensstörung, z. B. bei einer Hochzeit, strafen die Banoko mit Prügel. Selbstmordversuch ist überall straflos, doch kommt Selbstmord nur selten vor, und zwar meist aus Furcht vor Rache oder aus Trauer über den Verlust eines geliebten Kindes.

2. Die Bube auf Fernando-Póo.

Nicht fern von der Küste Kameruns liegt die portugiesische Insel Fernando-Póo, deren Ureinwohner wir einen Besuch machen wollen, bevor wir weiter nach Südafrika ziehen.

Die ältesten Einwohner auf Fernando-Póo scheinen die Bube (Bubi) zu sein, die ohne Zweifel vom afrikanischen Festland herüberkamen und ihrer Sprache nach

[1] Seidel, Deutsch-Kamerun 208—209. [2] Ebd. 215. [3] Ebd. 216—218.
[4] Kamerun 168, bei Seidel a. a. O. 218.

zu den Bantunegern gehören. Nach dem Apostolischen Vikar von Fernando-Póo, Msgr Armengo Coll[1], haben die Bube die Idee des Gottschöpfers, aber sie beten ihn nicht an, da sie glauben, er werde ihnen wegen seiner Güte nichts Böses zufügen. Dagegen fürchten sie sehr den Teufel, den sie Morimo nennen und dem sie Ziegen und Hühner opfern, damit er nicht ihrer Gesundheit und ihren Pflanzen schade. Sie suchen bei ihm Rat, um verlorene Sachen wieder zu finden und von Krankheiten frei zu werden. Zuweilen erhalten sie von ihm Antworten. Sie haben auch Zauberer. — Wenn man ihnen Teufelsanbetung vorwirft, so sagen sie, „wir verehren nur unsere Vorfahren“[2].

Sie glauben auch an die Seelenwanderung; deshalb findet man am Eingang der Dörfer Krüge mit Speisen und andere mit Wasser, damit die vorbeigehenden Seelen essen und trinken können. Der bedeutendste Häuptling unter ihnen, der im Jahre 1898 starb, sagte, daß er nach seinem Tode in den Leib eines Schiffskapitäns fahren werde, und als bald nach seinem Tode ein europäischer Geolog zum Studium der Steine ins Tal kam, in dem jener gelebt hatte, glaubten die Kinder des Verstorbenen, es sei ihr Vater.

Zu den religiösen Feiern der Bube gehört auch ein Tag geistiger Zurückgezogenheit, der dazu bestimmt ist, sich von den Sünden zu reinigen. Zu diesem Zweck versperren sie am Vorabend alle Wege, damit niemand in das Dorf kommen und ihre Andacht stören könne. An diesem Tage beobachten sie strenges Stillschweigen und dürfen auch nicht ein Wort mit dem Nachbar reden. Sie wohnen dem Segen bei, den der Mogianmo (Teufelspriester) dem ganzen Dorf gibt; gegen Abend steigen sie in den Fluß, um sich zu baden, und dann halten sie sich für rein an Leib und Seele; und das Stillschweigen hört auf.

Bei den Bube herrscht die Polygamie; jedes Weib, das einem Manne gehört hat, bleibt nach dessen Tod ihr Leben lang Witwe, so daß sie, selbst wenn sie sich mit einem andern verbindet, sich immer für berechtigt hält, von ihm sich zu trennen. Die Knaben können sich, sobald sie zum Gebrauch der Vernunft kommen, emanzipieren, indem sie sich vom häuslichen Herde entfernen dürfen, ohne daß die Väter sie gesetzlich zur Rückkehr verpflichten könnten. Nicht so die Mädchen, welche ihre Väter nach Belieben an den Meistbietenden verkaufen können, auch wenn dieser ein sehr bejahrter Mann ist. — Willkürliche Ehescheidung durch die Häuptlinge ist sehr häufig.

Über jedes Dorf herrscht ein Häuptling, und dieser untersteht wieder einem Oberhäuptling, der die Unterhäuptlinge in wichtigen Sachen zu Rate zieht. Nach dem Tode des Oberhäuptlings oder eines Zauberers (muchukus) halten die Bube einen Monat strenger Trauer; während dieser Zeit müssen die Weiber daheim bleiben und schweigen, sie dürfen bloß zu den notwendigsten Hausgeschäften ausgehen. Jeden Tag ist eine Stunde dem Gedächtnis des Verstorbenen gewidmet; man erzählt sich während derselben von seinen Tugenden, seinen Heldentaten, seinem hohen Alter, wobei die Redner das Gute nach Möglichkeit zu vergrößern suchen. Nach Ablauf der Trauer denkt man an die

---

[1] Vgl. Anthropos II (1907) 387 ff.

[2] Katholische Missionen, 34. Jahrg. (1905—1906), 79.

Wahl des Nachfolgers, die aber erst einige Monate später stattfindet. — Die Leichen der Verstorbenen werden in einigen Bezirken derart begraben, daß der Kopf noch über die Erdoberfläche hervorragt; anderwärts, wo die gewöhnliche Bestattung üblich ist, schichtet man mächtige Steinhaufen über der Grabstätte auf [1].

Bevor die Bube mit den Europäern in Berührung kamen, hielten sie nach ihren Sitten den Ehebruch und den Diebstahl für so unerlaubt, daß ein solches Verbrechen kaum vorkam. Jeder konnte sein Geschoß mitten auf dem Wege lassen und war sicher, dasselbe nach Stunden, ja nach Wochen wieder zu finden. Von der Sittlichkeit schreibt ein Missionär: „In Bezug auf Sittlichkeit besitzen die Bube mehr natürliche Tugend und Ehrbarkeit als viele der westafrikanischen Stämme. Vergehen dagegen wurden früher durch Abhauen der linken Hand bestraft, und obschon dies heutzutage nicht mehr geschieht, so stehen doch noch besondere Geldstrafen und körperliche Züchtigung auf derartigen Fehltritten." [2] Leider müssen die Missionäre konstatieren, daß der Umgang mit den Zivilisierten äußerst verderblich wirkt. — Den Weibern liegt die schwere Arbeit ob, und so sieht man oft vier bis fünf Weiber mit Bündeln beladen, während der Eheherr frei und ledig in aller Gemächlichkeit hinter ihnen herschreitet. Aus abergläubischer Furcht enthalten sich die Frauen jeglicher Fleischspeisen. Sklaverei herrscht allgemein; doch erfahren die Sklaven durchweg eine milde Behandlung und wohnen mit dem Herrn unter demselben Dache. — Bei beiden Geschlechtern sind Geheimbünde verbreitet, über deren Gebräuche und Ziele sich noch nichts Genaueres ermitteln ließ.

3. Die Pongwe am Gabun (Französisch-Kongo).

Die Pongwe (Mpongwe), von denen wir hier reden wollen, bewohnen die beiden Ufer des Gabun von seiner Mündung bis zum Zusammenfluß des Komo und Remboe. Es gibt allerdings auch in Spanisch-Guinea und selbst in Deutsch-Kamerun noch Angehörige dieses Volkes, wir berücksichtigen hier aber direkt nur die Pongwe am Gabun.

P. Neu C. S. Sp. [3] schildert den Charakter der Pongwe als sanft, ruhig, jovial. Der Pongwe ist ein großer Freund der Ruhe und des Vergnügens. Sein Familienleben ist ganz patriarchalisch. Es gibt nichts Rührenderes, als einen Vater zu sehen, der seiner Familie Befehle erteilt oder zu ihr spricht. Er läßt sich nie von der Aufregung oder vom Zorn hinreißen, selbst wenn man ihm nicht sofort gehorcht. Er spricht zu seinen Kindern wie ein Freund. Selten führt Meinungsverschiedenheit zu Streit. Obwohl in seinem gewöhnlichen Leben einfach und frugal, hat der Pongwe einen ausgesprochenen Hang zum Branntwein, und nur seine Armut hindert ihn, sich häufiger den Genuß desselben zu verschaffen. Hat er keinen Branntwein, so fabriziert er sich einen berauschenden Palmwein.

---

[1] Vgl. Katholische Missionen, 34. Jahrg. (1905—1906), 58.

[2] Ebd.; vgl. ebd. 79.

[3] Vgl. Annales apostoliques de la Congrégation du Saint Esprit et du Saint Cœur de Marie, Jahrg. 1886, 130.

Die Pongwe sind außerordentlich höflich und artig in ihren Manieren und gastfrei, aber maßlos eitel und stolz, verwenden sie oft alles, was sie haben, auf Kleider und Schmucksachen, um damit besonders an Sonntagen alle Blicke auf sich zu lenken. Das gilt wenigstens von den höheren Klassen, die sich vielfach schon ganz europäisch kleiden. Die Ärmeren und besonders die Sklaven tragen meist nur ein Stück Tuch um die Lenden oder auch nur einen armseligen Fetzen. Für die Vornehmeren gilt es als das höchste Ziel, den Großen zu spielen und Reichtum zur Schau zu stellen, selbst wenn sie noch so wenig besitzen[1]. Obwohl gegen die Europäer höflich und zuvorkommend, ist der Pongwe gegen die andern Negerstämme und auch gegen seine Sklaven hochfahrend und stolz. Ein Sklave darf nie anders als auf dem Boden kriechend vor seinem Herrn erscheinen. Er hat alle Arbeiten zu verrichten, während der indolente und träge Herr nur so viel arbeitet, als unumgänglich notwendig ist, und die meiste Zeit in vollständiger Untätigkeit rauchend, schwatzend oder schlafend auf seiner Matte zubringt. Doch ist der Pongwe ein durchtriebener Händler, der es ausgezeichnet versteht, durch List, Lug und Betrug andere zu übervorteilen. Um allein den Handel mit den Stämmen im Innern in den Händen zu behalten, verbreiteten sie die größten Lügen über deren Charakter, schilderten sie den Europäern als Menschenfresser, unmenschliche Sklavenhändler usw. Daher kam es, daß die Europäer lange ganz falsche Vorstellungen von den Stämmen im Innern hatten und den Handel mit ihnen aus Furcht den Pongwe überließen.

Jedes Familienoberhaupt hat sein eigenes Dorf. Diese Dörfer sind kleiner oder größer, je nach der Zahl der Frauen, Sklaven, Brüder, Schwestern, Vettern und Cousinen, die seine Familie ausmachen. Sie bestehen meist aus etwa zehn niedrigen und kleinen Hütten. Das Familienhaupt nennt sich Oga, d. h. Herr oder König. Der Familienvater ist unumschränkter Herr in seinem kleinen Reich. Das Los der Sklaven ist übrigens kein hartes. Jeder Unfreie hat seine eigene Hütte und auch eigenes Vermögen, und der Herr verlangt von ihm keine Dienste, die er nicht auch von seinen Frauen, Kindern oder Verwandten verlangen könnte. Es gibt Sklaven, die mehr Vermögen haben als ihr Herr. Die Sklaverei entsteht entweder durch Delikt oder als Schuldbezahlung, meistens jedoch durch Geburt. Ist die Mutter Sklavin, so werden nach dem herrschenden Recht auch alle ihre Kinder Sklaven.

Die Polygamie ist bei den Pongwe allgemein; die Frau oder Dienerin wird durch Bezahlung erworben, doch ist diese Form der Ehe kein eigentlicher Kauf. Das geht schon daraus hervor, daß der Ehemann unter Umständen wohl seine Frau an ihre Familie zurückgeben, vielleicht auch seinen Brautpreis zurückerhalten, aber sie nicht an andere verkaufen kann. Die Zahl der Frauen bildet die Macht und den Reichtum des Mannes, und je mehr Mitfrauen eine Frau hat, desto angesehener ist auch ihre Lebensstellung. Das ist der Grund, warum die Frauen selbst eifrigere Verteidiger der Polygamie sind als die Männer. Da der Mann die Arbeit verachtet, ist die Monogamie für den

[1] Ebd. 132—134.

Pongwe fast gleichbedeutend mit Armut, und dieser Umstand bildet das größte Hindernis für die Bekehrung dieses Volkes.

Nach dem herrschenden Erbrecht geht das Vermögen des Familienvaters der Hauptsache nach auf den ältesten Sohn über; die andern werden abgefunden; dagegen folgt die väterliche Gewalt über die Familie innerhalb der Generation des Erblassers dem Alter, und nach dem Aussterben der älteren Generation hat von den verschiedenen jüngeren Generationen wieder die ältere den Vorzug. — Die Rechtspflege ist sehr primitiv. Ein eigentliches Richteramt in privatrechtlichen Streitigkeiten haben sie nicht. Ebenso haben sie keine eigentlichen Gesetze, aber alles ist durch Sitten und Gewohnheiten geregelt. Zunächst verfolgt der Verletzte selbst sein Recht innerhalb seines Familienkreises oder nach außen hin durch seine Familie oder deren Geschlecht; nur in außergewöhnlichen Fällen wird die Hilfe des Königs in Anspruch genommen. Die höchste Instanz bildet die Volksversammlung.

Über die Religion der Pongwe berichtet uns P. Peureux C. S. Sp.[1] in einem Briefe vom Gabun aus dem Jahre 1858. Er stützt sich, wie er sagt, nicht nur auf seine eigenen mehrjährigen Beobachtungen, sondern auch auf die seiner Mitarbeiter in diesem Missionsgebiet. Die Gabunesen anerkennen das Dasein eines höchsten Wesens, das sie Agnambie (Aniambie) nennen, über dessen Eigenschaften sie jedoch nur unklare Begriffe haben. Sie betrachten es als den Urheber aller Dinge. Ganz in das Sinnliche versunken, sehen sie dieses Wesen bald als gut, bald als bös an, je nachdem es ihnen gut oder schlecht geht. Obwohl sie Agnambie als einzigen Gott anerkennen, verbannen sie ihn doch in den Himmel, wo er in seiner Majestät sich um die Dinge dieser Welt nicht bekümmert. Sie erweisen ihm keine Verehrung und betrachten das Gebet zu ihm als wertlos. Wenn einer Christ wird und in ihrer Gegenwart zu Gott seine Zuflucht nimmt, sagen sie ihm verächtlich: „Was bringen dir diese Gebete ein, wirst du deshalb reicher?“ [2] Doch wurzelt das Gebet so sehr im Bedürfnis des menschlichen Herzens, daß auch sie ihre Anrufungen haben, aber sie richten dieselben an ihre verstorbenen Ahnen. Diesen schreiben sie alles Glück und Unglück zu. Durch allerlei lächerliche Gebräuche suchen sie ihre Gunst zu erwerben oder ihren Zorn zu besänftigen. Will z. B. ein Mann eine Handelsreise antreten, so stellt er sich unter den Schutz der Geister der Ahnen. Gegen Sonnenuntergang zieht er mit bunten Farben bemalt, eine Schelle schwingend und von den Seinigen begleitet, auf dem offenen Weg zur Begräbnisstätte seiner Ahnen, ruft feierlich ihre Namen an, soweit er sich deren erinnern kann, und bittet sie, alles Unglück von seinem Dorfe fernzuhalten und ihm Reichtümer zu gewähren. Dann legen die Seinigen den Verstorbenen ihre Nahrung hin, einem jeden seine Portion auf einem Bananenblatt, während er dazu schellt. Jetzt zieht er sich, indem er einige unverständliche Laute murmelt, zurück, voll Zuversicht, daß seine Geschäfte glücklich ausfallen werden. Zuweilen opfert man den Geistern der Ahnen (abambo) eine Ziege, weil diese im Traum mitgeteilt haben, daß sie ein Opfer haben wollen und daß sonst die Ernte nicht gedeihen werde. Das Opfer wird geschlachtet, und die Glieder des-

[1] Annales de la propagation de la foi XXXII (1860) 18 ff. [2] Ebd. 20—21.

selben werden beim Klang der Schelle zerschnitten und über das Feld hingeworfen.

Sie haben auch viele Götzenbilder (Fetische), lächerliche und häßliche mit verschiedenen Farben beschmierte Holzfiguren, die als Heiligtümer jener Geister gelten. Die Fetischpriester (oganga), die auch als Ärzte auftreten, stellen diese Figuren her. Sie gehen mit ihnen zum Friedhof, zerstampfen einige Totengebeine zu Asche und füllen mit dieser Asche den Kopf und den Bauch des von ihnen verfertigten Götzen. Nach langen, mehrere Tage in Anspruch nehmenden phantastischen Zeremonien kehrt der Götze unter dem Knall der Flinten ins Dorf zurück, jetzt ist er die Wohnung der Seelen geworden, welche früher die Asche belebten; an diese muß sich nun der Eigentümer des Fetisches wenden, um ihre Gunst zu erlangen. Er baut dem Fetisch neben seiner Wohnung ein kleines Hüttchen, stellt ihn hinein, und hierher kommt nun das Haupt der Familie, um vor ihm die Erhörung seiner Wünsche zu erflehen. Diesen Fetisch schätzt er fast höher als sein Leben. Nur mit großer Ehrfurcht und mit gesenktem Haupt wagt er es, sich ihm zu nahen, und wenn er sich entfernt, geht er rückwärts. Dort beim Fetisch legt er alle seine Werkzeuge des Aberglaubens hin, um sie zu schützen; dorthin kommt er auch, um sich zu tätowieren oder zu bemalen, wenn er ein besonderes Anliegen hat [1].

Aus dem Gesagten ist klar, daß die Leute am Gabun an das Fortleben der Toten glauben, aber dieser Glaube ist sehr vag; zuweilen verirrt er sich in die Träumereien der Seelenwanderung; was das andere Leben sei, wissen sie kaum, höchstens denken sie an sinnliche Befriedigungen. — Mit den Überresten der Toten verfertigen die Zauberer auch die verschiedensten Amulette. Zuweilen rät der Oganga, um eine Krankheit zu heilen, man solle den Kopf eines Toten herbeischaffen. Dann holen zwei Männer im Dunkel der Nacht denselben aus dem Grabe. Hat der Zauberer einmal diese Überreste in seiner Hand, so kann er ihnen die verschiedensten Kräfte verleihen, wenn er sie mit andern Dingen vermengt, so z. B. die Kraft, Fische zu töten, ein tüchtiger Jäger oder reich zu werden u. dgl. Jedermann hat solche Amulette, einige für das Haus, andere für den Krieg, den Handel usw. Obwohl man alle Geister der Verstorbenen verehrt, so doch vorzüglich die Geister der verstorbenen Verwandten, namentlich wenn sie mächtig und berühmt gewesen waren, denn man setzt voraus, daß diese ein besonderes Interesse am Wohlergehen der Familie haben. Namentlich wenn eine Hungersnot oder Epidemie droht, zieht oft die ganze Familie zu den Gräbern ihrer Verstorbenen, um dort Hühner, Schafe und Ziegen zu opfern, von denen das Fleisch teils für die Verstorbenen umhergestreut, teils von den Opfernden verzehrt wird. Dabei werden öffentliche Gebete an die Verstorbenen gerichtet.

Der wirksamste Fetisch oder Talisman ist der Okundu; wer dessen ganze Kraft erfahren will, muß mit seinen eigenen Händen auf irgend eine Weise einen Verwandten opfern. Vor wenigen Jahren, schreibt der Missionär, wollte ein junger Mann seinen eigenen Vater, der einen großen Ruf genoß,

---

[1] Ebd. 25.

umbringen, um sich dessen Eigenschaften zu erwerben. Das Attentat mißlang, und der Sohn wurde infolge davon irrsinnig. Nun zog der Vater den Oganga zu Rat, um zu erfahren, wie man dem unnatürlichen Sohn den Vernunftgebrauch wieder verschaffen könne. Und als dieser antwortete, die Vernunft müsse sich im Blute der Sklaven wiederfinden, ließ der Unmensch in einigen Monaten bis zu 30 Sklaven hinschlachten. Gelingt es einem, sich in geschickter Weise einer Frau oder eines Kindes zu entledigen, so schadet das seinem Ruf in keiner Weise, wenn er durch das Verbrechen zu Glück gelangt. Um einen Okundu zu bereiten, muß man während der Nacht sich auf den Friedhof begeben und dem unglücklichen Opfer einige Stücke von den Nägeln oder einige Haarbüschel ausreißen und sie dann ganz heimlich in dem verborgensten Teil des Hauses vergraben. Wer es wagen würde, diese Dinge wegzunehmen, wäre des Todes. Gerade die Furcht vor der Rache der Fetische macht, daß die Diebstähle der Schwarzen untereinander äußerst selten sind[1].

Wir haben oben angedeutet, daß die Pongwe an die Seelenwanderung glauben. Über diesen Punkt gibt Günther Teßmann[2] näheren Aufschluß. Auch die Seele des Menschen scheint nach den Pongwe ihren Schatten zu haben. Dieser Schatten begleitet sie in das Schattenreich; hier weilt sie einige Zeit, bis die Stunde kommt, wo sie ins Jenseits ziehen möchte. Sie kann das nicht ohne Hilfe der hinterbliebenen Verwandten. Diese müssen ein Seelenfest feiern, um das die Seele bittet, indem sie im Traum ihnen erscheint. Nach diesem Fest gelangt die Seele frei von allem Irdischen zu Gott. Einige schlechte Seelen können sich nach dem Tode — allerdings sind das nur Ausnahmefälle — in Tiere verwandeln und sich dann als solche an den Dorfbewohnern, die ihren Unwillen erregt haben, rächen. Ja eine Seele kann sich auch in gutem Sinn in Tiere verwandeln; so kann sich der Vater aus Mitleid mit seinem noch unbeweibten Sohne in einen Leoparden verwandeln, sich dann von diesem erschießen lassen und mit seinem Fell und seinen Knochen dem Sohne ein Weib einbringen. Die Tatsache, daß alle Seelen nach dem Seelenfest in das Jenseits eingehen, wird durch diese seltene Ausnahme nicht berührt. „Bei Nsambe, d. i. Gott, sind aber nicht alle gleich; ein Teil, der ihm lieber ist, weil sie als Menschen seinen Willen getan haben, wohnt dicht bei ihm im Dorfe; sie haben alles reichlich aus erster Quelle; ein anderer Teil wohnt weiter entfernt und hat es nicht so gut. Dieses Leben bei Nsambe ist wohl ein längeres, schöneres, aber es ist nicht ewig, denn altert die Seele, so wird sie von Nsambe aus dem Himmel auf die Erde vertrieben und hier von Termiten verzehrt. Diese Seelen in reinster Gestalt ersetzen nun Nsambe, und wenn man sich etwas wünscht, ruft man nicht Gott, sondern die Seelen als Vermittler an. Denn die Pongwe haben sich mit Gott überworfen und hoffen deshalb bei ihren Ahnen eher Gehör zu finden, zumal die Seelen das Geschäft Gottes fortführen. Diesem Glauben

[1] Annales de la propagation de la foi XXXII (1860) 31.

[2] Zeitschrift für Ethnologie XLI (1909) 877. Teßmann spricht allerdings zunächst von den Pongwe in Südkamerun und Spanisch-Guinea. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß das Gesagte von den Pongwe im allgemeinen gilt.

an die stellvertretende, vermittelnde Macht der Seelen entspringt der Ahnenkult. Sie beten übrigens die Seelen ebensowenig an als die Ahnenfiguren[1].

Nach Teßmann haben die Pongwe auch eine Sage von einer Erbschuld, durch die die Menschen Gott beleidigten und sich den Tod zuzogen.

4. Die Aduma am oberen Ogowe (Französisch-Kongo).

Das Land der Aduma liegt zwischen dem 11. und 12.° ö. L., nur wenige Minuten südlich vom Äquator. Bis in die jüngste Zeit war der Fluß Ogowe die einzige Verkehrsstraße, welche dieses Land mit der Küste verband.

Die Aduma sind körperlich wohlgestaltet. Ihr offenes Gesicht läßt auf geistige Begabung schließen, und ihre natürliche Redegewandtheit ist geradezu erstaunlich. Als Kleidung tragen die Männer wenigstens einen Lendenschurz, die Frauen zwei Taschentücher, die durch einen Gürtel um die Lenden festgehalten werden[2], außerdem allerlei Schmucksachen. An dem Geklingel der Arm- und Fußringe hört man selbst auf große Entfernung das Herannahen der Adumafrauen.

Die Männer arbeiten so wenig als möglich. Während die Weiber das Hauswesen besorgen, sitzen die Eheherren in öffentlichen Hütten um ein Feuer herum, schwatzen, lachen, rauchen und erzählen ihre Jagd- und Kriegsabenteuer. Die Kinder wälzen sich im Sande, und der alte Großvater an der Türe seiner Hütte sieht dem bunten Treiben der Kleinen zu. Die Knaben tummeln sich auf der Vogeljagd herum oder fischen, während ihre Schwestern der Mutter zur Hand gehen müssen[3].

Die viereckigen Wohnungen der Aduma sind aus Baumrinde verfertigt; das Dach aus breiten Blättern ruht auf vier Pfosten. Um durch die niedrige Türe ins Haus zu gelangen, wohin kaum ein paar Lichtstrahlen dringen, muß man sich tief bücken. Ein entsetzlicher Duft treibt einen fast unwillkürlich aus dem Raum zurück, in dem Hühner, Schafe, Männer, Weiber und Kinder einträchtig zusammen hausen. Den ganzen Hausrat bilden etliche Lagerstätten aus Bambusstreu, ein oder zwei Schemel, eine Kiste, ein Topf und Fetischbilder. Eine Flinte, mehrere Lanzen, Messer, Hacken und eine alte Familienpfeife schmücken die Wände. Nennt jemand einen kleinen Garten, einige Schafe, ein Dutzend Hühner und ein paar Sklaven sein eigen, so gilt er als Gutsbesitzer; gehören ihm daneben noch zwei Pirogen, auf denen er Handel treiben kann, so gilt er als der Rothschild des Ortes.

Seinem Charakter nach ist der Aduma launisch, träg und unstät. Wenn es ihm an einem Ort nicht mehr gefällt, so bricht er seine Hütte ab und zieht anderswohin. Obwohl der Gemeinsinn kaum vorhanden, sind die Aduma untereinander großmütig und teilen gerne mit dem Fremden ihre Mahlzeit. Für diesen bedarf es keiner Einladung; der Gast nimmt einfach Platz, und niemand denkt daran, ihn gehen zu heißen. Besonders gern erzeigen sie einem Weißen ihre Gastfreundschaft; denn sie wissen, daß dieser ihre Dienste belohnt.

---

[1] Ebd. 880—881. Mehrere Angaben Teßmanns bedürften wohl noch der Nachprüfung.

[2] P. Davezac C. S. Sp. in den Missions catholiques 1888, 428.

[3] Ebd. 428—429.

Zuweilen machen sie ihm wohl auch ein Schaf, ein Huhn oder einige Bananen zum Geschenk; doch muß diese Gabe zehnfach ersetzt werden, und selbst dann stehen die Leutchen nicht an, noch endlos weiter zu betteln.

Die Ehe ist Geschäftssache. Eine Frau kostet hier nach unserem Geldwerte 1500—2000 Franken. Die Mädchen werden ohne Rücksicht auf ihre Neigungen an den Meistbietenden verschachert. Mißfällt die Frau dem Manne später, so wird sie dem zurückgeschickt, von dem sie gekauft wurde, die bereits gezahlten Waren werden wieder eingelöst. Ein Bündel Bambusstämme in der Hütte zeigt die Höhe des Kaufpreises an. Der Mann verfügt als vollkommener Eigentümer über sein Weib. Ihr liegt alle Arbeit im Garten ob; sie muß alle Lasten tragen, während der Gemahl mit der Flinte auf der Schulter einherstolziert und nicht im geringsten daran denkt, ihr zu helfen. Die Vielweiberei besteht unter den Aduma und wird leider immer allgemeiner, seit die Europäer ihre Dienstleistungen reichlich bezahlen. Junge Leute machen sich eine Ehre daraus, recht viele Weiber zu besitzen.

Die Hochzeitsfeier besteht in nichts anderem, als daß die Frau bei der Besitzergreifung des neuen Heimes den Hausgötzen ein oder das andere Gericht, das sie selbst zubereitet hat, opfert, damit sie ihre Arbeiten segnen und ihr reiche Nachkommenschaft verleihen mögen. Das hindert sie nicht bei dem ersten Streit oder den ersten Schlägen, die sie erhält, in das elterliche Haus zu entfliehen. Das gefällt natürlich dem Gatten nicht, und es kommt zum Prozeß. Zur bestimmten Frist werden die streitenden Gatten mit Zeugen und Advokaten von den betreffenden Häuptlingen in eine Hütte des Dorfes entboten. Nun beginnt der Ehegatte unter endlosen Phrasen seine Angelegenheit vorzulegen. Das Weib antwortet dabei in einem fort: „Ich habe einen Wüterich zum Manne; er gibt mir keine Kleider und schlägt mich; ich sterbe vor Hunger. Ich verabscheue ihn; er tötet mich." Der Mann seinerseits entgegnet: „Meine Frau ist ein Drache; sie ist faul, naschhaft, eine Schwätzbase und dazu häßlich wie ..." Nun entspinnt sich ein wahres Kreuzfeuer von Schimpfreden. Alle Anwesenden reden darein, und nicht selten entsteht ein allgemeines Handgemenge. Doch schließlich kommt es zur Versöhnung zwischen den Ehegatten. Man tauscht Geschenke aus und kehrt in die Behausung zurück, um vielleicht an den nächsten Tagen denselben Szenen beizuwohnen. Das sind hier Vorkommnisse des gewöhnlichen Lebens[2].

Die Leichenfeierlichkeiten werden bei den Aduma mit großem Pompe begangen. Sobald jemand aus dem Leben geschieden ist, befragt man die Fetische, wer die Seele des Verstorbenen aufgezehrt habe. Dann wird der Leichnam, nachdem man ihm die Augen geschlossen, mit einer roten Masse überzogen; Ohren, Nase und Mund werden mit dem gleichen Stoffe verstopft. War der Tote reich, so näht man ihn in seine schönste Decke ein; den Armen dient eine Matte als Sarg. Hierauf wird die Leiche in der Hütte aufgestellt. Oberhalb des Bettes hängen Götzenbilder, Schellen, Tigerfelle, Büffel- oder Antilopenhörner, Schneckenhäuser. Weißbemalte Frauen kauern im Kreise um die Bahre und schreien ihre Klagerufe in das Dorf hinaus. In der Abend-

[1] Missions catholiques 1888, 429. [2] Ebd.

dämmerung wird der Tote aus der Hütte gebracht. Das Tamtam, ertönt und alles weint. Trauergesänge erschallen, und um die Leiche werden sonderbare Tänze aufgeführt. Beim ersten Morgengrauen wird die Leiche wieder in die Hütte zurückgebracht, und die Klagen heben von neuem an[1].

Am Tage der Beisetzung heben weißbemalte Männer den Leichnam auf ihre Schultern und tragen ihn unter Gesang in das Dickicht des Waldes. Sobald die Nacht hereingebrochen flammen gewaltige Holzstöße auf. Ein Fetischpriester steigt auf einen Baum und läßt eine starke lange Liane herab, und bald schwankt der Leichnam in der Luft. Dazwischen ertönt das Tamtam, und es erklingen Trauerlieder. Plötzlich senkt sich die Leiche wieder langsam herab und jetzt stürzen alle mit dem Messer auf sie los und zerstückeln sie, um die Todesursache zu finden, und es folgt eine scheußliche Szene des widerwärtigsten Kannibalismus. Seitwärts brodeln in einem Kessel Schaffleisch, Hühner, Bananen und Maniok. Angeblich werden sie für N'goi (den bösen Geist) bereitet, doch in Wirklichkeit ist es nur die Fortsetzung des begonnenen Mahles. Am Schluß der Feier werden die menschlichen Gebeine, die in dem siedenden Wasser gebleicht worden waren, in das Dorf zurückgetragen, getrocknet, mit demselben roten Stoff bestrichen und in eine Urne gelegt, die man im Hause aufbewahrt. Die Trauer dauert mehrere Monate, und jede Nacht wiederholen sich Tänze und Klagelieder.

Über die Religion der Aduma sagt Davezac nur, sie glaubten an das Dasein eines höheren, über den Menschen stehenden Wesens, das gut ist und wohl deshalb vernachlässigt wird; die Sittenlehre sei sehr verschwommen, obwohl die Unterscheidung von gut und bös vorhanden sei; auch glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele. Genaueres über diese Punkte berichtet P. A. Reeb C. S. Sp. Er schreibt[2]: „Alle heidnischen Aduma nehmen die Existenz eines Gottes, des Schöpfers, an. Der Name dieses höchsten Wesens ist in allen Dialekten unter dem Worte ‚Ndjambi' vertreten. Er läßt das Gras in ihren Gärten wachsen, gibt ihnen Nahrung und Leben. Er ist gut. Im übrigen aber beschäftigen sie sich nicht weiter mit ihm. Sie weihen ihm keinen Kult und richten keine Gebete an ihn. Sie stellen sich ihn als einen glücklichen Mann vor, der als Häuptling inmitten seiner Familie und Kinder ein glückliches Leben führt."

„Sie glauben auch an die Unsterblichkeit. Nach dem Tode entschwebt man in die Regionen des Äthers, wo man ein seliges Leben genießt, aber doch dieselben Bedürfnisse und Arbeiten hat wie auf Erden. Jeden Tag tragen sie deshalb Speisen auf die Gräber. Desgleichen kann man dort Kleidungsstoffe, Sonnenschirme, Hüte, Pfeifen, Teller, Löffel usw. finden, deren sich der Verstorbene ganz nach Belieben bedienen kann. Seltsam ist es, daß man in einem solchen Lande diese Gegenstände unberührt liegen läßt, da es doch allgemein bekannt ist, wie sehr der Aduma sonst zum Stehlen neigt und leidenschaftlich nach europäischen Manufakturwaren strebt."

„Alle Krankheiten schreiben sie dem Einfluß der Toten auf die Lebenden zu. Ist eine Krankheit als solche festgestellt, so wird der Fetischpriester befragt.

[1] Ebd. 439. [2] Vgl. Katholische Missionen 1894, 164.

Dieser erklärt alsdann, je nach dem Reichtum des Kranken, daß er den Manen des Verstorbenen gut zu essen geben und darum tüchtig Schafe und Hühner schlachten müsse. Tritt Genesung ein, so ist das ein Zeichen, daß die Manen zufriedengestellt sind. Ferner glauben sie an Gespenster, eine Art Schatten, welche die Lebenden belästigen, die zügellosen Frauen bestrafen und die ungezogenen Kinder auf den Weg des Gehorsams bringen. Auf ihre Träume legen sie großes Gewicht, das Gute und Böse wissen sie wohl zu unterscheiden. Der Diebstahl wird oft, der Mord immer mit dem Tode bestraft. Die Verletzung der ehelichen Treue zieht schwere Strafen nach sich. In vielen Fällen tötet der beleidigte Ehegatte seinen Nebenbuhler, oft auch sein untreues Weib." [1]

Nach Davezac erweisen die Aduma allen bösen Geistern eifrige Verehrung, aber nur um ihren Zorn zu besänftigen. Von diesen bösen Geistern sind drei die wichtigsten. Der erste ist N'goi, dessen Feier oben beschrieben wurde. Diese Feier dient zugleich als Einweihung der Neuaufzunehmenden, denn der Dienst des N'goi ist ein Geheimkult, von dem die Frauen und Sklaven nichts wissen dürfen. Ein Weib, das sich verleiten ließe, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, würde mit dem Tode bestraft. Um in den Geheimbund aufgenommen zu werden, muß man zuerst tüchtig bezahlen, dann kann man an der oben beschriebenen Feier und dem darauffolgenden Mahle teilnehmen. Dem Aufzunehmenden wird unter Androhung der schrecklichsten Strafen unverbrüchliches Schweigen auferlegt. Die Frauen dürfen nicht einmal den Namen N'gois nennen; sie müssen sich verstecken, wenn der Fetisch das Dorf betritt, und dürfen ihr Versteck erst verlassen, wenn derselbe weit genug fort ist [2]. Ein anderer Geist ist der Mangongo, der ebenfalls bloß von den Männern, und zwar als Flußgeist, verehrt wird. Unter seinen Schutz stellen die Eingebornen ihre häufigen Fahrten auf dem Ogowe. Beim Passieren einer gefährlichen Stelle schreien sie zu ihrem Götzen auf. Haben sie die schlimmsten Stromschnellen glücklich überwunden, so glauben sie, der Fetisch habe ihre Kräfte verdreifacht, ihr Boot erhalten und sie selbst aus der Gefahr errettet. Bei Mangongo leistet der Aduma seine Schwüre; hat er einmal dessen Namen genannt, so wird sein Wort unverbrüchlich; er kann sich von demselben nicht mehr entbinden. Doch wird unter Mangongos Namen ebenso oft gelogen, als die Wahrheit behauptet. Wie der Kult des N'goi so ist auch derjenige des Mangongo Geheimkult, an dem nur Eingeweihte teilnehmen und von dem die Weiber nichts erfahren dürfen [3].

Auch die Frauen haben ihren Götzen: Lisimbu; doch dürfen sich auch Männer an seiner Verehrung beteiligen. Am Fest dieser Gottheit eilt das ganze Dorf in den Wald. Dort wird ein rohes Bildnis aus einem Bananenstrunk verfertigt und um dasselbe getanzt. Nach der Feier, die immer in der Nähe des Dorfes stattfindet, begibt sich die ganze Menge mit Schweiß und Erde bedeckt zum Fluß und wirft sich in wildem Durcheinander in die Fluten, und es

---

[1] Katholische Missionen 1894, 164—165.
[2] Missions catholiques 1888, 440.
[3] Vgl. die ausführliche Beschreibung dieser Einweihungs- oder Aufnahmezeremonien ebd.

folgen die schmachvollsten Dinge. Hier liegt das Haupthindernis für die Bekehrung der Aduma. Mit den Alten ist sozusagen nichts anzufangen. Wenn man ihnen das Unsinnige ihres Aberglaubens darlegt, sagen sie: „Du hast recht, aber ich kann nicht."

Es gibt zwei Arten von Menschen, die die Vermittlung zwischen den Aduma und den Götzen herstellen: die Bu-N'ganga (Medizinmänner) und die Mon-N'donga (Fetischpriester). In allen Krankheiten wird der Bu-N'ganga zu Hilfe gerufen, der sich tüchtig bezahlen läßt und dann den Fetisch offenbart, der die Seele eines Schwerkranken aufzehrt. Um sich zu rächen, bezeichnet er oft einen Feind als Ursache des Übels, und dieser muß sich mit schweren Summen von seinem Zorn loskaufen. Niemand wagt den Medizinmännern zu widerstehen. Die Mon-N'donga haben nichts zu tun, als die Feste zu Ehren N'gois und Mangongos zu leiten und neue Mitglieder in den Geheimbund aufzunehmen. Dafür stecken sie große Summen ein.

In politischer Hinsicht steht jedes Dorf unter einem Häuptling, welcher einen gewissen Einfluß auf seine Untertanen ausübt, so daß er ihnen z. B. befehlen kann, sich bei den Weißen zu verdingen. Doch steht es den Untergebenen auch frei, nicht zu gehorchen. Den Europäern gegenüber tun diese Herren ungemein wichtig, weil sie hoffen, dadurch zu einem ansehnlichen Geschenke zu gelangen. Seitdem de Brazza unter den Aduma einen Posten gründete, ist der Einfluß der Häuptlinge gering geworden, und bald wird kein Aduma mehr einen Wink des Kommandanten des französischen Postens mißverstehen[1].

Ehemals forderte der Sklavenhandel in diesen Gegenden viele Opfer. Arme Waisen und Witwen wurden als Sklaven verkauft, auch diejenigen, die zu einer Geldstrafe verurteilt waren und nicht zahlen konnten. Doch trägt die Sklaverei hier nicht in gleichem Maße das Gepräge harter Grausamkeit wie in andern Ländern. Die Furcht vor der Regierung hat den Sklavenhandel sehr eingeschränkt. Der Charakter der Sklaven ist sehr niedrig. Steht der Neger an sich schon tief, so ist sein Sklave doch noch diebischer und verlogener als er. Die Kinder der Sklaven scheinen mit der Muttermilch alle Laster ihrer Rasse eingesogen zu haben. Daher die große Schwierigkeit, die Sklaven zu guten Menschen heranzubilden.

5. Die Fan.

Die Fan sind der wichtigste und größte Bestandteil der Bevölkerung im französischen Kongo und auch in Deutsch-Kamerun sehr verbreitet. Sie zerfallen in vier Gruppen, die verschiedene Dialekte derselben Sprache reden, aber in Sitten und Gebräuchen fast ganz miteinander übereinstimmen: die Betsi, die Meke, die Bule und die Fon. Jede dieser Gruppen besteht aus mehreren Stämmen, von denen jeder seinen eigenen Häuptling, sein eigenes Gebiet hat und von den andern unabhängig ist. In den Kriegen, die sie miteinander führen, machen sie die Gefangenen nicht zu Sklaven, sondern verzehren diejenigen, die nicht losgekauft werden. Die Stämme zerfallen wieder in Klans

[1] Ebd. 452.

und Unterklans, die aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Familien bestehen. Die Grundlage der ganzen Organisation bildet die Familie, aus der durch Vermehrung und Abzweigung die Klans und Unterklans entstehen. Mehrere Klans oder Unterklans, die von demselben Vater abstammen, bilden den Stamm, mehrere Stämme die Gruppen, und aus den vier Gruppen endlich setzt sich die ganze Nation zusammen. Zu den eigentlichen Fan gesellen sich noch einige verbündete Stämme: die Bosyeba, die Besex, die Dzem, die Dzandzama und die Guma, die ihnen in ihren Sitten sehr gleichen, aber eine verschiedene Sprache reden[1]. All diese Stämme gehören zur Banturasse und zählen zum mindesten fünf bis sechs Millionen Seelen.

Die Fan werden auch „Pahuins" genannt, was nach einigen gleichbedeutend sein soll mit „Barbar" oder „wilder Räuber", nach P. Trilles[2] aber nur eine sonderbare von den Franzosen herrührende Korruption des Namens Fan ist. Sie haben so viele Ähnlichkeit in Sitten und Gebräuchen mit den Niam-Niam, daß manche auf eine frühere innige Verbindung dieser beiden Völker schlossen. Im Spitzen der Zähne, im Bemalen der Haut mit roter Farbe, in der Haartracht sind sie gleich. Bei beiden tragen die Häuptlinge Leopardenfelle als Rangeszeichen; beide haben dieselben Orgien und wilden Tänze beim Vollmond, auch dieselben Strafen für Verbrechen usw.[3] Daß sie früher der Antropophagie huldigten, ist sicher. Nach Trilles besteht diese Sitte im Innern und fern von den Europäern noch heute. Bei den nächtlichen Zusammenkünften kommen nicht nur die gröbsten Ausschweifungen vor, sondern auch Menschenopfer. „Freilich ist der Fan nicht in dem Sinn Menschenfresser wie sein Nachbar an den Ufern des Ubangi, der Bondjo. Dieser ißt Menschenfleisch aus Geschmack an dieser Speise, und er „züchtet" buchstäblich Menschenvieh. In jedem Bondjo-Dorf trifft man — unsere Missionäre wissen das nur zu gut — Erwachsene und Kinder, die zum Verkauf und zur Schlächterei bestimmt sind und sich in ihr Schicksal ergeben. So etwas kommt bei dem Fan nicht vor. Er wird nie aus bloßem Geschmack, aus Verlangen nach Menschenfleisch eine Frau oder ein Kind oder selbst einen Mann verzehren, wohl aber — und das kommt häufig vor, und ich bin selbst Zeuge davon gewesen — wird man den Kriegsgefangenen nach den gebräuchlichen Zeremonien als rituelles Opfer essen; das Festmahl ist zunächst eine Teilnahme am Schlachtopfer, um sich dessen Eigenschaften zu sichern, sodann ißt man ihn aus Rache, um seinen Leib zu vernichten — und hier finden wir den ägyptischen Glauben wieder, nach dem die Dauer der Persönlichkeit vom Leibe abhängt. Es kommt ferner vor, daß Frauen und zuweilen auch Kinder geopfert werden, jedoch nie von Fremden, sondern nur von den eigenen Verwandten und unter den genau bestimmten rituellen Zeremonien."[4]

---

[1] Vgl. H. Trilles C. S. Sp., Le Totémisme chez les Fân, Münster i. W. 1912, 14—18.

[2] Ebd. 11. Nach Trilles (ebd. 110) wird der Name Fán in nicht weniger als 14 verschiedenen Weisen geschrieben: Fang, Fans, Faons, Mfangs, Pahuins, Mpawin usw.

[3] Vgl. P. Lejeune C. S. Sp. in L'Echo des Missions d'Afrique (die späteren Annales apostoliques de la Congrégation du St. Esprit) 1888, 87.

[4] Trilles a. a. O. 44.

Über die **Religion** der Fan schreibt der schon erwähnte P. Lejeune[1]: „Hat der Neger religiöse Begriffe? Wer das bezweifeln wollte, kennt offenbar den Neger nicht.... Ja, die Neger haben Religion. Sie kennen Gott und haben einen Namen für ihn. Die Mpongwe und Galoas nennen ihn ‚Anjambe‘ oder ‚Mwanza‘, die Fan ‚Nzame‘, die Jvilis, ‚Nzambe‘. Und so hat Gott auch im übrigen Afrika einen bestimmten Namen. Überdies sind die Neger, wenigstens diejenigen dieser Distrikte, Monotheisten. Hier der Beweis dafür. Das Wort ‚Mwanza‘ in Mpongwe, Galoa, Enenga und selbst in Jvili bedeutet Gott und hat keine Pluralform. Sie sagen nie ‚Jmwanga‘ oder ‚Simwanga‘ (Götter). Fragt man nach dem Grunde, so lautet die Antwort: Jmwanga oder Simwanga ist weder Mponge (d. h. ein Wort dieser Sprache) noch Galoa noch sonst etwas. Dasselbe gilt von den Fan. ‚Nzame‘ bedeutet Gott. Die Pluralform würde der Regel nach ‚Benzame‘ oder ‚Menzame‘ heißen. Diese Formen sind aber keine Fan-Wörter. Doch da erhebt sich ein Einwand. ‚Anjambie‘ im Mpongwe und Galoa ist Hauptwort mit Pluralform, also müssen die Mpongwe Polytheisten sein. Die Singularform würde in der Tat der Regel nach ‚Injambie‘ lauten, sie wird aber nicht gebraucht, und niemand würde das Wort verstehen. Die Erklärung ist sehr einfach. Die Hauptwörter unserer hiesigen Sprachen sind meist gebildet aus einem veränderlichen Präfix, je nachdem es im Singular oder Plural steht, und einer unveränderlichen Wurzel. Das Wort ‚Anjambie‘ aber hat ausnahmsweise kein Präfix, und das Anfangs-A ist ein Teil der Wurzel selbst. Daher erscheint auch ‚Anjambie‘ wie das darauf bezügliche Für-, Eigenschafts- und Zeitwort nur in der Einzahl. Das mag jenem Reisenden zur Erwiderung dienen, der im guten Glauben war, aber ohne die nötigen philologischen Kenntnisse die Missionäre gütig aufmerksam machen zu müssen glaubte, sie hätten eine Pluralform genommen, um den einen Gott zu bezeichnen.“[2]

Dem P. Trilles erzählte ein Eingeborner[3], nach alter Überlieferung sei am Anfang Gott gewesen, der einer und doch drei war. Diesen einen Gott nennen wir Nzame, und die drei, die Nzame ausmachen, nennen wir Nzame, Mebere und Nkwa. Nzame hat alles geschaffen: den Himmel, die Sonne, die Erde, die Tiere. Dann schufen alle drei ein ihnen fast gleiches Wesen, das über die Erde herrschen sollte. Aber es wurde wegen seiner Schönheit und Kraft stolz und wollte Gott nicht anbeten, sondern verachtete ihn; da erzürnte Gott, steckte die Erde durch den Blitz in Brand, so daß alle lebenden Wesen zu Grunde gingen. Dem eben genannten Geschöpfe aber hatte er die Unsterblichkeit verliehen und wollte sie ihm nicht entziehen. Er beschloß indessen, einen neuen Herrn der Erde zu schaffen, gab ihm jedoch nicht mehr so vorzügliche Eigenschaften wie dem ersten und verweigerte ihm die Unsterblichkeit. Dieses Geschöpf war der **Mensch**. Er gab ihm auch eine Frau, gab ihnen und ihren Kindern seine Gebote und sagte ihnen, die, welche seine Gebote halten, würden belohnt werden und zu ihm in den Himmel kommen; die aber, welche

[1] Vgl. Missions catholiques 1895, 246; L'Echo des Missions d'Afrique 1887, 86; Annales apostoliques 1891, 81; 1892, 71; Marquis de Compiègne, L'Afrique équatoriale: Gabonais, Pahouins, Gallois, I, Paris 1875, 154 ff.

[2] Missions catholiques 1895, 247. [3] Ebd. 1898, 154—156.

sie verachten sollte, würden nach Ototolane kommen, wo sie länger oder kürzer bereuen würden, je nach der Zahl ihrer Vergehen. Diese Überlieferungen verraten wohl christlichen Einfluß.

Lejeune fragt noch[1]: „Aber, werden Sie sagen, sind denn diese Götzenbilder, die man in den Dörfern herum sieht, keine Götter? — Nein, und um sich davon zu überzeugen, brauchen Sie bloß einen dieser Fetischverehrer zu fragen: ‚Stellt dieses Bild Anjambië oder Mwanga oder Nzame dar?‘ Die stets wiederkehrende Antwort lautet: Nein. — ‚Was ist es denn?‘ — ‚Es ist Bwiti (Buiti).‘ — ‚Wer oder was ist Bwiti?‘ — ‚Nun, es ist eben Bwiti.‘ Wir müssen anders fragen: ‚Ist dieser Bwiti mächtig?‘ — ‚Ja, sehr mächtig.‘ — ‚Was ist denn in ihm?‘ — ‚Ein Geist namens Onjambe.‘ — ‚Was ist Onjambe?‘ — ‚Ein böser Geist, der Krankheit und Hunger sendet und uns tötet.‘ Onjambe ist also der Böse, der Teufel. Geradeso verhält es sich mit den andern sog. Götzenbildern. Njambie, Nzame oder Mwanga haben keine Idole, und ich glaube nicht, daß jemals einer solche gesehen hat.“

„Doch fragen wir weiter: ‚Was ist Gott?‘ Die gleiche, stets wiederkehrende Antwort, selbst bei den Fan, die am tiefsten in den Wäldern drin hausen, lautet: Nzambe oder Njambië sei Reri yajyo oder Esa wasa (‚Unser Vater‘). — ‚Und was hat dieser Vater getan?‘ — Avangi suë oder in Fan a nga vel bie (‚Er hat uns gemacht‘). Wir haben also hier klar und deutlich das Dogma der Schöpfung. Aber die Fan sind noch bessere Theologen. Sie sagen: Bye beceghece (‚Er hat uns alle gemacht‘). Becece heißt ‚alle samt und sonders‘, und die eingeschobene Verstärkungspartikel ghe bedeutet ‚Allgemeinheit ohne Ausnahme‘.“

Nach Lejeune bricht hier die Kenntnis der Fan von Gott und Schöpfung ab, aus den Angaben Trilles' aber ersieht man, daß sie Gott als Herrn und Meister aller Dinge und besonders als den Herrn über Leben und Tod ansehen und ihre wichtigsten Einrichtungen und Gebräuche auf seine Anordnung zurückführen; ja sie haben auch eine ziemlich klare Idee von Nzame als dem Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen[2].

Um das besser zu verstehen, müssen wir uns die Seelenlehre der Fan vergegenwärtigen. Sie unterscheiden nach Trilles eine dreifache Seele: 1. Das Lebensprinzip, das die eigentliche Seele begleitet, sowohl im Leben als nach dem Tode; 2. die handelnde Seele, die im Gehirn wohnt und die Denktätigkeiten und die Atmung bestimmt; 3. die bewußte Seele, die gebietet, die guten Handlungen zu tun und die bösen zu meiden, sie aber nicht selbst ausführen kann. Die handelnde Seele wird im lebenden und beweglichen Schatten sozusagen äußerlich und nimmt die Gestalt des Leibes an[3].

Die bewußte Seele zieht nach dem Tode mit dem Lebensprinzip, „je nachdem der Mensch im Sinne der Fan gut oder bös war, entweder in die lichte Wohnung da oben, in die Sonne, die Sterne,

---

[1] Missions catholiques 1895, 247. [2] Le Totémisme chez les Fân 323—325.

[3] P. Trilles will die Seelenlehre der Fan später eingehend behandeln; man kann das nur mit Freuden begrüßen; hoffentlich wird sich dann auch klarer herausstellen, ob es sich bei diesen Seelen wirklich um real verschiedene Seelen oder bloß um verschiedene Funktionen derselben Seele handelt.

besonders die Venus, um dort immer glücklich zu sein, oder in die traurige Wohnung da unten, nach Ototolane, um dort immer im Feuer zu leiden"[1]. Nach Lejeune entspricht Ototolane so ziemlich dem Begriff der „Hölle". Auf die Frage, wer nach Ototolane komme, erhielt er zur Antwort: „Diebe und Mörder." Menschenfresser kommen nicht hinein, was es mir, sagt Lejeune, wahrscheinlich macht, daß Kannibalismus ihnen nicht als Vergehen gegen das Naturgesetz gilt, sondern ursprünglich eine Form von Opfer gewesen ist[2].

Anders gestaltet sich das Los der handelnden Seele. Auch ihr Los hängt zwar zunächst von ihrer Aufführung im Leben ab. „Je nachdem sie sich gut oder schlecht aufgeführt, wird sie von Nzame belohnt oder bestraft." Doch ist dieses Los auch wiederum von der Aufführung insofern unabhängig, als es in erster Linie davon bedingt ist, ob die Totenopfer dargebracht wurden oder nicht. Es gibt also zwei Arten von Schatten oder Larven: 1. Die von Nzame gestraften Seelen; 2. die Seelen oder Geister, die auf die Totenopfer warten. Diese Opfer müssen, um auf die Seelen zu wirken, durch deren wirklichen oder dargestellten Leichnam gehen. Die Seelen, welche auf die Totenopfer warten, bringen sich auf gute oder böse Weise den Lebenden in Erinnerung, um eher befriedigt zu werden. Die von Nzame gestraften Seelen rufen sich auch den Lebenden ins Gedächtnis oder suchen sich an ihnen durch böse Streiche zu rächen; die Dauer ihrer Strafe ist unbestimmt und endet mit ihrer Vernichtung[3].

Außer diesen verschiedenen Seelen reden die Fan noch von einem Dinge, das sie bo nennen, ein Name, der auch das materielle Gehirn bezeichnet. Dieses bo, das im Leben materiell ist, wird nach dem Tode immateriell: es bildet die Essenz der menschlichen Natur. Nach seinem Belieben begleitet es die Seele oder auch nicht, verläßt es das Grab oder vielmehr den Schädel, in dem es wohnt, oder nicht. Nach dem Tode seines Besitzers bleibt es nicht ewig, aber auf eine unbestimmte Zeit; durch kräftigen Zauber — und das gerade ist der Zweck der totemistischen Opfer — hält man es an dem Schädel fest, der ihm gehört hatte, oder auch an einer Nachbildung desselben. „Das bo ist, was man den Geist der Rasse oder den Schutzgeist derselben nennen kann und das um so mächtiger ist, je mehr bo der Nachkommen sich dem bo des Urstammvaters beigesellt haben."[4]

Eine gewichtige Rolle spielen im Leben der Fan die Verehrung der Ahnen und der mit ihr innig verbundene Totemismus. Bis in die neueste Zeit wußte man von dem Totemismus der Fan und der Bantu überhaupt sehr wenig, ja manche leugneten das Dasein dieser Einrichtung in Afrika. Erst die neuesten Nachforschungen, namentlich die des schon erwähnten P. Trilles[5], haben das Dasein des Totemismus bei den Fan überzeugend nachgewiesen und sein Verhältnis zum Fetischismus und zur Ahnenverehrung klargelegt. Der Name

---

[1] Trilles a. a. O. 323. [2] Missions catholiques 1895, 248.

[3] Es handelt sich nur um die sog. handelnde Seele, wie Trilles sie nennt.

[4] Trilles a. a. O. 325.

[5] Ebd. Der Raum gestattet uns nicht, eingehend die totemistischen Einrichtungen der Fan darzulegen. Wir heben hier nur die wichtigsten Gesichtspunkte heraus und verweisen für das übrige auf das treffliche Werk des P. Trilles.

Totem ist wahrscheinlich der Sprache der Algonkins in Nordamerika entlehnt, in der ote die Familie oder den Stamm bezeichnet, nind odem meine Familie, kit otem deine Familie usw. Hieraus ist das Wort Totem und Totemismus entstanden[1].

Das Totem ist ein Tier oder eine Pflanze, seltener ein lebloser Gegenstand oder eine Naturerscheinung (Donner, Regenbogen usw.), mit dem man in einer geheimnisvollen Verwandtschaft zu stehen glaubt, das man als Beschützer ansieht, dem man eine Art Kult erweist, so daß es wenigstens unter gewöhnlichen Umständen als verboten (ecki) gilt, es zu töten, zu verletzen, zu essen usw. Oft benennt sich ein Klan oder Stamm nach einem Totem, und dieses gilt als Erkennungszeichen oder Wappen des betreffenden Klans oder Stammes. Regelmäßig ist unter den Angehörigen desselben Totems die Ehe verboten, doch ist das Totem, wie es scheint, nicht der eigentliche Grund dieses Verbotes, sondern ein Erkennungszeichen der Blutsverwandtschaft, die als eigentliches Ehehindernis gilt. Außerdem gilt das Exogamiegesetz selbstverständlich nicht für die Totems der ganzen Nation oder der großen nationalen Gruppen.

Es gibt individuelle Totems, die nur für bestimmte Individuen gelten, ferner Totems für eine ganze Familie, einen Klan, einen Stamm, eine geheime Gesellschaft usw. Der Stamm der Ebinze hat z. B. den Panther zum Totem; sie betrachten dieses Tier als Ahnen, d. h. nicht als wirklichen Stammvater (esayon), sondern als ein mit dem Stammvater durch Austausch des Blutes eng verbündetes Wesen. Dieses Stammestotem heißt mvamayôn. Genau gesprochen war ursprünglich nur der mit dem Stammvater gleichzeitige Panther mvamayôn; aber alle Nachkommen dieses Panthers — nicht alle Panther im allgemeinen — werden wegen ihrer Abstammung als Beschützer des Stammes angesehen, der ihren Namen trägt. Der Stamm verehrt deshalb alle diese Nachkommen des ersten Panthers, der mit dem Vater den Blutbund geschlossen, wegen ihrer Abstammung als Beschützer des Stammes, und um diesen Bund zu verstärken, wird der Blutbund zuweilen erneuert. Durch diesen Austausch des Blutes glaubt der Fan sich die Eigenschaften des betreffenden Tieres: seine List, seine Kraft usw. einzuverleiben. Weil man für den Kult nicht immer das eigentliche Totem (z. B. den Panther, den Kaiman usw.) zur Hand haben kann, wählt man als Gegenstand des Kultes entweder eine Sache, die dem wirklichen Totem angehört hat, z. B. einen Knochen desselben oder auch ein bloßes Symbol des Totems.

Das eigentliche Totem selbst ist immer ein lebendes Wesen, das als Beschützer betrachtet wird. Zuweilen ist auch ein Geist Totem, aber nur insofern als er in einer Naturerscheinung, z. B. im Donner, sozusagen materiell wird oder sich in besonderer Weise offenbart.

Am besten gewinnt man einen Einblick in das Wesen des Totems durch die Legenden über dessen Ursprung. Eine Legende der Meke erzählt, einst — vor uralter Zeit — wohnten die Fan alle zusammen in einem großen Dorf, und ebenso wohnten die Tiere nach ihren verschiedenen Arten in eigenen Dörfern. In jedem Dorf führte ein Elefant die Herrschaft, so daß die Elefanten mit

[1] Le Roy, La Religion des Primitifs 110.

ihren Familien in verschiedenen Dörfern zerstreut lebten; das Haupt der Elefanten — der Vater oder Herr der Elefanten — lebte allein im Walde. Wenn der Vater-Elefant starb, übermachte er seinen Geist dem Nachfolger, der Elefant verschwand, aber sein Geist blieb lebendig. Da die Menschen auf die Tiere Jagd machten, beklagten sich diese beim Elefanten, und als die Menschen trotz seiner Aufforderung sich nicht bei ihm einstellen wollten, beschloß er selbst zu ihnen zu gehen. Als er endlich nach Überwindung der Fallen und Gruben, die ihm die Menschen gelegt hatten, bei diesen anlangte, fragte er den Häuptling der Menschen, der große Angst hatte: „Gestehst du nun deine Schuld?" „Ja, ich gestehe sie." — „Dann siehst du den Tod?" — „O, Vater Elefant, ich bin klein und du bist groß. Verzeihung!" Und der Elefant entgegnete: „Es ist wahr, ich bin stark, und du bist schwach, aber Nzame hat dich erschaffen, deshalb werde ich dir verzeihen." Und der Häuptling der Menschen antwortete: „Dank!" (abora) und er fühlte sein Herz zufrieden. Aber das Haupt der Tiger sprach wütend zum Elefanten: „Du redest nicht gut; die Menschen haben meinen Bruder getötet." Der Elefant erwiderte: „Du hast recht; er soll dir dafür eine Entschädigung zahlen." Der Mensch tat das Befohlene, und nun gebot der Elefant: „Jetzt sollt ihr euch zu Brüdern machen, und dann wird der Streit zu Ende sein." Das Haupt der Menschen rief seinen Bruder und sagte zu ihm: „Tausche das Blut mit dem Tiger aus"; ebenso rief das Haupt der Tiger seinen Bruder und befahl ihm: „Tausche das Blut mit dem Menschen aus." Die beiden taten, was ihnen geboten war, und blieben als Brüder im selben Dorfe.

Nach dem Häuptling der Tiger kamen auch die Häupter der Adler, der Eber, der Gorilla und vieler andern und tauschten das Blut mit den Menschen aus, und so wurde der Streit geschlichtet. Schließlich sagte das Haupt der Elefanten: „Ich will Brüderschaft schließen mit dem Haupt der Menschen." Man tötete deshalb ein junges Zicklein, das keine Brüderschaft mit den Menschen geschlossen hatte, weil es ein Sklave der Menschen war, und einen großen Ziegenbock, und der Vater der Elefanten und der Vater der Menschen wurden Brüder. Der Vater-Elefant kannte die Fetische des Vaters der Menschen und dieser die Fetische des Vaters der Elefanten. Seit dieser Zeit ist der Elefant der Beschützer (etotore) der Menschen und wird sehr geehrt.

Man hat die Meinung geäußert, das Stammestotem sei nur ein vergötterter oder zum Heroen erhobener Ahne; das ist nach Trilles[1] nicht richtig; nach der Auffassung der Fan wird das einem Individuum geweihte Tier (elanela) dessen Beschützer. Nzame selbst gibt den Elanela dem Gründer des Stammes, damit dessen Seele und besonders dessen Kraft und Stärke die ganze Rasse durchdringe und die Nachkommenschaft beschütze. Dieser Elanela kann also nicht ein Mensch sein. Die zwei gleichnamigen Rassen, z. B. der Stamm der Panther und die Panther, die ihr Totem bilden, sind zwei stets lebende Einheiten, weil ihr Leben vom Tode des einzelnen Gliedes unabhängig ist.

[1] Gewisse darwinistisch angehauchte Gelehrte, wie z. B. Salomon Reinach, halten den Totemismus für ein notwendiges Durchgangsstadium in der religiösen Entwicklung; hiernach würden also die Legenden, die diesen oder jenen Stamm von einem Tier abstammen lassen, eine wirkliche Tatsache konstatieren oder Spuren der wirklichen tierischen Abstammung der Menschen aufweisen. Das paßt aber nicht zu den Tatsachen;

Man könnte fragen, woher diese teils wirkliche teils geheimnisvolle Verwandtschaft zwischen einem Stamm und einem Tiergeschlecht komme. Trilles antwortet: Nach Auffassung der Fan geht der Stammvater der Rasse auf Befehl Nzames mit dem bezeichneten Tier ein doppeltes Bündnis ein, ein mystisches und ein wirkliches. Es ist wirklich besonders während des Lebens des Stammvaters, insofern es Kräfte zu seiner Verfügung stellt, die ihm abgehen, mystisch, insofern dieser Vorzug des Vaters sich auf seine Nachkommen vererbt. Es handelt sich hier nicht um eine Seelenwanderung, sondern um ein geistiges Wiederaufleben. Der Stammvater verwandelt sich nicht in das verbündete Tier, wohl aber geht seine herumschweifende Seele für einige Zeit in dasselbe ein, lebt dort und leitet das Erkennen und Begehren des Tieres zu besondern Handlungen, verliert aber seine eigene Persönlichkeit nicht. Der Ahne kann nicht in seinem Leibe wohnen wie früher, und findet dafür einige Zeit ein Substrat im Tiere. Die Zeit dieses Aufenthaltes ist verschieden, je nachdem das Tier, in dem es seine Wohnung aufgeschlagen, zum Totem gewählt ist oder nicht. Ist es als Totem für einen Klan oder eine Familie erwählt, so wird die Seele des Ahnen erst beim Tode des Tieres dasselbe verlassen und dann nicht mehr in ein anderes Tier gehen, sondern ein wahres Seelenleben beginnen, jedoch in der Nähe seines Volkes und dasselbe beeinflussen, solange es existiert. Ist aber das Tier nicht zum Totem erwählt, so bleibt die Seele eine unbestimmte Zeit in demselben; diese hängt von den Totenopfern ab; sind dieselben genügend, so belohnt der Ahne seinen Stamm reichlich und zieht dann in seine seligen Wohnungen; sind sie ungenügend, so fügt er seinen Nachkommen Böses zu.

Über die Erschaffung der Menschen haben die Fan eine interessante Legende[1]. Im Anfang, als noch nichts war, machte Gott den Menschen aus Lehm. Gott selbst ist ohne Anfang und Ende, seine Kraft erfüllt alles. Aber er war es überdrüssig, allein zu sein, deshalb bildete er zuerst die Erde und schuf daraus ein formloses Wesen, eine Eidechse. Während fünf Tagen ließ er die Eidechse im Zustand langsamer Ausbrütung und bildete inzwischen das Meer und die andern Dinge. Als nach fünf Tagen die Erde und das Meer fertig waren, tauchte der Schöpfer die Lehmeidechse ins Wasser, und nach sieben Tagen rief er ihr zu: „Komm heraus!“ und sie kam heraus, ward ein Mensch und sprach zu Gott: „Dank!“ Vielleicht läßt sich aus dieser Legende auf den Ursprung des Krokodiltotems schließen. Von der Eidechse zum Krokodil war der Übergang leicht, und so konnte die Meinung entstehen, der Mensch stamme von einem Krokodil ab.

Nach Trilles ist der Totemismus der Fan wahrscheinlich von einem auf viel höherer Kulturstufe stehenden Volke (den Ägyptern) ererbt; sie selbst hätten diese Einrichtung wohl nicht ausgeklügelt; nur bleibt bei dieser Annahme unerklärt, warum uns auch in Amerika und Australien der Totemismus begegnet.

---

denn neben den Legenden von der Abstammung des Menschen von einem Tier stehen regelmäßig die Legenden, die den Menschen direkt aus der Hand des Schöpfers hervorgehen lassen. Vgl. Trilles, Le Totémisme chez les Fân 627.

[1] Ebd. 262.

Wie man aus dem Gesagten ersieht, ist der Kult der Totems von dem Kult der Ahnen wesentlich verschieden. Der Totemkult richtet sich zunächst an die „Überreste" des Stammtieres, mit dem der Stammvater des Volkes Brüderschaft geschlossen, oder wenigstens an das, was man als solche Überreste gelten läßt, und weiterhin an die noch lebenden Nachkommen dieses Totemtieres; der Ahnenkult dagegen richtet sich an den eigentlichen Stammvater der Rasse oder des Stammes und dessen verstorbene Nachkommen bis auf die Gegenwart. Wo sind diese Ahnen, die verehrt werden? Ihr Leib ist zwar in Staub aufgelöst, aber es bleibt noch das, was ihre eigentliche Persönlichkeit ausmacht, der Geist (Mzimu, Muzimu, Modimo usw.). Diese Ahnengeister ziehen, nachdem sie die Totenopfer erhalten, in die unsichtbare Welt, in welche die Seelen kommen, die auf Erden ihre Pflicht erfüllt haben, d. h. in die Welt des höchsten Schöpfers, in der die Seelen keinen Einfluß mehr auf die Lebenden haben. Doch lassen sie sich auf Erden gern zurückhalten, wenn sie 1. bei ihrem Tod die Totenopfer und Totenfeste erhalten haben; wenn ihnen 2. die Nachkommen eine Wohnung verschaffen, die ihnen den zerstörten Leib ersetzt. Solange diese Wohnung besteht, wird die vom Leib getrennte Seele darin bleiben, um für die Nachkommen und die Ehre und die Kraft der Nation zu sorgen[1].

Nicht nur in Bezug auf den Gegenstand, sondern auch rücksichtlich der Zeremonien und Riten, unterscheidet sich der Kult der Ahnen vom Totemkult. Trilles zeigt das am Beispiel der Einweihungszeremonien, durch die der Jüngling in die Reihe der Männer und Krieger aufgenommen wird. Zuerst wird der Jüngling unter der Leitung eines Fetischers im Walde an einem abgelegenen Ort eingeschlossen, wo er sich vieler gewöhnlicher Speisen enthalten muß. An einem durch die Vorzeichen als günstig erkannten Tage vereinigen sich die Familienhäupter und schon erprobten Krieger auf einem gereinigten Platz, in dessen Mitte sich eine roh gebaute und auf der Vorderseite mit einem Vorhang bedeckte Hütte erhebt. Der Jüngling wird nun vor diese Hütte geführt und auf einen zu einem Stuhl ausgehöhlten Baumstrunk gesetzt. Unter dem Lärm des Tamtams führen die umstehenden Männer einen Tanz auf. Plötzlich wird der Vorhang entfernt, es erscheinen drei Masken, und der Jüngling muß einige Fragen über sein Alter, über das, was er wünsche, über die Tiere und andere Dinge, die er im Traum gesehen, beantworten. Dann wird der Vorhang wieder zugezogen, und das Familienhaupt bringt eine Rindenschachtel, in der neben verschiedenen Amuletten, Familienfetischen und dem Leichengift sich die Schädel der Ahnen befinden. Bevor man die Schachtel öffnet, beginnt man mit einer Anrufung des Schutzgeistes der Rasse oder vielmehr der noch lebenden Persönlichkeit des Stammvaters (esayon) und der übrigen Ahnen; ihre Schädel, die man vorher mit Öl und rotem Holz eingerieben, werden nun ausgestellt. Es folgen verschiedene Lieder und Tänze, die durchaus ehrbar sind und am hellen Tage stattfinden. Nach den Tänzen und Liedern besprengt der Fetischer die Schädel mit einem eigens zu diesem Zweck aus vielen Pflanzen bereiteten Wasser. Es folgen wieder Tänze und Lieder, dann nimmt das Familienhaupt der Reihe nach die Schädel in seine Hand, ruft sie mit ihrem

[1] Ebd. 365—366.

Namen, erwähnt einige ihrer Heldentaten und reicht sie herum; schließlich werden sie ohne Ordnung vor den Kandidaten hingelegt, und dieser muß sie voneinander unterscheiden, ohne sich zu irren. Ein Irrtum wäre ein schlechtes Vorzeichen. Ist er mit dem Aufzählen fertig, so stellt das Familienhaupt die Schädel der Ahnen dem Alter nach auf das Gestell. Wenn er beim Schädel des ältesten Ahnen des Stammes oder Klans angekommen, nimmt er ihn in seine Hände, und ruft dann den Mvamayon (den Ahnen des Totems) an, der oft denselben Namen wie der wirkliche Ahne hat. Die Anrufung ist gewöhnlich von der Baza-Zeremonie begleitet; der Schädel des ersten Ahnen wird mit einem roten Brei eingerieben; es ist das ein Symbol oder eine Erinnerung an die früheren blutigen Opfer. Denn früher wurde bei dieser Gelegenheit immer ein Kriegsgefangener geschlachtet und sein Blut vergossen, „um das Herz des ersten Ahnen zu erfreuen". Übrigens fließt auch heute noch beim Tode des Oberhäuptlings oder bei öffentlichen Kalamitäten das Blut von Menschenopfern über die Schädel der Ahnen [1].

Wir ersehen aus der geschilderten Feier, daß der größte Teil derselben dem Ahnenkult gewidmet ist, daß sich aber der Kult des Totems damit verbindet. Den Totems werden auch Opfer dargebracht, sowohl zu bestimmten Zeiten als auch bei besondern Gelegenheiten. Diese letzteren Opfer sind im allgemeinen blutig und mit der Teilnahme der Opfernden am Genuß des Opfers verbunden. Die ersteren dagegen sind meist unblutig. So salbt z. B. jeden Morgen die erste Frau im Namen des Familienhauptes mit Öl die Statue über der Schachtel (evora bieri), in der sich sowohl die Schädel der Ahnen als die materialisierten Totems befinden. Die Opfer bezwecken, wie Trilles [2] meint, nie die Danksagung, sondern nur die Erlangung einer Wohltat oder die Sühne. Bei fast allen totemistischen Opfern und Zeremonien kommt die Besprengung mit einer Art von heiligem Wasser zur Anwendung; ferner sind strenge Fasten dabei im Gebrauch. — Zuweilen wird aber auch das Totem selbst geopfert und verzehrt, obwohl es sonst streng verboten ist, dasselbe zu verletzen, es zu töten, davon zu essen usw. Das Totem wird geopfert, z. B. bei der Wahl eines neuen Totems, bei besonders schweren und gefährlichen Bedrängnissen usw. In solchen Fällen wird zuerst dem Totem selbst eine Gabe dargebracht, um es zu versöhnen, und dann wird es geopfert.

Die Beschneidung ist bei den Fan allgemein üblich und hat nach Trilles durchaus religiösen Charakter; sie hängt innig zusammen mit dem Totemismus der Fan. Bei Gelegenheit der Beschneidung wird der Jüngling auch, wie es scheint, über das Dasein eines guten Gottes, des Beschützers der Moral, der die Selbstsucht und den Ehebruch verurteilt, unterrichtet; das Familienhaupt übermittelt den Kindern die Lehren der Ahnen und erzählt ihnen ihre Heldentaten. Genaueres über diesen Unterricht ist wegen des streng beobachteten Geheimnisses schwer zu erfahren [3].

Wir haben oben von dem Umtausch des Blutes gesprochen, durch den ein Mensch und ein Tier in Verwandtschaft zueinander treten und sich der Mensch

---

[1] Trilles, Le Totémisme chez les Fân 371—376. [2] Ebd. 503—505.
[3] Ebd. 523.

nicht nur die Gunst, sondern auch die Eigenschaften des Tieres erwirbt, kurz aus demselben einen Bruder macht. Auf dieser dem Totemismus zu Grunde liegenden Idee beruht auch der Blutbund unter Menschen, dem wir, wie bei den meisten afrikanischen Stämmen, so auch bei den Fan begegnen. Beim Blutaustausch mit dem Tier will der Mensch nicht nur sich und seine Familie mit der Tierfamilie verbrüdern, sondern er sucht auch diese durch die Gegenwart und Tätigkeit eines Geistes der unsichtbaren Welt (die Seele des Tieres selbst, den Geist der Ahnen und einen Schutzgeist) verstärkte Tierfamilie durch einen mit Blut besiegelten Vertrag an sich zu knüpfen. Es ist also der Blutaustausch ein Vertrag mit der unsichtbaren Welt. Dasselbe gilt auch, ja noch mehr von der Blutsverbrüderung unter Menschen, durch die man seine persönlichen Beziehungen, seine Bündnisse, seine „Familie" erweitert. Deshalb sucht derjenige, der den Blutbund eingehen will, mit Vorzug einen Mann, dessen Freundschaft, Macht und Treue er hochschätzt. Bei den Fan schließen übrigens nur die Häuptlinge solche Blutbündnisse ab, da sie allein die Vertreter der Rasse, die Hüter der Totems und damit auch der Macht und Stärke des Stammes sind[1].

Bei der Ehe kommen keine totemistischen Handlungen vor, wohl deshalb, weil die Frau als solche außerhalb des Totems steht und nur als Mitglied einer weiblichen geheimen oder religiösen Gesellschaft ein Totem haben kann. Bevor der junge, heiratslustige Mann in die Dörfer geht, um sich eine Gefährtin zu wählen, spannt er eine mit Blumen und Blättern behängte Liane von seinem Haus bis zu dem gegenüber auf der andern Seite des Platzes oder der Straße gelegenen; vor der Türe seines Hauses pflanzt er zwei Bäumchen auf, deren Gipfel miteinander verbunden sind, so daß sie einem Triumphbogen ähneln; dann öffnet er die Schachtel, in der sich die Ahnenschädel und das Totem befinden, und legt sein Familientotem und einen Schädel vor der Statue auf die Schachtel, und fängt nun langwierige Lieder und Tänze an; ist er müde, so ersetzt ihn ein anderer; niemand darf diese Tänze und Lieder hindern. — Diese Zeremonien finden nur statt, wenn der junge Mann eine Heirat durch Entführung plant. Am dritten Tage enden die Tänze, der junge Mann opfert in der vorgeschriebenen Weise einen Hahn, ein Huhn und Mais. Nur diese Opfer darf er als Provisionen mit sich nehmen. Welches auch immer die Form der Ehe sei (Kauf oder Entführung), immer wird die zuerst geheiratete Frau allein als die wahrhaft legitime angesehen. Sobald sie in ihr neues Haus eingetreten, nimmt sie der Mann bei der Hand und führt sie vor die evora bieri. Die Schachtel bleibt geschlossen; nie in ihrem Leben darf die Frau in das Innere derselben schauen; sie nimmt nun etwas Palmöl, das sie aus ihrem Dorfe mitgebracht, mischt es mit Öl, das ihr die Schwiegermutter gegeben, und reibt mit diesem Gemisch die Statue auf der evora bieri ein. Das ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, die sie von den Ahnen und den Schutzgeistern erfleht. Sie legt ferner einige Maiskörner in ein kleines Körbchen, das sie vor die Statue stellt, um Gedeihen für ihre zukünftigen Pflanzungen zu erlangen. Dieses Opfer wird dann jeden Tag erneuert, aber nur von der

[1] Ebd. 566.

Hauptfrau, wenn sie nicht nachlässig ist. Das Gesetz der Exogamie ist bei den Fan sehr streng. Kein Mann darf eine Frau aus seinem Klan oder auch aus seinem Stamm nehmen; ebensowenig darf er eine Frau aus einem ververbündeten Klan oder Stamm wählen; ferner darf er keine Frau aus dem Stamme seiner Mutter suchen. Stirbt eine von seinen Frauen, so darf er keine zweite Frau aus demselben Stamm wählen. Jede Verletzung dieser Verbote macht die Ehe ungültig[1].

Der Grund dieser streng durchgeführten Exogamie ist nach Trilles vor allem die Erhaltung der Moralität in der Familie. „Der Wilde, auch der Fan, ist nicht das tierische, seinen Trieben überlassene Wesen, so wie sich eine gewisse Schule ihn gern vorstellt. Alle Missionäre werden einstimmig sagen, daß in unsern Anstalten die Kinder sittlicher sind als in vielen europäischen Schulen und Pensionaten. Wenn das auch in Bezug auf die noch heidnischen Kinder sicher übertrieben ist, so gilt es zweifellos von den christlich gewordenen Kindern. Gewisse Fehler gegen die Schamhaftigkeit sind dort unendlich seltener, und die Europäer bringen venerische Gewohnheiten und Raffinerien im Laster mit sich, welche die Schwarzen nicht kannten. Die Fanfamilie ist moralisch: die Fanfrau ist es vielleicht mehr, als sie den Anschein hat. Wozu sonst die so verwickelten Verbote, die auf das Geheimnis der Zeugung Bezug haben? Es ist der Frau untersagt, nackt über einen Fluß zu setzen. Oft haben wir auf der Reise gesehen, wie sich die Frauen beim Übergang über ein Wasser entkleideten, aber die Kleider sofort durch ein Bündel Gras oder Farnkräuter ersetzten. Es ist ihnen auch untersagt, nackt im Dorf zu erscheinen oder sich einem andern als ihrem Manne nackt zu zeigen. Es ist ihnen untersagt, zur Zeit ihrer Perioden aus dem Haus zu gehen, untersagt, vom Eintritt der Pubertät an unbekleidet zu bleiben. . . . Es ist ihnen sogar untersagt, die Worte auszusprechen, die sich auf die Zeugung beziehen, z. B. das Wort akon membrum virile), und dies Verbot erstreckt sich auch auf die Zusammensetzungen; so darf die Frau nicht den Baum onzakon nennen, obwohl dieses Wort eine andere Bedeutung hat, sondern sie muß dafür sagen: onzabili, der Baum onza." [2]

Nach P. Lejeune ist das Los der Frauen bei den Fan ein sehr hartes. Oft wird schon das kaum geborne Mädchen von den Eltern für eine bestimmte Summe an einen Häuptling verkauft; es sei denn, daß es von Rechts wegen einem Manne der Tochter seines Vaters gehöre. Denn die Gewohnheit verlangt, daß man beim Tode einer verheirateten Tochter ihrem Mann eine andere Tochter zur Ehe gebe; hat man keine andere, so gehört ihm die eben geborne unbestritten. Dasselbe gilt auch für den Fall, daß eine Frau ihrem Mann entlaufen ist und der Mann beweisen kann, daß er nicht durch Mißhandlung die Flucht der Frau verschuldet hat. Kann er das nicht beweisen, so verliert er das Recht auf Schadenersatz. Im Alter von vier bis sechs Jahren, und zuweilen noch früher, wird das Mädchen zur Ehe versprochen. Gewöhnlich wird es einem Häuptling versprochen, der vielleicht schon zehn Frauen hat, denn bei der großen Masse von Waren, die sie kosten, können nur die Häupt-

---

[1] Trilles, Le Totémisme chez les Fân 594. [2] Ebd. 598—599.

linge mehrere Frauen kaufen [1]. Dieser Vertrag ist das, was wir Verlobung nennen; von diesem Augenblick an gehört das kleine Mädchen dem Bräutigam und kann nicht an einen andern verkauft werden; doch kommt es vor, daß der habgierige Vater später es andern verlobt, die ihm mehr bieten. Daraus entstehen viele Schwierigkeiten, weil die Betrogenen die geleistete Zahlung zurückverlangen.

Die Mädchen werden auch früh tätowiert und mit allerlei Fetischen behängt, um sie gesund zu bewahren, ihnen Stärke und Schönheit zu erlangen usw. Ist das Mädchen einmal in den Ehestand getreten, so ist es wahrhaft die Sklavin ihres Mannes und seiner andern Frauen; wenn sie nicht willig ist, wird sie geschlagen. Alle Arbeiten zu Haus und auf dem Feld hat sie allein zu verrichten, und dabei wird sie schlecht genährt. Stirbt ihr ein Kind, so wird sie fast immer angeschuldigt, dasselbe vergiftet zu haben, und um sich zu rechtfertigen, muß sie einen berauschenden Trank nehmen; wenn ihr derselbe schadet, so gilt sie als schuldig, wird allen möglichen Quälereien ausgesetzt und vielleicht sogar getötet.

Hat eine Frau Ehebruch begangen, so wird sie beim ersten Fall eingesperrt, und der Rücken wird mit einem Messer zerkratzt und eine ätzende Flüssigkeit in die Wunden gegossen; beim zweiten Fall wird sie mit Eisen gebrannt, und beim dritten Fall muß sie zuerst das Blut ihres Mitschuldigen trinken, und dann wird sie getötet.

Der Mann hat stets das Recht, seine Frau zu verkaufen, und er macht oft von dem Recht Gebrauch, ja er hat sogar das Recht über Leben und Tod seiner Frau, nur muß er der Familie der Frau beweisen, daß er berechtigten Grund zur Tötung hatte. Kann er diesen Beweis führen, so muß ihm die Familie eine andere Frau liefern oder das Doppelte von der Summe zurückgeben, die er für die Frau bezahlt hat. — Beim Tode des Mannes werden die Frauen unter dessen Brüder und Söhne verteilt, und wenn er keine hat, unter die Onkel und Vettern. Die Brüder gehen bei der Teilung den Kindern vor. Bei diesen Erbteilungen kommt es oft zu blutigem Streit. Wenn die Erbberechtigten die Frauen nicht annehmen wollen, so verkauft man sie an den Meistbietenden. Beim Tode eines Häuptlings ist es Sitte, eine oder zwei Frauen mit ihm zu begraben. Das geschieht noch heute, schreibt Lejeune [3] im Jahre 1891, an den Orten, die mit den Europäern nicht in Berührung gekommen sind. Die Frau, welche durch Alter oder Krankheit dienstunfähig geworden ist, wird in einer kleinen Hütte hinter der Wohnung ihrem Schicksal überlassen. Dort stirbt sie jedes Trostes und oft der elementarsten Pflege beraubt.

Ist jemand schwer erkrankt, so läßt man den Fetischer rufen, der unter anderem auch Tänze aufführt zu Ehren der Ahnen und des Familientotems und die bösen Geister vertreibt; dann findet ein Opfer statt (ein Huhn oder ein Schaf oder eine Ziege), von dem der Kranke immer einen Teil genießen muß; der Fetischer legt stets in diese Portion etwas vom Familientotem. Wird

---

[1] Lejeune in den Annales apostoliques 1891, 81. [2] Ebd. 84.
[3] Ebd. 85.

der Kranke gesund, so muß er, bevor er das Haus verläßt, vor der evora bieri ein schwarzes Huhn opfern, das nachher unter den vorgeschriebenen Zeremonien verbrannt wird. Stirbt der Kranke, so schließt ihm sein ältester Sohn die Augen und streckt ihm die Arme und Beine, solange sie noch biegsam sind; denn nachher darf die Leiche nicht mehr berührt werden, sonst zieht man sich eine schwere Befleckung zu. Es beginnen die Trauerklagen, die Frauen zerfleischen sich Arme und Schultern und besprengen mit dem herausfließenden Blut die Leiche. Diese wird mit den Fetischen des Toten bedeckt, und an ihre Seite legt man das Familientotem. Am folgenden Morgen bringt der älteste Sohn und Nachfolger dem Familientotem des Verstorbenen ein Opfer dar, damit es den Lebenden günstig bleibe; er legt etwas von dem Blute des Opfers in den Mund des Toten und auch in seinen eigenen Mund und bringt dann das Opfer unter den gebräuchlichen Zeremonien dar. In das Grab legt man für kurze Zeit das Familientotem neben den Verstorbenen, und wenn er ein Häuptling ist, auch das Klan- oder Stammestotem; nach einigen Augenblicken nimmt es jedoch der Erbe heraus und ergreift dadurch Besitz von demselben. Dieselben Zeremonien werden nach dreißig Jahren wiederholt, wenn man den Schädel des Toten wegholt, um ihn nach verschiedenen Zeremonien in die evora bieri zu den andern Ahnenschädeln zu legen. Während dieser ganzen Zeit wird die Hütte des Toten verschlossen, das Tor verbarrikadiert und das Dach mit Dornen bedeckt, um den Geist des Verstorbenen zu verhindern, in die Hütte zurückzukehren, denn dann würden neue Opfer notwendig werden[1].

Aus dem Strafrecht der Fan heben wir noch folgendes heraus. Die Strafe für die Ehebrecherin haben wir schon erwähnt. Der Ehebrecher muß den Preis, den die Frau gekostet hat, bezahlen und wird außerdem oft lange im Dorf des beleidigten Ehemannes gefangen gehalten; man rasiert ihm den Kopf und setzt ihn mit Pfeffer bedeckt der Sonne aus. Der beleidigte Ehemann hat auch das Recht, ihm, besonders wenn er nicht bezahlt, einige Fingerglieder abzuschneiden und ihn fast impotent zu machen. Der Mörder wird, wenn es gelingt, ihn zu ergreifen, getötet und verzehrt, außerdem muß seine Familie eine Frau oder deren Preis hergeben. Gelingt es dem Mörder zu entfliehen, so bemächtigt sich die Familie des Ermordeten eines andern Mannes aus seinem Stamm oder selbst aus einem andern. Nun muß die Familie des Gefangenen trachten, den Mörder oder einen andern Mann aus seinem Stamm zu ergreifen und an die Familie des Ermordeten abzuliefern. Das führt natürlich zu vielen verhängnisvollen Repressalien. — Der Dieb muß das Doppelte der gestohlenen Sache erstatten.

Ist es zweifelhaft, wer ein Verbrechen begangen habe, oder leugnet der Angeklagte die Schuld, so kommen Ordalien zur Anwendung, die verschieden sind, je nach der Art des Verbrechens. Handelt es sich um einen Mord, so wird dem Ergriffenen vom Fetischer in Gegenwart des Häuptlings eine giftige Flüssigkeit in das Auge gegossen. Der Angeklagte darf verlangen, daß man etwas von seinem Totem in die Flüssigkeit mische. Wird das Auge zerstört oder tritt es aus der Höhle heraus, so gilt die Schuld als bewiesen, und der

[1] Trilles, Le Totémisme chez les Fân 575—577.

Angeklagte wird sofort mit einem Messer getötet; doch wird er oft, wenn er es verlangt, zuvor noch zur Giftprobe zugelassen. Anstatt der Giftprobe wird oft die Probe des siedenden Wassers angewandt; der Angeschuldigte muß einen Ring von Eisendraht mit der Hand aus einer siedenden Flüssigkeit herausholen. Wird die Hand nicht verbrannt, so gilt er als unschuldig und dann wird der Ankläger zur Giftprobe verurteilt. Ein anderes Ordal besteht darin, daß man dem Angeklagten ein glühendes Eisen an die Wange hält: wird sie verbrannt, so ist die Schuld erwiesen. Doch können sich die Angeklagten fast immer durch eine Salbe auf der Haut schützen. — Beim Diebstahl wird unter anderem als Ordal ein Feuer angewendet, das man in der Mitte des Dorfes aus besonderem Holz anzündet; auf das Feuer wirft man ein Bündel feuchtes Gras und spricht einige Zauberworte darüber; dann entfernt man sich und beobachtet den Rauch; wenn sich derselbe bei Windstille gegen eine bestimmte Hütte wendet und sie einhüllt, gilt der Bewohner als der gesuchte Dieb; doch wird er auf Verlangen noch zur Giftprobe zugelassen[1].

Über die politischen Verhältnisse der Fan sei folgendes bemerkt. Früher waren die Fan in beständige Kriege verwickelt, nicht nur mit den umliegenden Völkern, sondern auch untereinander. Die Blutfehden unter den verschiedenen Dörfern arteten nicht selten in Vernichtungskriege aus. Diese Kriegsgewohnheit nötigte sie, ihre Dörfer so einzurichten, daß sie gegen Überfälle geschützt waren. Die Häuser waren in zwei parallelen, von einer Straße durchzogenen Reihen gebaut. An beiden Enden waren zwei Blockhäuser errichtet, in denen Krieger Wache hielten. Im Dorfe selbst waren mehrere öffentliche Gemeindehäuser, in denen die Männer zusammenkamen, die öffentlichen Angelegenheiten besprachen und Palmwein tranken. Den Frauen war der Zutritt zu denselben verboten. Jedes Dorf war und ist noch heute fast unabhängig. Jedes Dorf hat ferner dem Namen nach einen König oder Alten (Niamur), aber dessen Autorität ist fast null, doch hat seine Stimme ein besonderes Ansehen, wenn die Alten des Dorfes zu einer Versammlung zusammenkommen. Geraten zwei Bewohner eines Dorfes in einen Streit, so wenden sie sich an die Vermittlung der Alten, die aber gewöhnlich dem Stärkeren oder dem Angehörigen der einflußreicheren Familie recht geben. Haben zwei Dörfer Streit, so entscheiden die Waffen oder man zieht in das Gemeindehaus eines dritten Dorfes, wo eine große Versammlung gehalten wird und der gewählte Häuptling das eine Dorf nach unendlichen Debatten zu einer Zahlung verpflichtet. In der Familie schlichtet alle Streitigkeiten das Familienhaupt, das allein das Recht hat, die Schuldigen zu strafen[2].

6. Die Bumali (Französisch-Kongo).

Über die Bumali am mittleren Sanga, einem Nebenfluß des Kongo, der aus dem Kamerungebiet kommt, schreibt Leutnant Fourneau[3]: „Die Missangas (so werden die Bumali auch genannt) glauben an Geister und besonders an den Geist der Erde: Bidiu oder Ndomu. Sie haben die Idee

---

[1] Ebd. 560 ff. [2] Annales apostoliques 1887, 96.
[3] Revue d'Ethnographie et Sociologie, Paris 1910, 25.

von einem zukünftigen Leben und vielleicht auch die Idee von einem höheren Wesen. Sie rufen in der Tat die Geister der Toten an, und zuweilen hört man sie sagen: „Djambi! das ist der Wille Gottes.“ Daraus geht doch klar hervor, daß sie einen Begriff von Gott haben.

Sie glauben nicht an einen natürlichen Tod. Ist jemand gestorben, so bezeichnet der Fetischer die Frau (die Hexe), die an dem Tode schuld ist. Sie muß den Bundu trinken. Erbricht sie das Gift, so ist sie unschuldig; stirbt sie daran, so war sie schuldig. Man öffnet dann ihren Leib, und der Fetischer zeigt die Bugundus (bösen Zauber), die sich darin finden und den Tod verursachen.

Stirbt jemand, so kommen die Frauen des Dorfes zusammen, um gemeinsam mit den Frauen des Verstorbenen zu klagen und zu weinen. Der Tote wird auf einen eigens zu dem Zweck gemachten Stuhl gesetzt, und die Hände werden am Hinterkopf miteinander verbunden. Dann wird die Leiche rot bemalt und mit Geweben umhüllt. Um das Haus herum wird Pulver verbrannt. Man begräbt den Toten in hockender Stellung, so daß die Knie fast die Höhe des Kopfes erreichen. Dann bedeckt man den Leichnam mit Erde und breitet über das Grab eine Matte, auf die man verschiedene Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen legt.

Beim Tode eines Häuptlings fanden früher Menschenopfer statt. Die Opfer, Männer und Frauen, wurden aus den Sklaven genommen und waren um so zahlreicher, je höher der Häuptling stand. Vor den Opfern beschwor der Fetischer den Erdgeist in Gegenwart aller freien Männer.

Bei den Bumali ist das Dorf nur ein Verband aus mehreren Familien. Der Häuptling des Dorfes ist kaum mehr als der Maire oder Präsident des Rates der Familienhäupter. — Polygamie ist die Regel. Ehescheidung existiert nicht. Wenn eine Frau über ihren Mann zu klagen hat, so läuft sie zu ihrem Vater; dann kommt es zu Verhandlungen, und schließlich kehrt die Frau zu ihrem Manne zurück. Der älteste Sohn der ersten Frau des Häuptlings erbt dessen Gewalt, dessen Frauen und dessen Güter. Die Beschneidung wird an den Erwachsenen vorgenommen, scheint aber keine religiöse Bedeutung zu haben[1].

7. Die Bawili in Loango.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Sitten und die Religion der Neger in Loango besitzen wir von dem Abbé Proyart[2]. Proyart war zwar nicht selbst Missionär am Kongo, schöpfte aber seine Angaben aus den Berichten der Apostolischen Präfekten von Loango, die lange in diesem Lande gewirkt haben und deshalb die Sprache und Bewohner sehr gut kannten.

Zwar hatten schon vom 16. bis 18. Jahrhundert mehrere Reisende die Gegend besucht und beschrieben; ihre Berichte sind in ausführlichen Auszügen in der Histoire générale des voyages mitgeteilt, aber soweit die sittlichen

[1] Vgl. G. Buel in der Revue d'Ethnographie et Sociologie 1910, 21.

[2] Histoire de Loango, Kakongo et autres Royaumes d'Afrique, rédigée d'après les Mémoires des Préfets Apostoliques de la Mission française, Paris 1776.

und religiösen Anschauungen in Betracht kommen, sind diese Berichte wenig zuverlässig. Die Reisenden und Kaufleute kannten, wie Proyart bemerkt, nur die im Umgang mit den Europäern vielfach verdorbenen Küstenbewohner und hielten sich meist zu kurz bei ihnen auf, um ein objektives und allgemeingültiges Urteil über ihren Charakter und ihre sittlichen und religiösen Anschauungen abgeben zu können.

In erwünschter Weise ergänzt und bestätigt werden die Angaben Proyarts durch die Schilderung des Engländers R. E. Dennet[1]; nur beschäftigt sich dieser fast ausschließlich mit dem Stamme der Bawili, während Proyart in seiner Schilderung alle Bewohner des alten Königreichs Loango, auch die des südlich gelegenen und dem König von Loango tributpflichtigen Königreichs Kabinde, mit einbegreift, ferner die Bewohner des Königreichs Kakongo, das sich östlich von Loango und Kabinde ausdehnte, kurz alle Bewohner nördlich vom Kongo bis etwa zum 4.° s. Br. Übrigens sind diese Völker in Sitten und Anschauungen einander sehr ähnlich, so daß von allen gilt, was wir von den Bawili sagen werden. Dennet hatte sich schon seit 1879 mit dem Studium der westafrikanischen Eingebornen abgegeben, erkannte aber mit der Zeit, daß er mit seinen Studien zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangen könne, wenn er seine Aufmerksamkeit nicht auf einen einzigen Volksstamm konzentriere. Deshalb beschränkte er seit 1890 seine Beobachtungen auf die Bawili, und das Ergebnis seiner langjährigen Forschungen hat er in dem schon erwähnten Werke niedergelegt.

Die Wili oder Bawili (Ba ist Pluralzeichen) bewohnen die Westküste Afrikas zwischen dem Majumba im Norden und dem Tschiloango im Süden (ca 5° 10′ südl. Br.) und leben heute unter der französischen Herrschaft. Früher unterstanden sie dem König von Kongo (Angola), den sie noch heute als ihr geistiges Haupt ehren, der aber keine Gewalt mehr über sie hat. Dem Namen nach haben sie noch heute einen König (Maluango), bei dessen Wahl und Krönung es sehr feierlich hergeht. Da ihn die Franzosen nicht anerkennen, ist er ein bloßer Scheinkönig, der aber doch bei seinen Leuten großes Ansehen genießt. Er hat sieben Titel, von denen ihm aber einer erst nach dem Tode zukommt. Als Fumu ist er Schiedsrichter, als Ntinu eigentlicher Richter. Als Nganga Bumba (Priester der Jahreszeit) hat er oder hatte er die Pflicht, die sittliche Aufführung seines Volkes, besonders in Bezug auf Ehebruch und Mord, zu überwachen. Als Maluango Xivanji (Haupt des Staates) mußte er das Land regieren, als Muene (Aufseher) das Volk beaufsichtigen, als Nkici Ci war er eine von den sieben Gewalten, von denen noch die Rede sein wird. In jedem dieser Ämter standen dem Könige einer oder mehrere Minister zur Seite. Wie bei vielen primitiven Völkern ist auch bei den Bawili jede Verletzung des Sittengesetzes eine Angelegenheit des ganzen Gemeinwesens. Wenn Nzambi (Gott) durch eine unmoralische Handlung, besonders in geschlechtlicher Beziehung, erzürnt wird, so ist Dürre die Folge davon,

[1] In seinem Buche At the back of the black man's mind or notes on the kingly office in West-Africa, London 1906. Man vgl. außerdem noch die Schilderungen des P. Levadoux C. S. Sp. in dem Echo des Missiones d'Afrique de la Congrégation du St-Esprit 1886, 104 ff.

und die Strafe fällt auf die ganze Gemeinde. Jede Verletzung des moralischen Gesetzes ist nach dem Ausdruck des Eingebornen ein „Gott Palaver", d. h. eine Gott mißfällige Tat, die vom König bestraft wird, jedes Vergehen gegen einen Geist kann dieselbe Natur haben, tatsächlich aber wird es dem einzelnen überlassen, sich mit dem Geiste abzufinden, da er kaum als mächtig genug gilt, um einer ganzen Familie zu schaden[1].

„Menschen Palavers" dagegen oder in unserer Sprache Zivil- oder Kriminalfälle (denn beide sind in Afrika gleichbedeutend und bezeichnen eine Schuldigkeit, die man sich zugezogen) werden von einem Gerichtshof entschieden, der sein Urteil auf Präzedenzfälle gründet.

Aber die Durchführung des Urteils zu erzwingen, bleibt dem Sieger oder seiner Familie überlassen; die Obrigkeit kümmert sich nicht weiter darum. Ist der Besiegte stark genug, so führt die Angelegenheit zu einer Art Krieg oder Kraftprobe zwischen den beiden Parteien. Ist er aber zu schwach, so muß er die Schuld bezahlen oder Sklave des Gläubigers werden; ist er selbst nicht zur Stelle, so verliert ein Glied seiner Familie oder ein Bewohner seines Dorfes die Freiheit, bis die Schuld abgetragen ist. Nicht selten nimmt in einem Prozeß der schwächere Teil Nägelfetische zu Hilfe.

Die Organisation der Familie ist bei den Bawili eine solche, daß sie im Vergleich mit den mehr zivilisierten Völkern als ein Muster logischer Geschlossenheit angesehen werden kann[2]. Für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade haben sie sehr detaillierte Bezeichnungen. Der Onkel von väterlicher Seite heißt Tata, von mütterlicher Ngulinkaci. Wenn man einen Eingebornen fragt, zu welcher Familie er gehöre, so antwortet er durch Angabe des Familiennamens der Mutter. Beim Tode des Vaters übernimmt dessen Bruder die Sorge für die Kinder; die Frau aber bleibt wenigstens 24 Monate in Trauer um ihren Mann bei ihren Kindern; erst nach Ablauf dieser Zeit darf sie wieder heiraten. Kein Mann darf seine Frau aus der Familie seiner Mutter nehmen oder sonst eine Verwandte, die er Mama nennt. Er darf auch die Kinder des Bruders seines Vaters nicht heiraten, wohl aber die Kinder der Schwester seines Vaters.

Die Familie bildet einen Teil einer höheren Organisation, des Stammes. Jede Familie steht unter einem Haupt, das den Namen Kongo Zovo trägt, und dieses Haupt untersteht dem Fürsten der Provinz, in welcher die betreffende Familie lebt. Sieben von diesen Provinzen gehören den Bawili, und diese bilden ein Drittel des Königreichs Kongo[3].

Ein Individuum darf nicht ohne Erlaubnis seines Vaters oder des Kongo Zovo seine Stadt verlassen, und bei seiner Rückkehr muß er sich ihm vorstellen und ihm Rechenschaft über die Reise ablegen. Er ist zur Achtung und zum Gehorsam gegen seinen Häuptling verpflichtet, der ihn binden, züchtigen, der Nahrung berauben, aber nicht töten darf. Das Recht über Leben und Tod besitzt bloß der König[3].

Ehe. Im allgemeinen herrscht Vielweiberei, doch wird ein Unterschied gemacht zwischen dem ersten Weib und den andern. Die Polyandrie ist ge-

[1] Dennet, At the back of the black usw. 34. [2] Ebd. 35. [3] Ebd. 36.

setzlich nicht anerkannt. Was die Polygynie angeht, so gab es, wie es scheint, in diesem Lande immer einige Weiber, die sich dagegen sträubten, ihren Gatten mit andern zu teilen, solche Weiber nennt man böse und stolze Weiber. In der Regel aber bittet die erste Frau selbst den Mann um Weiber, die ihr bei der Arbeit helfen, und eine solche Frau wird eine gute Frau genannt. Unter den Weibern herrscht beständiger Zank, aber der Mann nimmt nie Partei. Hat ein Mann einem Mädchen die Ehe versprochen, so kann sie ihn, wenn er mit ihr Umgang gehabt hat, den Bruch des Versprechens teuer bezahlen lassen; wenn aber nicht, so kann sie ihn höchstens beschimpfen und beschämen. Der Mann hingegen kann von einem Mädchen, das sein Versprechen nicht hält, nichts fordern, aber dieses kommt in Verruf.

Ein Mann, der ein Mädchen heiraten will, wendet sich zuerst an dieses selbst; ist es aber noch ein Kind, so wendet er sich zuerst an Vater und Mutter. Machen diese keine Einwendung, so teilt der Bräutigam seinen eigenen Eltern den Plan mit. Sind auch diese einverstanden, so gibt die Mutter die Ersparnisse, die sie zu diesem Zweck gemacht hat, dem Sohne, damit er sie den zukünftigen Schwiegereltern einhändige. Diese können später die Tochter wieder heimnehmen, falls er sie roh mißhandelt; doch müssen sie dann die empfangenen Geschenke zurückgeben.

Gewissen Familien ist die Heirat untereinander versagt. Heiraten zwischen verschiedenen Stämmen waren früher verboten, heute finden sie zwar statt, aber werden etwa so betrachtet, wie wir die Ehe zwischen einem Europäer und einer Schwarzen betrachten. „Die Ehe kann nicht eigentlich eine Ehe durch Kauf genannt werden. Die Güter werden nicht als Kaufpreis, sondern als ein Sicherheitspfand angenommen.“ [1]

Das verheiratete Paar hat jetzt zwei Väter und zwei Mütter, denen es Gehorsam schuldet und welche es als Glieder einer Familie betrachten muß, indem es ihnen hilft, wie man es von Kindern erwartet. Sollte die Frau sich des E h e b r u c h s schuldig machen, so mag vielleicht der Mann beim ersten Fall ihr verzeihen, aber kommt ein zweiter Fall vor, so wird er sie dem Vater zurückbringen, der nun das Heiratsgut zurückgeben muß. Gelingt es ihm, den Schuldigen zu entdecken, so kann er jeden beliebigen Schadenersatz fordern, selbst daß dieser sich ihm als Geisel verpfände. Ist der Mann des Ehebruchs schuldig, so wird die Frau das erste Mal vielleicht verzeihen, beim zweiten Mal berichtet sie die Sache den Eltern ihres Mannes, und der Mann muß bezahlen. Sie kann ihn für einige Zeit verlassen, kommt aber im allgemeinen zurück. Außer Ehebruch geben auch lange Abwesenheit und Nichtunterstützung zur Ehescheidung Anlaß. Bei der Scheidung gehen die noch ganz kleinen Kinder mit der Mutter, die Töchter bleiben auch später bei ihr, die Söhne aber kommen zum Vater. Der Vater muß das Seinige zum Unterhalt der Kinder beitragen.

Man macht keinen Unterschied zwischen rechtmäßigen und natürlichen vom Vater anerkannten Kindern. Was die E r b f o l g e angeht, so erbt in der Regel nicht der älteste, sondern der weiseste Sohn das Eigentum des Vaters. Wenn aber ein Familienvater von seinen Angehörigen vernachlässigt worden ist, rächt

[1] Ebd.

er sich zuweilen dadurch, daß er sein Eigentum bei Lebzeiten unter seine Kinder verteilt. Die Mutter hat kein eigenes Eigentum, sie ist aber die Hüterin des Eigentums ihrer Kinder, und sollten diese sterben, so fällt deren Eigentum an ihre Familie[1].

Beide Eltern wachen über die Interessen ihrer Kinder und können sie strafen. Die Mutter allein hat das Recht, ihr Kind zu verpfänden, muß aber zuerst den Vater um Rat fragen, so daß er allenfalls ihr Güter geben und so das Verpfänden hindern kann.

Das Eigentumsrecht ist sehr ausgebildet. Der Boden, der nicht bebaut wird, gilt als Gemeineigentum des Volkes. Der König erhält das ganze Land als eine Art Lehen von Gott, und zwar durch Vermittlung seiner Mächte zum Nutzen seines Volkes.

„Die Bawili haben eine sehr klare Idee vom natürlichen Sittengesetze."[2] Sie teilen ihre Sünden in verschiedene Abteilungen ein, die alle zu der einen großen Klasse von Gesetzen gehören, die sie Tschina oder verbotene Dinge, zuweilen auch verbotenen Weg nennen. Die erste Abteilung umfaßt alle Sünden gegen Gott den Schöpfer, die zweite alle Arten von Zauberei, z. B. das Verbot, sich photographieren zu lassen und in den magischen Spiegel des Nganga Nyambi (Priester) zu blicken. Die dritte Abteilung betrifft die Art und Weise, wie die Mütter die Kinder zurechtweisen sollen, wenn diese töricht von Gott reden. Die vierte und fünfte Abteilung enthalten z. B. verschiedene Verbote in Bezug auf den geschlechtlichen Verkehr des Mannes mit seiner Frau. Eine Frau darf nicht neben ihrem Manne auf dem Boden schlafen. Ein Mädchen darf keinen Umgang mit einem Manne haben, bevor es in dem Malhause gewesen ist. Die sechste Abteilung verbietet zu töten, die siebte, Ehebruch zu begehen, die achte, zu stehlen, die neunte, falsches Zeugnis abzulegen; ferner gibt es Gebote, nicht (unordentlich) zu begehren, sich zu erinnern, daß alles unter dem Marktbaum heilig ist usw.[3]

Endlich kommen noch die Gebote in Bezug auf das Totem. Ein Mann darf keine Frau heiraten, die mit ihm dasselbe Totem hat. Die Übertretungen dieser Gebote werden von Gott gestraft, indem er zur rechten Zeit keinen Regen gibt. Der Vater, der Dorfhäuptling oder das Dorf sind verantwortlich für die Übertretung, wenn der Delinquent nicht ergriffen wird, und selbst dann müssen sie ihren Teil an der Strafe bezahlen oder den Delinquenten in die Sklaverei verkaufen, wenn er nicht reich genug ist, um die Strafe zu bezahlen.

Kinder, Narren und Idioten sind für ihre Handlungen nicht persönlich verantwortlich, aber der beleidigte Teil kann, wenn er will, von den Eltern Schadenersatz fordern. Tötung im Falle der Notwehr, Stehlen auf Pflanzungen, wenn einer sehr hungrig ist, gelten, falls kein Betrug oder keine Verheimlichung vorkommt, nicht als ungerecht. Doch wird in jedem Fall Bezahlung zum Ersatz des zugefügten Schadens erwartet.

Jeder Strafe liegt die Idee eines Gott, dem König, Fürsten, Vater und Nachbarn zugefügten Unrechts zu Grunde. Die Strafe besteht in einer dem geschädigten Teile zum Ersatz geleisteten Bezahlung. Nur Kinder werden ge-

[1] Dennet, At the back of the black 41. [2] Ebd. 50. [3] Ebd. 51.

züchtigt, alle andern müssen bezahlen, entweder die Schuldigen selbst oder ihre Familie. Ein zum Tode verurteilter Mann darf nicht getötet werden, wenn auch nur einer im Dorfe widerspricht. In diesem Falle wird eine Ziege an seiner Stelle getötet. Jedes Glied erhält ein Stück von der Ziege, und der Verbrecher wird verkauft. Wird die Tötung des Verbrechers beschlossen, so wird dieser dem König ausgeliefert, der ihm durch den Scharfrichter den Kopf abhauen läßt.

Wer ein minderjähriges Kind mißbraucht oder Ehebruch mit der Frau eines Fürsten begeht, wird mit gebundenen Händen ins Feuer geworfen, weil er Gott erzürnt hat und dadurch Trockenheit und Hungersnot verursacht. Auch überführte Hexen werden verbrannt. Doch kann in allen diesen Fällen der König dem Schuldigen das Leben schenken. Ist ein Verbrechen durch die Umstände teilweise gerechtfertigt oder unabsichtlich geschehen oder in augenblicklicher Aufregung von einem bisher guten Mann, so nimmt ihn der König auf die Seite, hält ihm sein Unrecht vor und warnt ihn für die Zukunft. Der Schuldige muß dann bezahlen, aber nur zum Teil. Wir haben hier also eine Art bedingte Begnadigung. Der Mitschuldige wird für ebenso tadelnswert gehalten wie der eigentliche Täter, der Anstifter aber muß doppelt bezahlen, nach dem Grundsatz, daß ein Sklave seines Herrn Befehl ausführt und daß dieser für seine Handlungen verantwortlich ist. Jedes Verbrechen hat seine Strafe, wird aber ein Mann ein Gewohnheitsverbrecher, so können die Strafen zu einem solchen Maße anwachsen, daß es die Familie schließlich vorzieht, ihn als Sklaven zu verkaufen oder ihn durch Tötung auf die Seite zu schaffen[1].

Auffallend gut ist das Gerichtsverfahren bei den Bawili ausgebildet. Bei geringeren Streitsachen wird ein Schiedsrichter gewählt, der in Gegenwart von Zeugen zwischen den Parteien entscheidet. Geben sich diese nicht zufrieden und handelt es sich um einen Streit zwischen zwei Angehörigen derselben Familie, so kann der Vater das Urteil fällen. In einem Streit zwischen solchen, die nicht derselben Familie, aber demselben Stamm angehören, entscheidet das Haupt dieses Stammes. Gehören die Streitenden verschiedenen Stämmen an, so kommt die Sache vor den Fürsten; gehören sie endlich verschiedenen Provinzen an, so entscheidet der König. Des Königs Gericht ist der höchste Appellhof, doch kann er zuweilen bekennen, die Angelegenheit gehe über seine Macht, und dann kommt es zu einem Ordal[2].

Bei einer gewöhnlichen Gerichtssitzung (Palaver) tragen beide Teile ihre Sache dem Richter vor. Im Fall einer Appellation erscheint dieser zugleich mit den Parteien vor dem König und legt ihm den Fall von Anfang bis zu Ende vor. Die Gerichtssitzung wird meist unter einem Baum oder einem Schutzdach gehalten. Gewöhnlich hat jede Partei ihren Advokaten, und der Richter hat seine Beisitzer. Am Anfang der Gerichtssitzung begrüßt der Fürst alle Gegenwärtigen im Namen Gottes. Dann trinkt er und gibt auch jeder Partei zu trinken. Hierauf ruft er den Advokaten, damit er den Fall vorlege. Dieser schwört bei dem gegenwärtigen Fetisch, die Wahrheit zu sagen, und überliefert nach Auseinandersetzung des Falles die Parteien dem König. Der Kläger

---

[1] Ebd. 53. [2] Ebd.

schlägt nun zuerst den Fetisch, fängt dann an zu sprechen und verlangt, daß ihn der Angeklagte nicht unterbreche, bevor seine Sprechzeit um sei. Haben beide ihre Reden geschlossen, so schlagen sie den Fetisch und kommen überein, sich dem Urteil des Königs zu unterwerfen. Glaubt man, die Verhandlung könne „mündlich“ nicht zum Ausgang gebracht werden, so läßt man einen Zauberpriester kommen, der den Schuldigen „ahnt“. Ist das Urteil gefällt, so sagt der König, was der Schuldige zu bezahlen hat, und bezeichnet den Tag, an dem die Zahlung in seiner Gegenwart stattfinden soll. Nach erfolgter Bezahlung fragt der Richter die Parteien, ob sie jetzt zufrieden seien. Ist der König selbst Richter, so legen die beiden Streitenden ihre Hände auf den Boden unter seinen Stuhl und schwören, die Sache als erledigt zu betrachten; ist der Richter ein Stammeshaupt, so legen die Streitenden beim Schwören ihre Hände auf sein Haupt [1]. Bei einem feierlichen Eid befeuchten die Bawili ihren Finger, machen das Zeichen des Kreuzes auf den Boden und berühren dann mit dem von Erde bedeckten Finger die Zunge. Vielleicht haben sie dieses Kreuzzeichen von den Europäern übernommen [2].

Die Psychologie der Bawili ist sehr unklar. Sie nehmen im Menschen eine Art Schatten an, der mit ihm stirbt; außerdem eine Art Geist und Seele. Den Geist nennen sie Tschimbindi. Nach dem Tode einer Person bleibt derselbe noch 20 Tage in dem Hause, in dem sie gestorben, dann geht sie weg in die Wälder [3]. Die Seele nennen die Bawili Kulu (Plural: Bakulu), sie gilt als die führende Stimme des Toten. Die Seele des Toten wohnt gern in dem Haupt eines nahen Verwandten. Findet sie keine solche Wohnung, so soll sie um die Häuser herum spuken. Man sieht die Seelen nie. Sie trauern mit den Verwandten, wenn diese betrübt sind, und verlangen ihnen zu helfen. Und die Bawili sagen: „Wenn morgen alle Bawili vernichtet würden, so würden diese Bakulu im Grase um ihr Dorf herumwandern für alle Ewigkeit.“ [4] Auch Proyart sagt, die Loangoneger glauben alle, daß die Seele geistig sei und den Leib überlebe, wissen jedoch nichts von ihrem Zustand nach der Trennung vom Leibe. Sie flieht die Wohnung der Menschen, streift in der Luft umher und in den Wäldern, wie es Gott gefällt. „Die, welche im Innern des Landes wohnen und nie mit Fremden in Berührung gekommen sind, denken in dieser Beziehung ganz ebenso wie diejenigen, welche mit den Europäern umgehen. Auf die Frage der Missionäre, was aus dem Menschen nach dem Tode werde, antworten sie stets: „Der Leib vermodert in der Erde; aber die Seele als geistige Substanz kann nicht zerstört werden und lebt immer fort.“ [5]

Es wäre ein Irrtum, zu meinen, die Religion der Bawili gehe in Fetischismus auf. Neben dem Fetischismus (Ndongoismus) besteht bei ihnen eine höhere Religion, die Dennet Nkiciismus nennt. Sie bezieht sich auf Nzambi (Gott) und die Mächte, die seine Eigenschaften symbolisch darstellen und Bakici Baci heißen. Diese Mächte sind aber nicht identisch mit Gott, sondern von ihm geschaffen [6]. „Haben die Bawili einen Begriff von der Gottheit oder von

---

[1] Dennet, At the back of the black 57. [2] Ebd. 75.
[3] Ebd. 80. [4] Ebd. 82. [5] Proyart, Histoire de Loango 197—198.
[6] Dennet a. a. O. 85.

Gott?" Auf diese Frage antwortet Dennet[1]: „Sie fragen mich, und sofort steigt in mir ein unwiderstehlicher Wunsch auf, der Frage auszuweichen, nicht etwa deshalb, weil ich eine gewundene und schwankende Antwort zu geben genötigt bin, sondern im Gegenteil deshalb, weil die Idee, welche die Bawili von Gott haben, so rein oder, soll ich sagen, abstrakt ist, daß sie gewiß denken, es sei unsinnig von mir, anzunehmen, eine so augenscheinlich entartete Rasse habe sich einen logischen Begriff von einem Gott gebildet, den wir alle anerkennen und auf verschiedenen Wegen zu verstehen suchen."

„Der Name Gottes ist Nzambi und bedeutet wörtlich das persönliche Wesen (Imbi) der Vier (Zia oder Za-vier). Was sind diese Vier? Die Bakici Baci sind keine Fetische, sondern heilige Dinge, die Gott in besonderer Weise geweiht sind und durch die er seine Macht offenbart[2], besonders heilige Haine, heilige Tiere usw. Manche meinen, die Neger erwähnten Nzambi nie oder fürchteten ihn sehr. Nach Dennet sprechen sie aus Ehrfurcht nicht oft von ihm; sie halten ihn für sehr gut. In der Not aber gebrauchen sie oft den Namen Gottes als Ausruf. Ähnlich drückt sich Proyart aus; er schreibt: „Sie anerkennen ein höchstes Wesen, das selbst kein Prinzip hat und das Prinzip aller Dinge ist. Sie glauben, daß es alles geschaffen hat, was im Universum schön und gut ist, daß es als seiner Natur nach gerecht die Gerechtigkeit in andern liebt und den Betrug und den Meineid strenge bestraft. Sie nennen es Sambi und nehmen seinen Namen zum Zeugen der Wahrheit. Als eines der größten Verbrechen gilt ihnen der Meineid, und sie behaupten sogar, daß eine Art Krankheit, die sie Sambi-a-n-pongu nennen, die Strafe dafür ist. Sehen sie einen, der von dieser Krankheit befallen ist, so sagen sie: ‚Seht da einen Meineidigen.'"[3]

Nach Proyart nehmen die Neger in Loango noch ein anderes, höheres geistiges Wesen an, das der Widersacher Sambis ist und stets Böses zu verursachen sucht. Es heißt „Sambi-a-nbi" = Gott der Bosheit, und verleitet die Menschen zur Ungerechtigkeit, zum Meineid, zu Diebstählen, Vergiftungen und allen Verbrechen. Außerdem haben sie Idole, die sie nicht sowohl als Götter denn als Dolmetscher der Gottheit verehren; es sind das roh geschnitzte Holzfiguren, die in kleinen, den gewöhnlichen Häusern ähnlichen Tempeln aufbewahrt werden. Man trifft solche Idole in allen Städten und Dörfern und zuweilen auch in den Wäldern oder an einsamen Orten. An sie wendet man sich, um zu erfahren, welches der Ausgang eines Unternehmens sein werde oder wer einen Diebstahl begangen habe u. dgl.

Schon aus dem Gesagten ersieht man, daß die Behauptung, die Neger erwiesen Gott keinerlei Verehrung, nicht allgemein richtig ist. Wenn es den Bawili schlecht geht, wenden sie sich an den König, und dieser versammelt seinen Hof, um sich mit ihm in der Angelegenheit zu beraten. Kommt man zum Schlusse, die Angelegenheit lasse sich von den Menschen nicht erledigen, so wird ein Priester gerufen, der die Ursache des auf dem Volke lastenden Übels durch seinen magischen Spiegel erraten soll. Dieser antwortet wohl, die Ursache des Mangels an Regen sei das unsittliche Leben einiger unbekannter Leute, oder auch, es sei das Wohl-

[1] Ebd. 166. [2] Ebd. 100. [3] Proyart a. a. O. 187—188.

gefallen Gottes, sie mit diesem Unglück heimzusuchen, und sie sollten Bunzi (Südwind), dem Symbol und Träger der Fruchtbarkeit für Menschen, Tiere und Pflanzen, Opfer bringen, damit er ihnen den notwendigen Regen sende[1]. Die Bawili führen alle Dinge der Welt in letzter Linie auf eine Offenbarung oder Wirkung Nzambis zurück[2].

Von einer Vergeltung im Jenseits scheinen die Bawili keine oder nur eine sehr unklare Idee zu haben. Doch sprach früher der König zu seinem Volke in dem heiligen Hain in einer Ermahnungsrede: „Gott ist die Quelle aller Dinge, der große Herrscher (Nyari) im Himmel, wie ich es auf Erden bin. Vom Himmel zum Himmel kommen und gehen wir."[3] „Es ist wahr, daß wir in unserer niederen Natur den Fischen des Meeres und den Vögeln des Himmels gleichen, die reichlich erzeugen, aber erinnern wir uns unserer höheren Natur und suchen wir (danach) zu leben. Zwei große Flüsse fließen in unsern Strom des Lebens. Und so sind wir auf Grund des geistigen Gesetzes durch den Geist unserer Ahnen mit Gott verbunden und von ihm, durch das natürliche Gesetz sind wir mit der Sonne verbunden und von ihr. In uns sind zwei große Lichter, das unerschaffene und das erschaffene Licht. In unserer niederen Natur sind die Schlangen, die kriechen, fühlen und Nachkommenschaft erzeugen, in Übereinstimmung mit uns; wir sollten aber eher berufen sein, auf das, was die Farben der Regenbogen uns versinnbilden, als auf ihre Schlangennatur zu sehen und auf das Haus der Liebe zu achten, das alle Geheimnisse der Zeugung enthält, damit unsere Nachkommenschaft beim Tode in Vereinigung mit Nzambi sei, gerade wie Felsstücke durch die Hitze in eins verschmolzen werden." „Das sind die Lektionen, die ihr von meinem Titel Fumu lernen solltet, unter dem ich der Weg oder der Wille und die Macht bin, gesandt von meinem Vater, alle lebenden Dinge im Meer, in den Flüssen und auf dem Land in diesem Königreich Loango zu regieren. Wandelt behutsam, wenn ihr das Endziel im Leben zu erreichen wünscht, und tut nichts Unrechtes, damit nicht euer Gewissen euch zwinge, mit dem Rufe zu mir zu kommen: Dianu (töte mich, schaffe mich aus dem Land)."[4]

8. Die Eingebornen bei Landana.

Landana gehört zu Portugiesisch-Kongo, das im Norden von Französisch-Kongo und im Süden von Belgisch-Kongo begrenzt wird. Über die Sitten und Anschauungen der Neger bei Landana unterrichtet uns eine interessante Studie des P. Campana C. S. Sp.[5] Da diese Neger mit den schon besprochenen Bawili nahe verwandt sind, wie diese früher zum großen Königreich Kongo (Kakongo) gehörten und in vielen Einrichtungen mit ihnen übereinstimmen, heben wir nur einige Einzelheiten über ihre religiösen Anschauungen und Gebräuche hervor.

„Die Eingebornen", schreibt Campana[6], „glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, eines ewigen Gottes, der Schöpfer

---

[1] Dennet, At the back of the black 96. [2] Ebd. 105. [3] Ebd. 124.
[4] Ebd. 125. [5] Missions catholiques 1895, 29 ff. [6] Ebd. 92.

des Universums, unendlich gut, unendlich gerecht ist und den Betrug und den Meineid schwer bestraft. Gott ist nach ihnen ein mächtiger Monarch, der eine große Zahl Frauen und Kinder hat, im Himmel ein glückliches Leben führt und sich wenig um das kümmert, was hienieden geschieht. Sie nennen ihn N'zambi a Mpungu." Neben Gott nehmen sie noch ein anderes mächtiges, aber böses Wesen an, das die Dinge nicht geschaffen hat, sie aber zerstören möchte, das am Bösen seine Freude findet und die Menschen zu Ungerechtigkeiten, zu Meineid, zu Diebstählen, Vergiftungen und den andern Verbrechen zu verführen sucht. Es ist der Urheber von allem Unglück und allen Krankheiten, die über die Menschen kommen. Sie nennen es N'zambi a Mbi, den bösen Gott.

Da sie überzeugt sind, daß der gute Gott ihnen immer gewogen bleibt, so erzeigen sie ihm keinen Kult. Zum N'zambi a Mbi, von dem sie nichts Gutes erwarten, beten sie zwar nicht, aber sie suchen ihn durch Opfer und Gaben zu versöhnen. Um ihn gnädig zu stimmen, ißt der eine kein Hühner- oder Antilopenfleisch, der andere kein Schweinefleisch usw. Die meisten enthalten sich auf Befehl des Fetischpriesters ihr ganzes Leben lang irgend einer Nahrung. In der Meinung, der böse Gott könne sich ins Unendliche vermehren, glauben sie, sein Geist wohne in gewissen Tieren, z. B. in den Krokodilen, und selbst in leblosen Dingen, und diese mit geheimnisvollen Kräften (kissis) ausgerüsteten Dinge, die Fetische, beten sie wie Götzen an; und da diese Fetische zahllos sind, so kann man sagen, sie beten fast alles an, nur Gott nicht.

Es gibt Familien- oder Haus- und Dorffetische. Die Dorffetische sind kleine, roh geschnitzte Holzfiguren von meist scheußlichem Aussehen; bald sind es menschliche Wesen, bald Tiere oder auch Ungeheuer oder phantastische Baumstämme u. dgl. Die meisten dieser Dorffetische sind in den Tempeln eingeschlossen, die sich nicht von andern Häusern unterscheiden, aber in besonderer Weise den Götzen gewidmet sind. Auch im Dorf oder im Waldesdickicht findet man solche Fetische. Die einzelnen gehen zu diesen Fetischen, um den Ausgang irgend eines Unternehmens zu erfahren. Sie glauben, daß die Fetische zuweilen reden und jedenfalls diejenigen inspirieren, die sie befragen. Die Eingebornen haben keine bestimmten Opferzeiten. Ist jemand bestohlen worden und wünscht er, daß der Dieb eine Strafe erleide, so geht er zum Ganga (Fetischpriester) und bittet ihn, einen Nagel in die Götzenstatue zu schlagen: deshalb sind die berühmtesten Fetische ganz mit Nägeln beschlagen. Erfolgt die Antwort nicht bald, so bittet man den Ganga, den Nagel tiefer hineinzuschlagen; das nennt man den Fetisch schlagen[1].

Die Hausfetische sind viel zahlreicher; sie gleichen den Dorffetischen, nur sind sie im allgemeinen kleiner. Die Schwarzen bewahren sie daheim und haben großes Vertrauen auf sie, richten aber nie Gebete an sie. Beim Verlassen des Hauses nehmen sie oft einen dieser Fetische als Schutzmittel in die Hand. Zuweilen findet man über den Eingangstüren der Hütten durchschnittene Zweige, die von kleinen Fetischen (grisgis) umgeben sind; das ist der Fetisch, der das Haus während der Abwesenheit des Eigentümers gegen die Diebe schützen soll.

[1] Ebd. 93.

Um die Felder gegen Landstreicher oder Unwetter zu schützen, hängen manche Neger Schlangen und Kröten an einem Baumaste auf; andere legen einen mit Ziegenhörnern, Papageifedern gefüllten Korb auf den Boden der Felder usw.

Außer den Fetischen haben sie allerlei Amulette: Muscheln, Eisenstücke, kleine Kalebassen usw., denen sie die geheimnisvolle Kraft zuschreiben, Übel abzuwenden oder Gutes zu erlangen. Die Fetischer (gangas) spielen hier dieselbe Rolle, die uns schon aus früheren Schilderungen bekannt ist, so daß es nicht notwendig scheint, hier länger dabei zu verweilen.

Von der Schöpfung des Menschen sagen einige, Gott habe zuerst die Schwarzen, dann die Weißen geschaffen; andere dagegen behaupten, alle von Gott geschaffenen Menschen seien schwarz gewesen. Als aber die Menschen auf der Erde herumschweiften, kamen sie an einen Fluß; die ersten, die hineinsprangen und durchschwammen, kamen auf der andern Seite als Weiße heraus, die später Angekommenen fanden aber nur mehr einen dünnen Wasserstreifen, der kaum dazu ausreichte, die Füße zu benetzen und mit der hohlen Hand ein paar Tropfen zu schöpfen, um den Mund anzufeuchten; diese blieben schwarz, nur die Fußsohlen und die inneren Handflächen wurden etwas weißlich.

Die Eingebornen glauben an das Dasein der Seele (miogno); das Wort bedeutet ähnlich wie in andern Sprachen auch das Leben, dessen Prinzip die Seele ist. Fast alle halten die Seele für eine geistige Substanz, die den Leib überlebt, aber über ihr Los nach dem Tode sind sie verschiedener Meinung. Die einen versetzen die Seelen ihrer Familienangehörigen in den Rang der Schutzgottheiten, andere weisen ihnen eine Wohnung unter der Erde an; manche errichten ihnen unter dem Dach ihrer Hütten eine kleine Wohnung, vor der sie stets die Erstlinge ihrer Speisen opfern. Andere endlich, und zwar die meisten, glauben, daß die vom Leibe getrennte Seele die Städte und Dörfer fliehe und in den Lüften über den Wäldern in der Weise, wie es der Gottheit gefällt, herumschweifen; deshalb sind die Friedhöfe gewöhnlich am Saum eines dichten Gehölzes errichtet, damit die Seelen leichter im Schatten der großen Bäume ausruhen können.

Der Glaube an das Fortleben der Seele im Bunde mit der Ungewißheit über ihr Los nach der Trennung vom Leibe erfüllt die Neger zugleich mit einer tiefen Ehrfurcht vor den Toten und mit einer großen Angst vor den Gespenstern. Deshalb halten sie es für eine strenge Pflicht gegen ihre Verwandten und Freunde, das Begräbnis mit großer Feierlichkeit zu veranstalten. Sobald jemand gestorben ist, werden je nach dem Rang und dem Reichtum des Verstorbenen eine Anzahl Flintenschüsse abgefeuert, dann eilen die Verwandten und Freunde herbei, um laut ihrem Schmerz Ausdruck zu verleihen; man seufzt über die Wechselfälle des Lebens, man stößt Verwünschungen gegen den Tod aus, man flucht der Grausamkeit der bösen Geister. Hierauf werden Flaschen mit Schnaps und Kalebassen mit Palmwein herbeigebracht, und nun verdoppelt man das Heulen und Schreien. Um das Totenhaus herum werden Tänze aufgeführt, während deren man Lieder über den Toten singt; man erzählt sein ganzes Leben, seine Kindheit, seine Jugend, seine Kämpfe, seine Reisen, seine Jagden, sein Glück, seine Freigebigkeit und andere Tugenden, aber auch seine Bosheit, seine Diebstähle usw. Während dieser Tänze und Lieder

beginnt man mit der Toilette des Toten, man rasiert ihm den Kopf und reinigt die Nägel an Händen und Füßen, wäscht den Leichnam, entfernt die Eingeweide und räuchert nun die Leiche über einem kleinen Feuer, das einen starken Rauch entwickelt. Ist die Leiche genügend getrocknet, so wird sie mit einer Schicht roter Erde überzogen und einige Tage in der freien Luft ausgesetzt. Zwei Personen bleiben neben der Leiche, um die Mücken zu vertreiben.

Sobald die Leiche vollständig getrocknet ist, wird sie in eine ungeheure Masse Stoffe eingewickelt, und zwar um so mehr, je reicher und geliebter der Verstorbene war; bei großen Häuptlingen erreicht die Leiche mit der Umhüllung manchmal einen Umfang von 8 bis 9 Meter. Die so umhüllte Mumie wird in einem eigenen Hause ausgestellt und bleibt dort wenigstens einige Tage, bei angesehenen Leuten ein oder mehrere Jahre. Der im Jahre 1874 verstorbene König Kakongo wurde erst im Jahre 1881 begraben, als sein Nachfolger starb. Während die Leiche so ausgestellt ist, kommen jeden Abend die Verwandten und Freunde und besonders die Frauen des Verstorbenen und tanzen, singen und weinen um das Leichenhaus herum. Ist die Zeit des Begräbnisses gekommen, so wird die Leiche mitsamt der Umhüllung in einen großen Sarg und dieser auf einen kleinen Totenwagen gelegt, an den man zwei Männer anspannt. Dann setzt sich der Zug unter lautem Schreien und Klagen in Bewegung. Das Grab ist gewöhnlich gegen 5 m tief, und die Leiche wird in demselben mit allen ihren Schmucksachen und Kostbarkeiten beigesetzt. Das Grab wird mit Erde zugeschüttet, und einige Steine auf demselben machen die Begräbnisstätte kenntlich. Zuweilen werden auch die Frauen des Toten lebendig mit ihm begraben. Im Jahre 1881 wurden mit dem König Kakongo mehrere seiner Frauen lebendig begraben, um ihm in der andern Welt die Speisen zu bereiten und die Pflanzungen zu besorgen[1]. Der Missionär bemerkt, im Innern des Landes, wo der Einfluß der Europäer sich nicht geltend mache, geschehe das noch jetzt (1895).

Auf das Grab werden als eine Art Monument alte Flinten, zerbrochene Teller, Krüge, Töpfe, Flaschen, zerrissene Regenschirme usw. gelegt; nach Campana geschieht das, um anzudeuten, daß der Verstorbene sich dieser Dinge nicht mehr bedienen könne. Oft bringt man auch Palmwein und Nahrungsmittel auf das Grab. In einigen Gegenden verlegt man nach dem Begräbnis das Dorf an eine andere Stelle, in andern läßt man das Sterbehaus in Trümmer fallen.

Nach den Eingebornen ist der Tod stets die Wirkung eines bösen Zaubers, jemand hat seine Seele verzehrt, und man muß sich an ihm rächen. Zu dem Zweck wird der Fetischer herbeigerufen, der unter allerlei tollen Tänzen und Liedern von einem Geist erfährt, wer der Schuldige sei. Hat er diesen bezeichnet, so wird derselbe ergriffen und gezwungen, die Giftprobe zu bestehen. Der Fetischer benutzt diese Gelegenheit oft, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Beim Tode eines Häuptlings werden die Giftproben mehrmals wiederholt, weil man annimmt, nur mehrere zugleich könnten dessen Seele verzehrt haben. Beim Tode des Königs Kakongo mußten 15 Personen die Giftprobe bestehen, von denen zehn starben. Drei Sklaven, die man beschuldigte, die

[1] Ebd. 101.

Seele des Königs verzehrt zu haben, wurden an Affenbrotbäumen (Baobab) gekreuzigt[1].

Das Gerichtswesen war ziemlich gut ausgebildet. Wir geben hier nur die Strafen an, die über bestimmte Vergehen verhängt wurden. Wer einen andern geschlagen hatte, mußte dem Geschlagenen drei Gallonen Tafia geben; konnte er nicht bezahlen, so hatte der Gläubiger das Recht, ihn als Sklaven zu ergreifen. Der Diebstahl wurde nicht mit dem Tode bestraft, aber der beim Stehlen Ertappte mußte, selbst wenn es sich um geringfügige Dinge handelte, der Sklave des Bestohlenen werden, es sei denn, daß er ihn durch Abtretung eines Sklaven oder des Wertes desselben zufriedenstellte. Derselben Strafe verfiel derjenige, der einen Prinzen des königlichen Hauses oder einen Minister, wenn auch nur mit Worten, beschimpfte. Der Ehebruch wurde in einem besondern Gericht, das Cabale hieß, abgeurteilt. Die Ehebrecherin, die ihre Schuld bekannte, kam mit der Reue und der öffentlichen Beschämung davon, der Verführer aber wurde dem beleidigten Ehegatten als Sklave überliefert. Nur die Prinzessinnen hatten das Recht, die Untreue ihrer Männer mit dem Tode zu bestrafen. Der Mord und die Vergiftung wurden mit dem Tode bestraft; außerdem wurde ein Teil der Güter des Schuldigen zu Gunsten der Erben des Ermordeten konfisziert. Zuweilen wurde der zum Tode Verurteilte lebendig verbrannt, zuweilen gekreuzigt. „Vor einigen Jahren wurde in Kabinda ein Unglücklicher, der einen Ganga wegen des seiner Mutter gereichten Kassas (Gifttrankes) getötet hatte, an einen Baobab genagelt.“[2]

9. Die Neger am Lukulla.

Der Tschiloangofluß, der die Südgrenze des Bawiligebietes bildet, ist auf einer Strecke von mehr als 60 km für kleinere Dampfer schiffbar; von da an spaltet er sich in zwei Arme, von denen der nördliche den Namen Loango führt, während der andere, namens Lukulla, von Südosten her durch ein weitgedehntes Bergland sich Bahn bricht. Dieses Lukullagebiet und seine schwarzen Bewohner hat zuerst der Missionär A. Koller erforscht und in Europa bekannt gemacht[3]. Die Eingebornen scheinen in ethnologischer Beziehung mit den Loangonegern verwandt zu sein, haben aber doch manche Eigenheiten. Leider gibt er die besuchten Stämme nicht näher an. Das Studium ihrer Sitten ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie bis in die neuere Zeit, soviel man weiß, nie mit Europäern in Berührung gekommen sind.

Die Lukullaneger stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Sie treiben nur wenig Ackerbau (Bananen, Maniok, Pataten und besonders Tabak), und zwar nur die Frauen. Männer und Frauen rauchen. Der Mann verlegt sich hauptsächlich auf die Jagd und den Handel und auf die Gewinnung von Palmwein. Die Kleidung der Bewohner besteht — namentlich im Innern — meist nur in einem Hüfttuch aus Pflanzenfasern. Die Kinder sind ganz nackt. Besondere Sorgfalt verlegt man auf die Frisur, und die Frauen tragen ver-

[1] Missions catholiques 1895, 103. [2] Ebd. 141.
[3] Vgl. Katholische Missionen, Freiburg i. Br. 1889, 181 ff 209 ff.

schiedene Zeichnungen und Figuren auf dem Kopf: einen Kreis oder Stern u. dgl., alles aus den Haaren geformt.

Von der Religion der Lukullabewohner wie der Kongoneger überhaupt schreibt Koller: „Was man überall bei den Wilden findet, selbst auch bei den Menschenfressern, ist die Erkenntnis vom Dasein Gottes. Bis tief in das Herz Afrikas hinein gibt es einen Namen für Gott, nämlich Nsambi, welches Wort sich im Innern Afrikas nur am ersten Buchstaben ändert. Es gibt wenige Neger, welche zwei Götter verehren, einen für die Weißen und einen für die Schwarzen; eine Vorstellung, die sich natürlich erst bei ihnen gebildet hat, als sie der Weißen ansichtig wurden.“ [1]

„Der eine Gott aber ist für die Neger ein höchstes Wesen, das sich um die Menschen nicht kümmert. Dagegen haben die vielen Geister, gute wie böse, welche in den Kissi oder Götzen ihren Sitz haben, allen Einfluß auf die Schicksale der Menschen; darum müssen dieselben verehrt bzw. versöhnt werden. Es wäre falsch, zu glauben, daß die Kongoneger die rohe Materie anbeten; sie nehmen in den verschiedenartigsten Figuren und Gegenständen den Sitz oder den zeitweiligen Aufenthalt eines höheren, unsichtbaren Wesens an, welches die Schicksale der Menschen beeinflußt. Ihre Huldigung und Opfer gelten daher nicht ihren geschnitzten Figuren, Ringen . . ., sondern dem höheren Wesen, welches sie sich in ihnen vorstellen. Wenn daher gewisse Fetische in mehreren Fällen . . . den erwarteten Schutz nicht bieten, so werden sie abgedankt, beiseite getan und durch andere ersetzt; der Schutzgeist wohne nicht mehr in ihnen.“

„Wie der Glaube an die Existenz eines höchsten Wesens, so ist auch die Idee von der Unsterblichkeit der Seele allgemein zu finden. Es gibt wohl im ganzen Kongogebiete keinen Neger, welcher das Fortleben der Seele nach dem Tode leugnen würde. Dem steht nicht entgegen ihr törichter Wahn, daß übelgesinnte Menschen mit Hilfe eines bösen Geistes die Seele ihrer Mitmenschen essen, welches Verbrechen gesühnt und bestraft werden müsse. Auf eine diesbezügliche Frage erwiderte mir einmal ein Neger, ja, die Seele werde gegessen, aber trotzdem bestehe sie fort, sie höre nicht auf, zu existieren. Der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen sind nach ihrer Ansicht die Wälder. Dort gehen jene, welche zu Lebzeiten Gutes getan haben, spazieren, besuchen von Zeit zu Zeit auch die Gräber, auf welchen immer zahlreiche Schnapsflaschen, mitunter mit Branntwein gefüllt, aufgestellt werden, um sich daran zu laben . . ., die Seelen der Bösen aber sind zur Strafe verurteilt; worin diese bestehe, darüber konnte man bisher nichts Bestimmtes erfahren.“

In einem späteren Bericht ergänzt derselbe Missionär seine früheren Angaben [2]: „Seit mehreren Jahren haben wir Missionäre uns bemüht, insbesondere die religiösen Anschauungen der Kongoneger kennen zu lernen, einen Gedankengang in das Gewirre ihrer abergläubischen Verirrungen zu finden, — ein schweres Stück Arbeit, wenn man bedenkt, daß die erwachsenen Neger in diesem Punkte dem Fremden gegenüber sehr verschlossen sind, teils aus Scham vor den Weißen, die sich über ihre lächerlichen Expektorationen meist lustig machen,

[1] Ebd. 210. [2] Ebd. 1892, 161 ff.

teils aus Furcht vor ihren Götzen, die sich an den Verrätern ihrer Geheimnisse rächen würden."

Der Tod wird von den Kongonegern nicht der göttlichen Vorsehung oder den Naturkräften, sondern feindseligen Geistern oder Götzen zugeschrieben oder Zauberern, die Ndotschi heißen. Wenn jemand erkrankt oder verunglückt, so arbeitet ein Ndotschi an seinem Untergang; wenn jemand stirbt, so hat ihm ein Ndotschi das Leben genommen oder ihn, wie sie sagen, „gegessen".

Die Neger glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. „Wir sind zwar weniger als die Weißen", sagten mir schon öfters die heidnischen Neger, „aber deswegen sind wir doch noch nicht wie die Schimpanse oder wie die Ziegen, welche keine Seelen haben und nach ihrem Tode einfach ein Ende nehmen."

Nach ihrer Vorstellung halten sich die Seelen der Verstorbenen in der Umgebung der Dörfer, in den Wäldern und auf ihren Friedhöfen auf, die meistens am Saum eines Waldes sich befinden. Die Seelen der Bösen (oder Lebensesser) werden gepeinigt in einem Orte, welchen sie Blunschi nennen und aus welchem es keine Erlösung gibt. Die Seelen der Guten besuchen von Zeit zu Zeit ihre Gräber, wo immer Figuren, Schüsseln, Krüge und besonders Flaschen angebracht sind, von denen eine von Zeit zu Zeit mit Schnaps oder Palmwein gefüllt wird, damit sich die verstorbene Seele daran laben könne. Nie wagt es ein Neger, davon zu stehlen.

Nach der Meinung der Neger hat man zwei Klassen von Menschen zu unterscheiden: Bantu ba Nsambi (Menschen Gottes) und die Ndotschi (Lebensesser). Erstere sind gut, wohltätig, ihre Eingeweide sind normal; die Ndotschi hingegen sind böse, geizig und nicht gebaut wie die ersten: sie haben neben großen Eingeweiden in ihrer Brust einen kleinen magischen Sack, eine Art Persönlichkeit mit zauberischer Kraft. Mit Hilfe dieses Zauberwesens bemächtigt sich der Ndotschi des Lebens des Nächsten und ißt es, nicht auf natürliche, sondern auf unsichtbare, geistige Weise. Durch allerlei Amulette sucht sich der Neger gegen die Ndotschi zu schützen.

Es ist Aufgabe der Götzenpriester oder Ganga, den Ndotschi entgegenzuarbeiten und sie unschädlich zu machen, sie zu entdecken, wenn sie den Tod herbeigeführt haben; sie zu bestrafen, wenn sie durch die Giftprobe ihres Verbrechens überführt sind. Diese Giftprobe ist eine Art Gottesgericht und besteht in einem Gifttranke, den der Beschuldigte nehmen muß. Kann er das Gift durch Erbrechen von sich geben und so sich retten, gilt er als unschuldig. „Meist halten es die als Ndotschi Beschuldigten für eine Ehrenpflicht, die Giftprobe zu machen. Sie glauben an das Eingreifen Gottes, welcher gewiß ihre Unschuld bestätigen werde; sie wissen ja auch, daß sie das Leben des Verstorbenen nicht im Leibe haben. Schon mehrmals begegneten wir solchen, welche dieses Verbrechens beschuldigt waren. Wir redeten ihnen zu, zu fliehen, aber meistens weigerten sie sich, da sie ja unschuldig seien."

„Wenn man nun von diesen Grausamkeiten liest, könnte man versucht sein, zu glauben, daß die Kongoneger in einem Pfuhle von Lastern, in einem Sumpfe von Gemeinheit und Niedrigkeiten stecken. Diese Ansicht wäre falsch. Um diese traurigen Erscheinungen zu beurteilen, muß man bedenken, daß sie nur der

Ausfluß und die Folgen ihrer religiösen Verirrungen sind; daß in den Augen der heidnischen Neger die Tötung des Ndotschi kein Mord, im Gegenteil von ihren Götzen geboten und darum ein gutes Werk ist; daß sie nur als die Vollstreckung des Willens des höchsten Wesens gilt, welches das Böse haßt und bestraft."

„Was die Sittlichkeit der heidnischen Kongoneger betrifft, soweit sie wenigstens äußerlich in die Öffentlichkeit tritt, so ist sie so beschaffen, daß sie gar oft dem zivilisierten Europa als Muster dienen könnte; und ich kann behaupten, daß ich in den sieben Jahren meines Aufenthaltes am Kongo wenigstens im öffentlichen Leben nicht so viel Anstößiges und Unsittliches gesehen als früher in sieben Wochen in Europa, und ich darf hinzufügen: auf dem Lande gesehen. Darin stimmen alle Missionäre am Kongo mit mir überein."

„Um nur eines anzuführen: Gewöhnlich machen die Kongoneger ihre Reisen den Geschlechtern nach voneinander getrennt. Oft schon war ich Zeuge, wie sie Vorsichtsmaßregeln anwendeten, um das Schamgefühl des andern Geschlechtes nicht zu verletzen. So befindet sich zwischen hier und Landana eine Lagune, in welcher zur Regenzeit das Wasser auf einige Strecken bis zur Brust und darüber reicht. Die Neger entkleiden sich, um durch das Wasser zu waten, da der Weg durch diese weitausgedehnte Lagune führt. So oft ein Trupp Neger einer solchen tiefen Stelle sich nähert, rufen sie, in der Annahme, daß andere des Weges kommen, schon in weiter Entfernung: Bakala vo tschiento? (= Männer oder Weiber?) Ist die Antwort: ‚Männer', so warten die Weiber in angemessener Entfernung, bis erstere den Platz passiert haben und wieder angekleidet sind. Dasselbe tun die Männer oder sie gehen — wie schon bemerkt — in das Gebüsch und bleiben dort, bis die Weiber vorüber sind. . . . Als ich einmal meinem Neger meine Zufriedenheit darüber ausdrückte, erwiderte er: ‚Das ist bei uns Negern so eingeführt und muß geschehen.'"

„Die Missionäre, welche durch langjährigen Aufenthalt am Kongo die Sitten der Neger kennen zu lernen Gelegenheit hatten, wunderten sich oft über die Strenge, welche bei der Vorbereitung auf den Ehestand gehandhabt wird. Vor der Verehelichung kommt das Negermädchen in den sog. ‚Takul'. Es muß einen Monat lang in einer abgesonderten Hütte zubringen . . ., ist vollkommen geschieden von der Männerwelt und wird nur von Mädchen bedient, welche auch während der Nacht bei ihm bleiben. Alle Neger glauben, daß eine Versündigung mit dem Mädchen während dieser Zurückgezogenheit die Ursache von vielem Unglück sein würde: die Götzen würden dem ganzen Stamme zürnen, der Regen würde ausbleiben, die Erde nichts mehr hervorbringen. . . . Allen Männern, selbst dem Bräutigam, ist es strenge verboten, in die Wohnung der Braut auch nur einzutreten."

„Und wie wird der Ehebruch bestraft? . . . Folgendes möge die Antwort bilden: Vor mehreren Wochen gingen Samstag abends zwei unserer schwarzen heidnischen Arbeiter in das Dorf. Einer davon, der auch bei uns als Arbeiter wegen seiner Streitsucht nicht unsere Zufriedenheit hatte, ließ sich einen Ehebruch zu Schulden kommen. Die Anzeige hiervon wurde beim Häuptling des Dorfes gemacht. Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang ließ dieser in Gegenwart der meisten Dorfbewohner dem Schuldigen starkes Gift geben. Noch am selben Tage trat der Tod ein; der Leichnam wurde verbrannt. Tags

darauf schickte uns der Häuptling einen seiner Sklaven mit der Meldung, er habe einen seiner Untergebenen wegen eines Ehebruchs bestrafen müssen; statt seiner solle dieser Sklave fortan bei uns arbeiten. Das Weib wird in solchen Fällen als der schwächere Teil angesehen, und seine Bestrafung ist dem Ehegatten anheimgegeben. . . .“

„Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Neger nicht ihre Laster, und zwar ihre großen Laster haben; aber das muß anerkannt werden, daß auch den wildesten Völkern das sittliche Gefühl innewohnt, daß sie die Erkenntnis des Guten und Bösen haben, die ihnen niemand anders eingepflanzt haben kann als das ‚höchste Wesen‘ oder Gott.“

Fünftes Kapitel.

Die Kongoneger (Belgisch-Kongo und Angola).

Ethnographische Übersicht.

Mit verschwindenden Ausnahmen gehört die Bevölkerung am Kongo und seinen Nebenflüssen zu den Bantunegern und läßt sich in drei Klassen einteilen: 1. in die Bantuneger am Unterlauf des Kongo von der Küste bis über Kwamut hinaus; 2. in die Bantuneger am Oberlauf des Kongo oder an dem großen Bogen, in dem er die Richtung nach Westen nimmt, und endlich 3. in die Bantuneger der Savannen an den südlichen Nebenflüssen des Kongo [1].

1. Die Bantu am Unterlauf des Kongo zerfallen in zwei Gruppen: die Bakongo und die Bateke, die beide zu den Fioteställen gehören, ebenso wie die schon besprochenen Bawili in Loango.

a) Zu den Bakongo rechnet man die Mussikongo an der Meeresküste, die Kakongo nördlich von Boma am rechten Ufer des Stromes, die Majumbe nördlich von den Kakongo und endlich die eigentlichen Bakongo am linken Ufer des Stromes von Matadi bis zum Inkissi. — b) Die Bateke wohnen am Kongo vom Inkissi bis über Kwamut hinaus, besonders um den Stanley-Pool herum, und werden eingeteilt in die eigentlichen Bateke, die Bambumu, Banfumu, Babuma usw.

2. Die Bantu am Oberlauf des Kongo, auch Waldbantu genannt, umfassen die Neger an der Biegung des Kongo; dazu kommen dann noch die Neger im Bassin des Ubangi und die Neger am Lomani bis zum Albert-Eduard-See. Zu den Negern am Bogen des Kongo gehören a) die Bangala (zu denen auch die Bayanzi, die Bapoto, Bazoko usw. gerechnet werden); ferner b) die Ababua, c) die Mongo oder Babolo und d) die Kundu. Im

---

[1] Vgl. A. Chapaux, Le Congo, Bruxelles 1894, 506 ff; E. Paque S. J., Notre Colonie. Étude sur le Congo belge, Namur 1910, 38 ff; C. Coquilhat, Sur le Haut-Congo, Paris 1888; M. G. Alexis, Le Congo belge illustré, Liège 1892; H. Droogmans, Le Congo, Bruxelles (ohne Jahreszahl); A. J. Wouters, Le Congo illustré, Bruxelles 1892—1895; L'état indépendant du Congo, Bruxelles 1899; A. Cureau, Les sociétés primitives de l'Afrique Équatoriale, Paris 1912. Viele andere Werke über den Kongo werden wir im Verlauf unserer Darlegung anführen.

Ubangi-Bassin wohnen die Baloi, die Bondjo, die Bwaka und die Gobu, im Gebiete des Lomani bis zum Albert-Eduard-See die Wagenia, die Lokele, die Turumbu, Warega, Wazimba usw.

3. Die Bantu der Savannen südlich vom Kongo oder genauer vom 4.° südl. Br. in Belgisch-Kongo. Diese Stämme waren weniger am Verkehr gehindert als die Waldbantu am Strome, und deshalb bildeten sie mächtige Staaten und erreichten in Sitten und Kultur eine viel höhere Stufe als die letzteren. In diesem Gebiet wohnen die Balunda im Süden des Kassaidistriktes, die Bayaka im Kwangobassin, die Bakuba zwischen dem Lulua, dem Kassai und dem Sankuru, die Baluba, die Lulua, die Basonge, die Baschila, die Beni-Marunga zwischen dem Tanganika und dem Moero, von denen schon bei den Völkern des Tanganika die Rede war. In gelehrten Werken werden nicht weniger als 178 Negerstämme im Belgisch-Kongo aufgezählt. Selbstverständlich können wir nicht alle diese Stämme einzeln behandeln. Wir werden uns damit begnügen, einen Überblick über die verschiedenen Gruppen zu geben und dann einige wichtigere Stämme im einzelnen etwas eingehender zu schildern.

1. Die Neger am Unterkongo nach den älteren Nachrichten.

Obwohl die Mündung des Kongo (Zaire) schon im Jahre 1482 von den Portugiesen entdeckt wurde, blieb doch der größte Teil des Flusses bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fast unbekannt, weil man sich nie weit ins Innere vorwagte. Schon bei ihrer ersten Ankunft fanden die Portugiesen an den beiden Ufern des Kongo einen mächtigen Staat. An der Spitze desselben stand ein Oberhäuptling, dem zahlreiche Unterhäuptlinge unterstanden. Der Oberhäuptling war unumschränkter Herr über Gut und Blut seiner Untertanen. Nur mit dem Zeichen tiefster Ehrfurcht durfte man ihm nahen. Wer es an Ehrfurcht und Gehorsam fehlen ließ, wurde als Sklave verkauft. Zur Zeit der ersten Entdeckung war Nizinga-u-Kun Oberhaupt des Königreiches. Dieser ließ sich 1491 taufen und trat in eine Art Vasallenverhältnis zu Portugal. Der König von Portugal verlieh ihm den Königstitel, und die Häuptlinge, welche den einzelnen Provinzen vorstanden, erhielten den Titel Grafen und Herzoge. Nizinga-u-Kun nannte sich zu Ehren des Königs von Portugal Dom Joao I, sein Sohn, der nach ihm den Thron bestieg, Dom Alfonso. Noch heute regiert in San Salvador ein Nachkomme dieser alten Könige, aber seine Macht ist längst verschwunden.

Die Portugiesen ließen die politische Verfassung des Reiches fortbestehen, wie sie sie vorfanden. Ein Rat von zehn oder zwölf Mitgliedern, welche sich der Gunst des Königs erfreuten, standen diesem zur Seite[1]. Durch sie verwaltete er den Staat im Frieden wie im Kriege, durch sie ließ er dem Volke seine Befehle verkünden. Sein zahlreicher Hofstaat bestand aus einem Teile

---

[1] Vgl. Histoire générale des voyages VI 316 ff; ferner Breve Relazione del successo della Missione dei Frati Minori Capuccini al regno del Congo, descritta dal P. Francesco Romano, Milano 1649.

des Adels, der im Palaste selbst oder in dessen Umgebung wohnte, und aus zahlreichen Dienern und Beamten. Zweimal wöchentlich gab der König große Audienz; doch durften nur die Großen des Reiches mit ihm reden. Wenn er seinen Palast verließ, begleitete ihn der ganze Hof. Er hatte auch seine Leibwache. In vielen Punkten wurde der Hof am Kongo nach dem Vorbilde des Hofes von Portugal reformiert. Der König ißt immer allein, aber die Prinzen von Geblüt stehen bedeckten Hauptes vor ihm. Alle Güter und Ländereien am Kongo gehören dem König, der darüber ebenso wie über die Würden und Ämter mit absoluter Macht verfügt. So entstehen, da niemand etwas als Erbschaft zu hinterlassen hat, wenig Streitigkeiten. Wer nur im geringsten sich das Mißfallen des Königs zuzog, wurde seiner Ämter und Titel beraubt. Selbst die Kinder des Königs waren hiervon nicht ausgenommen. Das Einkommen des Königs bestand in den jährlichen Abgaben, welche ihm die Herzoge der verschiedenen Provinzen zu liefern hatten. Die Thronfolge schien nicht fest geregelt zu sein. Die Großen wählten aus den Söhnen des Königs denjenigen, den sie für den fähigsten hielten; zuweilen wurden auch die Kinder übergangen und die Krone einem Bruder oder Neffen des Königs übertragen.

Die Krönungsfeierlichkeit scheint seit Einführung des Christentums verändert worden zu sein. Am Krönungstag versammeln sich die Adeligen und die ansässigen Portugiesen auf dem Krönungsplatz, in dessen Mitte sich ein schöner Thron mit Teppichen und Kissen befindet. Die Krone liegt auf dem Throne, und der Prinz, der zur Herrschaft bestimmt ist, befindet sich in der Versammlung. Jetzt tritt einer der Adeligen vor und ruft mit lauter Stimme: „Du, der du König werden sollst, sei weder diebisch noch geizig, noch rachsüchtig; sei der Freund der Armen, liebevoll gegen die Kirche; bemühe dich, den Frieden und die Ruhe in diesem Königreiche aufrecht zu erhalten und bewahre treu das Bündnis mit deinem Bruder, dem König von Portugal."[1] Dann wird der neue König zum Thron geführt und ihm die Krone aufgesetzt. Ein Priester hält ihm das Evangelium hin, auf das er die Hand legt, und er schwört nun, alles zu beobachten, was der Herold gesagt habe.

Obwohl die Kongoneger sich verpflichten, den König zu ehren, so vergessen sie doch diese Pflicht sehr leicht, empören sich oft gegen ihn und töten ihn sogar. Diese Unbeständigkeit war auch nach Einführung des Christentums Ursache häufigen Thronwechsels. Seit dieser Zeit durfte der König nur eine Frau haben, die den Titel Mani Mombada (Königin) erhielt. Aber alle Vorwürfe der katholischen Geistlichen konnten nicht verhindern, daß er oft viele Konkubinen hielt. Die Königin wohnte in einem getrennten Gemache, wo sie von ihren Ehrendamen abwechselnd bedient wurde. Diese Damen scheinen in der Nacht den Palast verlassen und ausschweifend gelebt zu haben; und selbst die Königin gab sich Privatliebschaften hin, wenn sie auch sorgfältig den König täuschen mußte, um nicht ihr Leben und das ihres Liebhabers aufs Spiel zu setzen[2].

Vor Einführung des Christentums war es Gebrauch, zugleich mit dem König von Kongo zwölf junge Mädchen zu begraben, die ihm in der andern

[1] Histoire générale des voyages VI 320. [2] Ebd. 321.

Welt dienen sollten. Sie hielten diesen Auftrag für so ehrenvoll, daß sie freudig in das Grab hüpften, und indem sie sich um den ersten Platz neben der Leiche stritten, die man sitzend ins Grab legte, töteten sie sich gegenseitig. Ihre Eltern und Freunde legten ihnen den schönsten Schmuck an und warfen ihnen die verschiedensten Gebrauchsgegenstände nach, die ihnen in dem Lande, in das sie zogen, dienen sollten.

Für jede Provinz ernannte der König einen Richter, der in seinem Namen in allen Zivilsachen entschied. Da keine geschriebene Gesetze existieren, entscheidet der Richter nach seiner Laune oder nach dem Herkommen. Er darf aber als Strafe nur Gefängnis und Geldbußen verhängen. In wichtigen Angelegenheiten appellieren die Angeklagten an den König; dieser entscheidet, verurteilt aber selten zum Tode. Die Strafen für Zauberei und Götzendienst sind sehr streng. Mord und Zauberei werden mit dem Tode bestraft, und zwar Zauberei mit dem Feuertod. Alle Güter und Sklaven eines Verurteilten wurden für die Krone konfisziert.

In den gewöhnlichen Streitigkeiten schwören die heidnischen Kongoneger bei dem Namen ihres Götzenbildes (mokisso); aber in den Prozessen haben sie einen feierlichen Eid oder eine feierliche Probe, eine Art Gottesurteil, das sie Motamba nennen. Eine Axt wird glühend gemacht, und der Ganga oder Priester des Götzen bringt sie nahe an die Haut des Angeklagten, oder wenn zwei Angeklagte sind, zwischen die Beine der beiden. Bringt die Glut eine Verletzung auf der Haut hervor, so ist das ein Beweis der Schuld, das Gegenteil ein Beweis der Unschuld. Ein anderes Verfahren bestand darin, daß man dem Angeklagten eine feine Bananenwurzel in den Mund steckte; klebte sie am Gaumen fest oder war auch nur ein wenig Klebstoff zu finden, so war die Schuld bewiesen. Auch die sog. Giftprobe hatte man, die man anwendete, um zu entdecken, ob einer mit dem Teufel verkehre. Eine gewisse giftige Wurzel, die Nkassa hieß, wurde im Wasser aufgelöst und dem Verdächtigen zum Trinken gegeben; dann wurde er von mehreren Männern gehörig gerüttelt und geschüttelt, bis er ganz betäubt war. —

In ihrem Charakter sind die Neger nach den ältesten Reisenden zuweilen hochfahrend und zornig, im allgemeinen aber sanft und gegen die Fremden höflich, leicht zu behandeln in Geschäften, fähig, Vernunftgründen nachzugeben, aber träge, weichlich und leidenschaftlich geistigen Getränken ergeben. Sie haben außerdem einen großen Hang zum Stehlen; was sie aber so erworben, wird sofort mit den Kameraden vertrunken[1]. Zwischen S. Salvador und Loanda trifft man viele in Ungnade gefallene Adelige, die sich zum Stehlen auf der großen Straße vereinigen. Sie vergiften sich gegenseitig wegen des geringsten Streites; wird aber der Schuldige entdeckt, so wird er mit dem Tode bestraft. Die Nachforschungen werden mit solcher Strenge durchgeführt, daß selten ein Verbrechen lange verborgen bleibt.

Vor der Ankunft der Portugiesen trugen die gewöhnlichen Leute nur eine Schürze von grobem Stoff, die den unteren Teil des Leibes bedeckte; sonst waren sie völlig nackt. Die Vornehmeren dagegen hatten feinere Kleider. Die

[1] Ebd. VI 299.

gewöhnliche Nahrung bestand aus verschiedenen Getreidearten und Wurzeln. Die Vielweiberei war gestattet, und hierin ist wohl der Grund zu suchen, warum die Missionäre auch nach Einführung des Christentums einen so schweren Kampf gegen das Konkubinentum zu führen hatten[1].

Wenn ein junger Mann heiraten wollte, sandten seine Eltern den Eltern des auserwählten Mädchens ein Geschenk und beantragten die Heirat. Zugleich mit dem Geschenk sandten sie eine Flasche Palmwein, den die Eltern des Mädchens mit ihren Angehörigen vor Annahme des Geschenkes notwendig trinken mußten. Die Annahme des Geschenkes galt als Zeichen der Einwilligung des Vaters. War diese erfolgt, so holte der Bräutigam mit seinen Freunden das Mädchen in sein Haus. Fand er nach einigen Wochen der Probe, daß er sich in seiner Wahl getäuscht hatte, so sandte er seine Frau heim und verlangte das Geschenk zurück. Lag aber die Schuld der Trennung an ihm, so verlor er das Recht, das Geschenk zurückzufordern. Diese Trennung brachte keine Schande über die junge Frau, und diese fand bald wieder Gelegenheit zu einer neuen Probe. An dieser Ehe auf Probe wollten die Neger auch nach Annahme des Christentums festhalten, um sich so von der Fruchtbarkeit, Arbeitsamkeit und Unterwürfigkeit der Frau überzeugen zu können. Die Missionäre hatten die größte Mühe, diesen Gebrauch zu unterdrücken. Es kam auch vor, daß ein junger Neger, der mit seiner Frau unzufrieden war und sein Geschenk nicht verlieren wollte, dieselbe um den gleichen Preis an einen jungen Mann aus seiner Familie abtrat. Übrigens hatten auch die Frauen das Recht, mit ihren Männern die Probe zu machen, bevor es zur endgültigen Heirat kam, und oft waren sie noch wankelmütiger als die Männer. Der Kapuziner P. Merolla, der sich von 1682 bis 1688 im Königreich Kongo aufhielt, erzählt[2], er sei einst gerufen worden, um die Beicht einer kranken Frau zu hören, deren Tochter sich in der Probezeit bei einem Manne befand; er erklärte aber, sie nicht lossprechen zu können, wenn sie nicht ihre Tochter verpflichte, sich zu verheiraten. Als die Kranke antwortete: „Ich will meiner Tochter keinen gerechten Grund geben, mir nach dem Tode zu fluchen, indem ich sie zwinge, einen Mann zu heiraten, für den sie keine Zuneigung hat", sagte ihr der Missionär: „Du hast also weniger Furcht vor dem Fluche Gottes als vor dem deiner Tochter!" Das machte auf die Tochter einen solchen Eindruck, daß sie weinend erklärte, sie wolle sich sofort mit ihrem Manne definitiv verheiraten, was denn auch geschah. Der Missionär fügt hinzu, daß die, welche die Ehe kirchlich abgeschlossen hatten, gewöhnlich in vollkommener Eintracht zusammenlebten und die Frauen selten untreu wurden. Wurde eine Frau auf dem Ehebruch ertappt, so mußte der Verführer dem Manne den Wert eines Sklaven bezahlen und die Frau für ihr Vergehen Abbitte leisten, sonst konnte der Mann leicht die Ehescheidung erlangen. Die, welche vor der Ehe zu frei miteinander verkehrten, mußten eine Geldstrafe bezahlen[3].

[1] Histoire générale des voyages VI 302.

[2] Vgl. Breve e succinta Relazione del viagio nel regno di Congo nell' Africa Meridionale fatta dal P. Girolamo Merolla da Sorrento. Scritto e ridotto al presente stilo istorico e narrativo dal P. Angelo Piccardo da Napoli, Napoli 1726, 92.

[3] Ebd. 93.

In der Haushaltung waren die Arbeiten der Gatten durch alten Gebrauch geregelt. Der Mann hatte für ein Haus zu sorgen, mußte Frau und Kinder standesgemäß kleiden, die Bäume reinigen, das Feld urbar machen und den Palmwein herbeischaffen. Der Frau lag die Besorgung der Nahrungsmittel ob und die sonstige Feldarbeit. Der Mann aß allein, während Frau und Kinder vor ihm standen, um ihn zu bedienen. Nachdem er sich gesättigt hatte, aßen sie stehend, was übrig geblieben war.

Großen Einfluß auf das Volk hatten die Fetischer, deren Joch hart auf ihm lastete. Diese legten ihm zahlreiche und oft recht drückende Speiseverbote auf. — Wenn jemand verschieden ist, so tadelt man den Mann, wenn die Verstorbene seine Frau ist, oder die Frau, wenn der Mann gestorben ist, weil man allgemein meint, man könne nicht eines natürlichen Todes sterben. Man setzt voraus, das Gift oder sonst eine gewaltsame Ursache sei der Einladung der Freunde aus der andern Welt zuvorgekommen, da diese sich nicht beeilen, die Lebenden zu sich zu rufen. Deshalb nehmen die Freunde und Verwandten des Verstorbenen alles, was ihm gehört hatte, und quälen während acht Tagen den überlebenden Ehegatten.

In vielen Gegenden Kongos erlaubt es die Sitte nicht, jemand zu begraben, bevor die ganze Familie versammelt ist, mag die Entfernung noch so groß sein. Die Leichenfeier beginnt mit dem Opfer einiger Hühner, mit deren Blut das Innere und Äußere des Hauses bespritzt wird. Dann wird die Leiche auf das Dach gebracht, damit die Seele des Toten nicht den Zumbi mache, d. h. die Bewohner des Hauses durch Erscheinungen beunruhige, denn man glaubt, daß derjenige, der die Seele eines Toten sähe, sofort sterben würde. Sie behaupten auch, daß der Erstgestorbene einen zweiten hole, besonders wenn er im Leben einen Streit mit ihm gehabt hat. Nach dem Opfer der Hühner beginnen die Klagen an der Leiche, und nachdem man einige Zeit geweint und geschrieen, überläßt man sich der Freude, ißt, trinkt und tanzt. Ist der Tanz fertig, so zieht man sich im Dunkel an bestimmte Orte zurück, wo allen unterschiedslos der freieste Geschlechtsverkehr gestattet ist. Ist der Herr eines Hauses gestorben, so muß sich seine Frau jedem, der es verlangt, preisgeben, wobei die einzige Bedingung ist, daß, während er mit ihr allein ist, kein Wort gesprochen werde. — Zugleich mit dem hochgestellten Verstorbenen wurden nach altem Brauch einige Lebende begraben und mit Lebensmitteln und Likör versorgt, damit dem Toten nichts mangle. Die Missionäre konnten selbst die christlichen Neger kaum durch Drohungen und Strafen von dieser Sitte abbringen; man suchte sie möglichst vor ihnen zu verbergen[1]. Die Begräbnisstätten der Heiden befanden sich gewöhnlich auf offenem Felde. Je nach dem Rang des Verstorbenen wurde irgend etwas auf das Grab gelegt, entweder ein großer Haufen Erde oder Hörner seltener Tiere oder ein irdenes Gefäß. Statt eines Holzsarges gebraucht man sorgfältig zugenähte Wollentücher, um die Toten einzuhüllen. Auf der Außenseite der Tücher werden allerlei abergläubische Kleinigkeiten angebracht. Die Leichen der Armen wurden in eine Strohmatte gehüllt.

[1] Ebd. 315; vgl. 270.

Von der heidnischen Religion der Kongoneger berichten uns die Reisenden und Missionäre fast nur, daß noch viele — wenigstens im geheimen — dem alten Aberglauben huldigten. Dieser Aberglaube bestand besonders im Kult der Fetische. Diese befinden sich oft in der Mitte der Dörfer. Sie sind meist aus Holz gearbeitet und haben den allgemeinen Namen Gangampembe[1]. Nach der Ansicht ihrer Anbeter dienen diese Gangampembe den Mokissos (Geistern) als Werkzeuge, um sich kundzugeben. Die Fetischpriester (gangas) verbieten im Namen der Mokissos deren Anbetern manche Speisen und Getränke, und diese Verbote werden heilig gehalten. Ein Bruch derselben würde, glauben sie, den Tod zur Folge haben. Die genannten Priester heißen bei den Kongonegern Singhillis, d. h. Götter der Erde. Sie haben ein Oberhaupt oder einen Oberpriester, der den Titel Ganga-Kitorna hat und wie ein Götze verehrt wird. Ihm schreibt man alle Produkte der Felder, wie Früchte und Korn, zu. Deshalb werden ihm die Erstlinge dieser Früchte dargebracht als eine gebührende Huldigung. Er rühmt sich, dem Tode nicht unterworfen zu sein. Um die Neger in diesem lächerlichen Glauben zu bestärken, ruft er, wenn er sich dem Tode nahe fühlt, einen seiner Schüler, um ihm die Gewalt mitzuteilen, die Güter der Erde hervorzubringen. Dann befiehlt er ihm, ihn mit einer Schnur zu erdrosseln oder mit einer Keule zu erschlagen. Dies geschieht sofort in Gegenwart einer großen Versammlung, der man den neuen Oberpriester bekannt gibt. Wäre das Amt des Oberpriesters nicht beständig besetzt, so würde nach der Überzeugung der Eingebornen die Erde unfruchtbar werden und das Menschengeschlecht bald zu Grunde gehen. Auch die untergeordneten Gangas beschließen gewöhnlich ihr Leben durch einen gewaltsamen Tod, und zwar die meisten freiwillig[2].

Daß uns die Missionäre über die Religion der heidnischen Neger nicht ausführliche Mitteilungen hinterließen, mag zum Teil darin seinen Grund haben, daß das Christentum offiziell die Religion des Königs und der Mehrheit der Eingebornen war und das Heidentum fast nur im geheimen geübt wurde. Da sie uns aber versichern, daß die Religion der Kongoneger dieselbe war wie die der Neger in Loango[3], so können wir das Gesagte durch das ergänzen, was uns über die Religion von Loango berichtet wird. Aus diesen Berichten geht hervor, daß die Neger die Idee von einem höchsten Gott hatten, da sie einen Namen dafür besaßen und ihn oft nannten. Dieser Name war Sambian Pongo oder Sambe und Pongo[4]. Verehrung scheinen sie ihm keine erwiesen zu haben, doch glaubten sie an ein zukünftiges Leben[5] und hatten eine dunkle Ahnung von einer dort abzulegenden Rechenschaft. Denn beim Begräbnis des Königs wurde eine große Anzahl Sklaven mitbegraben, um ihm im andern Leben zu dienen und um dort vor dem großen Monarchen oder Gott Zeugnis abzulegen über seine Aufführung in diesem Leben[6].

---

[1] Histoire générale des voyages VI 358. [2] Ebd. 359. [3] Ebd. 358.
[4] Ebd. 266. [5] Ebd. [6] Ebd. 265.

2. Allgemeine Übersicht über die religiösen und sittlichen Anschauungen der heutigen Kongoneger.

Die Kongoneger wohnen fast allgemein in Dörfern, die an vielen Orten mit Palisaden oder Dornhecken umgeben und geschützt sind. Manche Dörfer sind äußerst schmutzig, daneben gibt es aber sehr viele, in denen die größte Reinlichkeit herrscht und die Wege und Plätze vor den Häusern jeden Tag gekehrt werden. Die Kleidung der Neger besteht überall in einer Schürze, die zuweilen bis auf die Füße herabreicht, zuweilen aber nur 10—12 qcm groß ist; an den Orten, wo sie schon viel mit Europäern verkehren, kleiden sie sich oft nach europäischer Art. Fast alle tätowieren sich, und zwar die verschiedenen Völkerschaften oder Stämme in verschiedener Weise, so daß man an der Tätowierung erkennen kann, zu welchem Stamm ein Individuum gehört. Auch das Durchbohren der Ohren oder Lippen oder der Scheidewand der Nasenlöcher ist bei den meisten Stämmen Brauch.

Unter den Nahrungsmitteln der Kongoneger verdient das Menschenfleisch besondere Erwähnung. Vor der Ankunft der Europäer waren sie fast allgemein Menschenfresser, und die Missionäre versichern, daß noch heute fern von den Europäern im geheimen Kriegsgefangene oder eigens zu dem Zweck gekaufte Sklaven verspeist werden. Die Basoko verzehren auch ihre Toten. Der eigentliche Grund dieses Kannibalismus ist weniger die Begierde nach Menschenfleisch als vielmehr der Aberglaube, indem man wähnt, man könne sich, wenn man z. B. das Herz des Toten ißt, auch dessen Eigenschaften aneignen [1].

Religion. Die Kongolesen glauben allgemein an ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge, das zwar an sich unsichtbar ist, aber sich durch die Elemente (Blitz, Donner, Regen usw.) offenbart. Dieses höchste Wesen ist unfähig, zu schaden, aber so hoch über seinen Geschöpfen, daß es sich um diese wenig kümmert. Dieser Gottesbegriff ist übrigens nicht bei allen Stämmen gleich klar. Gott wird am Unterkongo der große Nzambi genannt, am Katanga Lesa, bei den Mangbetu Angeli oder Asinda, bei den Bakopo Ba usw. Mit diesem höchsten Wesen beschäftigen sich die Schwarzen weniger als mit den Geistern, die sie durch Opfer und Bitten günstig zu stimmen, aber auch gelegentlich durch Drohungen zu erschrecken trachten. Diese Geister suchen den Menschen beständig zu schaden: der eine verursacht den Tod, der andere eine bestimmte Krankheit, ein dritter verdirbt die Ernte usw.

Gegen diese Geister schützt sich der Neger durch Talismane, von denen der wirksamste der Fetisch ist. Der Fetisch ist nicht ein Idol, ein Götze, er hat nur Kraft, weil ihm der Zauberer oder Fetischpriester (ganga, moganga, mfumu, je nach der Gegend) Zauberkraft verliehen hat. Der Fetischpriester ist der große Mann, ohne den man nichts tun kann. Er beschützt, er treibt die Geister aus, er heilt die Krankheiten oder tut wenigstens, als ob er sie heile. Bei allen Handlungen des Stammes und der einzelnen muß er dabei sein; sein meist erbliches Amt ist nicht bloß religiöser, sondern auch politischer und sozialer Natur. Der Häuptling sowohl als seine Untertanen hören auf seine

[1] Chapaux, Le Congo 542. Wouters, Le Congo illustré (1893) 50 75 usw.

Stimme; er verfertigt die Fetische, verkauft Rezepte gegen Krankheiten und bösen Zauber, Geheimnisse, um sich seiner Feinde zu entledigen, um reich zu werden usw. Zu seiner Aufgabe gehört es auch, Übeltäter und Verbrecher zu entdecken; zu dem Zweck unterwirft er Unglückliche der Giftprobe, wobei er oft an Stelle des Schuldigen, der ihn bezahlt hat, einen armen unschuldigen Teufel vorschiebt.

Es gibt Fetische für jede Krankheit, für jede wichtige Handlung im Leben; es gibt lebende Fetische (Tiere, Pflanzen), Fetischfiguren, die lebende Wesen darstellen (kleine Statuen), leblose Fetische (Steine, Kreuzwege), Amulette im engeren Sinn, die auch Gris-Gris genannt werden und in Muscheln, Halsbändern, Glöckchen usw. bestehen, die man auf dem Leibe trägt. Einige Fetische beschützen den ganzen Stamm oder das ganze Dorf, andere nur die Hütte des Eigentümers usw. Am Unterkongo schlägt man, wenn man eine Gunstbezeigung erlangen will, einen Nagel in die Fetischstatue, um die Bitte sichtbar zum Ausdruck zu bringen; anderwärts schlägt man den Fetisch oder spuckt auf ihn, um ihn zu erschrecken, oder man wirft ihn ins Wasser oder in den Busch, um ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen! — Es gibt endlich zahlreiche Fetischverbote, die den Tapus der Polynesier sehr ähnlich sind, z. B. das Verbot, von dem Fleisch dieser oder jener Tiere zu essen, nicht öffentlich zu trinken, nicht zu rauchen, diesen oder jenen Ort zu meiden usw.[1] Selbstverständlich fehlt auch der Glaube an Glück und Unglück verkündende Vorzeichen nicht.

Der **Glaube an ein jenseitiges Leben** ist am Kongo allgemein verbreitet. Der beste Beweis dafür sind die **Begräbnisfeierlichkeiten**, die mit großem Gepränge gehalten und bei sehr vielen Völkerschaften bis in die neueste Zeit von dem Abschlachten von Sklaven begleitet waren, die dem Herrn als Diener und Gesellschafter in das Jenseits folgen sollten. Es werden auch fast überall Lebensmittel am Grabe niedergelegt, damit sie den herumschweifenden **Seelen** dienen. — Die Idee der **Seelenwanderung** findet man nur bei einigen nördlichen Stämmen, die glauben, daß die Seele des Toten in den Körper eines Tieres: einer Gazelle, eines Leoparden usw., eingehe[2].

Das **Begräbnis** gewöhnlicher Sterblicher ist in vielen Gegenden am Kongo wenig umständlich. Die Leichen armer Leute und der Sklaven wirft man einfach in den Busch, wo sie bald die Speise der Hyänen und anderer wilder Tiere werden. Bei den einflußreichen Personen und besonders bei Häuptlingen ist das Begräbnis äußerst feierlich. Wenn z. B. am Oberkongo ein Häuptling krank wird, so dürfen nur einige Auserwählte ihn besuchen, das Volk muß außerhalb der Hütte bleiben. Stirbt er, so wird der Tod möglichst lang geheim gehalten. Ist dies infolge des üblen Geruchs der Leiche nicht mehr möglich, so wird der Tod verkündet, und jedermann kommt herbei, um den Verstorbenen zu sehen. Seine Leiche wird in einen ungeheuern Korb gelegt, der etwas über der Erde erhöht ist. Dort läßt man sie verwesen; sie hat eine große Muschel im Munde, Federn auf dem Kopf, die Arme sind gekreuzt und halten seinen Bogen und seine Pfeile fest, und die Knie sind an die Brust gezogen. Man begräbt die Leiche erst, nachdem sie fast zum Skelett geworden ist, zuvor aber

---

[1] **Paque**, Notre Colonie 64—65. **Chapaux**, Le Congo 571 ff.
[2] **Chapaux** a. a. O. 575. **Paque** a. a. O. 65—66.

wird der Kopf abgetrennt, den man aufbewahrt und ſeinem Nachfolger übergibt. Dieſer wird nach ſeinem Tode mit dem Kopfe ſeines Vorgängers begraben und behandelt wie ſein Vorgänger. Das Grab iſt ſehr groß und enthält an einem Ende ein ausgehöhltes Gewölbe als eigentliche Grabſtätte. Hier wird die Leiche von einer Frau des Verſtorbenen, die lebendig mit ihm begraben wird, in Empfang genommen. Der übrige Teil des Grabes iſt für die Sklaven, die man tötet, damit er die gebührende Begleitung in der andern Welt habe. Vor die Leiche des Häuptlings legt man ſeine Pfeife mit Tabak und Hanf und einige gefüllte Mehltöpfe. Bevor man das Ganze zudeckt, kommen die Frauen des Verſtorbenen, die nun dem Nachfolger gehören, an den Rand des Grabes, um ihrem früheren Manne Mehl darzubringen. Auch ſeine Kinder kommen, um den Vater zu bitten, ſie nicht zu vergeſſen und ihnen zu helfen, große Reichtümer zu erwerben. Während der Trauerzeit dürfen die Frauen ſich keinem Feuer nähern und ſich nicht mit Öl einreiben. Von Zeit zu Zeit kommen die Kinder zum Grabe, um verſchiedene Opfer darzubringen. Beſteht das Opfer in Pombe, ſo machen ſie ein Loch in der Mitte des Grabes, gießen die Flüſſigkeit hinein und trinken das, was nicht in den Boden eindringt. Sie ſagen: das iſt der Anteil, den Tate (der Vater) uns läßt. Zuweilen ſind oder beſſer waren dieſe Gräber auch der Schauplatz neuer Menſchenopfer[1].

Am Unterkongo wird der Leichnam eines Großen oder Häuptlings in einem Loche mitten in der Hütte begraben und leicht mit Sand zugedeckt. Auf dieſem Sand werden drei Feuer angezündet, die man während eines ganzen Monates unterhält. Während dieſer Zeit klagen die Frauen Tag und Nacht. Iſt der Monat herum, ſo zieht man die ſchon trockene Leiche heraus und räuchert ſie, indem man ſie auf ein Gitter legt. Iſt die Leiche gehörig geräuchert, ſo wird ſie wie eine Mumie in Tücher eingewickelt. Das Begräbnis findet erſt viel ſpäter ſtatt, weil die ganze Familie verpflichtet iſt, Stoffe zum Einwickeln zu liefern. Es wird dann eine Grube ausgehöhlt und die eingewickelte Leiche in derſelben beigeſetzt. Erſt wenn die Leiche beerdigt iſt, tritt der Nachfolger des Verſtorbenen eigentlich ſeine Regierung an. Die Waffen und andere Gebrauchsgegenſtände des Toten werden auf das Grab gelegt. Auf das Grab einer Frau legt man ihre Körbe und Gefäße, auf das Grab eines Trägers ſeinen Stock und ſeinen Mutete, einen Tragkorb, in dem man die Laſten anbindet. — Die Gräber ſtehen in ſehr hoher Achtung und werden jährlich einmal vom Unkraut geſäubert[2]. Auch am Unterkongo wurden vor der europäiſchen Herrſchaft auf den Gräbern der Häuptlinge Menſchenopfer dargebracht.

In faſt allen Teilen des Kongogebietes beſtehen geheime Geſellſchaften, deren Zweck noch nicht genügend erforſcht iſt. Wahrſcheinlich iſt der Zweck, wie A. Le Roy[3] meint, kein anderer, als im Stamme durch die Furcht vor Strafen und dem Tode die auf die Ahnen- und Geiſterverehrung, die Opfer, die Verbote, kurz auf das alte Heidentum bezüglichen Gebräuche aufrecht zu erhalten; ferner wollen ſie den Eingeweihten beſtimmte ſchätzbare materielle und ſoziale Vorteile verſchaffen, indem ſie ihnen gewiſſe Ämter vorbehalten, die Profanen, die Frauen

---

[1] Chapaux a. a. O. 373. Paque a. a. O. 66. [2] Ebd. 67.
[3] Annales apostoliques 1897, 11.

und Kinder mit einer Art Interdikt belegen; auch lassen sie sich zu verschiedenen Zeiten im Jahre Beiträge zu Festgelagen liefern usw., alles das, um sich blinden Gehorsam zu verschaffen.

Wie bei der europäischen Freimaurerei, gibt es auch in diesen geheimen Gesellschaften Afrikas verschiedene Grade. Die jungen Leute gehören einfach zur Gesellschaft und laufen mit. Über ihnen stehen Glieder eines höheren Grades, die die Bewegung leiten. Endlich stehen noch höher zwei oder drei große Fetischpriester oder Zauberer, die wenig oder nicht bekannt, zuweilen sogar Fremde sind, denen man die außerordentlichsten Gewalten und den vertrautesten Umgang mit den Geistern zuschreibt.

Am Unterkongo werden die jungen Leute einmal jährlich durch den Fetischpriester in die geheime Gesellschaft aufgenommen. Die Kandidaten werden an einem abgelegenen Ort im Walde von Fetischpriestern eingeweiht. Dieser Waldaufenthalt dauert von drei Monaten bis zu zwei Jahren. Wenn sie zu den Ihrigen zurückkehren, behaupten sie, sie kämen aus einer andern Welt, und stellen sich, als ob sie die Gebräuche des Landes und selbst ihre nächsten Verwandten nicht mehr kennten. — Am Oberkongo vereinigen sich die geheimen Gesellschaften oft während der Nacht zu den sonderbarsten Zeremonien mit Tänzen und Trinkgelagen. — Es gibt auch wahre Gaunergesellschaften, Gruppen von Räubern und Mördern, deren Glieder dem Krokodil oder dem Leoparden geweiht sind. Zu bestimmten Zeiten beauftragen sie ein Mitglied, unversehens nach der Weise des Tieres, dem sie geweiht sind, einen Menschen plötzlich zu ergreifen und zu töten[1].

Hinsichtlich der politischen Organisation bestanden die Kongoneger bis zur europäischen Okkupation des Landes aus vielen voneinander unabhängigen Stämmen, an deren Spitze ein erblicher und absoluter Häuptling stand. Oft hatte sogar jedes Dorf seinen eigenen unabhängigen Häuptling. Nur am Unterkongo bestanden größere Königreiche. Grund und Boden waren meistens Eigentum des ganzen Stammes, doch wurde der Boden, den ein Mann innehatte, wie eigentliches Privateigentum respektiert, solange er ihn bebaute. Sobald der Eigentümer den Boden nicht mehr bebaute, wurde dieser wieder Eigentum des Stammes. An manchen Orten gab es aber neben dem Gemeineigentum auch eigentliches freies Privateigentum an Ländereien. Vor der europäischen Herrschaft hatte der Häuptling fast überall das Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen, doch war er oft an den Rat der Versammlung der Alten gebunden.

In sozialer Beziehung unterschied man drei Klassen: die Reichen oder Adeligen, zu denen der Häuptling mit seinen Verwandten und die einflußreichen Leute gehörten; die freien Leute, welche die Krieger lieferten, und endlich die Haussklaven. Das Los dieser Haussklaven war ganz verschieden von dem der Sklaven, die von den Arabern geraubt und verkauft wurden. Sie waren eine Art Diener oder Knechte, die an den Mahlzeiten ihrer Herren teilnahmen, mit ihnen Freud' und Leid teilten und oft von ihnen geliebt wurden.

[1] Ausführlich handeln über diese geheimen Gesellschaften: De Hertogh, Notre Colonie (1910); P. Colle in den Missions des Pères Blancs 1907, 141 175; 1908, 139 ff; ders. in der Revue Congolaise 1912, 195; De Jonghe, Les sociétés secrètes au Bas-Congo, Bruxelles 1907; Trilles, Totémisme chez les Fân 626 ff.

Manche Sklaven gelangten zu Reichtum und Ansehen, und wiederholt wurden intelligente Haussklaven von ihren Mitbürgern zu Häuptlingen erwählt. Diese Haussklaverei ist so sehr in den Anschauungen und Sitten der Neger verankert, daß sie sich nur allmählich beseitigen läßt.

Bei wichtigen Angelegenheiten werden immer Ratsversammlungen abgehalten, an denen alle freien Männer unter dem Vorsitz des Häuptlings teilnehmen. In diesen Versammlungen werden Rechtsfragen entschieden, Gebräuche geregelt, Streitigkeiten geschlichtet und Verbrechen abgeurteilt und gestraft. Sie bilden ein Parlament im kleinen. Die Neger lieben solche Versammlungen, in denen sie sich nach Herzenslust in langen und weitschweifigen Reden ergehen und zum Schluß ordentlich dem Pombe oder dem Palmwein zusprechen können. Der Schwarze ist, besonders am Unterkongo, friedfertigen Charakters, fröhlich, er lacht gern und ist meist ein gutes Kind, aber listig, ränkesüchtig und schwatzhaft. Die Versammlungen werden immer unter feierlichem Zeremoniell abgehalten, und als unverbrüchliche Regel gilt es, nie die Waffen mitzubringen. Die Redefreiheit ist unbeschränkt. „Man tötet mit der Zunge nicht", sagt der Neger, „und wegen eines Wortes darf man sich nicht ärgern."[1]

In den allgemeinen Versammlungen wird auch oft der Blutbund oder die Blutsbrüderschaft geschlossen, durch die zwei Individuen für immer innig verbundene Brüder werden. Die, welche diesen Bund miteinander eingehen, machen sich Einschnitte in die Brust oder in die Arme. Einige Blutstropfen werden mit einem Blatte aufgefangen und damit die Wunden des andern Kontrahenten eingerieben, oder jeder der Kontrahenten verschlingt das Blatt mit dem Blute des Mitkontrahenten, oder es wird endlich die Wunde des einen für einige Sekunden mit den Wunden des andern in Berührung gebracht. — Am Katanga tötet man zwei Hühner; die Leber der beiden Tiere werden gebraten und mit dem Blute der beiden zukünftigen Brüder befeuchtet. Der eine gibt dann die mit seinem Blute befeuchtete Leber dem andern, und dieser erwidert nachher die Zeremonie, man verzehrt die Leber und der Bund ist geschlossen. Derselbe wird von den Negern immer gewissenhaft hochgehalten.

Bei fast allen Kongostämmen gibt es auch eine Art Gottesgericht (nkasa), namentlich die Giftprobe, bei der immer ein Fetischer mitwirkt. Sowohl der Ankläger als der Angeklagte muß meistens den Gifttrank nehmen, der vom Fetischer bereitet wird und je nach der Zubereitung als heftiges Brechmittel oder als eigentliches Gift wirkt. Heute verschwindet dieser Gebrauch infolge des europäischen Einflusses immer mehr, und das Ansehen der Fetischer und Zauberer nimmt allmählich ab.

Jeder Stamm hat ein bestimmtes Gewohnheitsrecht. Die Gesamtheit der allgemein verbindlichen Gesetze werden Kiziles oder Verbote genannt. Es ist z. B. Kizile, bewaffnet auf dem Markt zu erscheinen, eine sehr weise Maßregel, da bei solchen Gelegenheiten viel getrunken wird. Wer sich auf dem Markt einer Waffe bedient, wird lebendig begraben oder erschlagen; sein Leichnam wird in Gegenwart aller verbrannt. Der Markttag gilt als Tag des Waffenstillstandes, und es kommen dort Käufer und Verkäufer auch aus den Stämmen

[1] Paque, Notre Colonie 70.

zusammen, die miteinander im Kriege liegen. Wer auf dem Markt beim Stehlen ertappt wird, wird getötet, und sein Leichnam wird zum abschreckenden Beispiel am Karawanenwege an einem Pfahl aufgehängt. — Diebstähle der Eingebornen untereinander sind sehr selten, dagegen gilt es als eine verdienstliche Heldentat, die Weißen auf listige Weise zu bestehlen, wenn der Dieb unbekannt bleibt. Zur Beurteilung dieser Diebstähle mag das dienen, was früher von den Beni-Marunga gesagt wurde[1]. Früher hatten die europäischen Faktoreien von den alten Negerschiffern den Gebrauch angenommen, jeden Neger, der einen Diebstahl beging, zum Sklaven zu machen, und jeder Schwarze, der die Schwelle einer Faktorei überschritt, wurde ebenfalls zum Sklaven gemacht. Seitdem man diesen Gebrauch abgeschafft hat, steht das Handwerk der Langfinger in voller Blüte.

Am unteren Kongo ist der Eid in häufigem Gebrauch. An der Küste des Ozeans machen die Schwarzen oft ein Kreuzzeichen auf den Boden, wenn sie etwas mit Nachdruck bejahen wollen, eine Gewohnheit, die wohl auf den Einfluß der christlichen Missionäre zurückzuführen ist, die hier im 17. Jahrhundert arbeiteten. Am Oberkongo und in Katanga schwört man zuweilen beim Namen eines kleinen Kindes; stirbt das Kind bald oder wird es krank, so gilt der Schwörende als meineidig und als Ursache dieses Übels. Er wird Sklave der Eltern des Kindes oder als Zauberer getötet. Zuweilen nimmt man beim Schwur etwas Staub auf die Zunge, die man weit herausstreckt, oder man zwickt einen Nachbarn am Schenkel oder auf den Schultern.

Heirat. Die Mädchen heiraten im Alter von 12 bis 14 Jahren, die jungen Männer, sobald sie reich genug sind, um sich eine Gefährtin zu kaufen. Die Braut wird ihrem Vater abgekauft. Der junge Mann muß die Aussteuer der Frau bezahlen, ihr Kleider, eine Hütte und die nötigen Hausgeräte besorgen. Außerdem muß er die nicht unbeträchtlichen Kosten der Hochzeitsfeste bestreiten, zu denen die Verwandten eingeladen werden. Bei einigen Stämmen gehen der Ehe einige Zeremonien vorher. Der junge Mann setzt sich, ganz triefend von Öl, auf eine Matte vor seinem Haus. Neben ihm liegt eine Rute, mit der ihm jeder der Anwesenden der Reihe nach einen Schlag auf den Rücken versetzt. Die Braut schaut von einiger Entfernung diesem Schauspiele zu. Als ein Europäer fragte, warum man den jungen Mann schlage, wurde ihm geantwortet: Um ihn zu verheiraten, und man wird ihn vier Tage lang so schlagen, damit er wisse, daß er verheiratet ist.

Die Polygamie besteht, aber fast nur bei den Häuptlingen und den freien Männern. Eine große Anzahl Frauen gilt als ein Beweis der Macht und des Reichtums des Mannes; denn sie haben alle beschwerlichen und niedrigen Arbeiten zu verrichten, und jede neue Frau ist eine neue Hilfe bei der Arbeit; deshalb wird ihre Ankunft von den andern Frauen nicht ungern gesehen. Die erste Frau regiert den Haushalt, die übrigen gelten als ihre Mägde. Die Kinder werden Freie oder Sklaven, je nachdem ihre Mutter eine Freie oder eine Sklavin ist.

Beim Tode des Familienhauptes sind nicht seine eigenen Kinder seine Nachfolger, sondern einer seiner Neffen und vor allem der älteste Sohn seiner ältesten

---

[1] S. oben S. 162.

Schwester. — Die Ehescheidung ist sehr häufig, wenn aber die geschiedene Frau eine Freie ist, so hat sie vielfach ein Recht auf alle Kinder.

Aus dem Gesagten sieht man klar, wie Chapaux[1] bemerkt, daß die Kongoneger ein Gewissen haben und sehr wohl zwischen gut und bös unterscheiden, wenn sie auch oft in dem, was sie gut oder bös nennen, irren. Besonders scharf ist ihr Gerechtigkeitsgefühl, wie alle Missionäre versichern. Die Baluba haben ein sehr bezeichnendes Sprichwort: „Das Recht steht über der Gewalt und das Leben über dem Reichtum."

3. Die Bakongo.

Die Bakongo wohnen am Unterkongo und zerfallen, wie wir schon bemerkt haben[2], in verschiedene nahe miteinander verwandte Stämme. Sie sind wahrscheinlich in früherer Zeit aus Portugiesisch-Kongo in ihr jetziges Gebiet eingewandert. Aus dieser Herkunft erklären sich manche Erinnerungen an die portugiesische Sprache und christliche Einrichtungen. Denn im portugiesischen Kongo bestanden schon im 17. Jahrhundert blühende Missionen. So findet man heute bei den Bakongo Männernamen wie Dompetelo, Dompaolo, Domanuele, Frauennamen wie Dona Maria, Dona Isabela usw.

Über die Religion der Bakongo schreibt der belgische Missionär F. Sadin S. J.[3]: „Die Bakongo anerkennen das Dasein eines höchsten Wesens. Sie nennen es Nzambi. Nzambi ist der Schöpfer und der Herr von allem, was existiert. Er besitzt uns wie ein Herr seine Sklaven. Nzambi begnügt sich nicht mit dem Akt der Erschaffung, er erhält und regiert auch alle Geschöpfe. Sie drücken diese Idee der Vorsehung in einem schönen Sprichwort aus: ‚Nzambi macht die Chikwang (eine sehr gewöhnliche Speise aus Maniok), wir tun die Würze dazu', d. h. der Mensch hat nur wenig Einfluß auf die Ereignisse. Nzambi sieht alles und weiß alles. Sie berufen sich oft auf diese Allwissenheit Gottes. Ein Angeklagter leugnet seine Schuld, indem er sagt: ‚Gott sieht mich, ich habe das nicht getan', und der Ankläger erwidert: ‚Gott weiß, daß ich die Wahrheit dessen kenne, was ich behaupte', und er nimmt Gott zum Zeugen, indem er den Finger zum Himmel erhebt."

„Nzambi bestraft schon hienieden die Ungerechtigkeit. Einer, der zu schwach ist, sich zu verteidigen, wird sagen: ‚Gott wird euch strafen', oder auch: ‚Gott selbst wird mich rächen.' Gott hat eine unendliche Macht, er kann die Toten erwecken. Ist er ein geistiges Wesen? Aus manchen Anzeichen scheint hervorzugehen, daß sie ihn für ein solches Wesen halten. So habe ich nie ein Bild oder irgend eine Darstellung Gottes angetroffen. Wohl aber erscheint Nzambi in einigen Fabeln in der Gestalt eines Greises. Nzambi bewohnt den Himmel, wo er als Herr regiert. Gott ist gerecht, er belohnt die Guten und bestraft die Bösen nach ihrem Tode."

„Die Bakongo erweisen Gott keine Verehrung, weder private noch öffentliche; es sei denn, daß man unter Verehrung im weitesten Sinn die sehr häufige

[1] Le Congo 582. [2] S. oben S. 246.

[3] Vgl. die Zeitschrift Missions belges de la Compagnie de Jésus, 12. Jahrgang (1910), 131 ff.

Berufung auf verschiedene Attribute Gottes verstehe. Viele von ihren Sprichwörtern enthalten eine Anerkennung der göttlichen Vollkommenheiten: seiner Macht, seiner Gerechtigkeit, seiner Allwissenheit, seiner Wahrhaftigkeit usw. Es ist das Fehlen der Gottesverehrung gewiß um so auffallender, als bei ihnen sonst der Gedanke an Gott sehr häufig ist. Man redet selten einige Zeit mit einem Eingebornen, ohne daß er den Namen Nzambis ausspricht."

Fetische. „Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, nenne ich Fetisch oder Götzen eine bildliche Darstellung eines Menschen oder Tieres, Amulett aber jeden geheiligten Gegenstand, dem die Schwarzen irgend eine geheime Kraft zuschreiben." „Ich habe ein Götzenbild gesehen, das ein Tier darstellt; bei den Bakongo stellt jedes Bild entweder einen Mann oder eine Frau vor. Wen stellen diese Götzen vor? Gott? Nein, alle Eingebornen leugnen das. Geister oder übernatürliche Wesen? Auch nicht; denn sie bilden sich nicht ein, daß es Engel oder Teufel gebe. Oder gilt ihre abergläubische Verehrung dem Stoff, aus dem das Götzenbild verfertigt ist? Sie protestieren alle lebhaft, wenn man ihnen diese Absicht zuschreibt. Und dieser Protest wird durch eine Tatsache bestätigt, die ich oft erlebt habe: Ein Eingeborner wird einem nie oder nur selten einen schon gebrauchten Fetisch abtreten, dagegen gibt er ihn ohne Schwierigkeit her, wenn er neu ist; er wird solche Fetische schnitzen lassen, so viele man will. Was ich bei den Bakongo, hat M. Schmitz bei den Basonge beobachtet. Er stellt sich die Frage: Was stellt der Fetisch dar? und antwortet: Gar nichts. Für sich genommen hat er keine Bedeutung und keine Macht. Er bekommt erst dann einen bestimmten Sinn, wenn der Zauberer ihm die Eigenschaften der Macht, die er ihm verleiht, in den (oft hohlen) Kopf oder um den Hals oder um den Gürtel gelegt hat. Wie sehen diese Idole aus? Meistens mißgestaltet; die einen haben nur einen Arm, die andern gar keinen, zuweilen haben sie einen ungeheuren Bauch auf ganz kleinen Beinen, oder umgekehrt. Der Kopf ist so häßlich als nur möglich; andere Male dagegen verhältnismäßig gut gemacht, aber immer stehen Kopf und Glieder in einem Mißverhältnis...."

„Welche Arten von Macht schreiben die Schwarzen diesen Fetischen zu? Die verschiedensten, doch sind sie bei jedem genau bestimmt. Nach ihrer Macht werden die Fetische meist in gute und böse eingeteilt. Ich glaube aber, man könne mit Grund sagen, daß alle Fetische bös sind, insofern kein Fetisch eine unmittelbar gute Wirkung hervorbringt. So z. B. hat man bei fast allen Kongovölkerschaften die Ansicht, daß der Schutzfetisch des Dorfes nie etwas positiv Gutes leistet, sondern alle diejenigen seinen Zorn und seine Macht würde fühlen lassen, die dem Dorfe schaden wollten, dessen Beschützer er ist. (Seine Absicht ist also doch gut und auch seine Tat nützt seinen Schützlingen.) Ebenso meint man, der Fetisch, der in der Krankheit angerufen wird, werde die Krankheit heben, die er verursacht habe. Seine erste Handlung war schädlich, man ruft ihn an, damit er von seiner schädlichen Handlung ablasse. Was diese Auffassung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß wenigstens bei den Bakongo jeder Fetisch ohne Unterschied gefürchtet ist; sie scheinen also zu meinen, die Macht der Fetische sei vorwiegend schädlich." [1]

[1] Missions belges 1910, 133.

„Fragt man die alten Eingebornen, worin die den Fetischen erwiesene Verehrung bestehe, so sind sie außerordentlich zurückhaltend in Bezug auf Einzelheiten. Die christlich gewordenen Kinder wollen aus Eigenliebe den Schein erwecken, als ob sie über dieses Kapitel wenig wüßten. Nach dem, was ich in Erfahrung bringen konnte, besteht die von den Bakongo den Götzen erwiesene Verehrung in folgendem. Man wird sehen, daß weder Anbetung noch ein Schein von Gebet dabei vorkommt."

„Nehmen wir den gewöhnlichen Fall, in dem man zum Fetisch seine Zuflucht nimmt; es handelt sich um die Heilung eines Kranken. Der Zauberpriester erscheint in seinem besondern Aufputz, das Gesicht und die Brust mit Strichen bemalt. Er läßt sich zum voraus tüchtig bezahlen, und dabei scheint die Zahl 9 als heilige Zahl eine Rolle zu spielen. Hat er seine Bezahlung erhalten, so läßt er sich Palmwein geben, zieht den Fetisch, verschiedene Amulette, Pfeifen und Schellen aus seinem Sack. Dann stimmt er ein Lied an, in dessen Refrain die Umstehenden einfallen, fängt an um das Idol zu tanzen, bleibt stehen, ergreift den Fetisch, betrachtet ihn, gibt sich den Anschein, ihn um Rat zu fragen, legt ihn wieder auf den Boden, nimmt die Kürbisflasche mit Palmwein, gießt etwas Wein auf das Idol und ringsherum, trinkt selbst und reicht die Flasche auch den andern zum Trinken. Hierauf verlangt er ein Huhn, tötet es und besprengt das Idol mit Blut, reißt dem Huhn einige Federn aus, die er mit andern Gegenständen: roter Erde, Vogelkrallen usw., in einen Beutel legt. Dieser Beutel wird dem Kranken gegeben, er ist für ihn der rettende Talisman. Zum Schluß wird das geschlachtete Huhn gekocht und von dem Zauberer und den Umstehenden gegessen. Ist die Krankheit besonders schwer, so verlangt der Zauberer, daß man stärker singe, sein Tanz wird wilder und ungeregelter, er ergreift das Idol, schüttelt es, legt es wieder in die Arme des Kranken, schlägt es zuweilen mit einem kleinen Stock. Nichts ist in all diesen Zeremonien, was zur Andacht anregt."

„Ich habe von dem Schlachten eines Huhnes gesprochen. Ist das ein wahres Opfer? Ich zweifle sehr daran; denn sie töten es in der Absicht, es nachher zu essen." Dieser Beweis ist allerdings nicht durchschlagend. Denn auch wahre Opfer werden von vielen Völkern, wenigstens zum Teil, gegessen; es ist das eine Teilnahme am Opfer, eine Art „Kommunion". Unser Gewährsmann sagt es nicht; vielleicht läßt sich aber der Fetischismus der Bakongo so erklären. Sie glauben an eine geheimnisvolle böse Macht, der das Menschenleben unterliegt, aber von ihrer Natur haben sie keine klare Idee. Doch meinen sie, daß sie dem Einfluß der Fetische unterliegt und deshalb durch Fetischer unschädlich gemacht werden kann.

Der englische Reisende Herbert Ward[1] hat eingehend die Art und Weise geschildert, wie die kongolesischen Zauberdoktoren die Krankheiten heilen. Da fast jede Krankheit der Zauberei zugeschrieben wird, ist es ihre Hauptaufgabe, denjenigen ausfindig zu machen, der Ndoki, d. h. vom Teufel besessen ist und sich des Verbrechens schuldig macht, den Geist des Kranken zu verzehren. Im Fall,

[1] Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates. Deutsch von H. v. Wobeser, Leipzig 1891, 19 ff.

daß der letztere sterben sollte, wird der Medizinmann von den Verwandten des Verstorbenen beauftragt, den geheimen Zauberer ausfindig zu machen, der das Herz gegessen hat. Sie glauben nämlich, daß der Geist (mojo) mitten im Herzen liegt; er wird als die Haupttriebfeder aller Taten der Menschen, als der Anstifter zu allem Guten wie Bösen betrachtet. — Das unglückliche Opfer, das der Zauberdoktor als Ndoki bezeichnet, muß sich der Giftprobe unterziehen. Aus der giftigen Rinde eines unter dem Namen Nkasa bekannten Baumes wird ein Trank hergestellt, der gewöhnlich bei Tagesanbruch eingegeben wird. Wenn das Gift bis Sonnenuntergang als Brechmittel wirkt, ist die Unschuld des Angeklagten erwiesen; wirkt die Dosis dagegen tödlich, dann ist er schuldig[1]. Es kommt jedoch auch vor, daß der Zauberdoktor (Nganga) niemand schuldig findet und erklärt, der Tod des Kranken sei der Wille des großen Geistes (Diambu di-nsambi) gewesen[2].

Amulette. Die Heilmittel, deren sich die Zauberer bedienen, haben oft wirklich natürliche Heilkräfte, die ihnen bekannt sind, aber von den abergläubischen Negern dem Fetisch zugeschrieben werden. Gerade diese durch Erfahrung erworbene Kenntnis vieler Heilmittel hat nicht wenig dazu beigetragen, den Zauberern ihr Ansehen zu verschaffen. Die Amulette bestehen aus den verschiedensten Gegenständen: einem kleinen Fetisch oder einem Beutel mit roter Erde, Federn, Krallen usw. Jeder hat seine eigene bestimmte Kraft. Es gibt sogar ein Amulett, das einem ermöglichen soll zu stehlen, ohne gepackt zu werden[3]. Die Weisungen der Fetische werden mit größter Genauigkeit beobachtet. Wie leicht die Missionäre bei den Negern in den Ruf eines Zauberers gelangen können, beweist folgendes Beispiel. Der Laienbruder Gillet hatte Orangenzweige auf einen Zitronenbaum

---

[1] Ward, Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo-Staates 20—22.

[2] Ebd. 22. Vergleicht man das oben vom Fetisch Gesagte mit dem, was wir früher bei den Fan über die Totems ausgeführt haben, so sieht man, daß Fetischismus und Totemismus keineswegs identisch sind. Der Totemismus ist nur eine besondere Art des Fetischismus oder, wenn man will, eine Folgerung aus demselben. Das eigentliche Totem ist nach der Meinung der Eingebornen stets ein lebendes Wesen, und nur zum Zwecke des Kultes wird es durch einen Überrest oder auch ein bloßes Symbol ersetzt. Der Fetisch dagegen ist ein lebloses Ding (ein geschnitztes Stück Holz oder Elfenbein oder ein Stein usw.), das aus sich wertlos ist und erst durch die Weihe des Fetischpriesters der Träger oder Wohnsitz eines Geistes oder einer geheimnisvollen Kraft wird. Der Neger kann sich Fetische verschaffen, so viele er will, und solange sie noch nicht die „Weihe" durch den Fetischer erhalten haben, verkauft er sie dem Europäer um jeden Preis. Wenn sich nach der „Weihe" der Fetisch als ohnmächtig erweist, so wird er als wertlos weggeworfen und durch einen andern ersetzt. Das gilt nicht vom Totem. Der Fetisch ist ferner stets ein ganz individueller Gegenstand, an den sich die Verehrung richtet, im Totem aber verehrt man immer eine Gesamtheit von Dingen, z. B. nicht nur das Stammtotemtier, sondern auch dessen Nachkommen, und zwar auf Grund einer angenommenen geheimnisvollen Verwandtschaft. Auch der Priester ist bei beiden Einrichtungen verschieden. Für das individuelle Totem ist das betreffende Individuum selbst der Priester, für das Familientotem das Familienhaupt, für das Totem des Klans oder des Stammes das Haupt des Klans oder des Stammes; für den Fetisch dagegen ist immer der Fetischer der eigentliche Priester. Der Fetischer ist der offizielle Priester für alle öffentlichen religiösen Verrichtungen der Gesamtheit. Vgl. darüber Trilles, Le Totémisme chez les Fân 624 ff.

[3] Missions belges 1910, 135.

gepfropft. Die Eingebornen schauten ihm erstaunt zu. Als nun auf dem Baume keine Zitronen, sondern süße Orangen wuchsen, schüttelten sie den Kopf. Der Zauberer im Dorf erklärte, der Bruder habe nur deshalb diese Wirkung hervorbringen können, weil er ein mächtiger Zauberer sei, und seit dieser Zeit hatte er große Furcht vor dem Bruder Gillet.

Die Seele und das jenseitige Leben. „Wir haben gesagt, daß die Bakongo an einen Gott, den Vergelter, glauben. Dieser Glaube setzt zwei Dinge voraus: ein zu beobachtendes Gesetz und ein Leben nach dem Tode. Das Gesetz besteht, kurz gesagt, darin, die Gerechtigkeit zu beobachten. Sünde ist alles, was die Gerechtigkeit verletzt, z. B. der Diebstahl, der Mord, der Verkauf der Sklaven. Der Ehebruch wird bestraft, aber mit einer Geldbuße; durch diese Sühne wird das dem Gatten zugefügte Unrecht gutgemacht und der Schuldige von seinem Vergehen vollständig losgekauft.“ [1]

Der Eingeborne hält den Menschen für gut und rechtschaffen, wenn er sich jeder Ungerechtigkeit enthält, sonst für bös. Derjenige, der sein Leben damit zugebracht hat, Lose zu werfen und auf diese Weise viele Leute zu töten, gilt als ein Ndoki, d. h. als ein Zauberer, in dem bei uns (in Europa) gebräuchlichen Sinn (Hexe).

„Diese drei Klassen erwartet ein verschiedenes Los nach dem Tode. Beim Tode, sagen die Bakongo, stirbt der Mensch nicht ganz. Etwas bleibt am Leben; dieses Etwas nennen sie Moyo (mojo), was etymologisch etwas Lebendes bedeutet und das wir mit ‚Seele‘ übersetzen. Entspricht aber dieses Lebende der Idee, die wir von der menschlichen Seele haben? Zum Teil. Denn es ist das Prinzip des Lebens, des Verstandes und der Gefühle des Menschen. Die Seele ist unsichtbar, sagen sie, aber sie hat etwas dem Leibe Ähnliches, wenigstens behält sie die Gestalt des Leibes, den sie hienieden beseelt hat.“

„Welches ist das Los der Guten nach dem Tode? Sie vereinigen sich mit ihren Ahnen in einer unterirdischen Gegend. Dort bilden die Guten wieder ihr Dorf unter der Leitung eines alten Häuptlings. Dieser wacht darüber, daß seinen Untertanen nichts fehlt, und alle sind vollkommen glücklich, selbstverständlich mit einer ganz irdisch-natürlichen Glückseligkeit. — Der Ndoki (böser Zauberer) wird nach seinem Tode Tebo, d. h. ein Gespenst; aber nicht ein unangreifbares Gespenst, sondern ein Mensch mit weißem Gesicht, langen, roten Haaren und einem ganz verdorbenen Geschmack. Er würzt seine Speisen nie, und sein größtes Vergnügen ist, Menschenfleisch zu verzehren. Er läßt sich in dem Walde nahe beim Dorfe nieder, wo er früher gelebt. Dort lauert er auf die Menschen; wenn er einen erwischen kann, tötet und frißt er ihn. Er lebt jedoch nicht allein: im Wald ist ein ganzes Dorf von Gespenstern, aber sehr versteckt. Der Tebo kann sein schreckliches Aussehen ändern und die Gestalt jedes beliebigen Menschen annehmen. In seinem Wald behält er immer seine wahre Gestalt. Er ist nicht unverwundbar; ein Waghalsiger kann ihn töten. Große und Kleine haben eine unglaubliche Furcht vor den Gespenstern.“ [2]

„Das Los derjenigen, die nicht böse Zauberer sind, aber sich durch ihre Vergehen unwürdig gemacht haben, zu den Ahnen zu kommen,

---

[1] Ebd. 137. [2] Ebd. 138.

liegt zwischen dem der Guten und dem der Ndoki in der Mitte. Ihre Seele geht in den Leib eines Tieres ein, und diese Seelenwanderung ist sehr mannigfaltig. Je nach dem Grad ihrer Schuld gehen sie in den Leib dieses oder jenes Tieres: einige werden Ratten, andere Hyänen, wieder andere Kröten, Eidechsen, Leoparden, Krokodile, Löwen, Adler, Eulen usw. Einige Tiere sind für die Seelenwanderungen der schlechten Häuptlinge vorbehalten, z. B. der Löwe und das Krokodil. Ein mit dem Schuß aus einer Feuerwaffe Getöteter wird ein Kimpi, ein kleiner Vampir. Die Fledermäuse als Metamorphosen verschwundener Individuen werden von einer besondern Art von Zauberern befragt und erhalten in seinem Dienste den Namen Ba nkita. Der Fetischpriester behauptet, in ihnen die Seelen der Verstorbenen zu zitieren. Er redet mit ihnen, und die Seelen antworten ihm. Das ist echter Spiritismus." [1]

Die Verehrung der Toten. „Die Bakongo begraben ihre Toten mit großen Ehrenbezeigungen. Der Leichnam wird in Tücher eingerollt, und auf das Grab legt man Gegenstände, die dem Toten gehört haben, aber keine Nahrung, wie das in andern Gegenden am Kongo vorkommt." [2]

Der Missionär erwähnt noch einige besondere religiöse Ideen der Bakongo, die den christlichen sehr ähneln und vielleicht auf christliche Einflüsse zurückzuführen sind. Die Eingebornen erzählen von einer Zerstörung der Welt. „Eines Tages ließ Gott den Himmel auf die Erde fallen; die ganze Menschheit ging zu Grunde; Gott verwandelte die Männer in Eidechsen und die Frauen in Kröten. Später schuf Gott uns und setzte uns an die Stelle der ursprünglichen Menschen." Denselben Ideen begegnet man bei den Mengo, wie ein junger Mann aus dieser Gegend sagte, den der Missionär in Ki Santu antraf. Aber dort seien, heißt es, die Menschen, die durch die Flut umkamen, in Adler, Antilopen, Schlangen oder Leoparden verwandelt worden. Auch eine Idee vom Weltgericht haben die Bakongo. „Die alten Eingebornen sprachen zu den jüngsten: ‚Ein Tag wird kommen, wo wir den Sohn Gottes sehen werden, der kommen wird uns zu richten.'" [3]

Die Ehe wird in feierlicher Weise geschlossen und lange vorbereitet. Oft wohnt der Fetischer der Eheschließung bei und segnet mit Wasser die beiden auf einem Teppich ausgestreckten Brautleute [4]. Es existieren viele Ehehindernisse. Die Verlobung findet oft schon frühe statt und erlaubt den Verlobten alle Freiheiten. Kein Wunder, daß die Missionäre die Trennung der Verlobten verlangten. Die meisten Männer haben mehrere Weiber. Der Mann herrscht wie ein großer Herr über seine Frauen. Er ißt allein, und die Frauen erhalten nachher, was übrig bleibt.

Bei den Bakongo ist das Privateigentum nicht nur an beweglichen Dingen, sondern auch an Grund und Boden ausgebildet. Kein Zoll breit Erde ist bei ihnen herrenlos. Meistens hat jedes Dorf sein genau begrenztes Gemeineigentum. Die Grenzen sind allen wohl bekannt. Die Herrschaft eines Häuptlings reicht gewöhnlich so weit als das Eigentum des ihm untergebenen Stammes. Kein Stamm darf in dem Gebiet eines andern jagen, fischen, Holz

---

[1] Missions belges 1910, 138. [2] Ebd. 139. [3] Ebd. 140.
[4] Ebd. 1908, 434.

fällen usw. Auch die Wälder sind meistens Stammeseigentum. Ein Missionär schreibt im Jahre 1905: „In dem Teil des Kwango, in dem wir seit 13 Jahren das Evangelium verkünden, sind die Ländereien und Wälder seit Jahrhunderten Eigentum der Eingebornen. Ich kenne dort keine herrenlosen Ländereien. Glaubwürdige Zeugen haben mir versichert, daß es am Oberkwango und Oberkassai ebenso sei." [1] Leider hat die Regierung des damals unabhängigen Kongostaates sich um dieses Eigentumsrecht fast gar nicht gekümmert, sondern einfach ungeheure Gebiete als Staatsgüter und Krondomänen konfisziert.

In Bezug auf den Kulturboden scheinen die Bakongo so zu verfahren, wie es einst die Germanen taten. Man macht durch Niederbrennen ein Stück Land anbaufähig und bepflanzt es. Im nächsten Jahre läßt man es brach liegen und macht ein anderes Stück Land urbar [2].

Es existiert auch eigentliches Privateigentum nicht nur an Häusern, sondern auch an Feldern, ja selbst an Heiden. Der Eigentümer der Heide bestimmt den Tag, an dem man die hohen Kräuter in Brand steckt, und wehe dem, der sich dieses Recht anmaßen wollte. Innerhalb der Familie bleibt aber Grund und Boden Gemeineigentum. Auch gewisse Fischereirechte gehören einzelnen Familien [3]. Die Palmbäume und andere Fruchtbäume gehören demjenigen, der sie gepflanzt hat.

P. Butaye S. J. [4] hat eine Sammlung von Sprichwörtern der Bakongo herausgegeben, von denen wir einige beifügen wollen. Der Missionär bemerkt zuerst, man dürfe den Reisenden wenig glauben, die bei mangelhafter Kenntnis der Sprache und ohne je in intimere Berührung mit den Eingebornen gekommen zu sein, über sie aburteilen und ihnen Verstand und Moral absprechen. Er meint: „Der Missionär verdient ohne Zweifel mehr Vertrauen, wenn er kein Neuling ist. Je mehr er sich den Schwarzen nähert, indem er ganz ihre Sprache redet und sozusagen Seite an Seite mit ihnen lebt, um so mehr wird er imstande sein, über ihren Charakter und ihre geistigen Eigenschaften zu urteilen. Die Schwarzen werden mit ihm reden, sich ihm eröffnen und in vertraulicher Weise alles mitteilen, ja in vielen Punkten werden sie sich selbst verraten, ohne es zu vermuten."

„Dein ist Dein und Fremdes ist Fremdes", d. h. jedem gehört das Seine, respektiere es. — „Wer die Reuse anlegt, hat das Recht, sie zu leeren", d. h. man soll dem andern nicht die Frucht seiner Arbeit nehmen. „Laß deine Sucht zu stehlen, und wir werden gute Freunde sein." — „Wenn du an der Seite eines Diebes gehst, wirst auch du für einen Dieb gehalten werden", d. h. sage mir, mit wem du umgehst usw. — Die Lüge kommt in den Sprichwörtern seltener vor, man sieht sie oft nur als einen Notbehelf an. „Ein Huhn ist von einem wilden Tier ergriffen worden", d. h. mach das dem Dummen weis, oder man muß nicht alles glauben, was gesagt wird. — „Jeder Dieb ist ein unverschämter Lügner, schwer zu bessern, wie ein im Feuer gehärteter Pfahl." In manchen Sprichwörtern wird Faulheit, Diebstahl und Ehebruch auf die gleiche Stufe gestellt, andere drücken allgemeine Lehren aus.

[1] Zitiert bei Vermeersch, La question congolaise, Bruxelles 1906, 115.

[2] Vgl. Missions belges 1909, 232. [3] Vgl. ebd. 234.

[4] Ebd. 1908, 155 ff 187 usw.

„Im Hause des Richters gibt es keine Türe", d. h. jedermann hat da freien Zutritt, mit andern Worten: die Gerechtigkeit gilt für alle. — „Wer das Huhn gegeben, hat das Recht, das weiße Fleisch davon zu essen", d. h. der Eigentümer hat das Recht auf den größten Nutzen aus seinem Gut. — „Der Papagei ist der Herr auf seinem Boden", d. h. jeder ist Herr in seinem Hause. — „Der Mann, der 100, und der Mann, der 1000 besitzt, verstehen sich nicht", d. h. zwischen Reichen und Armen kommt es zu Reibereien. — „Eine Kürbisflasche, die Pfeffer enthalten hat, verliert ihren scharfen Geschmack nie", d. h. ein böser Charakter bessert sich kaum. — „Die Krokodile legen Krokodileier", d. h. der schlechte Mensch vollbringt nur schlechte Werke. — „Die Kehle des Geizigen ist im Haus eines andern (um da zu essen)", d. h. der Geizige ist ein Schmarotzer. — „Huhn unter dem Vorwand des Opfers", d. h. ein Diebstahl unter einem schönen Vorwand. — „Mit dem Mund ißt man, und mit dem Mund erbricht man sich", d. h. wie du empfangen hast, so gib auch deinerseits wieder. — „Der Hund hat vier Füße, kann aber nicht auf zwei Wegen zugleich folgen", d. h. man kann nicht zwei Parteien zugleich angehören.

4. Die Mayombe.

Das Mayombeland liegt ungefähr zwischen dem 4.° 45′ und dem 5.° 32′ südl. Br. und dem 12.° 30′ und dem 13.° 30′ östl. L. im belgischen Kongo (Unterkongo). Wir sind zwar schon früher den Bewohnern des Lukullagebietes begegnet (S. 242). Wir wissen aber nicht, wie weit der Missionär Koller in seinen Schilderungen auch die Mayombe (Majombe) im Auge hatte und lassen deshalb hier eine detaillierte Charakteristik dieses Stammes folgen, die jedenfalls die Angaben Kollers in erwünschter Weise ergänzt [1].

Abgesehen von der Nachbarschaft der europäischen Niederlassungen, wo sie sich leicht Tuch verschaffen können, besteht die Kleidung der Mayombe in einer Fasernschürze. Die Männer sind meistens besser bekleidet als die Frauen, jene tragen eine Schürze, die oft fast bis auf den Boden herabfällt; bei den Frauen ist sie kürzer, besonders bei der Arbeit, die verheirateten Frauen bedecken auch die Brust. Die Hauptbeschäftigung der Männer besteht in Jagd, Fischfang, Bereitung des Palmweines und Palmöls; die Frauen kochen, besorgen die Pflanzungen, weben Matten und verfertigen Töpfe. Auch beim Fischfang helfen sie oft mit. Alle sind sehr schmutzig und waschen sich selten. Die Hauptnahrung bilden außer Fischen und Wildbret süße Pataten, Ignamen, Bohnen, Maniok, Kolanüsse usw. Ihr Getränk ist Palmwein und Wasser. Von Menschenfresserei hat man keine Spur entdeckt. Die schwangern Frauen essen auch weiße Erde, man weiß nicht recht warum, wahrscheinlich aus irgend einem Aberglauben. Die Frauen bemalen den ganzen Leib mit rötlicher Farbe und tätowieren sich, die Männer tun das selten. Die Dörfer bestehen meist aus zwei parallelen Hüttenreihen, zwischen denen eine Straße

[1] Wir benutzen besonders das Werk von Cyr. Van Overbergh, Les Mayombe, Bruxelles 1907.

hindurchführt; um das ganze Dorf liegen Bananenpflanzungen, die in Form eines großen Vierecks das Dorf umschließen.

Heirat. Der junge Mann, der ein Mädchen zur Lebensgefährtin haben will, geht zum Vater der Erkorenen und fragt nach dem Preise derselben. Dieser gibt dann einen ungeheuern Preis an. Nun beginnt das Markten und Feilschen, bis man, vielleicht nach einem Monat erst, endlich eins geworden ist. Die zukünftige Frau wird nicht um ihre Einwilligung gefragt. Während 23 Tagen wird sie in einer besondern Hütte eingeschlossen, wo sie an den ersten Tagen fasten muß und dann von der Mutter gesalbt und bemalt wird. Der Bräutigam schickt ihr während der Zeit hie und da kleine Geschenke. Zuweilen werden auch schon Mädchen im Kindesalter zur Ehe versprochen, wenn der Bräutigam den Preis bezahlt. Dieser nimmt sie dann mit sich, und sie lebt mit ihm in demselben Hause, bis sie mannbar geworden. Weil sie vorher den Preis nicht aufbringen können, verheiraten sich die Jünglinge selten vor dem 20. Lebensjahre. Die Hochzeit besteht in einem öffentlichen Fest, währenddessen der Bräutigam die Braut entführt. Sobald man dies bemerkt, stellen sich die Eltern, als ob sie ihr nachlaufen wollten, aber es ist schon zu spät; die Brautleute sind jetzt schon im Wald und damit verheiratet.

Es gibt mancherlei Ehehindernisse; so dürfen Geschwisterkinder einander nicht heiraten. Mit Ausnahme der Sklaven, die nur eine Frau haben dürfen, ist die Polygamie ziemlich allgemein. Hat der Mann nur eine Frau, so bewohnt er mit ihr dasselbe Haus, hat er mehrere Frauen, so erhält jede von ihnen eine eigene Wohnung. Ehebruch wird streng bestraft, wenigstens wenn er von der Frau begangen wurde. Früher soll es Gewohnheit gewesen sein, die Köpfe der Ehebrecher auf einem Pfahl am Eingang des Dorfes aufzustecken [1]. Wird jemand des Ehebruchs angeklagt, so muß er die Giftprobe bestehen, d. h. die Kasa, ein schreckliches Gift, einnehmen, das in den meisten Fällen den Tod herbeiführt. Ehescheidung kommt vor, aber nur wenn der Ehemann den Brautpreis zurückbezahlt, und dazu ist die Einwilligung beider Ehegatten und auch die des Vaters der Frau erforderlich. Das führt zu langen Verhandlungen und sehr oft zu Haß und Streit.

Der Vater ist das Haupt der Familie. Bis zum Alter von sieben bis acht Jahren ist die Sorge für die Kinder ganz in den Händen der Mutter. Wahre Liebe unter den Ehegatten soll lange nicht so selten sein, als einige Reisende behauptet haben. Auch die Liebe der Eltern, besonders der Mütter, zu den Kindern ist groß. Die Mütter säugen die Kinder zwei Jahre lang, und während der Zeit muß sich der Mann des ehelichen Verkehrs mit ihr enthalten. Der Mutter sind die Kinder fast immer sehr zugetan, während sie gegen den Vater oft ziemlich gleichgültig sind.

Krankheit und Tod sind nach den Mayombe stets die Folge eines bösen Geistes (Ndoki), der die Seele aufzehrt, deshalb wird der Zauberer gerufen, um den Dämon zu vertreiben. Sobald die letzte Stunde für den Kranken naht, drängen sich alle Verwandten und Freunde um die Hütte des Sterbenden; ist der Tod eingetreten, so werden Schüsse abgefeuert, um das

---

[1] Ebd. 251.

Ereignis den Nachbarn zu melden, und die Weiber fangen an zu heulen, und dazu ertönt der Gong. Der Tote wird, mit seinem schönsten Gewand und seiner besten Schürze bekleidet, in Tücher gewickelt. So bleibt die Leiche einige Tage liegen, damit alle entfernten Bekannten sie noch besuchen können. Dann wird sie in eine fern vom Dorf gelegene Hütte gebracht, die eigens für diesen Zweck errichtet wurde. Dort wird die Leiche auf ein erhöhtes Bett gelegt, unter dem man ein Feuer anzündet, das manchmal über ein Jahr lang unterhalten wird, um die Leiche einzutrocknen und zu erhalten. Ist die für die Beerdigung bestimmte Zeit gekommen, so wird die Leiche mit allen Stoffen, die dem Lebenden gehörten, ins Grab gelegt. Auf der Mitte des Grabhügels steckt man einen sechsfarbigen Regen- oder Sonnenschirm auf; außerdem legt man Flaschen mit geistigen Getränken auf das Grab, die zwar für den Toten bestimmt sind, aber noch am Abend des Begräbnisses von seinen Freunden geleert werden; ferner stellt man verschiedene große und kleine Gefäße auf das Grab. Auf manchen Gräbern findet man auch Fetische. Wird ein Häuptling beerdigt, so führt man ihn auf einem großen Karren zum Grabe. Man sucht die eigentliche Grabstätte der Häuptlinge zu verbergen, und deshalb werden manchmal fünf Gräber geschaufelt und die Leiche möglichst schnell und heimlich in ein Grab gelassen, so daß nur einige Eingeweihte genau die Stelle kennen. Erst einige Monate oder gar Jahre nach dem Begräbnis wird die eigentliche Grabstätte bekannt gegeben[1].

Religion. Die Mayombe glauben an ein höchstes Wesen, das alle Dinge, auch die Geister, erschaffen hat und Zambi (Sambi, Nzambi) heißt; es hat alles geordnet. Wenn jemand etwas zustößt oder etwas Unerklärliches begegnet, so sagt er: „Sambi hat es so gefügt.“ Gott ist der Herr aller Dinge, da er sie geschaffen hat; er wacht über alles, was sich auf Erden regt oder bewegt; er sendet den Regen und die Pflanzen; er gibt den Bäumen und Kräutern ihr Wachstum; ihm gegenüber ist alles Geschaffene ohnmächtig. Aber gerade in dieser Auffassung von der Größe und Macht Gottes liegt der Grund, warum sich der Neger wenig oder fast gar nicht um ihn kümmert und ihm keine Verehrung erweist. Sambi ist und bleibt immer der Oberherr über alle Dinge, was kann der Mensch dagegen tun? Dazu kommt, daß der Neger tief durchdrungen ist vom Dasein einer unsichtbaren Welt von guten und bösen Geistern, die ihn von allen Seiten umringen, sein Leben beeinflussen und all sein Sinnen und Trachten in Anspruch nehmen[2]. Die bösen Geister schweifen überall auf der Erde umher, um Böses zu stiften, namentlich Krankheiten zu verursachen; die guten Geister dagegen suchen den Menschen Wohltaten zu erweisen. Glücklich derjenige, dem es gelingt, die Gunst dieser guten Geister zu erwerben, er kann von ihnen alles erlangen.

Die Seelen der Verstorbenen gehen nach den Mayombe in das Reich der Geister; einige Zeit nach dem Tode erscheinen sie den Überlebenden, die ihnen deshalb Nahrungsmittel auf das Grab legen. In Ver-

[1] Van Overbergh, Les Mayombe 279.

[2] Vgl. P. Leo Bittremieux aus der Kongregation vom Unbefleckten Herzen Mariä (Scheut), Die Geheime Sekte der Bakhimbas, Löwen 1911, 6—7 und 119. P. Bittremieux war viele Jahre Missionär im Mayombeland.

bindung mit dem Geisterglauben der Mayombe stehen ihre Fetische, denen sie übernatürliche Kräfte zuschreiben. Meistens sind diese Fetische kleine, roh gearbeitete Figuren von Menschen, Schlangen, Kröten usw.; oft auch sind es kleine Behälter, in denen sich Blut, Lehm, Schlangenköpfe, Kieselsteinchen, Haare, Krallen u. dgl. befinden. Jeder Fetisch hat seine bestimmte Kraft, er verschafft Regen und hilft auf der Jagd, beschützt vor dem Blitz, verleiht den Frauen Fruchtbarkeit, schützt vor Krankheit usw. Oft haben diese Fetische nur die Aufgabe, an den Geist verstorbener Personen zu erinnern und dadurch Hilfe zu gewähren. So trägt z. B. eine Frau in Kindesnöten einen Fetisch, der sie an eine berühmte verstorbene Hebamme erinnert und den sie anfleht, um eine glückliche Entbindung zu erlangen[1]. Im Zusammenhang mit den Fetischen stehen mancherlei verbotene Dinge (tapus). Die Fetische verbieten z. B., gewisse Speisen zu essen, dieses oder jenes zu sehen oder zu berühren u. dgl. Diese Verbote oder Tapus gehen meist von den Fetischpriestern aus, die jenen, welche sich in irgend einem Anliegen an sie wenden, derartige Verbote auferlegen, damit sie gesund werden oder sonst einem Übel entgehen. Um von den Fetischen Wohltaten zu erlangen, verneigen sich die Mayombe vor ihnen, baden sie, treiben Nägel in sie hinein, lecken daran usw.

Die Mayombe sind sehr wankelmütig und unwahrhaftig, ihr Wort halten sie meist nur, wenn sie sich durch eine Art Eid dazu verpflichtet haben. Dieser Eid besteht darin, daß man ein Stück von einem eigens zu diesem Zweck geschlachteten Schwein ißt. Diese Zeremonie wird vielfach bei Eingehung von Verträgen, bei Friedensschlüssen zwischen verschiedenen Stämmen angewendet. Diesen Eid beobachten alle gewissenhaft.

Eigentliche Tempel haben die Mayombe nicht, wohl aber besondere Fetischhäuschen, in denen die öffentlichen Fetische aufbewahrt werden, die als Beschützer des Dorfes gelten. In den Hütten hat auch jede Familie einen Platz für den Schutzfetisch des Hauses oder Familienherdes. Eine große Macht üben die Zauberpriester oder Fetischpriester (ganga nkisi) aus. Je nach der Verschiedenheit der Fetische gibt es auch verschiedene Fetischpriester. Diese leiten alle religiösen Zeremonien, verrichten die öffentlichen Gebete zu den Fetischen, sind die Schiedsrichter bei allen Entscheidungen, abgesehen vom Krieg, heilen die Krankheiten, vertreiben die bösen Geister, fabrizieren und verkaufen die Fetische, bereiten den Gifttrank (kasa) für die Giftprobe. Zu ihrem Amte gehört es auch, neue Zauberpriester heranzubilden. Wer zu dieser Würde gelangen will, muß sich an einen abgelegenen Ort zurückziehen, wo er von einem Fetischpriester in einer besondern Sprache und den notwendigen Zauberkünsten unterrichtet wird.

Die Mayombe haben klare Begriffe vom Eigentum. Die Werkzeuge, die der Frau dienen, wie Körbe, Hacken usw., gehören ihr. Die Waffen, die Pflanzungen und das Vieh sind das Eigentum des Mannes, ebenso das Haus und die Früchte des Feldes. Grund und Boden gilt als Eigentum des Stammes oder Klans. Solange aber unbebautes Land vorhanden ist, darf ihn auch ein Fremder in Beschlag nehmen und bebauen, ohne daß jemand über

[1] Van Overbergh a. a. O. 291 ff.

Diebstahl klagt, wohl aber untersteht er dann an und für sich der Herrschaft des Häuptlings, auf dessen Boden er sich niedergelassen hat. Es kommt auch vor, daß ein Dorf einem andern gestattet, auf seinem Grund und Boden Pflanzungen anzulegen. Die Jagdgründe sind aber genau abgegrenzt, und jedes Dorf respektiert den Jagdbezirk der andern Dörfer. Wenn jemand etwas findet, was einem andern Bewohner desselben Dorfes gehört, so muß er es dem Eigentümer zurückgeben.

Nach dem Gesagten bezieht sich die Erbfolge nur auf die bewegliche Habe und die Wohnungen. Der älteste Sohn behält die Wohnung seines Vaters; auch die Frauen können erben, freilich gibt es meistens wenig zu erben, weil der Verstorbene das meiste mit sich ins Grab nimmt; selbst sein Gewehr wird auf das Grab gelegt und zerbrochen, damit niemand versucht werde, es zu stehlen.

Mord, Ehebruch, Diebstahl, Zauberei wurden früher von den Häuptlingen in einer zu diesem Behuf einberufenen Versammlung abgeurteilt und gestraft. In den meisten Fällen nahm man, um ein Verbrechen zu ermitteln, zu einem Ordal seine Zuflucht. Ein Ordal bestand in der Feuerprobe. Dem Verdächtigen fuhr man mit einem glühenden Eisen über die Schenkel; wurde er verbrannt, so galt er als schuldig. Noch häufiger war das Giftordal; der Angeklagte mußte die giftige Rinde eines Baumes kauen und verschlucken; warf er das Gift gleich aus, so war er unschuldig. Oft verlangen die Angeklagten selbst, dieser Prüfung unterzogen zu werden, die auch dann, wenn das Gift ausgeworfen wird, meist schädliche Wirkungen für die Gesundheit hinterläßt. Heute sind diese Ordalien von der Regierung streng verboten.

In sozialer Rücksicht unterscheidet man Sklaven und Freie; fast immer hat der freie Familienvater einen oder mehrere Sklaven. Das Los dieser Sklaven ist zwar gewöhnlich ein erträgliches und äußerlich fast nur an der ärmlichen Kleidung zu erkennen; doch hat der Herr das Recht über Leben und Tod derselben. Manche sind Sklaven von Geburt, andere infolge Verschuldung, wieder andere endlich sind Kriegsgefangene. Sie können sich, wenn sie die dazu erforderlichen Mittel erwerben, loskaufen. Über das ganze Dorf herrscht der Häuptling, dessen Würde erblich ist, und zwar folgt dem verstorbenen Häuptling nicht sein ältester Sohn, sondern der älteste Sohn seiner Schwester. Vor Ankunft der Europäer hatte er das Recht über Leben und Tod. Zuweilen hing aber der Dorfhäuptling von einem Stammeshäuptling ab, der über mehrere Dörfer gebot. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wurden die einflußreichen freien Männer zu einer Beratung zusammengerufen. Der Häuptling hatte meist eine Art Kriegsminister zur Seite, der den Oberbefehl im Kriege führte; zuweilen ließ er sich aber selber dieses Amt übertragen und wurde so zugleich oberste Zivil- und Militärbehörde.

Die Mayombe haben auch wie fast alle Kongoneger ihre geheimen Gesellschaften, die in allem Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was wir oben über dieselben gesagt haben [1].

---

[1] Ausführlich behandelt diesen Gegenstand P. Bittremieux in dem schon erwähnten Werke „Die geheime Sekte der Bakhimbás". Der Verfasser meint, als er gelesen habe, was

5. Die Bangala.

Es gibt zwei Völkerschaften, die Bangala heißen; die eine lebt am linken Ufer des Kwango im portugiesischen Kongo, von ihr reden Livingstone, Wißmann u. a.; die zweite, und von diesen handeln wir hier, wohnt am großen Bogen des Kongo, wo sich dieser definitiv nach Südwesten wendet. Hier am rechten und zum Teil am linken Ufer des Kongo zwischen dem Kongo und dem Ubangi ist das Gebiet der Bangala. Eigentlich lautet der Name Ba-Ngala oder Mangala, aber der Name Bangala hat sich schon längst eingebürgert.

Wir übergehen die äußere Gestalt und die materielle Kultur der Bangala, da sie in dieser Beziehung sich wenig von den andern Kongonegern unterscheiden. Erwähnt sei der scheußliche Kannibalismus, dem sie, wie kaum ein anderer Negerstamm, huldigten. Als eigentlichen Grund dieser abscheulichen Sitte gaben die Bangala die Verdemütigung und Vernichtung ihrer Feinde an [1], doch mag auch die Gier nach „redendem Fleisch" mitgewirkt haben. Die Frauen essen gewöhnlich kein Menschenfleisch und, von Ausnahmen abgesehen, wurde auch nur das Fleisch von Männern verzehrt. Beim Begräbnis begnügte man sich nicht damit, dem Verstorbenen äußere materielle Dinge mitzugeben; man opferte auch Sklaven und Weiber auf dem Grabe, damit sie den Toten in die andere Welt begleiteten. Jedes Opfer wurde in zwei Teile zerlegt, der eine wurde mit dem Verstorbenen begraben und der andere von den Verwandten und Freunden verzehrt; was übrig blieb, nahm man mit nach Hause. Heute ist der Kannibalismus glücklicherweise verschwunden.

Die Hauptkleidung der Bangala besteht in einem Streifen, der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten am Gürtel befestigt wird; die Frauen bekleiden sich mit kurzen, etwa bis zum halben Oberschenkel reichenden Röckchen aus Pflanzenfasern, welche von dem Gürtel herabhangen.

In das Familienleben der Bangala führt uns folgende Szene ein, die Coquilhat beobachtete. Eine Frau grub an einem Wege ein Loch und brachte das Skelett eines Kindes hervor; es waren die Überreste ihres Erstgebornen. Sie umarmte dieselben und richtete unter dem Beistand des Zauberers demütige Gebete an dieses Kind, indem sie es anflehte, wieder in ihren Schoß einzukehren, um ihr erneute Mutterfreuden zu verschaffen [2]. Nach P. Cambier [3] war es früher Sitte, daß bei der Niederkunft einer freien Frau der Mann eine Sklavin tötete, sie braten ließ und dann täglich der Mutter etwas von diesem Braten gab, um sie zu stärken. Bei der Geburt eines Kindes pflanzt die Mutter vor der Hütte einen jungen Bananenbaum als Symbol des Neugebornen, und eine Zauberin gibt dem Kind einen Namen. Nach der Niederkunft enthält sich der Mann der Frau, solange diese das Kind stillt, was etwa zwei Jahre dauert.

Frobenius und Schurtz in „Masken und Gebräuche Afrikas" und über „Altersklassen und Männerbünde" alles den armen Schwarzen zuschreiben, habe er nicht gewußt, wer mehr zu bedauern sei: diese Gelehrten oder die Schwarzen. Manche Reisende kommen mit fertigen Theorien aus Europa und tragen allerlei Gedanken und Ideen in die Seele des Schwarzen hinein, die gar nicht vorhanden sind.

[1] Van Overbergh, Les Bangala, Bruxelles 1907, 118. [2] Ebd. 193.

[3] Missions en Chine et au Congo, 1. Jahrg. (1890), 365.

Die Frauen der Bangala haben wenig Kinder, und eine Ursache davon ist der sehr verbreitete Abortus. Die Erziehung besteht hier wie anderwärts bei den Negern darin, daß man die Kinder füttert und dann sich selbst überläßt. Die Kinder lieben ihre Mütter sehr, den Vater viel weniger, obwohl sie ihn achten und fürchten.

Die Ehe wird durch die Eltern vereinbart. Der Bräutigam muß den Brautpreis bezahlen. Zuweilen, wenn die Frau eine Sklavin ist, kauft sie der Mann nach dem gewöhnlichen Preis, der sich nach der Jugend und Schönheit richtet. Was den Wert der Braut besonders steigert, sind die Familienbeziehungen. Die Tochter eines reichen und einflußreichen Mannes kostet vielleicht trotz ihrer Häßlichkeit zehnmal mehr als die hübsche Tochter eines armen Mannes[1]. Zuweilen werden, wenn der Vater einflußreich ist, schon Kinder von drei bis vier Jahren verheiratet. Der Mann kümmert sich wenig um die Aufführung seiner Braut, denn alle Kinder vermehren seine Familie. — Der Bangala darf so viele Frauen haben, als er kaufen kann; gewöhnlich hat die erste einen Vorrang vor den übrigen. Die Frau allein macht das Vermögen des Bangala aus; sie hat alle Arbeiten im Haus und auf dem Felde zu verrichten, sie ernährt den Mann und gibt ihm den Erlös aus dem Verkauf ihrer Produkte: Maniok, Bananen, Fische usw.; ihr sind auch die Sklaven anvertraut, manchmal kann sich der Mann mit dem Verdienste seiner Frauen eine neue Frau kaufen. Oft kommt es vor, daß ein Mann seine Frau verleiht, und zwar aus Gewinnsucht oder aus Gefälligkeit gegen Gäste. Wenn aber ein Mann eine Frau verführt, ohne sich vorher mit ihrem Mann verabredet zu haben, so muß er eine große Strafe bezahlen. Die schuldigen Frauen werden durch Abhauen eines Ohres und Durchbohrung der Waden bestraft.

Die Ehe wird leicht und häufig geschieden. Will die Frau nicht mehr beim Mann bleiben, so kehrt sie zu ihrem Vater zurück, dieser aber muß den Brautpreis zurückbezahlen, was oft zu Zank und Streit der Familien Anlaß gibt. Im Fall von Unverträglichkeit schickt der Mann die Frau dem Vater zurück, der ihn entschädigen muß. Schon vorhandene Kinder bleiben beim Manne. Bezeichnend für die Ehe ist, was Coquilhat[2] erzählt: „So oft ich das Blut mit einem großen Häuptling austauschte (Blutverwandtschaft), sagte mir dieser: ‚Meine Frau wird deine Frau sein und deine Frau die meine.‘"

Das Haupt der Familie ist der Eigentümer des gesamten Vermögens, das die Frauen besitzen; doch betrachtet sich eine jede Frau als Quasieigentümerin dessen, was sie selbst erworben oder was ihr der Mann gegeben hat: Sklaven, Pirogen, Hacken usw. Die Mutter sammelt das Vermögen, um dem Sohn seinerzeit eine Frau zu kaufen, und sobald dieser groß wird, darf er eigenes Vermögen erwerben. In Ausnahmefällen aber, z. B. um ein Familienglied loszukaufen, darf der Vater das ganze Vermögen zu dem Zwecke heranziehen[3].

Begräbnis. Wenn ein Bangala stirbt, wird er bemalt und mehrere Tage vor dem Hause ausgestellt. Die Verwandten und Freunde eilen herbei,

---

[1] Van Overbergh, Les Bangala 213.

[2] Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie IX (1889) 635.

[3] Van Overbergh a. a. O. 235.

um zu weinen, man bezahlt sogar Frauen um zu klagen. Zwei neigen sich über den Toten und murmeln sein Lob. Das Grab wird in der Nähe der Hütte bereitet, und mit dem Toten werden alle seine Gebrauchsgegenstände und das meiste, was er besaß, begraben, damit er wohl ausgerüstet die „große Reise" unternehmen könne. Aus diesem Grunde werden auch, wie schon erwähnt, seine Sklaven und seine Weiber auf dem Grabe getötet, damit sie ihn begleiten. Man bindet ihnen einen Bananenzweig an den Kopf und schneidet ihnen dann den Kopf ab. Daß die Leichen in zwei Hälften geteilt wurden, haben wir schon erwähnt [1]. Besonders beim Begräbnis eines Häuptlings wurden viele Sklaven, Männer und Weiber, getötet. Dem Häuptling wurde auch eine Hütte über dem Grabe errichtet, in die man von Zeit zu Zeit eine Platte Maniok oder Bananen legte.

Religion. Schon aus dem Gesagten ergibt sich klar der Glaube der Bangala an ein Fortleben nach dem Tode. Das Los der Verstorbenen scheint aber nur vom Reichtum und von der Armut abzuhängen; die Reichen gehen nach dem Tode direkt zu Ibanza, die Armen dagegen zu Nsungu. Der Weg zum Ziel ist für beide derselbe, denn Nsungu ist in der Nähe von Ibanza. Auf dem Wege dahin muß der Arme schwer arbeiten, und wenn er zu Nsungu gekommen ist, so muß er sein Leben der Arbeit fortsetzen.

Manche haben gezweifelt, ob die Bangala eine Idee von einem höchsten Wesen haben, weil sie auf gelegentliche Fragen eine ausweichende oder gar verneinende Antwort erhielten. Aber aus diesen gelegentlichen Antworten folgt gar nichts. Die Missionäre, die lange bei ihnen geweilt, bezeugen den Glauben der Bangala an die Existenz eines höchsten Wesens, das sie „Djakomba" (Njakomba) nennen. P. Emeri Cambier [3] erzählt, eines Tages habe ein Neger — Bilembe mit Namen — in seiner Gegenwart das Wort Djakomba ausgesprochen, und auf die Frage, was Djakomba sei, erhielt er folgende Antwort: „Wie, weißt du nicht, was Djakomba ist? Djakomba ist derselbe, der auch Ibanza und am Unterkongo Nzambi heißt. Djakomba! Nun, das ist der, welcher die Sonne, den Mond, die Sterne, die Erde, das Wasser, die Bäume, die Kräuter, die Vögel gemacht hat! Neulich bist du krank gewesen, aber wieder gesund geworden, weil dich Djakomba liebte, gestern hat er den älteren Bruder des Tsingele sterben lassen, weil er ihn nicht liebte." Er fügte noch hinzu, die Weißen wissen viel mehr als die Schwarzen, weil ihnen Djakomba die Wissenschaft gegeben hat, den Schwarzen aber nicht. Als der Missionär den Neger fragte, ob er Djakomba schon gesehen, erwiderte Bilembe, Djakomba habe weder Ohren noch Nase, noch Augen noch Arme, Bauch oder Beine, er sei überhaupt unsichtbar wie die Elili (Seele) des Menschen. Siehst du denn die Elili? „Nein", entgegnete der Missionär, „aber was wird denn aus der Elili, wenn der Mensch stirbt? Geht sie in den Himmel zu Djakomba oder wird sie in einem andern Menschen wiedergeboren?" „Nein, die Elili bleibt bei Djakomba." „Aber ist denn Djakomba und Moloki (Teufel), von dem ich schon reden hörte, nicht dasselbe?" „Nein, Djakomba ist gut, Moloki aber ist böse. Hat

[1] Ebd. 245 247. [2] Ebd. 273.
[3] Missions en Chine et au Congo (Scheut-les-Bruxelles) I (1891) 412 ff.

denn etwa Moloki die Erde, das Wasser, die Bäume gemacht? Djakomba ist im Himmel, Moloki im Wald. Der Zauberer geht in den Wald und ruft den Moloki, und Moloki kommt und spricht mit ihm. Ist Moloki nicht die Eule, die in der Nacht kommt, wenn es dunkel ist? Dort in den Zweigen des Palmbaumes schreit sie: Hu! Hu! Rufe in der Dunkelheit nicht: Hu! Hu! sonst würdest du den Moloki kommen sehen, der sehr böse ist."

Aus weiteren Gesprächen mit andern Negern erkannte P. Cambier, daß es nur einen Djakomba gibt, der der Schöpfer der Dinge und gut ist. Allerdings, fügt er hinzu, sind diese Ideen mit lächerlichen Zutaten vermischt, trotzdem bleibt wahr, daß man darin einen wahren Glauben an einen guten und mächtigen Gott, an eine gewisse Vorsehung und an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele findet. Nach Cambier ist noch besonders beachtenswert, daß auch andere Stämme mit dem Ausdruck Djakomba, den die Bangala zuweilen auch Njakomba aussprechen, in ihrer Sprache eine mächtige und gute Gottheit bezeichnen. Er beruft sich auf das Wörterbuch der Bajanzisprache von Rev. M. Sims, der auf S. 34 schreibt: Gott = Njambi, Nzakamba, Nzakomba, und auf das Wörterbuch der Balolosprache von Eddie, in dem es auf S. 39 heißt: Gott = Nzakomba und auch Djibanza, was von dem oben genannten Ibanza kaum verschieden ist, endlich auf die Autorität von Bentley[1] und Moganga[2].

Leider scheint dieser Gottesglaube keinen Einfluß auf ihr sittliches Leben auszuüben. Ungescheut und ohne Gewissensbisse überlassen sie sich den gröbsten Lastern. Von dem Glauben an eine jenseitige Vergeltung des Guten und Bösen konnte Cambier keine Spur entdecken. Religiöse Gebräuche haben sie nicht viele. Erwähnt sei die Giftprobe (nkasa), die den Schuldigen ermitteln soll, der bösen Zauber auf ein Opfer geworfen hat. Man wendet sie an, wenn jemand eines gewaltsamen Todes gestorben und der Urheber unbekannt ist; ferner wenn ein Häuptling schwer erkrankt. Im letzteren Fall läßt man den Zauberer kommen, der einige Tage beim Häuptling bleibt, um seine Umgebung kennen zu lernen. Dann nimmt er eine inspirierte Miene an, fängt an zu springen und Verrenkungen zu machen und erklärt endlich, diese und jene Frau des Häuptlings, dieser oder jener freie Mann oder Sklave habe ihn behext, und der Angegebene wird sofort enthauptet und verzehrt[3]. Zauberei, Aberglaube und Fetische spielen, wie bei fast allen Negern, eine Hauptrolle in ihrem Leben, die Zauberer (ganga) sind dementsprechend sehr gefürchtet. Eine kostbare Gabe der Zauberer besteht darin, daß sie die Diebe und selbst die geheimen Pläne und Absichten der Leute entdecken können.

Zivil- und Kriminalrecht. Alle Streitigkeiten über Erbschaften, Schulden, Beschädigungen von Pflanzungen, Häusern, Pirogen usw. werden zuerst wo möglich durch gegenseitiges Übereinkommen geschlichtet. Gelingt das nicht, so wählt man einen Schiedsrichter, gewöhnlich einen oder mehrere alte, im Gewohnheitsrecht wohlerfahrene Notabeln oder Häuptlinge, die sich gut bezahlen lassen. Unterwirft sich einer dem Urteil nicht, so sucht man durch Privat-

[1] Pioneering on the Congo II 218, zitiert bei Van Overbergh, Les Bangala 279.
[2] Le Congo 1 (1904) n. 18, 2. [3] Missions en Chine et au Congo I (1891) 414.

fehden die Sache zum Austrag zu bringen. Die Bangala sind sehr prozeßsüchtig. Das Strafrecht wird anders gehandhabt. Mord, Diebstahl, Schlägereien und Verletzungen werden in einer allgemeinen Versammlung des Dorfes oder Distriktes abgeurteilt. Doch kann der auf frischer Tat Ertappte sofort getötet werden. Kommt die Angelegenheit vor die allgemeine Versammlung, so wird der Schuldige wegen Diebstahls und Verletzung nur zu einer Geldstrafe verurteilt; oft aber wird er dem Beschädigten überliefert oder seinen Erben, die ihn, wenn sie wollen, verkaufen oder töten und auffressen können. Der Mörder wird, wenn keine mildernden Umstände vorliegen, fast immer enthauptet. Ist er reich und mächtig, so kann er sich durch eine große Anzahl von Sklaven loskaufen. Der Ehebruch wird von dem beleidigten Manne abgeurteilt. Die schuldige Frau wird zuweilen von ihm dadurch gestraft, daß er ihr ein Ohr abschneidet oder mit einer Lanze die Waden durchbohrt; der Verführer dagegen muß, wenn er nicht getötet werden will, ein hohes Lösegeld bezahlen[1].

In sozialer Beziehung unterscheidet man drei Stände: die Freien (nsomi), die Freigelassenen (botela) und die Sklaven (momba). Ist ein freier Mann mit einem Sklaven zufrieden, so macht er ihn zu einem Botela, indem er ihm eine Frau gibt. Die Kinder sind Botela. Ein Sklave und ein Befreiter kann sich immer loskaufen, wenn er dem Herrn allmählich eine bestimmte Summe bezahlt. Unter den Freien unterscheidet man wieder die Notabeln oder Reichen, die eine Anzahl Frauen besitzen, und die gewöhnlichen Freien, die arm sind. Die Sklaven sind fast alle Kriegsgefangene und unterscheiden sich in ihrem Los wenig von den Freien. Außerdem werden zuweilen auch Verbrecher zu Sklaven gemacht, wenn sie die Strafe nicht bezahlen können. — Jedes Dorf hat seinen Häuptling (monanga), der gewöhnlich der reichste von den Notabeln ist. Mehrere Dörfer vereinigen sich zu einem Distrikt. Alle Monanga dieses Distrikts unterhandeln miteinander in den Versammlungen, und der einflußreichste unter ihnen ist das Haupt des Distrikts (monanga-monnene = Oberhäuptling). Die Autorität der Häuptlinge ist übrigens rein moralisch. Sie hängt von ihrer Persönlichkeit ab oder auch von den Fetischen und Zauberkräften, über die sie nach der Meinung ihrer Leute verfügen. Die Häuptlingswürde ist nicht erblich. Jeder Sohn des Häuptlings erbt das Vermögen, das der Vater der Mutter überlassen hat, und der Sohn, welcher die Stellung seines Vaters erwerben will, muß hervorragende Eigenschaften haben, um alle Söhne, Freunde und Klienten seines Vaters zur Anerkennung seines Vorranges zu bringen.

Die wichtigen Angelegenheiten des Dorfes werden in allgemeinen Versammlungen unter dem Vorsitz des Dorfhäuptlings, und die des Distrikts in den Distriktsversammlungen unter dem Vorsitz des Oberhäuptlings verhandelt. Die Verhandlungen zeichnen sich aus durch strenge Beobachtung gewisser parlamentarischer Formen und durch selbstbewußte Teilnahme der Freien den Häuptlingen gegenüber.

Die Bangala zeichnen sich durch Tapferkeit, Kraft und Geschicklichkeit aus und liefern heute dem Kongostaat die besten Soldaten und Arbeiter.

---

[1] Van Overbergh a. a. O. 379.

6. Die Wangata.

Der Stamm der Wangata wohnt unter dem Äquator am linken Ufer des Kongo und des Ruki und südlich davon; auch die Dörfer am rechten Ufer des Ruki vor seiner Mündung in den Kongo gehören den Wangata. Das Land ist sehr sumpfig und äußerst schwach bewohnt. Die Wangata sind übrigens nur ein Zweig des großen Bokotestammes, zu dem auch die Bofidji und die Indjolo gehören. In Sitten, Gewohnheiten und Sprache unterscheiden sich diese Stämme so wenig, daß alles, was wir von den Wangata sagen werden, auch von den beiden andern Stämmen gilt[1].

Die Bokote wohnen schon seit alter Zeit in ihrem heutigen Gebiete, und die drei genannten Unterabteilungen leben in vollkommener Eintracht miteinander. Die Bokotefamilien sind durch Verbindungen miteinander verwandt, und täglich mehren sich solche verwandtschaftliche Beziehungen. Der Wangata vermeidet übrigens sorgfältig eheliche Verbindungen mit Blutsverwandten; ein Eingeborner wird nie eine Frau aus seinem Dorfe nehmen, ja er wird nicht einmal eine Frau eines Dorfes heiraten, aus dem seine Voreltern stammen. Man hindert zwar Ehen zwischen Blutsverwandten nicht, aber man lacht und spottet darüber, und das genügt, um sie zu verhindern; denn niemand ist so empfindlich gegen Spott als der Wangata[2].

Die Wangata werden als eine schöne, kräftige und übermittelgroße Rasse geschildert. Ihre Haut ist braun und genügend hell, um bei einer heftigen Bewegung das Erröten oder Erblassen erkennen zu lassen. Die Haare sind dicht und lang, die Augen groß und schön und verraten Gutmütigkeit. Mißgestaltete Leute sind selten, und man spottet nie über sie[3].

Der herrschende Zug im Charakter der Wangata ist die Sorglosigkeit. Im Umgang ist er im allgemeinen heiter und milde. Er ist bis zu einem gewissen Grade mutig und hingebend. „Eigentlich faul kann man ihn nicht nennen, aber ebensowenig zeichnet er sich durch Arbeitsliebe aus; außerordentlich liebt er die Beredsamkeit und übt sich darin. Höflich ohne Kriecherei, ist er mit seinen Stammesgenossen offen und ehrlich, er lügt nur im Verkehr mit Fremden und Weißen. Sein offener Charakter macht ihn sehr gesellig, aber aus seiner Umgebung herausgerissen, wird er leicht von Schlaueren und Verschlageneren hintergangen, und dann wird er verdrießlich." Gegenseitig grüßen sie sich immer höflich; besonders die Greise und die Häuptlinge werden ehrfurchtsvoll behandelt. „Es ist nicht schwer, die Liebe dieser guten Wangata zu gewinnen, denn sie haben keine böse Gesinnung gegen uns, und wenn sie gewisse Weiße verabscheuen, so kommt das nicht daher, weil diese weiß sind."[4]

Nahrungssorgen haben die Wangata wenig, da ihnen das Land zu jeder Jahreszeit Fleisch, Fische und Vegetabilien in Menge bietet. Die Hauptnahrung besteht in Maniok und Bananen. Sie verzehren auch täglich eine große Masse Zucker, indem sie das Zuckerrohr kauen; die Frauen bereiten aus dem Zucker-

---

[1] Vgl. Les Wangata, par le Lt. Engels, Chef de secteur, in der Revue Congolaise I (1910) 439 ff.

[2] Ebd. 444. [3] Ebd. 448. [4] Ebd. 450.

rohr eine Melasse, die sie als Nachtisch essen. Alle lieben das Salz, und die Kinder essen es wie unsere Kinder den Zucker. Den Honig überläßt man gewöhnlich den Frauen und Kindern. Eigentliche Kannibalen sind die Wangata wohl nie gewesen. Heute ist der Kannibalismus ganz verschwunden. Ehemals existierte er zwar, aber mit einem besondern Charakter, der ihm viel von seiner Scheußlichkeit benimmt. Wenn es jemand gelang, einen verhaßten und verabscheuten Feind zu töten, so brachte er ihm auf dem ganzen Leibe Wunden bei, schnitt ihm den Kopf ab, ließ diesen kochen und aß ihn dann. Seine Gefährten teilten die Arme und Beine unter sich. Seinen Feind auffressen, das war die größte Rache, das hieß ihn zweimal töten, ja vernichten. Frauen und Kinder beteiligten sich nie an diesem gräßlichen Mahle, und nie wurde eine Frau verzehrt und ebensowenig ein Sklave, da der Haß gegen den Sklaven auf seinen Herrn übergeht.

Das gewöhnliche Getränk der Wangata ist Wasser, nur bei den häufigen Freudenfesten trinken sie Bier, das aus Zuckerrohr bereitet wird. Dieses Bier ist an sich unschädlich, leider raucht der Wangata dabei, und zwar in seiner Weise, indem er große Massen Rauch verschluckt und so ganz berauscht wird. Das Übel wird dadurch verschlimmert, daß man statt des Tabaks zuweilen Hanf raucht.

Alle Speisen mit Ausnahme der Früchte werden, bevor man sie ißt, gewaschen und gesotten. Dabei beobachten die Frauen große Reinlichkeit. Sie berühren nie eine Speise, ohne zuvor die Hände gewaschen zu haben. Gewöhnlich essen die Männer zusammen, und die Kinder essen mit der Mutter. Jede Frau bereitet ihre Mahlzeit, und legt einen Teil davon für den Mann und seine Gäste beiseite; wenn der Mann viele Frauen hat, bezeichnet er diejenige, die ihm das Mahl bereiten soll. Wenn ein Eingeborner an einer Gruppe, die beim Essen ist, vorbeigeht, so ladet ihn das Familienhaupt zur Teilnahme am Mahle ein. Diese Einladung zu unterlassen, würde als große Unhöflichkeit, ja als schimpflich gelten. Vor dem Essen wäscht man die Hände, und während des Mahles herrscht vollständiges Schweigen.

Heute tragen manche Wangata als Kleidung schon europäische Stoffe, früher bestand die Kleidung der Männer in einem ziemlich großen Streifen aus Palmfasern, der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten an einem Gürtel befestigt wurde. Die Greise und die meisten Männer über 25 Jahre halten sich noch heute an diese Sitte. Das Kleid der Frauen besteht in einer ähnlichen, noch einfacheren Schürze. Die Mädchen tragen bis zur Verheiratung nur Pelzstücke.

Die Geburt eines Kindes, besonders die von Zwillingen, wird mit einem Freudenfest begangen. Die Mutter darf das Kind nicht säugen, ohne gewisse Reinigungszeremonien durchgemacht zu haben. Eine sonderbare Sitte besteht darin, daß, während der Mann die Flüssigkeit bereitet, mit der man die Brüste der Mutter reinigen muß, bevor diese das Kind säugen darf, diese vor einer oder zwei Nachbarinnen die Männer aufzählt, die mit ihr zu tun gehabt haben. Der Mann hört schweigend der Beichte zu, und darf weder Freude noch Ärger zeigen. Reue empfindet die Frau dabei keine; man betrachtet den bloßen Geschlechtsverkehr nicht als unmoralisch, sondern als etwas rein Natür=

liches[1]. Man betrachtet sogar mit einer gewissen Geringschätzung die Frau, die nicht schon vor ihrem ersten Kind mit mehreren Männern Umgang gehabt hat.

Der Abortus kommt vor. Die Frau, die über ihren Mann ergrimmt ist, treibt die Frucht ab, stirbt aber manchmal infolge davon. Der Wangata selbst verabscheut den Abortus, wie er den Diebstahl verabscheut, denn er sieht sich in seinen direktesten materiellen Interessen betrogen. Das Kind ist das Eigentum des Vaters. Ist der Vater Sklave, so gehört das Kind dem Herrn. — Kindertötung ist unbekannt; die Mutterliebe findet einen mächtigen Bundesgenossen in dem Eigennutz des Vaters; selbst das mißgestaltete Kind ist für den Vater nie eine Last. Im allgemeinen besorgt die Erziehung der Knaben der Vater oder einer seiner Sklaven, die der Mädchen die Mutter; doch bedeutet diese Erziehung nicht viel. Wenn nötig, gibt der Vater dem Kind einen Rat oder tadelt es, aber zu Schlägen kommt es nur in seltenen, ganz besonders schweren Fällen. Der Knabe wohnt im Hause der Mutter bis zum Tage, wo ihn seine Kameraden spottend fragen, ob er noch so jung sei, daß er der Mutterpflege bedürfe; dann zieht er in das Haus eines älteren, unverheirateten Bruders, und sucht jetzt das Material und den Platz für eine eigene Hütte.

Beziehungen knüpfen die jungen Leute beiderlei Geschlechts früh an, man läßt das gewähren; sobald der Sohn das Alter von 12 oder 13 Jahren erreicht hat, gibt ihm der Vater eine Frau. Ist der Vater reich, so gibt er dem Sohne schon eine Frau, sobald er aufhört im Hause der Mutter zu wohnen. In Wirklichkeit ist diese Frau aber nur seine verlobte Braut, denn sie wohnt im Hause der Schwiegermutter bis zum Tage, wo der junge Mann sie in sein Haus nimmt. Dem Manne schuldet die Frau die Treue, aber sie vergißt dieselbe oft, und solche Vergehen werden leicht verziehen, wenn der Verführer der Frau den Mann tüchtig bezahlt. Eine eigentliche Prostitution gibt es nicht, aber die Nachgiebigkeit des Mannes und die Gefälligkeit der Frau kommen zuweilen der geheimen Prostitution sehr nahe. Will jedoch ein Mann eine Frau allein besitzen und den Ehebruch fernhalten, so veranstaltet er ein Fest, zu dem die Männer des Dorfes eingeladen werden. Er bewirtet sie, macht ihnen reiche Geschenke und läßt sie dafür versprechen, die Frau ihm allein zu lassen. Jetzt gilt diese Frau als heilig, und ein Ehebruch mit ihr würde vom ganzen Dorf streng geahndet werden[2]. Auf die Jungfräulichkeit legt man, wie es scheint, gar keinen Wert, ja man sieht es gerne, wenn die Braut schon ein Kind hat, weil dies das Zeichen ihrer Fruchtbarkeit ist.

Wie fast überall, wo Polygamie herrscht, ist auch bei den Wangata das Weib das Besitztum des Mannes; er kann es verstoßen, verkaufen und austauschen, wenigstens rechtlich; in der Praxis muß er allerdings auf die Familie des Weibes Rücksicht nehmen, wenigstens wenn diese einflußreich ist. Auch die Frau kann dem Manne entfliehen, wenn sie Grund zur Klage hat. Flieht sie zu den Eltern, so erstatten diese dem Ehemann den Brautpreis zurück, flieht sie zu einem andern Manne, der sie annimmt, so bezahlt dieser den Eltern entweder

[1] Das kann sich nur auf den Verkehr der Ledigen beziehen; denn der Ehebrecher muß dem geschädigten Manne eine Strafe bezahlen. Wenn übrigens der Geschlechtsverkehr der Ledigen nicht als ungehörig gilt, wozu denn diese Beicht?

[2] Revue Congolaise II (1911) 33.

den Brautpreis oder eine andere Frau, die für den Ehegatten der entflohenen Frau bestimmt ist. Die Kinder bleiben aber immer das Eigentum des Vaters. Auch die Güter behält der Mann, da die Frau kein Eigentum besitzt mit Ausnahme der zu ihrem Dienst bestimmten Sklaven und der Schmucksachen.

Die männlichen Kinder eines Vaters sind untereinander gleich; die Hälfte des väterlichen Vermögens erhalten sie, die andere ihre Onkel. Sie erben auch alle Rechte des Vaters über seine Töchter, ihre Schwestern. Gegen ihre Eltern haben die Kinder nur Pflichten der Unterwerfung und des Gehorsams. Übrigens wird die väterliche Autorität, die sehr respektiert ist, nicht tyrannisch gehandhabt. Stirbt der Vater zur Zeit, wo seine Kinder noch klein sind, erhalten die Onkel die ganze Erbschaft. Diese adoptieren die Kinder und erhalten alle Rechte des verstorbenen Vaters, übernehmen aber auch dessen Pflichten. Die Vormundschaft geht nie an die Familie der Mutter über [1].

„Der Kranke wird mit einer Hingebung gepflegt, von der wir keinen Begriff haben, und zwar nicht nur von den Verwandten, sondern auch von den Freunden, ja von allen Nachbarn. Selbst der letzte Arme wird gut besorgt, und hat er keine Frauen, so übernimmt das ganze Dorf diese Sorge. Stirbt der Kranke, so versammelt sich die ganze Familie in tiefem Schweigen um das Sterbelager. Man ruft die Klagefrau, die nun fortwährend schluchzend singen muß, bis der Kranke verschieden ist.“ [2]

Engels behauptet, die Wangata fürchteten den Tod nicht und glaubten an kein jenseitiges Fortleben; der Tod sei ihnen einfach das absolute Aufhören des Lebens, und deshalb hätten sie auch keinen Totenkult; denn man fürchte und ehre nicht, was überhaupt nicht mehr ist [3]. Aber wir werden sehen, daß er sich selbst durch seine weiteren Ausführungen widerlegt. Er bemerkt, der Geist der Verstorbenen flöße den Wangata Furcht ein, solange die Leiche nicht begraben ist. Schon daraus geht hervor, daß nach ihnen der Geist vom Leibe verschieden ist und nach dessen Tod noch lebt. Noch deutlicher verraten die Leichenfeierlichkeiten den Glauben an ein Fortleben der Seele des Verstorbenen. Gleich nach dem Verscheiden wird die Leiche sorgfältig gewaschen, mit Öl und Fett eingerieben, von allen Haaren gereinigt, in eine Decke — früher in eine Matte — gehüllt und im Totenhaus ausgestellt. Die Frauen und Verwandten des Verstorbenen scheren sich ganz oder zum Teil, je nach dem Grade der Verwandtschaft, die Haare. Die Ausstellung der Leiche dauert drei Tage, während deren die Verwandten die Wache halten. Ist die Stunde des Begräbnisses gekommen, so wird die Leiche, je nach dem Rang und dem Reichtum des Toten, in Stoffe, Matten und Decken eingehüllt und fest zugebunden. Das Grab wird von jungen, unverheirateten Leuten bereitet. Die Leiche wird, wenn sie später wieder ausgegraben werden soll, auf drei Lianen gelegt, die man auf der Oberfläche des Bodens befestigt und mit einer Decke verhüllt, um die darauf geschüttete Erde von ihr fernzuhalten. Die Grablegung findet schweigend statt, nach derselben stürzen alle Anwesenden plötzlich mit lautem Geschrei zum Grabe, kehren diesem den Rücken zu und scharren mit ihren Händen in der größten Hast das Grab zu. Sobald die Leiche mit einer etwa

[1] Ebd. 36. [2] Ebd. 39. [3] Ebd. 37.

50 Zentimeter hohen Erdschicht bedeckt ist, springen einige Männer ins Grab und stampfen die Erde fest, während die andern fortfahren, das Grab zuzuschütten. Ist die Beerdigung eine definitive, so bringen die Frauen des Verstorbenen einen Haufen Körbe, Töpfe, Stühle und Betten herbei und legen sie auf das Grab. Die Bananenbäume um das Haus des Verstorbenen werden abgehauen, das Haus selbst, in dem er gestorben, wird niedergerissen, und ringsherum läßt man das Gras wachsen.

War der Verstorbene eine reiche und mächtige Persönlichkeit, so ist hiermit die Begräbnisfeier noch lange nicht zu Ende. Die Familie läßt von einem Manne, zu dessen speziellem Handwerk das gehört, einen Sarg bereiten. Der nächste Verwandte des Toten geht mit in den Wald, um den Baum zu wählen, aus dem der Sarg gezimmert werden soll. Die Wahl fällt immer auf einen Baum, der eine bestimmte Essenz (bofeko) enthält. Nach getroffener Wahl ziehen sich die Verwandten zurück, und der Handwerker macht sich an die Arbeit. Er haut den Baum um und teilt den Stamm der Länge nach in zwei Hälften, die ausgehöhlt, geschält und rot bemalt werden. Die Arbeit nimmt manchmal 10—14 Tage in Anspruch. Der Ort, wo der Sarg gemacht wird, gilt während der Arbeit als heilig. Niemand darf den Arbeiter stören. Ist der Sarg fertig und mit verschiedenen Zieraten (Affenhäuten, Kupfernägeln, Leopardenklauen usw.) geschmückt, so wird er auf einer Art Tisch ausgestellt. Auf die Einladung der Handwerker kommen alle herbei und bringen die Gebrauchsgegenstände des Toten: seine Waffen (Bogen, Pfeile, Lanzen, Messer, Schild), seinen Stuhl und sein Bett, seinen Gürtel aus Antilopenfell, seine Pfeife usw. Auch Lebensmittel und Wein werden herbeigebracht, mit denen die Männer ein Mahl halten, während die Frauen wehklagen und schreiend beständig um den Sarg herumgehen. Nach Vollendung des Mahles zieht man in Prozession singend, schreiend und lärmend ins Dorf, voran schreiten die Männer, hinter ihnen kommt der Sarg, um den Weiber herumspringen, und endlich folgen die Männer, welche die Waffen und Gerätschaften des Verstorbenen tragen. Im Dorfe wird der Sarg in der Nähe des Grabes niedergelegt.

Während der Nacht gehen einige Männer ohne Licht an das Grab, nehmen die Leiche mit Hilfe der oben genannten Lianen heraus, und legen die Leiche in den Sarg. Dieser wird dann zugedeckt, fest mit Lianen gebunden und wiederum ins Grab gelegt, das man mit Erde zudeckt. Die erste Frau des Verstorbenen übernimmt gewöhnlich die Sorge um das Grab. Der Schwarze hat große Achtung vor den Begräbnisstätten. „Er glaubt, daß die Seele des Toten den Leib bewacht. Ist der Leib begraben, so ist auch die Seele unter der Erde, bereit, den Leib gegen jede Verletzung, jede Entehrung zu schützen. Die Seele bleibt passiv, ohne Freude, ohne Leiden, ohne Wünsche, ohne Bedürfnisse.“ [1] Wenn die Seele den Leib bewacht, muß sie doch fortleben, sie muß erkennen und auch den Wunsch haben, daß die Grabesruhe nicht gestört werde. Sonst wäre ja das Bewachen zwecklos. Doch hören wir weiter. „Zwar geht der Bruder des Verstorbenen oder einer seiner nächsten Verwandten beim ersten Nteke (öffentliches Freudenfest) zum Grabe und

[1] Revue Congolaise II (1911) 42.

leert eine Kalebasse mit Wein über dasselbe als letzte Spende, die man nur darbringt, wenn der Tote im Leben eine große Liebe zum Wein gezeigt hat; aber nie Lebensmittel oder verschiedene Gaben, und in der Tat dieses ganz materialistische Volk, das weder Priester noch Zauberer besitzt, würde bald bemerken, daß der Tote die Speisen nicht berührt, welche die Pietät seiner Verwandten ihm aufbewahrt. ‚Der Tote ißt nicht mehr‘, sagt der Wangata.“ [1] Die Wangata müssen jedenfalls annehmen, daß die Weinspende den Toten erfreut, sonst würden sie den Wein nicht auf das Grab schütten. Auch ist ein Volk, das glaubt, die Seele, der Geist des Toten, bewache den Leichnam, keineswegs vollständig materialistisch. Nur die Überzeugung, daß die Seele fortlebt, vermag die monate-, ja jahrelange Trauer zu erklären, welche die Wangata oft ihren Toten widmen [2]. Ja nach Engels kann der „Bokadsi“ oder Bokali (Geist oder Schatten des Verstorbenen) das Grab verlassen und in der Nacht den Menschen Besuche machen. „Es ist der Bokadsi eines Ahnen, der die Träume eingibt. Er kann auch während der Nacht seine Feinde oder die Feinde seiner Kinder angreifen; er macht irrsinnig oder erwürgt sogar jemand.“ [3] Sie müssen also doch lieben und hassen. Dabei soll keineswegs behauptet werden, daß die Wangata eine klare Idee von der Geistigkeit der Seele haben.

Schon aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß die Wangata klare Eigentumsbegriffe haben. Engels rühmt ihnen sogar Achtung vor fremdem Eigentum nach. Der gewöhnliche Diebstahl kommt unter den Eingebornen in ihren Dörfern selten vor; anders verhält es sich mit den Wangata an den europäischen Stationen und in ihren Beziehungen zu den Fremden. Einen Fremden wird er ohne Skrupel bestehlen.

Die Eigentumsgegenstände der Wangata sind Menschen, bewegliche Güter und der Boden. Frauen und Kinder werden als Eigentum des Mannes betrachtet, das er kaufen und verkaufen und vererben kann. Auch die Sklaven sind sein volles Eigentum. Die Kinder der Sklaven sind Eigentum des Herrn, dieser hat auch das Recht, den Sklaven zu töten. Was dieser erwirbt, gehört dem Herrn, doch überläßt man ihm stets einen Teil davon. Das bewegliche Eigentum ist freies Eigentum, über das der Eigentümer nach Belieben verfügen kann. Grund und Boden gehört zunächst dem Dorf, und zwar nur so weit, als die Ahnen des Dorfes vom umliegenden Gebiet Besitz ergriffen haben. Doch existieren keine öffentlichen Domänen; in Wirklichkeit gibt es nur Privateigentum, auch an Boden, doch wird dieses nur so lange anerkannt, als jemand ein Stück Land tatsächlich im Besitz hat. Dieses Privatgrundeigentum wird von allen respektiert; aber der Eigentümer kann den Grund nicht verkaufen oder sonstwie abtreten; nur über die Ernte darf er frei verfügen.

Zivilstreitigkeiten werden nach altem Herkommen entschieden. Entsteht ein Streit, so wird er vor einen Alten gebracht, der einige andere bejahrte Männer zu Hilfe ruft; dann wird die Angelegenheit auseinandergesetzt, werden die Zeugen vernommen und das Urteil gefällt. Beim Urteil wird immer darauf geachtet, daß keine Partei mit „Trauer im Herzen“ entlassen werde. — Auch

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 43. [3] Ebd. 121.

das mündliche Testament ist bekannt. Der Erblasser gibt vor seinen Erben seinen letzten Willen bekannt, nimmt aber stets einige Alte des Dorfes zu Testamentsvollstreckern [1]. Obwohl die Wangata kein Strafgesetzbuch haben, werden doch viele Verbrechen nach altem Herkommen scharf geahndet. Der Mord, der unfreiwillige Totschlag, Schläge und Verwundungen werden mit dem Tode des Täters, oder wenn man ihn nicht erreichen kann, mit dem Tode eines nahen Verwandten bestraft. Gehört der Getötete einem andern Dorfe an, so begnügen sich die Geschädigten mit dem Tode eines Dorfgenossen des Mörders, ob er verwandt sei oder nicht. Tötet ein Sklave einen freien Mann, so wird der Herr des Sklaven, und nicht dieser selbst, zur Verantwortung gezogen. Der Mörder kann übrigens die Familie des Opfers durch Bezahlungen zufrieden stellen. Hat ein Wangata einen andern Wangata getötet oder verwundet, so versammelt sich die Familie des letzteren, beschließt Rache und läßt dies dem Mörder und seiner Familie melden. Dann kommt es zu Verhandlungen. Bezahlt der Mörder die verlangte Entschädigung, so ist die Sache erledigt, sonst muß Blut fließen. Man wird dem Mörder auflauern und ihn bei der ersten Gelegenheit umbringen. Das Recht der Blutrache wird von allen Wangata respektiert und gilt als ein heiliges Recht. — Der Diebstahl wird zwar von allen verabscheut, aber gewöhnlich nicht eigentlich gestraft. Verwandte und Freunde schließen sich vom Dieb ab. Wird ein Wangata des Diebstahls überführt, so muß er die gestohlene Sache wiedererstatten; vermag er das nicht, so bemächtigt sich der Bestohlene seiner Person und läßt die Familie wissen, er werde ihn verkaufen, wenn keine Entschädigung erfolge. Wenn ein des Mordes oder Diebstahls Angeklagter die Tat leugnet, so muß er sich der Giftprobe unterziehen [2].

In politischer Beziehung sind die Wangata patriarchalisch organisiert. Wie die Familie von ihrem Haupt, so wird eine Gruppe von verwandten Familien (etuka) von ihrem Haupt oder Häuptling regiert. Es kann sein, daß in einem Dorfe mehrere Etukas existieren, es kann aber auch ein kleines Dorf aus einer einzigen oder zwei Etukas bestehen. Erst durch die belgische Regierung wurde das Dorf als solches von größerer Bedeutung, weil sie es nicht für ratsam hielt, die öffentliche Gewalt einem Manne anzuvertrauen, der nur Verwandte unter sich hat; außerdem hätte die Vielheit der Etukas die Verwaltung zu kompliziert gemacht [3]. Die Etukas bestehen nämlich aus mehreren Familien, die von einem gemeinsamen Stammvater herkommen. In dieser Familiengruppe sind alle einander gleich, alle hängen in gleicher Weise vom Alten oder vom Vater der Etuka ab, obwohl dieser nur raten kann.

Die Sklaven bilden keine eigene Klasse in der Etuka, sie gehören als Besitztum zur Familie. Unter den Sklaven wird kein Unterschied gemacht, ob nun Gefangenschaft oder Verschuldung Grund der Sklaverei sei. Theoretisch sind die Rechte des Herrn über den Sklaven unumschränkt, praktisch aber ist das Los derselben ein erträgliches. Es gibt übrigens keine Sklaven von Geburt. Das von Sklaven geborne Kind ist weder Sklave noch frei; solange seine Eltern leben, gehört es dem Herrn; sobald diese tot sind, wird es frei. Doch

---

[1] Revue Congolaise II (1911) 50. [2] Ebd. 54. [3] Ebd. 108.

muß zugegeben werden, daß vor der belgischen Okkupation Sklaven manchmal infolge von Aberglauben getötet wurden. Wenn ein reicher Mann starb, wurde zuweilen der Tod der Zauberei der Sklaven zugeschrieben und wurden diese zum Tode verurteilt. Sie wurden an den Rand des für ihren Herrn bestimmten Grabes geführt und mußten sich dort niederknien; dann enthauptete sie der Bruder des Verstorbenen, so daß sie in das Grab fielen; auf ihre Leichen wurde die des Herrn gelegt. — Noch ein anderes freies Menschenopfer kam früher vor. Wenn ein Wangata eine große Zuneigung zu seiner Sklavin fühlte, so schlug er ihr wohl vor, sie solle gleichzeitig mit ihm sterben. Die Sklavin nahm fast immer den Vorschlag an. Von diesem Augenblick an brauchte sie nicht mehr zu arbeiten, erhielt die beste Nahrung und verließ ihren Herrn weder bei Tag noch bei Nacht. Starb dann der Mann, so beweinte ihn die Sklavin bis zum Tage des Begräbnisses, dann ging sie in ihre Hütte und erhängte sich. Die Familie wartete, bis diese Tat geschehen, dann trug sie die Leiche der Sklavin zum Grabe, legte sie in dasselbe neben die Leiche ihres Herrn.

Noch einige Angaben über die Religion. Wir entnehmen sie dem schon erwähnten Engels, müssen aber auf die Widersprüche aufmerksam machen, in die sich der theologisch nicht gebildete Verfasser verwickelt, sobald er den Boden der Tatsachen verläßt.

Die Wangata glauben an ein höchstes Wesen oder an Gott, den sie Dzakomba nennen, ein Name, der bei allen Kundus gebräuchlich zu sein scheint. „Dzakomba ist nicht eine menschenähnliche Gottheit; sie ist unpersönlich und einpersönlich.“ [1] Das ist ein Widerspruch; eine einpersönliche Gottheit kann nicht unpersönlich sein. Die weiteren Angaben beweisen übrigens, daß Dzakomba als persönliches Wesen aufgefaßt wird. Er ist allgegenwärtig und der Schöpfer aller Dinge. Eine Schöpfungssage existiert nicht. Dzakomba hat den Menschen das Feuer gegeben, ihm gehören Sonne, Mond und Sterne, er hat Blitz und Donner gemacht. Von einer Vorsehung Gottes scheint der Wangata keine Ahnung zu haben; deshalb betet er auch nicht; er hat nicht einmal einen Ausdruck für beten; kusambila, dessen sich die christlichen Missionäre dafür bedienen, heißt eigentlich: grüßen, danken. Wohl weil der Begriff, den die Eingebornen mit Dzakomba verbinden, so vag ist, haben die Missionäre für Gott den Namen Dzambi gewählt. — Daß die Wangata Dzakomba als persönliches Wesen auffassen, welches sich zuweilen in die Dinge dieser Welt mischt, geht daraus hervor, daß man sie oft ausrufen hört: „Dzakomba ist mir nicht gut.“ — Wir finden hier offenbar dieselbe Idee, die uns schon bei andern Negervölkern begegnete. Die Wangata haben eine Idee von Gott dem allmächtigen Schöpfer, aber diese Idee ist nicht klar. Auch steht ihnen Gott viel zu hoch und zu fern, als daß er sich für gewöhnlich um die Welt kümmerte. Deshalb beten sie nicht zu ihm, haben auch keine Opfer, keine Priester, überhaupt keinen Kult Gottes.

Merkwürdig ist, daß nach Engels die Wangata überhaupt keine Idole, keine Fetische und auch keine Totems besitzen; das ist um so auffallender, als

[1] Ebd. 118.

die Nachbarvölker, z. B. die Ekonda, zahlreiche Fetische und Totems haben. Dagegen hat der Wangata viele Tapus, von denen aber die allgemeinen fast ausschließlich die Fleischnahrung der erwachsenen Frauen betreffen. So darf die Frau das Fleisch des Leoparden, der Fischotter, des Krokodils, des Adlers, der Eule usw., auch verschiedener Fischarten nicht essen. Diese Tapus gelten für alle Frauen, daneben gibt es auch noch Tapus für einzelne Individuen. Auf die Frage nach dem Ursprung der Tapus erhielt Engels unter anderem auch die Antwort: „Vielleicht hat es Dzakomba unsern Müttern verboten"; wieder ein klarer Beweis, daß die Wangata Dzakomba für ein persönliches Wesen halten[1].

Die individuellen Tapus entstehen auf verschiedene Weise. Hat sich z. B. ein Kind beim erstmaligen Genuß einer Speise den Magen verdorben, so sagt die Mutter oder eine zu Rate gezogene alte Frau: „Dzakomba will nicht, daß dieses Kind von der Speise esse." Von diesem Tage an gilt die Speise als Tapu, verboten für das Kind. Viele Wangata haben solche Tapus, und wenn man sie fragt, warum sie von der Speise nicht essen, antworten sie stets: „Dzakomba will es nicht."

Einige behaupten, die Wangata glaubten an die Seelenwanderung Sie haben eine Sage, nach der die Weißen wiedergeborne Schwarze sein sollen. Engels will das nicht gelten lassen und meint, daß diese Sage erst in neuerer Zeit entstanden sei. Wir lassen die Frage dahingestellt sein. Vom Glauben an eine jenseitige Vergeltung konnte Engels keine Spur entdecken.

Früher hatten die Wangata viele Zauberer (Kanga). Zur Zeit unseres Gewährsmanns gab es nur mehr einen einzigen. Seine Hauptaufgabe war, die geheim gebliebenen Urheber gewisser Verbrechen zu entdecken. Glaubte er einen solchen entdeckt zu haben, so bezeichnete er ihn, und dieser mußte sich der Giftprobe unterziehen, um seine Unschuld zu beweisen. Auch Zaubermittel, um Leoparden fern zu halten, Elefanten in die Falle zu treiben, Krankheiten zu heilen, haben sie.

7. Die Ababua.

Das Land der Ababua wird von Südosten nach Nordwesten durch den Bima, einen Nebenfluß des Uëlle, durchströmt. Das Volk besteht aus verschiedenen Stämmen, z. B. den Mongingita, Mogaza, Mondizima, Balissi, Bokiba und vielen andern, die aber alle dieselbe Sprache reden. Die Ababua nennen sich selbst Bua (Singular Mbua, Plural Babua)[2]. Den Namen Ababua haben ihnen die Niam-Niam (Asande) gegeben, bei denen A das Pluralzeichen ist, und unter diesem Namen sind sie bei den Europäern bekannt. Sie sind hauptsächlich Ackerbauer und Jäger, die Fischerei wird nur wenig betrieben, und zwar nur von den Frauen. Sie gelten als die größten und stärksten Neger am ganzen Kongo und suchen sich von der Vermischung mit fremden Stämmen möglichst rein zu halten. In der Kultur stehen sie viel tiefer als die Mangbetu, und allgemein gelten sie als wild und roh, aber nichts weniger als kriegerisch

[1] Revue Congolaise II (1911) 119—120.
[2] J. Halkin, Les Ababua, Bruxelles 1911, 45.

und tapfer. Sie pflegen sich fast alle zu tätowieren; die Hauptkleidung der Männer besteht in einem Schurz, die Knaben bis zum zehnten und zwölften Jahre bleiben ganz nackt, dasselbe gilt von den kleinen Mädchen; die verheirateten Frauen tragen ein Stück Rinde am Gürtel; wo sie in der Nähe der Europäer sind, fangen sie an, sich sorgfältiger zu kleiden.

Die Ababua leben in kleinen Dörfern oder Weilern, die Hütten sind klein; der Mann hat eine Hütte für sich und baut jeder seiner Frauen eine eigene Hütte. Jedes Dorf hat gewöhnlich an einem Ende ein größeres Haus, wo der Häuptling und diejenigen, die nichts zu tun haben, sich aufhalten. Tag und Nacht steht hier ein Wachtposten. Das Dorf wird oft durch einen Sumpf oder dichtes Gehölz ringsum geschützt. In jedem Dorfe findet man einen oder zwei Schmiede, die sehr geschickt und geachtet sind. Sie verstehen es auch, das Eisenerz auszugraben und zu schmelzen.

Familienleben. Nach der Niederkunft steckt die Frau am Rand eines Weges nahe beim Dorf einen Stab in den Boden. Jeder Vorübergehende pflückt ein Blatt, spuckt darauf und legt es an den Fuß des Stabes. Das soll dem Kinde Glück und Gedeihen sichern. Die Kinder werden gesäugt, bis sie laufen können, während dieser Zeit muß sich der Mann des Umgangs mit der Frau enthalten. Kindsmord und Fruchtabtreibung ist im Gebrauch, wird aber getadelt und geschieht gegen den Willen des Mannes, entweder um einen Ehebruch zu verheimlichen oder um sich am Manne zu rächen[1]. Um die Erziehung der Kinder kümmern sich die Eltern wenig, obwohl sie dieselben lieben, liebkosen und mit ihnen spielen.

Die Liebe unter den jungen Leuten verschiedenen Geschlechts (nobato) ist zwar nicht unbekannt, aber nicht in dem Maße vorhanden wie in Europa. Das Schamgefühl (soni) existiert; wenn die Frau oder das Mädchen sich schämt, bedeckt sie das Gesicht und errötet; erst wer längere Zeit bei den Schwarzen gelebt, gewahrt das. Die Jungfräulichkeit wird vom Mädchen verlangt, solange es nicht in die Jahre der Pubertät gekommen; von da an läßt man ihr große Freiheit, und obwohl die Männer bei der Wahl der Frau auf die Jungfräulichkeit Wert legen, sind doch zur Zeit der Heirat nur die wenigsten Mädchen noch unschuldig. Die Masturbation kommt vor und wird nicht verheimlicht; Sodomie dagegen ist unbekannt[2]. Ein freies Mädchen zu verführen, gilt für den Jüngling nicht als Verbrechen, wenn sie aber Mutter wird, so muß er sie heiraten, sonst nimmt der Großvater mütterlicherseits das Kind zu sich, und der Vater verliert alle Rechte auf dasselbe.

Die Ehe kommt meist dadurch zustande, daß der Mann oder dessen Vater die Frau von ihrem Vater kauft; doch wird die Frau um ihre Einwilligung gefragt. Zuweilen werden schon junge Mädchen an einen Mann verkauft. Gewöhnlich heiraten die Männer Frauen aus andern Dörfern, da die Einwohner eines Dorfes fast immer blutsverwandt und Heiraten unter Blutsverwandten verboten sind. Die Polygamie ist häufig; einige Häuptlinge besitzen mehr als 100 Frauen[3]. Ein freier Mann darf eine Sklavin heiraten, und diese wird dadurch frei; sie fortan Sklavin nennen, wäre eine schwere Beleidigung. Das

[1] Ebd. 259—260. [2] Ebd. 265. [3] Ebd. 279.

Kind aus einer Heirat von Sklaven heißt Botuni, eine Mittelklasse zwischen Freien und Sklaven, und ein Botuni kann ein freies Mädchen heiraten. Außer dem Kauf und einem Festschmaus findet keine andere Hochzeitsfeier statt. Nach der Heirat ist der Mann der Herr; er kann Konkubinen halten, dringt aber selbst streng auf die Treue seiner Frau oder seiner Frauen. Wenn mehrere Frauen vorhanden sind, erhält jede ihre eigene Hütte. Im Fall des Ehebruchs hat der betrogene Ehemann das Recht, seine schuldige Frau und den Verführer zu töten, er kann aber auch die Frau ihren Brüdern zurückschicken und einen Teil des bezahlten Heiratspreises zurückfordern, oder der Schuldige kann ihn vielleicht durch eine Bezahlung versöhnen. Die erste Frau wird immer als die rechtmäßige angesehen und genießt einen gewissen Vorzug vor den andern.

Die Ehescheidung ist leicht und häufig, doch wird sie nicht mehr geduldet, wenn mehr als zwei größere Kinder vorhanden sind. Die Frau, die ihrem Manne wegläuft, wird von ihren Verwandten manchmal geschlagen und wieder heimgeschickt.

Die Verwandtschaft wird nach dem Vater berechnet; die Kinder gehören im Prinzip dem Vater, der aber dieselben nicht verkaufen darf, abgesehen von den Mädchen, die zur Heirat weggegeben werden. Der Mann ist absoluter Herrscher in der Familie. Er muß auch seinem Sohn die erste Frau kaufen oder wenigstens die dazu nötigen Güter verschaffen. Streng genommen hat er das Recht, seinen Töchtern einen Mann anzuweisen, aber tatsächlich wird fast immer auf deren Willen Rücksicht genommen. Wenn der Vater stirbt, geht die Autorität über seine Kinder auf seine Brüder über und ebenso die Vermögensverwaltung. Die Witwe darf ihren Schwager heiraten, ist aber nicht dazu verpflichtet. Die Annahme an Kindes Statt kommt vor, und die adoptierten Kinder genießen dieselben Rechte wie die andern. Waisen finden immer Eltern, die sich ihrer annehmen[1]. Auch Blutsverbrüderung kommt vor, aber stets nur mit der Einwilligung der Familien beider Kontrahenten, da der Blutaustausch auch alle nahen Verwandten verpflichtet.

Der Eigentümer der Familiengüter ist der Vater allein, er kauft und verkauft dieselben. Zu den Familiengütern gehören die Frauen, die Sklaven, die Mitgift der Schwestern, die Waffen, die Waren, der Ertrag der Felder und der Hühnerhof. Meistens sind alle Güter Privateigentum; nur die großen Wälder sind Gemeineigentum aller Männer eines Dorfes zum Zweck der Jagd. Doch gibt es in den Wäldern Partien, die Privateigentum sind. Wenn ein Mann auf der Jagd einen Elefanten tötet und dieser verendet in einem Teil des Waldes, der Privateigentum ist, so muß er einen von den beiden Hauzähnen dem Eigentümer des Waldes geben, den andern darf er behalten. Das Fleisch wird unter alle Dorfbewohner verteilt. Es gibt auch Grund und Boden, der nicht nur zum Zweck der Nutznießung, sondern im strengen Sinn Gemeineigentum ist, aber nicht der Gemeinde oder des Stammes, sondern einer Gruppe von Verwandten oder einer Sippe. Der so in Gemeinbesitz befindliche Boden heißt Ngali und die Gruppe der Besitzer Etina.

---

[1] Halkin, Les Ababua 300.

Das Privateigentum ist erblich; sind beim Tode des Vaters und der Mutter erwachsene Kinder vorhanden, so erben sie die Felder. Die Erbschaft in Bezug auf die übrigen Güter folgt immer der männlichen Linie, und zwar in folgender Ordnung: Sohn, Bruder, Neffe, Enkel, Vetter. Die Frau erbt nie, da sie selbst als ein zu vererbendes Gut betrachtet wird.

Religion. Auf die ethnographischen und soziologischen Fragen, die der unabhängige Kongostaat im Jahre 1898 stellte, antwortete der damalige Chef von Libotwa am Bima, E. Tilkens: „Der Ababua hat keine religiösen Ideen, er glaubt an keine Genien, aber an den bösen Geist Likundu. Er glaubt weder an einen einzigen Gott noch an mehrere Götter; die Götzen werden nur als Embleme betrachtet; er hat keine Zauberer, wohl aber Fetischpriester." Heute ist kein Zweifel mehr, daß sich Tilkens getäuscht hat. So erklärte ein Eingeborner namens Tisambi: „Der böse Geist heißt bei den Ababua Elemba. Wer ihn besitzt, kann auch bei verschlossener Türe in eine Hütte einkehren, jemand krank machen und töten, oder ihn in die Luft heben. Der Ababua glaubt an einen einzigen Gott, Kunzi. Die Ababua haben keine Idole. Wenn der Regen ausbleibt, so macht der Fetischpriester eine Pfeife, mit der er pfeift, und dann kommt der Regen. Dasselbe tut er, wenn er wünscht, daß der Regen aufhöre oder um eine Krankheit zu vertreiben." [1]

Tilkens hatte ferner den Ababua allen Glauben an ein zukünftiges Leben abgesprochen. Auch das ist ein Irrtum. Nach Dr Vedy [2] glauben alle Ababua fest an ein Fortleben nach dem Tode, allerdings scheinen sie nichts von einem Himmel oder einer Hölle zu wissen, sie glauben, die Seele gehe nach dem Tode in irgend ein Tier ein oder schweife als Gespenst auf der Erde umher. Der Baron de Renette, der die Ababua gut kennen lernte, sagt: „Alle glauben an das zukünftige Leben, das in seiner ersten Form in einer Metempsychose oder Reinkarnation (in einem Tiere) besteht, aber sie geben sich darüber keine Rechenschaft. Mit einem Worte kann man sagen, sie glauben an eine höhere Macht, an unbekannte Kräfte, an ein zukünftiges Leben ihres Geistes, aber alles das ist sehr unklar und vag, und sie denken daran nur bei bestimmten Gelegenheiten, z. B. beim Tode eines der Ihrigen oder einer außergewöhnlichen Erscheinung oder wenn sie die Zukunft erforschen wollen, und dann kommt es zu allerlei abergläubischen Gebräuchen, die meistens mit Tänzen und Orgien verknüpft sind." [3]

Der Glaube an ein Fortleben der Seele ergibt sich auch aus den Begräbnissitten. Der Tote wird zum erstenmal in einem ein Meter tiefen Grabe beigesetzt, nach einem Monat wird er ausgegraben und an einer andern Stelle bestattet; das wird nach einem oder zwei Monaten immer wiederholt, solange seine Eltern leben. Auch bei einem Kinde findet diese Ausgrabung statt, bis ein zweites stirbt. Bei der Ausgrabung kommen die Eltern, um zu weinen, und schenken dem Toten ein neues Bett. Übrigens besteht diese Sitte der Ausgrabung nicht allgemein. In das Grab legt man nur die Leiche, aber

---

[1] Ebd. Vorrede XIII—XIV.

[2] Les Ababua, im Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie XXVIII (1904) 265.

[3] Halkin a. a. O. 360.

auf das Grab legt man Nahrung für den Toten; Maisähren oder zerschnittene Bananen. Wenn ein Krieger tödlich verwundet wurde, so wird er wo möglich auf der Stelle eingeäschert, damit die Feinde die Leiche nicht verzehren, und die Asche wird in sein Dorf zurückgetragen. Beim Tode eines Häuptlings werden alle seine Sklaven getötet und verzehrt[1]. Auch Frauen wurden früher mancherorts bei der Beerdigung ihres Herrn getötet, um ihm in der andern Welt zu dienen.

Die Ababua glauben an heilige Tiere, in die die Seelen eingehen. Fragt man einen Moganzulu über das zukünftige Leben, so antwortet er: „Ich werde sterben, aber wieder mich in einem Flußpferd verkörpern." Alle Glieder einer Verwandtschaft, Sippe oder auch eines Stammes (Etina) haben ein solches Tier, in dem sie nach dem Tode reinkarniert werden; dieses Tier der Etina heißt Lyeta. Ein Ababua, der vom Fleisch seiner Lyeta ißt oder dasselbe töten hilft oder an der Stelle vorübergeht, wo es verendete, setzt sich der Gefahr eines baldigen Todes aus. Obwohl sich die einzelnen Abteilungen nicht nach ihrem heiligen Tiere nennen, so haben wir hier doch eine Art Totemismus. Die Totems der Ababua sind ausschließlich Tiere: die Moganzulu, die Mogingita usw. haben das Flußpferd zum Totem, die Mobati, Bawenza usw. den Leoparden; wieder andere den Schimpansen, eine Schlange, die schwarze Schwalbe usw. Einige Verwandtschaften, die den Leoparden zum Totem haben, glauben, daß der Leopard einige Tage nach dem Begräbnis aus irgend einem Gliede der Verstorbenen hervorgegangen ist; ob dies der Geist des Toten ist, der eine solche Verleiblichung erfahren, oder sonst etwas, wissen die Eingebornen nicht zu sagen. Wenn einige Zeit darauf Hühner und Hunde verschwanden, so sagt man, der Leopard sei gewachsen. Dann geht das Haupt der Verwandtschaft (Etina) zum Grabe, pflanzt zwei oben durchschnittene Ruten auf dasselbe und legt eine dritte in die Gabelung der beiden und spricht: „Siehe, wir, deine Brüder, deine Kinder, haben dir wohlgetan, wir haben die Bananen mit dir geteilt und ebenso die Jagdbeute; bei der Bereitung des Bananenweines haben wir dir zu trinken gegeben; warum fügst du uns nun Böses zu? Wenn du aus dem Grabe hervorgehst, wirst du diese Rute fühlen und unsern Wunsch erkennen, daß du an einen andern Platz gehst, an einen Platz, der nicht deinen Brüdern gehört."[2]

Die Totems vererben sich, und zwar durch den Vater, und wenn jemand in besondern Fällen zur Verwandtschaft (Etina) der Mutter erhoben wird, so wird er sich zwar hüten, vom Totem der Mutter zu essen, aber stets sein Geburtstotem (das väterliche Totem) respektieren[3].

Außer dem Elemba, dem bösen Geist, gibt es noch einen andern (oder viele andere?) bösen Geist, Likundu, der von gewissen Menschen Besitz ergreift und durch sie schaden kann. Jede Person, die den Likundu hat oder haben soll, ist gefürchtet, aber man läßt sie in Ruhe, solange nicht ein Ereignis ihre schädliche Wirkung dartut; dann wird der Fetischer gerufen, der sie anklagt, diesen oder jenen getötet oder krank gemacht zu haben. In allen Dingen

---

[1] Halkin, Les Ababua 317. [2] Ebd. 335—337.
[3] Eine eingehendere Darlegung dieser Totems ebd. 335 ff.

sieht der Ababua geheimnisvolle Kräfte (Dawa, Medizin, Zauberkraft); jedes Ding hat seinen besondern Dawa, den sich der Mensch durch Zaubermittel, Amulette usw. aneignen oder den er Pflanzen und Tieren sozusagen einimpfen kann, damit sie gedeihen und wachsen usw. Sie glauben auch, daß die Toten den Lebenden oft in Träumen erscheinen und ihnen vorwerfen, sie zu vernachlässigen und ihnen keine Gaben zu bringen. Die Schatten der Toten sollen nach den einen in Höhlen, nach den andern in der Luft oder tief im Walde wohnen. Sie sind nur gewissen Leuten sichtbar[1].

Strafrecht. Die Justiz wird vom Häuptling ausgeübt, der von allen Alten des Dorfes umgeben ist. Beide Parteien setzen ihren Fall auseinander, und die Versammlung entscheidet. Als Verbrechen gelten der Mord ohne Grund, geschlechtlicher Verkehr mit einer verheirateten Frau und der Diebstahl, die mit dem Tode bestraft werden. Kann der Mord nicht überzeugend bewiesen werden, so darf sich der Angeklagte durch Bezahlung eines Sklaven an die Verwandten des Getöteten loskaufen. Im Fall des Ehebruchs wird der Schuldige vom beleidigten Gatten ohne weiteren Prozeß getötet, wenn es ihm nicht gelingt, zu entfliehen; ist dies der Fall, so leisten seine Verwandten für sein Verbrechen eine Entschädigung. Der Dieb, den man auf frischer Tat ertappt, wird mit dem Tode bestraft. Eigentliche Gesetze gibt es nicht, sondern nur ein Gewohnheitsrecht, das für alle Geschlechtsklassen gleich ist[2]. Die zum Tode Verurteilten werden durch einen Lanzen- oder Messerstich in die Brust getötet; wird ein freier Mann des Dorfes in dieser Weise hingerichtet, so wird er begraben, ist er aber ein Fremder, so wird er verzehrt. Auch die hingerichteten Sklaven werden verzehrt[3]. Der eines Verbrechens Angeklagte kann durch mehrere Ordalien seine Unschuld beweisen. Der Libalet-Zonga (Probe des siedenden Wassers, in das der Angeklagte die Hand eintauchen muß) wird besonders bei der Anklage des Diebstahls angewendet; der Likungu, der bei Anklage des Diebstahls und Ehebruchs in Anwendung kommt, besteht darin, daß man einen Tropfen von dem Saft eines Baumes auf das Auge des Angeklagten fallen läßt; der Schuldige verliert das Auge, der Unschuldige bleibt unversehrt. Derjenige, der diesen Saft sammelt und darreicht, muß wenigstens seit 24 Stunden sich des Geschlechtsverkehrs enthalten haben, deshalb müssen oft Kinder diesen Saft bereiten und darreichen. Beim Benget wird drei Hühnern Gift eingegeben, das erste muß sterben, das zweite und dritte repräsentieren den Kläger und den Angeklagten; stirbt das Huhn des Angeklagten, so ist er schuldig; stirbt das des Anklägers, so gilt dieser als Verleumder.

In Bezug auf soziale Organisation unterscheidet man Freie und Sklaven. Einige sind Sklaven durch Geburt, andere durch Kriegsgefangenschaft. Der Sklave vertritt auch vielfach die Stelle des Geldes. Die übrige Bevölkerung sind die Freien. Jeder Stamm und jedes Dorf hat seinen Häuptling; außerdem besitzt auch jede Verwandtschaft oder Sippe ein Haupt, dem die Verwandten unterstehen. Er verteilt die Ländereien unter die verschiedenen Haushaltungen der Sippe, schlichtet die Streitigkeiten unter den Verwandten und mit andern

[1] Ebd. 356. [2] Ebd. 521. [3] Ebd. 527.

Verwandtschaften. Jedes Dorf und jeder Stamm hat seinen Häuptling, dessen Macht aber sehr gering ist. Sein Amt ist erblich. Es gibt keinen Oberhäuptling über alle Ababua.

8. Die Warega.

Urega, das Land der Warega, umfaßt das Becken des Elila und des oberen Ulindi zwischen dem nördlichen Ende des Tanganika und dem Kongo. Östlich dehnt sich das Gebiet bis etwa zum 28.⁰ 30′ östl. L., südlich bis zum 3.⁰ 45′ südl. L. Viele nennen die Warega auch Waregga, Balegga, Walega usw.[1] Obwohl das Land ziemlich dicht bevölkert ist, findet man doch selten große kompakte Dorfschaften; die Dörfer sind in kleinen Gruppen, die selten mehr als 30 Hütten zählen, über das ganze Land hin zerstreut. Die Warega zerfallen in zwei Stämme, die Ntata und die Malinga, eine Einteilung, die aber keine politische Bedeutung hat. Der Sage nach ist das Volk aus dem Süden her in sein heutiges Gebiet gekommen. Der Mrega (Singular von Warega) ist ziemlich groß, stark und wohlproportioniert. Dem Charakter nach ist er meist ruhig, etwas melancholisch, aber offen und gerade. Seine Hauptbeschäftigung ist die Jagd und der Fischfang. Landbau treibt er nur so viel, als zum Unterhalt nötig ist. Vorräte für die Zukunft aufzuspeichern, kommt ihm nicht in den Sinn.

Die gewöhnliche Kleidung der Frauen besteht in einem breiten Streifen Rindentuch (musulu), der zwischen den Beinen durchgezogen und am Gürtel vorn und hinten befestigt ist, so daß er vorn bis zum halben Schenkel, hinten sehr tief herunterfällt. Auch die Männer tragen einen solchen breiten Streifen, der vorn und hinten am Gürtel befestigt wird. Als großer Luxus gilt es, wenn der Mann vorn am Gürtel ein Tierfell anheftet. Die Kinder bleiben bis zum fünften oder sechsten Jahre ganz nackt. Der Zweck der Kleidung ist nach Delhaise[2] die Verhüllung der Geschlechtsorgane. Die Warega waschen sich selten, und zwar immer am Fluß; dabei wachen sie sorgfältig darauf, daß keine Person des andern Geschlechts in der Nähe sei[3]. Sie reiben sich den ganzen Leib mit Öl ein.

Die Arbeiten verteilen sich auf beide Geschlechter in folgender Weise. Die Frauen besorgen den Haushalt und die Küche, ferner das Anpflanzen und Ernten, die Herbeischaffung des nötigen Brennholzes; sie beschäftigen sich mit Töpferei, mit der Bereitung von Mehl und Salz usw. Den Männern liegt die Urbarmachung des Bodens ob, ferner der Bau der Hütten, die Verfertigung der Waffen und Kleiderstoffe, die Gewinnung des Eisens und die Schmiedearbeiten, die Herstellung von Befestigungen und die Bereitung der berauschenden Getränke usw.

Wie es scheint, huldigten die Warega früher sehr der Menschenfresserei. Die in der Schlacht getöteten Feinde wurden zerstückelt und verteilt; jeder nahm seinen Teil nach Haus; alle Teile, mit Ausnahme der Geschlechtsorgane, wurden verzehrt; diese letzteren wurden vom Sieger abgeschnitten und auf einem vor

[1] Les Warega (Congo Belge), par le Commandant Delhaise, Bruxelles 1909, 21.
[2] Ebd. 96. [3] Ebd. 55.

dem Hause in den Boden gesteckten Stab ausgestellt. Auch diejenigen, welche am Gifttrank starben oder wegen schwerer Verbrechen getötet worden waren, wurden verzehrt. Heute ist diese scheußliche Sitte verschwunden[1].

Das Tätowieren war allgemeiner Brauch und fand gewöhnlich zwischen dem 12. und 15. Lebensjahre statt. Das charakteristische Stammeszeichen war eine auf die Stirn tätowierte römische V; eine ähnliche, noch größere Figur trug man auf dem Rücken.

Familienleben. Die schwangere Frau, die mit einem andern Mann als dem ihrigen verkehrt, muß sterben, wenn es ihr nicht gelingt, das Kind verschwinden zu lassen. Fälle von Abortus, und zwar aus bloßer übler Laune der Frau, sind häufig. Während der Schwangerschaft darf der Mann mit keiner andern Frau verkehren, das wäre der Tod der Kinder. Zur Niederkunft geht die Frau stets in eine Hütte, die eigens für diesen Zweck im Walde errichtet ist. Nur die nächste Verwandte darf bei dem Ereignis zugegen sein; erst nach der Geburt dürfen andere Frauen hinzukommen. Nach drei oder sechs Tagen kehrt die Frau in ihre gewöhnliche Hütte zurück, und jetzt sieht der Vater das Kind zum erstenmal, dem bei dieser Gelegenheit ein Name gegeben wird. Hat die Frau Zwillinge geboren, so kehrt sie mit denselben sofort in ihr Haus zurück. Eine solche Geburt gilt als ein glückliches Ereignis und wird als ein Beweis der Manneskraft des Vaters angesehen. Dieser setzt sich denn auch völlig nackt vor die Hütte. Die Mutter kommt nun mit den beiden Kindern heraus; man bringt zwei Hühner und tötet sie und läßt ihr ganzes Blut auf die Neugebornen fließen; dann werden Festlichkeiten veranstaltet.

Als ein großes Unglück gilt es, wenn beim Kinde die oberen Zähne zuerst erscheinen; ein solches Kind heißt Dino; man baut für dasselbe eine eigene Hütte, es darf nicht bei den andern wohnen; seine Nahrung wird besonders bereitet, und niemand darf mit ihm essen. Wenn es größer wird, gesellt es sich zwar zu den andern, wird aber immer verhöhnt und beschimpft; infolge davon wird es oft finster und menschenscheu; es darf keine zur Aussaat bestimmten Körner anrühren, sonst wäre die ganze Ernte verloren. — Die Mutter stillt das Kind, bis es allein laufen kann, und während dieser Zeit und oft noch länger (d. h. zwei bis drei Jahre) darf der Mann keinen Umgang mit ihr haben. — Die Bevölkerung der Warega nimmt ab; ein Grund davon ist nach Delhaise, weil sie von den Arabern die Sitte angenommen haben, ihre Töchter zu verheiraten, noch bevor sie die volle Entwicklung erreicht haben. Kindertötung (im Unterschied zum Abortus) kommt nicht vor.

Die intellektuelle und sittliche Erziehung der Kinder ist nahezu null; doch werden die Mädchen bis zur Heirat ziemlich scharf überwacht. Der Vater ist sehr liebevoll gegen seine Kinder, was ihn aber nicht hindert, ihre schweren Fehler zu strafen. Einem Kind, das lügt, werden, wenn es ein Knabe ist, die Lippen und die Augen mit rotem Pfeffer eingerieben, dann wird es vor dem Hause ausgestellt, und das Dorf wird eingeladen, es auszulachen. Einem Mädchen, das gelogen, wird Pfeffer in die Geschlechtsteile geschoben. Der gewohnheitsmäßige Lügner (buza) wird aus jeder Gesellschaft aus-

[1] Ebd. 85—86.

geschlossen[1]. Einen Sohn, der stiehlt, verhaut sein Vater mit einem Bananenstock; dieser ladet dann alle Leute ein, den Schuldigen zu beschimpfen. Zum erstenmal erstattet er das Gestohlene, bei einem Rückfall aber vertreibt er den Sohn, der nun zu den Verwandten seiner Mutter flieht, wenn ihn diese aufnehmen wollen.

Eine eigentliche Einweihungszeremonie bei Eintritt der Pubertät findet nicht statt, wohl aber werden die Knaben um diese Zeit beschnitten. Ein eigens dafür bestimmter Mann (Musimbi) leitet diese Zeremonie. Er läßt jährlich an einem bestimmten Tag die zu beschneidenden Knaben zu sich kommen; vorher schon müssen alle Frauen und die noch unbeschnittenen Kinder das Dorf verlassen. Die Operation findet im Freien, mitten im Dorfe statt. Nach derselben ziehen sich die Neubeschnittenen in ein eigens für sie bestimmtes Haus außerhalb des Dorfes zurück, das abseits von den Verkehrswegen liegt und von den Frauen nicht gesehen wird. Dort bleiben sie etwa zwei Monate unter der Pflege zweier Männer, die ihnen alles Nötige verschaffen. Diese Männer und der Musimbi müssen sich während dieser Zeit jedes Geschlechtsverkehrs enthalten, sonst würden ihre Pfleglinge sterben. Eine religiöse Bedeutung hat die Beschneidung, wie es scheint, nicht.

Nach der Beschneidung sucht der Sohn den Vater zu überreden, ihm eine Frau zu verschaffen. Zu dem Zweck muß er aber durch mehrere Proben beweisen, daß er dessen würdig ist. Es genügt nicht, daß er auf der Jagd, beim Fischfang usw. Tüchtiges leiste, der Vater schickt ihn auf Reisen für einige Wochen, und nach der Heimkunft erkundigt er sich überall, wie er sich benommen habe. Im Krieg oder sonst bei Gefahr wird er an den ausgesetztesten Posten gestellt und scharf beobachtet. Hat er sich in allem bewährt, so erklärt der Vater, er könne jetzt ruhig sterben, denn er hinterlasse einen würdigen Nachfolger, und er gibt ihm nun die zum Erwerb einer Frau nötigen Güter.

Geschlechtsverkehr kommt unter unverheirateten jungen Leuten oft schon vor den Jahren der Pubertät vor; die Enthaltsamkeit erscheint den Leuten unbegreiflich und ist unbekannt[2]. Wenn eine Frau zu oft ihren Mann wechselt, verliert sie alle Achtung und wird Kitazi (eine Prostituierte) genannt. Denselben Namen gibt man auch einigen wenigen Frauen, die sich dem ersten besten preisgeben. Auch der Mann, der zu viele Frauen der Reihe nach entlassen hat, wird ein Kisenge genannt; er wird ebenso verachtet wie die Kitazi[3].

Bei der Ehe kommen keine besondern Zeremonien vor. Wenn der junge Mann eine Braut gefunden, ist die einzig wichtige Frage, wieviel Güter er den Eltern zu liefern habe. Es ist das aber kein eigentlicher Kauf, denn die Rechte des Mannes auf seine Frau sind sehr beschränkt. „Nirgends in Zentralafrika steht nach meinen Beobachtungen die Frau in so hoher Achtung wie bei den Warega. Sie wird fast ebenso geachtet wie der Mann und kann zu allen Graden der sozialen Hierarchie gelangen. Sie wird zu allen Vereinigungen, Festen und Versammlungen zugelassen; sie steht endlich in Abhängigkeit von

[1] Delhaise, Les Warega 161.

[2] Das heißt beständige Enthaltsamkeit; denn zeitweilige ist ihnen wohl bekannt (vgl. oben).

[3] Delhaise a. a. O. 167.

ihren Eltern, die fortfahren, über sie zu verfügen und sie sogar dem Mann entziehen können, um sie einem andern zu geben.“

Obwohl die Braut bei der Heirat nicht um ihre Einwilligung gefragt wird, sucht sich doch der Brautwerber vorher mit ihr zu verständigen. Dann wendet er sich an ihren Vater, und wenn dieser einwilligt und mit dem Preis zufrieden ist und die Mutter des Bräutigams die nötigen Geschenke überreicht hat, kann der junge Mann die Braut zu sich nehmen. Sonderbar ist, daß ein Mann selbst eine schon verheiratete Frau zur Ehe begehren kann; er muß dem Vater nur eine größere Summe anbieten, als der erste Mann bezahlt hat, dann gibt man diesem zurück, was er gegeben hat, und das übrige behalten die Schwiegereltern. Früher war das nicht so, eine einmal verheiratete Frau blieb bis zum Tode bei ihrem Mann; eine Scheidung konnte nur im Fall eines bewiesenen Ehebruchs stattfinden, gegenwärtig ist aber diese Sitte durch den Einfluß der Araber aufgekommen.

Die Warega holen gewöhnlich ihre Frau aus einem benachbarten Dorfe, aber innerhalb desselben Stammes; sie können übrigens auch eine Frau aus dem eigenen Dorfe nehmen, aber keine Verwandte; doch kann ein Witwer seine Schwägerin und ein Sohn die Frauen seines Vaters, mit Ausnahme der eigenen Mutter, heiraten. Polygamie ist allgemein; die Rangordnung unter den Frauen richtet sich nach der Anciennität; die erste hat die Oberleitung der Haushaltung; jede hat ihre besondere Hütte. Polyandrie ist gänzlich unbekannt.

Ein Mann darf seine Schwiegermutter nicht ansehen; wenn er ihr begegnet, muß er ihr weit ausweichen oder den Rücken zukehren; ist er gezwungen, mit ihr zu reden, so bedient er sich eines Dolmetschers. Das gleiche gilt von dem Schwiegervater mit Rücksicht auf die Schwiegertochter. Die Frau verläßt eigentlich bei der Heirat ihre Familie nicht, sie bleibt immer unter der Autorität ihrer Eltern.

Der betrogene Ehemann darf seinen *ehebrecherischen Rivalen sofort niedermachen*. Die schuldige Frau wird blutiggeschlagen; wird eine Frau wiederholt auf Ehebruch ertappt, so kann die Ehescheidung die Folge sein. Die Ehescheidung, die früher selten war, ist heute häufig geworden, aber stets müssen dem Mann die bezahlten Güter wiedererstattet werden; auch die Kinder bleiben bei ihm.

Durch *Blutsbrüderschaft* kann ein Fremder Glied einer Familie werden. Die zwei künftigen Blutbrüder bringen jeder eine sehr reife Banane und setzen sich einander gegenüber auf den Boden; man macht beiden einige Einschnitte in den Arm; jeder fängt mit seiner Banane das Blut auf, das aus der Wunde des andern fließt, und verschlingt das Ganze. Jetzt sind sie Brüder für das ganze Leben.

Die *Kinder* der Warega haben *große Achtung vor ihren Eltern*, welche hinwiederum ihren Kindern sehr zugetan sind; das zeigt sich besonders in der großen Sorgfalt, die ihnen in der frühen Jugend zugewendet wird. Die Greise und die Kranken werden sehr rücksichtsvoll behandelt; man gibt ihnen die besten Stücke Fleisch und kocht eigens Speise für sie, wenn sie nicht

[1] Ebd. 171.

mehr kauen können. Die Greise werden sehr geachtet, und man folgt ihren Ratschlägen. Im allgemeinen halten die Familien sehr zusammen. Totemismus und Familienverwandtschaft mit Tieren oder Pflanzen kommt nicht vor[1].

Der Tod wird nie natürlichen Ursachen zugeschrieben. Stirbt einer an Krankheit oder Alter, so heißt es, er sei das Opfer eines bösen Zaubers geworden, namentlich des Zaubers eines Weibes (einer Hexe). Gewöhnlich läßt man dann den Zauberer kommen. Dieser klagt häufig eine Frau an, die nun der Giftprobe unterworfen wird. Ist einer gestorben, so richtet sich das Begräbnis nach seinem Grad in der Gesellschaft. Bei den Warega sind nämlich sowohl die Männer als die Frauen in verschiedene soziale Klassen oder Grade eingeteilt. Bei den Männern werden unterschieden: 1. die Profanen, 2. die Mwami, 3. die Bombwa, 4. die Punzu, 5. die Gandu, 6. die Janani, 7. die Kindi oder Luanza; bei den Frauen: 1. die Profanen, 2. die Bubake, 3. die Bombwa, 4. die Bulonda (dieser letzte Grad der Frauen entspricht den Gandu der Männer). Jedermann kann der Reihe nach zu den höheren Klassen emporsteigen. Die Aufnahme in eine höhere Klasse erfolgt bei einem Fest (mpara), bei dem der Aufzunehmende sehr viele Güter hergeben muß, und zwar um so mehr, je höher der Grad ist. Das Aufsteigen ist also nur eine Frage des Reichtums, und da der Mann sechs und die Frau drei Grade erlangen kann, ist fast beständig in irgend einem Dorfe ein Mpara. Stirbt nun ein Profaner, der keinen Grad erlangt hat, so wird er einfach in eine Matte gehüllt und am selben Tage im Dorf nahe bei seiner Hütte ohne Zeremonie begraben. Nur die Verwandten wohnen der Beerdigung bei. Stirbt aber ein Mwami oder ein Angehöriger eines höheren Grades bis zu dem des Janani einschließlich, so wird er erst am zweiten Tage begraben. Die Leiche wird in Matten gehüllt und fest gebunden und hierauf in feierlichem Zuge unter dem Geheul der Klagefrauen durch das ganze Dorf, dann um das Sterbehaus herumgetragen und endlich vor der Schwelle desselben beerdigt. Man legt nichts in das Grab, auf das Grab die Schmucksachen und Insignien des Verstorbenen, seine Waffen und seine täglichen Gebrauchsgegenstände. Ein Kindi endlich wird unter denselben Zeremonien erst am dritten Tage begraben. Die Leiche wird in kauernder Stellung mit über den Knien zusammengefalteten Händen ins Grab gelegt, so daß der Kopf über den Boden herausragt. Vor dem Grab wird eine Stange in den Boden gesteckt, die man stark umbiegt und mit einer Schnur am Halse des Toten befestigt. Nach einiger Zeit reißt infolge der Verwesung die Stange den Kopf vom Rumpfe los. Der Schädel wird nun sorgfältig in einem Häuschen aufbewahrt, das mitten im Dorf eigens dafür errichtet ist; er bildet nun einen Gegenstand der Verehrung für die Familie und wird vom Vater dem Sohne übermacht[2].

Auf den Gräbern werden kleine Schutzdächer aus Blättern errichtet, unter die man die Gaben für die Geister der Toten hinlegt. Die Warega glauben, daß von einigen Individuen der Geist mit dem Leibe verschwinde; von andern aber bleiben die Geister in der Nähe der Lebenden. Sie verkünden ihre Gegenwart durch Träume, und man sucht sie durch kleine Gaben (ein

[1] Delhaise, Les Warega 189. [2] Ebd. 199—202.

Stück Maniok, eine Maisähre, etwas Tabak usw.) zu versöhnen, die man unter das Schutzdach legt. Man richtet keine Gebete an die Toten; hütet sich aus Furcht vor ihren Geistern, auf das Grab zu treten[1].

Schon das Gesagte beweist, daß die Warega bei allen Menschen einen Geist annehmen, der beim Tode den Leib verläßt. Er kann menschliche Gestalt haben, aber auch die Gestalt eines phantastischen Tieres annehmen. An eine eigentliche Seelenwanderung scheint man jedoch nicht zu glauben. Der Geist kann sich nach Belieben unsichtbar machen und ist vorwiegend übelwollend.

Religion. Die Warega haben zahlreiche Fetische, sowohl individuelle als allgemeine. Eine Sammlung von den letzteren werden bei den Mparafesten ausgestellt. Ein jeder Fetisch hat seine besondere Kraft; der eine beschützt die Pflanzungen gegen die Wildschweine, ein anderer regiert beim Tode, ein dritter verschafft dem Jäger Wildbret; ein Fetisch sieht alle Handlungen der Menschen, der Fetisch Kiniembe straft das Böse; Wamuse und Musiramu symbolisieren die Eintracht, Mpondo ist das Symbol der Gastfreundschaft usw. Alle diese Fetische haben Menschen- oder Tiergestalt und sind aus Holz oder Elfenbein roh geschnitzt. Die Kindi bewahren diese Fetische in einer Art Tempel auf und vertrauen gewöhnlich die Sorge dafür einer Frau an. Woher diesen Fetischen ihre Kraft kommt, scheinen die Warega selbst nicht zu wissen; sie haben diesen Glauben von ihren Vorfahren empfangen. Besonders bei den Mparafestlichkeiten spielen diese Fetische eine große Rolle, und ihnen zu Ehren werden Tänze aufgeführt und Lieder gesungen. Außer den Fetischen haben sie Amulette, die die Felder behüten und den Dieben schreckliche Dysenterie oder sogar den Tod zuziehen

Sie haben auch zahlreiche Speiseverbote. Die Frauen dürfen kein Schaffleisch, keine Hühner u. dgl. essen. Einige Tiere dürfen nur von den Angehörigen der höheren Grade gegessen werden. Das Fleisch des Papageis darf von niemand genossen werden, es ist dies nach den Eingebornen ein Ehrenerweis gegen dieses Tier, das den Menschen nachahmt und als der König der Vögel gilt[2].

Die Warega glauben nach Delhaise an zwei Götter: Kalaga und Kianga. Kalaga ist das höchste Wesen, von dem alles abhängt. Nichts geschieht ohne seine Zulassung; er ist allmächtig. Kianga dagegen ist ganz bedeutungslos, er hat keine Macht, und man weiß eigentlich nicht, woher er kommt und warum er existiert. Er gilt als der jüngere Bruder Kalagas. Beide sind immateriell und scheinen antropomorphe Geister zu sein[3]. Kianga wird nie angerufen, wohl aber Kalaga, dem man auch gelegentlich Opfer darbringt. Wenn z. B. ein Jäger kein Glück hat, so geht er in den Wald, macht ein Loch und legt Kräuter und Bananen hinein. Dann ruft er Kalaga an: „Bin ich noch nicht genug geprüft worden? Meine Schwester . . . (dann zählt er der Reihe nach die Todesfälle in seiner Familie oder unter den Freunden auf). Warum prüfst du mich noch immer, indem du mir Wildbret

---

[1] Ebd. 203. [2] Ebd. 211.

[3] Ebd. 219. Nach Kapitän Cardella wäre Kianga mit Kalaga identisch und bezeichnete nur seine Kraft. Dem widerspricht aber Delhaise.

verweigerst?" Tötet er bald darauf ein Tier, so nimmt er die Leber, zerschneidet sie in kleine Stücke, die er mit Bananen vermengt, und legt das alles an einen reingekehrten Platz auf Blätter und ruft: „Kalaga, hier ist die Nahrung, die ich für dich hinlege." Dann zieht er sich zurück, ohne zu fragen, was aus seiner Gabe werde. In besonders wichtigen Umständen opfert der Eingeborne dem Kalaga einen Hahn, wenn möglich einen weißen. Kalaga hat auch einen eigenen Fetischpriester, zu dem der Eingeborne in besondern Schwierigkeiten seine Zuflucht nimmt[1].

Von dem Lose der Seelen der Verstorbenen nach dem Tode wissen die Warega nichts, außer daß viele in der Nähe der Lebenden umherirren. Von einer Vergeltung nach dem Tode scheinen sie keine Idee zu haben. Nach einer Legende soll Kalaga die Toten holen und mit sich fortführen. Delhaise meint, das sei nur vom Leibe zu verstehen, was jedoch sehr unwahrscheinlich klingt.

Der Mrega hat eine klare Idee von gut und bös. Delhaise zweifelt aber, ob er wegen schlechter Handlungen Gewissensbisse empfinde. Vor dem Weißen zeigt er zwar eine reuige Miene und verspricht alles, ob er aber eine Stimme in seinem Innern vernimmt, die ihm das Böse vorwirft, läßt sich schwer konstatieren. Die Warega sind frei und aufrichtig. Den Diebstahl und die Lüge bestrafen sie streng. Diebstähle und Gaunereien kommen sehr selten vor und werden meistens von jungen Burschen verübt. Der Eingeborne verschließt deshalb auch nie sein Haus, wenn er fortgeht; er weiß, daß keiner sich in seiner Abwesenheit in das Haus wagt. Der Häuptling respektiert das Eigentum eines jeden, auch des geringsten Untertanen[2]. Untereinander halten sie durchschnittlich das gegebene Wort, der Europäer aber kann sich auf dasselbe wenig verlassen.

Die Warega sind sehr liebevoll, und zwar auch, wenngleich in geringerem Grade, gegen die Leute eines andern Stammes. Ein Eingeborner wird nie einen Leckerbissen zu sich nehmen, ohne einen Teil dem Nachbar zu geben. Gegen die Kranken ist er sehr zuvorkommend, und er wird gern größere Lasten auf sich nehmen, um sie schwächeren Leuten zu ersparen. „Oft sah ich Träger an der Station ankommen, ihre Last niederlegen und dann mehrere Kilometer weit zurückkehren, um die Last eines andern Trägers zu holen, der zu ermüdet war. Ein Reisender wird immer in den Dörfern, durch die er kommt, die herzlichste Gastfreundschaft empfangen."[3]

Eigentum. Im Hause gehört alles, was irgend Wert hat, von Rechts wegen dem Familienvater. Alles, was die Frauen mitgebracht haben und später erwerben, wird das Eigentum der Mutter des Mannes, wenn sie im selben Dorf wohnt, sonst Eigentum der ersten Frau. Im Fall der Ehescheidung wird alles Eigentum des Mannes. Der Mann, der ein Landstück bebaut, ist Eigentümer der Produkte, aber nicht des Bodens; jeder Mann ist Eigentümer seines Hauses, solange er darin wohnt, sonst wird es Eigentum des Stammes, den der Häuptling vertritt. Jedermann kann mit Einwilligung des Häuptlings und gegen eine geringe Abgabe ein Stück Land in Besitz nehmen und bebauen;

---

[1] Delhaise, Les Warega 243—244. [2] Ebd. 221.
[3] Ebd. 222.

sobald er es verläßt, verliert er jedes Recht darauf[1]. Eigentlich herrenloses Land gibt es nicht. Alles Land, das zu einem Dorfe gehört, ob bebaut oder unbebaut, ist Gemeineigentum des Dorfes; dasselbe gilt von Flüssen, die das Dorfgebiet durchfließen, und den Naturprodukten. Nur einige Eisenminen machen eine Ausnahme, weil sie den Eisenschmelzern allein gehören.

Der älteste Bruder des Verstorbenen erbt dessen (bewegliche) Güter. Die Frauen können nicht erben, sind vielmehr ein Bestandteil der Erbschaft und gehen ebenfalls an ihren Schwager über. Nach dem Bruder geht die Erbschaft an die Kinder des Verstorbenen zurück. Diese können auch die Frauen ihres Vaters erben, mit Ausnahme der eigenen Mutter. Sind keine direkten Erben vorhanden, so teilen die nächsten Verwandten die Güter unter sich. Der Mrega kann vor seinem Tod kein Testament machen[2].

Strafrecht. Ein eigentlicher Strafkodex mit genau festgesetzten Strafen für bestimmte Vergehen existiert nicht. Für jeden einzelnen Fall bestimmt der Rat der Alten nach seiner Ansicht die Strafe. Diese besteht immer in Bezahlungen. Verdient ein Verbrecher den Tod, so verschafft sich der Verletzte selbst Recht ohne Dazwischenkunft des Rates. Die Sitzungen des Rates der Alten, die den Gerichtshof bilden, finden öffentlich statt. Der Angeklagte wird herbeigeführt und verhört; dann treten die Zeugen und die Verteidiger auf, und am Ende verkündet der Häuptling, der ruhig zugehört hat, das Urteil. Kann man die Schuld des Angeklagten nicht beweisen, so findet die Giftprobe statt. Niemand wird behelligt, dessen Schuld nicht bewiesen ist. Alle haben das größte Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Versammlung. Der Diebstahl wird als das schlimmste Verbrechen angesehen. Soll ein Dieb gerichtet werden, vereinigt sich die Versammlung in einem Kreise. Nach der Beratung nimmt jeder der Richter einen Topf, zündet ein Feuer an und kocht Fleisch und Bananen. In der Hand hält er ein Messer. Ist alles gekocht, so gießt jeder den Inhalt seines Topfes auf einen Teppich aus Bananenblättern in der Mitte des Kreises aus. Der Häuptling legt dann sein Messer flach auf seinen Kopf und spricht das Urteil: „Ihr alle, hört! wenn der Dieb verständig ist und sich bessern kann, so wird er den Bestohlenen (diese Summe) bezahlen; ist er aber unverbesserlich, dann führt ihn in den Wald und tötet ihn mit einem Lanzenstich." Die Giftprobe war früher sehr in Ehren und wurde oft besonders bei Frauen angewandt; heute kommt sie nur mehr selten und ohne Wissen der Regierung vor[3].

Politisch zerfällt Urega in große Häuptlingschaften, an deren Spitze ein Oberhäuptling steht. Die Abteilungen dieser Häuptlingschaften sind die Dörfer, die von Unterhäuptlingen regiert werden. Nach der Überlieferung soll früher ein einziger Großhäuptling das ganze Waregavolk regiert haben. Die Würde des Häuptlings ist erblich. Wenn er alt wird und sein Bruder oder sein Sohn imstande ist, seine Stelle einzunehmen, dankt er ab, behält aber immer großes Ansehen im Rate. Die Gewalt des Häuptlings ist nicht sehr groß; er kann fast nichts tun ohne den Rat der Alten.

---

[1] Ebd. 301. [2] Ebd. 309. [3] Ebd. 331—332.

9. Die Neger in der Umgebung der Stanleyfälle.

An dem großen Bogen, den der Kongo bei den Stanleyfällen bildet, wohnt eine große Menge verschiedener Stämme, wie wir schon früher bemerkt haben. Über die dortigen Neger, besonders die Basoko, Budja, Mobango, Topeke, Wangelima und andere, schreiben die Priester vom Herzen Jesu (Sittard)[1].

„Der Neger glaubt an ein höchstes Wesen. Zwar ist dieser Glaube sehr unbestimmt, und der Schwarze denkt nicht viel darüber nach. Allgemein heißt dieses Wesen Nzambi, in unserem Missionsgebiet der Stanleyfälle heißt es Mukongo, in Kazar Mikundu, im Lubagebiet Vidi-Mukula (Vidi Mufala) und im Katanga Mlizi. Merkwürdig ist, daß sowohl bei den Küstenbewohnern als auch bei den verborgensten Stämmen im Urwalde, zu denen noch nie etwas von Europa gedrungen, das höchste Wesen dargestellt wird als unfähig, etwas Böses zu tun, aber auch als unbesorgt um das Geschick der Menschen. Deshalb wird ihm auch nicht geopfert.... Von Gott ist nichts zu fürchten, er tut nichts Böses."[2] Obwohl der Gottesbegriff unklar ist, gilt doch Gott als Schöpfer und Herr aller Dinge und insbesondere als Herr über Leben und Tod.

Gott hat auch viele Geister geschaffen, die zwar mächtig sind, aber keine Schöpferkraft besitzen. Diese Geister verkehren als Stellvertreter Gottes mit den Sterblichen und können ihre Macht den Menschen, Tieren und Pflanzen und selbst den leblosen Dingen mitteilen. Sie sind bösartig und unredlich, man muß mit ihnen umgehen wie mit bösen Menschen, ihnen schmeicheln und Geschenke machen oder bitten und drohen. So oft auch der arme Neger in seinen Erwartungen getäuscht wird, hält er doch an dem Glauben an diese Geister fest. Sie sind überall und umringen den Menschen, auf Böses sinnend. Um sich gegen sie zu schützen, gebraucht er die Talismane. Der beste Talisman ist der Fetisch. Die Fetische sind keine Götzenbilder, keine Wesen oder Gegenstände, denen ein Kult dargebracht wird. Ihre Kraft erhalten sie von den Eingebornen selbst mitgeteilt, gewöhnlich nach einem unerklärlichen oder Besorgnis erregenden Ereignis, und zwar durch bestimmte Beschwörungen und Zaubereien, die im Aberglauben ihren Grund haben. Gewöhnlich verfertigt der Zauberer oder Fetischpriester die Fetische und verleiht ihnen ihre geheimnisvolle Kraft. Jeder Gegenstand kann zum Fetisch werden, wenn eine Beschwörung ihn heiligt, und es gibt Fetische für alle Arten von Übeln: für Krankheiten, für Krieg und Frieden und jedes Ereignis im Leben. Wir verweisen auf das früher hierüber Gesagte. Von besonderer Art sind die Tierfetische, lebende Tiere, die einen geheimnisvollen Charakter erlangt haben. Der Hauptgrund der Tierfetische besteht „vielleicht in dem Glauben an die Seelenwanderung. Die Seelen der Verstorbenen gehen in gewisse Tierleiber über. Deshalb sehen die Neger in diesen Tieren etwas Heiliges, und aus Furcht vor dem Geiste, der darin wohnt und sicher bösartig ist, geben sie diesen Tieren Nahrung, um den Geist zu beschwichtigen"[3].

---

[1] Das Reich des Herzens Jesu. Illustrierte Monatsschrift, 10. Jahrg. (1910), 32 ff. J. Fräßle, Fünf Jahre als Missionär im Herzen Afrikas (ohne Jahreszahl) 87.

[2] Das Reich des Herzens Jesu 33—34. [3] Ebd. 35. Fräßle a. a. O. 95.

Zu den Fetischen rechnen einige auch gewisse Handlungen, die geboten oder verboten sind. Bei manchen Stämmen wird z. B. bei der Geburt eines Kindes oder bei dessen Reifeerklärung ihm vom Vater oder Fetischpriester verboten, eine bestimmte Frucht zu essen oder eine bestimmte Handlung zu verrichten, da der Hausgeist in dieser Frucht wohnt oder diese Handlung nicht leiden mag. Diese Dinge werden so zum Fetisch für das Kind, und es würde vom Himmel bestraft, wollte es das Verbot übertreten. Wir glauben aber, daß man solche Verbote oder Tapus nicht eigentlich zu den Fetischen rechnen kann. Denn unter Fetischen muß man immer bestimmte Gegenstände verstehen, die eine geheimnisvolle Kraft besitzen, um irgend ein Gut zu erlangen oder ein Übel abzuwenden; es sind aber nicht die obigen Handlungen selbst, die den Menschen schaden, sondern böse Geister, die dadurch erzürnt werden.

Ein Missionär schreibt über die Neger am Kongo: „Außer seinem Glauben an ein höchstes Wesen und seinem Aberglauben bezüglich der Geister ... hat der Schwarze keine religiöse Ideen." Das ist richtig, wenn man „religiös" nur das nennen will, was sich auf den einen wahren Gott bezieht, aber keineswegs, wenn man die Religion in dem nun einmal gebräuchlichen Sinne nimmt. Wenn behauptet wird, die Neger hätten bei ihren Opfern keine Idee vom wahren Opfer oder von der Sühne, so ist das nicht richtig. Sehr oft wollen sie die erzürnten Geister versöhnen, andere Male wollen sie durch diese Opfer eine Gunst der Geister erlangen, z. B. beim Anfang einer wichtigen Unternehmung.

„Wohl hat der Kongolese einen vagen Begriff von gut und bös, aber er kennt keine Reue über seine Sünden." [1] Gewiß ist, daß der Neger die Sünde vielfach nicht als eine Beleidigung Gottes ansieht, wohl aber glaubt er durch böse Handlungen der Rache der bösen Geister zu verfallen, deshalb opfert er ihnen und sucht sie zu versöhnen. „Der Schwarze kennt kein Gebet in unserem Sinn." Das kann nur heißen, er betet nicht zu Gott, wohl aber bittet er die Geister um eine glückliche Reise oder um Abwendung eines Übels. Der Schreiber berichtet selbst, daß „der Geist des Neumondes angerufen wird, keinem zu schaden" [2]. Das ist doch wohl ein Gebet, das sich aber nicht an die richtige Adresse wendet.

Glaube an ein zukünftiges Leben. „Die Schwarzen haben die Idee eines andern Lebens, wie die Feierlichkeiten beim Begräbnisse beweisen. Wohl sind letztere hauptsächlich eine Gelegenheit, Prunk zu entfalten ..., allein die Idee eines zukünftigen Lebens liegt ihnen sicher zu Grunde. Bei den Sakara und Azandes werden hier und da kleine Hütten errichtet, damit die Seelen der Verstorbenen daselbst nachts ausruhen können. Fürchtet der Schwarze eine Krankheit oder sonst ein Unglück, dann beeilt er sich, allerlei Nahrungsmittel in diese Hütten zu tragen, um so die Geister der Verstorbenen, die er unwillig glaubt, zu versöhnen. Die Balubaneger haben ähnliche Sitten. Einzelne wenige Stämme glauben sogar an ein zukünftiges Leben in einer andern Welt, alle aber glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Sie nehmen die Metempsychose an und behaupten, nach dem Tode gehe die Seele in irgend ein Tier. Häuptling, freier Mann, Sklave, sie alle wählen sich schon zu Lebzeiten das Tier, in welches sie verwandelt werden wollen. Für nichts in der Welt würde er

[1] Das Reich des Herzens Jesu 1911, 417. [2] Ebd. 418.

dann von dem Fleisch dieses Tieres essen. Doch muß er sich das Glück verdienen, gerade in dieses Tier verwandelt zu werden, und das geschieht, indem er sich soviel als nur möglich die Gewohnheiten desselben aneignet. Solche Anschauungen haben zu abscheulichen Folgen geführt in verschiedenen Stämmen, die sich die Leoparden- oder Krokodilmänner nannten. Bei andern Stämmen steht einem die Wahl des Tieres nicht frei. Die guten Seelen gehen nach dem Tode in ein edles Tier, wie Gazelle, Leopard, Flußpferd; die bösen dagegen in ein unedles Tier. Die Häuptlinge natürlich werden mit Vorliebe in Leoparden verwandelt, ebenso bekannte Menschenfresser. Einige Häuptlinge sollen sogar während ihres Lebens sich in ein Tier verwandeln können."

„Die Idee eines Nachlebens offenbart sich bei den Negern auch in der entsetzlichen Sitte der Menschenopfer. Der Mensch findet in der andern Welt nur das, was er mitgenommen hat. Auf der weiten Reise bedarf er der Frauen, Kinder, Sklaven, kurz alles dessen, was hier auf Erden den Reichtum ausmacht. Vor nicht langen Jahren wurden deshalb beim Tode eines freien Mannes zahlreiche Frauen, Sklaven und Kinder hingeschlachtet. Zu bestimmten Zeiten folgten noch weitere Opfer, manchmal mehrere Jahre hindurch. Bei vielen Stämmen, z. B. bei den Bapoto, vollzogen sich diese Greuel unter schrecklichen und mehrere Tage dauernden Orgien." [1]

In Bezug auf Ehe, Familienleben, Erbrecht usw. gilt das oben über die Kongoneger im allgemeinen Gesagte.

10. Die Baluba.

Unter Baluba versteht man zuweilen all die zahlreichen Völker, die vom Becken des Lulua und des Sankuru fast bis zum Tanganika wohnen. Die eigentlichen Baluba aber wohnen zerstreut zwischen dem Sankuru und dem Kassai und zwischen dem Lomeni und dem Tanganika. Sie sind die westlichen und nördlichen Nachbarn der schon früher geschilderten Beni-Marungu. In diesem Land liegt die Herrschaft in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien (die Ba-Kyombo, die Ba-Ngoi, die Ba-Mwenge usw.), die alle ein bestimmt umgrenztes Gebiet unter sich haben [2].

Religion. Die Baluba haben alle einen ziemlich klaren Begriff von einem einzigen Gott, den sie Kabezya-Mpungu oder Kube, d. h. den Allmächtigen, den Ewigen, nennen. Er hat Himmel und Erde erschaffen und erhält noch heute alle Dinge. Er schuf zuerst, wie die Schwarzen sagen, die Sonne, den Mond und die Sterne, dann die Erde mit den Pflanzen, Tieren usw. Zuletzt setzte er einen Mann und zwei Frauen auf die Erde. Dem Mann gab er eine Axt und ein Messer und zeigte ihm, wie er das Holz behauen, Stoffe weben, Eisen schmelzen, jagen, fischen usw. solle; den beiden Frauen gab er eine Hacke und ein Messer, und er lehrte sie den Landbau, das Kochen,

---

[1] Das Reich des Herzens Jesu 1911, 418—419. Fräßle, Fünf Jahre als Missionär im Herzen Afrikas 66.

[2] Vgl. die Berichte des P. Colle von den Weißen Vätern in der Zeitschrift Missions des Pères Blancs (Anvers), Jahrg. 1906—1907.

die Töpferei, Korbflechterei, die Ölbereitung, kurz all die Verrichtungen, die den Frauen noch heute nach altem Brauch obliegen [1].

Die ersten Bewohner der Erde lebten lange glücklich, bis eine der Frauen anfing, alt zu werden. Gott hatte das vorausgesehen und ihr die Gabe verliehen, sich zu verjüngen, und auch die Fähigkeit, diese Gabe, wenn sie zum erstenmal damit Glück hatte, für sich und das ganze Menschengeschlecht zu behalten. Aber sie verlor diese kostbare Gabe, und so kam der Tod in die Welt. Als sie nämlich wahrnahm, daß sie runzelig wurde, nahm sie die Wanne ihrer Gefährtin, die eben damit Mais zur Bierbereitung gesäubert hatte, und zog sich in eine Hütte zurück, deren Türe sie sorgfältig verschloß. Nun begann sie, ihre alte Haut stückweise abzureißen und legte die Stücke auf die Wanne, und sofort bildete sich eine frische Haut. Die Operation war fast fertig, und es fehlte nur noch der Kopf und der Hals, als die Gefährtin zur Hütte kam, um ihre Wanne zu holen. Noch ehe die Alte ein Wort sagen konnte, hatte die jüngere Frau die Türe geöffnet, aber im selben Augenblick starb die Alte und nahm das Geheimnis mit sich. Deshalb sterben jetzt alle. Die beiden Überlebenden zeugten viele Söhne und Töchter, und von diesen stammt das ganze Menschengeschlecht ab. Seit dieser Zeit bekümmert sich Gott kaum noch um seine Geschöpfe; er begnügt sich damit, sie von Zeit zu Zeit inkognito zu besuchen, und dann senkt sich der Boden, wenn er vorbeigeht. Er fügt niemand Böses zu, und deshalb ist es überflüssig, ihn zu ehren. Tatsächlich erweisen ihm die Eingebornen keinerlei Verehrung.

Außer den Menschen schuf Gott zwei Geister, zuerst den Kibawa, den Größeren und Mächtigeren, den er auf die Erde setzte. Dieser nahm seine Wohnung in einer Höhle auf dem Hochplateau der Marungu, in der Nähe des Dorfes Mpenge. Dort gebar er Kalumba, Kisimba, Kibwe, Kaliba usw., die alle in den Bergen ihre Wohnung aufschlugen und sozusagen in die Steine eindrangen, besonders in solche, die eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschenkopf hatten. Wenn die Baluba den einen oder andern von diesen Geistern verehren wollen, so ziehen sie in die Berge, um dort solche Steine zu sammeln, denen sie dann eine abergläubische Verehrung erweisen. — Nach Kibawa schuf Gott den Kulu, der sich im See Kisale, an der Stelle, wo das Wasser aufwallt, aufhält. Im Abgrunde dieses Strudels zeugte er andere Geister, wie den Banza, Mwamba, Ngoy, Mande usw., die sich alle wie ihr Vater mit Vorliebe im Wasser aufhalten. Da Kulu erkannte, daß die Dorfhäuptlinge einen besondern Schutzgeist für ihre Person nötig hatten, beschenkte er z. B. die Familie der Ba-Ngoi mit den Schutzgeistern Kihuha und Kilyangi.

Die Schwarzen erweisen diesen Geistern keinen Kult, wie er Gott allein gebührt. Sie betrachten dieselben als einfache Geschöpfe Gottes, die körperlos und mächtiger sind als die Menschen. Diese Geister leben in beständigem Verkehr mit den Menschen und sind sehr auf Ehrenbezeigungen erpicht. Zu diesem Zweck fahren sie in den Menschen, erfassen ihn und machen ihn krank ohne erkennbare Ursache. Sobald man ihre Gegenwart vermutet, muß der Zauberer gerufen werden, der das Medium oder der offizielle Vermittler zwischen den

[1] Ebd. 1904, 330.

Menschen und den Geistern ist und von dem ein Geist zeitweilig Besitz ergreift. Dieser nennt den Namen des Geistes, der sich des Kranken bemächtigt hat. Sobald der Geist bekannt ist, erweist ihm der Kranke seine Verehrung und erlangt dafür von ihm Schutz und Hilfe in allen Gefahren und Unternehmungen. Jede Familie, ja jedes Individuum hat einen oder mehrere solcher Schutzgeister, die man angelegentlich verehrt. Unterläßt man die Verehrung, so nehmen sie gelegentlich Rache. Man baut ihnen Hütten, wo man ihnen die Erstlinge der Feldfrüchte und der Jagd, bei der Bierbereitung den ersten Krug Bier usw. darbringt. Beim Erscheinen des Neumondes rufen alle Baluba: „Kaye, Kaye (Mond), vielleicht wirst auch du sterben, aber heute geht es dir wohl, wie ich sehe, deshalb will ich dein Haupt mit den blutroten Blumen des Nduba schmücken.“ Am folgenden Tag ist Feiertag, niemand darf im Felde arbeiten, sonst würde alles verfaulen. Schon am frühen Morgen hockt jeder vor der Hütte der Geister nieder, kehrt den Boden um dieselbe, singt ein Lied und spricht die dem Geiste, den er verehrt, eigentümliche Formel. Dann breitet man eine Matte aus und legt auf dieselbe den Gegenstand, in dem der Geist wohnt. Wenn es anfängt zu regnen und der Klient nicht zur Stelle ist, so zieht sich der Gegenstand von selbst in die Hütte zurück, wie die Eingebornen behaupten. Der Tag des Neumondes ist übrigens ein Freudentag für alle; die Bruderschaften führen Tänze zu Ehren des Mondes auf, der in den Augen der Schwarzen ein mächtiger Schutzgeist ist.

Die Baluba richten oft Gebete an ihre Schutzgeister, besonders vor wichtigen Handlungen (Krieg, Jagd oder Cubale, dem beliebten Hazardspiel). Sie knien vor der Hütte des Geistes nieder und beten, während sie den Boden kehren, ihre Formel, setzen ihr Anliegen auseinander und versprechen zum Entgelt kleine Gegengeschenke. Bei dem Glauben an unzählige Geister darf es uns nicht wundernehmen, daß die Zauberpriester eine so große Rolle spielen. Nicht jeder kann übrigens Zauberpriester werden, sondern nur derjenige, den ein Geist selbst dazu beruft[1]. Es gibt auch verschiedene Arten von Zauberpriestern. — Groß ist die Zahl der Fetische und die Zahl der verschiedenartigsten Amulette. Wir verweisen auf das, was wir allgemein über die Kongoneger gesagt haben. Über den Ursprung dieser Fetische und Talismane erzählen die Baluba: Eines Tages ging der Schutzgeist Ngoy zu Kulu, dem großen Geist, und klagte ihm, daß so viele Menschen durch Krankheit, Krieg usw. zu Grunde gingen. Dann bat er ihn um ein Heilmittel. Kulu erhörte die Bitte, tauchte in den See Kisale und brachte eine zollhohe kleine Statue mit sich, die als Vorbild für andere Statuen dienen sollte. Dieselben sollten ein unfehlbares Mittel gegen alle Übel werden, wenn sie vorher zu ihm (Kulu) gebracht würden.[2]

Der Tod ist nach den Baluba stets die Wirkung des Zaubers oder des Geistes eines Verstorbenen. Ein Vater oder eine Mutter, ein Bruder usw., der verstorben ist, langweilt sich in der andern Welt da drunten. Deshalb geht er zu Kabezya-Mpungu (Gott), klagt ihm, daß er sich langweile, weil er keine Gesellschaft habe, er würde gern den und den bei sich sehen. Kabezya-Mpungu erhört seine Bitte und sendet entweder den traurigen Verwandten selbst oder

[1] Missions des Pères Blancs 1905, 102 ff. [2] Ebd. 1906, 80.

einen Geist. Dieser Bote klammert sich an den, den er sucht, das ist die Krankheit, und sobald Gott das Zeichen gibt, preßt er ihm das Herz zusammen, bis es aufhört zu schlagen, das ist der Todeskampf und der Tod. Deshalb pflegt man von einem Kranken zu sagen: der und der hat ihn gepackt, und von einem Verstorbenen: Gott hat ihn heimgesucht, der Allmächtige hat sich seiner bemächtigt, oder auch: sein Vater hat ihn gerufen, seine Mutter hat ihn getötet. Oft wird auch der Tod bösem geheimnisvollen Zauber zugeschrieben[1].

Beim Tode bleibt die Seele lebend im Leichnam, hat jedoch die Fähigkeit, sich von demselben zu trennen, aber nicht ganz frei, sondern in Begleitung von irgend etwas, einer Art unfaßbarem Phantom oder Gespenst, das genau dem toten Leibe gleich, aber in Wirklichkeit nicht dieser Leib ist. Mit diesem sozusagen immaterialisierten Leibe wird nun die Seele fortan im Reiche der Toten leben. Die Seele ist nach den Baluba wohl vom Leibe verschieden, aber nicht imstande, ohne einen Scheinleib zu leben. Obwohl gewöhnlich der Scheinleib die Form des früheren Leibes hat, ist das doch nicht immer der Fall. Diejenigen z. B., die zu Asche verbrannt wurden, werden ewig die Form von ein wenig Rauch mit Asche vermischt haben[2].

Wenn ein Kranker gestorben ist, legt man ihm eine dicke Binde auf die Augen; sein Blick würde eine Quelle von Unglück; denn durch die erloschenen Augen sieht die weiterlebende Seele alles. Dann wird die Leiche gewaschen, geölt und je nach dem Reichtum des Verstorbenen mit Perlen, Stoffen usw. geschmückt. Die üblichen Totenklagen fehlen natürlich nicht. Die Leiche eines kleinen Kindes wird in eine Matte gehüllt und in einem Winkel der Hütte seiner Mutter begraben; nur die Erstgebornen werden in Bananenblätter gehüllt und die Zwillinge in ein großes Gefäß gelegt. Die Leiche eines Erwachsenen wird nicht gleich begraben; zuvor muß man den Zauberer um die Ursache des Todes befragen oder andere Dinge in Ordnung bringen. Wenn z. B. die Verstorbene eine verheiratete Frau ist, so muß der Mann ihrer Familie einen Sklaven oder das Äquivalent davon bezahlen. Die Leiche wird zum Begräbnis in einen Sarg gelegt und während der Nacht in möglichster Stille, damit kein Fremder es sehe, in das Gebüsch hinausgetragen und dort beerdigt. Der Boden des Grabes wird dann sorgfältig geebnet, damit man am Morgen gleich sehen könne, ob das Grab unversehrt ist. Das ist keine überflüssige Maßregel. Denn die Menschenfresser spähen immer nach neuen Gräbern, um im Dunkel der Nacht die Leichen zu stehlen. Doch wehe einem solchen Räuber, wenn er erwischt wird. Sobald die Sonne aufgeht, wird die Hütte des Verstorbenen angezündet; dort noch wohnen wollen, nachdem sie die Leiche beherbergt hat, hieße sich dem sichern Tode aussetzen. Dann ziehen die Totengräber und die Verwandten zum Fluß, werfen die Trauerbänder in denselben, baden sich und reiben den Oberleib mit weißer Erde ein. Bald darauf errichtet man dem Toten ein kleines Hüttchen in der Nähe seiner früheren Hütte. Dort wird fortan der Tote hinkommen, um die Ehrenbezeigungen, Bitten, Mitleidsbezeigungen der Lebenden entgegenzunehmen. Vor dem Eingang in dieses Hüttchen macht man ein Loch, das mit Öl und Wasser gefüllt wird; daneben macht man noch

[1] Ebd. 164. [2] Ebd. 165.

ein anderes Loch; in dieses stellt man ein Gefäß mit durchlöchertem Boden; das ist die Mahlzeit für den Toten.

Die Erbschaft des Toten erhält ganz sein Onkel, und wenn kein Onkel vorhanden ist, erhalten sie seine Brüder, sonst seine Neffen. Weiber und Kinder gehören zur Erbschaft, und in Bezug auf die Witwen des Verstorbenen gilt das Gesetz der Leviratsehe[1].

Das oben Gesagte gilt von den gewöhnlichen Baluba, das Begräbnis eines Häuptlings war natürlich noch umständlicher und feierlicher[2]; stets wurden beim Begräbnis des Häuptlings einige Sklaven getötet, um den Verstorbenen in die andere Welt zu begleiten; zwei Frauen (Sklavinnen) wurden lebendig mit ihm begraben. Auch noch später wurden auf dem Grab des verstorbenen Häuptlings Menschen geschlachtet.

Ehe. Wenn ein junger Mann ein Heim gründen will, geht er zum Vater seiner auserkorenen Braut und fragt ihn, wieviel er für seine Tochter verlange. Ist man über den Preis (Perlenschnüre, Kleider, eine Lanze, eine Axt usw.) einig, so sucht der Bräutigam denselben zu erlangen; der Vater hilft ihm nicht; er muß ihn selber erwerben; ist ihm dies gelungen und der Hochzeitstag bestimmt, so zieht er im festlichen Schmuck unter der Begleitung von Verwandten und Freunden aus, um seine Braut zu ergreifen. Kaum hat diese die Ankunft ihres zukünftigen Mannes gesehen, so fängt sie an furchtbar zu schreien, zu weinen und zu heulen; sie verbirgt sich in dem dunkelsten Winkel der Hütte, um niemand zu sehen und von niemand gesehen zu werden. Der Bräutigam aber geht in die Hütte und erklärt, er komme, um seine Frau zu holen. Nun tritt tiefes Stillschweigen ein. Der Vater stellt seiner Tochter den Bräutigam vor und gibt ihr Ratschläge, wie sie ihm gehorchen, im Frieden mit ihm leben, ihm gut die Haushaltung führen solle usw. Auch die Mutter gibt ihrer Tochter eine große Zahl von Ratschlägen. Sobald sie geendet, fängt die Tochter wieder an zu schluchzen, schmückt sich aber zugleich Arme und Beine mit Spangen und Perlen. Nun erhebt man sich, und die Eltern stoßen die Tochter, die sich festzuhalten sucht und furchtbar schreit, zur Hütte hinaus. Hier ergreift sie der Bräutigam und stößt sie nach der Richtung seines Dorfes. Plötzlich kommt eine Tante oder Cousine, nimmt sie auf ihren Rücken und trägt sie im Triumphe davon. Vor ihr schreiten zwei verwandte Mädchen mit Körben. In dem einen sind die Perlen und Schmucksachen der Braut, in dem andern die erste Mahlzeit, welche die Mutter aus Aufmerksamkeit für das junge Paar bereitet hat.

Ist der Zug im Gange, so läuft der Bräutigam voraus in seine Hütte und schließt sorgfältig die Tür hinter sich. Seine Freunde und Verwandten stehen außerhalb der Hütte. Sobald der Festzug an der Hütte angekommen, wird die Braut auf den Boden gestellt, und nun fängt sie wieder an zu schluchzen. Die Verwandten des Bräutigams verlangen eine Art Trinkgeld. Die Mutter der Braut gibt ihnen einige Perlen, und nun öffnet sich die Türe, man lädt die Braut ein, ihren Bräutigam anzuschauen; sie tut es, fängt dann aber wieder an zu schluchzen. Schließlich beruhigt sie sich und versteht sich sogar

---

[1] Missions des Pères Blancs 1906, 167. [2] Ebd. 168.

dazu, ihrem Bräutigam zuzulächeln. Jetzt wird tüchtig Bier getrunken und die Ehe ist geschlossen[1].

Bei keinem andern Kongostamm scheinen die geheimen Gesellschaften und Bruderschaften so ausgebildet zu sein wie bei den Baluba. Ausführlich berichtet darüber P. Colle[2]. Erwähnt sei nur die Bruderschaft der Bakasanzi oder Kannibalen. Die Baluba stehen im Rufe, Menschenfresser zu sein, doch ist dies im allgemeinen nicht richtig, nur in Bezug auf die Bakasanzi trifft es zu. Schon bei der ersten Aufnahme des Kandidaten wird dieser, nachdem man ihn zuerst betäubt und dann wieder zum Bewußtsein gebracht hat, mit Menschenfleisch aus einem hohlen Menschenschädel gefüttert. Bei ihren Festlichkeiten nähren sich die Bakasanzi mit dem Fleisch menschlicher Leichen. Die Szenen, die sich dabei abspielen, sind so scheußlich, daß die Feder sich sträubt, sie wiederzugeben. Die Bruderschaften bilden ein Haupthindernis für das Bekehrungswerk der Missionäre.

11. Die Basonge.

Die Basonge (oder Basongo) wohnen an der südlichen Grenze der großen afrikanischen Wälder am Äquator zwischen dem Lubilasch (so heißt der Sankuru in seinem Oberlauf) und dem Lualaba, wie der obere Kongo genannt wird. Auf seiner ersten Reise fand Wissmann in ihrem Gebiete zahlreiche und große Städte von 20000 bis 25000 Einwohnern. Diese trieben Ackerbau, verstanden sich auf die Bearbeitung von Lehm, Holz, Kupfer und Eisen, verfertigten Körbe und Stoffe. Ihre Schmiede waren berühmt. Als er zum zweitenmal in diese Gegend kam, war fast alles zerstört und das Land glich einer Wüste. Inzwischen waren nämlich die Araber ins Land gedrungen, hatten wahre Razzias veranstaltet und viele Eingebornen in die Sklaverei geschleppt. Glücklicherweise kamen nun die Europäer von Westen her und setzten den Sklavenjagden ein Ende. Die Basonge unterwarfen sich den Weißen und blieben von da an treue Untertanen. Selbst bei dem großen Aufstand der Batetela blieben sie den Belgiern treu.

Die Basonge zerfallen in zahlreiche Stämme, die aber in Bezug auf Sitten und Gebräuche einander sehr ähnlich sind. Allgemein werden die Basonge als eine schöne, kräftige, langgewachsene und ausdauernde Rasse geschildert. Sie sind intelligent, von Natur fröhlich und lebhaft, zeigen großes Verlangen, europäische Sitten und Lebensart kennen zu lernen und sind durchaus bildungsfähig[3]. Wißmann bezeichnet dieses Volk als den aufgewecktesten aller Stämme Afrikas zwischen dem 2.° und 11.° s. Br. Sie werden schnell etwas dreist, sind jedoch weniger roh und wild in Ton und Manieren als ihre westlichen Nachbarn (die Baschilange). In Kunstfertigkeit, Geschmack und Ordnungssinn stehen sie nach Wißmann bei weitem am höchsten von allen bekannten Stämmen. Die Stellung des Weibes ist eine höhere. Sie scheinen ein glückliches Temperament zu haben,

---

[1] Ebd. 1904, 161—163. [2] Ebd. 1906, 236 ff; 1907, 14 ff.

[3] Van Overbergh, Les Basonge (État du Congo), (Collection de Monographies ethnographiques), Bruxelles 1908.

und Lachen und Gesang ertönen von überall. Ihre großen Fehler, die wir erst später kennen lernten, sind Treulosigkeit, Diebesgelüste und Verstellung[1].

Die Basonge waren berüchtigte Kannibalen. Alle Männer nach der Beschneidung und diejenigen Frauen, die unfruchtbar waren, durften Menschenfleisch essen, die andern nicht, da es unfruchtbar machen soll. Wissmann hörte, daß man auch an Krankheiten gestorbene Leute aufgefressen habe. Um nicht gerade seine nächsten Verwandten zu verzehren, gab man dieselben nach dem Tode dem benachbarten Dorfe in der Erwartung, daß bei dem nächsten Todesfall von dort die Schuld zurückbezahlt werde. Es wird aber behauptet, daß die Basonge erst im Umgang mit den Bankusa zur Anthropophagie kamen; denn die alten Leute geben an, in früherer Zeit habe diese Sitte nicht bestanden[2], jedenfalls haben die Raubzüge der Araber den Kannibalismus mächtig gefördert.

Die Kleidung der Basonge besteht meist in einem langen, in vielen Falten um die Hüften liegenden, einen Meter breiten Tuch. Der Oberkörper bleibt unbedeckt. Viele tragen auch ein weites, kurzärmeliges Hemd nach Art der Araber. Die Kinder bleiben gewöhnlich bis zum dritten oder vierten Jahre ganz nackt, dann legen sie eine kleine Schürze an. — Die Dörfer werden meist auf einer Anhöhe erbaut. Haben die Eingebornen einen Platz für ihre Niederlassung gewählt, so macht jeder so viel Boden urbar, als er braucht. Ist der Boden bereit und geht ein Weg daran vorbei, so steckt der Eigentümer einige Stäbe in denselben, auf denen ein Stück giftiger Wurzel sich befindet: das ist ein Boanga und bedeutet: dieser Boden gehört mir[3]. Von den Häusern sagt Wissmann: Sie sind hoch und geräumig, sorgfältig gebaut und rein gehalten, mit einem Vorbau an der Tür versehen. Alle stehen auf einem Unterbau von Lehm, so daß der estrichartige Fußboden stets trocken ist.

Familienleben. Nach dem Glauben der Basonge ist das Kind, dessen Geburt man erwartet, ein früher gestorbener Mensch, der durch den Willen Gottes wieder auf der Erde erscheint. Deshalb sucht man, damit das Kind gesund und stark geboren werde, die Gunst dieses Unbekannten aus der jenseitigen Welt zu gewinnen. Zu diesem Zwecke überläßt man ihm nach den Mahlzeiten am Mittag und am Abend ein wenig Maniok oder einen Schenkel eines Huhnes. Diese kleinen Vorräte werden in einem Winkel der Hütte niedergelegt. Schaben, Mäuse und herumschweifende Hunde fressen in der Nacht alles; doch das macht nichts; der Tote ist befriedigt[4]. Vom Beginn der Schwangerschaft bis zur Entwöhnung des Kindes von der Mutterbrust unterhalten die Männer selten geschlechtlichen Verkehr mit ihren Frauen. Die Kinder werden gewöhnlich zwei Jahre lang gesäugt. Das Kind wird mit Liebkosungen von seiten des Vaters und der Mutter überhäuft. Kindermord ist selten, doch kommt er vor, namentlich dann, wenn ein Mann seine schwangere Frau im Stiche läßt, oder wenn das Kind eine völlige Mißgeburt ist. Zwillinge sind selten, aber stets willkommen. Den Namen erhält das Kind vom Vater, dem das Kind immer gehört. Weniger selten als der Kindermord ist die Tötung oder Abtreibung

---

[1] Wissmann, Unter deutscher Flagge. Quer durch Afrika von West nach Ost (1880—1883)[8], Berlin 1902, 122—123.

[2] Van Overbergh, Les Basonge 145. [3] Ebd. 235. [4] Ebd.

der Leibesfrucht einer Frau von seiten der andern Frauen. Der Grund soll die Eifersucht der letzteren sein, die so die Sorgen und Geschenke, welche der Mann der Wöchnerin zuwendet, verhindern wollen. Sobald die Kinder zwei bis drei Jahre alt sind, findet bei den Knaben die Beschneidung statt und auch die Mädchen werden einer ähnlichen Operation unterworfen. Die Vielweiberei ist sehr verbreitet, einzelne Häuptlinge haben mehr als hundert Frauen. Die Polyandrie ist unbekannt. Die Heiraten finden früh statt. Auf die Jungfräulichkeit scheint man bei der Heirat geringen Wert zu legen, und die Folge ist häufiger Geschlechtsverkehr unter Unverheirateten; doch kommt eigentliche Prostitution selten vor. „Die Scham, nicht die Heuchelei, verhindert die Leute, öffentlich miteinander geschlechtlich zu verkehren." [1]

Heirat. Ein junger Mann, der ein Mädchen zu heiraten wünscht, teilt seine Absicht seinem Vater mit. Sagt dieser nein, so muß der Sohn sich nach einer andern Braut umsehen. Willigt er ein, so geht der künftige Ehemann zum Vater der Auserkorenen, bittet ihn um seine Tochter und überreicht ihm ein Geschenk, das entweder in zwei Sklaven oder in sechs Ziegen oder in zwei Stücken Tuch u. dgl. besteht. Diese Geschenke erbittet sich der Bräutigam von seinem Vater, da er selbst kein Eigentum hat. Ist der Vater nicht reich genug, so sucht der Bräutigam die Heirat einer seiner Schwestern zu vermitteln und bietet dann dem Vater der Braut die Geschenke an, die man für seine Schwester erhalten hat. Sobald der Vater der Braut die Geschenke angenommen hat, gilt die Ehe als abgeschlossen. Die Vermählte erhält ihre Mitgift an Lebensmitteln und verläßt mit ihrem Manne das Vaterhaus. Das Gesagte gilt aber nicht von den Sklaven. Der junge Sklave hat nur eine Hoffnung, nämlich daß ihm sein Herr, um ihn anhänglicher zu machen, eine Frau gebe. Obwohl die Heirat geschäftsmäßig abgeschlossen wird, so ist es doch nicht richtig, von einem eigentlichen Kauf der Frau zu reden. Die Eingebornen protestieren energisch, wenn man ihnen sagt, ihre Ehe sei ein einfacher Kauf. Tatsächlich behält der Vater, der seine Tochter zur Ehe gibt, gewisse Rechte über sie, z. B. das Recht, sie wieder dem Manne zu nehmen, wenn er sie zu hart behandelt oder ohne Grund schlägt [2]. Bruder und Schwester, der Sohn und die Tochter seines Onkels dürfen sich nicht heiraten, wohl aber darf ein junger Mann die Tochter seiner Tante zur Frau nehmen. Im allgemeinen scheut man aber Verbindungen unter Blutsverwandten. Der Ehemann gilt als Rechtsnachfolger des Vaters in seiner unbeschränkten Verfügung über die Frau; er darf sie züchtigen und fesseln, wenn er mit ihren Diensten unzufrieden ist; er kann sie sogar verkaufen, ohne daß sich jemand dem widersetzen dürfte. Doch kann die Frau im letzteren Fall zu ihren Verwandten fliehen, und diese haben das Recht, sie zu behalten, wenn sie dem Manne seine Heiratsgeschenke zurückgeben.

Im Fall eines Ehebruchs, der übrigens ziemlich selten ist, rächt sich die Frau dadurch, daß sie ihren Mann beim „Eigentümer" der Mitschuldigen verklagt. Daraus können schlimme Folgen entstehen, wenn der Ehebrecher zum gewöhnlichen Volk gehört und der Eigentümer seiner Mitschuldigen ein Vornehmer ist. Ist die Frau des Ehebruchs schuldig, so steht dem Mann ein dreifacher

---

[1] Ebd. 252. [2] Ebd. 259.

Weg zur Bestrafung offen. Entweder führt er die Schuldige vor den Häuptling des Dorfes, dann zitiert dieser den Verführer und bestimmt die Strafe, die er dem in seiner Ehre gekränkten Ehemann zu bezahlen hat, oder aber er kann sie verstoßen, ihren Verführer zwingen, sie zu heiraten, und ihm so viel geben, als er für die Frau bezahlt hat, oder endlich, er kann sie dem Vater zurückschicken und von ihm den bezahlten Preis zurückverlangen[1].

Der Musongo (Einzahl von Basongo) berechnet sein Vermögen nach der Zahl seiner Sklaven, seiner Viehherden und seiner Frauen. Die Ehescheidung ist ziemlich leicht. Die Frau kann in vielen Fällen zu ihren Eltern zurückkehren, nur muß dann von diesen der erhaltene Kaufpreis zurückbezahlt werden. Der Mann kann die Frau entlassen wegen Ehebruchs, wegen Unfruchtbarkeit, wegen notorischer Trägheit oder Böswilligkeit, und in allen diesen Fällen muß der Vater die erhaltenen Geschenke wieder zurückgeben. — Um seine Weiber zu überwachen, unterhält der Häuptling an der einzigen Türe seiner umzäunten Hütten eine Schar kleiner Knaben, meist Sklaven. Zur Mittagszeit gehen die Frauen zum Fluß, um zu baden. Die Knaben umringen sie. Sobald sie das Bad verlassen, müssen sich alle Männer, die sich auf dem Wege oder an der Schwelle ihrer Hütten befinden, sofort zurückziehen. Wer beim Anblick einer Frau des Häuptlings ertappt wird, wird von den Knaben denunziert und erhält Schläge[2].

Die Leitung der Familie ruht ganz und ohne Vorbehalt in den Händen des Vaters. Er entscheidet, wo die Familie sich niederläßt, bestimmt den Tag, wo man gemeinsam in den Pflanzungen arbeitet usw. Dafür hat er aber alles für die Familie zu beschaffen: Wohnung, Nahrung, Kleidung, Schutz für seine Frauen und Sklaven. In einigen Fällen können seine Leute nach Beratung mit dem Großvater, den Nachbarn und Freunden ihn für abgesetzt erklären, nämlich wenn er schwer krank wird oder wenn er sich als Feigling erweist, indem er z. B. vor dem Feinde flieht. In diesem Falle sagt man: er ist kein Mann, sondern eine Frau, und nicht würdig, unser Haupt zu sein[3]. An seine Stelle tritt dann der älteste Sohn seiner ersten Frau. Bei der Heirat baut sich der Sohn eine Wohnung in der Nähe des väterlichen Hauses, die Tochter wohnt bei ihrem Manne. Die Mütter zeigen große Anhänglichkeit an ihre Kinder, solange diese ihrer Hilfe bedürfen. Auch der Vater zeigt sich zärtlich gegen seine Kleinen, trägt sie auf seinen Armen umher und spielt mit ihnen. Die Anhänglichkeit der Eltern gegen die Kinder ist größer als die der Kinder gegen die Eltern. Doch sind die alten Leute Gegenstand großer Sorgfalt, besonders in den wohlhabenden Familien. Ein starker Familiensinn umschlingt alle Glieder der Familie. Der Vater ist allein Eigentümer. Er kann nach Belieben einen Teil des Familiengutes verkaufen oder verschenken, ohne daß jemand das zu verurteilen wagt. Alles, was seine Kinder und Frauen finden, stehlen oder verdienen, gehört ihm. Obwohl der Mann seine Frau verkaufen kann, wird er es doch nie wagen, seine Mutter zu verkaufen. Wird sie krank, so sorgt er dafür, daß ihr nichts fehle.

Ein Punkt, in dem die Neger sich besonders auszeichnen, ist die Solidarität in Bezug auf Schulden, Verträge und Vergehen. Hat der Sohn

---

[1] Van Overbergh, Les Basonge 269. [2] Ebd. 273. [3] Ebd. 275.

aus Unachtsamkeit den Kochtopf des Nachbarn zerbrochen, so gibt der Vater diesem seinen eigenen Kochtopf als Entschädigung; hat er eine Piroge verloren, die nicht ihm gehörte, so gibt der Vater dem Beschädigten seine eigene Piroge, und wenn er keine hat, eine oder zwei von seinen Frauen. Hat der Vater eine Schuld auf sich genommen, so bereinigen seine verheirateten Söhne dieselbe sofort. Selbst einfache Freunde helfen sich in dieser Weise. So wird ein junger Mann, der sechs Ziegen schuldig ist, seinem Freunde sagen: Ich schulde dem und dem sechs Ziegen, ich habe aber nur drei. Der Freund wird ihm fast immer die drei fehlenden Ziegen leihen. Und alle derartigen Verträge vollziehen sich ohne Unterschrift und Zeugen. Der Musongo betrachtet die Ehre seines Sohnes, seines Vaters und seines Freundes als seine eigene Ehre[1]. Wenn der Vater stirbt, erbt der älteste Sohn das Vieh, die Sklaven, die Konkubinen seines Vaters und alles, was er hatte. Befindet sich seine Mutter darunter, so läßt er ihr einige Werkzeuge, einige Diener und eine besondere Hütte[2].

Die Basonge glauben an ihre Seele; nach ihnen hat der Mensch einen vom Leibe verschiedenen Geist. Söhne sagen zuweilen, daß ihnen die Seele ihres Vaters erschienen sei und zu ihnen gesprochen habe. Einen eigentlichen Ahnenkult scheinen sie nicht zu haben. Die Seele nennt der Musongo „Echimba", diese denkt in ihm, ist traurig oder freut sich. Um auszudrücken: Ich bin traurig, sagt er: Meine Seele weint. Wenn der Musongo stirbt, fällt sein Leib der Verwesung anheim, seine Seele geht ohne Verzug zu Gott[3]. Der Gott der Basonge wohnt im Innern der Erde; da unten gibt es große Dörfer, die den Basongedörfern gleichen und in denen man dieselbe Nahrung genießt wie auf Erden. Nach Verlauf einiger Zeit bekommt die Seele Heimweh nach ihrem Dorf und bittet, auf die Erde zurückkehren zu dürfen. Gott sieht darin gewöhnlich nichts Ungebührliches; er behält nur diejenigen bei sich, die Schlechtes von ihrem Dorfe geredet und ihr Vaterland geschmäht haben. Diese werden die Heimat nie wieder sehen, sie werden in den Dörfern Gottes bleiben. — Der Geist des Toten nimmt nun in einem Kinde Fleisch an, wird geboren und erscheint so wieder auf Erden. Im Dorfe weiß man zwar, daß das Kind ein zurückgekehrter Gestorbener ist, aber nur in einigen Fällen erkennt man an Narben oder Wundmalen, wer es sei. Die Seele braucht nicht notwendig wieder das Geschlecht anzunehmen, das sie früher hatte. Sie kann auch nur in das Dorf zurückkehren, wo sie ihr Leben zugebracht hat oder geboren wurde, und zwar nur dann, wenn dort noch Glieder ihrer Familie leben. Die Seele ist unsichtbar, aber sie kann den Lebenden im Schlaf erscheinen. Ein Beispiel: Der Sohn eines Verstorbenen führt sich schlecht auf, stiehlt und tötet und mißbraucht seine Gewalt. Nun erscheint ihm die Seele seines Vaters während der Nacht und spricht zu ihm: „Mein Sohn, warum bist du schlecht geworden? Warum stiehlst du? Warum mordest du? So zu handeln ist nicht gut. Laß ab von deinen Bosheiten, die die Seele deines Vaters zum Weinen bringen." Und der Sohn bekommt Reue und wird der bravste Bursche von der Welt. Der Fall soll nicht selten vorkommen[4]. Die Basonge glauben nicht an Gespenster oder die Schatten der Toten, aber sie glauben fest, daß die Seele des verstorbenen Vaters

[1] Ebd. 284. [2] Ebd. 303. [3] Ebd. 323—324. [4] Ebd. 325.

bis zu ihrer Wiedergeburt über die Kinder wacht. Die Zahl der aufeinanderfolgenden Wiedergeburten scheint unbegrenzt zu sein.

Die Basonge dürfen als Monotheisten bezeichnet werden. Gott nennen sie Vidia-Mokulu oder Fidi-Mokulu, d. h. großes Wesen. Wie er aussehe, ob er Frauen und Kinder habe, das weiß man nicht. Man weiß nur, daß er allmächtig ist. „Er will, daß du lebest, und du lebst; er will, daß du sterbest, und du stirbst." „Wenn du Böses tust, wenn du stiehlst, er weiß es und er wird zur Strafe dir oder einem der Deinigen eine Krankheit senden." Sie kümmern sich übrigens wenig um dieses höchste Wesen. Alle unerklärlichen Erscheinungen werden als seine Wirkungen angesehen: Blitz, Regen, scheinbare Veränderungen der Sonne oder des Mondes. „Es ist das Werk von Fidi-Mokulu", wie wir sagen: Es ist der Wille Gottes. — Der Fetischismus herrscht bei den Basonge wie bei allen Negern. Es gibt Fetische, die jedes Individuum für sich besitzt, und Fetische, die einer Gemeinschaft angehören, z. B. einem Dorf. Diese letzteren befinden sich unter einem Dach in der Hauptstraße. Die Neger reiben sich die Brust oder streuen etwas Maniok rings um den Fetisch, wenn sie daran vorbeigehen. Keine Gottheit und kein Geist inkarniert sich in einem materiellen Gegenstand; auch wird kein Geist und keine Gottheit materiell dargestellt — in einem Bild oder einer Statue. Der Fetisch erhält seine Kraft und Bestimmung von dem Zauberer. Der Neger glaubt an die Kraft dieser Fetische oder auch der Amulette.

Die Basonge haben vollkommen die Begriffe von gut und bös, aber sie tun — wie die meisten Menschen — nicht immer das Gute. Nur würde es als schmachvoll gelten, nicht Wort zu halten. Doch lügen und stehlen sie, soviel sie können, besonders den Fremden gegenüber. Daß sie es trotzdem als unrecht ansehen, geht aber aus der eben erzählten Ermahnung des verstorbenen Vaters an seinen Sohn hervor. Es besteht auch ein gewisses Gefühl gegenseitiger Liebe. Ein Musongo begegnet auf seinem Weg einem weinenden Kind, er führt es zu seiner Mutter; sieht er, daß einer seiner Mitbürger unter der Last zu erliegen droht, so wird er ihm die Last abnehmen, um ihm seine eigene, leichtere dafür zu geben u. dgl. — Die basongischen Frauen und Mädchen werden nicht besonders gelobt wegen ihres Zartgefühls; sie sollen sich in zweideutigen Reden gefallen. Daß ihnen aber die Scham nicht fehlt, geht aus dem hervor, was wir schon von den Frauen eines Häuptlings gesagt, die vom Bade zurückkehren. Im Fluß suchen die Mädchen beim Baden einen abgesonderten Ort und bedecken sich beim geringsten verdächtigen Lärm und stoßen ein wildes Geschrei aus, wenn ein Mann in die Nähe kommt[1]. Der Selbstmord ist bei den Basonge sozusagen unbekannt. Es hängt das mit ihrem Fatalismus zusammen. Sie sagen: Das ist Gottes Sache. Stirbt dem Musongo ein Freund durch einen Sturz vom Baum, so sagt er: Das ist Gottes Sache. Legt sich der Kranke auf das Lager: Das ist Gottes Sache. Dieser Fatalismus hat übrigens sein Gutes, er macht den Musongo tapfer im Kampfe. Tot oder Sieger, das ist Gottes Sache. Etwas gemildert wird der Fatalismus durch das Vertrauen auf Fetische und Amulette.

Öffentlichen Kult haben die Basonge keinen. Nur beim Neumond veranstalten sie eine religiöse Feier mit Tänzen und Beschwörungen[2]. Außerdem

[1] Van Overbergh, Les Basonge 335. [2] Ebd. 319 ff 339.

wird das Blut des weißen Huhnes vom Fetischpriester als Opfer vergossen, um gewissen Zauber zu beseitigen. Daß man den Fetischen oder dem Unbekannten, der sich anschickt, neu geboren zu werden, Maniok und andere Gaben darbringt, haben wir schon vernommen [1]. Im übrigen nimmt die Religion bei den Basonge eine sehr untergeordnete Stelle ein.

Eigentliches strenges Grundeigentum der einzelnen Individuen oder Familien ist bei den Basonge unbekannt. Praktisch gilt allerdings der Vater als Eigentümer des Platzes, auf dem seine Hütten stehen, aber das Eigentum hört auf, wenn er anderswo hinzieht. Doch darf er selbstverständlich seine Hütten niederreißen und alles mitnehmen, was er kann. Grund und Boden werden als Eigentum des ganzen Stammes betrachtet, abgesehen von dem kleinen Garten und den Hütten, die der Vater im Dorf besitzt [2].

Die Streitigkeiten in bürgerlichen Sachen werden, wenn es sich um wichtige Dinge handelt, von der Versammlung der Dorfnotablen entschieden, sonst von irgend einem Familienhaupt.

Strafrecht. Wurde ein Verbrecher zum Tode verurteilt, so schlug man ihm mit einem Säbel den Kopf ab. Verstümmelungen (z. B. wegen Ehebruchs) kamen häufig vor. Ein eigentliches Strafgesetzbuch gibt es nicht. Diebstähle, Morde und Ehebrüche werden gewöhnlich nach Übereinkunft durch eine Entschädigung gesühnt. Es bestehen auch alte Rechtsgewohnheiten in diesem Punkt, so daß es nicht notwendig ist, den Fall dem Dorfhäuptling oder dem europäischen Beamten vorzulegen. Ist die Tatsache strittig, so bringen beide Parteien ihre Beschwerden vor den Dorfhäuptling. Körperliche Züchtigungen, z. B. Anlegen von Ketten an den Füßen und Stockschläge, werden gegen Frauen, Sklaven und Kinder oder auch vom Häuptling gegen die Untergebenen in Anwendung gebracht. Bei den Gerichtsverhandlungen werden Zaubermittel und Giftproben gebraucht, um die Wahrheit zu entdecken [3].

Außer den Freien und den Sklaven gibt es keine eigentliche Scheidung in Volksklassen. Man unterscheidet wohl Reiche und Arme unter den Freien, aber der Reichtum verleiht keine Vorrechte. Der Sklave ist im Grunde ein in die Familie aufgenommener Fremder und wird in den meisten Beziehungen wie ein Glied der Familie gehalten. Am Anfang nimmt er eine tiefere Stellung ein, aber wenn er lange in der Familie ist, wird er sozusagen ein Kind des Hauses; doch entbehren sie des ehrenvollen Begräbnisses, das den Freien zu teil wird [4]. Wenn der Sklave stiehlt oder tötet, ist sein Herr dafür verantwortlich [5].

Die politische Einheit bildet das Dorf, das von einer Familiengruppe verschieden ist. Die wesentliche Autorität ruht beim Dorfhäuptling. Früher bildeten oft mehrere Dörfer eine einzige Völkerschaft unter einem Oberhäuptling, aber diese Organisation ist durch die Sklavenjagden der Araber zerstört worden. Doch scheinen sich neue Gruppen zu bilden. Die Gewalt des Häuptlings ist erblich vom Vater auf den ältesten Sohn [6]. Der Häuptling regiert sehr autokratisch, er hat das Recht, Gehorsam und Unterstützung von seinen Untergebenen zu verlangen, wenn z. B. eine öffentliche Arbeit zu unternehmen ist. Hat der Häupt-

[1] S. oben S. 306. [2] Van Overbergh a. a. O. 413 ff. [3] Ebd. 442.
[4] Ebd. 300 452. [5] Ebd. 454. [6] Ebd. 460—463.

ling keinen Sohn, so folgt ihm sein Bruder, und ist auch kein Bruder vorhanden, so folgt ihm ein Freund. Seine Autorität ist übrigens nicht groß, dieselbe hängt viel von seinem Reichtum und seinem Charakter ab. — Die Frau kann nie die Würde eines Häuptlings erhalten.

12. Die Mangbetu[1].

Das von den Mangbetu bewohnte Land liegt im Norden des großen Äquatorialwaldes zwischen dem 27.° 30′ und 29.° 30′ östl. L. Schon Schweinfurth, Junker, Emin Pascha und Casati haben die Einwohner beschrieben, so daß sie zu den bekanntesten Stämmen am Kongo gehören. An Zivilisation sind sie den Nachbarvölkern überlegen. Vor der Ankunft der arabischen Händler bildeten die Mangbetu ein mächtiges Gemeinwesen, das aus zwei Volksschichten bestand, einer Aristokratie, die, wie es scheint, die Urbevölkerung unterjocht hatte, ihr ihre Sitten und Gebräuche aufnötigte, aber zum Teil allmählich mit den Unterjochten verschmolz.

Das Land ist ziemlich stark bevölkert; die angesehenen Häuptlinge leben in Dörfern von 200 bis 300 Häusern; die Wohnungen liegen gewöhnlich um einen geräumigen Platz, auf dem sich die große Halle für die Feste und Versammlungen erhebt. Die Hütten sind viel größer und schöner gebaut, als es sonst am Kongo der Brauch ist, auch die Straßen sind rein und gut unterhalten. Rings um das Dorf dehnen sich Bananenpflanzungen aus, daneben mit Mais, Arachiden, Bohnen, Pataten usw. bebaute Felder. Die Männer übernehmen die schwere Arbeit bei der ersten Urbarmachung des Bodens, die übrigen Feldarbeiten werden den Weibern überlassen, während Fischfang und Jagd den Männern vorbehalten bleiben. Die Männer sind auch weithin als gute Schmiede bekannt.

Allgemein werden die Mangbetu als ein sehr intelligenter, geschäftsgewandter, großmütiger, gastfreundlicher und höflicher Menschenschlag gerühmt. Auch als Soldaten und Jäger werden sie geschätzt. Leider huldigten sie früher in hohem Grade dem Kannibalismus. Nach Junker wurden bei den Mangbetu die Leichen nicht bestattet und verfiel jeder Verstorbene der Fleischgier der Überlebenden[2]. Die einzige menschliche Regung, die ihnen geblieben, zeigt sich darin, daß nicht immer die Leiche eines Verstorbenen von den Nächstangehörigen verspeist, sondern an Fernstehende verhandelt wird. Heute haben sie die Anthropophagie längst aufgegeben und zeigen Beschämung, wenn man auf ihre frühere Sitte anspielt.

Die Kleidung der Frauen besteht vielfach nur aus einem sehr kleinen Schurz und einem Schweif, der hinten am Gürtel herunterhängt; die übrige Kleidung wird durch das Tätowieren ersetzt. Der Mann trägt einen etwas größeren Rindenschurz, der zwischen den Schenkeln durchgezogen wird, und außerdem wie die Frauen, besonders bei festlichen Gelegenheiten, verschiedene Schmucksachen. Mit der Zivilisation kommt auch der Gebrauch der Hosen und Hemden immer mehr auf.

---

[1] Van Overbergh, Les Mangbetu, Bruxelles 1909. Vgl. auch Emin Pascha im Ausland 1888, 137—139.

[2] Ausland 1883, 631.

Familie. Eine eigentliche Verlobung ist unbekannt. Die Frau wird vom Mann gekauft, der ihrem Vater oder Eigentümer den Preis bezahlt. Nach dem Kauf führt er die Frau heim und gilt die Ehe als geschlossen. Auf die Jungfräulichkeit der Braut wird wenig Wert gelegt, abgesehen von den Häuptlingen, die sich mehrere Frauen verschaffen können. Bei gewöhnlichen Leuten kann es für eine Braut eher eine Empfehlung sein, wenn sie schon ein Kind hat, weil das ein Beweis ihrer Fruchtbarkeit ist[1]. Die Ehe dauert bis zum Tode oder so lange, als der Mann die Frau nicht verkauft oder vertauscht, weil sie unfruchtbar oder er mit ihr unzufrieden ist. Die erste Frau hat einen Vorrang vor den übrigen. Bei der Hochzeit findet gewöhnlich ein kleines Fest statt. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, weist er einer jeden eine eigene getrennte Wohnung an. Die Töchter großer Häuptlinge dürfen nur Häuptlinge heiraten. Ehen zwischen Geschwistern und Geschwisterkindern finden nicht statt.

Die Gewalt des Mannes über die Frau ist absolut; diese tritt, sobald der Preis für sie bezahlt ist, ganz in die Familie ihres Mannes ein. Obwohl aber der Mann rechtlich der Herr ist, hat doch die Frau sehr oft einen großen Einfluß auf ihn, ja führt tatsächlich oft das Regiment. Der Ehebruch von seiten des Mannes wird nicht gestraft, wenn er seine Frau um Erlaubnis fragt, mit einer andern Umgang zu haben; geschieht dies aber ohne ihre Einwilligung und wird sie es gewahr, so setzt es einen Sturm in der Haushaltung ab, oder es kommt zur Trennung, oder die Frau rächt sich dadurch, daß sie sich auch einen Liebhaber verschafft. Die eheliche Treue der Mangbetufrauen steht nicht in gutem Ruf, doch wurde früher der Ehebruch, wenigstens wenn die Schuldige die Frau eines Häuptlings war, mit dem Tode bestraft[2].

Wie über die Frau, hat der Mann auch über die Kinder absolute Rechte, denen aber ebenso strenge Pflichten entsprechen; fehlt der Vater, so ist der älteste Sohn der Träger der Familienautorität, doch wird immer viel Rücksicht genommen auf die Mutter. Die Kinder gehören zur Familie des Vaters. Waisen werden von den männlichen Verwandten aufgenommen, die über sie wie über die eigenen Kinder verfügen. Die Kinder, die sich verheiraten, bilden einen neuen Herd. — Wie in vielen andern Gegenden, ist auch bei den Mangbetu die Sitte der Blutsverbrüderung, eine Art Erweiterung der Familienbande, im Brauch.

Die Kinder lieben ihre Eltern und achten sie, welches auch ihr Alter sei, und diese Achtung beweisen sie durch Gehorsam. Die Greise werden geziemend behandelt. Die Eltern lieben und liebkosen ihre Kinder. Die Verwandtschaft wird immer nach dem Vater berechnet. Die Solidarität unter den nahen Verwandten ist sehr groß[3]. — Das bewegliche Eigentum: die Hängematten, Herden, Werkzeuge, Stoffe usw., gehört nicht der Familie, sondern dem Vater; der Boden dagegen ist streng genommen Stammeseigentum, doch bebaut jede Familie davon, soviel sie braucht, und der Vater verfügt darüber. Die Verteilung der Ländereien ist eigentlich Sache des Häuptlings.

Kommt jemand zum Sterben, so wird nach dem bösen Zauberer geforscht, der seine Krankheit verursacht hat, denn nach den Mangbetu muß

---

[1] Van Overbergh a. a. O. 313. [2] Ebd. 329. [3] Ebd. 337.

immer an der Krankheit oder dem Tod eines Menschen ein anderer die Schuld tragen. Ist der Tod nahe, so fangen die Frauen ein klägliches Geheul und Schreien, an und der Sterbende wird aus dem Haus ins Freie getragen. Sobald er verschieden ist, wird er gewaschen, gesalbt und gefärbt und in seinen Kleidern begraben; nur die Madjo verbrennen die Leichen. Den König begruben die Mangbetu bei einem Wasserlauf, und über seinem Grabe errichteten sie eine Hütte mit einer Umfriedigung. Nach Casati[1] waren Menschenopfer beim Begräbnis eines Königs gebräuchlich und wurden die Opfer aus den Würdenträgern des Reiches genommen; beim Begräbnis geringerer Leute begnügte man sich mit Tieropfern. Hohe Persönlichkeiten werden dort begraben, wo sie gestorben sind, was als Auszeichnung gilt; gewöhnliche Männer werden in der Nähe der Hütte beerdigt und erhalten Stoffe, die Lanze, den Schild und zuweilen eine Pfeife mit Tabak mit ins Grab; das Familienhaupt wird oft in der Hütte selbst in sitzender Stellung begraben, und die Erde, die das Grab bedeckt, wird festgestampft, so daß man das Grab nicht mehr sieht. Außer der Hütte errichtet man dem Verstorbenen über seinem Grab eine kleine Hütte (attaro), die aus drei schwarz und weiß gefärbten Stöcken und einem darauf ruhenden Strohdach besteht; auch im Busch wird eine solche kleine Hütte errichtet und gekochte Speisen und Öl darauf gelegt, damit der Geist des Toten nicht mehr in sein Haus zurückkehre, sondern die nötige Nahrung bei seinem Attaro finde. Die Mangbetu glauben auch, daß die Verstorbenen zuweilen kommen, um die Hinterbliebenen ins Jenseits abzuholen[2]. Zur Aufnahme der Gaben stecken die Mangbetu einen Stab beim oder am Grabe auf, der oben geteilt ist, so daß er eine Art Korb bildet; hier hinein werden die Speisen für den Geist des Verstorbenen gelegt. Früher wurden im Krieg von den Mangbetu die begrabenen Feinde ausgegraben und gegessen; es galt als eine Ehre für den Sieger, die Leiche des Feindes verspeist zu haben[3].

Religion. Die Mangbetu glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer; aber näheres darüber zu sagen, wissen sie nicht[4]. Sie nennen dasselbe Nöro, was gleichbedeutend ist mit Allah[5]. Nach Burrows[6] geben sie ihm den Namen Ara, der vom arabischen Allah herkommen soll. Sie sagen auch, Ara strafe sie, wenn sie unrecht tun. Ihre Ideen über Gott sind unklar, und jedenfalls erweisen sie ihm gar keine Verehrung. Sie glauben auch an böse Geister, die zuweilen in der Nacht in Leoparden oder auch in die Menschen eingehen und zu schaden suchen. Tempel, eigentliche Idole, haben die Mangbetu nicht; auch Fetische sind wenigstens heute nicht mehr im Gebrauch, doch tragen sie Amulette, die den Besitzer schützen oder ihm Kräfte verleihen. Auch haben sie einen Bau, der den Orakeln geweiht ist[7]. Gegen die bösen Geister (likundu) schützen sie sich z. B. durch eine lange Stange mit einem Strohwisch an der Spitze, die genau am Eingang des Weges in das Dorf aufgepflanzt wird. Den Likundu auszutreiben, ist Aufgabe des Zauberers.

---

[1] Zehn Jahre in Äquatorialafrika 124.
[2] Van Overbergh, Les Mangbetu 359. [3] Ebd. 361. [4] Ebd. 379.
[5] Schweinfurth, Im Herzen Afrikas II 105
[6] The Land of the Pygmies, London 1903, 303.
[7] Van Overbergh a. a. O. 369.

Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode ist allgemein. Das jenseitige Leben wird aber nur als eine Art Fortsetzung des gegenwärtigen gedacht. Der Häuptling bleibt Häuptling, der Sklave bleibt Sklave. Von einer jenseitigen Vergeltung des Guten und Bösen scheinen sie nichts zu wissen[1]. Die Seelen gehen als Geister zu einem mächtigen bösen Geist in der Unterwelt; den Weg dahin kennt niemand.

In geschlechtlicher Beziehung stehen die Mangbetu auf einer ziemlich niedrigen Stufe, wie viele Reisende behaupten. Der Kommandant Laplume, der lange bei ihnen gelebt hat, stellt ihnen aber kein so ungünstiges Zeugnis aus. Er sagt: „Sie haben eine klare Idee von gut und bös. Sie teilen dem Hungrigen gern und ohne Prahlerei von ihren Nahrungsmitteln mit. Sie sind sehr gastfreundlich und geben dem Fremden ungebeten alles, was er braucht, selbst eine Gefährtin für die Nacht. Trotz dem, was alle Reisenden oder vielmehr Passanten gesagt haben, glaube ich, daß die Mangbetu das Schamgefühl haben, wenn es auch nicht so entwickelt ist wie bei den feiner zivilisierten Völkern. Ich habe niemals Ehegatten oder Liebespärchen beim Geschlechtsverkehr betroffen." Zur Verrichtung ihrer Bedürfnisse begeben sich alle abseits. Obwohl sie zuweilen stehlen und noch häufiger lügen, halten sie doch treu ihr gegebenes Wort[2].

Bei den Mangbetu und den umliegenden Völkern besteht eine mächtige geheime Gesellschaft, die ursprünglich politischen Charakter und den Zweck der Verteidigung gegen die mohammedanischen Bedrücker hatte. Heute hat sie den politischen Charakter verloren und dient nur dazu, unter dem Deckmantel abergläubischer Gebräuche den Mitgliedern eine große Macht und die Gelegenheit zur Befriedigung der niedrigsten Triebe zu beschaffen. Sie unterstützen sich gegenseitig, und derjenige, der dieser Pflicht nicht nachkommt oder der Gesellschaft hindernd entgegentritt, setzt sich der Gefahr aus, ermordet zu werden[3].

Vom Eigentum war schon oben die Rede. Jeder Stamm hat sein genau abgegrenztes Gebiet, wo er allein den Boden kultivieren, jagen und fischen darf. Diese Grenzen werden von allen Stämmen respektiert. Beim Tode eines Mangbetu erbt der älteste Sohn das gesamte Vermögen des Vaters; selbst dessen Frauen reiht dieser seinem Harem ein, mit Ausnahme der eigenen Mutter; die kinderlosen Frauen aber verteilt er mit einer solchen Portion der väterlichen Habe, die ihm gut scheint, unter seine Brüder. Das Testament ist unbekannt. Kostbare Gegenstände werden dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben[4].

Aus dem Strafrecht erwähnen wir, daß bei den Hochgestellten der Ehebruch der Frau oft mit dem Tode bestraft wird, sonst wird diese Missetat mit einer Bezahlung gesühnt; den Dieben wird manchmal das Ohr abgeschnitten, und die Mörder werden gehängt. Das Urteil wird gewöhnlich vom König in öffentlicher Versammlung gefällt und der Spruch sofort ausgeführt. Um die Schuld der Angeklagten festzustellen, bedient man sich oft der Orakel (mapingo). Das Mapingo ist ein Orakelhaus, in dem ein oder zwei Priester den Dienst versehen. Hier liegt ein glattausgehöhlter Bananenstamm. Auf

[1] Ebd. 377—378. [2] Ebd. 382. [3] Ebd. 391. [4] Ebd. 473.

diesen legen die Priester vorsichtig glattpolierte runde Stäbchen, und zwar in gewissen Abständen und in Häufchen von je drei Stücken. Steht jemand im Verdacht eines Verbrechens, so gebärden sich die Priester so turbulent, daß einige Stäbchen aus ihrer schwebenden Lage auf die Erde herabfallen; fällt der größte Teil herunter, so ist die Schuld des Angeklagten bewiesen. Zuweilen nimmt man auch zum Nekao (Katze) die Zuflucht. Man kocht eine wilde Katze und legt ein Stück vom Fleisch unter die Zunge des Angeklagten. Dieser muß dann mit Wasser den Mund ausspülen und alles auf einmal ausspucken. Fällt das Stückchen Fleisch nicht heraus, so ist das ein Beweis der Unschuld. Andere Male endlich wird der Gifttrank (nuele) gebraucht, um Schuld oder Unschuld zu konstatieren[1].

In sozialer Beziehung unterschied man eine Art Aristokratie oder Adel von dem gewöhnlichen Volk. Die Aristokratie bestand meistens aus Verwandten der Häuptlinge und genoß mancherlei Vorrechte. Außerdem gab es Sklaven, deren Los aber sehr milde war. Sie hatten ihre Frauen und Familien, doch besaß der Herr manche Rechte an ihren Kindern. Politisch zerfiel zur Zeit Schweinfurths das Mangbetuland in zwei Königreiche. Jeder König hatte mehrere Stammeshäuptlinge und diese hatten mehrere Dorfhäuptlinge unter sich. Die Macht dieser Könige und Häuptlinge war sehr groß. Die Würde der großen Häuptlinge war erblich, und zwar erbte der älteste Sohn die Würde; war dieser noch nicht volljährig, so führte der Bruder oder nächste männliche Verwandte des Königs die Regentschaft[2].

13. Die Kissama in Angola.

Kissama ist ein Bezirk in der portugiesischen Besitzung Angola (Niederguinea), jenseits Libolo Alto, weit nach Osten hin. Die wegen ihres Kannibalismus gefürchteten Einwohner hielten sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich unabhängig von den Portugiesen und blieben fast unbekannt. Erst im Jahre 1870 hat der Schotte Ch. Hamilton[3] das Land besucht und die Einwohner genau beobachtet.

Hamilton schildert die Kissama als einen kräftigen, nicht unschönen Menschenschlag. Sie halten auf Reinlichkeit und reiben die Haut mit Palmöl ein, dem sie manchmal roten Ocker zusetzen; sie erinnern dann an die Kaffern. Zur Zeit der Hamiltonschen Reise nach Kissama gab es im Innern noch Kannibalen. Wer unter diesen Bewohnern, schreibt Hamilton, seine Schulden nicht bezahlen kann oder ein Verbrechen begangen hat, wird getötet und verzehrt. In neuerer Zeit kommt es aber vor, daß die Aufgeklärten dem Verbrecher die Wahl lassen, ob er sterben oder als Sklave an die Portugiesen verkauft werden wolle. Das Verfahren mit einem Verbrecher, der nicht gefressen werden soll, ist sehr einfach. Man tötet ihn rasch durch Gift. Andere werden in einem Sack aus Baumrinde in den Strom geworfen, zur Speise für die Alligatoren[4]. Die Kissama haben große Anhänglichkeit an ihr Land, sie sind sehr tapfer und furchtlos, und deshalb ist es den Portugiesen nicht gelungen, sie zu unterwerfen.

---

[1] Van Overbergh, Les Mangbetu 487. [2] Ebd. 505.
[3] Globus XXV 150 ff. [4] Ebd. 151.

Vor Hamilton soll kein weißer Mann im Lande gewesen sein; viele Eingeborne staunten ihn an, besonders wegen seines Vollbartes; er wurde von ihnen als „Bruder des Allmächtigen“ bezeichnet.

Das Volk erfährt von seiten der Häuptlinge keinen Druck. Bei Krieg scharen sich alle um den Häuptling, und am Gefechte, sagt man, nehmen auch die Frauen teil. Die Kleidung der Kissama besteht aus Streifen von Baumrinde und ist ein nur kurzer Gürtel, der noch nicht bis zur Hälfte des Dickbeines reicht. Aus Haß gegen die Portugiesen mögen sie kein baumwollenes Zeug tragen. Beim Herannahen der Geburt verläßt die Frau ihre Wohnung und geht in den Wald; dort bleibt sie ganz allein bis zur Entbindung und kehrt dann zurück; das Kind bleibt aber noch eine Weile versteckt, und niemand erfährt, wo es sei. Hat sie eine Fehlgeburt gehabt oder ist das Kind tot zur Welt gekommen, so entflieht sie, denn wenn man ihrer habhaft würde, müßte sie Gift nehmen. Hamilton will bei ihnen Monogamie gefunden haben, was für Afrika eine bemerkenswerte Ausnahme wäre. Sie heiraten im 20. Jahre und haben viele Kinder. Verkrüppelte Leute sind äußerst selten. Mit den Kindern wird in eigentümlicher Weise verfahren. Man bringt sie morgens aus den verschiedenen zerstreut liegenden Hütten an einen bestimmten Platz, wo sie bis zum Abend unter der Aufsicht und Pflege einer alten Frau bleiben; wir haben also hier eine eigentliche Kleinkinderbewahranstalt. Die Alte füttert die Kleinen mit Palmöl und Ziegenmilch. Die Mütter haben bei ihren Feldarbeiten das Kleine, welches noch nicht gut gehen kann, in einer Art Beutel auf dem Rücken. Die Anzahl der Frauen ist im Vergleich zu der der Männer gering; dies erklärt sich wohl aus der Tatsache, daß früher Mädchen gleich nach der Geburt getötet wurden.

Die Hütten gleichen jenen der Kaffern; der Boden wird mit Matten aus geflochtenem Grase belegt. Der Boden ist fruchtbar und liefert Maniok, Erdnüsse 2c. Palmöl ist Handelsware. Die Kissama gewinnen Wachs in Menge, das in den Faktoreien Dondo und Massangano gern gekauft wird; auch Honig und Salz sind Handelsartikel. Sie lieben Tanz und Gesang, sind stolz und blicken hochmütig auf andere Völker herab. Hamilton wohnte auch einem nächtlichen Feste bei, das bei Vollmond stattfand und bei dem die Frauen splitternackt erschienen. Er sah gar keine Kinder, hörte aber dann und wann Schreien. Zu seiner Überraschung fand er, daß sämtliche Kinder, groß und klein, in langen Reihen an Balken hingen, genau so befestigt, als ob sie auf dem Rücken der Mutter getragen würden. Ein halb erwachsenes Mädchen trug eine Kalebasse mit Futter; dies bestand aus Palmöl, Maniok und Mehl, die einen Brei bildeten; von diesem wurde jedem Kind ein Löffel voll in den Mund gesteckt. Vier Sklaven standen als Wächter da, um wilde Tiere zu verscheuchen.

Die Fetischdoktoren stehen in großem Ansehen, werden aber nicht so gefürchtet wie bei den Kaffern. Sie tragen allerlei Fetischkram am Halse; auf der Brust hängt eine Büchse, deren Deckel aus einem in Holz geschnittenen Menschenkopf besteht. In derselben werden Arzneien aufbewahrt. Wenn der Kranke Medizin genommen, speit ihm der Doktor noch Speichel in den Mund, dann ist die Wirkung sicherer. Der Neger glaubt, daß er mit seinem Fetisch

das höhere Wesen, die Gottheit, kontrollieren und zwingen könne. Hamilton behauptet, daß die Kissama an ein „höchstes Wesen“ glauben; wie sie sich aber gegen dasselbe verhalten, wird nicht näher angegeben. — Die Angehörigen und Freunde eines Verstorbenen versammeln sich, um auf dem Grabe zu tanzen, zu trinken und wehzuklagen. Jeder bringt das, was er trinkt, mit. Dieses Totenfest dauert acht Tage lang, und es geht dabei sehr wild und lärmend zu. Kommt ein Fremder ins Land, wenn die Felder guten Ertrag versprechen und sonst alles nach Wunsch geht, so wird er als Fetisch angesehen und mit Auszeichnung behandelt; kommt er aber, wenn die Ernte schlecht ausgefallen ist, so muß er sich schleunig fortbegeben, sonst wehe ihm, denn er ist am Mißgeschicke schuld[1].

Dritter Abschnitt.

Die Eingebornen Südafrikas.

Erstes Kapitel.

Die Neger des Sambesigebietes.

Unter Sambesigebiet verstehen wir im folgenden nicht nur das unmittelbar vom Sambesistrom bewässerte, sondern auch das umliegende Gebiet, so daß es ungefähr ganz Rhodesia und den portugiesischen Besitz von Mozambique in sich begreift.

1. Allgemeine Charakteristik der Negerstämme am Sambesi.

Wohl niemand hat sich um die Erforschung der Anwohner des Sambesi und seiner Nebenflüsse verdienter gemacht als der englische Missionär David Livingstone. Sein langer Aufenthalt im Sambesibecken, seine Vertrautheit mit der Sprache der Eingebornen und seine scharfe Beobachtungsgabe befähigten ihn in hohem Grade, sich ein klares und sicheres Urteil über die dortige Bevölkerung und ihre religiösen und sittlichen Anschauungen zu bilden. Dieses Urteil lautet im allgemeinen sehr günstig. Er schreibt[2]:

„Der afrikanische Urglaube scheint der zu sein, daß es einen allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde gibt; daß er dem Menschen die mannigfachen Pflanzen der Erde gegeben hat, um als Vermittler zwischen ihm und der Geisterwelt angewandt zu werden, wo alle, die je geboren wurden und gestorben sind, fortleben; daß es Sünde ist, seinem Mitmenschen Ärgernis zu geben, sei es hier oder unter den Abgeschiedenen, und daß der Tod oft eine Strafe des Verbrechens ist, wie z. B. der Hexerei. Ihre Vorstellung vom sittlich Bösen unterscheidet sich in keiner Hinsicht von der unsrigen, aber sie betrachten sich nur als niedrigeren Wesen verantwortlich, nicht dem höchsten. Verleumdung, Lüge, Groll,

---

[1] Globus XXV 152.

[2] Neue Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Deutsch von Martin, II², Jena 1874, 242.

Ungehorsam gegen die Eltern, Vernachlässigung derselben sind, wie die Verständigen sagen, ebensogut wie Diebstahl, Mord und Ehebruch allen als Sünde bekannt gewesen, ehe sie etwas von den Europäern oder ihrer Lehre wußten. Der einzige neue Zusatz zu ihrem sittlichen Gesetzbuch ist der, daß es unrecht ist, mehr als eine Frau zu haben. Dies kam ihnen bis zur Ankunft der Europäer niemals auch nur als Zweifel in den Sinn."

„Alles, was man nicht durch gewöhnliche Ursachen erklären kann, wird, es mag gut oder böse sein, der Gottheit zugeschrieben. Die Menschen sind unzertrennlich mit den Geistern der Abgeschiedenen verbunden, und wenn einer stirbt, so glaubt man, daß er zu den Scharen seiner Ahnen gegangen sei. Alle Afrikaner, die wir getroffen haben, sind von ihrem zukünftigen Dasein ebenso fest überzeugt wie von ihrem gegenwärtigen Leben. Auch haben wir keinen gefunden, in welchem der Glaube an das höchste Wesen nicht eingewurzelt war. Man bezieht sich so unveränderlich auf dasselbe als den Urheber aller übernatürlichen Dinge, daß man, wenn man nicht ihrer Sprache unkundig ist, nicht ermangeln kann, diesen hervorragenden Zug ihres Glaubens zu bemerken. Wenn sie in die unsichtbare Welt übergehen, scheinen sie nicht mit Furcht vor Strafe erfüllt zu sein. Die auf das Grab gestellten Geräte werden alle zerbrochen, um gleichsam anzudeuten, daß sie von den Abgeschiedenen nie wieder werden benutzt werden. Der Körper wird in einer sitzenden Stellung ins Grab gelegt, und die Hände werden vorn gefaltet. In manchen Gegenden des Landes gibt es Sagen, die wir für matte Schimmer einer Auferstehung erklären könnten; ob aber diese Fabeln, die von Menschenalter zu Menschenalter überliefert werden, jene Bedeutung für die Eingebornen selbst haben, können wir nicht sagen. Die wahre Tradition des Glaubens soll, wie man behauptet, sein: ‚Obwohl ein Mensch stirbt, so wird er doch leben', die falsche, daß, wenn er stirbt, er für immer tot sei." [1]

An einer andern Stelle sagt Livingstone[2] mit Berufung auf einen Bewohner von Tete mit Namen Candido: „Da Candido die Stelle eines Richters bei allen Streitigkeiten der Eingebornen versieht und ihre Sprache vollkommen kennt, so kann man seiner Angabe glauben, daß alle Eingebornen dieses Landes eine deutliche Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, dem Schöpfer und Regierer aller Dinge. Es wird in den verschiedenen Dialekten Morimo, Molungo, Reza, Mpambe genannt. Die Barotse nennen es Nyampi, die Balonda Zambi. Alle erkennen in ihm den Herrscher über alles an. Auch glauben sie an die Fortdauer der Seele, getrennt vom Körper, besuchen die Gräber ihrer Verwandten und opfern ihnen Speisen, Bier usw. Bei Gottesurteilen erheben sie ihre Hände zum Herrn des Himmels, als wollten sie ihn auffordern, ihre Unschuld zu bezeugen. Wenn sie davonkommen oder sich von einer Krankheit erholen oder einer Gefahr entgehen, so opfern sie ein Huhn oder Schaf und gießen das Blut als Libation für die Seele eines Verstorbenen aus. Sie glauben auch an die Seelenwanderung;

[1] Ebd. II² 243. [2] Ebd. 301.

ferner glauben sie, daß Personen noch bei Lebzeiten sich in Löwen und Alligatoren verwandeln und dann ihre frühere Gestalt wieder annehmen können."

„Daß man gewissen Arzneien, die aus nur den Eingeweihten bekannten Pflanzen bereitet werden, eine besondere Kraft zuschreibt, ist der hervorragende Zug in der Religion der Afrikaner. Nach ihrem Glauben gibt es nicht nur ein spezifisches Mittel für jedes Übel, dessen Erbe das Fleisch ist, sondern auch für jedes Leiden des verwundeten Geistes. Die guten Geister der Abgeschiedenen, Azimo oder Bazimo, können durch Arzneien versöhnt oder durch Opfer von Bier und Mehl oder sonst etwas, das sie, während sie im Leibe waren, liebten, geehrt werden, und die bösen Geister, Utschesi, von denen wir nur in Tete gehört haben und daher nicht sicher sein können, daß sie zu dem reinen Glauben der Eingebornen gehören, kann man durch Arznei verhindern, Einfälle in die Gärten zu machen und dort Schaden anzurichten. Einen Mann, der Kopfweh hatte, hörten wir sagen: ‚Mein verstorbener Vater zankt mich stets aus; ich fühle seine Kraft in meinem Kopfe', und dann bemerkten wir, daß er sich von der Gesellschaft entfernte, ein wenig Speise auf einem Blatt als Opfer darbrachte und betete, indem er aufwärts schaute nach der Stelle hin, wo er annahm, daß seines Vaters Geist sei."[1]

Von den Stämmen am Schirefluß, einem Nebenfluß des Sambesi, der vom Njassa kommt, sagt Livingstone, er habe ihnen den Vorschlag gemacht, statt Sklavenhandel zu treiben, Baumwolle zu bauen und zu verkaufen. Das schien ihnen ganz natürlich. „Da sie ferner alle klare Vorstellungen von ihrem eigenen Vorteil haben und eifrige Handelsleute sind, so wird das Vernunftgemäße des Vorschlags sogleich zugegeben; und da der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regierer aller Dinge, und an die Fortdauer der Seele nach dem Tode allgemein ist, so eignet er sich ganz zu der Erklärung, daß wir ein Buch besitzen, welches eine Offenbarung des Willens dessen enthält, zu welchem sie in ihrem Naturzustand keine Verwandtschaft erkennen." Es sei zwar schwer, ihnen diesen Begriff beizubringen, namentlich wegen der Schwierigkeit der Sprache. „Nichtsdestoweniger gewinnt die Vorstellung, daß der Vater aller Wesen mit seinen Kindern zürnt, weil sie einander verkaufen und töten, sogleich ihren Beifall: so genau stimmt sie mit ihren eigenen Vorstellungen von Recht und Unrecht zusammen."[2]

„Das abergläubische Gottesurteil durch Trinken der giftigen Muave ist hier (am Schirefluß) in großer Aufnahme, und wenn jemand eines Verbrechens verdächtig ist, so nimmt man zu diesem Urteil seine Zuflucht. Wirft der Magen das Gift wieder aus, so wird der Angeklagte für unschuldig erklärt; behält er es aber bei sich, so nimmt man an, die Schuld sei bewiesen. Ihr Glaube an seine unterscheidende Kraft ist so fest, daß ein mutmaßlicher Verbrecher sich freiwillig erbietet, es zu trinken, und selbst Häuptlinge sind nicht ausgenommen. Chibasa trank es im Vertrauen auf seine Wirksamkeit mehreremal, um seinen Charakter zu rechtfertigen. Wenn er behauptete, daß alle seine Kriege gerecht gewesen seien, so wurde angedeutet, daß, da jeder Häuptling die Unschuld für sich in Anspruch nahm, wir unser Urteil aussetzen müßten. ‚Wenn

[1] Livingstone, Neue Missionsreisen usw. II² 241. [2] Ebd. I² 83—84.

ihr an meinem Worte zweifelt', sagte er, ‚so gebt mir die Muave zu trinken.'" [1] Es ist möglich, fügt Livingstone hinzu, daß der eingeborne Doktor, der die Bestandteile des Giftbechers mischt, diejenigen, welche er als unschuldig betrachtet, zu retten im stande ist.

Um einen Verstorbenen wehklagen die Frauen zwei Tage. Was in einem Hause an Bier vorhanden ist, wird nebst dem Mehl auf den Boden gegossen, und alle Koch- und Wassertöpfe werden zerbrochen, als Dinge, die nicht weiter gebraucht werden. Sowohl Männer als Frauen tragen Zeichen der Trauer um ihre verstorbenen Verwandten. „Sie (die Manganja) glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, Mpambe oder auch Morungo genannt, und an eine zukünftige Fortdauer. ‚Hier leben wir nur einige Tage', sagte der alte Chinsunse, ‚aber nach dem Tode leben wir noch einmal; wo oder in welcher Lage oder mit was für Geschlechtern, das wissen wir nicht; denn die Toten kehren nie zurück, um es uns zu sagen. Bisweilen kommen die Toten wieder und erscheinen uns in Träumen, aber sie sprechen nie, noch sagen sie uns, wohin sie gegangen sind oder wie es ihnen geht.'" [2]

„Die Frauen und Kinder sah man sich beständig im Strom (Schire) baden, und die Männer näherten sich nicht eher, als sie gebeten hatten, sie vorbeigehen zu lassen. Wir haben häufig bemerkt, daß die Manganjerinnen sehr eigen darin sind, jene Stelle zu vermeiden, wo sie vermuten, daß Männer sich waschen, und nur der Fall, wo sie zum erstenmal die weiße Haut erblicken, läßt sie zuweilen ihre guten Sitten vergessen. Das Lachen der Frauen ist ganz voller Fröhlichkeit. Es ist kein dummgeziertes Lächeln, noch ein sinnloses lautes Gekicher, sondern ein rein schallendes Lachen, dessen Ton unserem Herzen wohltut." [3]

Das Schreien der Kleinen in ihren kindlichen Leiden, bemerkt naiv Livingstone, ist hier dem Tone nach in verschiedenen Lebensaltern dasselbe wie in der ganzen Welt. Wir sind durch die Jammertöne, welche einst den väterlichen Ohren und Herzen vertraut waren, stets an Heimat und Familie erinnert worden. — „Im allgemeinen sprechen Frauen Fremde nie an, wenn sie nicht angesprochen werden." „Muazi beschenkte uns einst mit einem Korb Getreide. Als wir ihm einen Wink gaben, daß wir kein Weib hätten, um uns das Getreide zu mahlen, fiel seine schelmische Gattin mit schalkhafter Freude ein und sagte: ‚Ich will es Euch mahlen und Muazi verlassen, und im Lande, wo die Sonne untergeht, für Euch kochen.' Als Regel genommen sind die Frauen bescheiden, in ihrem Benehmen zurückhaltend und zeigen, ohne mit Arbeit überhäuft zu sein, viel Fleiß." [4]

Von der Vielweiberei sagt Livingstone nach seinen afrikanischen Erfahrungen: „Sicherlich ist die Vielweiberei eine Ursache von allerhand Widerwärtigkeiten für die Kinder, die an allen Eifersüchteleien, dem Haß und den Zänkereien der verschiedenen Mütter teilnehmen." [5] Er erzählt verschiedene Fälle zärtlicher Anhänglichkeit der Mütter an ihre Kinder. Als einer Mutter ihr Kind in die Sklaverei verkauft wurde, eilte sie einen weiten Weg dem Kinde weinend nach. — „Als wir eine Nacht außerhalb einer Hütte schliefen, aber

---

[1] Ebd. II² 241. [2] Ebd. 131—132. [3] Ebd. 220. [4] Ebd. 266.
[5] Ebd. 268.

nahe genug, um zu hören, was darin vorging, fing eine eifrige Mutter gegen 2 Uhr morgens an, ihr Getreide zu mahlen. ‚Ma‘, fragte ein kleines Mädchen, ‚warum mahlst du in der Dunkelheit?‘ Mama riet ihrem Liebling, zu schlafen, und gab ihm Stoff zu einem süßen Traum, indem sie sagte: ‚Ich mahle Mehl, um von den Fremden ein Kleid zu kaufen, in welchem du wie eine kleine Dame aussehen wirst.‘ Wer diese Urvölker beobachtet, stößt fortwährend auf solche kleine alltägliche Züge echter Menschennatur.“ [1]

Nach Livingstone haben die afrikanischen Neger „nie eine steigende Periode“ gehabt. Nirgends werden Steinwerkzeuge gefunden (mit Ausnahme von Mühlsteinen), immer war Eisen im Gebrauch. In jedem dritten oder vierten Dorfe fand sich ein tönerner, feuerfester Ofen zum Eisenschmelzen. Er lobt auch den Reichtum ihrer Sprache. So haben sie gegen zwanzig Wörter, um verschiedene Arten des Gehens auszudrücken, und um die verschiedenen Abarten der Narren zu bezeichnen, wurden mehr Wörter benutzt, als wir jemals zu zählen versuchten; dagegen sind sie arm an Ausdrücken für Geistestätigkeiten [2].

In Bezug auf die Stellung der Neger unter den Nationen kommt Livingstone zum Schluß, die Ansicht lasse sich nicht rechtfertigen, daß sie einer von den zivilisierten verschiedenen „Abart“ oder „Art“ angehörten. „Der Afrikaner ist ein Mensch mit jedem Attribut des menschlichen Geschlechts.“ [3]

„Die afrikanische Regierungsform ist patriarchalisch und je nach dem Temperament des Häuptlings despotisch oder durch den Rat der Ältesten des Stammes geleitet. Ehrfurcht vor der Königswürde bewegt bisweilen die Masse des Volkes, sich großer Grausamkeit und selbst dem Mord von seiten eines Despoten oder Wahnsinnigen zu unterwerfen; aber im ganzen genommen ist die Regierung mild, und dasselbe gilt in einem gewissen Grad von ihrer Religion“ [4].

Manche Eingebornen zeigen eine ganz erstaunliche Vaterlandsliebe [5]. Ihre Gastfreundschaft ist fast unbegrenzt [6].

Von den Makololo am Sambesi entwirft Livingstone folgendes Bild. Da er sie auch als Arzt behandelte, lernte er ihren Charakter kennen. „Sie suchen nicht das Böse vor ihrem geistlichen Lehrer zu verbergen, wie die Menschen so oft tun; aber ich fand, daß es schwer war, über ihren Charakter ins reine zu kommen. Manchmal handeln sie ganz vortrefflich, und andere Male wieder tun sie das reine Gegenteil. Ich habe nicht ergründen können, was sie zum Guten antreibt oder was die Unempfindlichkeit erzeugt, mit der sie das Böse ausführen. Nach langem Nachdenken kam ich zum Schluß, daß sie ein ebenso seltsames Gemisch von Gut und Bös sind wie alle übrigen Menschen. Man sieht bei ihnen nichts von jener Wohltätigkeit der Reichen gegen die Armen, wie wir sie in England finden, nichts von jener bescheidenen Aufmerksamkeit unserer Armen untereinander. Doch kommen oft Beispiele der reinsten Güte und Freigebigkeit vor, sowie auch Handlungen, welche den entgegengesetzten Charakter verraten. Der Reiche ist gütig gegen den Armen in Erwartung seiner Dienste, und ein Armer, der keine Verwandten hat, wird, wenn er krank ist,

---

[1] Livingstone, Neue Missionsreisen usw. II² 268. [2] Ebd. 261—262.
[3] Ebd. 331. [4] Ebd. 333. [5] Ebd. 91. [6] Vgl. I² 258.

vielleicht kaum Wasser gereicht bekommen, und ist er tot, so schleppt man ihn hinaus und läßt ihn den Hyänen zur Beute, statt ihn zu begraben. Nur die Verwandten berühren einen Toten. Ich würde leicht Beispiele von Unmenschlichkeit erzählen können, von denen ich Zeuge war. . . . Auf der andern Seite fand ich aber auch, daß Männer und Weiber kleine Waisen aufnahmen und sie wie ihre eigenen Kinder erzogen." [1]

Zur Zeit der Reisen Dr Holubs existierte das Reich der Makololo am linken Sambesiufer nicht mehr. Als Sokolotu, der Herrscher der Makololo, im Jahre 1864 starb, brach der Krieg aus. Ein Teil der Makololo empörte sich gegen Impololo, den Onkel Sokolotus, der die Herrschaft an sich gerissen hatte. Sie zogen mit ihren Herden über den Tschobe, und wandten sich südlich zum Ngamisee. Sofort griffen die unterjochten Marotse im Bunde mit den ebenfalls unterjochten Mabunda zu den Waffen, warfen sich auf den Rest der Makololo und vernichteten sie vollständig. An die Stelle des Makololoreiches trat das Reich der Marotse.

2. Die Maschona.

Die Maschona wohnen heute nordöstlich vom Matabeleland am rechten Ufer des Sambesi. In älterer Zeit gehörten sie zu dem großen Negerreich Monomotapa. Besonders die heutigen Maschona, die in abgelegenen Gegenden den Angriffen der Zulu weniger ausgesetzt waren, geben uns eine Idee von dem, was ihre Vorfahren waren. Sie verstehen es, aus Quarz Gold zu gewinnen, sind Schmiede und Metallarbeiter, bebauen das Land mit einem gewissen Geschick und betreiben verschiedene Gewerbe. Auch in ihren Sitten stehen sie relativ höher als manche andere Negerstämme. Sie sind nicht kriegerisch, leben noch in ihren Strohhütten wie ihre Ahnen und haben Töpfe und Krüge mit genau denselben Reliefverzierungen, wie sie bei den Phöniziern vor ungezählten Jahrhunderten im Gebrauch waren [2].

Von den Bewohnern von Monomopata (Benomotapa) sagt Livio Sanuto in seiner Geographie von Afrika (Venedig 1588): Sie werden von einem einzigen Fürsten regiert, der den Namen Kaiser führt. Sie verehren einen einzigen Gott, „Mozimo", und haben keine Götzenbilder. Abgötterei und Ehebruch werden mit dem Tode bestraft. Der Kaiser hat so viel Weiber, als ihm beliebt, aber nur der Sohn der Hauptfrau wird sein Erbe. Sie bringen den Toten Speisen dar und sammeln die Gebeine der Verstorbenen, nachdem sich das Fleisch abgelöst hat. Sie tragen wollene Kleider mit Goldfäden. Dem Kaiser werden von den Untertanen große Geschenke gemacht. Er hält 500 Possenreißer. Unter seinen Kriegern sind 5000 Frauen, die in die Schlacht ziehen. Er sendet jährlich Leute aus, um alle Feuer auszulöschen, und dann gibt er ihnen neues Feuer. Wer sich dieser Verordnung nicht fügt, wird getötet. Von je 30 Arbeitstagen gehört einer dem König. Es gibt auch eine Art Ordal bei Prozessen. Wer einen aus bestimmten Beeren und Wasser gemischten Trank

[1] Ebd. II² 167—168.

[2] A. Wilmot, Monomopata (Rhodesia). Its Monuments, its History usw., London 1896, 143.

erbricht, gilt als schuldig[1]. Nach De Barros wurde der Diebstahl ebenfalls so streng bestraft wie Ehebruch und Zauberei[2]. Schon Gonçalo da Silveira S. J., der im Jahre 1561 in Monomopata den Märtyrertod fand, berichtet von den Eingebornen: „Sie haben einen Gott, den sie Umbe nennen; sie glauben an eine Seele, die nach dem Tode lebt, und je nachdem sie gut oder bös ist, belohnt oder bestraft wird[3]. Theal und andere meinen, diese Ansicht Silveiras sei zu optimistisch, die Wilden, die dem Fragenden gern nach dem Munde reden, hätten nur aus Höflichkeit dem Missionär so geantwortet. Aber mit Recht wurde darauf erwidert, man könne nicht annehmen, daß der Häuptling bloß aus Höflichkeit seinen Harem mit Ausnahme der ersten Frau entlassen habe[4].

Genauere Nachrichten über die Maschona besitzen wir aus neuerer Zeit. Nach H. v. Barth[5] nähert sich der Gesichtsausdruck der Maschona sehr dem jüdischen Typus und ist entstellt durch häufige Blatternnarben. Die Kiefer treten stark hervor. Die Maschona sind schwächlicher als die Matabele. Ihre Kleidung besteht aus einem Tierfell, sobald sie jedoch Sklaven werden, vertauschen sie dies gegen ein Lendenstück von in Streifen geschnittenen Wildkatzenfellen. Sie treiben Ackerbau und verstehen sich gut auf Metallarbeiten. Fremde, die ihr Gebiet durchziehen, haben viel von ihrem zudringlichen Betteln zu leiden. Sie bieten Milch, Bier, Tabak, Korn usw. zum Verkauf an, sind aber mit der Bezahlung schwer zufrieden zu stellen.

Früher bauten die Maschona ihre Kraale auf Felsenhügeln oder in der unmittelbaren Nähe derselben zum Schutz gegen die Feinde. Die englische Regierung hat ihnen das verboten, und heute sind die Dörfer in der Ebene, meist in der Nähe von Wald und Wasser. Jeder Kraal hat seinen Häuptling (ische), und seine Bewohner sind meist verwandt oder wenigstens seit langer Zeit befreundet. Ist der Kraal groß, so gibt es zuweilen noch einen Unterhäuptling. Jeder Häuptling hat die Hütten seiner Verwandten um seine eigene Hütte herum. Die Hütten und Hüttengruppen bilden immer einen Kreis um die in der Mitte liegende Viehhürde. Die Hütten sind alle kreisförmig und sehen unsern Feldheuschobern nicht unähnlich. Außerdem bauen sie noch kleine runde Kornspeicher, die meistens — zum Schutz gegen die Ratten und die weißen Ameisen — auf einem Steinblock stehen. Hunde und Ziegen schlafen gewöhnlich mit der Familie in der Hütte. Sobald die Knaben ein gewisses Alter erreichen, müssen sie in einer getrennten Hütte schlafen[6].

Innerhalb des Kraals oder nahe dabei ist die Padara, der allgemeine Versammlungsplatz, wo man zusammenkommt, um sich die Neuigkeiten zu erzählen oder gemeinsame Angelegenheiten zu verhandeln. Fremde, die den Kraal besuchen, müssen sich hierher begeben, bevor sie in die Hütten gehen dürfen. In früheren Zeiten war dieser Platz, der sich gewöhnlich auf einer Anhöhe befand und einen Ausblick auf die umliegende Gegend gestattete, die Gerichtsstätte, wo

---

[1] Zitiert bei Wilmot, Monomopata 147—148. [2] Ebd. 153.

[3] Vgl. Hub. Chadwick S. J., The life of the Venerable Gonçalo da Silveira S. J., London 1910, 65—66.

[4] Ebd. 66. [5] Ostafrika vom Limpopo bis zum Somaliland (1876) 82.

[6] Vgl. The Zambesi Mission Record II 509 ff.

die eingebornen Häuptlinge die ihnen vorgelegten Fälle entschieden und die Verbrecher zu verschiedenen Strafen und Bußen verurteilten. Übertag wird hier immer ein Feuer unterhalten, und der Platz ist gewöhnlich gut geschützt gegen Wind und Regen. Wenn der Häuptling eines andern Dorfes zum Besuch kommt, wird er immer mit besonderer Ehre empfangen. Jeder grüßt ihn ehrfurchtsvoll; dann bringt eines der Weiber des Häuptlings, zu dem er gekommen, einen Topf Kaffernbier und stellt ihn vor ihn hin, der Gast trinkt zuerst und reicht dann den Krug herum[1].

Man hat oft behauptet, die Maschonamänner täten gar nichts und überließen alle Arbeit den Frauen. Das ist doch nicht richtig. Sie haben ebenso ihre bestimmten Arbeiten wie die Frauen, wenn auch die schwersten diesen aufgehalst werden. Männer und Frauen haben scharf abgetrennte Arbeiten. Nie würde ein Mann die Arbeit einer Frau übernehmen, und ebenso umgekehrt. Die Frauen tragen bei der Arbeit ihre kleinen Kinder auf dem Rücken.

Wenn jemand sehr krank ist, besuchen ihn die Verwandten; das verlangt die Sitte. — Die Maschona sind große Liebhaber von Musik, Gesang und Tanz. Sie haben zwei Arten von Tänzen: Kriegstänze und gesellige Tänze. An Kriegstänzen nehmen nur Männer in vollem Kriegerschmuck teil, obwohl auch die Frauen und Mädchen zusehen. Solche Tänze finden beim Regierungsantritt eines neuen Häuptlings oder sonst bei einer feierlichen Gelegenheit statt. An den geselligen Tänzen nehmen auch die Frauen und Mädchen teil. Manche von diesen Tänzen sind ganz harmlos; andere, besonders solche, die während der Nacht stattfinden, sind mehr oder weniger anstößig und werden von den Missionären nach Kräften unterdrückt[2].

Die Ehen werden auf folgende Weise eingegangen. Wenn ein Maschona ein Mädchen heiraten will, geht er zum Vater und sagt ihm: Ich möchte deine Tochter zur Frau. Der Bewerber kann ein älterer Mann sein, der schon mehrere Frauen hat, und das Mädchen, um das er wirbt, ein Kind von sieben bis acht Jahren. Wenn der Vater einwilligt, so gibt ihm von da an der Brautwerber von Zeit zu Zeit einen Ochsen, und wenn das Mädchen ins heiratsfähige Alter — um das 14. Jahr — kommt, holt er es ab. Es wäre unnütz für die Tochter, sich zu wehren, man hat für sie bezahlt und sie muß folgen. Der Vertrag zwischen dem Vater des Mädchens und dem Brautwerber und der Heiratspreis sollen den Vater verpflichten, in die Ehe einzuwilligen und seine Tochter während und nach der Ehe zu beschützen; dafür erhält er zum Entgelt besonderes Ansehen für seine Einwilligung und auch eine Garantie für das Wohlverhalten des Mannes gegen seine Tochter als Frau.

Bis in die neuere Zeit wurde das Mädchen kaum um seine Einwilligung gefragt; heute aber kommt es sehr häufig vor, daß sich das Mädchen selbst seinen Bräutigam wählt. Es sendet ein anderes Mädchen zu dem Erkorenen und läßt ihm sagen, es liebe ihn. Sendet dieser dem Mädchen ein Geschenk zurück, so ist das ein Zeichen, daß er es heiraten will. Doch bleibt er frei, von der Heirat zurückzutreten. In andern Fällen geht der Mann selbst auf die Suche. Hat er ein passendes Mädchen gefunden, so beginnt er ihm den

[1] Ebd. 511. [2] Ebd. 553.

Hof zu machen. Er muß dann einen Teil des Heiratsgeldes bezahlen. Es kommt aber vor, daß der Vater, der vielleicht einen reicheren Brautwerber im Auge hat, seine Einwilligung verweigert, und das geschieht leicht, wenn der junge Mann ein Christ ist. In diesem Fall gehen der Brautwerber und das Mädchen zum Regierungskommissar, und wenn dieser findet, daß die beiden jungen Leute sich heiraten wollen und keine berechtigte Einwendung vorhanden ist, so sendet er das Mädchen zu dem Abafundisi (Missionär), damit es während sechs Monaten unterrichtet werde, und während dieser Zeit muß der junge Mann die Lobola, d. h. das Heiratsgeld (eine Anzahl Rinder), zusammenbringen. Ist dies geschehen, so darf sich der Vater der Ehe nicht mehr widersetzen [1].

Um eine Ehe zu hindern, die ihm zuwider ist, nimmt der Vater gelegentlich zu Prügeln oder zu einer Art Folter seine Zuflucht. Er quält die Tochter so lange, bis sie den Liebhaber aufgibt. Doch kommt das heute seltener vor. Damit heute eine Ehe im Maschonaland als gesetzlich gelte, muß die Lobola vor der Hochzeit ganz bezahlt sein. Früher war der Preis für die Frau vier bis fünf Stück Vieh; gegenwärtig ist der Normalpreis auf 20 Pfund Sterling festgesetzt, und ein junger Mann kann in Geld oder Vieh bezahlen.

Ist die Zeit zur Hochzeit herangekommen, so flieht der heidnische junge Mann mit dem Mädchen. Er sendet zwei Freunde zu dem Kraal der Braut, welche sie zu einem Spaziergang auf dem Felde einladen. Dann eilen sie mit ihr zum Dorf ihres Bräutigams. Der Vater verfolgt die Flüchtigen, aber das ist alles nur Schein. Diese Flucht von seiten des Mädchens in das Heim seines Mannes gilt als Abschluß der Ehe. Ist der junge Mann ein Christ, so wird das Mädchen im Fall der Weigerung des Vaters zum Regierungskommissar geführt und der Vater gewöhnlich durch Bezahlung der Lobola versöhnt; sonst wird das Mädchen seiner künftigen Schwiegermutter übergeben, und der junge Mann muß während eines halben Jahres, während des Unterrichts des Mädchens im Christentum, auf der Missionsstation wohnen.

Im Fall einer Krankheit lassen die heidnischen Maschona immer den Zauberdoktor kommen, damit er mit seinen Würfeln die Ursache der Krankheit herausfinde. Er erklärt gewöhnlich, der Geist eines verstorbenen Verwandten der kranken Person sei beleidigt und müsse durch ein Opfer versöhnt werden. Dieses Opfer wird immer dargebracht, und geht es dem Kranken besser, so wird dies dem Opfer zugeschrieben. Wird dagegen die Krankheit schlimmer, so sagen sie, dies sei die Strafe für irgend ein Verbrechen der Ihrigen.

Ist alle Hoffnung auf Besserung geschwunden, so kommen Freunde und Verwandte in die Hütte, und wenn der Sterbende sehr beliebt ist, so fangen die Weiber an, laut zu wehklagen, indem sie sich unter Konvulsionen auf dem Boden wälzen. Bevor er das Bewußtsein verliert, fragen sie ihn: „Wünschest du etwas?", was so viel bedeutet als: Wo willst du begraben werden? Der Sterbende antwortet: „Ich haben diesen Baum oder Felsen oder Hügel gern", oder auch: „Ich überlasse das meinem ältesten Bruder." Wenn er den Platz

[1] The Zambesi Mission Record III 23.

für sein Grab angibt, wird der Wille stets ausgeführt. Die Maschona wollen immer in einer Höhlung unter einem Stein oder Felsen begraben werden.

Vor dem Sterben bitten die Verwandten den Scheidenden, ihnen günstig zu sein, wenn er in die Welt der Geister komme, und besonders über seine Kinder zu wachen. Dann ziehen sie, ohne zu warten, bis die Seele den Leib verlassen, die Beine des Sterbenden empor, drücken die Knie zusammen, binden die Knöchel an den Leib, legen ihn auf eine Seite, und in dieser Stellung wird er begraben. — Nach dem Hinscheiden wird der Leib gewaschen, sonst wird nach ihrer Ansicht der Tote nicht im Reiche der Geister aufgenommen. Die Frauen beginnen zu wehklagen und sich auf dem Boden zu wälzen, während die Männer schweigend zusehen. Tritt der Tod am Abend oder in der Nacht ein, so wird der Leichnam erst am Morgen begraben. Zum Begräbnisse versammeln sich alle Verwandten im Kraal. Der Leichnam wird von den nächsten Verwandten auf einer Bahre von Ästen und Zweigen zum Grabe getragen, ihnen folgen Männer und Weiber, nicht aber die Kinder. Alles, was dem Toten persönlich gedient hat, Wäsche, Pfeife, Schnupftabaksdose usw., wird vom jüngsten Bruder des Vaters zum Grabe gebracht. War der Verstorbene einer aus dem gewöhnlichen Volke, so klagen die Weiber nur auf dem Weg bis zum Grab, war er aber ein Häuptling, so werden Kriegsgesänge angestimmt und alle singen mit.

Vor der Empörung gegen die Engländer feuerten die Männer von Zeit zu Zeit Schüsse ab, „um die bösen Geister zu vertreiben". Da ihnen jetzt die Gewehre genommen sind, bleiben sie von Zeit zu Zeit stehen, kauern nieder und erzählen von den Großtaten des Toten. An der Begräbnisstätte werden zugleich mit dem Leichnam auch alle Sachen, die dem Toten gehört, ins Grab gelegt. Der Eingang zum Grabe wird mit Steinen und Lehm zugemacht, dann wird ein Krug Bier herbeigebracht mit den Worten: „Das ist dein Bier." Zuweilen läßt man das Bier vor dem Grabe stehen, aber in der Regel wird etwas davon auf den Boden geschüttet, und die angesehensten Männer trinken den Rest.

Über die Religion der Maschona schreibt ein Missionär: „Die Maschona und wahrscheinlich der ganze große Stamm der Makalanga, die früher dem berühmten Monomotapareich unterstanden, reden von einem Wesen, das sie Mivari oder Mivali nennen. „Mivari", sagen sie, „hat uns alle geschaffen; er kennt alles. Er spricht zuweilen zu seinen Kindern in den Wolken, wie z. B. am letzten Tage, als die große Kanone in den Wolken dröhnte (d. h. als es donnerte), zuweilen im Gras oder in den Felsen. Wenn Mivari spricht, muß jeder sein Haupt zur Erde verneigen und darf ihn nicht ansehen. Wenn jemand zu ihm aufschaut, so sagt Mivari: ‚Ihr, meine Enkel, warum schaut ihr auf mich?' und sofort ist er an einem andern Ort, und niemand hat ihn gesehen." „Vor einiger Zeit", sagte ein alter Maschona zum Missionär, „sprach Mivari aus einer Höhle, und aus dieser Höhle kam Vieh und Wild in zahlloser Menge, wie es ihre Fußspuren bezeugten."[1]

---

[1] Ebd. II 137.

Derselbe alte Maschona sagte dem Missionär auch, er kenne den Grund der Hungersnot von 1885 bis 1886, bei der so viele Eingeborne starben. Es fiel kein Regen, „weil ein Steinpfeiler am Sambesi sich umgedreht habe, so daß er nach Norden schaute. Die Gegend, nach welcher der Steinpfeiler hinschaut, hat Überfluß, diejenige, der er den Rücken zukehrt, Hungersnot." Nach dem Missionär deutet vieles darauf hin, daß einst ein Stamm das Maschonaland bewohnte, welcher Steinpfeiler verehrte. Auf der Schischawascha-Missionsstation ist ein großer Stein, von dem die Überlieferung erzählt, er sei zu Ehren Mivaris errichtet worden[1].

Die Maschona haben auch verschiedene Arten von Gottesurteilen oder Ordalen, um die Verbrecher zu entdecken. Eine Art heißt Kunyika = Gottesurteil durch siedendes Wasser. Setzen wir den Fall, es sei ein Diebstahl begangen worden und der Täter unbekannt. Nun lenkt sich der Verdacht auf eine oder mehrere bestimmte Personen; diese werden angeklagt und als Diebe vor den Häuptling gebracht. Sie leugnen natürlich und verlangen der Probe durch Kunyika unterworfen zu werden. In Begleitung des Volkes aus dem Kraal des Häuptlings gehen sie zum Fluß. Dann wird in einem Topf, auf dessen Boden ein kleiner Stein ist, das Wasser zum Sieden gebracht, und die Angeklagten müssen fünf oder sechsmal den Stein aus dem siedenden Wasser herausholen, und hierauf halten sie für mehrere Stunden ihre Hände in das Wasser des Flusses. Am Abend untersucht man die Hand und den Arm, die in das siedende Wasser getaucht worden, und schabt sie leicht mit einem Messer. Wenn sich die Haut abschält, ist der Angeklagte schuldig, sonst unschuldig. Merkwürdigerweise bekennen die, welche so als schuldig befunden werden, stets ihre Schuld, wahrscheinlich weil es doch nichts nützen würde, länger zu leugnen. Daß zuweilen die Hände bei diesem Prozeß nicht verbrannt werden, mag auch die Folge eines Betruges oder der Einreibung der Hände mit gewissen Stoffen sein. Wenn einer den andern als Dieb anklagt und dieser erhebt Widerklage und sagt: „Du bist der Dieb", so müssen sich beide der Probe unterziehen.

Ein anderes Ordal ist der Muteo (Gifttrank). Wenn jemand unter dem Verdacht stirbt, behext worden zu sein, und eine Frau beschuldigt wird, so beteuert sie ihre Unschuld und erklärt dem Häuptling, sie wolle den Muteo trinken. Jetzt werden alle Weiber des Kraals drei Tage lang in ihren Hütten eingeschlossen und müssen fasten. Dann werden sie zum Fluß geführt, wo sie alle den Gifttrank nehmen müssen. Die, welche das Gift erbrechen, gelten als unschuldig; die aber, welche Durchfall bekommen, gelten als Hexen. Früher wurden sie sofort getötet. Heutzutage macht der Vater des Verstorbenen nur einige Bewegungen zum Schein, als wolle er sie töten, die Verwandten derselben müssen ihm einige Stück Vieh und ein Mädchen schenken als Ersatz für den vermeintlichen Mord. Das unglückliche Weib wird aus dem Kraal verbannt und muß anderswohin ziehen. — Das dritte Ordal heißt Rupadza: Probe mit heißen Eisen, und wird angewendet, wenn nicht gerade Muteo zur Hand ist. Ein Eisen wird glühend gemacht, dann muß die Angeklagte ihr Gesicht nahe daran halten, und der Zauberdoktor spritzt etwas Medizin auf

[1] The Zambesi Mission Record II 137—138.

das Eisen. Wenn sich das Eisen zersplittert, und das Gesicht der Frau verbrennt, so gilt diese als schuldig. Jede, die angeklagt wird, eine andere verleumdet zu haben, muß sich diesem Ordal unterziehen; auch bei Verbrechen, die den Frieden des Kraals stören, nimmt man zu demselben seine Zuflucht[1].

Wir haben oben von den Tänzen der Maschona gesprochen. Wir müssen noch einer Art abergläubischer Tänze gedenken, die mit ihrer Religion zusammenhängen. Die Maschona glauben fest an das Dasein böser Geister und an ihre Macht, den Menschen zu schaden. Zu ihrer Ehre veranstalten sie verschiedene Tänze[2]; alle finden in der Nacht statt. Der Mondoro ist ein Tanz zu Ehren eines großen Geistes. Mondoro heißt der Mann, von dem vorausgesetzt wird, daß der große Geist von ihm Besitz genommen habe. Wenn der Geist in ihn eingezogen ist, kündigt dieser durch tiefes Stöhnen dessen Ankunft an, worauf man schweigend hört, was er zu sagen habe, und dem Geist ein Opfer von einheimischem Bier darbringt. Dieser Geist geht nur in Männer ein. Mananga oder Madzidigu ist ein anderer Tanz. Unter Mananga versteht man die Geister der Zauberdoktoren oder Weiber, die die Macht besitzen, Kranke zu heilen. Man hat auch Tänze zu Ehren des jüngst Verstorbenen, zu Ehren der Geister der Paviane, damit sie die Felder nicht zerstören usw.[3]

3. Die Marotse.

Das Reich der Marotse am linken Ufer des Sambesi wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Stämmen aus Südafrika, die vor den Matabele flüchteten, gegründet. Es ist fast so groß als das ganze Deutsche Reich, doch sind seine Grenzen nur nach dem Süden genau bestimmt. Hier bildet der Linjanti und der ihn nach seiner Mündung fortsetzende Sambesi eine feste Schutzwehr gegen die der Schiffahrt unkundigen Matabele. Das herrschende Volk sind die Marotse, doch haben auch versprengte Reste anderer Stämme: Makalala, Mananse usw., im Reiche Aufnahme gefunden.

Der Haupterwerbszweig der Marotse ist die Viehzucht und daneben etwas Ackerbau. Eigentliches Grundeigentum kennt man nicht. Das Land ist schwach bevölkert und Boden in so reicher Fülle vorhanden, daß jeder davon anbauen kann, soviel er will, und für sich und seine Familie braucht[4]. Der Anbau fordert wegen der Fruchtbarkeit des Bodens wenig Mühe; nur muß durch beständiges Jäten dem Unkraut Einhalt getan werden. Gegen die wilden Tiere schützt das Saatfeld ein Zaun; doch zur Zeit der Reife muß der Neger Tag und Nacht in den auf vier hohen Pfählen errichteten Wachthütten seine Pflanzungen schützen. Der Bedarf an Nahrung ist gering. Das gewöhnliche Volk

---

[1] Ebd. III 304—305. Nach P. Monteiro S. J. mußten die Untertanen von Monomopata an den Ufern des Sambesi, wenn sie eines Verbrechens angeklagt waren, durch den Fluß an das andere Ufer schwimmen. Wurden sie von einem Krokodil verzehrt, so galt das als Beweis ihrer Schuld; kamen sie heil davon, waren sie vor dem Gesetze sicher. Vgl. Wilmot, Monomopata 140.

[2] The Zambesi Mission Record II 553; III 305 ff. [3] Ebd. III 306.

[4] Vgl. M. Richter, Kultur und Reich der Marotse, Leipzig 1908 (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, hrsg. von K. Lamprecht), 65.

hat mit einer substantiellen Mahlzeit am Abend genug, nur Vornehme gestatten sich noch eine am Morgen. Dabei ist das einzelne Mahl noch knapp bemessen; nur in Ausnahmefällen, wie bei Festen, kommt Übersättigung vor. Das Hauptgetränk ist Bier. Die starken, berauschenden Biersorten sind durch königlichen Machtspruch aus dem Reiche verbannt, da ihnen hohe Herren bisweilen zu sehr zugesprochen haben sollen. Branntwein ist nie in das Land gekommen, und das Volk ist sehr mäßig. Der Missionär Béguin hat während seines siebenjährigen Aufenthaltes nie einen Betrunkenen gesehen[2]. Männer und Frauen schnupfen Tabak und die Männer rauchen leidenschaftlich den Dacha (indischen Hanf).

Die Knaben gehen bis zum sechsten oder zehnten Jahre völlig nackt, die Mädchen bis zum vierten Jahre. Die Männer bedienen sich eines zwischen den Beinen hindurchgeschlungenen Felles oder eines $2^1/_2$—3 m langen Kattunstückes, das an einem schmalen Gürtel um die Hüften festgehalten wird und dessen Enden vorn und hinten bis zum halben Oberschenkel oder bis zu den Knien herabreichen. Die Frauen kleidet meist ein bis zu den Knien reichendes, mit den Haaren nach innen gekehrtes Lederröckchen, während die Brust bei der Arbeit unbedeckt bleibt. Ledige Mädchen bedienen sich eines Fransengürtels; nur Verlobte tragen vorn und hinten eine Schürze. Richter meint, ob wirkliches Schamgefühl oder nur allgemeines Anstandsgefühl das Motiv der Bekleidung bildet, sei schwer zu entscheiden; aber das ist hier eins und dasselbe. Der Anstand fordert, daß man gewisse Teile bedeckt, und diese Forderung bekundet die Scham. Daß es auch an Liebe zu Schmuck und Putz nicht fehlt, ist selbstverständlich. Bemalung des Leibes wird nur einzeln erwähnt; ein schwarzer Kohlenstrich auf der Stirn ist ziemlich allgemein; öfter sucht man auch Gesicht, Brust und Bauch durch Tätowierung zu verschönern. Die Marotse sind reinlich. Täglich badet man ein- bis zweimal oder wäscht wenigstens den ganzen Körper; außerdem reinigt man vor und nach jeder Mahlzeit Mund und Hände[2]. Die Haut reibt man mit Fett ein, um sie geschmeidig zu erhalten und glänzend zu machen. Aus Eitelkeit waschen sich gewisse vornehme junge Leute mit Milch statt mit Wasser.

Man befestigt den Ort der Niederlassung oder des Dorfes, der oft gewechselt wird, gemeinsam, hilft sich gegenseitig beim Hüttenbau, rodet gemeinschaftlich, zäunt das Kulturland gemeinsam ein und bewacht gemeinsam die Felder. Man vereinigt sich zu großen Treibjagden und teilt den Ertrag. Die Frauen besorgen die Feldarbeit, bereiten die Nahrung, arbeiten in Töpferei, Weberei und Hüttenbau; die Männer roden den Fruchtboden, umzäunen ihn, beschirmen die reifende Saat, gehen auf die Jagd, bringen das Rohmaterial für Hütte und Töpferei herbei. Alte Männer sammeln im Walde Beeren und Früchte, alte Frauen leiten ihre jüngeren Geschlechtsgenossinnen beim Feldbau an. Die Jugend verrichtet Hirtendienste und hilft bei der Bewachung der Pflanzungen[3].

Die Ehe wird als eine Art Kauf oder Tauschgeschäft behandelt. In den vornehmen Kreisen nimmt man kaum Rücksicht auf die Neigung der Braut. Der König bestimmt den Bräutigam seiner weiblichen Verwandten nach politischen Gründen. Auch sonst vergibt der König an seine Untertanen Frauen

[1] Richter, Kultur und Reich der Marotse 76. [2] Ebd. 82. [3] Ebd. 96.

nach seinem Belieben. In den unteren Klassen verlangt oft der Freier ein noch ganz junges Mädchen von ihrem Vater zur Braut. Meist ist nach Bezahlung des Brautgeldes die Sache erledigt; doch kann unter Umständen das Mädchen, wenn es herangewachsen ist, sich der Ehe widersetzen. Dann werden alle Geschenke dem verschmähten Bräutigam zurückerstattet. Heute muß sich bei den gewöhnlichen Marotse der Bräutigam zuerst mit seiner Braut verständigen und erst dann darf er um die Einwilligung der Eltern nachsuchen. Bei Waisen oder bei Wiederverheiratung ist die Wahl der Frau anheimgegeben[1]. Daß bei erzwungenen Ehen Ehebruch und Ehescheidung häufig ist, darf nicht verwundern. Ehescheidung ist bei den Marotse an der Tagesordnung. Ein Mann, der in mittleren Jahren noch seine erste Frau hat, gilt als eine Seltenheit. Trotzdem darf man die ehelichen Zustände nicht regellos nennen. Der geschlechtliche Verkehr bewegt sich immer noch in gesetzlich fixierten Normen; ertappter Ehebruch wird mit dem Tode gesühnt, und widernatürliche Laster haben die Missionäre niemals bemerkt[2]. Die Mädchen dürfen erst nach dem Eintritt der Geschlechtsreife eine Ehe eingehen, im 13. oder 14. Lebensjahr. Ist ein Mädchen zur Reife gelangt, so hat es einen Monat, bei Vornehmen mehrere Monate ein abgeschiedenes Leben zu führen, wenigstens tagsüber, draußen im Walde. Von den alten Frauen wird es in den Pflichten der Ehe unterrichtet und durch Züchtigung zum Gehorsam und zur Standhaftigkeit erzogen. Am Ende der bestimmten Frist werden Waschungen vorgenommen, dann die Jungfrau gesalbt und geschmückt, und nun erst darf sie der Bräutigam in Empfang nehmen. Nachdem die Ehe vollzogen ist, folgt die meist mehrtägige Hochzeitsfeier mit Schmauserei, Zechgelage, Musik und Tanz. Von Verwandtschaftsehen ist nur die Geschwisterehe verboten; bei ihrem Vollzug wird der Mann mit dem Tode bestraft. Obwohl die Frau bei den Marotse keineswegs rechtlos ist, ja sogar Häuptling werden kann, ist sie doch keineswegs dem Manne ebenbürtig. Sie darf weder mit ihm zusammen essen, noch mit ihm ausgehen, noch sich in der Öffentlichkeit zu ihm setzen. Das Kind folgt stets dem Stande des Vaters, es wird Sklave, wenn der Vater Sklave ist, auch wenn die Mutter eine Freie ist, und umgekehrt. Bei Racheakten tötet man nur die Männer und die Kinder, wenn man das Geschlecht ausrotten will, während man die Weiber als Beute unter sich teilt. Alte, nutzlose Frauen werden oft erdrosselt oder ertränkt.

Was die Erziehung betrifft, so kümmert sich der Vater so gut wie gar nicht um die kleinen Kinder. Auch die Liebe der Mutter ist so schwach, daß sie leicht ihr Kind im Stiche läßt oder sogar es selbst tötet, wenn es ihr lästig wird oder einer neuen Ehe im Wege steht. Mitleidslos setzt man schwächliche und überzählige Kinder aus, darunter stets das eine von Zwillingskindern. Bei Ehescheidung behält der Vater die männlichen, die Frau die weiblichen Kinder. Nur der König behält alle seine Kinder. Den Namen erhält das Kind um das dritte Jahr, nicht von den Eltern, sondern von den älteren Verwandten. Sobald das Kind nicht mehr unbedingt der Pflege der Mutter bedarf, wird es sich selbst überlassen und wächst fast ohne Erziehung auf. Doch

[1] Ebd. 101—102. [2] Ebd. 103.

werden bei den ärmeren Klassen die Kinder, vor allem die Mädchen, schon frühzeitig zur Arbeit angehalten. Die Liebe der Kinder zu den Eltern ist infolge der Verwahrlosung oft gering, doch kommen auch Beispiele rührender Eltern- und Kindesliebe vor; nie verkaufen die Eltern ihre eigenen Kinder als Sklaven, wenn auch bei schweren Vergehen Fälle von Versklavung durch den Vater nicht ausgeschlossen ist[1].

Die Polygamie ist allgemein; jeder Mann kann so viele Frauen haben, als er will oder zu ernähren vermag; gewöhnlich jedoch hat er zwei bis sechs. Jede Frau hat ihre eigene Hütte mit ihrem Höfchen, in dem sie mit ihren Kindern eigenen Haushalt führt. Eine hat stets den Vorrang als Hauptfrau, und zwar nach der freien Wahl des Mannes. Da sie jederzeit durch ihre Rivalinnen abgelöst werden kann, herrscht unter den Frauen beständige Eifersucht. Ein Grund der Polygamie scheint auch bei den Marotse der Gebrauch zu sein, daß die Mütter die Kinder bis zu drei Jahren stillen und währenddessen wohl keinen Umgang mit dem Manne haben, da sie für unrein gelten. —

Die Sklaverei existiert seit uralter Zeit. Der Sklave ist Eigentum des Herrn; dieser kann nach Belieben über ihn verfügen, wenn auch jetzt Tötung und Mißhandlung streng untersagt sind. Dem Herrn steht die alleinige Strafgewalt über den Sklaven zu; Sklaven für frei erklären kann nur der König. In Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven ein mildes, patriarchalisches. Der Sklave wird im allgemeinen gut behandelt und hat nicht übermäßig viel zu tun. Auch ein kleines Privatvermögen wird ihm gestattet, und manchen Nebenverdienst darf er behalten, obwohl dieser rechtlich dem Herrn zusteht. Der Sklave gehört mit zur Familie, er bewohnt eine Hütte im Hofraum seines Herrn und wird durch seinen Herrn verheiratet, der auch der Sklavin die Aussteuer gibt.

Wie bei vielen andern Völkern besteht auch bei den Marotse die sog. Blutbrüderschaft. Zwei oder mehrere genießen in feierlicher Form vor Zeugen gegenseitig etwas von ihrem Blut, meist mit Speise oder Trank vermischt. Alle Beteiligten verpflichten sich dadurch zu engster Freundschaft für das ganze Leben. Sie müssen sich gegenseitig in allen Lagen helfen, jeder darf des andern Eigentum als das seine betrachten usw.[2] Sehr gerühmt wird auch die Gastfreundschaft der Marotse und besonders ihre Höflichkeit im Umgang.

An der Spitze der Gemeinde steht der Ortsvorsteher oder Häuptling, der meist auch noch Träger religiöser Funktionen ist; doch ist seine Macht oft nur gering. An der Spitze des ganzen Staates steht der König; er gilt als Repräsentant und Organ überirdischer Mächte; der Krieg wird vom König und der Ratsversammlung gemeinsam beschlossen. Der König führt den Oberbefehl in der Schlacht; er ist auch der oberste Richter. Grundsätzlich entscheidet er alle Fälle persönlich, tatsächlich tut er es aber nur bei schweren oder ihm persönlich wichtig scheinenden Fällen, die übrigen überläßt er der Entscheidung der damit betrauten Räte. Alle Fälle, die mit dem Tode gesühnt werden, wie Hochverrat, Mord, Entlaufen aus dem Reiche, Zauberei und

---

[1] Richter, Kultur und Reich der Marotse 106—107. [1] Ebd. 109—110.

spezielle Verbrechen gegen den König kommen stets vor das königliche Gericht [1]. Die Anklage richtet sich je nach der Art des Verbrechens. Nur bei Staatsverbrechen ergreift der König die Initiative zum Prozeß; bei Verbrechen, die unmittelbar nur bestimmte Kreise verletzten, wartet man, bis die Verletzten selbst klagen. Bei der Anklage auf Diebstahl z. B. lautet die stehende Formel: „Bringe den Dieb und beweise, daß er dich bestohlen hat.“ Früher wurde in zweifelhaften Fällen zu Ordalien die Zuflucht genommen. Für kleinere Fälle, namentlich Diebstahl, dient die Heißwasserprobe als Beweismittel, in Entscheidungen über Leben und Tod das Gottesgericht durch Gifttrank [2].

Daß die Marotse an eine vom Leibe verschiedene Seele und deren Fortleben nach dem Tode glauben, zeigen die Begräbnis- und Totengebräuche. Nur wenige Stunden nach dem Ableben wird die Leiche verhüllt in dem bereits aufgeworfenen tiefen Grab bestattet. Meist liegt dasselbe außerhalb der menschlichen Wohnungen; nur ein guter Häuptling wird inmitten seines Dorfes begraben. Bisweilen beerdigt man den Toten in hockender Stellung, bei den Marotse wird stets das Gesicht des Mannes nach Sonnenaufgang, das der Frau nach Westen gewendet. Alle seine Fahrhabe, alle seine Geräte, die er bei Lebzeiten benutzte, werden dem Verstorbenen mitgegeben, ebenso werden ihm seine Jagdtrophäen auf das Grab gelegt und sein Vieh ihm zur Wegzehrung für die bevorstehende lange Reise geschlachtet. Früher wurden sogar dem Vornehmen auch Sklaven zu seiner Bedienung geopfert, wie dies noch heute an der nordwestlichen Peripherie des Marotsereiches geschehen soll [3]. Die Begräbnisfeierlichkeiten selber vollziehen sich unter möglichstem Lärm, mit lauten Klagen, Trommelschlag usw. Die Hütte des Verstorbenen, aus der man den Toten nicht durch die Türe, sondern durch ein Loch in der Wand hinausträgt, wird überall dem Erdboden gleich gemacht oder wenigstens nicht mehr bewohnt, bei verrufenen Leuten verbrannt. Beim Tode des Häuptlings wird das ganze Dorf verlassen. Die Leichen gewöhnlicher Leute, die keine Verwandten haben, werden ohne weitere Umstände den Krokodilen zum Fraß in den Fluß geworfen. Auch über die Begräbniszeremonien hinaus wird der Verstorbene noch geehrt. Je nach seiner Stellung wird er mehrere Tage oder Wochen betrauert. Viele Jahre lang werden dem Toten, so bei den nordwestlichen Stämmen, an seinem Todestage Trank- und Speiseopfer dargebracht. Zu Ehren verstorbener Könige werden auch Feste gefeiert. Außerordentliche Gaben spendet man den Seelen, wenn man sie um Schutz und Rat angeht [4].

Die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode sind sehr unklar. Teils sollen sich die Seelen in den Gräbern, teils im Himmel bei der Gottheit oder in den unbestimmbaren Gefilden der Abgeschiedenen, teils in Tieren aufhalten. Außer den Seelen der Verstorbenen scheinen die Marotse auch an allerlei gute und böse Geister zu glauben, die des Menschen Leben beeinflussen. Ein Bootsmann wird sich nicht in die Strömung wagen, wenn er sich nicht vorher das Wohlwollen dort waltender Geister erworben hat. Einen eigentlichen Priesterstand kennt man nicht, doch gibt es Zauberer oder Medizinmänner, die durch außergewöhnliche Gaben in engerer Beziehung zu den

[1] Ebd. 130. [2] Ebd. 131. [3] Ebd. 183. [4] Ebd. 184.

überirdischen Mächten stehen. Es gibt nach dem Volksglauben böse Zauberer (Hexen), und es kommt ein Mensch leicht in den Ruf, Zauberer oder Hexe zu sein. Wer z. B. besonderes Glück hat und zu größerem Besitz gelangt als seine Dorfgenossen, ist leicht dem Argwohn ausgesetzt, sich bösen Zaubers zu bedienen, und dann schont ihn das Gottesgericht nicht. Im Gegensatz zu den bösen Zauberern genießen die Medizinmänner, die oft zugleich Häuptlinge sind, großes Ansehen. Sie sind im Besitz einer Anzahl wirklicher Heilmittel; doch gebrauchen sie auch allerlei Gaukeleien oder abergläubische Mittel. Außerdem gibt es Wahrsager und Propheten; letztere geben vor, ihr Wissen intuitiver Eingebung zu verdanken.

Über allen irdischen Dingen waltet nach den Marotse Njambe, der Gott, dessen Wohnung der strahlende Himmel ist. Sein Entschluß ist unabänderlich. Obwohl man ihn im praktischen Leben wenig berücksichtigt, lebt doch das Bewußtsein von Njambe im Geiste der Edelsten der Nation, mögen sie auch seiner nur bei besondern Vorkommnissen gedenken. Redet man einmal von ihm, so geschieht es mit Ehrfurcht, man erhebt seine Augen zum Himmel und weist mit der Hand nach oben. Wenn jemand stirbt, so sagt man: „Es war Njambes Wille, Njambe rief ihn. Njambe hört und sieht alles und hat die Geschicke der Welt in seiner Hand.“ Wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig die Neger über abstrakte, übersinnliche Dinge nachdenken und wie arm ihre Sprache für solche Dinge ist, wird man unwillkürlich auf den Gedanken geführt, daß dieser relativ reine Gottesglaube, zu dem weder Griechen noch Römer sich emporschwangen, ein Erbe aus uralter, besserer Zeit ist und erst allmählich durch allerlei Zutaten verdunkelt wurde.

Ganz unwiderleglich offenbart sich das Walten Njambes im Gottesgericht. Dr Holub[1] erzählt eine Hinrichtung, deren Zeuge er selber war. „Ein Mann wurde aus Neid über seine reiche Ernte beim König Sepopo fälschlich des Hochverrates angeklagt und von diesem gegen den Ausspruch seines Rates zum Gifttrank verurteilt. Kaum hatte der Ärmste auf der Richtstätte das Gift getrunken, so stürzten seine Freunde und Verwandten, die ihm gesenkten Hauptes und klagend zur Richtstätte gefolgt waren, auf ihn zu und brachen in lautes Wehklagen aus. ‚Mein Mann, mein Bruder, mein Vater, Freund, Freund!‘ riefen sie durcheinander. ‚Fürchte dich nicht, du sollst nicht sterben, du bist ein guter Mann, du hast nie Böses getan. Böse Menschen, die nach deinem Mabele (Korn) und nach deinem Khomo (Vieh) trachteten, haben schlechte Worte gesprochen und deshalb hat man dich hierher geschleppt. Du hast nie Böses gegen den König im Sinne gehabt, so wirst du auch nicht sterben. Njambe, der gute und schlechte Herzen kennt, sieht auch deine Unschuld und wird dich das Gift brechen lassen.‘ So reden die Freunde des Verurteilten, sie streicheln und liebkosen ihn. Dann treten die Ankläger heran. . . . Mit geballten Fäusten drohen sie dem auf dem Schafott Sitzenden: ‚Du Verräter, du schlechter Mensch! Schwarz ist dein Herz, du wolltest den König töten . . .; allein wir haben deine Schlechtigkeit erkannt, es dem Könige gesagt, und nun sollst du dafür sterben‘ usw. Nachher treten wieder die Freunde des Ver-

[1] Sieben Jahre in Südafrika II (1881) 355.

urteilten heran und rufen: ‚Freund, entledige dich doch des schädlichen Stoffes, zeige diesen bösen Menschen und dem König, daß du unschuldig bist.‘ Freunde und Kläger wechseln so ab, bis das Gift betäubend oder wie ein Brechmittel zu wirken beginnt. In unserem Falle wirkte es betäubend.“

Diese einzige Szene enthüllt uns mehr von der Sittenlehre der Marotse-Mabundastämme, als es seitenlange Ausführungen in einem Reiseberichte tun könnten. Sie zeigt uns, daß die genannten Stämme an Gott glauben, dessen Auge auch die verborgensten Gedanken der Menschen kennt und die guten und die bösen Herzen der Menschen voneinander unterscheidet. Sie beweist, daß sie zwischen gut und bös, zwischen guten und schlechten Menschen, zwischen Schuld und Unschuld sehr wohl unterscheiden, daß ihnen das gute Herz als achtenswert, das böse (schwarze) Herz als verabscheuungswürdig erscheint. Die Unschuld und Tugend geben einen Anspruch auf den Schutz, ja sogar auf ein wunderbares Eingreifen Gottes. Die Marotse müssen also glauben, daß Gott die Macht hat und geneigt ist, in den Lauf der natürlichen Dinge einzugreifen und den Unschuldigen zu retten, den Schuldigen dagegen zu verderben. Die Szene beweist ferner, daß nach der Ansicht der Marotse die bösen Gedanken und Begierden, auch wenn sie nicht zur Tat werden, sondern nur im Innern des Menschen verschlossen bleiben, strafwürdig sind. Endlich ersehen wir aus ihr, daß sie Neid und Mißgunst, Hochverrat, Mord, ungerechtes Verlangen nach fremdem Gut, verleumderische Anklagen für Verbrechen halten.

4. Die Anyanja.

Im Süden des Njassasees, in der Nähe des Fort Johnston, wohnt eine Reihe von Stämmen, die stark vermischt sind und oft unter dem gemeinsamen Namen Njasser zusammengefaßt werden. Dazu gehören die Ajawa (Yao), die Amangoche, Maraninga und besonders die Michinga, die eine herrschende Stellung einnehmen. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung aber bilden die Anyanja, ein Stamm des Nyangavolkes, dessen angestammte Gewohnheiten H. S. Stannus[1] beschrieben hat. Alles Folgende gilt unmittelbar von den Anyanja, mit denen aber die übrigen Nachbarvölker viel Ähnliches haben. Stannus beginnt mit der Schilderung der Verbrechen und deren Strafen. Wenn ein Mann einen andern getötet hat, auch wenn es in der Selbstverteidigung geschah, so wird sein Onkel zum Häuptling gerufen, der ihm sagt, was er zu bezahlen habe; einen Teil dieser Buße erhält der Häuptling, und dieser Teil heißt Blutgeld, den andern erhalten die Verwandten des Getöteten. Besitzt der Mann selbst kein Eigentum, so müssen seine Schwester und seine Mutter als Sklavinnen zum Onkel oder Bruder des Getöteten gehen. Selbstmord gilt als Vergehen; doch ist bekannt, daß einige Häuptlinge sich selbst das Leben genommen haben, um nicht den Weißen in die Hände zu fallen. Wer einen andern verstümmelt, muß dem Häuptling das Blutgeld und dem Verletzten eine Kuh bezahlen. Frauenraub wird durch Ertränken gestraft; der

[1] The Journal of the Royal Anthropological Institute XLI (1910) 285 ff.

Schuldige wird mit einem schweren Stein am Halse in den See geworfen. Ein Mann, der eine Jungfrau verführt, muß eine Buße im Wert von zwei Pfund Sterling bezahlen, wenn er sie nicht sofort heiratet. Ehebruch wird durch Ertränken oder Erschießen gestraft; ist eine Frau des Häuptlings die Schuldige, so werden die beiden Ehebrecher zusammengebunden und in den Fluß geworfen oder sonst auf eine schimpfliche Weise umgebracht. Widernatürliche Vergehen sind unbekannt. Die Strafe für Mordbrennerei entspricht dem angerichteten Schaden, Dieben werden die Hände oder die Ohren abgeschnitten[1].

Alle Fälle werden vor dem Häuptling und den Hauptleuten verhandelt. Die Hauptleute sitzen in einem Kreis auf einem offenen Platz (bwalo) unter dem Schatten eines Baumes. Dann kommen der Reihe nach der Kläger, der Angeklagte und die Zeugen zum Wort. Der Häuptling bleibt gewöhnlich in seinem Hause, läßt sich aber die Verhandlungen wiederholen und entscheidet. Wer angeklagt ist, durch bösen Zauber einen Menschen getötet zu haben, muß sich der Probe des Gifttrankes unterziehen, und findet man ihn schuldig, so wird er auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Ein Eid wird bei dem Prozeß nicht abgelegt und ein falscher Zeuge wird nicht bestraft.

Die Beschneidung ist bei den Anyanja nicht üblich, wohl aber bei den andern Njassastämmen. Die Einweihungszeremonie findet jährlich einmal statt. Die Knaben ziehen mit ihren Freunden und den Medizinmännern in den Wald, wo sie in eigens für sie errichteten Grashütten wenigstens einige Wochen streng abgeschlossen bleiben. Nach dieser Periode kehren sie festlich gekleidet und geschmückt in das Dorf zurück, wo Festlichkeiten und Tänze veranstaltet werden. Jetzt ist der Knabe ein Mann geworden und es gilt als Beschimpfung, ihn noch mit seinem Kindernamen zu nennen. Auch die Mädchen haben beim Eintritt in die Pubertät eine ähnliche Einweihungszeremonie, während deren sie von alten Frauen unterrichtet werden. Ein Hauptgegenstand der Einweihungszeremonie ist der Moralunterricht, in dem sie über Recht und Unrecht belehrt werden. Ein Mann muß tapfer im Kriege sein und gerecht in allen Angelegenheiten, die vor ihn gebracht werden. Er muß seine Frau in Unterwürfigkeit erhalten, und wenn er nicht fähig ist, sie zu schlagen, so wird er als ein Feigling betrachtet. Die Reichen stehen in hohem Ansehen. Sexuelle Kraft wird weniger bewundert, als man erwarten könnte. Es kommt vor, daß heute ein Mann seine Töchter zu schimpflichem Erwerb preisgibt, doch wird ein solcher als ein „schlechter Mann" angesehen. Diebstahl gegen Glieder eines andern Stammes gilt nicht als unerlaubt. Ein bekannter Fremder wird immer gastfreundlich behandelt, ein unbekannter aber setzt sich der Gefahr aus, zum Sklaven gemacht zu werden. „Lügen gilt an sich nicht als Unrecht, aber der Bruch eines feierlichen Eides wird verurteilt." Diese Behauptung Stannus' klingt unglaublich, denn ein Meineid oder Eidbruch kann nur deshalb schlecht sein, weil man höhere Mächte zum Zeugen einer Lüge oder eines lügnerischen Versprechens, also einer schlechten Sache anruft. Übermaß im Essen und Trinken wird nicht verurteilt. Vernachlässigung alter Leute ist sehr verbreitet

[1] The Journal of the Royal Anthropological Institute XLI (1910) 290.

und wird kaum beachtet. Es bestehen auch genaue Regeln über Höflichkeit und Anstand im Benehmen.

Über die Religion der Anyanja sagt Stannus: „Die ursprüngliche Idee von der ‚Seele‘ scheint die gewesen zu sein, daß alle Menschen beim Tode ihre Geister, Mzimu, dem Orte zurückgeben, von dem sie kamen, Mlungu. Mlungu scheint eher die Geisterwelt zu bedeuten, da er nie irgendwelche Gestalt hat, z. B. die des Menschen, und es ist ganz unmöglich, daß die Eingebornen den abstrakten Begriff einer Gottheit sich gebildet haben. Das Wort Mlungu wurde später als Übersetzung des Wortes Gott verwendet, das bei den verschiedenen christlichen Bekenntnissen im Gebrauch ist.“ [1] Die Missionäre haben allgemein das Wort Mlungu zur Bezeichnung Gottes beibehalten, weil sie fanden, daß die Eingebornen damit ungefähr die Idee verbanden, die wir mit dem Worte Gott ausdrücken. Sie sind genötigt, an die vorhandenen religiösen Ideen der Wilden anzuknüpfen und deshalb dieselben eingehend zu erforschen. Aus diesem Grund verdienen ihre Aussagen über die Religion der Wilden mehr Glauben als die eines Zivilbeamten. Nach den Missionären bedeutet aber Mlungu Gott oder auch den Wohnort Gottes (Himmel). Auch bei andern Stämmen finden wir den Ausdruck Mlungu für Gott [2]. Warum lehnt Stannus das Zeugnis der Missionäre ab? Weil er es für unmöglich hält, daß die Eingebornen zum Begriff einer abstrakten Gottheit kamen. Aber diese vermeintliche Unmöglichkeit wird schon dadurch hinfällig, daß wir tatsächlich die Idee Gottes, des Schöpfers und Herrn aller Dinge, bei vielen Völkern finden, die noch tiefer in der Kultur stehen als die Njasser. Woher weiß denn Stannus mit solcher Gewißheit, welche Begriffsbildung den Naturvölkern unmöglich ist? Ferner ist es möglich, daß sie Begriffe durch die Überlieferung ererbt haben, zu denen sie vielleicht selbst nie gekommen wären.

Doch hören wir, was Stannus über die Auffassung der Eingebornen von der menschlichen Seele nach dem Tode sagt: „Der Mzimu (Geist, Seele) ist nicht berührbar und hat keine Substanz, hat aber die Form eines Menschen, und wenn er vom Leibe befreit ist, kann er reden und praktisch alles tun. Der Mzimu kann den Leib im Schlafe verlassen und einem andern im Traume erscheinen, gerade so, wie der Geist eines Toten im Traume erscheinen kann; Geister sind unter andern Umständen nicht sichtbar.“ Alle Abstraktionskraft fehlt also den Eingebornen doch nicht. Das wird noch klarer durch Stannus' weitere Ausführungen.

Der Geist soll den sterbenden Menschen schon vor dem Tode, im Augenblick, wo er das Bewußtsein verliert, verlassen. Der Schatten, welcher ein Teil des

[1] Ebd. XLI (1910) 299.

[2] Vgl. Le Roy, La religion des primitifs 176; W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee 139. Auch nach Macdonald (Africana I 67) bezeichnet Mulungo Gott oder den höchsten Herrn, der viele mächtige Diener besitzt, aber bei allen irdischen Angelegenheiten ziemlich im Hintergrunde bleibt, wie der Gott Epikurs. Vgl. Lang, Myth, Ritual and Religion II (1906) 17. In seinem Buch Zambezia (London 1910, 363) schreibt R. C. F. Maugham von den Anyanja und Wasena: „Sie glauben fest an das Dasein eines höchsten Wesens mit Namen Mlungu, das nach ihrer Annahme alles geschaffen hat; aber sie meinen, es sei unnütz, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen oder zu beten.“

Mzimu ist, verläßt den Leib zur selben Zeit. Der Mzimu kann im Augenblick des Todes einem Menschen in der Ferne erscheinen. Auch die Tiere sollen Geister (Seelen) haben, aber diese hören beim Tode auf, zu existieren. Einst wurde ein Hund zugleich mit seinem Herrn begraben, aber man sagte, die Seele des Hundes werde die des toten Mannes nicht begleiten. Mit den Toten wurden Tauben als Nahrung begraben; auch Sklaven wurden, wie es scheint, früher mit dem toten Herrn begraben, um ihn zu begleiten und ihm zu dienen. Die Geister der Toten, besonders die angesehener Männer, bleiben in der Nähe und üben großen Einfluß auf den Stamm aus. Bevor man in den Krieg zieht oder das Dorf verlegt, bringt man Opfergaben von Bier und Mehl auf ihre Gräber und bittet sie um ihre Hilfe. Zuweilen erscheinen sie auch, um die Lebenden an sie zu erinnern; dann legt man Mehl auf das Grab, um sie zu beruhigen.

Auf eine Art Sanktion des Sittengesetzes scheint der Glaube hinzuweisen, daß der Geist eines Ermordeten zuweilen den Mörder verfolgt, weswegen dieser Zaubermedizin nimmt, der Mzimu aber ist ein guter Geist, der niemand Schaden zufügt. Der Glaube, daß die Geister der Verstorbenen in Tiere eingehen, existiert nicht. Obwohl der Mzimu zuweilen die Erde besucht, ist doch sein eigentlicher Aufenthaltsort Mlungu, der Himmel oder das Land da droben. Wenn der Mzimu den sterbenden Leib verläßt, geht er nach oben. Die einzigen Leute, die Mlungu besuchen und dann zurückkommen, sind zuweilen Kinder, die von Mlungu als Taubstumme wiederkehren.

Eine Unterwelt gibt es nicht, wohl aber nimmt man an, daß ein schlechter Mensch nicht an denselben Ort kommt wie die übrigen, von einer eigentlichen positiven Strafe scheint jedoch keine Idee vorhanden zu sein. Stannus meint, nach der Ansicht der Eingebornen blieben die Geister der Häuptlinge auf Erden, und da sie an keine (?) Vergeltung glauben, sei es für sie gleichgültig, wie sie leben[1]. Außer dem Mzimu gibt es auch böse Geister (masoka), die nur Böses zufügen, zuweilen von einem Menschen Besitz ergreifen und ihn wahnsinnig machen; auch in Tiere können sie fahren.

Eigentliche Exorzismen, Fetische und Idole gibt es bei den Anyanja nicht, auch keine Tempel, Priester und religiöse Feste. Doch verehren sie, wie schon angedeutet, die Geister der verstorbenen Ahnen mit Gaben, um ihre Hilfe zu erlangen und auch gewissen bösen Geistern im Njassasee opfern sie, um von ihnen verschont zu werden. Groß ist der Glaube an böse Zauberwesen (mphiti, Hexen). Stirbt ein Mann, so wird ein Verwandter oder Bekannter angeklagt, ihn durch Zauber getötet zu haben. In einem solchen Falle kommt es häufig zu einem Ordal (Gifttrank, Durchstechen der Ohren mit einer Nadel, siedendes Wasser usw.). Die Zauberwesen werden als lebende Wesen aufgefaßt, von denen die meisten ihre Opfer töten, um sich mit Menschenfleisch sättigen zu können. Manchmal sollen die Mphiti die Gestalt von Menschen oder Tieren annehmen. Unzählig sind die abergläubischen Gebräuche und Ansichten, die das Leben der Njasser von allen Seiten umspannen; doch es hat für uns keinen Zweck, dieselben im einzelnen darzulegen.

---

[1] The Journal of the Royal Anthropological Institute XLI (1910) 300.

Fast alle Stämme der Njasser werden in Klans eingeteilt, von denen jeder seinen eigenen Namen hat. Kinder nehmen den Klannamen ihrer Mutter an, und Glieder desselben Klans werden als Brüder und Schwestern angesehen. Sie sind blutsverwandt und dürfen nicht untereinander heiraten. Leute vom selben Klan sollen einander stets beistehen. Bei den Anyanja hat jeder Klan einen Chef oder König (Karenga) und einen Prinzen, der des Königs Sohn ist.

Heirat. Wünscht ein Mann ein Mädchen zu heiraten, so sendet er seinen Bruder zu ihrem Bruder, der sich an den mütterlichen Onkel des Mädchens wendet. Dieser spricht mit der Mutter des Mädchens, die nun mit ihrer Tochter beratschlagt. Will das Mädchen die Heirat nicht, so bleibt es dabei. Gibt es aber seine Einwilligung, so ladet der Bräutigam die Verwandten ein, zu kommen, um Zeugen zu sein, wie er das Mädchen zur Frau nehme. Sie kommen auf dem Bwalo zusammen. Dem Mann wird ein Haus im Dorf des Mädchens angewiesen und dort werden sie zusammenleben. Nach sechs Monaten bereitet die Mutter des Mädchens Bier. Die nächsten Verwandten des jungen Paares werden eingeladen. Der mütterliche Onkel des Mädchens spricht, indem er sich an den mütterlichen Onkel ihres Mannes wendet: „Wir haben euch hierher zum Bier eingeladen, damit ihr das Haus eures Bruders sehet und heimkehren könnet, wann ihr wollt. Sollte ein Zwist zwischen den Neuverheirateten entstehen, so mögen sie sich in der Angelegenheit an ihre betreffenden Onkel wenden." Eine Mitgift und ein Austausch von Geschenken war früher nicht bekannt, die Sitte kommt aber in neuerer Zeit auf[1].

Die Vielweiberei ist allgemein. Ein gewöhnlicher Mann mag eine oder zwei bis zu sechs oder zehn Frauen haben, ein Häuptling 30 bis 40. Ein Mann darf kein Glied der Familie seiner Frau (Mutter?) heiraten, noch auch eine Frau, die mit ihm denselben Klannamen hat, oder die Schwester seiner verstorbenen Frau. Die erste Frau ist die Hauptfrau; sie reinigt und kocht nicht. Jede Frau bewohnt ein eigenes Haus oder wenigstens ein eigenes Zimmer in einem großen Hause. Sklavenfrauen gelten als Konkubinen. Polyandrie kommt nicht vor. Heute nimmt man es mit der Ehe leicht, Ehebruch und Ehescheidung sind häufig. Auch der Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechts scheint ein sehr ausschweifender zu sein. Bevor ein Mann mit seiner Frau verkehrt, kohabitiert ihr einer seiner Freunde. Kindertötung kommt nicht vor.

Tod und Begräbnis. Bis zu den letzten Augenblicken eines sterbenden Mannes bleiben seine Frauen am Krankenlager und stützen sein Haupt. Steht der Tod unmittelbar bevor, so verlassen sie das Lager, und die Brüder und männlichen Freunde kommen zu ihm. Die Leiche einer Frau wird von Frauen zum Begräbnis hergerichtet und gekleidet, die Leiche eines Mannes von Männern. Die Leiche bleibt zwei bis drei Tage im Hause liegen, und während dieser Zeit wird die Trauerklage gehalten. Die Leiche wird außerhalb des Dorfes an einem Platze begraben, den der Medizinmann bestimmt und mit Medizinen im Kreise bezeichnet hat. Vor der Leiche zieht ein Mann zum Grabe, der drei oder vier Tauben trägt, deren Füße an einem Stock befestigt

[1] Ebd. 308—309.

sind. Zieht man an einem Kreuzweg vorbei, so wird Bier ausgegossen. Während der Leichenzug sich zum Grabe bewegt, wird geklagt, gesungen und getrommelt. Die Leiche wird im Grabe so auf die Seite gelegt, daß das Angesicht gegen ein an der Seite angebrachtes Loch gewendet ist, in welches man die lebenden Tauben und zwei kleine Krüge Bier hineinstellt. Dann wird das Grab zugeschüttet und ein Hügel darüber errichtet. Nach dem Begräbnis waschen sich alle. Das Grab wird mit einem Grasdach überdeckt und zuweilen umzäunt oder ummauert. Über dem Grab eines Häuptlings wird eine Hütte errichtet und umzäunt. Zerbrochene Töpfe und Körbe werden auf den Grabhügel gelegt. In früheren Zeiten wurden beim Tode eines Häuptlings statt der Tauben Sklaven mitbegraben, auch Elfenbein und Gewehre, Töpfe, Pfannen und Hacken. Die Leiche wurde auf eine Anzahl lebender Sklaven gelegt. Wenn einer der Sklaven niesen mußte, so wurde er am Leben gelassen.

Bei jedem Todesfall werden alle Feuer in den Häusern ausgelöscht; dann wird im Hause des Toten neues Feuer angemacht und von Hütte zu Hütte gebracht. Alle, die im Hause versammelt sind, dürfen nur Speisen essen, die in demselben bereitet wurden. Nach Ablauf eines Monats wird zum erstenmal Bier gebraut, wobei gesungen und getanzt wird und die Verwandten rasiert werden. Ein Topf Bier wird bei dieser Gelegenheit an den Kopf des Grabes gelegt. Nach sechs Monaten wird wieder Bier bereitet und eine ähnliche Festlichkeit gehalten und damit schwindet der Verstorbene aus der Erinnerung. Den Häuptlingen wird aber manchmal viele Jahre hindurch jährlich einmal Bier auf das Grab gebracht. Ein Mann darf erst sechs Monate nach dem Tode der Frau wieder heiraten[1].

5. Die Morave (Maravi) am Sambesi.

Wir haben schon früher bemerkt, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts fast das ganze Stromgebiet des Sambesi das große Königreich Monomotapa bildete. Das Reich teilte sich später in vier Reiche, und seit dieser Zeit herrschten unter den einzelnen Stämmen häufige Kriege und Zwistigkeiten.

Die Völker auf dem linken Ufer des Sambesi waren dem Herrscher von Monomotapa tributpflichtig. Sie zerfallen in mehrere Stämme: die Morave, die Muzimba, die Utonga, die Uachana usw., doch sind dieselben in Bezug auf Sitten und Gebräuche einander sehr ähnlich; kennt man einmal die Sitten eines Stammes, so läßt sich daraus leicht auf jene der übrigen schließen. Wir wollen hier auf Grund der Berichte des P. Stephan Czimmermann S. J.[2], der mehrere Jahre als Missionär am Sambesi wirkte, die Gebräuche der Morave darlegen.

Der mächtige Negerstamm der Morave, dessen Gebiet sich früher bis zum Njassa erstreckte, wohnt auf dem linken Sambesiufer. Wie alle übrigen Stämme steht er unter einem eigenen Häuptling, Unde, dem noch ein Rat zur Seite gegeben ist. Jede Gemeinde hat außerdem einen eigenen Vorsteher, Fumbo,

---

[1] The Journal of the Royal Anthropological Institute XLI (1910) 315—316.
[2] Katholische Missionen 1887, 49 ff.

welcher dem Bezirksvorsteher, „Mambo", untersteht. Über alle gebietet als absoluter Herr der Unde.

Die Waffen der Morave sind Bogen, Lanze, Pfeile und Messer. Die Kleidung besteht aus Tierfellen oder faseriger Baumrinde; andere Stoffe sind ebenso gesucht bei ihnen, aber nicht so leicht zu beschaffen. In Wohnung und Nahrung sind sie sehr einfach. Gekochter Reis bildet gewöhnlich die einzige Mahlzeit vor Einbruch der Nacht. Einige Abwechslung bringen kleine, in Asche gebackene Brötchen. Zu ihrer Bereitung machen die Neger einen Teig aus zerstoßenem Reis oder aus andern Früchten. Außerdem gibt es noch rohe oder gekochte Kräuter, Fische und Wild, je nach dem Ertrag der Jagd oder des Fischfangs. Zur Erntezeit bereiten sie das berauschende Bier Badua oder Pombe, dem alle tüchtig zusprechen.

Die Wohnungen der Morave sind rund und gleichen in etwa den Windmühlen in Ungarn, sind aber bedeutend kleiner. Beim Baue befestigen die Neger in einem Kreise Pfähle im Boden; mit Bast verbundenes Schilf bildet das Dach. Jede Hütte hat an zwei gegenüberliegenden Seiten eine Türe, damit man im Fall einer feindlichen Überrumpelung entfliehen könne. In der Mitte der Hütte befindet sich eine Erderhöhung, die als Herd dient und auf welcher beständig ein Feuer unterhalten wird, das man nur ausnahmsweise ausgehen läßt. Eine Schilfmatte auf dem Boden dient als Tisch, Stuhl und Bett zugleich. — Zum Bau seiner Hütte braucht der Neger nur drei bis vier Tage. Das ist auch ein Grund, warum er so leicht von einem Ort nach dem andern wandert.

Die Eheschließung findet in folgender Weise statt. Hat der junge Mann den Entschluß zur Heirat gefaßt, so sucht er eine günstige Gelegenheit, um seinen zukünftigen Schwiegervater zu sprechen. Beide vereinbaren den Preis der Braut, der nach Ort und Personenverhältnis verschieden ist. Bei Wohlhabenderen besteht er in acht bis zehn Rindern, bei Ärmeren in Mais, Reis, Baumwolle, Muscheln usw. Zuweilen geschieht es sogar, daß der zahlungsunfähige Bräutigam seine Braut auf Kredit erhält. In diesem Fall kann er allerdings der Frau nur teilweise befehlen, da diese erst in seinen vollen Besitz übergeht, wenn die ganze Kaufsumme erlegt ist. Sind der Schwiegervater und der Bräutigam über den Kaufpreis einig, so wird der Tag der Übernahme der Braut bestimmt. Im Hause des Brautvaters wird ein großes Festessen bereitet, und die Neger tun sich an Ziegen- und Hühnerfleisch, an Reis und Pombe gütlich. Jetzt ist der Mann unumschränkter Herr seines Weibes, so daß er es sogar verkaufen kann, nur mit der Einschränkung, daß der Schwiegervater das erste Recht zum Rückkauf seiner Tochter hat.

Der Mann ist vollständiger Herr seiner Familie, aber als solcher auch haft- und strafbar für jedes Vergehen seiner Angehörigen. Begeht der Sohn ein Verbrechen, so wird nicht er, sondern der Vater zur Verantwortung gezogen, wofür dieser hinwiederum seine Angehörigen verkaufen, ja selbst straflos töten kann.

Die Vielweiberei ist nicht bloß erlaubt, sondern steht in Ansehen. Je nach der Zahl der Weiber, die er sich kaufen kann, gilt der Mann als reich und angesehen. Mit der Menge der Weiber bessert sich auch die Lage des

Mannes, indem den Frauen fast allein die ganze Arbeit und die Sorge für den Unterhalt der Familie obliegt. Die einzige Beschäftigung des Mannes ist der Bau der Hütte, Verfertigung der Waffen, Jagd und Fischfang. Da das Weib gekauft werden muß, begnügen sich die ärmeren Neger fast alle mit einem Weibe.

Bei der Geburt eines Morave finden keine besondern Feierlichkeiten statt. Das Kind erhält gewöhnlich den Namen von jenem Gegenstande, auf den die Mutter nach des Kindes Geburt zuerst den Blick richtet. Viel Sorge beanspruchen die Kinder nicht. Ihre Wiege ist der Boden. Kurze Zeit nach ihrer Geburt zeigen die Kinder ein äußerst gewecktes Aussehen, das sich in den Jahren der Kindheit immer mehr steigert und den Kleinen bald eine gewisse Selbständigkeit im Handeln verleiht. Im zehnten bis zwölften Jahre jedoch kommt die geistige Entwicklung der Neger ins Stocken. Das intelligente Aussehen macht allmählich einer gewissen geistigen Trägheit Platz, die sich im Denken und Handeln kundgibt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Schwarzen begriffsarm und langsam im Auffassen. Sehr leicht vergessen sie, was man ihnen sagt, und es bedarf vieler Ermahnungen, bis man sie zu einer Handlung bestimmen kann. Ihr ganzes Leben lang bleiben sie sozusagen Kinder, welche sich um Vergangenheit und Zukunft wenig kümmern und nur an die Gegenwart denken.

Beim Tode eines Negers versammeln sich Verwandte und Freunde des Verstorbenen in dessen Hütte zu Trauergesang und Trauermusik. Bis der Leichnam bestattet ist, ertönt in einem fort der dumpfe Ton der großen Trommel. Der Tote wird entweder in einem Winkel der eigenen Hütte oder auf einem gemeinsamen Begräbnisplatz beigesetzt. Die Begräbnisfeierlichkeit ist folgende. Die Frau des Verstorbenen oder dessen nächste Verwandte bereitet am Tage des Begräbnisses viele Speisen und viel Pombe. Darauf werden Waffen und alles, dessen sich der Verstorbene mit Vorliebe bediente, zusammengebracht, mit der Leiche in einen geflochtenen Rohrsarg gelegt, welchen man in die Erde versenkt. Am achten Tage nach der Beerdigung werden abermals Speise und Trank auf das Grab gestellt, damit sich die Seele des Toten daran labe. Die Trauer um einen Verstorbenen dauert oft monatelang. Während dieser Zeit muß die Frau täglich ein eintöniges Klagelied singen und zum Zeichen der Trauer ein weißes Band um die Stirne tragen.

Stirbt ein Häuptling, so trauern alle Untertanen gleichmäßig. Von allen Seiten hört man das klagende Tamtam der Trommeln. Da ein Häuptling oft erst lang nach dem Tode begraben wird, ist die Leiche zur Zeit des Begräbnisses so vollständig verwest, daß nur noch die Gebeine übrig sind. Vom Tode des alten bis zur Wahl des neuen Häuptlings, welche erst nach der Beerdigung des Verstorbenen vorgenommen wird, fehlt jede Regierung. In gänzlicher Zügellosigkeit stehlen und morden dann die Neger, ohne Furcht vor Verantwortung und Strafe. Zur Zeit einer solchen Zwischenherrschaft ist es für fremde Kaufleute und Reisende sehr gefährlich, sich auf das Gebiet eines Stammes zu wagen, da sie gewöhnlich ihrer Habe beraubt und mißhandelt werden.

Die Greise stehen bei den Morave in hoher Achtung, doch nicht sowohl wegen der Ehrfurcht, die man ihnen zollt, als vielmehr aus abergläubischer

Furcht, sie seien Zauberer. Denn der Neger ist überzeugt, ohne Zauberei bringe man es nicht zu einem hohen Alter.

Die Religion dieser Schwarzen ist höchst unvollkommen und abergläubisch. Sie kennen zwar ein höchstes Wesen, Murungu, kümmern sich aber nicht im geringsten um dasselbe. Götzenbilder oder Tempel für gemeinsame Gebete haben sie nicht. Sonne, Mond und Sterne halten die Neger in hohen Ehren, da sie dieselben als Ausfluß der Gottheit betrachten. Wie die Neger überhaupt, so haben auch die Morave ihre bestimmten Zauberer (chissumpe), die mit den Muzimo, d. h. mit den Seelen der Verstorbenen, in enger und fortwährender Verbindung und Unterredung stehen.

Ganz eigentümliche Vorstellungen haben diese Neger über den Ursprung des Menschengeschlechts. Sie glauben, Gott habe alle Menschen schwarz erschaffen. Anfangs saßen alle im Mittelpunkt der Erde; als sie sich jedoch teilten, mußten alle durch einen großen Fluß waten, um sich reinzuwaschen, bevor sie an ihren neuen Bestimmungsort gelangten. Zum Unglück waren nun die Voreltern der Neger dem Schlafe sehr ergeben, eilten daher nicht sogleich an den Fluß, sondern schliefen ruhig weiter. Als sie erwachten, sahen sie, daß sich alle übrigen schon jenseits des Flusses befanden und von dem Wasser rein und weiß waren. Nun eilten sie ebenfalls zum Strom, sahen jedoch zu ihrem Schrecken, daß sein Bett ausgetrocknet war und kaum noch einige Wasserpfützen enthielt. In ihrer großen Eile stolperten sie und fielen in die Lachen, wobei ihnen Hände und Fußsohlen benetzt und dadurch etwas heller gefärbt wurden. Wir sind einer gleichen Sage schon oben am Tanganika begegnet.

6. Die Neger am Untersambesi.

Dem Brief eines Jesuitenmissionärs entnehmen wir folgende Angaben über die Neger bei Boroma am Untersambesi [1]. Die Neger hier sind keine Atheisten; sie glauben an ein höchstes Wesen, aber erweisen ihm keinen Kult. Gott überließ, wie sie meinen, die Weltregierung und die Leitung der Menschen untergeordneten Wesen; besonders die verstorbenen Häuptlinge besitzen alle Gewalt. Da sie nicht selbst unmittelbar mit den Geistern verkehren können, nehmen die Neger als Vermittler die Zauberer zu Hilfe, denen sie höhere Kräfte zuschreiben und die deshalb sehr geachtet, aber auch sehr gefürchtet sind.

Es gibt acht Klassen von Zauberern, die mit den Geistern in Verbindung stehen. Ist jemand krank, so läßt man den Nhabezi (Zauberdoktor) kommen, der unter allerhand Zeremonien zuerst den guten Geist über die Natur der Krankheiten und über die anzuwendenden Heilmittel befragt. Die Kranken haben das größte Vertrauen auf diesen Doktor. — Ist etwas gestohlen worden oder verloren gegangen, so wendet man sich an eine andere Klasse von Zauberern, und einer von diesen gibt, natürlich immer mit Hilfe der Geister, die Person an, bei der man die gesuchte Sache finden werde; der Angeklagte wird das Opfer dieses Urteils und der Volksmeinung.

---

[1] Missions catholiques 1893, 266.

Handelt es sich um ein Verbrechen, so wird der Angeklagte zum Zauberer geführt, der ihm in Gegenwart des Häuptlings und der beteiligten Parteien den Reinigungstrank, den sog. Muaoi (Muawi), gibt. Dieser Trank soll die Schuld oder Unschuld des Angeklagten dartun. Der Zauberer bereitet diesen Trank selbst aus der giftigen Rinde eines Baumes und überreicht ihn auch selbst dem Angeklagten, der dreimal davon trinken muß und je nach den Wirkungen des Trankes für schuldig oder unschuldig erklärt wird.

Der geachtetste von allen Zauberern ist der Regenmacher (Mura). In jedem Dorfe findet sich ein solcher Mura, der fast unbegrenztes Vertrauen findet; denn da er mit den Geistern der andern Welt in Verbindung steht, hat er sehr große übernatürliche Macht, namentlich die Macht, Regen hervorzubringen. Jedes Jahr, wenn die betreffende Zeit gekommen ist, eilt der Oberhäuptling in Begleitung der Unterhäuptlinge zum Mura, um ihn um Rat zu fragen; und bald darauf schreiten sie in Prozession zu einem Ort, welcher der Seele eines großen verstorbenen Häuptlings geweiht ist. Dort werden verschiedene heidnische Zeremonien vorgenommen und Tänze veranstaltet. Diese Zeremonien dauern mehrere Tage oder, genauer gesprochen, mehrere Nächte — denn derartige Versammlungen werden fast immer in der Nacht abgehalten, und während dieser ganzen Zeit erwarten die Schwarzen die Wirkung der Gebete des Mura. Kommt der gewünschte Regen nicht, so sagt ihnen der Zauberer, die Geister seien mit ihnen unzufrieden, und niemand wagt zu widersprechen.

Der Mura von Boroma behauptet, er habe zwei Geister in seinem Innern, den eines Löwen und den eines Tigers. In den Versammlungen ahmt er zuweilen das Gebrüll dieser Tiere nach; und damit ihn die Geister nicht verlassen, schneidet er sich nie die Haare und trinkt nie Alkohol.

Sehr ergeben sind die Neger von Boroma dem abergläubischen Kult der Toten, der aber doch ihre feste Überzeugung vom Fortleben der Seele nach dem Tode beweist. „Unsere Wilden", schreibt der schon genannte Missionär, „teilen gern alle ihre Güter und selbst den letzten Bissen mit den Seelen der Verstorbenen, um sich dieselben günstig zu stimmen. Dieses ist der Grund, warum man in den verborgensten Winkeln der Wälder oder im Dickicht und andern zum Begräbnis erwählten Stellen mit Bier, Fleisch und andern Speisen gefüllte Töpfe sieht, welche die Eingebornen auf die Gräber ihrer Toten legten. Die einfältigen Leute glauben, daß die Verstorbenen sich daran gütlich tun, obwohl nur die hungrigen Hyänen Nutzen davon haben. Sie sind so von den Zauberern beherrscht, daß sie nichts ohne ihren Rat zu unternehmen wagen; und auch die, welche imstande sind, ihre Betrügereien zu erkennen, wagen nicht, ihnen entgegenzutreten, aus Furcht vor den Übeln, mit denen sie die Zauberer bedrohen. Das bildet ein Haupthindernis der Bekehrung."

Ein anderes Hindernis ist die Vielweiberei. Jeder Stammeshäuptling hat nach dem Brauch drei Matsana (legitime Frauen), außerdem noch andere, manchmal 30 und noch weit mehr. Sie bilden seinen Reichtum, und nur schwer und selten aufrichtig trennt er sich von ihnen. Leichter bekehren sich aber die Frauen; denn die Frauen der Häuptlinge mißhandeln sich oft gegenseitig, und die schwächeren müssen ihr Heil in der Flucht suchen. Viele von diesen Unglücklichen wurden von den Ordensschwestern in ihren Asylen aufgenommen.

Daselbst fanden auch Waisenkinder Unterkunft, d. h. Kinder, die aus der Sklaverei gekauft wurden. Denn eigentliche Waisen findet man hier nicht. Stirbt nämlich ein Neger, so bemächtigen sich die Nachbarn seiner Kinder wie einer Beute und gebrauchen sie zur Arbeit oder verkaufen sie [1].

7. Die Matabele.

Die Matabele sind ein Kaffernstamm, der am Anfang des 19. Jahrhunderts aus Natal in sein heutiges Gebiet zwischen dem Limpopo und dem Sambesi eingewandert ist [2]. Der Gründer des jetzigen Reiches war der kluge und tapfere, aber blutdürstige Mosilikazi, der Gubuluwayo zur Hauptstadt seines Reiches erhob. Er starb im Jahr 1868 und ward in einer wilden Felsschlucht begraben; drei seiner Frauen und mehr als 300 Sklaven wurden auf seinem Grabe hingeopfert. Seither ist das Betreten der Schlucht unter Todesstrafe verboten. Sein Nachfolger war sein Sohn Lobengula, der seinen Regierungsantritt durch große Kriegstänze und Opfer feierte. Jeder Stamm hatte eine Anzahl Rinder gestellt, und der König in eigener Person bezeichnete die jedesmal zu schlachtenden Tiere. Zuerst kamen die schwarzen Rinder an die Reihe als ein den Manen des verstorbenen Königs bestimmter Tribut; es folgten die schwarz- und weißgefleckten Rinder als Opfer für Molimo, den großen Geist, die übrigen wurden zu verschiedenen Zwecken geopfert.

Unsere folgenden Schilderungen beziehen sich auf die Regierungszeit Lobengulas von 1870 bis in die achtziger Jahre, aus der wir eingehenden Nachrichten von den Missionären besitzen.

Lobengula ist ein Riese von über sechs Fuß Höhe, von herkulischer Kraft und stark beleibt — letzteres ein Merkmal höherer Würde, weshalb hierin vor allem auch Königinnen und Prinzessinnen sich hervorzutun bestrebt sind. Im Privatverkehr ist der König zugänglich, leutselig, gutherzig; leider ist sein Leitstern in Regierungsangelegenheiten die Zauberei. Europäern gestand er, daß er selbst auf die Zauberei nichts gebe, aber er könne ohne sie sein abergläubisches Volk, das in jedem Zufall einen Zauber erblicke, nicht regieren. „Wäre da nicht allemal der König zur Hand, den Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen, so wäre es um sein Ansehen und seine Autorität gar bald geschehen.“ Gilt es, einen wichtigen Beschluß zu fassen, so versammelt Lobengula seine Wahrsager oder „Regenmacher“ (Tschabatschaba), und die Befehle, die er dann erteilt, werden als ein Ergebnis höherer Eingebung angesehen und mit ängstlicher Pünktlichkeit befolgt. Stirbt ein Glied der königlichen Familie, so wird in der Regel gegen zahlreiche Personen der Verdacht der Behexung erhoben, und diese sind dann unwiderruflich des Todes. Im Jahre 1879 wurde ein Mann beschuldigt, seinen Nachbar behext zu haben; sofort entsandte der König einen Leibwächter, der zuerst den Angeklagten, dann dessen Frau und Kinder unversehens mordete. Die Leichen blieben als abschreckendes Beispiel unbestattet

[1] Missions catholiques 1893, 267.

[2] Vgl. Spillmann, Vom Kap zum Sambesi, Freiburg i. Br. 1882, 158. Daselbst wird die Gründung des heutigen Matabelereiches eingehend geschildert.

liegen zum Fraß der Schakale. Ein Missionär berichtet, ihm habe ein schon lange bei den Matabele ansässiger Europäer versichert, der König würde, im Fall seine Schwester stürbe, zum mindesten 100 Personen unter dem Vorwand, dieselben hätten die Verstorbene behext, zum Tode verurteilen[1].

Religion. Die Matabele wissen von einem großen Geist, Molimo; vor wichtigen Unternehmungen betet der König wohl auch zu den Seelen der Verstorbenen; im übrigen geht die Religion in Fetischismus und Zauberei auf. In einer Berghöhle soll sich ein puppenartig ausstaffierter Flaschenkürbis befinden, der als Gottessohn verehrt wird[2]. Über alle Sambesistämme zwischen dem 10.° und 24.° südl. Br. und vom 15.° östl. L. von Paris bis zum Indischen Ozean mit Ausschluß von Mozambique und Sofala — und zu diesen Stämmen gehören die Matabele, die Maschona, die Betschuanen, die Batonga usw. — schreibt der Missionär Croonenberghs[3]: „Alle alten Leute bekennen, wenn man sie fragt, daß es einen einzigen Gott gebe, den sie Umlimo, Piqo usw. nennen. Aus den Attributen Gottes machen sie die guten und bösen Geister; woraus sich ein weites Feld für Zauberei und Wahrsagerei ergibt." Der König selbst gilt als der oberste Priester und als eine Art Halbgott.

In einem andern Briefe sagt derselbe Missionär von den Matabele: „Sie haben zwar eine dunkle, verschwommene Idee von einem höchsten Wesen, zollen aber diesem Gott keine Verehrung, noch richten sie an ihn irgend eine Bitte; in ihrem Religionssystem spielen vorzüglich die Geister eine große Rolle. Die beiden Feste zu Ehren des Geistes Lobengulas, seines Vaters Mosilikazi und seines Großvaters Matscheban, dann einige abergläubische Zeremonien mit viel Zauberei und Taschenspielerei, das ist die ganze Religion dieser armen Heiden."[4]

Die Matabele sind ein kriegerisch gesinntes Volk. Nur den älteren Kriegern wird erlaubt, zu heiraten; sie hören dann auf, Soldaten zu sein, und werden Männer. Alle Kinder genießen bis zum zwölften Jahre nur Milch. Vom zwölften Jahre an darf niemand mehr Milch, Käse oder etwas daraus Bereitetes verkosten, da das die Nahrung der Kinder ist. Die Friedenszeit verbringen die Männer mit Nichtstun. Rauchend und trinkend sieht man sie in den Hütten des Königs und der Indunas (Unterhäuptlinge oder Adelige) gekauert. Vielweiberei ist landesüblich; ein Vornehmer hält sich so viele Weiber, als er zu unterhalten vermag. Hauptarbeit der Frauen ist die Beschaffung des Brotes und Bieres. Das Kaffernbier (tyawala) ist eine dicke Flüssigkeit aus gegorenem Mais, zugleich nahrhaft und kühlend, im Geschmacke dem Most ähnelnd.

Von Privateigentum kann bei den Matabele kaum die Rede sein. Der König ist der oberste, allgemeine Besitzer von Land und Habe. Letztere besteht vornehmlich in Vieh, das sich in drei Klassen sondern läßt: 1. Vieh, das unmittelbar dem König gehört; dasselbe ist auf verschiedene Bezirke verteilt und wird von Dienern des Königs besorgt. 2. Staatsvieh, das zum

---

[1] Spillmann, Vom Kap zum Sambesi 182. [2] Ebd. 164.
[3] Missions catholiques 1882, 452. [4] Spillmann a. a. O. 230—231.

Unterhalt der Armee im Felde und zum Bedarf der Volksfeste dient; es wird auf Befehl des Königs geschlachtet, der selber die Verteilung des Fleisches an das Volk leitet; desgleichen haben bei solchen Anlässen die einzelnen Distrikte eine bestimmte Quantität Bier zu beschaffen. 3. Vieh, welches Privatleuten zum Gebrauche dient; außer den Indunas gibt es indessen kaum einige reiche Leute; der Reiche schwebt in beständiger Gefahr, von Neidern der Zauberei bezichtigt zu werden und so Reichtum und Leben zugleich zu verlieren.

Für diese wie für andere Vergehen kennt das Gesetz, d. h. der König, nur eine Strafe: den Tod. Ein Matabele hatte einem Missionär in der Dunkelheit den Hut vom Kopfe gestohlen. „Ei", meinte der König, „warum hat der weiße Mann nicht seine Flinte genommen und den Schurken über den Haufen geschossen? Der Kaffer war ein Wolf und verdiente den Tod." [1]

Die Matabele sind den Fremden gegenüber zudringliche Bettler. Kaum erscheint irgendwo ein Reisender, so umringen ihn sofort Männer, Weiber und Kinder mit dem Rufe: tusa = schenke mir etwas. Auch Indunas und Königsgattinnen nehmen keinen Anstand, die Besucher um Geschenke von Tuch, Glasperlen u. dgl. anzugehen. Oft drängen sie sich auch an die Fremden, um etwas zu verkaufen: tengela = kaufe mir etwas ab. Der Preis der Landesprodukte war um die Zeit, von der wir schreiben, sehr niedrig. Die Missionäre erstanden z. B. 20 Pfund Reis um zwei Taschentücher im Werte von je 1 Mark, einen Mastochsen um 80 Mark. Die Goldfelder von Tati hat Lobengula für jährlich 400 Mark an die Engländer verpachtet. Elfenbeinhandel und Handel mit Straußenfedern hatten stark abgenommen, weshalb sich Lobengula mit dem Gedanken trug, die Straußen- und Elefantenjagd zu beschränken, um diese wertvollen Tiere seinem Lande zu erhalten.

Politisch ist das Reich in vier Bezirke geteilt, an deren Spitze zu Kriegszeiten ein General tritt. Generalissimus ist selbstverständlich jederzeit der König. Jeder Bezirk hat eine Anzahl durch erbliche Indunas verwaltete Distrikte [2].

Die englischen protestantischen Missionäre standen schon seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den Matabele in Verbindung, erzielten aber fast gar keine Erfolge. Als daher die katholischen Missionäre im Jahre 1879 um die Erlaubnis baten, sich in seinem Reiche niederzulassen, antwortete ihnen Lobengula, er habe Überfluß an Abafundisi, d. h. Lehrern und Missionären, und sie hätten nichts getan. „Die Kinder wollen nicht lernen, und die Erwachsenen sind zufrieden mit dem, was sie wissen." Während die Missionäre noch beim König waren, kamen drei Männer, in schmutzige Decken gehüllt, in die Hütte und nahmen am Eingang Platz. Es waren Zauberer und Wahrsager. Alsbald begannen dieselben ein geheimnisvolles Arbeiten unter ihren Decken. Nach langem Vorbereiten und wiederholten Zauberformeln kam ein Kürbis als Puppe verkleidet zum Vorschein. „Dieses", sagten die Zauberer, „ist der Sohn Gottes, der zu den Menschen redet." Dabei blinzelten die Zauberer einander unablässig zu und taten sehr geheimnisvoll. Hierauf stellte einer von ihnen an die Puppe die Frage: „Du bist in Gegenwart des Königs Lobengula; sag an, ist sein Herz rein?" Im gleichen Augenblick preßte er

[1] Ebd. 165. [2] Ebd. 166.

den Finger auf die Puppe, und man vernahm das Zischen eines Instrumentes, welches sofort als bejahende Antwort auf die Frage ausgelegt wurde. Die Missionäre brachen unwillkürlich in helles Gelächter aus und ihr Dolmetscher sagte zum König: „Wie ist es doch möglich, daß du an einen solchen Betrug glauben kannst! Wenn du willst, so will ich dir das Instrument zeigen, das in der Puppe steckt.“ Obwohl der König über die ganze Sache lachte, wollte er doch nicht, daß man den Betrug entlarve. Die Zauberer bemerkten die Ungläubigkeit der Missionäre und baten bald um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen[1].

Während die Missionäre auf die Erlaubnis des Königs warteten, arbeiteten die Matabele an den Vorbereitungen für die Hochzeit, welche seine Frauen um die Tochter Umsilas vermehren sollte. Während 14 Tagen kamen beinahe alle Untertanen aus allen Teilen des Landes, um den König zu beglückwünschen und ihm Geschenke zu Füßen zu legen. Nach Ablauf dieser Zeit und nach eingetretenem Neumonde brach der König mit der Königin zu Wagen und von der ganzen Menge begleitet nach seiner Hauptstadt Gubuluwayo auf. Von da aus begaben sich der König und die Königin zu einer dem Volke verborgenen Stunde nach einem nahegelegenen Felsen. Dort ist eine Grotte, in welcher sich ein Götzenbild befindet. Die Zauberer dringen in die Grotte ein, rufen Morimo, den großen Geist, an, sprechen einige Zauberformeln, kehren dann zurück zum König und erklären ihm, daß die Ehe geschlossen sei. Darauf kehrt alles heim[2].

Oft klagen die Missionäre über den Hang der Matabele zum Stehlen. „Zwar verfällt jeder, der eines Diebstahls überführt wird, unerbittlich dem Tode; dessenungeachtet fürchtet sich kaum jemand ernstlich vor dieser Strafe, weil jeder sich schmeichelt, er werde zu entrinnen wissen. Und in der Tat versteht sich der Kaffer so gut aufs Laufen, daß er sich darin mit den besten Pferden messen kann.

Der Laienbruder Hedley erregte mit seiner Nähmaschine das höchste Staunen des Königs. Er mußte in seiner Gegenwart ihm Pulversäcke machen. Kaum war die erste Naht fertig, so wollte er sie sehen. „O wie schön“, rief er, „und wie schnell!“ Alsbald rief er die angesehenste seiner Frauen, um das Wunderwerk mitanzusehen. Diese kauerte vor die Maschine hin und lachte, solange der Bruder am Nähen war, aus vollem Halse. „Welch wunderbare Werke“, sagte voll Staunen der König, „bringen die Engländer zu stande, und doch müssen sie sterben wie wir!“

Die Leute sind gelehrig und arbeiten ziemlich gern. Für eine Wolldecke, die etwa 10 Mark kostete, arbeitet ein Mann drei Monate, für ein Gewehr ein Jahr, wenn er es nicht vorzieht, vorher sich mit dem Gewehr aus dem Staub zu machen. Geld kennen die Leute nicht, aller Handel ist Tauschhandel.

Ein besonders großes Fest feiern die Matabele beim Sommervollmond, d. h. beim ersten Vollmond nach dem Sommersolstitium. Der Missionär Croonenberghs, der demselben beiwohnte und die Hauptszenen auf Wunsch Lobengulas zeichnete, hat dasselbe ausführlich beschrieben[3]. Während dieses

---

[1] Spillmann, Vom Kap zum Sambesi 178.
[2] Missions catholiques 1882, 187—188. [3] Spillmann a. a. O. 219 ff.

Festes werden auch Opfer dargebracht. Die Erstlingsfrüchte werden von Sklaven herbeigeschafft, gereinigt und dem König überreicht, der sie mit einer dreifachen Besprengung weiht. Es wurden auch Lieder gesungen zu den Geistern Matschebans, des Großvaters, und Mosilikazis, des Vaters Lobengulas, und zu Lobengula selbst, dem Fürsten des Friedens, dem Herrn des Krieges, dem König der Könige.

Zur Zeit dieses großen Festes kamen viele Matabele zum Missionär und baten um Arzneimittel gegen verschiedene Leiden. Darunter befand sich ein Greis von ehrfurchtgebietender, hoher Statur namens Mafua, der an einer schmerzlichen Augenentzündung litt. Der Missionär gab ihm eine kühlende Tinktur, und schon nach wenigen Stunden war die Entzündung beseitigt. Mafua ist ein Induna, der Häuptling eines entfernten Dorfes. Als Preis für die Hilfe bot er dem Missionär eine prachtvolle Straußenfeder an. Dieser nahm sie aber nicht an und erklärte ihm, wir erwarten nicht von Menschen, sondern vom König des Himmels, vom „Enkosi Pesul", unsern Lohn, der uns für jedes Glas Wasser, das wir aus Liebe zu ihm unsern Mitmenschen reichen, einst belohnen wird. Diese Worte ergriffen den Alten. „Lehrer", sagte er zum Missionär, „komme zu meinem Volk! Du wirst bei uns gut aufgehoben sein. Ich habe Reis, Mais und alle Früchte, die dem Menschen munden. Wir geben dir großhörnige Böcke und fettschwänzige Schafe." Der Missionär mußte leider den Häuptling auf die Zukunft vertrösten. „Aber", fügt er hinzu, „man sieht, daß den Matabele Dankbarkeit nicht fremd ist." [1]

Wir haben schon von dem Hang der Matabele zum Stehlen gesprochen. Der Missionär erzählt: „Nicht mit Unrecht entschuldigt aber Lobengula sein Volk mit dem keineswegs besseren Beispiel der Europäer. ‚Die Buren', sagte er, ‚sind verlogene Gesellen. Einer lieh sich von mir die Bespannung eines Ochsenwagens, um in die Kolonie heimzukehren; er versprach mir, mein Zugvieh zurückzusenden, behielt aber meine 18 Ochsen. Ein anderer versprach mir 100 Flaschen Champagner für zehn Elefantenzähne. . . . Der Bursche nahm die Zähne, aber von dem Champagner habe ich nichts mehr erfahren.' Dann fragte er P. Croonenberghs, ob auch die Missionäre lügen; als aber dieser mit Würde entgegnete, nicht um zu lügen, sondern um die Wahrheit zu verkünden seien die Missionäre so weit hergekommen, fügte er befriedigt bei: ‚Ja, ich glaube es, die Umfundis (Missionäre) sind nicht wie die Buren.'"

Wie Aberglaube und Grausamkeit Hand in Hand gehen, beweist folgender Zug, den derselbe Missionär erzählt. Njina, die Schwester Lobengulas, bewies sich den Weißen wohlwollend und war bei ihrem Bruder lange allmächtig. Aber seit der Vermählung Lobengulas mit Calindscha, der Tochter Umsilas, welche eigentliche Königin wurde, und deren Sohn der Thronfolger sein soll, sank ihr Stern. Sie wurde beschuldigt, mit Hilfe einiger Amasis durch Zauberei den König männlicher Erben berauben zu wollen. Das Urteil über diesen Hochverrat wurde vom König dem Familienrat vorgelegt. Njina leugnete die Tat und erklärte sich bereit, das Gottesurteil des Höhlengottes Makalaka zu bestehen. Makalaka soll in einer 12 Meilen von Gubuluwayo entfernten Höhle hausen.

[1] Ebd. 225.

Kein Mensch hat den Gott gesehen, aber derselbe hat Söhne und Töchter, seine Priester und Priesterinnen, die in der Nachbarschaft der Grotte wohnen. Vor kurzem wurden sonderbarerweise drei Söhne des Gottes, weil sie dem König Weizen stahlen, hingerichtet. Mitten in der Höhle des Gottes soll sich ein tiefer, dunkler Schacht befinden, aus dem manchmal Gedröhn aufsteigt wie ferne Donnerschläge. Zitternd legen die Gläubigen Fleisch, Weizen, Geflügel, Kuchen und andere Gaben an den Rand hin, um den Hunger des Gottes zu stillen und seine Huld zu erwerben. Dann tragen die Bittsteller in lauten Gebeten dem Gotte ihre Wünsche vor. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens hört man zwischen dem fernen Rollen des Donners unverständliche Laute und abgebrochene Worte, und die Amasis, die mit dem Donnermacher unter einer Decke stecken, legen den Gläubigen den Sinn des Orakels aus. In unserem Fall wurde Njina für schuldig befunden, und der König ließ seine eigene Schwester wegen Zauberei hängen [1].

Viele Züge beweisen die Grausamkeit Lobengulas. Seit dem tragischen Ende Njinas erlitten eine Witwe Mosilikazis und eine Anzahl Häuptlinge auf seinen Befehl die Todesstrafe. Er sucht alle von seinem Vater eingesetzten Indunas wegzuräumen und junge, ihm blind ergebene Männer an deren Stelle zu setzen. „So steht hier die Schreckensherrschaft in voller Blüte; Richter, Häscher, Beamte gibt es keine; der König ist alles und die ganze Nation die gehorsame Vollstreckerin seines allerhöchsten Willens. Übrigens wird nicht nur jede Opposition gegen die Gewalt und jedes politische Verbrechen mit dem Tode bestraft; auch alle Polizei- und Kriminalfälle sind der Gegenstand exemplarischer Strafen. Alles zittert unter der schrecklichen Hand des ‚Königs der Könige‘, des Enkos Amakos.“ [2]

Merkwürdigerweise war der erste Bekehrte des Missionärs bei den Matabele ein vom Aussatze befallener Hottentotte, der von ihm lange mit Liebe gepflegt wurde. Nach der Taufe fragte der Missionär den Bekehrten: „Wenn nun die Leute kommen und sich über dich lustig machen, was wirst du sagen?“ — „Herr, ich werde ihnen entgegnen, das gehe sie nichts an. Ich habe in dieser Welt nichts mehr zu hoffen. Ich muß an meine Seele denken, die ewig leben wird. Gehet also, werde ich sagen, und sorget auch für eure Seele.“ „Während ich ihn auf die Taufe vorbereitete, bemerkt der Missionär, hatte ich Gelegenheit, in ihm eine wahrhaft edle Seele zu finden, die wunderbar zur Annahme der christlichen Wahrheiten vorbereitet war, und mehr als einmal, wenn ich einen Einblick in sein Herz tun konnte, brach ich in die Worte des Erlösers aus: Wahrlich, einen solchen Glauben habe ich nicht gefunden in Israel.“ [3]

Wir geben noch die Schilderung des Begräbnisses von Umsilikazi, wie sie der Missionär P. Prestage S. J. aus dem Munde eines alten Matabele erhielt [4]. Es wurde ein Grab gemacht, das etwa so groß war wie eine Goldgrube. In diesem Grab wurden zuerst kostbare Häute ausgebreitet und dann der Leichnam darauf gelegt. Dieser war in eine Hülle gewickelt, die zuerst aus einer vollkommenen Ochsenhaut, dann aus einem Löwenfell und endlich aus

[1] Spillmann, Vom Kap zum Sambesi 226. [2] Ebd. 227.
[3] Ebd. 230. [4] The Zambesi Mission Record I 18.

einem Leopardenfell bestand. Zehn ganz schwarze Ochsenhäute, in denen die Gebeine eingewickelt gewesen waren, nachdem man das Fleisch entfernt hatte, wurden dann in das Grab gesenkt. Ein Eingeborner wurde getötet, um dem Umfilikazi als Koch im Jenseits zu dienen, und ein anderer, um ihm die Schnupftabaksdose zu tragen. Endlich wurden zwei von seinen Wagen zerbrochen und in das Grab gelegt. Darauf wurde das Grab mit Erde ausgefüllt und wurden massive Steine darauf gelegt.

Der gewalttätige und grausame Lobengula endete, wie es scheint, durch Selbstmord [1]. Heute anerkennt das Matabeleland die englische Oberhoheit und untersteht unmittelbar der britischen südafrikanischen Gesellschaft.

Zweites Kapitel.

Die Negerstämme südlich vom Limpopo mit Ausschluß der eigentlichen Kaffern.

1. Die Betschuanen.

Wenn man Afrika südlich vom Sambesi von Norden nach Süden in drei gleiche Zonen zerlegt, so bildet die mittlere Zone davon das Gebiet der weitverzweigten Betschuanenfamilie. Die östlichen Völkerschaften dieses Gebietes sind unter dem Namen Basuto bekannt; von ihnen wird im folgenden Abschnitte die Rede sein; die westlichen Völkerschaften sind die Betschuanen im engeren Sinn, die sich in folgende Hauptgruppen teilen: 1. die Batlapinen, deren Gebiet die Nordgrenze des Westgriqualandes bildet; 2. die Barolongo, die nördlichen Nachbarn der Batlapinen. Gehen wir in nördlicher Richtung voran, so begegnen uns der Reihe nach: 3. die Banquatse, 4. die Bakwena und endlich 5. die Bamangwato, deren Reich früher bis an den Sambesi reichte. Die gemeinsame Sprache der Betschuanen ist das Setschuana, doch gibt es viele Dialektunterschiede.

Heute haben sich die Betschuanen unter dem Einfluß europäischer Kultur vielfach verändert; wir zeichnen sie im folgenden nach den Schilderungen, welche Livinstone und andere Missionäre um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von ihnen entwerfen [2].

Im allgemeinen sind die Betschuanen ein aufgewecktes, meist gut gebautes Volk. Sie haben nicht ungefällige Züge. Ihre Tracht besteht der Hauptsache nach aus einem Mantel von Fellen, Karoß genannt, den sie in geschmackvoller Weise um die Schultern werfen; außerdem tragen die Männer einen Lendengürtel und die Frauen ein kurzes Röckchen oder einen Schurz, ebenfalls von Fellen gemacht. Den Kopf und den ganzen Körper salben sie mit Fett oder Butter ein. Manche vermischen das Fett mit rotem Ocker oder einer Art Puder aus glänzendem Glimmerschiefer. Als Waffen dienen den Männern ein Schild,

---

[1] Vgl. ebd. 93.

[2] Vgl. Livingstone, Neue Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Deutsch von H. Lotze, 2 Bde, Leipzig 1858; Hermann v. Barth, David Livingstone: Ostafrika vom Limpopo bis zum Somaliland, Leipzig 1876.

ein Bündel Assagaien und eine Art Keule zum Werfen. Die Waffen und die sonstigen Werkzeuge werden von einheimischen Schmieden ganz nett gearbeitet; die Eisenerze dazu werden in den gebirgigen Gegenden gefunden und in irdenen Tigeln geschmolzen.

Die verschiedenen Stämme wohnen in größeren und kleineren Dörfern beisammen; die Wohnungen sind runde, mit Schilf und Binsen gedeckte Hütten. Jedes Haus ist mit einem Zaun und das ganze Dorf (Kraal) mit einer dichten Hecke von dornigen Akazien umgeben. Die Kinder bauen sich um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer ist der Vater, denn Kinder werden als der größte Segen angesehen und stets mit vieler Liebe behandelt.

Gegen die Mitte eines solchen Kreises von Familienhütten ist die Kotla, ein Platz mit einer Feuerstelle, wo alles beisammen sitzt, arbeitend, essend und plaudernd. Ein Armer hält sich zur Kotla eines Reichen und wird von diesem wie sein Kind behandelt.

Rindvieh ist der Hauptbesitz und der Stolz der Betschuanen. Die Rinder werden von den Männern gewartet und gemolken; ein Weib darf nie den Fuß in die Viehhürde setzen. Außerdem beschäftigen sich die Männer, wenn nicht Krieg ist, mit der Jagd und der Zurichtung der Häute wilder Tiere, die ein beliebter Tausch- und Handelsartikel sind. Die Weiber bebauen die Felder und Gärten, in denen sie Hirse, Melonen, Kürbisse usw. ziehen. Sie müssen auch die Hütten bauen und für Brennstoffe sorgen.

Vielweiberei ist unter den Betschuanen erlaubt; doch bleibt es in den meisten Fällen bei einer Frau; nur die Häuptlinge umgeben sich mit einem Harem. Die Frauen werden gekauft; bei den Reicheren besteht der Preis einer Frau in einer größeren Zahl von Rindern. — Die Verfassung der Betschuanen ist zugleich monarchisch und patriarchalisch. Jeder Stamm hat seinen König oder Häuptling, der gewöhnlich in dem größten Dorfe wohnt. Die Häuptlingswürde ist erblich. Mit großem Wohlgefallen vernahmen sie von Livingstone, seine Landsleute hätten eine junge Frau zum Häuptling gemacht, um das königliche Blut zu erhalten. Zu einem Stamme gehören eine größere oder geringere Anzahl Dörfer, deren jedes seinen Vorsteher oder Unterhäuptling hat; diese bilden gewissermaßen den Adel der Nation und erkennen alle die Herrschaft des Oberhäuptlings an. Obwohl dieser eine große Macht hat und zuweilen despotisch regiert, unterliegt er doch einer Kontrolle von seiten der ältesten Unterhäuptlinge, und er muß es sich gefallen lassen, wenn sie ihm in öffentlichen Volksversammlungen oder Pitschos, in denen große Redefreiheit herrscht, ungeschminkt sagen, was sie an seiner Regierung zu tadeln finden. Solche Pitschos werden nur bei wichtigen Angelegenheiten berufen. Die Rede der Betschuanen, besonders der Häuptlinge, bei öffentlichen Angelegenheiten ist oft so mächtig und gewandt, daß sie den bestgeschulten Europäern Ehre machen würde.

Im allgemeinen sind sie in Bezug auf Dinge, die außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, beschränkt, doch verraten sie vielfach, besonders wo es sich um ihren Vorteil handelt, großen Scharfsinn. Sie verstehen sich vortrefflich auf Rinder-, Schaf- und Ziegenzucht, wissen genau, welches Weideland für jede dieser Tiergattungen das geeignetste ist, und wählen mit richtiger Vorsicht für

jede Getreideart den rechten Boden; sie sind sehr gewandt in Anwendung der Grundsätze, welche ihre politische Weisheit ausmachen.

Über die Religion der Betschuanen sagt der schon erwähnte H. v. Barth[1]: „Die ersten Missionäre behaupten, bei den Betschuanen keinen Begriff von einem höchsten Wesen, in ihrer Sprache kein Wort angetroffen zu haben, das auf eine Gottheit bezogen werden könnte." Das ist nicht richtig. Zu den ersten Missionären gehört gewiß David Livingstone, der viele Jahre bei den Betschuanen weilte. Hören wir nun, wie er sich über unsere Frage äußert[2]: „Selbst den gesunkensten dieser (Betschuanen-) Stämme braucht man nicht vom Dasein eines Gottes oder von einem künftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen ist. Alles, was nicht auf natürlichem Wege erklärt werden kann, schreibt man der Gottheit zu, wie Schöpfung, plötzlichen Tod usw. Wie wunderbar hat Gott das gemacht! ist eine sehr gewöhnliche Redensart; ebenso die folgende: ‚Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getötet.' Und wenn man von den Verstorbenen spricht (obwohl die physische Erscheinung des Toten den Ausdruck nicht rechtfertigen läßt), so sagen sie: ‚Er ist zu den Göttern gegangen', völlig identisch mit dem Ausdruck abiit ad plures."

„Wenn man die Verständigeren unter den Bakwena über ihre frühere Kenntnis von Gut und Bös, Gott und zukünftigem Leben fragte, so spöttelten sie darüber, daß sie nie eine hinreichend klare Vorstellung über diese Gegenstände gehabt haben sollen. Was ihre Ansicht von Recht und Unrecht betrifft, so gestehen sie, daß sie nichts, was wir Sünde nennen, jemals anders aufgefaßt hätten, das eine ausgenommen, daß es unrecht sei, mehrere Weiber zu haben; und sie versichern, daß sie jederzeit, noch ehe sie etwas von den Weißen wußten, den Regenmachern gegenüber dieselbe Ansicht von direktem Einfluß Gottes auf den Regen und von der Errettung in Zeiten der Gefahr gehabt hätten wie jetzt. Der Mangel aber an jeder Form eines öffentlichen Gottesdienstes oder an Götzenbildern oder herkömmlichen Gebeten oder Opfern macht, daß man die Kaffern und Betschuanen zu der gottlosesten aller Menschenrassen rechnet, die man je kennen gelernt hat. Obwohl sie aber alle eine genaue Kenntnis von einer Gottheit und einem künftigen Leben haben, zeigen sie doch so wenig Hochachtung davor und nehmen so wenig Bezug darauf, daß man sich nicht wundern darf, wenn einzelne sie in dieser Beziehung für völlig unwissend gehalten haben." Livingstone bemerkt auch ausdrücklich, daß die Bakwena, einer der gesunkensten Stämme der Betschuanen, einen Namen für die Gottheit haben[3]. Er gibt ihn leider nicht an. Wahrscheinlich ist es der Name Morimo wie bei andern Betschuanen.

---

[1] David Livingstone: Ostafrika vom Limpopo bis zum Somaliland 1875, 36.

[2] Missionsreisen und Forschungen in Südafrika I (1858) 192.

[3] Ebd. 193. Von den Kaffern bei Neuhalle (Transvaal) sagt der Missionär Kahl: „Es ist nicht unbekannt, daß die Kaffern gleich vielen andern Heidenvölkern neben dem einzigen, höchsten Modimo-Gott noch viele andere kleine Götter und Götterchen, ja auch Göttinnen haben und verehren" (vgl. Allgemeine Missionszeitschrift 1884, 529). Über den Setschuana-Ausdruck „Morimo" sagt E. S. Hartland (in der Encyclopedia of Religion and Ethics, Art. Bantu and S. Africa 264), „derselbe sei von den Missio-

Von der Religion der Betschuanen (Batswana) in Transvaal schreibt der Oblate P. Monguioux[1] im Jahre 1885: „Sie erkennen ein höchstes Wesen, das sie anrufen; übrigens ist es auch für sie, wie ehemals für die Athener, ein ‚unbekannter‘ Gott. Sie glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Wenn sie von ihren Verstorbenen reden, so sagen sie, dieselben seien verreist oder sie hätten den Wohnort verändert oder sie seien zu ihren Vätern gegangen; sie betrachten dieselben als ihre Hausgötter. Sie geben auch ihren Glauben an denjenigen zu erkennen, der kommen soll, indem sie bei der Bestattung die Leichen des Verstorbenen in ein viereckiges Grab legen mit dem Gesicht nach dem Orient gewendet, ‚damit‘, wie sie sagen, ‚wenn derjenige kommt, der kommen soll, sie sich nur zu erheben und die Augen aufzumachen brauchen, um ihn zu sehen‘. Wie die Juden haben die Betschuanen ihre unreinen Tiere, die sie nicht zu berühren wagen, sie halten mehrere jüdische Reinigungen, üben die Beschneidung.“ Mongouioux meint, die Betschuanen hätten ehedem Beziehungen zu den Israeliten gehabt.

Livingstone erzählt, daß er öfter mit den Zauberern und Regenmachern gesprochen und sie etwa so gefragt habe: „Glaubst du wirklich, daß du die Wolken regieren kannst? Ich meine, das stehe nur in der Macht Gottes.“ Die Antwort lautete: „Wir beide glauben eins und dasselbe. Gott ist es, der Regen schafft, aber ich bete zu ihm durch diese Arzneien, und wenn er kommt, ist es natürlich mein Regen.“ Es war Livingstone nicht möglich, den Regenmacher von der Nutzlosigkeit seiner Regenmedizin zu überzeugen[2].

Außer Gott scheinen sie auch noch an die Geister der Verstorbenen zu glauben und sie zu verehren. — Die Toten werden gewöhnlich begraben. Wenn der Tod herannaht, bedeckt man den Sterbenden und hält ihn in sitzender Stellung, die Knie am Kinn, bis das Leben erloschen ist. Dann wird das Grab gemacht, oft gleich in der Hütte des Verstorbenen. Die Leiche wird in sitzender Stellung, mit dem Gesicht nach Norden, hineingebracht und das Grab mit Erde aufgefüllt, welche zwei Männer festtreten. Ist der Hügel fertig, so streichen die Umstehenden mit den Händen die umherliegenden Erdreste auf demselben zusammen. Dann kommt ein großes Wassergefäß, Männer und Weiber waschen sich Hände und Füße und rufen dazu: „Pula! Pula!“ (Regen.) Eine alte Frau bringt die Waffen des Verstorbenen: Bogen, Pfeile usw.; die Anwesenden wenden sich zum Grabe und sagen: „Da sind alle deine Sachen.“ Schließlich werden diese Dinge wieder weggebracht, Gefäße mit Wasser über das Grab ausgeleert, und alles zieht sich unter dem Wehklagen der Weiber zurück.

Die Betschuanen üben auch die Beschneidung aus, aber, wie es scheint, lediglich als traditionelle sanitäre Maßregel. Sie wird an bereits erwachsenen

---

näre zur Bezeichnung Gottes verwendet worden zu einer Zeit, wo man die Ideen der Eingebornen noch nicht vollständig verstand“. Woher weiß Hartland, daß die ersten Missionäre wie Livingstone u a. die Ideen, welche die Eingebornen von Morimo hatten, noch nicht vollständig verstanden? Das ist nur eine willkürliche Voraussetzung zur Diskreditierung des Zeugnisses der Missionäre, welches nicht recht zu gewissen Theorien passen will.

[1] Vgl. Annales de la propagation de la foi LIX (1887) 98.

[2] Missionsreisen und Forschungen in Südafrika I 31 ff.

jungen Leuten vorgenommen und ist von einer feierlichen Mündigkeitserklärung begleitet. Die damit verbundenen Zeremonien hält man sehr geheim. Die alten Männer richten an die jungen bei dieser Gelegenheit verschiedene Fragen, z. B.: Wollt ihr den Häuptling gut bewachen? Wollt ihr das Vieh wohl hüten? u. dgl., und geben ihnen Rutenstreiche auf den bloßen Rücken. Erst nach dieser Zeremonie und nachdem sie ein Rhinozeros erlegt haben, dürfen die Jünglinge heiraten und an den Versammlungen der Männer teilnehmen. Bei dieser Feier zeigt sich dieselbe Achtung vor dem Alter, welche die Betschuanen auch bei andern Gelegenheiten an den Tag legen.

Auch für die Mädchen gibt es eine Feierlichkeit, durch die sie in die Klasse der Erwachsenen aufrücken. Sie kommen einige Zeit unter die Aufsicht alter Weiber, welche sie über die Pflichten des Weibes belehren, unter denen Gehorsam obenansteht. Als eine Probe läßt man sie ein Stück heißes Eisen tragen, um darzutun, daß ihre Hände zur Arbeit hart genug sind. Sie werden dann mit Fett eingesalbt, legen nun die Tracht der Frauen an und rechnen darauf, bald einen Mann zu bekommen.

Wie die meisten Neger haben auch die Betschuanen den Hang zum Stehlen; sie sagen zwar, sie raubten kein Vieh, außer im Kriege; aber ihre kleinen Kriege haben oft den Zweck, dem schwachen Nachbarstamme mit möglichst geringer Gefahr sein Vieh zu stehlen. Sie sind rachsüchtig; wird aber der Beleidigte durch ein Geschenk zufriedengestellt und gesteht der Gegner sein Unrecht ein, so erfolgt Versöhnung und anscheinend aufrichtige Herzlichkeit.

Grund und Boden scheint Eigentum des Stammes zu sein, jedenfalls nicht eigentliches Privateigentum. Livingstone[1] erzählt: Als wir zuerst uns unter ihnen niederließen, hatten wir ihnen ein kleines Stück, so viel als zu einem Garten hinreichte, abgekauft, obschon dies in einem Lande kaum notwendig war, wo der Gedanke, Land zu kaufen, ein ganz neuer war. Sie hatten erwartet, daß wir um Überlassung eines passenden Platzes nachsuchen und von demselben sodann sogleich Besitz ergreifen würden, wie es von jedem andern Mitgliede des Stammes geschieht. Allein wir erklärten ihnen, wir wollten jedem Anlaß zu zukünftigen Streitigkeiten vorbeugen, wenn das Land einmal im Werte gestiegen sei, oder wenn ein törichter Häuptling zur Regierung gelangt sein würde, der, wenn wir große oder kostbare Gebäude darauf errichtet hätten, etwa auf das Ganze Anspruch zu erheben versucht wäre. Diese Gründe wurden für stichhaltig angesehen. Wir bezahlten daher einen Wert von etwa 5 Pfund Sterling an Waren für ein Grundstück, und es ward ein Übereinkommen getroffen, daß ein ähnliches Grundstück jedem andern Missionär und an jedem andern Platze, wohin der Stamm übersiedeln möge, zugeteilt werde. Die einzelnen Bedingungen dieses Kaufes klangen den Ohren dieser Leute zwar seltsam, wurden aber trotzdem vom Stamme bereitwillig angenommen.

Wie der Missionär F. Frédoux[2] schreibt, verehrte seinerzeit jeder Stamm der Betschuanen einen besondern Gegenstand, von dem er seinen Namen entlehnte und der meistens ein Tier war (Totem?). Diese Art Verehrung wird in

---

[1] Ebd. I 25.

[2] Bulletin de la Société de Géographie (Paris), 4. Serie, XIV, Paris 1857, 376.

der Setschuanasprache mit dem Worte lina bezeichnet, was eigentlich so viel heißt als Tanzen. So sagt man buchstäblich, daß dieser oder jener Stammn diese oder jenen Gegenstand „tanze“. Zuweilen wird derselbe Gegenstand gleichzeitig von zwei oder mehreren Stämmen verehrt, aber in diesem Fall sind diese wahrscheinlich nur Zweige eines und desselben früheren Stammes. Die Bahurutsi verehren den Kap-Pavian, die Bakhatla den Khatla (eine andere Art Affen), die Bakhuena, die Basankelsi und die Basuto das Krokodil, die Bathlako, die Bakaa den Elefanten, die Bamaleti den Büffel, die Baralong den Hammer oder das Eisen. Daraus folgt aber nicht, daß die Baralong Schmiede sind, im Gegenteil, sie bearbeiten dieses Metall nicht und vielleicht zum Teil gerade deswegen, weil es ein Gegenstand ihrer Verehrung ist.

Unter den Stämmen herrscht eine Art Hierarchie des Vorrangs; die einen nehmen einen höheren Rang ein als die andern, was wahrscheinlich daher kommt, daß die einen ein älterer Zweig desselben Stammes sind.

2. Die Basuto.

Zu den Betschuanen im weiteren Sinn gehören, wie schon oben bemerkt wurde, die Basuto, die heute das Gebiet zwischen dem ehemaligen Oranjefreistaat und Natal bewohnen. Ihre Sitten und Anschauungen hat in interessanter Weise der Missionär P. Joh. Nep. Meyer[1] O. M. I. geschildert, der über zwanzig Jahre bei ihnen lebte.

Die Basuto glauben an ein höchstes Wesen, das Molimo, „der in der Höhe“, „der im Himmel“, heißt, während die abgöttisch verehrten Geister der Vorfahren Milimo genannt werden. Ein lange vor Ankunft der Christen im Lande geläufiger Ausdruck lautete: Molimo wa mpono — Gott sieht mich. Bei außerordentlichen Ereignissen, z. B. Himmelserscheinungen, Gewittern und sonstigen Dingen, die außer dem Bereich einer irdischen Macht liegen, ist der übliche Ausdruck: Molimo utenj! — Gott ist da oder Gott ist nahe. „Ich habe“, schreibt P. Meyer[2], „die Idee eines höchsten Wesens in vielen einheimischen Gebräuchen und Zeremonien gefunden, besonders in den beim Tode eines Menschen üblichen. Es ist merkwürdig, wie auch die Ursache des Todes in der Volkssage mit der Dazwischenkunft eines höheren Wesens erklärt wird.“ Die Basuto reden von Gott als dem Herrn: „Der Herr hat ihn getötet.“

„Ist ein Glied der Familie gestorben, so kann die Seele nicht nach hai = ‚nach Hause‘, ‚in die Heimat‘ gehen. Sie trägt noch den Erdgeruch an sich und wird an einem Orte zurückgehalten, der kalong heißt.“ „Um die Seele in ihre Heimat gelangen zu lassen, bringen die Verwandten dem Gotte Molimo ein Opfer dar. Diese Art Sühnopfer muß immer ein Lamm sein.“ „Der hai ist schließlich nichts anderes als der Himmel, in dem Molimo thront, der Ort der Ruhe und des Glückes.“[3]

---

[1] Zwanzig Jahre unter den Basuto-Kaffern. Erlebnisse eines Missionärs in Südafrika, in der Zeitschrift „Maria Immaculata“ (Mitteilungen der Oblatenmissionäre der Unbefleckten Jungfrau Maria, 2. Jahrg., Valkenburg, Holland, 1895, 303 ff).

[2] Ebd. 341.

[3] Ebd. Vgl. auch die Angaben des P. Porte in den Missions catholiques 1905, 155.

„Die Seelen, für welche das Sühnopfer nicht dargebracht wurde, können nicht ‚in die Heimat‘ kommen. Sie irren unstet umher, verüben Böses und werden Situtsela (Gespenster) genannt.“ „Die Seelen der großen Bösewichte können aber durch die dargebrachten Opfer nicht erlöst werden und kommen ohne weiteres in die unheimliche Gesellschaft der Situtsela.“[1]

Beginnt der Tod bei einer Familie anzuklopfen, so vereinigen sich sämtliche Nachbarn und singen ein Gebet, das ungefähr folgendermaßen lautet: „Gott, du neuer, bitte doch den alten Gott, daß er uns läßt schlafen“ (d. h. daß er uns im Frieden lasse). „Wer ist dieser alte Gott, an den sich der neue wendet, wenn nicht der höchste Herr der Schöpfung, der Verleiher des Lebens? Wir kennen noch alte Basuto, die zur Zeit, als die ersten Missionäre ins Land kamen, bereits erwachsene Männer waren. Diese Leute versicherten uns, daß Gott, Molimo, die Erde, den Himmel und alle Dinge, ja sogar die Milimo (kleine Geister, Geister der Ahnen) gemacht habe. Ich glaube also wohl behaupten zu dürfen, daß die Basuto an ein Höheres geglaubt haben. Die Gegengründe beruhen meist nur auf Verwechslung der Begriffe.“[2] „Alle die kleineren Schutzgötter der Häuser, der Dörfer, Herden usw. im Basutolande haben nur eine beschränkte Macht; sie erbitten nach der Meinung der Wilden die Wohltaten vom großen Gott, dem einzigen Molimo.“

„Ich übergehe die verschiedenen Waschungen, den geheimnisvollen Gebrauch des Feuers als Sühn- und Reinigungsopfer, die Beräucherungen, die mehr oder weniger bei allen Völkern der Erde zu finden sind und als schwache Überreste einer ehemals reineren Gottesverehrung unumstößliche Beweise für den einheitlichen Ursprung und Ausgangspunkt wie auch für den Sündenfall der Menschheit bieten.“ Es gibt besondere Anlässe, die den Basuto Enthaltung von knechtlicher Arbeit vorschreiben. So die Tage der großen Reinigungen. An der Beschneidung halten sie zäh fest; sie hat nach ihnen nicht den Charakter einer Gesundheitsmaßregel, sondern gilt ihnen als Zeremonie von religiöser Bedeutung. Sie bildet den Übergang vom Knaben- zum Mannesalter und wird gewöhnlich im 15. Lebensjahr vorgenommen. Vorher müssen die Jünglinge in der Versammlung schweigen und dürfen keine Waffen tragen. Eine Probezeit geht voraus; unter einem Zuchtmeister müssen sie abgesondert in einer Hütte (mopato = Geheimnis) leben. Dort werden sie in der Handhabung der Waffen geübt. Die Zuchtmeister sparen auch körperliche Züchtigungen nicht. „Um ihnen, wie sie sagen, die Laster auszutreiben, lassen sie häufig genug die Peitsche auf die nackten Glieder der armen Burschen sausen, indem sie rufen: ‚Bessert euch! Seid Männer! Gehorcht dem Häuptling! usw.‘“[3] Die Opfer dieser barbarischen Behandlung machen sich eine Ehre daraus, Gefühllosigkeit zu heucheln. „Sollte sich einer diesen Strengheiten entziehen wollen, so würde er nach den Gesetzen des Landes getötet werden.“ Weniger kräftige Kinder unterliegen zuweilen. Ihr Tod wird bis zum Abschluß der Prüfungszeit geheimgehalten. Dann begibt sich ein Bote zu den Eltern und zerbricht vor ihren Augen ein

---

[1] Zwanzig Jahre unter den Basuto-Kaffern 342. [2] Ebd. 343.
[3] Ebd. 305.

tönernes Gefäß. Das Wehegeschrei, welches diese nun anstimmen, zeigt zur Genüge, daß sie das Zeichen verstanden haben.

Ehe. Die Frau wird gekauft. Hat ein Bursche ein Mädchen gefunden, das er zur Frau haben möchte, so sucht er zuerst ihre Zustimmung zu erhalten. Hat sie zugestimmt, so muß er die Einwilligung seines Vaters erhalten, weil dieser das Vieh für die Braut seines Sohnes zu bezahlen hat. Der Vater unterhandelt nun mit dem Vater der Braut um den Preis. Dann wird ein Teil des Viehes gezahlt und die Braut heimgeführt. Solange aber der Mann den Kaufpreis für seine Frau noch nicht ganz bezahlt hat, gehören seine Kinder nicht ihm, sondern seinem Schwiegervater bzw. dessen Erben. Die Häuptlinge haben sehr viele Frauen, doch gilt eine, die ihm ebenbürtig ist, als Hauptfrau. Die Häuptlinge geben oft einem ihrer Diener eines ihrer Weiber zur Konkubine, die aber rechtlich des Häuptlings Weib bleibt. Selbstverständlich kann unter solchen Verhältnissen kaum ein eigentliches Familienleben bestehen. Bei den Basuto herrscht auch die Leviratsehe[1].

In Bezug auf Wohnungen und Dörfer stimmen die Basuto fast ganz mit den andern Betschuanen überein. Auch bei ihnen ist in der Mitte des Dorfes die Kotla (Kutla), wo die öffentlichen Beratungen abgehalten werden und die Gerichtssitzungen stattfinden. Die Kotla dient auch als Gasthaus zur Aufnahme der Fremden. „Den Weibern ist das Betreten dieses Raumes, ausgenommen, wenn sie ihren Männern bei oft tagelangen Sitzungen das Essen bringen, streng untersagt."[2] Hier im Basutoland sind die Leute, auch die Heiden, glücklicherweise ziemlich mäßig, nur bei besondern heidnischen Festen wird das Trinken bis zum völligen Berauschtsein fortgesetzt.

Die meisten Basuto führen ein Hirtenleben, Rinderherden sind der Nationalreichtum, und die Sorge für das Vieh ist die ehrenvollste Beschäftigung der Männer. Sie allein dürfen das Vieh hüten, zusammentreiben und melken. Den Frauen ist sogar das Betreten der Rinderpferche verboten. Gegen die Kühe ist der Basuto fast zärtlicher als gegen seine Kinder. Allerdings ist es der Mammon, den er in ihnen liebt.

Die Kuh bildet auch das vornehmste Opfer der Basuto. Bei der Geburt eines Knaben wird eine Kuh geschlachtet, um den Geistern der Ahnen für den neuen Sprößling zu danken. Auch beim Tode eines Angehörigen wird eine Kuh geopfert. Beim Sonnenaufgang vereinigen sich die Verwandten am Grabe des Verstorbenen, um seinen Geist anzurufen. Eine Kuh wird geschlachtet und mit ihrem Blute das Grab besprengt. Nun ist der Geist versöhnt und wird die Lebenden in Ruhe lassen. Hat ein Basuto einen schweren Traum gehabt, der ihn ängstigt, so wird einem verstorbenen Ahnen, der die Ruhe in der andern Welt noch nicht genießen kann, eine Kuh geopfert. Auch bei schweren Krankheitsfällen wird ein solches Opfer dargebracht.

Ein heidnischer Basuto fragte einen neu angekommenen Missionär, ob seine Eltern noch lebten, ob seine Großmutter noch am Leben sei. Als dieser es bejahte und sagte, er habe Eltern und Verwandte, und auch Pferde, Schweine

---

[1] Vgl. F. v. Hellwald, Naturgeschichte des Menschen II 80.
[2] Meyer, Zwanzig Jahre unter den Basuto-Kaffern 247.

und Schafe daheim verlassen, schien das dem Eingebornen sehr sonderbar. Er meinte, wenn der Missionär des Handels wegen gekommen wäre, so könnte er das begreifen, aber der Lehre wegen zu kommen, das schien ihm unbegreiflich[1].

Fragt der Mann seine Frauen, ob sie etwas haben, so antworten sie fast regelmäßig mit Nein, „um ihren unbedingten Gehorsam desto besser zeigen zu können, wenn sie trotz der vorgeschützten Unmöglichkeit das Verlangte dennoch bringen"[2].

Nach den Berichten älterer Reisenden sollen die Basuto früher dem Kannibalismus ergeben gewesen sein, doch ist derselbe längst verschwunden, wahrscheinlich dank den Bemühungen des Gründers und Königs des kleinen Basutoreiches auf dem Drakesberge. Dieser hieß Mosesch und war „ein Mann von hervorragenden Geistesgaben und ungewöhnlichem Herrschertalent. Sein scharfes und richtiges Urteil, seine Gerechtigkeitsliebe und Klugheit erregten allgemeine Bewunderung. Seine Tapferkeit war lange selbst von den Engländern gefürchtet"[3].

Die Basuto haben viele und liebliche Märchen und Sagen, von denen manche einen interessanten Einblick in ihr Familienleben gestatten. Nach einer Sage soll ein Ungeheuer, Kolumolomo, einst alle Menschen aufgefressen haben. Nur ein Weib war ihm entgangen. Dieses gebar bald hernach einen herrlichen Knaben, der so schön war, daß sich die Sonne selbst wunderte, und der viele kluge Fragen an die Mutter richtete. Einst sagte er zu ihr: „Mutter, wir scheinen die einzigen Menschen zu sein. Habe ich denn keine Brüder, mit denen ich spielen kann?" Die Mutter senkte ihr Haupt, seufzte tief, und große Tränen rollten über ihre Wangen. „Du weinst, Mutter", rief der Knabe, „sage mir doch, was dir fehlt, und ich will helfen." Sie entgegnete: „Niemand kann hier helfen", und nun erzählte sie dem Knaben, daß kurz vor seiner Geburt das Ungeheuer Vater und Brüder getötet und die Welt verheert habe. Da rief der Knabe: „Ich will sie retten." Die Mutter aber bat ihn kniefällig, es nicht zu tun, damit nicht auch ihr einziger Sohn dem Drachen zum Opfer falle. Aber der Knabe ließ sich nicht halten, er tötete das Ungeheuer und befreite seine Brüder aus dem Magen des Drachen, in dem sie noch lebten. Zum Dank erwählten ihn die Befreiten zu ihrem König[4].

P. Meyer lobt die Ausbildung und den Reichtum der Sprache der Basuto. Thato z. B. heißt die Liebe, boithato die Selbstliebe, thatano die gegenseitige Liebe, thatiso die Veranlassung der Liebe, boithatelo die uneigennützige Liebe, thatego Liebenswürdigkeit, thatisiso die große Liebe usw. Die Basuto besitzen große natürliche Beredsamkeit; Advokaten gibt es bei ihnen nicht, obwohl immerfort Gerichtssitzungen gehalten und Prozesse geführt werden; jeder verteidigt hier seinen eigenen Kasus.

---

[1] Ebd. 117. [2] Ebd. 150. [3] Ebd. 213.
[4] Ebd. 368.

3. Die Bawenda[1].

Die Bawenda im Nordosten von Transvaal gehören zwar zu den Bantunegern, treten aber deutlich als eine besondere Gruppe hervor und unterscheiden sich sehr von den Basuto und den eigentlichen Kaffern, besonders durch ihre Sitten und Gebräuche, ihren sehr ausgebildeten Götzendienst, das gänzliche Fehlen der Beschneidung usw. Wahrscheinlich sind die Bawenda vom Unterlauf des Kongo in ihr jetziges Gebiet eingewandert. Dort wohnt noch jetzt ein Stamm der Bawenda, deren Sprache derjenigen unserer Bawenda sehr ähnlich ist. Die Einwanderung fand um das Jahr 1700 statt. Damals wohnte in diesem Gebiete das Volk der Bangona. Diese waren den Eindringlingen an Zahl und Kriegskunst nicht gewachsen und mußten ihnen das Gebiet räumen. Nur die Priesterfamilien, welche am Fluß Motschimdute den Göttern zu opfern hatten, wurden aus Furcht vor dem Zorn der Götter geschont. Sie sind noch jetzt an diesem Flusse wohnhaft und üben dort ihr Amt aus. Wenn die Wasserfälle dieses Flusses besonders weit ihr Brausen hören lassen, sagen die Leute: Die Götter verkünden Regen.

Der König, der die Bawenda in ihre heutigen Wohnsitze führte, hieß nach der Überlieferung Toho ea ndou, d. h. Elefantenhaupt. Er war ein mächtiger Herrscher, der noch heute in den Liedern des Volkes fortlebt. Nach seinem Tode wurde sein Reich unter seine drei Söhne verteilt. Diese drei Königreiche bestanden noch am Ende des 19. Jahrhunderts. Das Land jedes Königs war in eine Reihe Provinzen eingeteilt, an deren Spitze Häuptlinge standen. Jeder Häuptling hatte verschiedene Kreishäuptlinge und diese wieder die Kraalhäuptlinge unter sich, welche als Dorfschulzen einem Kraal vorstanden. Alle diese Häuptlinge waren und sind noch heute vom König des Landes abhängig, der sie nach seinem Belieben ein- und absetzen kann. Doch gilt dies Amt ohne Eingreifen des Königs für lebenslänglich und erblich. Da die mächtigeren Häuptlinge oft nach größerer Selbständigkeit trachten, lieben es die Könige, die angesehensten Häuptlingsposten mit Frauen aus der Zahl ihrer Weiber zu besetzen. Dann sind sie gegen Aufstände gesichert. Die Macht des Königs gilt als unumschränkt. Er ist Herr über Leben und Tod. In jedem Rechtsstreit hat er die letzte Entscheidung. Alle wichtigen Rechtsfälle müssen dem König vorgelegt werden. Er wacht eifersüchtig darüber, denn das Rechtsprechen ist für ihn eine einträgliche Sache. Der Schuldige muß eine Strafe, bestehend in Vieh, Mais, Korn, je nach der Größe des Verbrechens, an den Fürsten zahlen. Daneben bringen die Untertanen freiwillige Geschenke. Arbeiter, die außer Landes bei den Weißen gedient haben, müssen bei der Rückkehr einen Teil des Verdienstes abliefern. Auch zu Frondiensten sind die Untertanen verpflichtet[2].

Der Schöpfer der Welt ist nach den Bawenda Kosane. Der hat es gut mit den Menschen gemeint und Schönes auf der Erde für sie geschaffen und sie viele Künste gelehrt. Dann aber zog er sich von der Welt zurück, um

[1] W. Gründler, Geschichte der Bawenda-Mission in Nord-Transvaal, Berlin 1897. A. Seidel, Transvaal, die südafrikanische Republik[2], Berlin 1898, 187 ff. Seidel stützt sich fast ganz auf Gründler.

[2] Seidel ebd. 193.

sich dem Nichtstun zu überlassen. Bei seinem Scheiden von der Erde ließ er zum Andenken an sein Werk seine Fußstapfen in einem großen Stein zurück. Er lebte zusammen mit einem andern. Eines Tages starb der Hund von Kosane. Er sprach zu dem andern, der stärker war als er: „Wecke doch meinen Hund wieder auf, er ist gestorben.“ Der andere antwortete: „Was nützt ein Hund? wird er auch etwa gegessen? Er wird nicht gegessen, er mag tot bleiben.“ Bald darauf starb jenem ein Mensch, und er sagte zu Kosane: „Wecke mir doch meinen Menschen auf, er ist gestorben.“ Kosane wollte sich rächen und antwortete: „So wie du nicht gewollt hast, als ich sagte: Wecke mir den Hund auf, so sage ich auch heute: Ein Mensch wird nicht gegessen, warum sollte er wieder aufgeweckt werden? Er mag nur tot bleiben.“ So ist der Tod in die Welt gekommen. Um den Menschen zu helfen, tritt nun ein anderer Gott auf: Thovele. Der sandte zuerst den Tausendfuß mit der Botschaft an die Menschen: „Geh und sprich: Die Menschen sollen sterben und wieder auferstehen.“ Danach sandte er das Chamäleon mit anderer Botschaft: Geh und sprich: Die Menschen sollen sterben und vergehen.“ Der Tausendfuß ließ sich unterwegs Zeit und aß Früchte, so daß das Chamäleon ihm mit seiner Botschaft zuvorkam: Die Menschen sollen sterben und verderben.

Es ist im Bewußtsein des Volkes nicht klar, ob Thovele ein wirklicher Gott oder ein alter König ist. Jedenfalls ist er der, auf den das Volk hofft. Ein uraltes Sprichwort sagt: „Thovele kommt. Wann kommt er? Das Kind wird geboren und lernt laufen.“ Eine Art unbestimmter Erlösungssehnsucht spricht sich in diesem Worte aus. Für den Missionär bietet das Sprichwort willkommene Anhaltspunkte.

An Kosanes Stelle in der Erhaltung und Regierung der Welt ist Kalovimba, d. h. „Vater der Ruhe“, getreten, der bisweilen als ein Sohn Kosanes bezeichnet wird und ihm untergeordnet ist. Im Gegensatz zu Kosane ist er den Menschen nicht günstig gestimmt. Er sendet Regen und fruchtbare Zeiten, aber lieber hält er den Regen zurück und sendet Heuschrecken und andere Plagen. Aus dem Bawendaland, wo er in alter Zeit wohnte, ist er über den Limpopo in das Land der Bakhalanga gezogen, wo er auf dem Götterberg Mowumela haust. Dorthin senden die Fürsten der Bawenda jährliche Opfer.

Neben diesen Hauptgöttern gibt es noch eine große Zahl kleiner Götter oder Gespenster, die sie T h i d o d o a n e nennen. Das sind die Geister der Verstorbenen, die nach dem Tode mit einem halbierten Körper, also einem Fuß, einem Arm, einem Auge fortleben und in der Luft umherstreifen. Die Orte, wo sie sich aufhalten, sind nicht geheuer. Eine besondere Ehre wird den abgeschiedenen Vorfahren dadurch zu teil, daß man ein Stück Eisen, das man am Halse trägt, einen glatten Stein aus dem Fluß oder ein Stück Vieh aus der Herde ihrem Andenken weiht, ihnen den Namen des Verstorbenen gibt und diese Andenken wie Götter verehrt.

Mit den Geistern stehen viele Menschen im Bund, die vermöge dieser Gemeinschaft den Mitmenschen Böses zufügen können. Um sie gegen diese geheimnisvollen Einflüsse zu schützen, muß der Zauberer kommen[1].

---

[1] Ebd. 198.

Der Zauberer begleitet den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Ist ein Kind geboren, so muß der Zauberer mit seiner Medizin das Kind gegen die bösen Geister schützen. Ist jemand krank, so muß der Zauberer helfen. Soll ein Dieb entdeckt werden, so weiß ihn der Zauberer zu finden. Seine Haupttätigkeit ist, den Mörder eines Verstorbenen zu suchen. Die Bawenda halten es für unmöglich, daß jemand eines natürlichen Todes sterbe. Er muß von einem andern verhext oder vergiftet sein. Um den Übeltäter ausfindig zu machen, wird der Zauberer geholt, der sich reichlich bezahlen läßt. — In Bezug auf Ehe und Familie unterscheiden sich die Bawenda wenig von den Basuto.

Die Bawenda zeichnen sich durch Verfertigung kunstvoller Arbeiten aus. Sie sind Meister in der Schmiedekunst. In den Eisenbergen am Levuvu gewinnen sie Eisenerz. Holzkohle brennen sie aus dem Holz ihrer Wälder. Aus Lehm bauen sie Schmelzöfen. Trotz ihrer einfachen Werkzeuge (ein Stein dient als Amboß und ein anderer als Hammer) wissen sie sehr geschickt Picken, Äxte, Messer, Pfeile usw. zu schmieden. Sie sind auch Korbflechter, die Frauen bereiten Töpfe aus Tonerde usw.

4. Die Baronga.

Die Baronga bewohnen das Küstenland an der Delagoabai. Ihre Sitten und Gebräuche hat der protestantische Missionär H. A. Junod[1] während vieler Jahre sorgfältig studiert und beschrieben.

Die Religion der Baronga besteht nach Junod aus zwei Hauptbestandteilen: dem Kult der Ahnen und der Verehrung des Himmels. Sie verehren zahlreiche Götter, die nichts anderes sind als die Geister der Ahnen; denn daß diese Götter menschliche Wesen sind, beweist der Umstand, daß man sie bei ihrem Namen nennt und mit ihnen spricht[2]. Sobald der Mensch stirbt, wird er chikuembo (so nennen sie diese Götter). Es gibt aber verschiedene Arten solcher Götter; alte und junge, je nach dem Alter, in dem das Individuum gestorben ist; ebenso gibt es verschiedene Würden unter diesen Göttern (Geistern?). Die großen Götter oder die Landesgötter sind die Ahnen des regierenden Häuptlings oder Königs. Ihnen bringt man Opfer und Gebete in Angelegenheiten des ganzen Stammes oder der ganzen Nation dar, z. B. im Fall eines Krieges, einer allgemeinen Not u. dgl. Außerdem hat jede Familie ihre Reihe von Ahnengöttern. Doch fürchtet man alle diese Götter mehr als man sie liebt. Am meisten gefürchtet sind die Götter der Gebüsche. Es sind die Seelen von solchen, die fern vom Dorf begraben wurden und die Vorübergehenden quälen. In Verbindung mit diesen Göttern stehen die heiligen Haine, weite, fast undurchdringliche Dickichte, in denen die Leichen der alten Häuptlinge begraben sind. Niemand darf dieselben betreten, mit Ausnahme des

[1] Les Ba-Ronga, in dem Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie 1898, 1—500. Junod hat auch eine Grammatik der Rongasprache und eine Sammlung von Liedern und Erzählungen der Baronga veröffentlicht.

[2] Ebd. 381. Es handelt sich also nicht um eigentliche Götter, sondern nur Halbgötter oder vergötterte Menschen

Priesters, der von Zeit zu Zeit hineingeht, um zu opfern. In diesen Hainen ist es auch streng verboten, Holz zu fällen.

Die religiösen Handlungen, die nur die Familie betreffen, werden vom Vater vorgenommen. Er bringt Opfer und Gebete dar, z. B. bei der Heirat seiner Tochter oder beim Tode eines der Seinigen. Handelt es sich dagegen darum, den Schutz der Götter für das ganze Land zu erlangen, so gibt es eigene Priester, welche die Kulthandlungen vornehmen, d. h. Gebete verrichten und Opfer darbringen. Diese Gebete und Opfer sollen die Götter versöhnen und ihren Segen erlangen (z. B. eine reiche Ernte oder Regen u. dgl.). Merkwürdig ist, daß die Baronga keine Götzenbilder und keine Fetische haben[1]. Nur scheinen die Schlangen eine gewisse religiöse Verehrung zu genießen; aber es wäre unrichtig zu glauben, die Eingebornen identifizierten die Schlangen mit den Göttern, wohl aber scheinen sie anzunehmen, die Götter schlügen zeitweilig ihre Wohnung in gewissen Schlangen auf[2]. Auch die sog. Mbamba, die im Leben dieser Schwarzen eine große Rolle spielt, darf nicht als Fetisch angesehen werden. Sie ist vielmehr eine Art Amulett. Wenn nämlich der Häuptling stirbt, so werden ihm die Nägel der Hände und Füße, sowie die Haare des Kopfes und des Bartes abgeschnitten und mit dem Mist der bei seinem Tod geschlachteten Ochsen zu einer Kugel geknetet und mit Lederriemen umwickelt. Beim Tode des Nachfolgers dieses Häuptlings wird eine zweite derartige Kugel gemacht und zur ersten hinzugefügt, so daß im Laufe der Zeit eine lange Reihe von Kugeln entsteht. Diese Kugeln werden einem eigens dazu auserwählten Individuum anvertraut, das sich durch ruhigen, friedlichen Charakter auszeichnet und sich nie betrinkt. Soll er sich dieser Kugeln bei einem religiösen Akt bedienen, so muß er einen ganzen Monat lang volle Enthaltsamkeit beobachten. Das Opfer, das er mit Hilfe der Mbamba darbringt, besteht in einer Ziege, und die dabei verrichteten Gebete richten sich an alle verstorbenen Häuptlinge, deren Überreste in der Mbamba enthalten sind.

Über den Ursprung der Menschen und das zukünftige Leben haben die Baronga nur sehr dunkle Ideen. Nach einer ihnen mit den Sulu und andern Stämmen gemeinsamen Legende sollen die Menschen aus einem mit Schilfrohr bedeckten Sumpf hervorgegangen sein. Der Vorsteher dieses Sumpfes sandte ein Chamäleon in ihr großes Dorf, um ihnen zu sagen: „Die Menschen werden sterben, aber sie werden wieder zum Leben erwachen." Das Chamäleon ging, aber ganz langsam. Dann wurde die große Eidechse mit blauem Kopf, genannt Galagala, abgeschickt, um den Menschen zu sagen: „Ihr werdet sterben und in Fäulnis zerfallen." Die Eidechse kam dem Chamäleon zuvor und sagte den Menschen: „Ihr werdet sterben und in Fäulnis zerfallen." Als das Chamäleon endlich ankam, sagte man ihm: „Wir haben schon eine andere Botschaft erhalten und können die deinige nicht annehmen." Das ist der Grund, warum die Menschen sterben und nicht wieder auferstehen. Der Tod ist also durch ein Unglück in die Welt gekommen, aber allerdings nicht durch eine Sünde. Daß die Baronga in ihrer Gesamtheit an ein zukünftiges Leben glauben, ist nach Junod[3] gewiß. Der ganze Ahnenkult ruht

[1] Ebd. 397. [2] Ebd. 398. [3] Ebd. 403.

auf diesem Glauben. Auch die **Begräbnisfeier** beweist es. Sobald jemand verschieden ist, wird der Leichnam in die Stellung gebracht, die das Kind im Mutterleibe hat, dann gewaschen und in ein weißes Tuch gehüllt[1]. Nun versammeln sich alle Verwandten in seiner Hütte und man zeigt ihnen den Leichnam mit den Worten: „Seht euren Toten.“ Die Leiche wird nicht durch die Tür hinausgetragen, sondern durch eine in die Wand gemachte Öffnung. Draußen gräbt man ein etwa einen Meter tiefes Grab und höhlt eine Seitenwand aus, so daß eine Art Grotte entsteht, die man das Haus der Toten nennt. In diese Grotte wird die Leiche gebracht, und zwar mit dem Gesicht nach Osten oder Norden gewendet, je nachdem der Stamm glaubt, die Ahnen seien von Osten oder Norden in das Land gezogen. Durch diese Stellung will man andeuten, der Verstorbene gehe zu seinen Vätern, die weit fern im Osten oder Norden begraben sind. In die Hand des Toten wird ein Zweig eines Baumes gelegt, der ihnen als Symbol des Lebens und der Gesundheit gilt. Dann wird das Grab mit Erde zugedeckt, aber so, daß der Zweig über die frisch aufgeworfene Erde hervorragt. Der nächste Verwandte, der die Totenfeier leitet, nimmt den Zweig in seine Hand, man bringt ein Huhn, opfert es und wirft es auf das Grab. Niemand ißt von diesem Fleisch, denn es ist die Wegzehrung für die Reise des Toten. Diese Feier schließt mit einem Gebete, das der nächste Verwandte spricht, und in dem er die Ahnen anfleht, das Kind, das zu ihnen komme, günstig aufzunehmen und die Überlebenden in Ruhe und Frieden zu lassen. „Da ihr ihn heimgerufen habt, dort unten, wo ihr seid, und er zu euch zurückgekehrt ist, laßt uns im Frieden leben. Er ist nicht mit Haß geschieden. . . . Möge diese Trauer nicht durch Streit gestört werden usw.“[2] Erst nach der Beendigung dieser Feier beginnt die eigentliche Totenklage. Die Totenträger und später auch die nächsten Verwandten müssen sich durch Waschungen und andere Zeremonien von der Befleckung reinigen, die sie sich durch Berührung des Toten zugezogen haben.

Außer an die vergötterten Ahnen glauben die Baronga, wie schon angedeutet, auch an den **Himmel**, unter dem sie nicht bloß den Himmelsraum verstehen, sondern auch eine höhere, über den Ahnen stehende geheimnisvolle Macht. Der Himmel ist vor allem nach der Idee der Baronga ein Ort, in dem man in Ruhe lebt, und der den Gegenstand der Sehnsucht bildet[3]. Aber er ist nicht bloß ein Ort, sondern eine Macht, die handelt und sich in verschiedener Weise offenbart. Man nennt diese Macht zuweilen „Herr“. Junod meint, die Baronga dächten sich darunter etwas Unpersönliches. Aber diese Vermutung paßt absolut nicht zu den Attributen, die man nach Junod selbst dem Himmel zuschreibt. Richtiger ist wohl, daß man den höchsten Herrn als persönliches Wesen auffaßt, aber nur unklare Ideen von ihm hat. Der Himmel herrscht über alle kosmischen Erscheinungen, denen die Menschen unterstehen, besonders über die, welche unerwartet und auffallend sind: den Regen, die Stürme, den Tod, die Krämpfe und die Geburt von Zwillingen[4]. Der Himmel **sendet** den Kindern die geheimnisvollen Krämpfe, an denen sie sterben, sozusagen ohne krank

---

[1] Les Ba-Ronga 47. [2] Ebd. 49. [3] Ebd. 409. [4] Ebd. 410.

gewesen zu sein. Das Kind ist krank vom Himmel, sagt man in solchen Fällen. Der Himmel ist die Ursache des Lebens und des Todes. Daher der Ausdruck: „Der Himmel hat ihn geliebt", wenn jemand der Todesgefahr entgangen ist oder besonderes Glück hat; oder: „Der Himmel hat ihn gehaßt", wenn ein Unglück oder der Tod jemand getroffen hat[1]. Der Himmel erkennt auch das noch geheime Verbrechen eines Mörders[2]. Wie über Blitz und Tod herrscht der Himmel auch über die Geburt von Zwillingen, so daß man eine Frau, die Zwillinge zur Welt gebracht hat, Himmel und ihre Kinder Himmelskinder nennt. Eine solche Zwillingsgeburt gilt als großes Unglück, und die dadurch zugezogene Unreinheit muß durch besondere Zeremonien beseitigt werden[3]. Der Himmel hilft auch die Diebe entdecken. Wenn ein Diebstahl begangen wurde und niemand sich schuldig bekennen will, wird vom Häuptling der Zauberer gerufen; dieser begibt sich zur Stelle, wo der Diebstahl geschehen ist, gebraucht verschiedene Zaubermittel und richtet dabei das folgende Gebet an den Himmel: „O Himmel, du bist es, der Augen hat, die in der Nacht sehen, wie am Tag. Man hat mir ein Gut entwendet und leugnet es. Komm und entlarve diese Täter! Mögen sie vernichtet werden." Man glaubt, daß dann der Blitz den Dieb töte und die gestohlene Sache ans Tageslicht komme. Aus diesem Glauben darf man wohl mit Junod schließen, daß nach der Meinung der Eingebornen der Himmel die Allwissenheit besitzt. Fragt man, wie die Eingebornen zu diesem Begriff des Himmels gekommen sind, so ist Junod geneigt anzunehmen, dieser Begriff sei nur ein Überrest einer einst klaren Auffassung Gottes. Der Bantuneger hat nach ihm kaum die Neigung, die Naturkräfte oder leblose Wesen zu personifizieren. Auch fallen nach den Negern zuweilen weiße Zwerge vom Himmel, um den Menschen Botschaften zu bringen. Dieselben heißen Balunguana (Balungo ist die Mehrzahl von Molungo), d. h. die Weißen. Dieser Ausdruck ist aber nicht erst von den Europäern entlehnt, er ist älter. Molungo bedeutet Gott, den einzigen und höchsten Gott bei vielen Bantustämmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die Eingebornen an der Delagoabai einst diesen Namen kannten, und daß sich dieser Name in dem Worte Balunguana noch erhalten hat[4].

Früher bestand der Gebrauch der Beschneidung allgemein, heute ist er nur noch bei einigen Klans zu finden; doch findet bei den Jünglingen eine Art Mannweihe statt, wenn sie in das Alter der Geschlechtsreife eintreten. Von diesem Zeitpunkt an bis zur Heirat ist den jungen Leuten der freieste Geschlechtsverkehr gestattet, wenn nur das Mädchen nicht Mutter wird. Man sieht das als etwas Selbstverständliches an, wenn es die jungen Leute nur nicht zu arg treiben[5]. Doch während des Tages und in Gegenwart anderer wird

---

[1] Ebd. 411. [2] Ebd. 412. [3] Ebd. 412—415. [4] Ebd. 424—425.

[5] Ebd. 29. Dies gilt aber nicht allgemein. Junod selbst schreibt darüber in der Revue d'Ethnographie et Sociologie 1910, 145: „Der sexuelle Akt vor der Ehe wird von den Negern nicht überall gleich beurteilt. Bei den Souto-Pedi an der Delagoabai ist der Akt, wenigstens den Mädchen, streng verboten, und zwar in dem Maße, daß am Tage der Hochzeit die Braut von alten Frauen untersucht wird, und ist bewiesen, daß sie nicht mehr Jungfrau ist, kommt die Ehe nicht zustande. Bei den Thonga dagegen herrscht die größte Freiheit unter den jungen Leuten. Daraus folgt aber nicht notwendig,

immer die äußerste Zurückhaltung beobachtet, so daß man hier in der Öffentlichkeit vielleicht weniger Anstößiges zu sehen bekommt als bei manchen Volksfesten in der Nähe europäischer Städte.

Wenn der junge Mann zu heiraten beschlossen hat, so geht er auf die Suche nach einer Braut von einem Dorf zum andern. Hat er eine gefunden, die ihm gefällt, so bittet er seine Eltern, für ihn um dieselbe nachzusuchen. Willigt sie nicht ein, so muß der Brautwerber wieder auf die Brautschau gehen; denn selten zwingen die Eltern eine Tochter gegen ihren Willen zur Heirat. Willigt sie aber ein, so nimmt sie das Brautgeld und gilt nun als Verlobte. Bis es zur eigentlichen Heirat kommt, sind zahlreiche Festlichkeiten mit Besuchen und Gegenbesuchen und einem sehr komplizierten Zeremoniell nötig[1]. Das merkwürdigste Vorkommnis dabei war bis in die neuere Zeit die Erstürmung des Dorfes, in dem die Braut lebte, durch den Bräutigam und seine Genossen. Doch ist das nur eine Art Spiel. Dann wird die Braut, die man inzwischen in einem andern Dorfe versteckt hatte, gesucht und scheinbar mit Gewalt herbeigebracht. Bei der Heirat selbst wird eine Ziege getötet; Braut und Bräutigam setzen sich auf Matten; nun nimmt der Vater die religiöse Zeremonie vor. Er nimmt etwas von dem halbverdauten Kraut aus dem Magen der Ziege, macht daraus eine kleine Kugel, berührt damit seine Zunge und stößt einen Zischlaut aus, als ob er leicht spuckte. Das ist das geheiligte Zeichen bei den meisten Opfern der Baronga. Dann fängt er hinter den Brautleuten stehend und gegen sie gerichtet ein Gebet zu den Ahnen an. „Meine Väter, meine Großväter (er nennt sie), seht, heute verläßt uns das Kind; sie tritt in das Eheleben. Blicket auf sie und begleitet sie in ihre neue Wohnung. Möge sie auch ein Dorf gründen; möge sie zahlreiche Kinder haben; möge sie glücklich sein, artig und gerecht. Möge sie sich gut mit denen vertragen, mit denen sie umgehen wird." — Außer der genannten und gesetzlichen Hochzeitsfeier kommt auch eine Art Frauenraub vor, der besonders von den Armen praktiziert wird, welche die Kosten einer gewöhnlichen Hochzeitsfeier nicht aufbringen können[2].

In der Ehe hat die Frau die Hauptlast zu tragen: sie muß den Haushalt, die Küche, das Feld besorgen und über die Kinder wachen. Doch ist ihr Los nicht das Los von Sklavinnen. Denn obwohl sie gekauft wird, so hat doch das Brautgeld eine andere Bedeutung. Der Brautkauf ist nicht ein einfaches Handelsgeschäft, sondern beruht auf sozialen Erwägungen und ist eine Art legaler Einführung der Ehe[3]. Ehebruch wird äußerst streng bestraft

---

daß die Sittlichkeit der ersteren höher stehe als die der letzteren. Die ersteren haben nämlich eine abergläubische Furcht vor dem Blut der Nachgeburt; deshalb verkehrt der Mann nur mit einer Jungfrau; sobald ihm die Frau ein Kind geboren, nähert er sich ihr nicht mehr; sie wird die ‚Frau des Landes', d. h. des Mannes, der sie als Buhle haben will."

[1] Les Ba-Ronga 31 ff. [2] Ebd. 39 ff.

[3] Ebd. 90. Die Baronga haben folgende Legende (vgl. Revue d'Ethnographie et Sociologie 1910, 146): Der erste Mann und die erste Frau waren ungeboren, und zur Strafe wurden sie dazu verurteilt, durch die Vereinigung des Geschlechtes Kinder zu erzeugen. Hätten sie nicht gesündigt, so würden sie auf andere Weise Kinder erhalten

(mit Geldstrafe) und zwar nicht bloß von seiten der Frau, sondern auch von seiten des Mannes. Ehen unter Blutsverwandten (zwischen Eltern und Kindern, zwischen Ganz- oder Halbgeschwistern, zwischen Onkel und Nichte usw.) gelten als blutschänderisch. Polygamie ist gestattet, doch begnügen sich viele Baronga mit zwei oder drei Frauen, die Häuptlinge haben gewöhnlich mehr. Der Grund der Polygamie ist vor allem die Habsucht, weil der, welcher mehrere Frauen besitzt, sein Glück gemacht hat. Durch die Frauen wird das Dorf zahlreich, mächtig und reich; ein anderer Grund ist die große Sinnlichkeit der Neger. Als Folge der Vielweiberei bei den Baronga bezeichnet Junod[1] die vielen häuslichen Streitigkeiten wegen der gegenseitigen Eifersucht der Frauen untereinander. Nicht selten haben diese Streitigkeiten die Auflösung der ganzen Familie zur Folge. Zur Vielweiberei gesellt sich fast überall die Ehescheidung. Als Scheidegrund gilt von seiten des Weibes Ehebruch und Ausschweifung, von seiten des Mannes rohe Behandlung der Frau. Was aber am sichersten zur Auflösung der Ehe führt, ist die Anklage auf Zauberei, die als schweres Verbrechen gilt. Sehr häufig ist übrigens die Ehescheidung nicht, da sie als ein großes Unglück angesehen wird und die Geschiedenen sich nicht leicht wieder verheiraten können[2].

Eigentliches Privatgrundeigentum gibt es bei den Baronga nicht. Der Grund und Boden gehört rechtlich dem Häuptling oder, wenn man will, jedermann. Niemand kauft Grund und Boden. Dieser wird umsonst an alle verteilt, die sich im Lande niederlassen. Das Land ist dünn bevölkert und der Boden im Überfluß vorhanden. Ein Eingeborner braucht sich bloß als Untertanen eines Häuptlings zu erklären, dann hat er das Recht, so viel Boden zu erhalten als er zum Leben braucht. Da aber der Oberhäuptling die Teilung des Landes nicht selbst vornehmen kann, so sind es tatsächlich die Dorfhäuptlinge, die sich einen Teil des Bodens zuweisen lassen. Der Dorfhäuptling nimmt den fruchtbarsten Teil für sich und seine Verwandten, und wenn jemand sich bei ihm niederlassen will, so gibt er ihm vom übrigen Gebiet, so viel er wünscht. Wer ein Stück Land bebaut, gilt praktisch als Eigentümer, und selbst der Häuptling wird es nicht wagen, die Früchte ohne dessen Erlaubnis wegzunehmen[3]. Die beweglichen Güter sind eigentliches Privateigentum. Beim Tode des Vaters erbt der älteste Sohn das Vieh und das Geld desselben; er wird der Herr der jüngeren Brüder, hat aber die Pflicht, über ihre Interessen zu wachen und ihnen von den Gütern der Familie mitzuteilen. Tut er ihnen unrecht, so machen ihm die Onkel von väterlicher Seite Vorstellungen, und bessert er sich nicht, so wird er zuweilen vom Familienrat abgesetzt und der jüngste Bruder kommt an seine Stelle[4]. Die Kleider des Toten werden mit allem, was er am Leibe getragen, in dessen verlassene Hütte geworfen. Seine Teller und Bierkrüge werden auf seinem Grabe zerbrochen, und niemand würde es wagen, sie zu berühren.

---

haben. Die Legende war schon vor Ankunft der Europäer vorhanden. Deshalb scheint den Negern der Gebrauch der Ehe mit Unreinheit verbunden zu sein. Nach demselben müssen sich die Ehegatten verschiedener Dinge enthalten und manche Verrichtungen müssen von noch jungfräulichen Leuten vorgenommen werden.

[1] Ebd. 97. [2] Ebd. 100—101. [3] Ebd. 184 ff. [4] Ebd. 58.

Jedes Dorf bildet fast nur eine große Familie und das Familienhaupt ist zugleich Ortsvorsteher oder der „Mann des Dorfes". Er hat das Recht, den Dorfangehörigen Arbeiten aufzulegen. Doch wird ihm nicht immer gehorcht. Ist er gütig und selbst dienstfertig, so wird man seine Autorität anerkennen, sonst nicht. Er ist auch der Friedensrichter in allen Dorfstreitigkeiten, z. B. wenn einer das Feld oder die Früchte eines andern durch sein Vieh beschädigen läßt. Doch hat er keine Strafgewalt. Diese ist dem Stammeshäuptling vorbehalten, an den sich die Streitenden wenden müssen, wenn der Zwist nicht friedlich beigelegt wird. Die Würde des Stammeshäuptlings ist erblich. Der älteste Sohn der Hauptfrau („Frau des Landes") folgt seinem Vater in der Würde. Die Krönung des neuen Königs oder Häuptlings findet in feierlicher Weise statt[1]. Der neue Häuptling darf seine Hauptfrau erst nach dem Tode seines Vorgängers heiraten und dieselbe wird mit den Abgaben der Untertanen gekauft. In Kleidung und Wohnung unterscheidet sich der Häuptling kaum von seinen Untertanen. Um seine Herrschaft besser zu begründen, setzt der Oberhäuptling in verschiedenen Distrikten Unterhäuptlinge ein, gewöhnlich seine Brüder und Onkel. Eine Hauptpflicht der Untertanen ist, dem Häuptling Steuern zu bezahlen. Die gewöhnliche Steuer besteht in einem Korb voll Mais oder Hirse. Auch wenn der Untertan einen Ochsen oder ein Schwein schlachtet, erhält der Häuptling einen Vorzugsanteil. Dafür muß sich der Häuptling großmütig gegen die Untertanen erzeigen und ihnen Feste geben. Die Untergebenen müssen auch zu bestimmten Zeiten eine Art Fronden für den Häuptling verrichten.

Jeder Häuptling hat einen Hofstaat in seiner Residenz, die meist größer ist als ein gewöhnliches Dorf. Sie wird von den jungen Leuten des Stammes nach der Verheiratung des Häuptlings gebaut und von ihnen auch erhalten. In der Mitte ist ein großer Platz, auf dem sich die Untertanen versammeln, um den Häuptling zu besuchen. Dem Häuptling zur Seite steht ein Rat, eine Art Ministerium für die verschiedenen Angelegenheiten. Der Häuptling mit seinen Räten bildet auch den obersten Gerichtshof, an den alle schweren Fälle gebracht werden: *Mord*, *Ehebruch*, *abgeleugnete Diebstähle*, *Schlägereien* mit den Assagaien, Streitigkeiten mit Ausländern usw.[2] Geschriebene Gesetze gibt es nicht, alles wird nach dem alten Gewohnheitsrecht entschieden, in dem die Räte des Häuptlings wohl bewandert sind.

Drittes Kapitel.

Die Kaffern.

1. Die Kaffern in Natal.

Der Name Kaffer stammt vom arabischen Wort kafir und bedeutet „Ungläubige". Die Mohammedaner bezeichneten alle afrikanischen Neger als Kaffern. Durch die Portugiesen ist der Gebrauch aufgekommen, nur diejenigen Neger

[1] Les Ba-Ronga 128 ff. [2] Ebd. 156.

als Kaffern zu bezeichnen, die im Südosten Afrikas südlich von den portugiesischen Besitzungen bis zum Kap wohnen. Sie bilden einen Hauptbestandteil der einheimischen Bevölkerung in Natal und im östlichen Transvaal und zerfallen in zahlreiche Stämme, z. B. die Swasi, die Sulu, die Kosa, die Pondo, die Tembu usw.

Wir schildern hier zunächst die Kaffern in Natal; auf Grund der Missionsberichte der Oblaten, die in diesen Gegenden seit langem eine segensreiche Tätigkeit entfalten[1]. Was wir von diesen Kaffern sagen, gilt so ziemlich von allen; wir werden aber die Sulukaffern und die Bewohner von Kaffraria noch eigens betrachten.

Die Kaffern sind durchschnittlich groß und schlank und von schönem Ebenmaß der Glieder. Das schwarze Haar ist kraus und wollig, der Bart spärlich, die großen Zähne sind weiß wie Elfenbein; der Mund breit, die Nase nicht gebogen, aber auch nicht plattgedrückt, das Auge leuchtet von Feuer. Wie alle Neger beschmieren sie sich beständig mit einer Fettsalbe, die mit Ocker vermischt ist.

Geistig ist der Kaffer gut veranlagt, scharfsinnig, schlau und zuweilen recht witzig, sein Gedächtnis ist erstaunlich. Die Sprache ist bilderreich, klangvoll und reich an Ausdrücken für das gewöhnliche Leben. Die meisten Kaffern, zumal die alten, haben eine außerordentliche Gewandtheit in der Sprache. In Bezug auf den Charakter ist er unbeständig, mißtrauisch und abergläubisch. Sein Stolz ist grenzenlos.

„Von Natur aus ehrlich“, schreibt P. Strecker[2], „ist er durch die Berührung mit den Weißen falsch und hinterlistig, auch treulos geworden. Er geniert sich nicht zu lügen und zu stehlen. Daß der Kaffer das Lügen von den Weißen gelernt, klingt paradox, ist aber dennoch Wahrheit. Die Missionäre versichern uns, daß sie Wilde, die weniger mit weißen Ansiedlern und Reisenden zusammentrafen, höchst selten auf einer Lüge ertappten.“ Doch versteht es der Kaffer meisterhaft, die Wahrheit zu verschleiern und auch ohne Lüge seinen Zweck zu erreichen. Man muß selbstverständlich die bei ihnen landesüblichen Übertreibungen nicht gleich als Lügen ansehen.

Die Gastfreundschaft gilt ihnen als heilig. „Man hat behauptet, der Kaffer habe in seiner Sprache kein Wort und in seinem Herzen kein Gefühl für die Dankbarkeit, das ist jedoch nicht wahr; denn mehr als einmal hat sich diese Tugend bei ihm glänzend bewährt. Er ist auch höflich und achtet das Alter und hat Mitleid für das Leid und die Gebrechen der Mitmenschen. Tritt bei dem Kaffer die Dankbarkeit nicht so auffallend hervor, dann um so mehr sein Gerechtigkeitsgefühl. Für einen geleisteten Dienst will er den ganzen Lohn, gibt auch denselben einem jeden, der etwas für ihn getan. . . . Hat er einen Fehler begangen, so ist er bereit, denselben wieder gut zu machen, sobald du es verlangst; tust du ihm aber unrecht, so wird er es dir jahrelang nachtragen.“[3]

---

[1] Strecker O. M. I., Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas 269 ff. Das Werk fußt auf den Berichten der Missionäre, die viele Jahre bei den Kaffern tätig waren.
[2] Ebd. 272. [3] Ebd.

Des Kaffern einziges Bemühen besteht darin, recht viele Rinder zu besitzen und sich damit viele Frauen kaufen zu können. Dann ist er — solange er den Europäern fern bleibt — glücklich und zufrieden. Bei seiner einfachen Lebensweise bleibt er gesund, und heftige Leidenschaften kennt er gewöhnlich nicht. An Höheres und Übersinnliches denkt er nicht.

Der Kaffer kennt auch Gemeinpflichten. Seinem Häuptling ist er mit Leib und Seele ergeben und kämpft für ihn im Kriege mit Tapferkeit. Sein Enthusiasmus im Kampf steigert sich zuweilen zu einer wahren Wut und treibt ihn zur größten Grausamkeit, selbst gegen Verwandte.

„Maß im Essen und Trinken zu halten, ist dem Wilden nicht leicht, und bei Festen ist das gewöhnliche Ende vom Lied, daß die saubere Gesellschaft total betrunken ist. Der Gott der Kaffern ist der Bauch und viel und gut essen ihr liebstes Geschäft." Ähnliches ließe sich von Völkern sagen, die keine Wilden sein wollen.

Die Heirat ist ein Kaufgeschäft; der Mann kauft sich seine Frau für so und so viele Ochsen. Sind am Hochzeitstage alle Beteiligten versammelt und hat die Braut öffentlich ihr Jawort gegeben, so wird ihr ein Speer überreicht, den sie mit fester Hand vor allen zerbricht zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit unter den Mann; hierauf flieht sie zum Scheine, wird aber von den Kameraden und Gästen eingeholt und als Gefangene zurückgeführt. Nun beginnt das große kaffrische Festessen und Trinkgelage[1].

Vielweiberei ist bei allen Kaffernstämmen im Gebrauch; die Zahl der Weiber gibt den Reichtum des Mannes an. Gewöhnlich wohnt jede Frau mit ihren Kindern in einer besondern Hütte, doch besorgen sie alle gemeinsam die Arbeiten im Hause und auf dem Felde. Zwischen den Frauen sind Eifersüchteleien und Zank an der Tagesordnung, und eheliche Treue scheinen sie nicht zu kennen[2]. Von Erziehung der Kinder, besonders der Knaben, scheint kaum die Rede zu sein; das heranwachsende Mädchen wird die natürliche Stütze der Mutter, hilft ihr in Küche und Haushalt, holt Wasser und Holz, zerstampft den Mais usw.

Vor dem Tod haben die Kaffern große Angst. „Daß mit dem Sterben alles aus sei, daran glaubt er jedoch nicht." Ist jemand gestorben, so beginnt das traditionelle Wehklagen. Waffen, Kleider und manches andere wird ihm mit ins Grab gegeben; früher wurden sogar lebende Menschen, wenigstens mit den Häuptlingen, begraben; doch hat die englische Regierung diese schreckliche Sitte verboten.

Rücksichtlich der politischen Verfassung gilt als oberstes Gesetz unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Häuptlings. Er bewahrt und verteidigt die Ehre des Stammes, er schlichtet alle strittigen Händel und sorgt für sein Volk. Leider artet diese Herrschaft oft in haarsträubende Willkür über Leben und Tod der Seinen aus, und diese unterwerfen sich blind seinen Geboten. Erst seitdem die Engländer die Entscheidungen der Häuptlinge überwachen, ist Besserung eingetreten. Die erste Frau, die der Häuptling mit dem Vieh er-

[1] Strecker, Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas 285.
[2] Ebd. 286.

wirbt, das ihm seine Untertanen schenken, ist die Stammesmutter oder Großfrau; auf ihren ersten Sohn vererbt sich die Häuptlingswürde. Der Gerichtshof besteht aus dem Häuptling und den Ältesten, die bei den Versammlungen oft großen Scharfsinn an den Tag legen[1].

Man hat den Kaffern jede Religion abgesprochen. Unser Gewährsmann, P. Strecker, widerlegt diese Ansicht. „Wer eine Zeitlang unter den Kaffern gelebt hat, weiß, daß sie Opfer haben und daß sie einen Gott anerkennen. Der große Sprachforscher P. J. Torrend S. J. sagt treffend in der Einleitung zu seiner Comparative Grammar of the Bantu languages: ‚Die Existenz eines Gottes, des einen, ist allen Bantustämmen gemein. Infolge einer gewissen ehrerbietigen Scheu vor dem allerhöchsten Wesen beten sie jedoch selten direkt zu ihm, sondern ziehen es vor, sich an die Geister der verstorbenen Häuptlinge (minores dii) zu wenden, damit diese für sie ihre Huldigung Gott darbringen.‘“ Die Kaffern fürchten die Gottheit, die ihnen entgegentritt und sich ihnen offenbart in dem feurigen Blitze und fürchterlichen Gewittern oder in großen Unglücksfällen. Recht deutlich zeigt sich die im Volke lebende innere Überzeugung von dem höchsten Wesen, wenn ihnen die christliche Lehre von Gott dem Schöpfer, dem Erhalter aller Dinge, und von der Vorsehung vorgetragen wird; sie begreifen diese Lehre leicht und genau. Die großen Geister der Ahnen sind die Vermittler zwischen der Gottheit und den Kaffern, zu ihnen flehen sie zur Zeit anhaltender Dürre und stimmen sie sich günstig durch Feierlichkeiten und Opfer.

Diesem Zeugnis der katholischen Glaubensboten fügen wir noch dasjenige des protestantischen Missionärs Merensky bei: „Der Glaube an einen persönlichen Gott ist bei den Basuto und Betschuanen lebendiger als bei den Sulus und andern Küstenstämmen. Schon ein alter portugiesischer Schriftsteller de Barros sagt von den Eingebornen Monomopatas im Westen von Sofala: Sie glauben an einen Gott, den sie Modimo nennen. Modimo, Morimo, Molimo ist der noch heute unter allen Betschuanen und Basuto lebende Name Gottes. Der Name bedeutet soviel als ‚höchstes Wesen‘. Modimo hat die Welt geschaffen, gibt Leben und Tod, auch Glück und Wohlergehen. Zu diesem Gott betet aber das Volk nicht mehr, er ist kein Richter und Vergelter. Doch kann man wohl die Ausdrücke hören: Wir ziehen in den Krieg, Gott möge Glück geben; wir suchen wohl Regen durch den Zauberer zu erlangen, aber Gott gibt ihn. Der Zauberer jedoch betet zuweilen zu Gott. Auch die Sulu, Swasi und andere Küstenstämme haben einen Namen für das höchste Wesen, der ihnen eigen ist. Sie reden von einem Hongo, ähnlich wie die Stämme der Hochfläche von Modimo reden, als von der göttlichen Vorsehung, die das Schicksal des Menschen leitet und bestimmt.“[2]

Die Kaffern „leben der festen Überzeugung, daß die Verstorbenen auf die Erde zurückkommen, aber nur in Form von gewissen Schlangen und während der Träume. Die Schlangen sind von allen geachtet und geehrt, für sie bewahrt man Milchkrüge auf, sie begrüßt man mit dem Worte Raba, d. h. Vater, bringt ihnen Opfer dar, und zwar keine gewöhnlichen, sondern fette Ochsen und frisch-

---

[1] Ebd. 287. [2] Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, Berlin 1875, 121—122.

melkende Ziegen. Alles Glück und Wohlergehen der Familie, das Gedeihen ihrer Herden und Felder erwarten sie einzig von der Gunst der Verstorbenen"[1].

In unmittelbarem Verkehr mit den Verstorbenen stehen die Zauberpriester, die sich höherer Erleuchtung rühmen und stets bereit sind, den Übeltäter herauszufinden. Denn bei den Kaffern rühren viele Unglücksfälle von bösen Nachbarn her.

Zu den Kaffern gehören auch die schon erwähnten Sulu (Zulu), die das Sululand an der Ostküste Afrikas zwischen Natal und der Delagoabai bewohnen. Sie sind wohl der hervorragendste Stamm der Kaffern.

Die Sulu werden allgemein als ein prachtvoller Menschenschlag, als eine „königliche Rasse von Wilden" geschildert. Zumal die jungen Leute zeigen ein Ebenmaß der Glieder, eine kraftvolle Schönheit der Formen, die an klassische Bronzefiguren erinnern. Das tritt besonders beim Adel des Landes zutage, der sehr viel auf Reinerhaltung der Rasse gibt. Diese reine Rasse verrät sich besonders in der helleren Hautfarbe, einem in Rosa schimmernden Braun. Obwohl die Sulu eigentliche Neger sind, nähern sie sich mehr dem europäischen Typus. Männer und Jünglinge umgürten die Hüfte mit einem Tuchschurz oder Tierfell; die heidnischen Frauen bedecken sich von den Hüften bis zu den Knien mit einem Tierfell, die christlichen kleiden sich gewöhnlich europäisch.

Bei allem stolzen Selbstbewußtsein zeigt sich der Sulu wohlwollend und entgegenkommend. Einmal zum Christentum bekehrt, bleibt er fest. Er überwindet seine natürliche Trägheit, um mit Regelmäßigkeit, ja mit Opfersinn seine Pflichten zu erfüllen. Er beobachtet scharf und schließt sich vertrauensvoll an, wo er gerechte Behandlung findet, verachtet aber jene, die ihn hintergehen wollen. Verdiente Strafe nimmt er willig an; Ungerechtigkeit jedoch reizt ihn zum Äußersten. Von Natur ist er ehrlich, wahrheitsliebend und freimütig. Leider werden durch den Verkehr mit den Europäern diese guten Charakteranlagen vielfach getrübt. An Gaben des Geistes und Herzens übertrifft der Sulu die meisten Neger. In der Rede ist er schlagfertig und gewandt und zeigt große Vorliebe für hitzige Wortgefechte. Durch verfängliche Fragen weiß er den Gegner zu umgarnen und so in die Enge zu treiben, daß er ihn schließlich zu seiner eigenen Verurteilung zwingt.

In Friedenszeiten liegen die Sulu dem Ackerbau und der Viehzucht ob; ertönt aber die Kriegsmuschel, so wird der friedliche Ackersmann zum gefürchteten Krieger; er ergreift dann mit der Rechten die Assagai, mit der Linken den Schild aus Ochsenhaut und kämpft mit Todesverachtung. Die kriegerischen Suluherrscher des verflossenen Jahrhunderts verfügten über eine der vollkommensten Armeen, die je ein Naturvolk aufzuweisen hatte. Ihr Organisator war Tschaka, „der südafrikanische Napoleon". Von frühester Jugend wurde die männliche Bevölkerung für den Kriegsdienst erzogen und in eigenen Kriegslagern bis ins späte Mannesalter festgehalten. Um den kriegerischen Geist unter ihnen zu nähren, war ihnen, solange sie unter den Waffen standen, die Heirat unter Todesstrafe untersagt; nur ausnahmsweise wurde sie gestattet. Diese Verordnung förderte bei den aus dem Kriegsdienst entlassenen Männern

---

[1] Strecker, Auf den Diamanten- und Goldfeldern Südafrikas 287—288.

die Vielweiberei, an deren ungesunden Folgen das sittliche Leben der Sulu immer noch krankt.

Die Frauen genießen den Männern gegenüber große Freiheit. Frei wählt das Mädchen den Bräutigam. Eine Anzahl Kühe ist der Heiratspreis, der heute zuweilen so hoch steigt, daß der Jüngling nur schwer ihn aufbringen kann. Der Mann baut jeder seiner Frauen eine eigene Hütte neben der seinigen. Diese Hütten werden kreisförmig um die im Mittelpunkt liegende Viehhütte angelegt, und der ganze Wohnungskomplex wird mit einer Mimosenhecke umzäunt. Das ist der Kaffernkraal; die aus Stroh oder Bambus gefertigten Hütten gleichen einem Bienenkorb.

Der Vater herrscht in der Familie als Häuptling und der Großvater als Großhäuptling. Der Sulu lebt einfach, von Mais, Süßbataten und Hülsenfrüchten. Als Trank dient geronnene Milch; nur selten trinkt er die Milch frisch. Butter und Käse gewinnt er nicht. Sein Lieblingsgetränk ist das bekannte Kaffernbier. Dabei ist er ein starker Schnupfer und Raucher. Musikalisch veranlagt, ergötzt sich der Sulu am liebsten bei Gesang und Tanz.

Wird ein Familienglied krank, so pflegt man es, solange Hoffnung auf Genesung bleibt; ist keine Hoffnung mehr, so verläßt man es. Geschrei und Wehklagen verkünden den Tod. Der Leiche bindet man die Knie an den Hals; sie wird rasch beiseite geschafft. Die, welche den Toten berühren, waschen sich sorgfältig und lassen sich vom Zauberer eine Medizin bereiten. Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände des Verstorbenen folgen ihm ins Grab. Einige Wochen nach dem Tode eines Häuptlings schlachten Freunde und Verwandte einen Ochsen, um den Geist des Verstorbenen zu beschwichtigen.

Überhaupt spielt der Aberglaube eine Hauptrolle in der Religion der Sulu. Um die Aufmerksamkeit der Geister auf ihre Gebete zu lenken, hängen sie farbige Zeugstreifen an die Bäume. Werden diese vom Winde hin und her geweht, so gilt das als Zeichen der Erhörung. Die Seelen der Verstorbenen gehen nach der Anschauung der Sulu in eine bestimmte Art von Schlangen über, die sie deshalb nicht zu töten wagen. Götzenbilder und Fetische kennen die Sulu nicht. Sie glauben, wie die Missionäre versichern[1], an ein höchstes Wesen, dem Menschen, Tiere, Pflanzen und alle Dinge ihr Dasein verdanken, das den Jahreszeiten, den Sternen, dem Regen usw. gebietet, und das sie Unkulunkulu oder Kulumkulu, d. h. „Groß-Groß“, nennen. Dieses Wesen flößt ihnen aber weder Liebe noch Furcht ein. Ebenso glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele. Sie haben auch eine unvollkommene Kenntnis vom Himmel und von einer Sündflut.

Dem obigen Zeugnis widerspricht der bekannte Ethnologe Sidney Hartland[2]. Dieser behauptet „ohne Bedenken“, wie er sich ausdrückt, daß den Stämmen im Südosten Afrikas der Glaube an ein höchstes Wesen, einen Schöpfer und eine alles beherrschende Vorsehung fremd sei. Es fehlt ihnen, meint er, der Begriff der Schöpfung. „Die Sulus reden wohl von Unku-

---

[1] Vgl. Echo aus Afrika, 23. Jahrg. (1911), 65; Missions catholiques 1911, 188. Delalle (Le Natal usw., in dem Sammelwerke Les Missions catholiques françaises au 19e siècle V 323) sagt: „Es ist gewiß, daß sie (die Kaffern in Natal) an einen Gott glauben.“

[2] Encyclopedia of Religion and Ethics, Art. Bantu (II 363—365).

lunkulu als dem ersten Menschen, dem Manne, der in irgend einer Weise dem Menschen das Dasein gegeben hat. Sie stimmen aber nicht darin überein, wie er es tat. Er selbst soll aus einem Röhricht hervorgekommen sein.... Das Wort Unkulunkulu bedeutet einfach den entferntesten bekannten Urahnen eines Stammes oder Klans, und es wird als gleichbedeutend unterschiedslos wie unser ‚Groß-groß-vater‘ oder ‚Groß-groß-mutter‘ gebraucht. Jeder Stamm hat seinen eigenen Unkulunkulu.... Uthlanga ist ein anderer Name, der oft als der Name des Sulu-Schöpfers angeführt wird. Das Wort bedeutet ein Rohr und wird metaphorisch gebraucht für die Quelle des Lebens. So wird ein Vater genannt der Uthlanga seiner Kinder, von dem sie hervorgingen oder abbrachen, wie die Sprossen von einem Rohre. Von Unkulunkulu in der Bedeutung des ersten Menschen wird oft gesagt, daß er die ersten Menschen durch Uthlanga gezeugt habe; in diesem Fall wird Uthlanga als seine Frau betrachtet. Umdabuko ist ein dritter Ausdruck, der zuweilen in einem persönlichen Sinn zur Bezeichnung des ‚Herrn oder Häuptlings, der Leben gibt‘ gebraucht und mit Uthlanga identifiziert wird. — Auch haben die Sulu keinen Glauben an eine persönliche, höchste, alles lenkende Vorsehung. Es gibt zwar Überlieferungen von einem Herrn oder Häuptling im Himmel. Bischof Callaway kam jedoch nach einer sehr eingehenden Untersuchung zu dem Schluß, daß im Geiste der Eingebornen kaum (hardly) der Begriff einer Gottheit vorhanden oder doch ganz in die Idee eines himmlischen Häuptlings eingehüllt sei. Wenn (dieser Ausdruck) auf Gott angewendet wird, so ist das einfach die Folge des christlichen Unterrichts. Unter ihnen gilt er nicht als der Schöpfer, noch als der Erhalter der Menschen, sondern als eine Kraft.“ [1] Hartland fügt hinzu, auch Junod sei zum Resultat gekommen, die Baronga wüßten nichts von der Erschaffung; das Wort Tilo (Himmel), mit dem man gewöhnlich den materiellen Himmel (sky) bezeichne, bedeute ganz unbestimmt einen Ort oder eine Macht, die sich durch Blitz oder Donner oder Mißgeburten wie Zwillinge äußere. Er werde „Herr“ genannt, aber „meistens“ als wesentlich unpersönlich aufgefaßt.

Ähnlich wie in den zitierten Ausführungen rücksichtlich der Kaffern sucht Hartland später auch für die zentralen und nördlichen Bantu den Nachweis zu führen, daß sie keinen Glauben an Gott haben. Was von diesen Ausführungen zu halten, geht schon aus unsern früheren Darlegungen hervor. Als charakteristisch sei nur erwähnt, daß Hartland nur solche Schriftsteller anführt, die seinen Ideen zu huldigen scheinen. Nicht nur werden die katholischen Missionäre nirgends erwähnt, auch Männer wie Livingstone, Roscoe und andere werden mit Stillschweigen übergangen. Das ist gewiß sehr auffällig.

Was nun die Kaffern, speziell die Sulu, angeht, so muß zugegeben werden, daß ihre Ideen von der Vorsehung sehr dunkel und konfus sind; auch wird sich kaum leugnen lassen, daß ihr Begriff von Erschaffung nicht allen Anforderungen einer philosophischen Definition entspricht. Aber ist denn das nicht selbst bei vielen ungebildeten Europäern der Fall? Unleugbar aber scheint zu sein, daß die Sulu an ein höchstes persönliches Wesen glauben, welches allen Dingen das Dasein gegeben hat und der

[1] Hartland zitiert Callaways Religious System of the Amazulu, London 1870, 124.

oberste Herr aller Dinge ist und deshalb mit Recht Gott genannt werden kann.

Um zu beweisen, daß die Kaffern nicht an ein persönliches höchstes Wesen glauben, sondern an eine höhere unpersönliche Macht, beruft sich Hartland auf Junods Ausführungen über den Himmel (Tilo) der Baronga. Aber diese Berufung müssen wir als mißglückt bezeichnen. Wir haben schon oben an der Hand von Junods eigenen Angaben gezeigt, daß die Baronga dem Himmel sehr viele Eigenschaften zuschreiben, die nur einem erkennenden, wohlwollenden und liebenden Einzelwesen, also einer Person zukommen können[1]. Zudem widerspricht sich Hartland. Zuerst behauptet er, Unkulunkulu sei nach den Sulu der erste Mensch gewesen, der den andern Menschen das Dasein gegeben habe, und auch Uthlanga genannt werde, weil er mit seiner Frau Uthlanga die übrigen Menschen gezeugt habe, er war also als Mensch gewiß eine Person, und hinterher soll dieser selbe Mensch nur ein unpersönliches Wesen, eine unpersönliche Macht sein. Das läßt sich nicht zusammenreimen. Übrigens ist dem gelehrten Forscher ein Wort entschlüpft, das seine Deduktionen über den Haufen wirft. Er sagt, „meistens“ (for the most part) werde der Himmel als unpersönliches Wesen aufgefaßt. Also nicht immer. Welches ist nun dieses persönliche Wesen? Doch wohl Unkulunkulu. Dieser ist also ein persönliches Wesen und bleibt es immer, wenn wir nicht annehmen wollen, Unkulunkulu sei nach den Kaffern abwechselnd ein persönliches und ein unpersönliches Wesen. Ja aus den eigenen Angaben Callaways, auf den sich Hartland beruft, ersieht man, daß die Sulukaffern den Himmel (zulu) als ein persönliches Wesen auffassen. In einem Märchen, das er mit Urtext und Übersetzung mitteilt, singen die Sulu: „Höre, du Himmel; o höre“, und wiederholen diese Anrufung oft im Liede. Dazu bemerkt Callaway[2] in einer Anmerkung: „Das Lied wird von Umkxakaza, der Hauptheldin in einem Märchen, an den Himmel gerichtet, als ob dieser ihr Herr wäre; es ist eine Klage, daß der Himmel bloß in seiner gewöhnlichen Weise handle und nicht so handle, wie sie wolle, d. h. nicht ihre Feinde töte.“ Dieses Klagelied setzt doch voraus, daß der Himmel die Klagen der Menschen hören und erhören könne.

Doch wir brauchen uns nicht auf aprioristische Erwägungen zu stützen, wir haben ja das klare Zeugnis mehrerer Missionäre angeführt, das durch die Einwendungen Hartlands in keiner Weise entkräftet wird und mit den schon oben (S. 371 f) erwähnten Angaben von Merensky, Strecker und Torrend über den Gottesglauben der Kaffern im allgemeinen ganz übereinstimmt. Wir können diesen Zeugnissen noch andere hinzufügen, namentlich das von Wilhelm Bleek, dem berühmten Afrikaforscher, der lange vor Callaway bei den Sulu lebte. Derselbe schrieb schon am 29. Mai 1856 an Dr M. Haug, datiert Entumeni (Sululand), über die Sulureligion[3]: „Ihre (der Sulu) Offenbarung besteht in

---

[1] Vgl. oben S. 364—365.

[2] Izinganekwane Nensumansumane, Nesindaba Zabantu (Nursery Tales, Traditions and Histories of the Zulus I, Natal and London 1867, 203). Das Werk Callaways ist unvollendet geblieben. Es sind nur fünf Teile (Lieferungen) des ersten Bandes erschienen. Die ersten zwei Lieferungen erschienen 1866, die drei letzteren im Jahre 1867.

[3] Der Brief wurde in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XI (1857) 328—329 und im „Ausland“ 1857, 743—744 veröffentlicht.

den Inhlamon. Das Wort heißt ursprünglich Beere, Kern, hat dann aber auch die Bedeutung von Abteilung, Kapitel. Den Inhlamon zufolge hat am Anfang Umkulunkulu die Menschen erschaffen (wa-dabula abuntu oder wa-veza abuntu), ebenso die Rinder, die Ziegen, Schafe, Hunde und überhaupt alle Dinge. Umkulunkulu ließ alles hervorgehen ohlanga, d. h. aus dem Rohr, was ursprünglich Anfang bedeuten soll, nun aber von den Sulu eigentlich gefaßt wird. Dann sprach Umkulunkulu zu dem Chamäleon (unoaba): Gehe hin und sage den Menschen, daß sie nicht sterben sollen. Dann schickte Umkulunkulu das Intulo, eine Art Eidechse, den Menschen zu sagen, daß sie sterben müssen, alle Menschen und alle Tiere. Dies ist die Grundsage. Umkulunkulu ist den Sulu die letzte Ursache aller Dinge; alle ihre Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, ihre leibliche und geistige Beschaffenheit rühren von Umkulunkulu her. Sie sagen z. B.: Es sagte Umkulunkulu, die Männer sollen die Weiber schlagen, welche sündigen; ferner: die Weiber sollen gekauft werden für Rindvieh von dem Vater. Überhaupt der ganze soziale Kodex der Kaffern ist wie ihre Ohren und Nase durch Anordnung von Umkulunkulu bestimmt. Umkulunkulu wird übrigens trotz alledem von den Sulu so gut wie gar nicht verehrt."

Da Umkulunkulu als letzte Ursache aller Dinge gedacht wird, so kann er unmöglich der erste Mensch sein; er wird ja auch als Urheber der Menschen bezeichnet. Bleek berichtet weiter über die Religion der Sulu: „Gebete und Opfer werden an die Mahlozi gerichtet. Dies sind die Geister der verstorbenen Häupter der Familie oder des Stammes, die ihre Erscheinung auf Erden in der Gestalt von Schlangen (innyoka, einer unschuldigen Art von Hausschlangen) machen. Ihnen werden zur Versöhnung Opfer dargebracht, und wenn ein Unglück die Sulu befällt, so hat es der Ihlozi geschickt, den man erzürnt hatte. Passiert ihnen etwas Gutes, so danken sie dem Ihlozi, der ihnen gnädig gewesen, und preisen ihn. Ein religiöser Sulu wird bei jedem Niesen ein Gebet an den Ihlozi richten. Ich kann hier nicht alle Gelegenheiten aufzählen, bei denen den Mahlozi Opfer gebracht werden von Rindern oder Ziegen, und alle die Zeremonien beschreiben, die dabei, besonders bei Festen, beobachtet werden. Der Ihlozi wird erwartet, an dem Opfer teilzunehmen, indem er von einem im Hintergrund der Hütte aufgehangenen Stücke zehrt. Sie haben Erscheinungen von den Mahlozi in der Gestalt von Schlangen. So stritten sich vor einigen Jahren ein Paar dieser Schlangen im königlichen Kraale. Die Weisen des Landes erklärten, daß es die Geister Tschakas und Dinganis, der Brüder und Vorgänger Mpandas, seien, die sich auch nach dem Tode noch bekämpften. Darauf ordnete Mpanda an, den Ihlozi, den man als Dingani zu erkennen glaubte, zu ergreifen und zu töten. Dies war eigentlich eine unerhörte, ja bis dahin unter den Sulu wohl unerdachte Freveltat; aber was der König tut, muß immer recht sein. So wurde die Schlange ergriffen und getötet. Nach einiger Zeit zeigte sich aber an einem andern Orte wiederum eine Schlange, in der die Weisen wieder Dingani erkannten. Auch sie wurde verbrannt und die Asche verstreut. Aber noch einmal zeigte sich Dingani, und noch einmal verbrannt, fand er sich wieder, bis endlich der König daran verzweifelte, Dingani zerstören zu können, und nun das Schlangenverbrennen aufgegeben hat. Mpanda

ist hierdurch im ganzen Lande zum Gelächter geworden. Seitdem sagen viele: ‚Wie konnte Mpanda denken, einen Ihlozi zu zerstören? Die Schlange kann er freilich töten, aber der Ihlozi entflieht und nimmt eine andere Gestalt an; der Ihlozi ist ja unsterblich.‘ Früher hatten namentlich die roheren Gemüter wohl nicht an eine Unterscheidung zwischen Ihlozi und der Schlangengestalt (innyoka) gedacht. Dies ist eine neue Phase in ihrer Dogmengeschichte[1]. — Der Titel des Sulufürsten ist: ‚Der Schöpfer der Welt‘, und es glauben viele Leute im Sululande wirklich, daß Mpanda die Welt erschaffen habe. Es gibt in der Sulumythologie noch eine Person, die sehr wenig hervortretend ist, Sondo, über die ich vielleicht später Genaueres erfahren kann.“

Mit dem Zeugnis Bleeks stimmt das von M. Matthews überein, der zwanzig Jahre in Südafrika zubrachte und sich auch auf das Zeugnis Mr Fynneys, eines langjährigen Beamten im Sululand, beruft. Nach Matthews[2] ist es zweifellos, daß die Sulu an das Dasein eines höchsten Wesens glauben, welches alle Dinge geschaffen hat und allmächtig ist; desgleichen glauben sie an eine jenseitige Welt. Sie bringen auch Opfer dar, um die höchste Gottheit zu versöhnen, an die sie glauben, obwohl sie sie nicht sehen. „Sie haben auch ihre ‚unteren Gottheiten‘, die Geister der verstorbenen Ahnen; sie haben ihr Gewissen, ihr Gefühl für Recht und Unrecht, und ihre Gesetze und Gewohnheiten, um ihr soziales Leben zu ordnen. Die Tatsache läßt sich nicht bestreiten, daß eine rohe (broad) Idee von der höchsten Gottheit bei ihnen verbreitet ist, und wie R. Rev. H. Callaway, Bischof von St John, der diesem Gegenstande eingehende Studien gewidmet, sagt: ‚Das Dasein der religiösen Instinkte bei den Eingebornen, jener Keime religiöser Wahrheit, welche unter Christen durch die göttliche Offenbarung zu einer so erhabenen Religion sich entwickelt haben, geht einleuchtend aus der Bereitwilligkeit hervor, mit der sie bei geeigneter Belehrung die Tatsache annehmen, daß es eine Schöpfermacht gibt, die sich fortwährend in der Vorsehung offenbart, und daß diese Schöpfermacht unser Vater im Himmel ist.‘“[3]

Der Missionär P. Rousset O. M. I., der seit 1891 bei den Sulu lebte, schrieb im Jahre 1905[4]: „Obwohl der Sulu ziemlich abergläubisch ist, so hat er doch keinen oder fast keinen Kult, weder äußeren noch inneren. Er hat kein religiöses Denkmal, keine Götzenbilder, keine Fetische. Doch existieren bei ihnen einige Bruchstücke oder Fetzen von Wahrheit, die sie bis auf unsere Tage bewahrt haben. Sie glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, sie haben

---

[1] Wenn der Glaube an die Unsterblichkeit des Ihlozi nicht schon vorher dagewesen wäre, hätten die Weisen gewiß nicht erklärt, nach der Tötung der Schlange sei Dingani immer wieder erschienen. Möglich ist aber, daß erst nach dieser Erklärung der roheren Gemüter der latente Unsterblichkeitsglaube zu klarerem Bewußtsein kam.

[2] Incwadi Yami or twenty years personal experience in South Africa, London 1887, 36.

[3] Ebd. Das Buch Callaways The Religious System of the Amazulu war uns leider nicht zugänglich, aber nach den obigen Angaben vermuten wir, daß man ihn mit Unrecht einfach zu denen zählt, welche den Sulu den Gottesglauben absprechen. Man vgl. noch die eingehende Kritik, die A. Lang (The making of Religion² [1900] 207 ff) an den (honest, but confused) Darlegungen Callaways übt.

[4] Missions catholiques 1905, 320.

die Vorstellung von einer Sündflut, vom Himmel, von der Unsterblichkeit der Seele usw. Aber alle diese vagen Vorstellungen existieren bei ihnen in einem dunkeln, unvollständigen, unvollkommenen, fast unkenntlichen Zustand.... Über den Ursprung des Menschen denken die alten Sulu folgendes: Nach ihnen hätte in den ersten Zeiten ein Wesen existiert (ob es geschaffen oder ungeschaffen, dieser Frage sind sie nicht auf den Grund gegangen), aus dem alles hervorgegangen ist. Sie nennen dieses Wesen um Veligangi. Die ersten menschlichen Wesen verdankten diesem Urheber (nicht Schöpfer im eigentlichen Sinn) ihr Dasein. Sie sollen aus diesem hervorbringenden Stamm zugleich mit den weißen Tieren und allen Arten von eßbaren Dingen hervorgegangen sein. Man nennt dieses Wesen auch: um Dabuli, d. h. derjenige, der die Ursache ist, warum die übrigen Wesen entstanden, oder auch um Kulunkulu = der Groß-große. Heute ist die letztere Bezeichnung die allein gebräuchliche." Aus allen diesen Zeugnissen geht zweifellos hervor, daß die Sulu einen wenn auch unklaren Begriff von einem höchsten Wesen, dem Urheber aller Dinge, haben.

Rousset berichtet dann die Legende über den Ursprung des Todes, die wir schon von Bleek vernommen. „Die Sulu haben auch einen unbestimmten Glauben an irgend einen Himmel. So ist es, scheint es, vorgekommen, daß Personen, die ermordet wurden, ihrem Mörder, besonders wenn dieser ein Zauberer (um takati) war, sagten: ‚Wir werden uns da oben sehen.' Vom Wesen der Seele geben sie sich kaum Rechenschaft. Für sie ist sie eine Art Hauch. Doch glauben sie, daß dieselbe nach dem Tode nicht verschwinde."

Nach Rousset[1] haben die Sulu bestimmte abergläubische Gebräuche zu Ehren eines gewissen jungen Mädchens (Incosazana), von dem sie kaum eine Vorstellung haben. So versammeln sich z. B. die Frauen und Mädchen an einem Tage, um gemeinsam ein Feld zu pflügen und zu bestellen, es ist dies der Acker Incosazanas. Niemand darf die Ernte anrühren, denn sie gehört der Incosazana da droben. Zu andern Malen versammeln sich die jungen Mädchen schon frühzeitig vor Tagesanbruch und besuchen dann singend und tanzend die Felder ringsum, um die Gunst der Incosazana für die Ernten zu erlangen.

Nach der Meinung der Sulu sterben nur die alten Leute eines natürlichen Todes; sonst sagen sie, die Krankheit komme von den Geistern der Ahnen, die erbost seien über die Unaufmerksamkeit der Leute und von ihnen Opfer verlangen. Der Wahrsager bestimmt das erforderliche Opfer: eine Kuh oder eine Ziege von bestimmter Farbe, die in gesetzlicher Form geschlachtet, ausgeteilt und verzehrt wird unter den Gebeten zu den Geistern der Ahnen. . . . Diese Ahnengeister sollen oft sichtbare Gestalt annehmen. Gewisse Schlangen werden als Träger dieser Geister betrachtet und verehrt."[2]

Die Geschichte weiß viel zu berichten von Grausamkeiten der Sulu und der Kaffern überhaupt gegen die Buren und Engländer. Die Tatsachen sind gewiß nicht zu leugnen, aber man darf nicht übersehen, daß dieselben vielfach nur die Rache für erlittenes schweres Unrecht waren. Daß sie sich besonders gegen

---

[1] Missions catholiques 1905, 320.
[2] Echo aus Afrika, 23. Jahrg. (1911), 65.

die Buren, die sie immer mehr von ihrem Boden zu verdrängen suchten und oft in der hinterlistigsten und grausamsten Weise behandelten, zur Wehr setzten und Gleiches mit Gleichem vergalten, ist bei einem halbwilden und kriegerischen Volke nicht zu verwundern.

Wir haben oben bemerkt, daß die Heirat bei den Kaffern ein Kaufgeschäft sei; nach Matthews ist aber diese Auffassung vom Standpunkt der Sulu nicht ganz richtig [1]. Sie betrachten den Brautpreis als eine Entschädigung für den Verlust der Tochter in einem Alter, wo sie durch ihre Dienste und ihre Liebe die ihr in der Kindheit zugewendete Pflege zu vergelten im stande ist. Außerdem ist die Braut stolz auf den Preis als einen Beweis ihres Wertes, und auch der Bräutigam würde eine Braut nicht schätzen, die ihm nichts kostet.

2. Die Neger in Kaffraria.

I. Die Neger in Keiland.

Unter Kaffraria versteht man das Gebiet zwischen Natal und der Kapkolonie, oder genauer zwischen dem großen Fischfluß und dem Umtata, das von der englischen Regierung den Eingebornen reserviert ist und etwa eine Million Einwohner zählt. Diese gehören zu den Kaffern, die uns am ganzen Südostufer vom Kapland bis zu den portugiesischen Besitzungen begegnen. Der Hauptfluß des Landes ist der Keifluß. Über die in Keiland wohnenden Kaffern besitzen wir eine interessante Schilderung des Missionärs C. Bick S. J., der mehrere Jahre unter ihnen tätig war und auch an der Herausgabe mehrerer Bücher in der Kaffernsprache mitwirkte; und ferner die Berichte des Bischofs Ricards, der über 30 Jahre sich im Kaplande aufhielt [2].

P. Bick bezeichnet die Kaffern als sehr begabt, er meint, sie stehen in dieser Beziehung wenig unter den Weißen und haben eine scharfe Beobachtungsgabe. Ein Kaffer sagte dem Missionär: „Eure (katholische) Religion ist schwerer zu üben (als die der protestantischen Sekten), deshalb muß sie wahrer sein. Andere zeigen Egoismus; euer Geist ist der des Opfers." [3] Das Volk ist ganz in das Irdische versunken und denkt wenig an höhere Dinge. Daher auch die Schwierigkeit der Bekehrung, namentlich da sich bisher die Wesleyaner und andere Sekten damit begnügt haben, ihnen einen oberflächlichen christlichen Firnis zu geben, sie aber in Wirklichkeit in den meisten heidnischen Gebräuchen beließen.

Der Kaffer ist sehr abergläubisch. Er glaubt an das Dasein von Geistern, die sich in die Angelegenheiten dieser Welt einmischen und die man deshalb durch Opfer gnädig stimmen muß. Diese Geister (izinyanya) sind die Geister ihrer verstorbenen Häuptlinge. Wenn diese hungrig sind, so senden sie Geißeln auf die Erde, bis man durch Opfer ihren Hunger gestillt hat. Der Mittel-

[1] Incwadi Yami usw. 37.

[2] The Catholic Church and the Kaffir, London (ohne Jahreszahl). Erschien zuerst im Jahre 1880.

[3] The Zambesi Mission Record I 28.

punkt von allem ist das gegenwärtige Leben; denn die Kaffern haben nur einen geringen Begriff von Lohn und Strafe in einem kommenden Leben. Doch haben sie einen vagen und unbestimmten Glauben an ein höchstes Wesen, das ‚Gamata‘ genannt wird. Aber sie können von diesem Glauben keine Rechenschaft geben. Die Missionäre glaubten den Namen Gamata in Fixo umändern zu sollen. Fixo ist ein ursprünglich hottentottisches Wort, das den wahren Gott bedeutet und heute allen Kaffern bekannt ist. Aber ‚Gamata‘ ist noch nicht vergessen. Man begegnet am Wege großen Steinhaufen; sie sind von den Vorübergehenden zu Ehren Gottes und um ihn zu versöhnen zusammengetragen worden.“ [1]

„Außer Gamata und den Geistern der Ahnen kennt der Kaffer eine ganze Reihe von Erd- und Wassergeistern ringsherum, denn seine Phantasie bringt ihn beständig mit der unsichtbaren Welt in Berührung. Berge, Täler, Flüsse — alles wird von diesen eingebildeten, bösartigen und schädlichen Wesen unsicher gemacht. Um sich gegen ihre Bosheit zu schützen, bewaffnet sich der Kaffer mit allen Arten von Zaubermitteln: Armspangen, Halsketten und Amuletten.“

„Von solchen abergläubischen Meinungen bis zur Zauberei ist nur ein Schritt. Es gibt zahlreiche Arten von Zauberern. Da ist vor allem der böse (geheime) Zauberer, der die Macht hat, Krankheiten und selbst den Tod zu verursachen. In früheren Zeiten wurde jeder, der der Zauberei überführt war, gefoltert, seine Güter wurden konfisziert, und er endete gewöhnlich sein Leben in unsäglichen Qualen. Solche Barbarei kommt jetzt aus Furcht vor der Regierung in Kaffraria nicht mehr vor, wohl aber trotz des Verbotes im Pondoland. Sodann ist eine andere Klasse Zauberer da, vor denen die Kaffern die größte Angst und zu denen sie zugleich das größte Vertrauen haben. Das sind die Iranusi. . . . Diese werden in Kaffraria in sechs Klassen eingeteilt: je nachdem sie die Macht haben, die Schwarzen im Kriege unsichtbar zu machen, Krankheiten zu heilen, diejenigen zu entdecken, welche Böses getan haben usw. [2] Die letztgenannten heißen Abavumisi = Entdecker geheimer Ursachen, sie behaupten, mit bösen Geistern in Verbindung zu stehen und von ihnen die Namen der Verursacher einer Krankheit oder eines Unglücks zu erfahren. Wenn sie ihre Zeremonien und Tänze beendet haben, die nicht selten sehr unanständig sind, werden im Flusse Waschungen vorgenommen und wird ein Schaf geschlachtet. — Außer den genannten Zauberern gibt es solche, die Regen verschaffen und vor den Heuschrecken beschützen. Daneben gibt es allerdings auch Doktoren, wie sie sich nennen, die ohne Zauberei und Tänze durch Medizinen heilen, deren Kräfte sie sehr gut kennen.

Das größte Hindernis der Bekehrung zum Christentum ist die bei den Kaffern allgemein herrschende Vielweiberei. Diese hat nicht bloß in un-

[1] Bick, The Zambesi Mission Record I 29. Ricards (The Catholic Church and the Kaffir 28—29) sagt, die Kaffern hätten keine Idee vom Dasein und von den Eigenschaften eines höchsten Wesens. In Bezug auf die Eigenschaften Gottes ist die Behauptung richtig. Soweit das Dasein des höchsten Wesens in Betracht kommt, stimmt sie aber nicht mit dem ausdrücklichen Zeugnis der Missionäre, die jahrelang unter den Eingebornen gelebt haben.

[2] Bick a. a. O. 30.

gezügelter Sinnlichkeit, sondern auch in der Habsucht ihre Wurzel. In der Menge seiner Weiber sieht der Kaffer eine Quelle von Reichtum. Nächst dem Vieh besteht beim Kaffer die Quelle seines Reichtums in seinen Töchtern. Je nach der Zahl und Qualität seiner Töchter wird er seine Herde vermehren, und deshalb sieht er in ihnen ein Handelsobjekt. Denn für jede Tochter kann er bei der Heirat von seinem künftigen Schwiegersohn eine Anzahl Stücke Vieh erlangen. Deshalb bildet beim Kaffer die Tochter die bewegliche Habe; er verfügt über sie und gibt sie zur Ehe, ohne sie zu fragen. Bei den weniger zivilisierten Kaffern wird auch heute noch die Ehe ohne Wissen der Tochter abgeschlossen.

Wenn ein Weib vom Manne mißhandelt wird, so hat sie immer das Recht, zu ihren Verwandten zu fliehen, wo ihre Person in gewisser Art unverletzlich ist, und von wo ihr Mann sie nur zurückerhalten kann, wenn er einen oder zwei Ochsen zur Sühne für seine Brutalitäten hergibt. Übrigens ist die Zahl der Viehstücke nicht genau fixiert, so daß der Schwiegersohn nach Lieferung einer bestimmten Zahl endgültig frei wäre. Die Eltern der Braut behalten das Recht, noch eine Nachzahlung zu fordern, so daß der Schwiegersohn nie vollständig frei ist. Nach dem Brauch der Kaffern geht dieses Recht auf die Erben über: die nahen Verwandten oder auch bloß Befreundeten, die immer Mittel finden, um von ihrem Recht Gebrauch zu machen, was zu vielen Zänkereien und Streitigkeiten Anlaß gibt [1].

Man möchte sagen, urteilt der Missionär, daß fast alle Sünden der Kaffern mit der Vielweiberei verknüpft sind. Auf einen Mann, der nur eine Frau hat, sieht man von oben herab. Ein armer Mann, der mehrere Töchter besitzt, kann leicht reich werden, während einem Manne, der nur Söhne hat, die Armut droht.

Obwohl die Kaffern augenblicklich so tief stehen — teilweise durch Schuld der Weißen —, haben sie doch auch manche guten Eigenschaften. Sie sind fähig, die Schönheit der christlichen Moral zu verstehen. „Wie oft haben wir sie weinen sehen, wenn ihnen das Evangelium erklärt wurde. Wenn man sie aber auffordert, das zu beobachten, was sie bewundern, so antworten sie, es ist unmöglich, es geht über unsere Kräfte.“ Und es gehören in der Tat für den Kaffer heute große Opfer dazu, ein wahrer katholischer Christ zu werden. Trotzdem hat die Mission schöne Erfolge aufzuweisen, und die Missionäre wissen von erhebenden Tugendbeispielen der Neger zu erzählen. Manche führen nach der Taufe ein so echt christliches Leben, daß sie die meisten europäischen Christen beschämen. „Der Kaffer ist geduldig und verliert selten im Unglück den Mut. Der Familienvater (der indodo) ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt und versteht es, geduldig für seine Kinder zu leiden.“ [2] Während der Hungersnot haben viele von ihnen in erstaunlicher Weise Hunger gelitten und gearbeitet, um ihre Familie zu retten. Für gewöhnlich ist der Kaffer mäßig im Essen und nimmt meist nur eine tägliche Mahlzeit zu sich, und zwar nach Sonnenuntergang. Nur die Reichen fangen an, die Weißen nachzuahmen und außer der Hauptmahlzeit am Abend zwei kleinere Erfrischungen während des Tages zu nehmen.

---

[1] Ebd. 31. [2] Ebd. 33.

Die neugetauften Christen erweisen sich als gelehrig; sie trauen dem Weißen, wenn er sie nicht schon getäuscht hat; und deshalb nehmen sie vom Priester, der ihnen im Namen Gottes die Lehre verkündigt, willig alles an.

Früher waren die Neger in Kaffraria wohlhabend und besaßen zahlreiche und stattliche Rinderherden; heute sind sie arm geworden, und zwar durch eigene Schuld. In ihrem Haß gegen die englische Herrschaft ließen sie sich von einer falschen Prophetin betören, die sich auf besondere übernatürliche Erleuchtungen berief und ihnen sagte, sie sollten selbst ihr eigenes Vieh töten und sich dann gegen die Engländer empören; dann würden sie nicht nur die englische Herrschaft beseitigen, sondern auch das getötete Vieh würde von selbst wieder zum Vorschein kommen. Sie folgten ihr, wurden aber geschlagen, und das Vieh kam nicht wieder. Hierzu gesellte sich dann noch eine schreckliche Hungersnot, welche einen großen Teil der Bevölkerung hinwegraffte und das Elend auf den Gipfel brachte.

II. Die Kaffernstämme der Galeka, Tembu und Pondo.

Geht man vom Keifluß weiter östlich, so trifft man die ebenfalls zu Kaffraria gerechneten Negerstämme der Pondo, Tembu, Galeka usw. In diesem weiten Gebiet arbeiten protestantische Missionäre schon seit bald einem Jahrhundert, allerdings mit geringem Erfolge. Einer dieser Missionäre, Rev. James Macdonald[1], hat die Sitten und Gebräuche der genannten Stämme viele Jahre sorgfältig erforscht. Er beginnt mit der Bemerkung, man dürfe beim Studium der Sitten und Gebräuche der Kaffern nicht vergessen, daß sie mehr gemischten, und manche von ihnen sehr unsichern Ursprungs sind, daß sie ferner bald zwei Jahrhunderte mehr oder weniger mit den Europäern in Verbindung stehen und sich deshalb manchmal schwer sagen läßt, was sie den Europäern entlehnt haben und was nicht. Macdonald hat sich große Mühe gegeben, in seinen Berichten nur die Gebräuche und Sitten aufzunehmen, die sicher oder wenigstens sehr wahrscheinlich von alters her den Kaffern eigen waren.

Die verschiedenen Völker werden in Klans oder Stämme, Unterstämme und Familien eingeteilt. Die Familie hat aber hier eine weitere Bedeutung und begreift oft mehrere Haushaltungen, Söhne, Enkel, Schwiegersöhne und andere Verwandte. Reichtum ist gewöhnlich das Tor, durch das ein Mann dazu gelangt, als das Haupt einer Familie angesehen zu werden, während die Verbindung mit irgend einem königlichen Haushalt der einzige Schlüssel zu irgend einer untergeordneten Häuptlingswürde ist[2]. Der Ursprung der königlichen Würde verliert sich im Dunkel der Vorzeit, gründet sich aber ohne Zweifel auf militärische Kühnheit. Fast jede zweite Familie beansprucht, direkt oder indirekt mit einem königlichen Hause verwandt zu sein, und „Prinzen von Geblüt findet man häufiger als in Deutschland". Heiraten zwischen den Familien der Oberhäuptlinge sind häufig, so daß die meisten Stämme mehr oder weniger durch

[1] The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XIX (1890) 264 ff.

[2] Ebd. 265.

solche Heiraten verbunden sind. Trotz dieser verwandtschaftlichen Beziehungen dürfen zwei Oberhäuptlinge nie zusammenkommen; denn bei einer solchen Zusammenkunft müßte der eine Häuptling den andern grüßen, und das hieße ihm einen Vorrang zuerkennen. Die untergeordneten Häuptlinge haben ihre genau bestimmte Rangordnung, so daß nie ein Präzedenzstreit entstehen kann. Obwohl der eigentliche Totemismus hier nicht bekannt ist, hat doch jeder Stamm gewisse heilige Tiere, deren Tötung als schweres Verbrechen gilt, das die Geister der Ahnen beleidigen und schweres Unglück, z. B. Viehseuchen, Tod der Kinder u. dgl., verursachen würde [1].

Nach der Geburt eines Kindes wird die Mutter einen ganzen Monat von allen übrigen abgesondert. Diese Zeit der Absonderung nennen sie Inkubation; hielte die Frau diese Inkubation nicht ein, so würde sie ihre Fruchtbarkeit verlieren. Während der Schwangerschaft muß sich die Frau nach altem Gebrauch mancherlei Einschränkungen unterziehen. Nach der Geburt eines Kindes schlachtet der Vater ein Schaf, eine Ziege oder einen Ochsen als Dankopfer für die Geister der Ahnen, die sozusagen seine Hausgötter sind. Dieses Opfer sichert ihre Gunst während der ersten Lebensjahre des Kindes. Sollte dieses Opfer unterlassen und das Kind krank werden, so muß man den Zauberer rufen, der unter vielen geheimnisvollen Zeremonien Opfer darbringt, um die beleidigten Götter zu versöhnen. Kinder werden bei der Geburt nie getötet oder verstümmelt, und eine zahlreiche Familie gilt als eine besondere Ehre. Wenn die älteren oder zuerst gebornen Kinder sterben, so müssen bei der Geburt neuer Kinder größere Opfer dargebracht werden, und zwar durch den Priester des Stammes. Im häuslichen Leben herrscht der Vater mit absoluter Gewalt. Die Kinder werden nach ihm genannt und gehören seinem Stamme. Weder der Vater noch die Mutter kann die Kinder auf einen andern Stamm übertragen; auch wenn ein Neger bei einem andern Stamme lebt, betrachtet er sich und die Seinigen als zum Stamme seiner Ahnen gehörig [2]. Bei der Heirat wird die Frau ein Mitglied des Stammes ihres Mannes. Annahme an Kindes Statt kommt nicht vor, Pflegeeltern sind aber häufig. Es ist für einen reichen Mann Brauch, eine Anzahl Kinder armer Eltern in seinem Kraal zu haben, „um Milch zu trinken". Solche Pflegekinder erweisen ihren Pflegeeltern die größte Achtung und Liebe. Die Reichen sind gehalten, den Armen zu helfen, und ein reicher Mann, der es unterließe, einem armen Nachbar mit vielen Kindern eine Milchkuh zu leihen, würde seinen Namen schänden und den Häuptling seines Stammes entehren, was wahrscheinlich dazu führen könnte, daß der Rat des Stammes ihm eine schwere Strafe auferlegen oder einen Teil seiner Güter konfiszieren würde [3].

Wenn der junge Afrikaner in das Mannesalter tritt, muß er sich sehr umständlichen Einweihungszeremonien unterziehen. Zuerst muß er — zwischen dem 16. bis 18. Jahre — beschnitten werden. Wenn die Ernte anfängt zu reifen, werden alle jungen Männer im betreffenden Alter von dem Dorfdoktor oder Medizinmann beschnitten und dann in eigens dafür bereiteten Hütten, entfernt von den andern Häusern, abgetrennt. Einige Männer sind

[1] Ebd. 266. [2] Ebd. 267. [3] Ebd. 268.

dazu bestimmt, die Neophyten zu überwachen und besonders jeden Verkehr mit Frauen zu verhindern. Die jungen Männer werden mit weißem Lehm beschmiert und müssen während vier bis sechs Wochen manche harte Entbehrungen auf sich nehmen. Das Fleisch müssen sie sich stehlen, und da jedermann auf der Hut ist gegen die „weißen Buben“, so geht das nicht so leicht. Gelingt es ihnen, etwas zu stibitzen, so werden sie wegen ihrer Geschicklichkeit gelobt, werden sie aber erwischt, so erhalten sie eine gehörige Tracht Prügel. Sie müssen auch gewaltsame Leibesübungen im Tanzen und Laufen vornehmen; werden oft mehrere Nächte hintereinander wach gehalten, manchmal an Armen und Beinen geschlagen und dazwischen in wechselnden Zwischenräumen der Nahrung beraubt, um sie abzuhärten und an Mühe und Entbehrungen zu gewöhnen. Manche sterben infolge dieser harten Zucht. Ist die Probezeit zu Ende, so werden sie gewaschen, mit einer neuen Felldecke bekleidet und ziehen nun zum Hause des Häuptlings des Klans, wo die älteren Männer des Stammes schon versammelt sind. Hier werden ihre Leiber mit Öl gesalbt und mit rotem Ocker beschmiert, dann werden sie ermahnt, die Werke der Kindheit abzulegen, dafür erhalten sie jetzt alle Rechte der Männer und die Waffen. Mit diesen sollen sie ihren Häuptling verteidigen, das ihm zugefügte Unrecht rächen und nach seinem Willen kämpfen, selbst gegen ihre eigenen Mütter, und diese Treue wird auch tatsächlich gelegentlich gefordert. Tätowieren, Ausschlagen der Zähne u. dgl. kommt bei diesen Zeremonien nicht vor.

Auch die Mädchen werden beim Eintritt in das mannbare Alter in ähnlicher Weise isoliert. Eine alte Frau nimmt eine kleine chirurgische Operation vor, und am Ende der Probe singen und tanzen sie, und unterziehen sich verschiedenen obszönen Verrichtungen. Zum Schluß wird ein Ochs zu Ehren des Ereignisses geschlachtet. — Der Mann kann eine Frau sowohl aus dem eigenen als einem fremden Stamme nehmen, wenn sie mit ihm nicht blutsverwandt ist. Die Grade der Blutsverwandtschaft sind nicht ganz genau bestimmt, aber ein Mann und eine Frau, die nachweislich von demselben Ahnen abstammen, dürfen einander nicht heiraten, ja jeder Geschlechtsverkehr unter ihnen wäre ein Verbrechen. Die Verletzung der Ehegesetze werden unnachsichtlich gestraft. Uneheliche Kinder sind sehr selten, das kommt aber daher, daß die Medizinmänner mit Hilfe von Kräutern die Frucht abzutreiben verstehen. Ehebruch ist häufig, ja nicht selten lockt die Frau mit Wissen ihres Mannes zum Ehebruch, da dieser, im Fall daß der Ehebruch bewiesen wird, vom Ehebrecher eine Geldstrafe erhält. Polyandrie kommt nicht vor, die Polygamie (Polygenie) ist allgemein. Als Gründe dafür werden angeführt: der uralte Gebrauch und der Umstand, daß der Mann während der Menstruation, Schwangerschaft und Säugung des Kindes mit der Frau keinen Verkehr haben darf; endlich nimmt man an, mehrere Frauen seien aus physiologischen Gründen notwendig [1].

Ehe. Ein Mann erhält eine Frau, indem er ihrem Vater eine bestimmte Anzahl Stücke Vieh gibt; obwohl dies oft ein Kauf genannt wird, so ist es doch nicht ein Kauf im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Frau behält gewisse Rechte, und das Vieh ist eher eine Bürgschaft für des Mannes Wohl-

[1] The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 270.

verhalten als der Preis für das Weib. Sie darf nicht mißhandelt oder über genau bestimmte Grenzen gezüchtigt werden. Sie kann auch nicht wieder verkauft oder von ihrem Manne ohne öffentlich bewiesene gute Gründe entlassen werden. Das für sie bezahlte Vieh gehört ihr, wenn der Mann sie mißhandelt oder verläßt; verläßt dagegen sie den Mann, so gehört das Vieh diesem. Eine besondere Vorbereitung auf die Ehe wird nicht gefordert. Am Schluß der Zeremonien wird die Braut zu ihres Mannes Wohnung geführt, wo eine getrennte Hütte für ihren Gebrauch errichtet ist, die sie dauernd bewohnt, mag sie nun die erste Frau sein oder nicht. Handelt es sich um die erste Frau, so hat der Mann selten die Wahl seiner Braut, und die Braut hat fast nie die Wahl ihres Mannes; die Eltern regeln die Angelegenheit, und der Sohn fügt sich. Ist die Ehe beschlossen und der Tag bestimmt, so macht sich die Braut mit ihren Begleiterinnen auf den Weg zu der für sie bestimmten Hütte, es folgt ein großes Fest, bei dem wenigstens ein Stück Vieh geschlachtet werden muß, sonst wäre die Ehe nicht regelrecht; denn Blutvergießen gilt als Beweis einer gesetzlichen Ehe. Während des Festes bleibt die Braut verschleiert, erst am Ende desselben wird sie dem Manne zugeführt, den sie nun vielleicht zum erstenmal sieht. Jetzt ist die Heirat geschlossen. Eine schmähliche Sitte bei den Kaffern ist der zwar nicht gesetzlich anerkannte, aber tatsächlich in Übung stehende Brauch, die Frauen gelegentlich für einige Zeit auszutauschen [1]. Bei den Sulu und Pondo muß der nächste Verwandte mit der Witwe verkehren, um dem verstorbenen Mann Kinder zu erzeugen; bei den Tempu und Giaka existiert aber dieser Brauch nicht. Die Witwe bleibt gewöhnlich als Glied in der Familie ihres Mannes, und wenn sie Kinder hat, hat sie die Aufsicht über dieselben und in weitem Maße auch die Sorge für ihr Eigentum. Sie kann zu ihrer Familie zurückkehren, aber sie muß dann ihre Kinder zurücklassen.

Abgesehen von Altersschwäche, werden Krankheit und Tod der Zauberei zugeschrieben. In der Krankheit wird der Medizinmann gerufen, der gewisse Geheimmittel oder Kräuter verschreibt. Hilft das Mittel, so wird ein Hausopfer dargebracht; wenn nicht, so werden die Zauberer gerufen. Entdecken diese, daß die Krankheit die Folge irgend einer den Geistern zugefügten Beleidigung ist, so wird ein Opfer angeordnet, um ihren Zorn zu besänftigen. Gebeine und Fett des Opfers werden sorgfältig gesammelt und verbrannt, und während der Rauch aufsteigt, betet der Zauberer als Priester: „O ihr da droben, die ihr uns vorangegangen seid, sehet mitleidig auf uns herab und beseitigt unser Leid. Ihr, die ihr sehet, daß wir nicht den Toten opfern, höret. Es ist Blut. Wir bereuen. Wollt ihr nicht nachgeben und uns gnädig sein, die wir jetzt euch opfern?" Gesundet der Kranke, so erhält der Zauberer reichen Lohn [2]. Wird die Krankheit bösem Zauber zugeschrieben, so sucht der Zauberpriester durch Saugen die Ursache des Übels aus dem Leibe zu ziehen. Stirbt der Patient, so muß der Zauberpriester den Urheber des Übels ermitteln; es werden Opfer dargebracht, und der ganze Rat des Stammes wird versammelt. Nach einigen geheimnisvollen Zeremonien flüstert der Zauberpriester dem führenden Häuptling den Namen des Schuldigen ins Ohr. Dieser wird

[1] Ebd. 272. [2] Ebd. 274.

noch in der Nacht umgebracht, wenn er nicht noch rechtzeitig Wind bekommt und entflieht. Zuweilen wurde auch die Tortur angewendet, um von dem des bösen Zaubers Angeklagten das Geständnis zu erzwingen[1].

Beim Tode eines Häuptlings wird an der Seite des Hauses eine Öffnung gemacht, vor der sich der ganze Stamm versammelt. Sobald die Leiche, in ein Leopardenfell gehüllt, durch diese Öffnung ins Freie gebracht wird, begrüßt ihn das ganze Volk feierlich, als ob er noch lebte. Das Grab des Häuptlings befindet sich gewöhnlich am Eingang der Viehhürde. Dieser Eingang wird dann für immer geschlossen und dafür an anderer Stelle ein neuer gemacht. Die Leiche wird in königlichen Kleidern und mit allen Schmucksachen versehen ins Grab gesenkt. Alles, was ihm im Leben gedient: Kleider, Ringe, Tabakspfeifen und der zerbrochene Speer, werden ins Grab gelegt. Sobald das Grab geschlossen ist, verneigt sich das Volk tief gegen dasselbe und ruft dreimal: „Häuptling — fahre wohl!" Während mehrerer Jahre wird das Grab von dazu bestimmten Männern Tag und Nacht bewacht, um zu verhindern, daß Zauberer den Leichnam ausgraben und Stücke davon zu ihrem Gewerbe gebrauchen. Früher wurden nur die Häuptlinge begraben, heute alle Verstorbenen, mit Ausnahme derjenigen, die vom Blitz erschlagen oder sonst auf gewaltsame Weise umgekommen sind. Die, welche die Leiche mit ihren Händen berührt hatten, waren unrein und durften nicht mit andern essen, bevor sie sich in fließendem Wasser gebadet. Der Geist des Verstorbenen wird als solcher nicht gefürchtet, er geht einfach fort, um sich mit den übrigen Geistern der Ahnen zu vereinigen, und das ist die „Heimkehr"[2]. Die Witwe wird für einige Tage abgesondert und wirft alle alten Kleider weg. Erst nachdem sie neue Kleider erhalten, darf man sie besuchen, und nimmt sie ihr gewöhnliches Leben wieder auf. Die nächsten Verwandten fasten einen Tag lang und sind unrein, bis sie der Priester mit einem Absud von Kräutern und Blumen besprengt und sie sich gebadet haben. Beim Tode eines Häuptlings rasieren sich alle Männer den Kopf zum Zeichen der Trauer; beim Tode gewöhnlicher Leute tun dies nur die Verwandten. Nach Beendigung der Begräbnisfeier wird das Haus des Verstorbenen mit allem, was darin ist, selbst kostbaren Sachen, Kleidern und Hausgeräten, verbrannt. Denn alles ist durch die Gegenwart der Leiche verunreinigt, und der Gebrauch dieser Dinge würde die Geister der Ahnen beleidigen. Überhaupt durchdringt diese Ahnenverehrung das ganze Leben des Negers nach allen Beziehungen. Familienereignisse, Krieg, Friede, Landbau, Viehseuchen, Dürre, Krankheiten usw., kurz, alle Vorkommnisse werden direkt oder indirekt auf die Ahnengeister zurückgeführt. Je nachdem sie zufrieden oder unzufrieden sind, kommt Glück oder Unglück[3].

„Der Häuptling besitzt das Land zu Gemeindezwecken, und jedes Glied des Stammes bebaut sich so viel, als es nötig hat. Solange ein Mann ein Stück Land im Besitz hat und bebaut, gilt dasselbe als sein Eigentum, und niemand, selbst nicht der Häuptling, darf es ihm ohne reichliche Entschädigung nehmen. Bei seinem Tode geht sein Besitz auf seine Erben über,

---

[1] The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 275.
[2] Ebd. [3] Ebd. 276.

er kann darüber nicht zu Gunsten anderer verfügen. Selbst wenn er zu Lebzeiten ein Stück Land einem andern gibt, so gilt dies bloß als eine Art Pacht und schmälert die Rechte der Erben in keiner Weise. Auch wenn der Pächter den Boden mit großen Kosten angebaut und verbessert haben sollte, kann er dafür keine Entschädigung von den Erben fordern. Das Land eines Mannes darf nicht wegen Schulden oder sonst einer Verpflichtung in Beschlag genommen werden, solange er ein Glied des Stammes bleibt. Für bestimmte Verbrechen, wie Mord, Brandstiftung, Diebstahl usw., kann er aus dem Stamm vertrieben und, wenn er auf frischer Tat ertappt wird, straflos erschlagen werden. Er ist ein Wolf." [1]

Ein beträchtlicher Teil des anbaufähigen Landes wird immer reserviert, um davon jüngeren Söhnen oder Männern, die sich dem Stamme anschließen, einen Anteil zu geben. Dieses reservierte Land ist aber nicht ein zusammenhängendes Stück, sondern besteht aus Parzellen, die unter den andern Besitzungen zerstreut liegen. Das Weideland ist Gemeineigentum des Stammes, und jeder kann seine Herden weiden lassen, wo er will, nur der Boden um den „Großen Platz", d. h. die Wohnung des Häuptlings, ist für dessen Gebrauch vorbehalten. Außer dem Acker- und Weideland gibt es fast überall große Strecken von Wäldern und Flächen zu Jagdzwecken. Bevor sie mit den Feuerwaffen bekannt wurden, diente den Negern hier als Waffe nur der Speer, die Assagai. Es ist altes ungeschriebenes Gesetz, daß demjenigen die Jagdbeute gehört, der das Tier zuerst so verwundet hat, daß Blut floß, wenn es auch noch so wenig ist.

Das Erbrecht ist, obwohl scheinbar verwirrend, doch gut geordnet. Hat ein Mann nur eine Frau, so ist sein ältester Sohn sein Erbe; dieser erbt alle seine bürgerlichen und materiellen Rechte als Stammesmann. Er hat auch das Recht auf einen bestimmten Anteil an der gesamten beweglichen Habe. Der Rest wird unter die übrigen Glieder der Familie verteilt. Töchter können auf diese Weise erben, obwohl es praktisch selten vorkommt. Man setzt voraus, daß sie heiraten und den Reichtum des Vaters vermehren. Gelangen sie im gewöhnlichen Alter nicht zur Ehe, so betrachtet man sie als mißglückt und behandelt sie als Haussklavinnen oder unnützes Gerümpel. — Hat der Mann mehrere Weiber, so wird das Erbrecht komplizierter. Ist die erste Frau zugleich die Hauptfrau, so ist ihr ältester Sohn der Erbe, ist sie aber nicht die Hauptfrau, so ist der älteste Sohn der letzteren der Erbe, aber der älteste Sohn der ersten Frau hat ein Vorrecht vor den Söhnen der übrigen, untergeordneten Frauen. Der Vater weist zu Lebzeiten gewöhnlich jeder Haushaltung nach Maßgabe des Erbrechtes ihr Eigentum zu; was nicht zugewiesen wurde, wird zu gleichen Teilen verteilt, doch erhält der Erbe einen größeren Teil davon. Wenn ein Mann keine Erben hat, so kann er sein bewegliches Eigentum Leuten vermachen, die nicht seine Verwandten sind, nur behält sein Bruder, wenn er von derselben Mutter stammt, gewisse Rechte. Seine bürgerlichen Rechte fallen an den Häuptling zurück, der darüber nach seinem Gutdünken verfügen kann. —

[1] Ebd.

Nicht selten kommt es vor, daß der jüngste Sohn Erbe ist, wenn nämlich die letzte Frau Hauptfrau wurde.

Auch die Kafferneger haben ihre Speiseverbote. Für die Männer gelten Schweine, Hasen, Haushühner, Gänse und Fische als unrein, dagegen dürfen sie wildes Geflügel essen; umgekehrt dürfen die Frauen diese Speisen genießen, mit Ausnahme der Fische. Diese werden zur Klasse der Schlangen gezählt, deren Genuß allen verboten ist. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten essen die Männer allein und werden von Frauen und Kindern bedient, die erst nach dem Manne essen, doch haben die Männer oft die Gewohnheit, den Kindern, die in einer Gruppe zusammensitzen und auf ihre Reihe warten, kleine Stücke zuzuwerfen. Der Grund, warum die Frauen erst nach den Männern und allein essen, ist ihre vollständig untergeordnete Stellung. Sie werden kaum besser behandelt als das Vieh. — Die Pflicht der Gastfreundschaft gegen Fremde liegt dem Häuptling des Dorfes ob [1].

Kannibalismus kommt bei den südafrikanischen Negern nicht vor, doch sollen die Basutos in früheren Zeiten das Fleisch der im Kriege erschlagenen Feinde verzehrt haben. Meist wurden die Kriegsgefangenen als Haussklaven gebraucht. Das Fasten gilt als eine halbreligiöse Übung und wird nach dem Tode eines Häuptlings oder eines Verwandten oder bei besondern Gelegenheiten, wenn große Ereignisse bevorstehen, beobachtet; doch scheint dieser Gebrauch mehr und mehr zu verschwinden [2]. Die zum Kriege bestimmten Männer werden, bevor sie ins Feld ziehen, von dem Zauberdoktor mit einem Absud von Wurzeln und Kräutern besprengt und dürfen danach keinen Umgang mehr mit ihren Frauen haben, sonst müßte die Zeremonie erneuert werden [3].

Die Religion, die die Neger nicht nur bekennen, sondern die ihr ganzes Leben beherrscht, hat zur Grundlage den Glauben, daß die Geister ihrer Ahnen sich beständig in ihre Angelegenheiten einmischen. Jeder Mann verehrt seine eigenen Ahnen und bringt Opfer dar, um ihren Zorn abzuwenden. Der Klan verehrt die Geister der Ahnen seines Häuptlings und der ganze Stamm die Geister der Ahnen des Oberhäuptlings. Wo alle Klans eines Stammes ihren Häuptling als Nachkommen des gemeinsamen Stammvaters ansehen, verschmelzt sich dieser Glaube mit der militärischen Organisation. Von der Art und Weise, wie ihre Götter existieren, haben die Eingebornen keine klare Idee. Im äußersten Süden leben sie in unterirdischen Höhlen, mehr nach dem Norden in bestimmten Gegenständen oder an besondern Orten. Es ist charakteristisch für die afrikanischen Neger, daß sie möglichst wenig an die unsichtbare Welt denken und es tunlichst vermeiden, davon zu sprechen. Ihre größte Furcht ist, die Ahnen zu beleidigen, und der einzige Weg, um dies zu vermeiden, ist die genaue Beobachtung aller hergebrachten Gebräuche. Daher auch die Stabilität aller Verhältnisse durch den Lauf der Jahrtausende. Sie haben ein System ererbter Gesetze, das den Umständen, in denen sie leben, wunderbar angepaßt ist und sich bis in die kleinsten Einzelheiten von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt.

---

[1] The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 279—280.
[2] Ebd. 280. [3] Ebd. 284.

„Dasselbe erklärt jeden eines Verbrechens Angeklagten für schuldig, wenn er seine Unschuld nicht beweisen kann; es macht das Haupt einer Familie verantwortlich für die Aufführung aller Angehörigen, das Dorf insgesamt verantwortlich für alle Bewohner, den Klan für alle seine Dörfer. Es gibt da niemand, der erklären könnte, das Tun der Nachbarn gehe ihn nichts an. Das Gesetz verlangt von ihm als eine Pflicht gegen die Gesamtheit, daß er sich mit allem bekannt mache, was in seiner Nachbarschaft vorkommt. Dies gibt allerdings gelegentlich Anlaß zu Ungerechtigkeiten, besonders gegen Personen, die der Zauberei angeschuldigt werden und die Todesstrafe erdulden. Sonst sind die Fälle selten, in denen Todesstrafe verhängt wird. Dazu gehören z. B. Verrat und solche Handlungen, die einen Stamm in einen Krieg mit einem andern verwickeln. Wenn der Schuldige ein Häuptling ist, so bleibt das Gesetz oft ohnmächtig; dagegen werden Vergehen gegen den Häuptling mit mehr als gesetzlicher Strenge gestraft. Für gewöhnliche Vergehen: Diebstahl, tätliche Mißhandlung, Mord, Grausamkeit gegen Frauen und Kinder, Ehebruch und alle geringeren Übertretungen, besteht die Strafe gewöhnlich in einer Vermögensstrafe, angefangen vom Verlust eines Schafes oder einer Ziege bis zum Verlust des ganzen Besitzes eines Mannes, und in sehr schweren Fällen in Konfiskation des Eigentums und Entziehung aller bürgerlichen Rechte zugleich mit Verbannung aus dem Territorium.“ [1]

Für die Durchführung der Gesetze bestehen niedere und höhere Gerichtshöfe, von denen man an das höchste Stammesgericht unter Vorsitz des Oberhäuptlings appellieren kann. Der Oberhäuptling kann übrigens alle Sachen, wie gering sie auch seien, unmittelbar selbst erledigen, ohne sich um die unteren Gerichtshöfe zu kümmern. „Jedes Glied seines Stammes hat jederzeit freien Zutritt zu ihm. Er ist nicht nur der Herrscher und der kriegerische Despot, sondern auch der Vater des Volkes.“

An den unteren Gerichtshöfen entscheidet der Häuptling des Dorfes mit seinen Räten über geringere Zivilsachen; meist handelt es sich um Streitigkeiten über die Grenzen der Felder, über das Wasserrecht, wo Bewässerung stattfindet, über Regelung von Kaufgeschäften und Verträgen usw. Auch über geringere Vergehen erkennen die unteren Gerichtshöfe, z. B. über Dorfstreitigkeiten und Schlägereien, Mißhandlungen, kleine Diebstähle und ungebührliche Aufführung [2]. Von den unteren Gerichtshöfen wird oft an die höheren appelliert, und wird die erste Entscheidung bestätigt, so wird die Strafe bedeutend verschärft. Die höheren Gerichtshöfe, in denen immer das Haupt des Klans den Vorsitz führt, befassen sich mit allen Sachen, die für das Dorfgericht zu wichtig erscheinen. Dieser Gerichtshof tagt sozusagen immerfort. Der höchste oder Obergerichtshof besteht aus dem Oberhäuptling als Vorsitzenden und dem Staatsrat, und er befaßt sich nur mit den allerwichtigsten Angelegenheiten: mit Verrat, Zauberei, Mord, Totschlag, Rebellion und öffentlichen Taten, die zum Krieg führen. Wird das Verbrechen bewiesen, so kann der Oberhäuptling den Schuldigen mit dem Tode oder einer Vermögensstrafe belegen. Die Räte nehmen den Hauptanteil an der Befragung der Zeugen und der Feststellung der Tatsachen. Dann wird

[1] Ebd. 287—288. [2] Ebd. 288.

der Reihe nach jeder um seine Ansicht gefragt, und schließlich entscheidet der Oberhäuptling, meistens im Sinne der Mehrheit.

Die Regierung ist etwas verschieden bei den Stämmen an der Küste und denen im Innern des Landes. Bei den ersten handeln der Häuptling und der Rat wie eine Art primitives Parlament, zu dem die Klans ihre beglaubigten Vertreter schicken können. Bei den letzteren werden alle öffentlichen Stammesangelegenheiten bei jährlichen großen Versammlungen beraten und durch Volksabstimmung erledigt [1].

Viertes Kapitel.

Die Stämme im Südwesten Afrikas und die afrikanischen Zwergvölker.

1. Die Ovambo.

Das Ovamboland ist ein ausgedehntes Gebiet Westafrikas, das im Norden und Nordwesten an den Kunene und Okowango und im Osten fast bis an den Sambesi reicht und im Süden durch eine gewaltige Steppe von den Ovaherero getrennt wird. In dieses weite Gebiet teilen sich mehrere Stämme, von denen der größte und mächtigste der der Ovakuanjama ist. Diesen Stamm schildern wir im folgenden, hauptsächlich nach den Angaben von H. Tönjes [2]. Das von ihm Gesagte gilt übrigens in sehr vielen Punkten von allen Bewohnern des Ovambolandes.

Im Körperbau unterscheiden sich die Bewohner des Ovambolandes kaum von den Ovaherero; kräftige, muskulöse Gestalten von sechs Fuß Länge und darüber sind keine Seltenheit. Das Hauptkleidungsstück bildet der Schurz (eteta). Früher, wo im Lande Reichtum an Großvieh herrschte, wurde dieser aus den Mägen der Rinder verfertigt. Heute helfen sich fast alle, besonders die armen Leute, mit einem baumwollenen Lappen, der am Gürtel befestigt wird. Die Frauen tragen außerdem noch hinten am Gürtel ein Stück Rindshaut. Heute findet man übrigens schon zuweilen europäische Kleidungsstücke. Die Zahnverstümmelung, die früher Brauch war, ist heute schon fast verschwunden. Die Beschneidung wird nur bei den erwachsenen Männern vorgenommen; scheint aber auch abzukommen. „Seit dem letzten Beschneidungsfest mögen in Onkuanjama (dem Land der Ovakuanjama) wohl an 15—20 Jahre verflossen sein. Beschnitten wurden nur Adelige sowie reiche angesehene Leute, vor allem auch die im Dienste des Häuptlings stehenden Omalenga (Großleute). Tätowierung kommt bei den Ovakuanjama kaum vor, wohl aber bei dem Stamm der Ovangandjera, jedoch nur im Gesicht.

Die Wohnungen sind ziemlich komplizierte Gehöfte (eumbo) mit zahlreichen Räumen und Hütten, die durch Palisaden und eine Hecke geschützt und umgeben sind. Die Größe und Ausstattung eines Gehöftes richtet sich nach den Verhältnissen seines Besitzers. Mit ihren Palisadenwänden bilden diese Gehöfte

---

[1] The Journal of the Anthropological Institute usw. XIX (1890) 289.

[2] Ovamboland. Land, Leute, Mission, von Herm. Tönjes, Missionär, Berlin 1911.

kleine Festungen. Gewöhnlich wird das Gehöft nach drei bis vier Jahren verlegt. Während der Zeit des Umzuges errichtet man im Gebüsch große Laubhütten, welche vorläufig zur Wohnung dienen. Noch bevor man die neue Wohnung bezieht, nimmt der Hausherr ein in Fleischbrühe getauchtes Stück Osifima (fester Mehlbrei) und wirft es nach Osten mit den Worten: „Nehmt, ihr Geister des Ostens", und dann nach Westen mit den Worten: „Nehmt, ihr Geister des Westens." Es ist eine Art Opfer, das man den am meisten gefürchteten Geistern bringt, um ihre Gunst für das neue Gehöft zu sichern[1]. Der Hausherr bestreicht auch bei dieser Gelegenheit seine Frauen der Reihe nach mit Olukuta (Gemisch aus Fett und Ocker) und wünscht ihnen Fruchtbarkeit und sonst alles Gute; und in gleicher Weise wird er von den Frauen gesalbt.

Die Hauptbeschäftigung der Ovamboleute ist Landwirtschaft und Viehzucht und etwas Fischfang; auch verschiedene Handwerke werden mit Geschick betrieben, so das Schmiedehandwerk, das Verfertigen irdener Gefäße, das Anfertigen von allerlei Flechtwerk und die Holzschneidekunst. Überhaupt ist das Volk nach afrikanischen Begriffen ein fleißiges und arbeitsames zu nennen. Bei fast allen Arbeiten wird gesungen; einer singt vor, und die übrigen fallen im Chor ein. Der Handel der verschiedenen Stämme untereinander ist ein ziemlich reger. Als Handelsartikel gelten Groß- und Kleinvieh, die Erträge der Gärten — Getreide und Bohnen —, die Erzeugnisse der Schmiede- und Holzschneidekunst, der Flechterei und Töpferei, ferner alle Arten von Waffen, Kleidungs- und Schmuckgegenstände. — Bares Geld ist noch kaum bekannt, man treibt nur Tauschhandel.

Politische und soziale Verhältnisse. An der Spitze des Stammes steht als oberster Gewalthaber der Häuptling (ohamba). Er hat unumschränkte Gewalt über Leben und Eigentum seiner Untertanen und ist von einer Schar von Großleuten umgeben. In jedem Häuptlingsgehöft findet sich eine große Zahl junger Leute, welche eine Stellung „bei Hofe" zu erlangen suchen. Auch die Söhne der Vornehmen und Reichen sind schon von Jugend auf in der Nähe des Landesherrn, um seine Gunst zu erwerben. Der Häuptling findet bald die Geschicktesten heraus, die er dann mit besondern Diensten betraut. Aber bloß die Tüchtigsten behält er in seiner Nähe als Ratgeber und Vollstrecker der königlichen Befehle und Urteile, und aus diesen wählt er seine Omalenga oder Minister, an die alle Befehle und Erlasse des Königs unmittelbar ergehen und die für deren Vollstreckung sorgen und dabei sich zu bereichern verstehen. Die Prozesse, die nach der Residenz gelangen, werden meist nicht vom Häuptling selbst, sondern durch die von ihm bestellten Richter erledigt, die sich leicht durch Geschenke bestechen lassen, so daß gewöhnlich der Reiche und Mächtige die Oberhand behält. Zuweilen wird das Urteil des Richters vom Häuptling aufgehoben, aber nur wenn er zuvor durch reiche Geschenke willig gemacht wurde. An den Häuptling sind jährliche Abgaben zu entrichten. Vor allem hat jeder Bezirksvorsteher dafür zu sorgen, daß das nötige Quantum von Omaonga (ein berauschendes Getränk) gesammelt und in die Residenz gebracht wird, ferner müssen nach der Ernte stets einige Körbe des neuen

[1] Ebd. 53.

Getreides an den Häuptling abgeliefert werden. Zum Bau des königlichen Gehöftes sind Tausende von Pfählen erfordert, sie müssen von den Untertanen gefällt, bearbeitet und herbeigeschafft werden. Aber damit nicht zufrieden, beraubt er nach Willkür die Untertanen ihres Viehes und ihrer Habe.

Neben dem Häuptling gibt es noch eine Reihe anderer Personen, welche demselben adeligen Geschlecht wie jener entstammen und darum eine hervorragende Stellung einnehmen. Sie tragen ebenfalls den Titel Ohamba. Der regierende Ohamba wird meist Omuene Nosilongo, Herr des Landes, genannt. Alle diese adeligen Herren und Damen haben ihre eigene königliche Haushaltung, meist weit von dem Gehöft des Königs entfernt. Hier herrschen sie vielfach nach eigenem Belieben. Auch die alten Omalenga haben oft sehr weitgehende Rechte.

Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm sein nächster Bruder oder, falls ein Bruder nicht vorhanden ist, der älteste Schwestersohn. Der Adel des Vaters ist nicht erblich, nur der der Mutter. Häuptling kann nur werden, wer durch Geburt ein Ohamba ist. Das gesamte Volk besteht nämlich aus einer Reihe von Geschlechtern oder Kasten (Omapata, Sing, Epata). An erster Stelle steht die Epata der Adeligen, aus welcher die Häuptlinge hervorgehen. Heiraten unter den Gliedern einer Epata sind verpönt, weil sie als Blutsverwandte gelten. Daraus erklärt sich, daß die Häuptlinge nie adelige Mädchen, sondern nur Mädchen aus dem gewöhnlichen Volk heiraten dürfen. Die Kinder solcher Ehen sind nicht adelig, weil die Mutter nicht adelig ist, haben darum keinen Anspruch auf den Thron. Ebenso darf eine adelige Dame keinen Adeligen heiraten, aber ihre Kinder sind trotzdem adelig, weil die Mutter und nicht der Vater das Geschlecht fortpflanzt.

Das ganze Gebiet zerfällt in einzelne Bezirke, die unter einem Bezirksherrn (omuene nomukundu) stehen. Zu dieser Stellung gelangt man meistens durch Kauf, seltener durch Gunst. Manche Bezirke umfassen 15—20 Gehöfte und Gärten. Die in einem Bezirk liegenden Gehöfte werden von dem Bezirksherrn vergeben, welcher auch für Ruhe und Ordnung zu sorgen hat. Miete wird nicht bezahlt, doch pflegt man dem Bezirksherrn ein Geschenk für den von ihm erhaltenen Wohnplatz zu bringen. Unliebsame Insassen können vertrieben werden, aber erst wenn die Gartenfrüchte schon geerntet sind. Der Verkauf der verschiedenen Bezirke geschieht durch den Häuptling selbst oder die Adeligen. Der Kauf kann aber jederzeit rückgängig gemacht werden, ohne dem Käufer die Summe zurückzugeben[1].

Landesgesetze und Rechtspflege. Die Hauptarbeiten des Jahres dürfen erst vorgenommen werden, wenn der König vom alljährlichen Krieg oder Raubzug im Mai oder Juni heimkehrt. Jetzt darf man mit der Ernte beginnen. Im Juni wird ein großes Fest (epena) mit lautem Getrommel und wilden Tänzen gefeiert. Erst nach diesem Fest fängt man mit den großen Hauptarbeiten des Jahres an: dem Versetzen der Gehöfte, dem Verfertigen der Dächer usw. Eine Nichtbeachtung der Epena hat Todesstrafe zur Folge. Welcher Art auch ein Verbrechen sei, stets haften dafür nicht nur der Täter, sondern

[1] Tönjes, Ovamboland 120.

alle seine Verwandten mütterlicherseits. Liegt ein Mord oder Totschlag vor, so suchen sich der Täter und seine Verwandten durch Flucht in das nächste Stammesgebiet zu retten. Der gefangene Mörder wird gefesselt und in den Block gelegt. Nur durch ein hohes Lösegeld kann die Blutschuld gesühnt werden. Ist hierzu keine Aussicht vorhanden, so wird der Schuldige getötet oder in die Sklaverei verkauft. Sehr oft treten, wenn einer nicht in der Lage ist, die Schuld zu sühnen, die Verwandten für ihn ein. Ist es nicht gelungen, den Schuldigen zu ergreifen, so müssen seine Angehörigen: Mutter, Bruder, Schwester, Tante oder Onkel, für ihn haften. Ist einem Mörder die Flucht zu dem Nachbarstamm unmöglich, so sucht er eine der drei im Lande befindlichen Freistätten oder Asyle zu erreichen. Als solche gelten das Grab des zuletzt gestorbenen Häuptlings, die Knie des augenblicklichen Regenten und dessen Milchkalebassen. Gelingt es dem zum Tode Verurteilten, eine von diesen drei Stätten zu erreichen, so ist er vorläufig sicher. Die beiden letztgenannten Stätten werden als Zufluchtsort gewählt, wenn kein absichtlicher Mord vorliegt und man auf Begnadigung hoffen darf.

Was Körperverletzungen betrifft, so legt die Zerstörung eines Auges dem Täter die größte Buße auf. Als Sühne muß sofort ein Stück Großvieh herbeigeschafft werden, doch ist das nur eine Anzahlung. Solange der Träger des verletzten Auges lebt, muß der Schuldige zahlen, also eine Art Jahresrente geben. — Bei Diebstahl sucht der Geschädigte sein Eigentum durch Selbsthilfe wieder zu erlangen. Kann man den bekannten Schuldigen nicht fassen, so entschädigt man sich an seinem Eigentum. Besitzt er nichts, so müssen die Verwandten eintreten. Der gefangene Dieb wird in den Block gelegt, bis das Gestohlene herbeigeschafft ist. Zuweilen bekommt er noch, bevor man ihn freiläßt, eine Tracht Prügel. — Verleumdungen rufen meist blutige Schlägereien hervor. Bezahlung muß dann geleistet werden, wenn jemand ein junges Mädchen, das noch nicht an der Efundula teilnahm, beschuldigt, Zeichen der Mutterschaft an sich zu tragen. Die Efundula ist ein großes, langwieriges, mit vielen komplizierten Zeremonien verbundenes Fest, durch das die Mädchen für heiratsfähig erklärt werden.

Ehe. Wir haben schon bemerkt, daß unter Blutsverwandten (Gliedern derselben Epata) Heiraten unzulässig sind. Durch Heirat entsteht keine Verwandtschaft. Es besteht also keine Verwandtschaft zwischen Mann und Frau und auch keine zwischen dem Mann und seinen Kindern. Diese bleiben stets Eigentum der Mutter. Daraus erklärt sich, daß ein Mann nicht für die Schulden seiner Frau und seiner Kinder haftet. Anders liegt die Sache beim Häuptling. Alle Kinder seiner verschiedenen Frauen gehören ihm, er verfügt über sie. Wirbt ein junger Mann um ein Mädchen, so hat, obwohl die Kinder Eigentum der Mutter sind, der Vater des Mädchens das entscheidende Wort zu geben. Ein Kauf findet nicht statt, doch hat der Bräutigam vor der Hochzeit an deren Mutter ein Geschenk (bestehend in eisernen Hacken) zu entrichten. Ist der Mann mit seiner Frau nicht zufrieden, so kann er sie jederzeit entlassen. Auch die Frau kann, wenn ihr der Mann nicht mehr gefällt, zu ihrer Mutter oder den Verwandten zurückkehren, doch muß in diesem Fall die Mutter die erhaltenen Geschenke dem Mann zurückgeben. Unfruchtbarkeit ist

häufig ein Grund der Ehescheidung. Auch in diesem Fall fordert der Mann das zurück, was er für die Frau bezahlte. — Ein junges Mädchen, das noch nicht an der Efundula teilgenommen, darf nicht Mutter werden. Wird sie schwanger, so greift man zum künstlichen Abortus, bei dem sie manchmal zu Grunde geht. Die Leichen solcher Leute werden nicht begraben, sondern ins Gebüsch geworfen. Kommt es doch zur Geburt, so wird das Kind erdrosselt[1].

Erbrecht. Die Erben eines Verstorbenen sind die Verwandten, deshalb erben beim Tod eines Mannes nicht dessen Frau und Kinder, sondern dessen Mutter, Schwestern, Bruder, Onkel und Neffen mütterlicherseits. Beim Tode einer Frau erben in erster Linie ihre Kinder, dann die Verwandten. Stirbt ein Reicher, so fällt ein Teil des Nachlasses an den Häuptling. — Was die Jagd anbelangt, so hat hier jeder Einwohner des Stammesgebietes volle Freiheit. Was er erbeutet, ist sein Eigentum, welches ihm keiner streitig machen kann. Das Vieh weidet jeder dort, wo er eben das beste Gras findet.

Im ganzen Ovamboland herrscht die Polygamie; je reicher ein Mann ist, um so mehr Frauen hat er. Häuptlinge haben deren oft 10—15 und noch mehr. Die erste Frau ist in der Regel die Hauptfrau. Unter ärmeren Leuten sind Fälle von Monogamie nicht selten.

Die Geburt eines Kindes ist stets ein freudiges Ereignis. Künstliche Fruchtabtreibung findet bei den verheirateten Frauen wohl nie statt. Die Namengebung der Kinder erfolgt etwa nach acht Tagen durch den Vater. Stirbt die Mutter eines Säuglings, so übernimmt in den meisten Fällen die Großmutter mit Erfolg das Geschäft des Stillens. Zwillingsgeburten sind der Gegenstand des Schreckens. In einem solchen Fall wird der Zauberer (ondudu) gerufen. Dieser wäscht zuerst mit einer Medizin die Frau. In einer abgelegenen Ecke des Gehöftes errichtet man eine besondere Hütte, in welcher sie von den andern abgesondert wird. Nach zwei Monaten holt der Zauberer die Frau mit den beiden Kindern aus der Hütte und führt sie mit ihrem Mann in einen Busch, wo er sie wieder wäscht. Jetzt ist der böse Einfluß, der von den Eltern der Zwillinge ausging, aufgehoben. Zwillinge adeliger Leute werden sofort nach der Geburt getötet. Auch Kinder, die nicht in der rechten Lage geboren werden oder eine Abnormität zeigen, werden umgebracht.

Tod und Begräbnis. Die Eingebornen haben Schrecken vor dem Tode und lieben es nicht, davon zu reden. Als Tönjes einst einen alten Mann fragte, wohin denn seine verstorbenen Eltern gegangen seien, antwortete dieser: „Sie gingen nach dem Lande, welches keinen übrig läßt", d. h. wo jeder Platz findet. Stirbt eine Frau bald nach dem Tode ihres Mannes oder folgen Kinder schnell ihren verstorbenen Eltern, so sagt man: „Die zuerst Gestorbenen haben jene geholt, um drüben nicht allein zu sein."[2] Sobald jemand gestorben, werden die Vorbereitungen zum Begräbnis getroffen. Bis diese fertig sind, wird die Leiche mit einem Ochsenfell bedeckt. Das Grab darf nur von Männern bereitet werden. Der Hausherr wird stets im Rinderkraal begraben, Frauen werden in ihren Wohnräumen und Kinder zwischen der Dorneinfriedigung und der äußersten Palisadenwand begraben. Jeder Tote wird entkleidet,

---

[1] Tönjes, Ovamboland 129—130. [2] Ebd. 147—148.

mit einer Salbe eingerieben und am Hals mit einer Perlenschnur versehen, dann bringt man ihn in sitzender Stellung ins Grab. Angesehene Männer erhalten auch in den rechten Arm einen Kornstampfer, nachdem man dessen Kopf abgeschlagen. Die Spitze des Stampfers ragt nachher aus dem Grabe hervor. Dieses wird mit den Händen zugeschaufelt, wobei man die Erde mit den Füßen feststampft[1]. Im Nachbarstamm Ondonga wurden Häuptlinge, welche beschnitten waren, nicht begraben, sondern auf der Erde beigesetzt. Man brachte die Leiche in sitzende Stellung und stützte sie von allen Seiten mit Pfählen. Eine Pfahlreihe zog man um die andere, bis das Ganze einen Durchmesser von ca 2 m erreichte. Die morsch gewordenen Pfähle wurden immer wieder erneuert, bei welcher Gelegenheit ein schwarzes Rind geschlachtet wurde, mit dessen Blut man die einzelnen Pfähle besprengte. — Die Totenklage dauert mehrere Tage, bei den Häuptlingen zwei Wochen. Beim Tode eines Häuptlings müssen mehrere Wochen alle Erdarbeiten ruhen, und Leute, welche während dieser Zeit sterben, werden nicht beerdigt, sondern in den Busch geworfen. In früheren Jahren war es bei den Ovakuanjama Brauch, daß beim Tode des Landesherrn ein an Händen und Füßen gebundenes Mädchen lebendig mit ihm begraben wurde, und zwar in ein und demselben Grabe[2].

Religion. Fragt man einen Omukuanjama: „Wer hat die Welt erschaffen?" so antwortet er: „Kalunga." Näheres über Kalunga wissen sie nicht; doch ist sicher, daß ihnen Kalunga als Schöpfer der Welt und der Menschen gilt. Er ist auch der Herr über Leben und Tod. Wenn einer stirbt, z. B. an einer Wunde, so hat ihm Kalunga dieses Leid zugefügt. Sehr oft wird dieser Name Kalunga auch bei Dankesbezeigungen gebraucht. Beim Tod eines Menschen pflegt man oft zu sagen: „Kalunga hat ihn geholt."[3] Jedenfalls denkt man sich den Kalunga nicht nur als eine unsichtbar waltende Kraft, sondern als persönliches Wesen. Zuweilen erscheint er in menschlicher Gestalt. So hieß es einmal, er sei einem Mädchen am Brunnen erschienen, habe von ihr die Herausgabe aller Schmucksachen verlangt und sie dann mit Aufträgen an die Häuptlinge der verschiedenen Stämme gesandt. Dem Kalunga wird aber keine Verehrung gezollt, er wird auch nicht gefürchtet. Er scheint sich um die Menschen wenig zu kümmern, obwohl Leben und Tod ihm zugeschrieben wird.

Eine viel größere Rolle als Kalunga spielen verschiedene Geisterarten. Schon aus dem oben über das Begräbnis Gesagte ergibt sich unzweifelhaft, daß die Ovakuanjama an ein Fortleben der Seele glauben. Jeder Mensch hinterläßt beim Tode ein Wesen, das auf die Überlebenden in dieser Welt Einfluß hat. Der Ausdruck: Kalunga hat ihn geholt, läßt zwar vermuten, daß die Geister der Verstorbenen zu Kalunga gehen, aber darüber sind sich die Eingebornen, wie es scheint, nicht klar; sie glauben, daß die Verstorbenen als Geister auf die Menschen Einfluß haben. Nun gibt es Menschen, welche durch Zauber gegen jede Art von Unglück gesichert sind. Stirbt ein solcher Mensch (ein Omule, Plur. Emule), so wird er (sein Geist) ein Okanikifa, die andern Menschen hingegen werden Ovakuamungu (Singular: Omukuamungu). Jeder Omukuamungu kann jedoch seinen Einfluß nur auf die Glieder der Familie, der er entstammt, ausdehnen.

[1] Ebd. 148. [2] Ebd. 150. [3] Ebd. 193—194.

Die Ovakuamungu der Häuptlinge aber besitzen auch Macht über den Regen. Von allen Bewohnern des Landes werden diese Geister gefürchtet und verehrt. Wir haben schon erwähnt, wie sie bei der Errichtung eines neuen Gehöftes den ersten Anteil an der Festmahlzeit erhalten. Ähnliches geschieht bei dem Mahle zur Zeit des Erntedankfestes [1]. Bei einem andern Fest nach der Ernte, wenn das erste vom neuen Getreide gebraute Bier getrunken wird, bringt der Hausherr, falls in einem Gehöfte sein Vater oder Onkel begraben liegt, einen Becher des eben gebrauten, noch heißen Bieres zum Grabe und besprengt damit den Grabhügel.

Die Ovakuamungu scheinen ihre Wohnstätten im Westen und Osten des Landes (bei Kalunga?) zu haben. Die Ovnikike (Singul. Okanikifa) hingegen treiben ihr Unwesen im ganzen Lande, und man hat vor ihnen eine ungeheure Angst. Sie kommen bei der Dunkelheit zum Vorschein und verfolgen jeden Menschen, der ihnen begegnet, mit einem eigentümlichen Geschrei; sie sollen aber nie ein menschliches Gehöft betreten. Man sucht ihre Vermehrung dadurch zu verhindern, daß man beim Begräbnis eines Omule Arme und Beine vom Rumpf trennt und die Zunge aus dem Munde entfernt. Dann soll von ihm kein Okanikifa zurückbleiben [2].

Außer den Geistern der Verstorbenen gibt es noch andere Geister oder Dämonen, die Oipumbu und Oilulu, die nicht menschlichen Ursprungs sind und über deren Herkunft und Bedeutung Tönjes nichts Sicheres erfahren konnte.

Die Eingebornen haben auch eine Art T a p u, d. h. heilige Dinge, deren Verletzung Krankheit oder Tod zur Folge hat. Diese heißen Oidila (Singul. Osidila). So dürfen gewisse Speisen nur nach Verrichtung bestimmter Zeremonien gegessen werden, nie darf man ein Gehöft ohne vorheriges Ablegen der Sandalen betreten, es ist verboten, den als heilig geltenden Vogel Epumumu zu töten, Omifindilo sind heilige Hölzer, welche ein Gehöft vor bösen Geistern und andern Übeln beschützen sollen u. dgl.

Nach der Anschauung der Ovakuanjama werden Krankheit und Tod durch den Einfluß gewisser Menschen herbeigeführt. Die geheimnisvolle Macht, welche sie besitzen, heißt Ouanga (Behexung). Die tödlich verlaufenden Krankheiten, besonders der Adeligen und der Reichen, werden auf den Ouanga eines ihrer Diener oder Dienerinnen zurückgeführt. Es wird dann der Ondudu (Zauberer) gerufen, der den Urheber der Krankheit suchen muß; hat er ihn gefunden, so wird er kurzerhand abgetan. Andere Arten von Ouanga haben Mißwachs, Viehkrankheiten u. dgl. zur Folge. Auf diesem Glauben an den bösen geheimen Zauber beruht die große und unheilvolle Macht der E n d u d u (Singular: Ondudu = Zauberer), deren es verschiedene Arten gibt.

In s i t t l i c h e r Beziehung stehen viele Ovamboleute sehr tief. Erwähnt sei nur, daß es im Lande viele Frauentracht tragende Männer gibt, welche sich zum Verkehr mit Männern hergeben. Der Vorwurf der Faulheit, den man den Eingebornen macht, ist nach Tönjes ganz unbegründet. Sie stehlen und lügen viel, betrachten das aber keineswegs als gut; die Diebe werden oft hart angefaßt. Wenn sie auch verwahrlost sind, so haben doch die Europäer, die oft im Sumpf der Laster stecken, keinen Grund, Steine auf sie zu werfen.

[1] T ö n j e s, Ovamboland 195. [2] Ebd. 197.

„Vergessen wir es nicht, auch in der Brust des Schwarzen schlägt ein Herz wie das unserige, und er darf Anspruch machen, auch als Mensch behandelt zu werden.“[1]

2. Die Ovaherero[2].

Das Gebiet der Ovaherero umfaßt das ganze innere Hochland, welches sich über den südlichen Teil der Nordhälfte des deutschen Schutzgebietes erstreckt. Im Süden reicht das Land bis an den Swakopfluß und den Nosobfluß; der Westen hat als Scheidelinie das Konzessionsgebiet der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, der Norden das Gebiet der South Westafrican Company. Im Osten verläuft das Hereroland in die Kalahariwüste. Die Engländer nennen das Hereroland oft Damaraland.

Der Name Herero lautet in der Einzahl Omuherero, in der Mehrzahl Ovaherero. Omu und Ova sind Präfixe zur Bezeichnung des Singulars und Plurals. Das Volk der Ovaherero ist ein Zweig der Bantuneger, der früher an den Ufern des Kunene wohnte und von dort südwärts in sein heutiges Gebiet zog. Seine Seelenzahl wird auf ca 65000 angegeben. In ihrem Äußern zeigen die Ovaherero den allgemeinen Typus der Bantuneger, doch nähern sie sich den Hottentotten, sind aber kräftiger gebaut als diese. Ihre Kleidung ist im allgemeinen dezent zu nennen. Männer und Weiber bedienen sich eines Schaf- oder Ziegenfelles, das sie lose um den Leib schlingen oder über die Achsel werfen. Die Weiber tragen eine Art Leibchen aus einer Unzahl kleiner runder Stücken Straußeneierschalen, die an Fäden gereiht sind. Die Knaben gehen gewöhnlich ganz nackt, aber die Mädchen tragen eine Art Schurz. Mit dem Fell, das die Frauen über die Schultern hängen, pflegen sie die Brust zu bedecken, wenn sie einem Weißen begegnen[3].

Als höchstes Wesen gilt dem Omuherero *Karunga*. Dieser steht nach seiner Anschauung hoch über allen Menschen, wohnt in den Lüften und wurde nie geboren. Das ist alles, was er von Gott weiß. Eine tiefere Auffassung eines Gottes, der alles lenkt und leitet, belohnt und straft, ist nicht vorhanden. Er verehrt diesen Gott auch nicht durch Gebet und Opfer, doch *ruft er ihn zuweilen in der Not an*. Nach dem Missionär Brincker wissen die Ovaherero „wenig oder nichts“ von einem höchsten Wesen. Nun, wer wenig weiß, weiß doch etwas. Er fügt übrigens selbst hinzu: Die Stämme im Norden haben das Wort Karunga und scheinen damit einen höheren Begriff zu verbinden. „Er gilt ihnen als Erhalter des Lebens, als Retter aus Gefahr, von ihm kommt Regen, er schleudert Blitze und fährt im Donner dahin. Ist jemand in Gefahr, so ruft er: Karunga, siehe meine Not, hilf mir, zeige, daß du mächtig und stark bist.“[4] Daß die Eingebornen dem Karunga eine Frau und Kinder beilegen, beweist nur, wie leicht sie sich in Widersprüche verwickeln und Wahres mit Falschem vermischen.

---

[1] Ebd. 156.

[2] Vgl. die ethnographische Skizze von P. *Rob. Streit* O. M. I. in der Köln. Volkszeitung 1904, Nr 109; ferner Globus LVIII (1890) 321 ff und Allgemeine Missionszeitschrift VI (1878) 292 ff.

[3] Allgemeine Missionszeitschrift 301.

[4] Ebd. 358; Globus LXXXIX 273.

Die Verehrung, welche die Ovaherero dem höchsten Wesen versagen, erweisen sie dem Omukuru, dem Urahn der Menschen. In ihren religiösen Vorstellungen nimmt dieser unstreitig den ersten Platz ein[1]. Er gilt als Ursprungsprinzip aller Menschen und aller Vierfüßer. Er hat als Zeichen den großen Ahnenbaum Anumborombonga, dem göttliche Verehrung gezollt wird und dessen Ast in einer Werft (so werden in dieser Gegend die umzäunten Dörfer oder Kraals genannt, der Name kommt von den Kapholländern) nicht fehlen darf. Der Omukuru besitzt großen Einfluß auf das menschliche Leben; er sendet Glück, aber auch Krankheit, Krieg und Tod; er bezaubert Menschen und Tiere, stiehlt die Milch aus dem Euter oder Eimer usw. Deshalb wird ihm größere Aufmerksamkeit gezollt als dem Karunga. Der Omuherero hat praktisch keinen Gottes-, sondern nur einen Ahnenkult, bestehend in mancherlei Opfern und Gesängen. Er hat auch keine eigentlichen Priester.

Jeder Omuherero hofft, dereinst nach dem Tode unter die Ahnen aufgenommen zu werden. Da wird er auch die Fähigkeit erhalten, sich in alle Tiergestalten zu verwandeln und als Gespenst auf sichtbare und unsichtbare Weise erscheinen zu dürfen. Merkwürdig ist, was Brincker über den Unsterblichkeitsglauben der Ovaherero sagt, weil es zeigt, wie wenig Verlaß oft auf die Antworten ist, welche die Naturvölker den Europäern geben. „Von der Unsterblichkeit der Seele wollen die Ovaherero zwar nichts wissen, aber nur in der Theorie nicht, denn in der Praxis sind sie völlig überzeugt, daß der Mensch nach seinem Tode fortlebt. Wie kämen sie sonst dazu, ihre verstorbenen Vorfahren zu verehren und ihnen sogar übermenschliche Kräfte zuzuschreiben?" Nach ihrer Meinung können die verstorbenen Menschen, besonders die sehr böse gewesen sind, sogar aus ihrem Grabe wieder auferstehen und in allerlei Gestalten herumspuken als Oviruru (Gespenster). Andere sagen freilich, nicht der Tote sei es, der wieder aufstände, sondern ein großer Wurm, den jeder Mensch in seinem Rückgrat habe und der herauskrieche, wenn der Leib vermodere, ohne daß das Rückgrat zerschlagen sei[2], doch selbst in dieser letzteren Auffassung kommt die Meinung zum Ausdruck, nicht alles am Menschen sterbe beim Tode[3].

„So wenig ferner die Ovaherero von der Unsterblichkeit wissen wollen, so sind sie doch durchaus überzeugt, daß der Tote sich noch freut an den bei seinem Grabe aufgehängten Hörnern seiner geliebten Ochsen. Jährlich müssen dem toten Vater oder Stammeshaupt von den Kindern und Angehörigen die sämtlichen Rinder und Schafe ans Grab gebracht werden, damit er sie sieht und ihnen Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit gibt. Geschähe dies nicht, so möchte er im Totenreich seine lieben Rinder und Kinder vergessen und nicht genug regnen lassen. Bei dieser Feierlichkeit muß der Tote mit Omaëre (saurer Milch) und fettem Fisch regaliert und mehrere Ochsen geschlachtet werden. Natürlich verzehren die Lebenden alles Eßbare, der Tote

---

[1] Das mag der Grund sein, warum Ch. J. Anderson (Ausland 1856, 44) irrtümlich Omukuru für die vornehmste Gottheit der Damaravölker erklärt.

[2] Allgemeine Missionszeitschrift VI (1878) 360

[3] Auch Anderson (Ausland a. a. O) und Fr. Körner (Südafrika, Breslau und Leipzig 1873, 168) bezeugen, daß die Ovaherero das Andenken der Ahnen durch Opfer und Schmausereien feiern.

hat nur den Geruch aus dem Topfe und den Eingeweiden." Auch bei Krankheiten und sonstiger Not wird der Vater um Rat und Hilfe angerufen, und wenn eines seiner Kinder stirbt, wird ihm durch ein geschlachtetes Schaf Anzeige gemacht, daß sein Kind komme, um bei ihm zu bleiben[1].

Die Hütte des Omuherero gleicht einem Bienenkorbe. Mehrere Hütten bilden ein Opganda (Werft oder Kraal). In der Mitte der Werft ist der Kälberkraal, der der Gegenstand besonderer Sorgfalt ist. Neben dem Kälberkraal, nach Osten hin, ist ein großer Aschenhaufen mit einem schwach glimmenden Feuer. Das ist das Heiligtum der Werft mit dem heiligen Feuer, dem Omurangere. Das Feuer brennt Tag und Nacht, und es wäre ein böses Vorzeichen, wenn es erlöschen würde. Tag für Tag sind deshalb die Weiber damit beschäftigt, das Brennholz herbeizuschaffen, und es ist ein besonderes Amt für die älteste, unverheiratete Tochter der Großen Frau (d. h. der ersten Frau des Werftvorstehers, des Omuhona), dieses Feuer des Tages über zu unterhalten und des Abends in der Hütte der Großen Frau zu bergen. Wird die Opganda abgebrochen, so muß diese Vestalin im Schurzfell das Omurangere (heiliges Feuer) mit den Holzstäben vorantragen. Wer aus der Hütte des Werftoberhauptes sich von diesem Feuer geben läßt, wird Omuraganda, d. h. Feuergenosse, genannt und als solcher mit seiner ganzen Familie und seinen Knechten untertan. Hier am Okurno (Ort, wo das heilige Feuer aufbewahrt wird) stellt der Vater seinem Ahnen, Omukuru, den neugebornen Sprößling vor, besprengt ihn mit Wasser, bestreicht ihn mit Fett und erteilt ihm den Rufnamen. Hier heiligt der Omuhona (Werftvorsteher) das für den Festschmaus bestimmte Fleisch durch das Makevan, d. h. er berührt es mit dem Munde und läßt es dann an die Festgäste verteilen. Hier entledigt sich der Omuherero seiner Sandalen, wirft sich zu Boden und bittet den Tatemukuru, d. h. den alten Vater, ihm gnädig zu sein. Hier zu sterben, erscheint ihm als ein großes Glück.

Eine eigentümliche soziale Gliederung bei den Ovaherero sind die Omaanda (Singul. Eanda) und die Otuzo (Singul. Oruzo). Die Eanda könnte wohl mit Kaste wiedergegeben werden, doch trifft dieser Ausdruck die Sache nicht ganz, denn zum Unterschied von dem Kastenwesen sind alle Eandas gleichwertig, dürfen Heiraten in eine verschiedene Eanda stattfinden und folgen die Kinder der Eanda der Mutter. Man unterscheidet Haupt- und Nebeneanda. Sie dienen zur Bestimmung der Rechts- und Verwandtschaftsverhältnisse, denn nur der Eandagenosse kann den materiellen Besitz des Erblassers erben. Die Oruzo dagegen regelt die Erbfolge in Amt und Würde. Hier ist für das Kind die Oruzo des Vaters bestimmend. Sie umfaßt eine Gruppe von Familien, welche genau dieselben traditionellen Vorschriften für Haartracht, Zubereitung der Fleischspeisen und andere Gebräuche beobachten. Jede Oruzo hat ihr Abzeichen oder Wappen. Der Okurno kann nicht von einer Oruzo auf die andere übergehen, sondern muß in derselben bleiben. Der Oruzoerbe wird der Nachfolger am Okurno.

Das Herervolk wird durch Ober- und Unterhäuptlinge regiert; doch ist der politische Verband in gewöhnlichen Zeiten äußerst locker. Für die Häuptlings-

[1] Allgemeine Missionszeitschrift 361.

würde ist neben der Erbfolge am meisten die eigene Machtstellung und der persönliche Einfluß ausschlaggebend. In Friedenszeiten beschränkt sich die Macht des Hererohäuptlings auf Schlichtung etwaiger Rechtsstreitigkeiten zwischen Werftvorstehern. Ein Rat von „Alten" unterstützt den Oberhäuptling bei der Rechtsentscheidung. In Kriegszeiten wird der Oberhäuptling gewählt.

Kommt ein Kind zur Welt, so wird das allen Werftgenossen mitgeteilt. Das Kind bleibt vorläufig unter der Pflege der Mutter. Später zieht der Knabe mit ins Feld und übt sich in den Waffen. Das Mädchen wird in der Werft beschäftigt. Im 6. bis 10. Lebensjahre findet bei den Knaben die gemeinschaftliche Beschneidung statt, bei den Kindern beiderlei Geschlechts im 12. bis 16. Jahre die Zahnoperation, d. h. es werden die vier unteren Schneidezähne ausgebrochen und die zwei mittleren des Oberkiefers ausgefeilt.

Meist sind es die Eltern, welche schon im voraus über ihre Kinder betreffs der Heirat verfügen. Von der Verlobung bis zur Hochzeit darf der Bräutigam weder die Braut noch die Schwiegermutter sehen. Nachdem er aber den Preis für die Frau — eine Anzahl Rinder und Schafe — entrichtet hat, folgt ein mehrtägiges Fest und hierauf die Übergabe der Frau. Die Zahl der Frauen ist unbeschränkt und richtet sich nach dem Vermögen des Mannes. Doch genießt die erste Frau besondere Rechte.

Erkrankt jemand, so wird der Zauberer gerufen. Seine Kunst besteht im Schmieren, Salben und Räuchern. Stirbt eine Frau, so wird sie ohne sonstige Zeremonie begraben. Stirbt aber ein Mann, so wird er in Felle gewickelt, und man beginnt die Trauerklage; hierauf wird dem Toten das Rückgrat gebrochen, der Kopf zwischen die Knie gebunden, die Leiche in Felle gehüllt und, mit dem Gesicht nach Norden gewendet, begraben.

Die fast ausschließliche Beschäftigung des Herero ist das Vieh, dem all sein Denken und Sorgen gilt und in dem sein Reichtum besteht. Dementsprechend ist seine Hauptnahrung Milch. Seine Hauptwaffe ist die Assagai. Da die Ovaherero große Weidegebiete für ihr Vieh nötig haben, wohnen sie zerstreut in kleinen Werften, und jeder wacht eifersüchtig darüber, daß ihm sein ganzes Gebiet erhalten bleibe.

Im allgemeinen wird der Charakter der Ovaherero nicht ungünstig beurteilt. Sie sind allerdings sehr sinnlich und lügen und stehlen gern wie die meisten Neger, sonst werden sie als ein gemütliches, harmloses und fröhliches Volk geschildert. Mord und Totschlag kommen unter ihnen selten vor.

3. Die Mantaetis.

Die Mantaetis sind ein Negerstamm, der allem Anscheine nach um 1800 aus der Gegend der Delagoabai sich zuerst im Gebiet der Matabele niederließ, aber, von diesen verdrängt, sich westwärts durch verschiedene Betschuanastämme durchschlug und endlich in sein heutiges Gebiet am rechten Ufer des Caledon River bei Merabing gelangte. Wir geben hier die wichtigsten Notizen, die Arbousset und Daumas[1] im Jahre 1838 über sie gesammelt haben, also

[1] Relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance (1838), Paris 1842, 67.

zu einer Zeit, wo sie noch wenig mit den Europäern verkehrt hatten. Sie bemerken mit Recht: „Unsere Beschreibung, die heute wahr ist, wird es nach etwa 40 Jahren nicht mehr sein."

Die Mantaetis sind weniger indolent als die meisten Nachbarvölker. Durch die Not und die Furcht vor feindlichen Angriffen haben sie eine gewisse Überlegenheit über die Nachbarn erlangt, und da sie unter denselben Umständen leben wie die Basutos, haben sie in der Landwirtschaft schon eine gewisse Vollkommenheit erworben. Ihre Hauptnahrung besteht in Hirse und Mais. Rücksichtlich ihres moralischen Charakters kann man sagen, was übrigens auch von andern Völkern gilt. Sie sind großmütig, aber untereinander. Sie sind bereit, diejenigen zu verpflichten, von denen sie später gleiches erhoffen. Sie übernehmen eifrig und gutwillig die gemeinsamen Lasten, wie z. B. das Vieh zu hüten, wenn die Reihe an sie kommt, Steinhürden für ihre Herden zu errichten und die Ochsen- und Antilopenfelle herzurichten, die ihnen als Mäntel dienen. Sie haben aber ihre großen Fehler: Ehebruch, Diebstahl und Lüge sind sehr häufig bei ihnen, und ihre Gesetze bilden nur eine ungenügende Schranke gegen diese Laster. „Das Gesetz bestraft den Mord eines Königs, aber der einfache Mord wird gewöhnlich nur mit einer Entschädigung an die Familie des Opfers gesühnt, von der die Lokaljustiz einen Zehntel erhält. Das ist eine Milderung des ius talionis. Die Entführung einer Frau oder eines Mädchens höheren Ranges zieht die Todesstrafe nach sich, handelt es sich aber um eine gewöhnliche Frau oder Tochter, so kommt der Räuber mit einer Entschädigung an den Beleidigten davon; ist dieser ein Ehemann, so zahlt er ihm ein oder zwei Stück Hornvieh; ist es ein Vater, so zahlt er ihm den Brautpreis und heiratet die Tochter. Für den Diebstahl fordert man die Wiedererstattung oder eine genügende Entschädigung; ist der Diebstahl geringfügig oder hat der Bestohlene Überfluß an den betreffenden Dingen, so läßt man die Sache laufen oder der Dieb wird durch die Spöttereien gestraft, deren Gegenstand er wird." [1]

„Trotz dieser scheinbaren Nachgiebigkeit bestehen die Betschuanen ebenso unbeugsam auf ihrem Recht wie die andern Völker; nur aus Klugheit verzichten sie zuweilen darauf. Obwohl in der Praxis das Gesetz der Vergeltung vernachlässigt wird, wird es doch als allgemeines Recht betrachtet, als herrschende Gewohnheit bei den Betschuanen, den Basutos und den Mantaetis wie bei den meisten afrikanischen Völkern. Man sieht oft davon ab, aber das Recht bleibt bestehen, und man kann sich immer darauf berufen." [2]

„Die Prozesse werden öffentlich verhandelt und entschieden, entweder vor der Türe des Häuptlings des Kraals, in dem das Verbrechen begangen wurde, oder vor derjenigen des Stammeshäuptlings, je nachdem man den einen oder den andern zum Schiedsrichter wählt. Die Parteien sprechen der Reihe nach und verteidigen ihre Sache mit voller Freiheit."

Ehe. Die Frauen werden gekauft. Wenn der Bräutigam arm ist, so muß er dem Vater oder den nächsten Verwandten der Braut zwei oder drei Kühe mit ihren Kälbern und einige Schafe oder Ziegen bezahlen; ist er reich, so gibt er 10 bis 30 Stück Vieh. Ein Mann darf so viele Frauen nehmen, als

[1] Ebd. 73. [2] Ebd. 74.

er kaufen und unterhalten kann. Wer arm ist, muß ledig bleiben, es sei denn, daß er sich zum Sklaven eines mächtigen Häuptlings mache, der ihm eine von seinen Konkubinen überläßt[1].

Bei den Betschuanen, denen hierin die Mantaetis gleichen, ist der Vater der Eigentümer der Tochter, und wenn er sie verkauft, so geschieht es, um seinen Söhnen eine Stellung zu verschaffen oder um für die eigenen Bedürfnisse im Greisenalter zu sorgen, falls er von seiner Familie verlassen sein sollte. Der Vater verheiratet nie die jüngere Tochter vor der älteren. Stirbt diese, ohne Kinder zu hinterlassen, so hat ihr Mann das Recht, ihre Schwester zu fordern oder den Brautpreis zurückzuerhalten. Stirbt er zuerst, so folgt ihm sein Bruder in seinen Rechten. Dieser macht seinem Schwiegervater ein kleines Geschenk und tötet einen Ochsen, mit dessen Galle er und seine Braut zum Zeichen der Reinigung sich besprengen; eine eigentliche Hochzeitsfeier findet aber nicht statt. Der Mann ist jedoch nicht verpflichtet, die Witwe seines Bruders zu heiraten; tut er es nicht, so wird diese frei; sie kann zu ihrem Vater zurückkehren oder einen andern Mann heiraten.

Die Beschneidung wird an den jungen Leuten beiderlei Geschlechts im Alter von 12 bis 13 Jahren vorgenommen, hat aber keine religiöse Bedeutung.

„Sie haben kaum die Idee eines höchsten Wesens bewahrt. Die Erleuchtetsten kennen in Wirklichkeit einen Morena im Himmel, den sie mächtigen Herrn der Dinge nennen, aber die große Menge leugnet das, und diesen selben Namen Morena geben sie dem kleinsten Häuptling. Alle Schwarzen, die wir gekannt haben, sind Atheisten; es wäre aber doch nicht unmöglich, unter ihnen Deisten zu finden. Das hindert sie aber nicht, bis zum Übermaß abergläubisch zu sein und ihren Ahnen, die sie Barimo (oder im Singular Morimo) nennen, eine Art Kult zu erweisen.“[2]

Daß die Idee eines höchsten Wesens den Mantaetis im allgemeinen nicht ganz fremd war, geht daraus hervor, daß sie den ersten Wesleyanischen Missionär, Allison, mit Freuden aufnahmen und nicht müde wurden, einen Weißen zu hören, einen Moruti, den Morena gesandt und der kam, um ihnen von Gott zu sprechen und Neues darüber mitzuteilen. Erst als er ihnen von der Erbsünde und von der Notwendigkeit eines Erlösers sprach, fühlten sie sich in ihrem Stolze verletzt. Namentlich die Lehre vom Ursprung der Übel durch die Sünde widersprach ihren alten Anschauungen, der zufolge nicht der Mensch selbst an seinen Leiden und seinem Tode schuldig ist, sondern ein böser Zauberer oder der Einfluß der Barimo. Als Arbousset einem in der Nähe der Mantaetis lebenden Betschuanenstamm, den Marimo, eine Predigt hielt, sagten diese am Schluß zueinander: „Er hat uns über den Herrn des Himmels (Morena) unterhalten.“ Nebenbei bemerkt, war nach Arbousset die Menschenfresserei bei mehreren Betschuanenstämmen noch stark im Schwung. — Bei einem andern Betschuanenstamm erregte es allerdings großes Befremden, als er sagte, er komme, ihnen die Worte des Herrn des Himmels zu verkünden. Man antwortete ihm lachend: „Gibt es denn einen Herrn im Himmel?“ Sie zeigten sich aber sehr begierig, die Worte dieses Herrn zu vernehmen und ihn kennen zu lernen. Sie müssen

[1] Arbousset et Daumas, Relation d'un voyage usw. 75. [2] Ebd. 77.

also wohl schon eine dunkle Ahnung davon gehabt haben. Als er bei einem andern Betschuanenstamm am Kokuatsi, einem Nebenfluß des Gelben Flusses, ankam, flohen die Leute und mußten von seinen Begleitern mühsam herbeigeholt werden. Einer von diesen Begleitern empfahl ihnen dann den Missionär, der ihnen nur Gutes wolle und komme, um ihnen seinen Gott zu verkünden. Wisset ihr, was das ist?" „Ja", rief einer, „es ist die Sonne"; aber mehrere entgegneten einstimmig: „Nein, es ist der Schöpfer der Sonne." Dann fuhr er fort: „Die Weißen sagen, daß es Dinge gebe, die gut sind. Sich gegenseitig lieben, einander helfen, im Frieden leben, das ist alles gut. Sich gegenseitig einander die Herden stehlen, sich streiten, seinen Nebenmenschen belügen, das ist alles böse. Das Gewissen der Schwarzen sagt ihnen dasselbe."[1]

Aus verschiedenen Gesprächen mit Betschuanas entnahmen Arbousset und Daumas, daß das Dasein der menschlichen Seele ihnen bekannt ist; oft nennen sie die Seele Herz oder sagen, daß die Seele im Herzen wohne. Wenn einer stirbt, sagen sie von ihm, er habe den Geist (moea) aufgegeben. „Bei andern Gelegenheiten hatten wir unbestreitbare Beweise dafür, daß die Eingebornen auch das sittlich Böse, das Gewissen und bis zu einem gewissen Grade die durch ein unbestimmtes Wesen, das sie vag Herrn oder Meister der Dinge (Mongalinto) nennen, mit den Verbrechen verbundenen Strafen kennen."[2]

Eines Tages fragte Arbousset die Eingebornen, ob die Schwarzen ein Gewissen hätten? „Ja, alle haben eines." „Und was sagt es ihnen?" „Es schweigt, wenn sie Gutes tun, und verzehrt sie, wenn sie Böses tun." „Was nennt ihr böse?" „Den Diebstahl, den man nur mit Zittern begeht; den Mord, von dem man sich reinigt und wieder reinigt, der aber immer Gewissensbisse hinterläßt.... Das Lager seines Nachbarn besudeln, ist auch eine Sache, die man tadelt, und unsere Eltern verheiraten uns jung, um uns vor den bösen Begierlichkeiten zu bewahren, die die Menschen zerreißen und immer über sie Oberhand haben. Die, welche dem Vater und der Mutter fluchen, werden von allen verflucht. Wenn es donnert, zittert jeder. Sind mehrere zusammen, so fragt der eine den andern unruhig: ‚Ist einer unter uns, der das Gut eines andern gegessen hat?' Dann spucken alle auf den Boden, indem sie sagen: ‚Wir essen nicht das Gut eines andern. Indessen, wenn der Blitz zuckt und einen von uns tötet, klagt niemand und weint niemand'; statt sich zu betrüben, sagen in dem Fall alle: ‚Der Herr hat sich erfreut' (d. h. hat wohl getan), indem er diesen Menschen da tötete, und daß der Dieb Blitze ißt, nämlich Dinge, die ihm eine solche Strafe zuziehen."[3] Ohne Zweifel, bemerkt Arbousset, setzt man voraus, daß das Opfer (des Blitzes) irgend eines Verbrechens schuldig war, namentlich des Diebstahls, von denen wenige Betschuanas frei sind, und daß deshalb Feuer vom Himmel auf sie herabfiel. Nach dem Gesagten kann man wohl sagen, daß die Idee einer strafenden und belohnenden Vorsehung ihnen nicht ganz fremd war. Der energische Ausdruck von dem Dieb, der Blitze ißt, ist so allgemein bei ihnen, daß er zu einem Sprichwort geworden ist[4].

---

[1] Ebd. 387—388. [2] Ebd. 445. [3] Ebd. 446.
[4] Ebd. 446—447.

Bei den Mantaetis und den Betschuanas scheint auch eine Art Totemismus geherrscht zu haben, obwohl die Missionäre sich nicht eingehend mit dieser Frage befassen. Die einzelnen Völker benennen sich gewöhnlich nach ihren Häuptlingen, daneben besitzen sie aber auch, wie Waitz[1] bemerkt, „unveränderliche Namen, die ihre traditionelle Abstammung von gewissen Tieren bezeichnen. Diese Tiere werden von den Völkern, die sich nach ihnen nennen, heilig gehalten, weder gejagt noch gegessen, und man pflegt durch die Frage ‚was tanzt ihr?' nach dem Namen desselben sich zu erkundigen. Die Basutos z. B. sind Bakuena, Männer des Krokodils, die Mantaetis sind Bakuabi, Männer der wilden Katze, die Lighoyas sind Bataung, Männer der Löwen. Andere halten das Stachelschwein, den Affen, den Fisch heilig usw.; doch gibt es auch solche, die nicht nach Tieren sich nennen, z. B. die Barolong, welche Batsipi, Männer des Eisens, sind". Von Totems der einzelnen Klans oder Familien erfahren wir nichts.

4. Die Hottentotten.

Ein merkwürdiges, von den Negern sprachlich und physiologisch verschiedenes Volk sind die Hottentotten und ihre Verwandten: die Buschmänner. Beide werden oft unter dem gemeinsamen Namen Koi-koin zusammengefaßt. Koi-koin bedeutet in der Hottentottensprache Urmenschen und ist der Name, den sich die Hottentotten selbst beilegen, während sie die Buschmänner Sän nennen. Der Name Hottentott (Stotterer) stammt wahrscheinlich von den Buren, ebenso wie der Name Buschmänner.

Die Hottentotten stehen schon seit langem im Verkehr mit Europäern und haben von diesen mehr als eine Untugend gelernt. Wir gehen deshalb sicherer, wenn wir den älteren Berichten folgen. Zu diesen gehört der des Jesuiten Tachard, der im Jahre 1685 in Kapstadt landete. Er hielt sich daselbst zwar nur kurze Zeit auf, aber seine Angaben beruhen auf den schriftlichen und mündlichen Berichten, die ihm, wie er selbst sagt, von zuverlässigen Männern zugingen. Er schreibt über die Hottentotten[2]: „Diese Völker kennen den Schöpfer der Welt nicht und auch nicht die Erlösung der Menschheit und das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit. Doch beten sie einen Gott an, von dem sie aber nur dunkle Begriffe haben. Sie schlachten zu seiner Ehre Kühe und Schafe, deren Fleisch und Milch sie ihm opfern, um sich gegen diese Gottheit dankbar zu erzeigen, die ihnen, wie sie glauben, nach ihren Bedürfnissen bald den Regen bald das schöne Wetter sendet. Sie erwarten kein anderes Leben nach diesem[3]. Bei alledem haben sie einige gute Eigenschaften, die es uns nicht gestatten, sie zu verachten. Denn sie haben mehr gegenseitige Liebe und Treue, als man gewöhnlich bei den Christen findet. Ehebruch und Diebstahl gelten ihnen als schwere Verbrechen, die sie mit dem Tode bestrafen.

[1] Anthropologie der Naturvölker II 352. Arbousset et Daumas, Relation d'un voyage usw. 349 ff. Livingstone, Missionsreisen und Forschungen I 18.

[2] Voyage de Siam des Pères Jésuites envoyés par le Roy aux Indes à la Chine. Die erste Auflage dieses Werkes erschien zu Paris im Jahre 1686. Ein Abdruck desselben wurde zu Amsterdam 1689 veröffentlicht. Wir zitieren nach diesem letzteren.

[3] Dieser Behauptung widerspricht Peter Kolb, wie wir gleich sehen werden.

Obwohl jeder Mann so viele Frauen nehmen darf, als er zu ernähren vermag, so findet man doch selbst unter den Reichsten nicht einen, der mehr als drei hat."[1]

„Diese Völker werden in mehrere Nationen eingeteilt, die alle in ihrer Lebensart miteinander übereinstimmen. Ihre gewöhnliche Nahrung ist die Milch und das Fleisch der Herden, die sie in großer Zahl züchten. Jede von diesen Nationen hat ihren Fürsten oder Häuptling, dem sie gehorchen. Das Recht der Nachfolge kommt nur den ältesten Söhnen zu, und um ihnen die Autorität und Achtung zu erhalten, sind sie allein die Erben ihrer Väter. Die Nachgebornen erhalten als Erbe nichts als die Pflicht, den Erstgebornen zu dienen. Ihre Kleider bestehen aus einfachen Schaffellen mit der Wolle, die mit den Exkrementen der Kühe und einer Art Fett zubereitet werden und deshalb für Auge und Nase fast unerträglich sind. — Die erste von diesen Nationen heißt in der Landessprache Sonquas. Die Europäer nennen diese Völker Hottentotten, vielleicht deshalb, weil sie dieses Wort immer im Munde führen, wenn sie mit Fremden zusammentreffen. Da sie sehr behende, stark, kühn und im Gebrauch der Waffen, nämlich der Sagai (Assagai) und der Pfeile, gewandter sind als die andern, gehen sie zu den andern Nationen, um ihnen als Soldaten zu dienen, und so kommt es, daß keine einzige von diesen Nationen unter den Eingebornen nicht auch einige Sonquas hätte, die ihre Miliz bilden. In ihrem eigenen Lande wohnen sie in tiefen Höhlen und zuweilen auch in Häusern wie die andern. Einen guten Teil ihrer Nahrung liefert ihnen die Jagd, in der sie sehr geschickt sind."[2]

Die bisherigen Angaben Tachards sind wörtlich einem schriftlichen Bericht entnommen, den er von den Kapholländern empfing. Er fügt noch weitere Details hinzu auf Grund mündlicher, und wie er glaubt, zuverlässiger Berichte. Da die Hottentotten überzeugt sind, daß es kein anderes Leben gebe, arbeiten sie nur so viel als nötig, um hienieden zufrieden zu leben. Sie betrachten die Holländer, die ihr Land bebauen und bei denen sie oft dienen, um etwas Brot, Tabak oder Branntwein zu bekommen, als Sklaven und als unverständige Leute, da sie sich in ihre Häuser oder Forts zur Sicherheit gegen ihre Feinde einschließen, während sie selbst in voller Sicherheit, ohne sich durch Pflügen der Felder zu erniedrigen, inmitten der Felder oder Ebenen kampieren können, wo es ihnen gefällt. Sie wollen durch diese Lebensweise zeigen, daß sie die Herren des Landes und die glücklichsten Leute der Welt seien, da sie allein in Freiheit und Ruhe leben, worin sie ihr Glück finden. Trotzdem meint Tachard, daß sie ein armseliges Leben führen. Um sich zu schmücken, beschmieren sie sich Gesicht und Hände mit dem Ruße der Kessel oder einer Art Fett, so daß sie unausstehlich riechen und aussehen. Das Ungeziefer ist eine Lieblingsnahrung. Trotzdem findet man auch bei ihnen einige Züge von Tugend. Sie sind treu, und die Holländer lassen sie frei in ihre Häuser kommen, ohne Furcht bestohlen zu werden. Man behauptet aber, daß sie gegen die Fremden oder die neu angekommenen Holländer nicht so zurückhaltend sind, da diese sie nicht wiedererkennen und bestrafen können. Sie sind wohltätig und hilfreich. Wenn man

[1] Tachard, Voyage de Siam usw. 70. [2] Ebd. 71.

ihnen etwas gibt, was sich teilen läßt, so teilen sie davon den Landsleuten mit, die ihnen begegnen, oder suchen sogar zu diesem Zweck Landsleute auf und behalten gewöhnlich nur den geringsten Teil für sich. Wenn jemand unter ihnen eines schweren Verbrechens, z. B. des Diebstahls oder des Ehebruchs, überführt ist, so versammeln sich der Häuptling und die Vornehmsten, machen dem Verbrecher den Prozeß und führen selbst gleich den Urteilsspruch aus. Sie töten ihn mit Stockschlägen, indem ihm jeder nach seinem Rang und seiner Würde, angefangen vom Häuptling, das Gebührende verabreicht; zuweilen durchbohren sie ihn mit der Sagai. Auf ihre Freiheit sind sie äußerst eifersüchtig. Ein Holländer wollte einen Hottentotten von Jugend auf zähmen und zu seinem Diener erziehen, aber sobald dieser groß geworden war, bat er dringend um seine Entlassung, denn er könne sich nicht dem Zwang eines geordneten Lebens unterwerfen. Die Holländer und ähnliche Nationen seien die Sklaven des Landes, die Hottentotten aber seien die Herren derselben; sie seien nicht gezwungen, so den Hut unter dem Arm zu haben und hundert unbequeme Gebräuche zu beobachten; sie äßen, wenn sie Hunger hätten, ohne andern Regeln zu folgen als denen der Natur. Im übrigen sind sie fröhlich, lebhaft, rauh in ihren Reden; auch scheinen sie Witz zu haben.

Ein sonderbarer Gebrauch besteht darin, daß jede Frau, die ihren ersten Mann verloren hat, so oft sie sich wiederverheiratet, ein Fingerglied, angefangen vom kleinen Finger, abhauen muß. Die Männer machen sich in der Jugend zu halben Eunuchen, weil sie meinen, das trage zur Erhaltung und Vermehrung der Gelenkigkeit bei. Ein Teil der Bevölkerung sind Jäger, die andern Hirten; die letzteren nähren sich von ihren Herden und deren Milch. Sie wohnen in Hütten aus Baumzweigen, die mit Fellen und Matten bedeckt sind und wie Zelte aussehen. Die Tür ist so niedrig, daß man auf allen vieren hineinkriechen muß, und das Innere ist nicht so hoch, daß man darin aufrecht stehen kann. Vier oder fünf Familien wohnen in einer solchen Hütte zusammen.

Viel eingehendere Nachrichten über die Hottentotten besitzen wir von Peter Kolb, der am Anfang des 18. Jahrhunderts die Hottentotten durch persönlichen jahrelangen Umgang genau kennen lernte und ihre Sitten ausführlich beschrieben hat[1].

Kolb macht darauf aufmerksam, wie schwer es sei, die wahre Ansicht der Wilden über ihre Religion zu ermitteln. Er führt sich selbst als Beispiel dafür an, wie leicht man durch die unsicheren, vielfach sich widersprechenden Antworten der Eingebornen getäuscht werden könne. Er selbst habe auf Grund solcher Antworten in einem Brief aus dem Jahre 1707 behauptet, manche Hottentotten glaubten an keinen Gott, und dementsprechend habe er die Hottentotten in zwei Klassen eingeteilt: in solche, die an Gott glauben, und solche, die nicht an Gott glauben. Später aber, besonders seitdem es ihm verstattet gewesen, frei das Gebiet der Eingebornen zu bereisen, habe er erkannt, daß er getäuscht worden sei. Mit Unrecht hätten einige Reisende behauptet, die Hottentotten hätten keine Religion. Da es nach ihm „unfehlbar gewiß ist, daß

[1] Caput bonae Spei hodiernum, d. h. vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebirges der Guten Hoffnung, Nürnberg 1719. Ein Auszug aus dem Werke erschien zu Nürnberg 1745. Wir zitieren nach der großen Ausgabe von 1719.

alle Hottentotten einen Gott glauben, erkennen und bekennen, dem sie nicht allein das Werk der Schöpfung zuschreiben, sondern von dem sie auch gestehen, daß Er noch alles regiere, bewege, allen das Leben gebe und solche Eigenschaften an sich habe, die sie selbst nicht aussprechen könnten: so fallen dabei noch viele Fragen vor, die man notwendig wissen muß, wenn man von ihrem Gottesdienst ein gesundes Urteil fällen will. Und zwar so ist erst auch zu wissen, wie sie denn dieses oberste Wesen nennen?" Auf diese Frage habe niemand besser geantwortet als Boeving in seiner „Curieusen Nachricht und Beschreibung von den Hottentotten" S. 6, der sage: „Dieweil die Capitain-Charge bei ihnen die höchste Obrigkeit (in jedem Dorf, aber nicht von jeder Nation), so nennen sie Gott den großen Capitain, und in ihrer Sprache Gounia (ich setze dabei, daß sie den Mond als ihren sichtbaren Gott also nennen, den unsichtbaren Gott, wenn sie ihn recht bedeuten, mit den beiden Worten Gounia Ticqvoa, d. i. Gott aller Götter, anzeigen), der ein guter Mann sei, der ihnen kein Böses tue, und hätten deswegen sich vor Ihm nicht zu fürchten."[1]

Der älteste Herrnhuter Missionär G. Schmidt (1737) gibt ebenfalls die Namen an, mit denen die Hottentotten „den Oberherrn über alles" und den „Teufel" bezeichnen. Den ersten nennen sie „Tuiqua", den letzten „Ganna"[2]. Nach Th. Hahn heißt das höchste Wesen der Hottentotten „Tsui-goab". Bei der Wiederkehr der Plejaden flehen sie es um Regen, Gras, Honig und Wild an[3]. Merensky meint, es sei interessant, daß aus den älteren Berichten hervorgehe, wie auch diesem unzweifelhaft tiefstehenden Volke die Erkenntnis Gottes nicht ganz abhanden gekommen war. „Anfang vorigen (d. h. des 18.) Jahrhunderts, ehe noch Missionäre zu den Hottentotten gekommen waren, wird berichtet, daß sie an einen höchsten Gott, Tequuva, glaubten, der alle Dinge geschaffen habe. Neben diesem guten Gott sprechen sie von einem bösen Wesen, dem Toutouka oder Tuiquan. Aus dem Umstand, daß der hottentottische Name für Gott in mehrere Kaffernsprachen übergegangen ist, kann man vielleicht schließen, daß dieses Volkes Bewußtsein von Gottes Dasein klarer und bestimmter war als das der Kaffern." Nach Merensky wurde früher ein gewisses Insekt, Mantis, von den Hottentotten als glückbringend verehrt. Eigentümlich war ihnen eine gewisse Verehrung der Gesteine, die man sonst bei keinem südafrikanischen Volke findet. Sie sollen zur Neumonds- und Vollmondszeit zum Mond gebetet und ihn tanzend verehrt haben[4].

Obgleich sowohl Tachard als Kolb, Schmidt und Merensky den Glauben der Hottentotten an ein höchstes Wesen, an Gott, bezeugen[5], will G. Fritsch[6] dieses Zeugnis nicht gelten lassen. Das ist um so mehr zu verwundern, da er doch sonst die Zuverlässigkeit Kolbs anerkennt. Die Gründe Fritschs für

---

[1] Ebd. 408. [2] Zitiert bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker II 342.

[3] Vgl. Globus XVIII (1870) 140.

[4] Beiträge zur Kenntnis Südafrikas, Berlin 1875, 86.

[5] Nach der Histoire générale des voyages XVIII 82 bezeugen die Reisenden Saar und Boeving dasselbe. Wir konnten diese Angabe nicht näher prüfen.

[6] Die Eingebornen Südafrikas, Breslau 1872, 337 f. Ratzel (Völkerkunde I² 705) schließt sich Fritsch an.

seine Ansicht, daß dieses vermeintliche höchste Wesen nur ein großer Häuptling oder Kapitän oder Nationalheros früherer Zeiten sei, sind nichts weniger als durchschlagend. Es sind bloße aprioristische und philologische Betrachtungen, namentlich will er alle christlich-germanischen Überlieferungen vermeiden und sich auf den realistischen Standpunkt der Eingebornen stellen. Auch Analogien mit andern Völkern helfen hier nicht. Der einzige Weg, um die religiösen Anschauungen eines Volkes kennen zu lernen, ist die Art und Weise, wie sie sich selbst in Wort oder Tat darüber aussprechen. Nun hat Kolb sich genau bei den Hottentotten selbst erkundigt, und zwar wiederholt, und da er acht Jahre lang mit ihnen verkehrte, so verdient sein ausdrückliches Zeugnis das vollste Vertrauen, um so mehr, da er mit den ältesten Berichten übereinstimmt[1].

Nach Bleek haben die Hottentotten auch eine Sage, die an den Sündenfall und die Strafe der ersten Menschen erinnert. „Die Menschen waren auf Erden schlecht geworden; darüber ärgerten sich die Großen des Himmels und ließen denselben auf die Erde herabfallen, wobei die meisten Menschen erschlagen wurden. Nur wenige kamen davon; diese schlachteten zum Opfer ein schwarzes Schaf, baten um Gnade, und aus Mitleid zogen die Großen den Himmel wieder empor; damit aber kein Mensch mehr hineinsteigen könne, stellten sie einäugige Riesen, die nur einen Arm und ein Bein hatten, als Wächter an die Grenze des Himmels. Will ein Mensch dort, wo Erde und Himmel zusammenstoßen, in den Himmel steigen, so ziehen ihn die Riesen an den Beinen wieder herunter.“[2] Der Tod soll durch Unklugheit in die Welt gekommen sein. Der Mond sandte einst den Hasen zur Erde nieder, um den Menschen zu verkünden, daß, wie er absterbe, aber wieder lebendig werde, auch die Menschen sterben und wieder lebendig werden sollten. Aber der Hase vergaß die Botschaft und verkündete nur, daß die Menschen sterben würden, wie der Mond stürbe[3].

Kolb will nicht einfachhin zugeben, daß die Hottentotten Gott gar keine Verehrung zollen. Sie scheinen zwar nur den Mond als den sichtbaren Gott direkt zu verehren durch religiöse Tänze und Lieder, aber diese Verehrung richtet sich nach Kolb zugleich an den unsichtbaren Gott. Sie nennen den Mond den großen Kapitän, „womit sie nichts anderes verstehen, als daß unter diesem sichtbaren Gott der unsichtbare müsse verstanden und zugleich mit angerufen werden“[4]. Bei ihren Neu- und Vollmondsfesten tanzen und singen sie ganze Nächte, schreien und klatschen mit den Händen und rufen dem Monde zu: „Sei gegrüßt! Mache, daß wir viel Honig bekommen, daß das Vieh viel Milch gebe usw.“ Außer an Gott glauben sie an einen bösen Geist, den sie als Urheber alles Bösen ansehen und durch Opfer zu versöhnen suchen. Sie beten auch ein Insekt (Käfer) an, von dem sie Glück, Vergebung ihrer Fehler und Besserung für die Zukunft durch Gebet und Opfer erflehen. Ferner halten sie einige Orte heilig, weil ihren Vorfahren daselbst große Wohltaten zu teil geworden. So oft sie an einen solchen Ort kommen, erzeigen sie demjenigen verstorbenen Heiligen ihre Verehrung, der nach ihrer Meinung dort wohnt und schon vielen von ihnen große Wohltaten erwiesen hat[5].

[1] Vgl. Waitz, Anthropologie der Völkerkunde II 342.
[2] Zitiert bei Körner, Südafrika, Breslau und Leipzig 1873, 156.
[3] Ebd. 158. [4] Caput bonae Spei hodiernum 411. [5] Ebd. 418.

Schon hieraus erhellt der Glaube der Hottentotten an die Unsterblichkeit der Seele. Sie fürchten sich auch sehr vor der Wiederkunft der Verstorbenen[1] und wähnen, ihre Zauberpriester vermöchten die Geister der Verstorbenen zu bannen und mit ihnen zu reden. Welcher Art aber das Dasein nach dem Tode sei, davon berichtet Kolb nichts; vielleicht wissen es die Hottentotten selbst nicht. Kolb selbst tritt entschieden dafür ein, daß die Hottentotten an die Unsterblichkeit glauben[2]. Er schreibt, wenn man die Hottentotten fragt, wie es denn komme, daß sie die Menschen, die ihnen Gutes getan, ehren und ihnen danken, Gott aber, von dem alles Gute komme, nicht Dank und Ehre erzeigten, und dem Teufel, der ihnen nur Böses zufüge, viel Ehre erweisen, so antworten sie, sie wüßten nicht, warum sie dies täten, jedoch sei ihnen von ihren Voreltern erzählt worden, sie hätten so schrecklich gegen diesen großen Kapitän gesündigt, daß er ihnen und ihren Nachkommen die Herzen verhärtet habe und sie nicht mehr imstande seien, ihn recht zu erkennen und ihm recht zu dienen. Kolb glaubt in dieser Ansicht eine Spur der Tradition von der Verbannung aus dem Paradies zu erblicken. Jede Gemeinde hat eine Art Priester (Suri), die von ihr gewählt werden und die die Aufgabe haben, Opfer darzubringen, die Heiraten und Begräbnisse zu leiten. Die Hottentotten haben ferner eine Art Mannweihe, durch die Knaben zu Männern gemacht werden und bei der die Beschneidung stattfindet[3].

Die Verheiratung findet frühe statt und wird von den Eltern des Brautpaares abgeschlossen; doch wird die Braut, die gekauft wird, um ihre Einwilligung gefragt[4]. Wird das Gesuch des Bräutigams bewilligt, so erscheinen er und seine Verwandten mit den für das Hochzeitsmahl bestimmten Rindern in dem Kraal der Braut, schlachten dieselben und bereiten ein großes Mahl, das den Mittelpunkt der Hochzeitsfeier bildet. Obwohl die Hottentotten große Liebhaber von Tanz und Musik sind, fehlt doch am Hochzeitstage beides. Vielweiberei ist allgemein gestattet. Der Mann kann die Frau verstoßen; wenn die Frau ihrem Manne davonläuft, so darf sie sich anderwärts nicht wieder verheiraten, weil daraus Mord und Totschlag entstehen würde. Ehebruch gilt als ein schweres Verbrechen, das „ohne Ansehen der Person und weiteres Prozedieren alsbald mit dem Tode bestraft wird". Heiraten unter Geschwisterkinder und Verwandten im dritten Grade sind verboten, und von diesem Gesetz wird nie dispensiert[5]. Blutschande wird mit dem Tode bestraft.

Alleiniger Erbe seiner Eltern ist der Erstgeborne. Den andern Kindern wird bei der Hochzeit eine kleine Ausstattung an Rindern und Schafen mitgegeben[6]. Ein schändliches Verbrechen der Hottentotten ist, daß wenn eine Mutter zwei Mädchen gebiert, das eine gewöhnlich getötet oder ausgesetzt wird, wenigstens wenn die Eltern arm sind[7]. Auch wenn die Mutter einen Knaben und ein Mädchen zugleich zur Welt bringt, wird das Mädchen umgebracht oder ausgesetzt. Eine andere schändliche Sitte ist, daß sie alte und kranke Leute, an deren Wiederaufkommen verzweifelt wird, in eine getrennte Hütte bringen und dort, mit etwas Nahrung versehen, ihrem Schicksal überlassen. „Nicht als

[1] Ebd. 581. [2] Ebd. 434—436. [3] Ebd. 426 ff. [4] Ebd. 452.
[5] Ebd. 457. [6] Ebd. 458. [7] Ebd. 444.

ob sie deswegen für grausam wollten angesehen sein, sondern sie bilden sich noch ein, daß sie solchen alten verlebten Leuten damit einen besondern Gefallen täten, weil sie ihres Kummers und Elends dadurch los kämen." [1]

Daß die Hottentotten wie fast alle Naturvölker große Liebhaber des Nichtstuns und der berauschenden Getränke waren, ist nahezu selbstverständlich. Kolb schildert sie auch als sehr rachsüchtig. Eifersüchtig wachen sie über ihre Freiheit. Die Europäer mit ihrer Habgier und steten Sorge für ihr Fortkommen gelten ihnen als Toren. Ein Hottentott antwortete dem protestantischen Missionär Ziegenbalg: „Die Europäer sind Narren. Sie bauen große Häuser, obgleich ihr Leib nur eines kleinen Raumes bedürftig ist. Innerlich, um den Hunger zu stillen, und auswendig, um den Leib zu kleiden, haben sie sehr viel vonnöten; und weil keiner in seinem eigenen Lande satt werden kann, darum kommen sie in dieses und andere Länder, damit sie ihre Kost und nötige Kleidung erwerben und gewinnen mögen. Wir hingegen haben weder Geld noch einige Waren vonnöten, und weil wir uns weder so köstlich kleiden noch so herrlich speisen, daher dürfen wir auch so schwere Arbeit nicht verrichten, noch uns einige Beschwerlichkeit zuziehen, als ihr Europäer tut." [2] Außerordentlich ist auch die Freigebigkeit der Hottentotten untereinander und die stetige Bereitwilligkeit, einander zu helfen [3]. Kolb lobt ferner ihre Treue und Redlichkeit; auf ihr gegebenes Wort kann man sicher vertrauen. „Vor dem Diebstahl, Ehebruch und Hurerei haben sie einen solchen Abscheu, daß man von diesen Lastern gar wunderselten unter ihnen hört." [4] Wie Tachard berichtet auch Kolb, daß die Holländer ohne Scheu die Hottentotten in ihren Häusern herumgehen lassen, weil sie nicht stehlen. Sie sind auch „sonderbare Liebhaber der Billigkeit und des Rechts, gestalten (da) sie nicht leiden können, daß jemand Unrecht geschieht" [5]. Was bürgerliche Sachen und kleinere Streitigkeiten angeht, die sich oft ereignen, so legen die Parteien diese selbst bei, indem sie sich verständigen oder aber einander „blaue Fenster" anhängen und sich dann vergleichen. Oft treten die Weiber zwischen die Streitenden und verhindern Mord und Totschlag, „maßen es die größte Schande unter ihnen, wenn sie in einer Frauen Gegenwart ferner zanken und streiten wollten" [6].

Anders in Kriminalsachen. Sie leiden dabei keinen Aufschub, sehen auch gar nicht auf Stand, Reichtum und Ansehen, sondern „wer auf einem halssträflichen Laster ertappt oder überwiesen wird, der kann sich gar bald die versicherte und gewisse Rechnung machen, daß er ihren Händen, wenn er einmal ergriffen worden, nicht leicht entkommen, viel weniger das Leben davon bringen werde. Es sind aber bei ihnen halssträfliche oder Kriminalsachen nicht nur Morden und Totschlagen, sondern es wird auch von ihnen der Ehebruch darunter gezählt.... Der Diebstahl ist eben wie bei den Europäern ein Kapitalverbrechen, und endlich die Landverräterei, nebst noch andern großen Übertretungen.... Es sind demnach in dieser Klasse die Blutschande und dann weiter die Sodomie" [7].

Wird nun ein solcher Delinquent ergriffen, so läßt man ihn selbst sich verteidigen, bringt aber die Zeugen herbei. Kann er sich wirksam verteidigen, so wird

---

[1] Kolb, Caput bonae Spei hodiernum 545. [2] Ebd. 548. [3] Ebd. 549.
[4] Ebd. 550. [5] Ebd. 552. [6] Ebd. [7] Ebd. 553.

ihm das Leben geschenkt. Die dadurch beschimpften Zeugen forschen der Sache weiter nach, und finden sie, daß ihre Anklage falsch war, so müssen sie dem Angeklagten mit einer Anzahl Stück Vieh Satisfaktion geben und Abbitte tun. Findet sich aber, daß der Angeklagte schuldig war, so wird er wieder vor Gericht geführt und ohne weiteres mit dem Tode bestraft. Der Kapitän des Kraals versammelt alles Volk und läßt den Angeklagten mitten in einen Kreis bringen, damit jeder Anwesende alles höre und sich ein Urteil bilden könne. Dann werden Anklage, Zeugen und Verteidigung gehört, und wenn der Angeklagte überführt ist, wird er verurteilt und sofort getötet. Der Kapitän, bei dem das Recht über Leben und Tod steht, schlägt ihm mit seinem Kirri (Stock) zuerst derart auf den Nacken, daß er zu Boden fällt. Dann folgen die andern und machen ihm den Garaus[1].

Kolb macht auf die Ähnlichkeit vieler Gebräuche der Hottentotten mit denen der Juden aufmerksam. Die Hottentotten stimmen mit den Juden darin überein, 1. daß sie nach dem Neu- und Vollmond ihre Zeiten und besonders ihre Feste richten; 2. daß sie zu gewissen Zeiten ihre Weiber nicht berühren dürfen; daß sie nach Übertretung dieses Gebotes wieder opfern müssen; . . . 5. daß sie vielmals ungesäuertes Brot und ungesalzene Speisen genießen, wenn sie nicht unter Christen wohnen; 6. daß sie eine Art Beschneidung haben; 7. daß sie keine Fische ohne Schuppen essen; 8. daß sie nichts Erstichtes genießen dürfen; 9. daß sie ihre Weiber niemals in ihre politischen Versammlungen lassen; 10. daß sie ihren Weibern Scheidebriefe geben können und was dergleichen andere Sachen mehr sind, die nach Kolbe zu beweisen scheinen, daß die Hottentotten von den Juden abstammen[2]. Die Hottentotten haben auch eine von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzte Überlieferung, daß ihre ersten Eltern von Gott geschaffen und auf die Erde gesetzt seien. Dieselben sollen durch ein Fenster oder eine Pforte auf die Erde gekommen sein und ihre Nachkommen säen, backen, Vieh weiden u. dgl. gelehrt haben. Der Name des Stammvaters sei Noh gewesen, der der Mutter Hinghnoh, die Namen seien aber wegen der Schnalzlaute nicht wohl zu schreiben[3].

Der Keuschheit und Ehrbarkeit der Hottentotten stellt Kolb ein ehrendes Zeugnis aus. Er schreibt: Einige Reisende haben sich nicht geschämt, zu sagen, es wohnten diese Völker, Männer und Weiber, ohne alle Zucht und ohne die geringste Ehrbarkeit untereinander. Dieses ist grundfalsch; da es vielleicht keine züchtigere Nation in der Welt gibt, sowohl was die Werke als was die Worte betrifft. Bisweilen wollte ich einige bekannte Hottentotten hierüber befragen; allein sie schienen mir allezeit unwillig, wegen des schimpflichen Argwohns, den ich von ihnen, dem Ansehen nach, hatte. Einer unter andern, den ich über diese Beschuldigung der Unehrbarkeit befragte, antwortete mir: ‚Wie dann! Glauben diese Leute, daß wir unvernünftige Tiere seien? Meinen sie, daß wir wie die Hunde leben? O, wir wissen gar wohl, was Schamhaftigkeit ist. Wir sind nicht so, wie man meint. Wir haben bessere Begriffe.‘ Dieses ist von Wort zu Wort die Antwort, die ich erhalten. So habe ich mich auch bei vernünftigen und wackeren Europäern fleißig erkundigt, weil sie schon viele Jahre mit den Hottentotten umgegangen waren. Ich habe sie gefragt, ob sie

---

[1] Ebd. [2] Ebd. 352. [3] Ebd. 353—354.

jemalen wahrgenommen, daß diese Völker dergleichen Unzucht begingen, als man ihnen Schuld gebe? Sie haben mich aber allezeit versichert, daß sie dergleichen niemalen entdeckt hätten. Also, daß ich mir zu behaupten getraue, zufolge demjenigen, was ich bei diesen Völkern selber gesehen und von ihnen erzählen hören, daß in Liebessachen keine eingezogenere Nation unter Sonnen sei[1].

Die Ehrlichkeit, die Billigkeit und geschwinde Justiz sind ebenfalls Eigenschaften, worin die Hottentotten viele andern Völker übertreffen.... Die Hottentotten sind vortreffliche Dienstboten und vielleicht die getreuesten in der Welt.... Sie übertreffen viele andere Völker an Großmut und Gastfreiheit. Doch schildert Kolb auch die Schattenseiten der Hottentotten. Sie lieben den Trunk, „sind gewaltig faul“, „sehr unflätig“, „beschmieren ihren Leib mit Fett“.

Jedwede hottentottische Nation hat ein Haupt oder einen Obersten, den man Kougui nennt. Sein Amt ist, das Kriegsheer anzuführen, die Verträge mit andern Völkern einzurichten, in den Versammlungen zu präsidieren und sie zu berufen. Ohne seine Einwilligung kann man weder Krieg noch Frieden machen. Außerhalb dieser angeführten ungewöhnlichen Fälle erstreckt sich sein Ansehen nicht weiter als über den Kraal oder das Dorf, worin er wohnt und dessen Hauptmann er beständig bleibt. Diese Würde ist erblich und fällt allezeit auf den ältesten Sohn. Ist gar keiner vorhanden, so werden die Töchter ausgeschlossen und der nächste Blutsverwandte damit bekleidet. Sonst ist die Gewalt eines Obersten sehr eingeschränkt. Ehe sie ihm übergeben wird, muß er auf eine feierliche Weise vor der allgemeinen Versammlung versprechen, nichts an der alten Regierungsform zu ändern, nichts vorzunehmen gegen die Rechte und Vorzüge der Hauptleute von den Kraals, noch gegen die Rechte und Freiheiten des Volkes. Hat er dieses förmlich versprochen, alsdann geloben sie ihm, gehorsam zu sein[2].

5. Die Buschmänner.

„Der Stamm der Buschmänner ist unter den südafrikanischen Eingebornen der in der Zivilisation am niedrigsten stehende.“[3] Sie bilden eine scharf gesonderte Gruppe, „welche den Koi-koin nur als Unterabteilung angefügt werden kann“. Einst zog sich das Gebiet der Buschmänner durch ganz Südafrika vom Kap bis hinauf zum Sambesi und darüber hinaus, sie wurden aber durch andere Völker daraus vertrieben und in die Büsche und Wüsteneien zurückgedrängt. Eigentliche staatliche Vereinigungen scheint das Volk nie gebildet zu haben, es lebte in kleineren Horden oder Familien von verschiedener Kopfzahl. Man unterscheidet die Horden nach den Gebieten, in denen sie wohnen, in Buschmänner der Kalahari, des Namaqualandes usw.

Die Eingehung der Ehe vollzieht sich in ähnlicher Weise wie bei den Hottentotten. Der Bräutigam sucht sich ein Weib, das er durch Geschenke erwirbt. Die Werbung geschieht nach Fritsch durch die Schwester des Bräutigams, „welcher durch dieselbe bescheidentlich bei der Zukünftigen fragen läßt, ob sie günstig über seine Liebe denkt. Erweckt die Art, wie sie sich ausdrückt, Hoffnungen,

---

[1] Kolb, Caput bonae Spei hodiernum 464. [2] Ebd. 400 ff.
[3] Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas 386.

daß seine Bewerbung angenommen werden dürfte, so sendet er nach einiger Zeit wiederum durch die Schwester ein kleines Geschenk, welches sie vor der Behausung des Mädchens läßt. Wird dies nicht in den nächsten Tagen zurückgeschickt, so nimmt der Buschmann an, sein Antrag habe Gnade gefunden. Er veranstaltet alsdann mit seinen Freunden eine große Jagd, welche das Fleisch liefern muß zu dem bevorstehenden Feste, und während dies unter Singen und Tanzen stattfindet, schickt die Familie der Braut bei den Freunden des Bräutigams ein irdenes Gefäß herum, in welches dieselben ihre Hochzeitsgeschenke, bestehend in Glasperlen, Schmucksachen oder auch Waffen, deponieren. Darauf gilt die Ehe für geschlossen, das Paar wohnt aber noch für längere Zeit bei den Schwiegereltern, und der junge Mann bringt die Jagdbeute als ein Zeichen des Respekts dem Schwiegervater dar“ [1]. Der Buschmann scheut seine Schwiegermutter und vermeidet sie, ebenso wie die Frau ihrem Schwiegervater aus dem Wege geht. „Die verschiedenen Grade der Verwandtschaft finden auch sonst bei diesen Eingebornen eine sorgfältige Beobachtung, da sie die Blutschande verabscheuen, und es geht aus allem diesem hervor, daß sie, obgleich wie Tiere behandelt (von den Europäern), keineswegs wirklich zu Tieren geworden sind.“ [2]

Die Stellung des Weibes bei den Buschmännern ist eine zwar niedrige, aber immerhin geachtetere als bei den Kaffern und vielen andern Negerstämmen, obwohl auch bei ihnen Polygamie gestattet ist. „In Hinsicht des geschlechtlichen Verkehrs, worin ihnen Wood jede Schranke abspricht, sind sie in der Tat weniger frei als ihre viel zivilisierteren Nachbarn. Sie sind im allgemeinen nicht so sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu welcher ihr hartes Leben unter den schwersten Entbehrungen auch eine ungeeignete Schule ist; die Frauen sind keuscher als die Betschuanas.“ Auch Peschel spendet den Buschmännern das Lob: „Obwohl sie nackt einhergehen, herrscht doch unter ihnen strenge Keuschheit, und die Zartheit, wie sie um ein Mädchen freien, sowie, daß sie Ehen nur aus Zuneigung schließen, stellt sie hoch über unzählige andere Völkerschaften. Chapman erzählt gerührt, daß ihn Buschmänner eines Morgens mit einer Schale Wasser überraschten, der köstlichsten Gabe in jenen durstigen Erdflächen, aus Dankbarkeit, weil er vorher mit ihnen seine Jagdbeute geteilt hatte.“ [3] Daß Ehebruch als ein Verbrechen gilt, geht daraus hervor, daß oft um den Besitz der Weiber Mord und Totschlag entsteht. Wenn man den Buschmännern alle Liebe zwischen Eltern und Kindern abgesprochen, so wird

---

[1] Ebd. 445. [2] Ebd.

[3] Völkerkunde [6] 145. In ihrer Allgemeinheit ist die Behauptung, daß die Buschmänner ganz nackt gehen, nicht richtig. Als Kleidung genügt dem Buschmann „häufig ein dreieckiges Stück Fell, das zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften mit einer Schnur befestigt wird. . . . Die Schamhülle der Frau ist größer als die des Mannes und mit ledernen Fransen besetzt“ (Ratzel, Völkerkunde I [2] 684. Vgl. auch Fritsch a. a. O. 428). Fr. Körner (Südafrika 143—144) sagt: „Einer besondern Bekleidung bedarf der Buschmann nicht. Er hängt sich ein Stückchen Fell vor den Leib, und wenn er luxuriös sein will, einen ähnlichen Schurz über das Gesäß.“ McCall Theal (History and Ethnography of Africa south of the Zambesi I, London 1910, 15) sagt, die Kleidung der Männer sei spärlich gewesen und bei der Jagd ganz abgelegt worden. Höchstens bestand die Kleidung in einem um den Leib gewickelten Tierfell. Erwachsene Frauen trugen eine kleine Schürze und befestigten ein Fell um die Schultern.

das schon durch die vielen verbürgten Züge aufopfernder Kindes- und Elternliebe widerlegt. Freilich soll es vorkommen, daß alte, unbrauchbare Weiber auf den Wanderungen einfach zurückgelassen werden. Das ist aber nur eine Folge des Selbsterhaltungstriebes. Der Mann ist nicht mehr imstande, seine Frau mitzunehmen und zu ernähren. Das Leben des Buschmannes ist ein beständiger Kampf mit Not und Entbehrung.

Weil die Buschmänner seit langem den Viehdiebstahl als Gewerbe betreiben, hat man ihnen alle Begriffe von Gerechtigkeit abgesprochen. Aber an den Diebstählen ist außer der übergroßen Not, in der die Buschmänner aus Mangel an Jagdwild oft leben, die unmenschliche, aller Gerechtigkeit hohnsprechende Behandlung derselben seitens der Buren schuld. Diese betrachteten die Buschmänner vielfach als vogelfreies Wild, auf das man nach Belieben Jagd machen konnte[1]. Nur zu begreiflich ist deshalb der unauslöschliche Haß dieser Söhne der Wildnis gegen die Europäer. Daß der Buschmann bei guter Behandlung harmlos, zutraulich und dankbar ist, geht aus vielen zuverlässigen Reiseberichten hervor. „Durch Wohlwollen und kleine Wohltaten haben sich Buschmannshorden dahin bringen lassen, an den eigenen Stammesgenossen den Viehdiebstahl zu bestrafen, den Raub zurückzuerstatten und entlaufenes Vieh aus eigenem Antrieb zurückzubringen.“[2] Man darf auch nicht übersehen, daß sie sich, wie Campbell[3] berichtet, als die ursprünglichen Eigentümer des Bodens ansahen, von dem sie ungerecht verdrängt wurden. Wenn ihnen die Griquas die Viehdiebstähle vorhalten, so antworten sie: „Das Land gehörte ursprünglich uns; die Griquas haben sich der Wasserquellen bemächtigt und uns fast alles Wild weggeschossen, so daß wir gezwungen sind, zu stehlen oder zu verhungern.“

Auch Merensky[4] stellt den Buschmännern ein gutes Zeugnis aus. Er lobt ihre Anlagen: „Der zahme Buschmann ist als Diener sehr geschätzt. Er ist treuer, fleißiger, auch energischer als der Hottentott. Besonders als Hirt und Jäger leistet er seinem Herrn die besten Dienste. Ich selbst habe auch Buschleute unterrichtet und getauft. . . . Ich fand, daß diese Leute lebhaften Geistes und Rührungen zugänglich waren, daß sie, was ihrer Fassungskraft angemessen war, gut und tief erfaßten, und habe an getauften Buschleuten Freude erlebt. Als Charakterfehler macht sich bei Dienstleuten dieses Volkes geltend, daß sie öfter verdrossen und launisch sind. Jedenfalls aber berechtigen uns die bisher gemachten Wahrnehmungen zu dem Schluß, daß die Saan nicht halbe Affen, sondern Menschen sind. Im Jahre 1809 ward Colonel Collins an die damalige Nordgrenze der Kapkolonie gesandt, um seiner Regierung über die Buschleute und deren Fehden mit den Grenzbauern zu berichten. Die Summa seines Berichtes war die: es sei auf der ganzen Erde kein Volk mit besseren natürlichen Anlagen zu finden und keins so empfänglich für Verstand und Herzensbildung, und Richter Cloete aus Natal spricht sich in einer seiner Vorlesungen über mildere Maßnahmen einiger Bauern gegen

---

[1] Vgl. J. Spillmann S. J., Vom Kap zum Sambesi, Freiburg i. Br. 1882, 4; Schneider, Die Naturvölker II 161.

[2] Schneider a. a. O. 159.

[3] Travels in South Africa II, London 1822, 242.

[4] Beiträge zur Kenntnis Südafrikas 74—75.

das Volk und deren Wirkung folgendermaßen aus: ‚Die menschliche Handlungsweise dieser Farmer fand ihren Lohn, denn einige Buschleute stellten sich unter ihren Schutz. Ihr natürlicher Verstand zeigte sich bald bei ihren Diensten, sie werden die treuesten und zuverlässigsten Hirten, und ich habe selbst Farmen in den Schneebergen besucht, die monatelang von ihren Herren und der ganzen Familie, welche nach Kapstadt oder entfernten Distrikten gereist waren, verlassen standen. Herden von 6000 bis 10000 Schafen hatte man unter der alleinigen Aufsicht von einer oder drei Familien von Buschleuten zurückgelassen, und diese zeigten sich stets des Vertrauens würdig, welches man in sie gesetzt hatte.‘“

Über die Religion der Buschmänner sind wir leider nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die Angaben darüber widersprechen sich vielfach. Wir stellen die wichtigsten hier zusammen, aus denen sich zu ergeben scheint, daß diese verwahrlosten Wilden eine dunkle Idee von einem höheren Wesen haben, zu dem sie zuweilen beten, damit es ihnen Regen, Wild und Gesundheit verleihe.

Einer der ersten, welche die Buschmänner näher kennen lernten, ist der schon erwähnte englische Missionär Rev. John Campbell. Von einem gewissen Smit, der von Kindheit an mit den Buschmännern verkehrte und ihre Sprache kannte, hörte der Missionär, die Buschmänner glaubten nicht an einen Gott und den Großen Vater, aber an den Teufel, von dem sie behaupten, er habe alle Dinge mit der linken Hand gemacht; ebenso glaubten sie, sie würden einst wieder vom Tode auferstehen, denn wenn sie einen Toten begraben, legen sie mit der Leiche eine Assagai ins Grab, damit der Verstorbene bei der Auferstehung etwas habe, womit er sich verteidigen und den nötigen Unterhalt erwerben könne. Wenn sie aber den Toten hassen, geben sie ihm keine Assagai mit, damit er bei der Auferstehung getötet werde oder Hungers sterbe. Sie nehmen auch an, daß die Toten einige Zeit nach der Auferstehung in ein Land gehen, wo Überfluß an Speisen sich findet[1].

Es ist möglich, daß diese Anschauung auf den Einfluß der Buren zurückzuführen ist; doch ist diese Annahme nicht nötig, denn wenn die Buschmänner von Auferstehung reden, so braucht man das nicht in der Wiedervereinigung der Seele mit dem Leibe zu verstehen. Fast alle Eingebornen Afrikas meinen, der Mensch erhalte nach seinem Tode ein schattenhaftes Dasein mit denselben Bedürfnissen wie in diesem Leben. Dieses zweite Ich des Menschen bleibt einige Zeit im oder beim Grab und zieht dann in ein Land des Überflusses an Speise und Trank. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Buschmänner in diesem Sinn von der Auferstehung sprachen. Auf alle Fälle geht aus obigen Angaben hervor, daß damals die Eingebornen jener Gegend an das Dasein eines Urhebers aller Dinge glaubten, den sie freilich mit dem Teufel identifizierten, wenn die Darstellung Smits richtig ist.

Einige Tage später begegnete Campbell auf der Weiterreise fünf Buschmännern mit zwei Frauen, von denen er sagt: „Sie wußten, daß es einen Gott gebe, meinten aber, er sei nur für die Weißen, nicht für sie.“[2] Als Campbell einen Malchappihäuptling am Malarin River über den Glauben

---

[1] Campbell a. a. O. I 29. [2] Ebd. 37.

der Buschmänner an Gott ausfragte, antwortete dieser: „Sie haben einen Namen, den sie dem Gott geben, der über ihnen ist, und einen andern Namen für den Gott, der unter ihnen ist; der erstere ist ein Mann, der zweite eine Frau; der männliche Gott heißt bei ihnen Goha, der weibliche Ko, und ihre Diener heißen Ganna. Wenn die Buschmänner tanzen, kommt zuweilen Ko, um ihnen mitzuteilen, wo Wild zu finden sei.... Sie ist eine große und weiße Gestalt und verbreitet solchen Glanz um sich, daß man kaum das Feuer sehen kann. Alle sehen und hören sie, wenn sie mit ihnen tanzt." [1]

Inwieweit diese Angaben Vertrauen verdienen, vermögen wir nicht zu sagen. Derselbe Häuptling erzählte auch, wenn ein Buschmann sterbe, lege man ihn so ins Grab, daß er das Angesicht der aufgehenden Sonne zukehre. Würden sie das Angesicht gegen Westen wenden, so würde nach ihrer Meinung die Sonne längere Zeit brauchen, um wieder aufzugehen [2]. Erwähnt sei noch die Bemerkung Campbells, die Buschmänner „sind gelehriger als die andern Nationen und dankbarer für die Güte, die man ihnen erweist" [3].

Einige Zeit nach Campbell, in den Jahren 1836—1839, besuchten Arbousset und Daumas die Buschmänner bei Marija in der Nähe des Caledon River. Die Buschmänner dieser Gegend werden nach ihnen hier Baroa (= Männer der Büsche) genannt, sie selbst nennen sich Khuai. Die Reisenden loben ihren muntern, offenen und großmütigen Charakter. Einer meiner Freunde, erzählt Arbousset, hatte als Diener einen Buschmann voll Witz und origineller Einfälle, den er liebte und der ihm sehr treu war, der sich aber aus gelegentlichen Diebstählen gegen Fremde gar nichts machte [4].

„Die Buschmänner der Berge, die man mit dem Namen Maccolong bezeichnet, sagen, daß es einen Kaang oder Häuptling im Himmel gebe, der auch Kue-Akengteng, der Mann, d. h. der Herr aller Dinge heißt. Wie sie sagen, ‚sieht man ihn nicht mit den Augen, aber man kennt ihn im Herzen'. Man betet zu ihm zur Zeit der Hungersnot, ebenso bevor man in den Krieg zieht. Die Tiere des Feldes haben alle ihre Zeichen, die er ihnen gegeben hat, z. B. ein Hirsch hat von ihm nur einen Stumpfschwanz erhalten.... Kaang gibt das Leben und verhängt den Tod, er gibt oder verweigert Regen. Wenn das Wild fehlt, sagen die Maccolong, daß ihnen ihr Herr seine Tiere verweigere." [5] Kaang war also nach den Maccolong Herr und Meister über Leben und Tod und über alle Dinge, hatte mithin göttliche Attribute. Sein Wohnort war der Himmel.

Ein Moroa [6] versicherte dem Missionär, daß man unter seinem Volke den Blesbock und noch eine andere Antilopenart verehre. Beschneidung kommt nur unter den Baroa vor, die in häufigem Verkehr mit den Kaffern und Betschuanen stehen. Fälle von Polygamie sind bei ihnen selten, und Ehebrüche kommen bei ihnen weniger vor als bei den andern Eingebornen. Die Witwen finden nicht leicht einen zweiten Mann, vielleicht weil man den Tod als die Wirkung

---

[1] Campbell, Travels in South Africa II 32—33. [2] Ebd. 34.
[3] Ebd. 243.
[4] Relation d'un voyage usw. 493. [5] Ebd. 501—502.
[6] Moroa ist Singular von Baroa.

bösen Zaubers ansieht; doch trägt man Sorge für sie, und man ißt kein Stück Wildbret, ohne ihnen etwas davon zu geben[1].

Über die Begräbnissitten der Buschmänner sagt Arbousset, daß sie ihre Toten nicht so hastig beerdigen wie die andern Stämme. Die Leiche wird gesalbt, einbalsamiert und unter Weinen und Klagen in eine längliche Grube auf eine Seite gelegt. Dann wirft man die Hütte des Toten ins Grab und verbrennt sie auf der Leiche. Die Grube wird mit Erde zugefüllt. „Ist die Totenfeier beendigt, so wandert der Kraal für ein oder zwei Jahre aus, während deren man nur mit Ehrfurcht und Tränen vom Verstorbenen spricht. Diese Ehrfurcht der Eingebornen für die Gräber begrenzt nach meiner Ansicht ihren zwar unbestimmten, aber wohl konstatierten Glauben an die Unsterblichkeit und erinnert uns an ihren Spruch: ‚Der Tod ist nur ein Schlaf‘, Lefau ki boroko.“[2]

Bei alledem sind die Buschmänner nach Arbousset so roh, daß sie eine Raupe anbeten. Diese heißt N'go und baut sich aus Strohhalmen eine runde Hülle, die ein Loch hat, damit sie den Kopf herausstrecken könne, wenn sie Nahrung suchen will. Die Baroa machen aus ihr ihren Gott. „Einer von ihnen, den ich fragte, ob er nicht zu seinem Vater bete, wie die andern Einwohner, antwortete mir: ‚Nein‘, und fügte bei, sein Vater habe ihn anders unterrichtet und ihm vor dem Tode feierlich gesagt: ‚Mein Sohn, wenn du auf die Jagd gehst, so suche sorgfältig den N'go zu sehen und bitte ihn um Nahrung für dich und deine Kinder. Beobachte nach deinem Gebet, ob er den Kopf bewegt und einen Halbkreis beschreibt, das bedeutet, daß er dich erhört hat, und daß du noch am selben Abend ein Stück Wildbret zu den Deinen bringen wirst. Halte dieses mit den Zähnen fest, durchschneide es mit deinem Eisen und halte den Arm dabei so, daß es einen Halbkreis beschreibt, wie unser Gott.‘“[3]

„Ihr gewöhnliches Gebet ist folgendes: ‚Herr (Kaang), liebst du mich nicht? Herr, führe ein männliches Gnu herbei, ich möchte gern meinen Magen füllen; mein ältester Sohn, meine älteste Tochter möchten gern den Magen voll haben; Herr, führe ein männliches Gnu unter meine Pfeile.‘“[4]

Nach dem Wörterverzeichnis Arboussets[5] bedeutet N'go in der Seroasprache (Sprache der Baroa) soviel wie Gott. Vielleicht lassen sich die obigen Angaben so miteinander vereinigen, daß nach ihnen Kaang (Herr des Himmels) zuweilen in Gestalt der Raupe N'go sichtbar wird und gerade deshalb N'go heißt, oder aber, daß sie neben dem Herrn des Himmels noch einen andern Götzen anbeten, der in der Raupe residiert. N'go bedeutet auch Mutter und Ngoa das Gewissen.

Theoph. Hahn schreibt über die Buschmänner: „Alle Buschmänner ohne Ausnahme tragen Amulette, womit sie entweder die bösen Geister abzuwehren vermeinen oder Glück bei ihren Unternehmungen erhoffen. Wenn man sagt, daß sie auch an ‚gute‘ Geister glauben, so vermute ich, daß hier irgend welcher Einfluß von Nomadenhottentotten obwaltet; denn die Buschmänner sollen ihre

---

[1] Arbousset et Daumas a. a. O. 502. [2] Ebd. 503—504.
[3] Ebd. 505—506. [4] Ebd. 506. [5] Ebd.

guten Geister um Regen, Gras, Honig, Wild anrufen, und ebendasselbe tun die Hottentotten, welche bei der Wiederkehr der Plejaden ihr höchstes Wesen Tsui-goab in derselben Weise anflehen[1]. Um den Willen des Geistes zu erfahren, würfeln sie. So zog ein Buschmann, den Livingstone als Begleiter mitgenommen hatte, seine Würfel hervor, warf sie hin und erklärte dann, der Geist[2] gebiete ihm, umzukehren. Um den Missionär davon zu überzeugen, warf er noch einmal; es kam aber das Entgegengesetzte heraus[3].

Auch Wangemann[4] berichtet, daß die Buschmänner an Caang oder Cagan (Kagan) glauben; sie meinen, von ihm komme Regen und Dürre, Leben und Tod, Mangel und Überfluß an Wild.

Nach Merensky[5] haben die Felsenmalereien der Buschleute mythologische Bedeutung. „Diese unsere Meinung fanden wir durch den Bericht eines englischen Beamten, Cape Monthly Magazine, Juli 1874, bestätigt, welcher vor einiger Zeit zu unserer Kenntnis kam. Mr. Orpen, englischer Magistrat im freien Kaffernlande, drang, um rebellischen Eingebornen die Wege zu verlegen, im Jahre 1873 weit in das öfter erwähnte Drakengebirge vor. Er mietete einen aus dem Gebirge stammenden Buschmann namens Quing und befragte diesen nach der Bedeutung der Zeichnungen, die man hier und da an den Felsen sah. Besonders fielen Mr. Orpen Männer und Weiber mit Antilopenköpfen auf, welche dort dargestellt waren; er fragte, wer die seien. Er erhielt die Antwort, daß diese Leute einst zwar gelebt hätten, nun aber nur noch in den Flüssen lebten, sie seien vernichtet worden, da auch die Elenantilopen vernichtet wurden, und zwar von den Leuten, die an den Felsen tanzend dargestellt waren."

„Da Quing bei seinen Erzählungen Cagan erwähnt hatte, fragte Orpen, wer Cagan sei, — die Antwort war: ‚Cagan machte alle Dinge, wir beten zu ihm. Wir beten: Cagan, Cagan, sind wir nicht deine Kinder, siehst du nicht unsern Hunger, gib uns Essen, und er gibt uns beide Hände voll.' ‚Wer ist Cagan?' fragte man weiter, und die Antwort Quings lautete: ‚Ich weiß nicht, aber die Elenantilope weiß es. Hast du nicht bei der Jagd seinen Schrei gehört, wenn die Elentiere schnell davon und seinem Rufe nacheilen? Wo er ist, sind Elentiere in Haufen.' Auf die weitere Frage nannte Quing Coti als Cagans Weib; woher sie stamme, wisse er nicht, aber vielleicht sei sie mit den Leuten gekommen, welche die Sonne einst brachte[6]. ‚Aber dies

[1] Da die Buschmänner mit den Hottentotten seit uralten Zeiten in wilder Feindschaft lebten, ist dieser Einfluß der Hottentotten auf den Glauben der Buschmänner nicht sehr wahrscheinlich.

[2] Livingstone sagt nicht, der Geist, sondern Gott befehle ihm umzukehren. Wir werden die Stelle gleich zitieren.

[3] Die Buschmänner, im Globus XVIII (1870) 140.

[4] Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika, Berlin 1872, 68, bei Schmidt S. V. D., Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschen, Stuttgart 1910, 237.

[5] Beiträge zur Kenntnis Südafrikas 73.

[6] Nach A. Lang (Myth, Ritual and Religion I 170) sagte Quing, sie sei mit den Leuten gekommen, welche die Sonne einst brachten. Da uns der Originalbericht des Cape Monthly Magazine nicht zugänglich war, wissen wir nicht, welche Lesart die richtige ist.

sind Geheimnisse‘, fügte er hinzu, ‚ich kenne sie nicht, nur jene Tänzer dort auf den Bildern kennen sie.‘“

„Die Buschleute oder Saan“, so schließt Merensky seinen Bericht, „erkennen also ein höchstes Wesen, in unserer Erzählung ward es Cagan genannt, nach andern Berichten hieß es Caang. Sie reden in ihren Sagen von einer früheren Rasse von Menschen, die vor den jetzigen Erdbewohnern gelebt hätten. Von diesen Alten hätten viele Wunder tun können, andere seien an den Himmel als Sterne versetzt; die Milchstraße ist Asche, welche ein Mädchen der früheren Erdbewohner dort oben ausgeschüttet hat.“ [1]

Nach W. Schmidt[2] waren die auf den Felsenbildern dargestellten Tänzer Männer, die in jenen Tanz (Zeremonie) eingeweiht waren. Der junge Quing war also noch nicht in die religiösen Geheimnisse eingeweiht worden, die Einweihung war mit feierlichen Tänzen verbunden. Hierin mag, wie Schmidt bemerkt, ein Grund zu suchen sein, warum wir über die Religion der Buschmänner so mangelhaft unterrichtet sind; bis jetzt hat noch kein eingeweihter Eingeborner die religiösen Geheimnisse den Weißen mitgeteilt.

A. Lang[3] macht darauf aufmerksam, daß wie bei den alten Griechen so auch bei den südafrikanischen Eingebornen die Auffassung der überirdischen Mächte, der sie in ernster Not huldigten und Ausdruck verliehen, eine andere war als die, welche in ihren mythologischen Erzählungen uns entgegentritt.

Livingstone erzählt: „Wenn man die Verständigeren unter den Bakuena[4] über ihre frühere Kenntnis von gut und bös, von Gott und dem zukünftigen Leben fragte, so spöttelten sie darüber, daß sie jemals ohne einen erträglich klaren Begriff von allen diesen Dingen gewesen seien.“ Ihre Begriffe von der Sünde waren die gleichen wie die Livingstones, mit Ausnahme der Polygamie. „Sie sprachen, bevor sie je von einem Weißen etwas gehört hatten, in der gleichen Weise vom direkten Einfluß, den Gott ausübt durch Gewährung des Regens auf die Bitten der Regenmacher und durch Befreiung in Zeiten der Gefahr, wie sie es jetzt tun.“ [5] Ganz allgemein bemerkt Livingstone in Bezug auf die südafrikanischen Stämme: „Selbst den gesunkensten dieser Stämme braucht man nicht vom Dasein eines Gottes oder von einem zukünftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen ist. Alles, was nicht auf gewöhnlichem Wege erklärt werden kann, schreibt man der Gottheit zu, wie Schöpfung, plötzlichen Tod usw. ‚Wie wunderbar hat Gott das gemacht‘, ist eine sehr gewöhnliche Redensart; ebenso die folgende: ‚Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getötet.‘“ [6]

In Lotlakani traf Livingstone einen Buschmann, der anfangs keine Spur von Moral zu haben schien. Als er zutraulicher wurde, erzählte er, er habe

---

[1] A. a. O. 174.

[2] A. a. O. 238. Vgl. noch Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee I (historischer Teil), München 1912, 132.

[3] Myth, Ritual and Religion I 170.

[4] Die Bakuena (Bakwena) sind ein Betschuanavolk, das in der Nähe der Buschmänner lebte und in Sitten und Gebräuchen mit diesen viel Ähnlichkeit hatte.

[5] Missionsreisen und Forschungen I 193. [6] Ebd. 192.

fünf andere Buschmänner ermordet. „Zwei", sagte er und zählte es an den Fingern ab, „waren Weiber, eins ein Mann, und die beiden letzten Kälber." — „Was für ein erbärmlicher Mann bist du, daß du dich rühmst, Weiber und Kinder deines eigenen Volkes getötet zu haben! Was wird Gott sagen, wenn du vor ihm erscheinst?" — „Er wird sagen", antwortete der Buschmann, „daß ich ein recht geschickter Kerl bin." Livingstone sprach nämlich mit dem Buschmann nicht in dessen Sprache, sondern in der der Bakuena, und letzterer gebrauchte das Wort, das bei den Bakuena die Gottheit bedeutet, zur Bezeichnung eines Häuptlings. Der Missionär fügt hinzu: „Hätte ich den Ausdruck für Gott in der Sprache der Buschmänner gewußt, so wäre das Mißverständnis kaum möglich gewesen." [1] Livingstone setzt also als selbstverständlich voraus, daß die Buschmänner einen Ausdruck zur Bezeichnung Gottes hatten.

In Rapesch begegnete Livingstone einem etwas besser situierten Stamm von Buschmännern, die aus abergläubischer Furcht keine Ziegen aßen, obwohl die Ziege das einzige Tier ist, das sie in ihrer wüsten Heimat hätten als Haustier ziehen können. „Sie sind ein sehr heiterer Menschenschlag und lügen nicht mutwillig. In ihren abergläubischen Gebräuchen zeigt sich mehr Gottesdienst als bei den Betschuanen; und als wir am Zouga einmal das Grab eines Buschmanns fanden, verrieten sie deutlich, daß sie glaubten, der Tote existiere noch in einem andern Leben, denn sie redeten ihn an und baten, daß ihnen nichts zustoßen möge, obwohl (da?) sie noch einige Zeit länger zu leben wünschten." [2] Als der Zug weiter ging, warf einer der Buschmänner einen Würfel und sagte, „Gott heiße ihm umzukehren. Er würfelte noch einmal, damit auch ich die Befehle Gottes erfahren könnte; aber diesmal besagte der Würfel das Gegenteil; deshalb blieb er und war uns von großem Nutzen" [3].

„Häufig ist unter den Buschmännern", schreibt Hahn [4], „der Glaube von einer Fortdauer nach dem Tode anzutreffen. Es hängt dies wohl mit der Totenverehrung zusammen. . . . Der Missionär Tindall berichtet, daß in der Nähe einer ehemaligen Missionsstation, Blydeuitzigt, im Kaplande sich ein Ort befindet, ‚Teufelsnacken' genannt. Dort soll ‚Seine schwarze Majestät', d. h. der Teufel, begraben sein. (Hahn meint, es handle sich um einen alten Buschmannhäuptling.) Damit er nicht wieder aufstehen könne, hat man um das Grab herum eine Menge Steinhaufen errichtet. Der Buschmann, welcher den Missionär begleitete, ergriff beim Anblick dieser Steinhaufen sofort einen Stein und warf ihn darauf, mit der Bemerkung, bei Unterlassung dieser Handlung würde sein Nacken sofort verdreht werden, so daß er für immer rückwärts schauen müßte. Zu diesen Gräbern, sagte der Sab, wallfahrten sie in Krankheitsfällen; sie flehen den Geist des Ortes unter Reibung der kranken Körperteile um Heilung an und rufen dabei: ‚ītse, ītse', d. h. weh, weh! Auch bei besondern Unternehmungen begeben sich die Saan dahin und flehen der Geister Beistand an."

---

[1] Missionsreisen und Forschungen usw. I 193—194. [2] Ebd. 200.
[3] Ebd. 206. [4] Globus XVIII 140—141.

Hahn berichtet dann das schon erwähnte Begebnis Livingstones am Grabe eines Buschmanns, bei dem die ihn begleitenden Buschmänner deutlich ihren Glauben an ein jenseitiges Leben zu erkennen gaben, und fährt fort: „Das unter den Buschmännern in den Malutibergen übliche Sprichwort: ‚Der Tod ist nur ein Schlaf‘, spricht weiter für den Glauben der Wilden an ein sog. ‚Jenseits‘. Dieses zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Gefühl gegenüber dem Toten entschuldigt gleichsam jene grausame Sitte, die Altersschwachen im Stich zu lassen. Wollen sie vielleicht den Menschen nicht sterben sehen? Stirbt einer unter seinen Genossen, so wird er mit einem gewissen Zeremoniell begraben. Das Haupt des Toten wird mit der bekannten Hottentottenpomade ‚Buchu‘ eingerieben. Nachdem der Leichnam geräuchert ist, legt man ihn auf die Seite in einen Graben, und die Horde stimmt einen Klagegesang an. Mit seinen Waffen wird er ins Grab gesenkt. Das Grab wird mit Erde zugefüllt, dann wird die Hütte zerrissen und über demselben verbrannt und endlich ein großer Steinhaufen darüber aufgeworfen. Sind die Trauerzeremonien zu Ende, verläßt der Stamm den Ort auf mehrere Jahre, und redet man während dieser Zeit von dem Toten, so geschieht es nur mit der größten Ehrerbietung und stets unter Tränen.“ — „Noch ist zu bemerken, daß die Buschmänner im Hererolande einen Wassergott verehren[2]. . . . Merkwürdig ist auch der Glaube an ein schlangenartiges Wesen, welches man zu deutsch Basilisk nennen würde. . . .“[2]

6. Die Zwergvölker Afrikas.

Wir reden an dieser Stelle von den Zwergvölkern Afrikas, nicht weil Südafrika ihr eigentlicher Wohnsitz ist, denn sie sind über den größten Teil Afrikas verbreitet, sondern weil sie in vielen Beziehungen den Buschmännern und Hottentotten nahe stehen.

Schon bei den alten Griechen geschieht oft Erwähnung eines afrikanischen Zwergvolkes, der Pygmäen (*πυγμαῖοι*), das sich im Innern des dunklen Kontinents aufhalten und von der Jagd leben sollte. Lange konnte man keine sichere Kunde von diesem Volke erhalten und war deshalb geneigt, es in das Reich der Fabeln zu verweisen. Indessen die neuere Forschung hat das Dasein desselben zweifellos dargetan. Die ersten zuverlässigen Nachrichten über einen Stamm dieses Volkes, die Obongo an der Westküste Afrikas, besitzen wir von Du Chaillu aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Seither haben zahlreiche Reisende und Missionäre, z. B. Schweinfurth[3], Serpa Pinto, Stanley

---

[1] Vgl. darüber J. E. Alexander in The Journal of the Royal Geographical Society of London VIII (1838) 21—22.

[2] Globus XVIII 141. Fr. Körner (Südafrika 148) sagt: Der Buschmann „hat nicht das, was man Religion nennen könnte, aber eine Art von Verehrung der Toten; denn seine Häuptlinge begräbt er ehrenvoll mitsamt deren Waffen, verbrennt deren Hütte und verläßt den Sterbeort, damit der Geist des Toten ihn nicht etwa belästigt“. Daß der Buschmann keine Religion habe, ist nach den angeführten Zeugnissen Livingstones, Hahns, Merenskys u. a. sicher unrichtig, obgleich wir kein klares Bild von ihrer Religion besitzen.

[3] Im Herzen von Afrika II (1874) 131 ff.

und andere, mehr oder weniger ausführliche Schilderungen von diesem Volke entworfen; desgleichen die Anthropologen, z. B. de Quatrefages[1]. Eine sehr eingehende Beschreibung desselben veröffentlichte gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts der schon oft erwähnte Bischof A. Le Roy[2]. In den 20 Jahren seiner apostolischen Tätigkeit in verschiedenen Teilen Afrikas hat er sich eingehend mit dem Studium dieses Zwergvolkes befaßt, sie selbst wiederholt besucht, die Nachrichten anderer Missionäre gesammelt und die hierauf bezügliche Literatur berücksichtigt. Das Resultat dieses scharfen Beobachters ist das eben erwähnte Werk, dem wir der Hauptsache nach das Folgende entnehmen. Auch in seinem Werk La Religion des Primitifs[3] nimmt Le Roy wiederholt auf dieses Zwergvolk Bezug, dem er wie viele andere Franzosen bald den Namen Negrilles, bald den der Pygmäen gibt, während die deutschen Ethnologen sie Zwergvölker nennen[4].

Die Zwergvölker sind eigentlich nicht mehrere Völker, sondern nur verschiedene Gruppen oder Stämme eines einzigen Volkes oder einer einzigen von den Negern und andern Völkern Afrikas verschiedenen Rasse. Sie selbst haben keinen alle Stämme ihrer Rasse umfassenden Namen. Man findet sie in verschiedenen Gruppen zerstreut von den Nilquellen bis zum Kapland und von der West- bis zur Ostküste Afrikas. Sie leben gewöhnlich in der Nähe anderer, Ackerbau und Viehzucht treibender Stämme. So wohnen die Daholos bei den Somali, die Boni bei den Galla, die A-kuwa (Akwa) bei den Mombu, die Bekü bei den Mpawins, die A-koa bei den Mpongwe, die A-jongo bei den Nkomis, die Batwa bei den Barundi usw. Sie haben auch keine einheitliche Sprache, sondern reden meist in etwas korrupter Form die Sprache der Stämme, bei denen sie wohnen. In dieser Beziehung sind sie den europäischen Zigeunern sehr ähnlich.

Ihrer Körperbeschaffenheit nach sind sie meist leicht von andern Afrikanern zu unterscheiden. Ihre mittlere Größe, wenigstens dort, wo sie sich rein erhalten haben, schwankt zwischen 1,30—1,50 m. Die Hautfarbe ist heller als die der Neger, der Kopf unverhältnismäßig groß und prognath, die Nase platt, die Augenbrauen sind dicht, die Arme lang, die Beine dagegen kurz. Ihre nahe Verwandtschaft mit den Buschmännern ist zweifellos. Wahrscheinlich gehören sie zu derselben Rasse, wie die sog. Nigritos in Asien und Ozeanien, zu denen man die Aëtas im Innern der Philippinen, die Minkopis auf den Andamanen, die Semang im Innern Malakkas und andere rechnet.

Nach ihrer eigenen Überlieferung und der Ansicht vieler Ethnologen sind die Zwergvölker die Urbewohner Afrikas[5], die von Norden her — wie sie

---

[1] Les Pygmées, Paris 1887.

[2] Les Pygmées, Négrilles d'Afrique et Négritos de l'Asie. Tours, Mame (ohne Jahreszahl).

[3] 2. Aufl., Paris 1911.

[4] Vgl. Ratzel, Völkerkunde I² 710 ff. P. W. Schmidt nennt sie Pygmäen; vgl. dessen Werk: Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Stuttgart 1910.

[5] Im Ausland 1890, 263 schreibt Dr Emin Pascha: „Nach den Überlieferungen der Wanioro war in den ältesten Zeiten der Albertsee von Zwergvölkern umringt,

selbst sagen — als die ersten Ansiedler in Afrika eindrangen und wahrscheinlich noch heute auf derselben Kulturstufe wie vor mehreren Jahrtausenden stehen. Sie halten keinerlei Haustiere, nicht einmal Hühner; nur der schakalartige rote Hund ist ihr Begleiter. Auch von Ackerbau ist bei ihnen keine Spur. Sie leben nur von der Jagd, dem Fischfang und dem Pflücken wilder Früchte. Sie halten sich meist in Wäldern auf und führen ein ziemlich unstätes, wildes Jägerleben. In der Jagd sind sie außerordentlich geschickt, obwohl der Bogen, die Lanze und mehrere Arten von Schlingen und Fallen ihre einzigen Waffen sind. Selten verirrt sich eine europäische Flinte zu ihnen.

Ihrer Überzeugung entsprechend, sie seien die Urbewohner des Landes, halten sie sich für die eigentlichen Herren desselben, und die andern Völker Afrikas scheinen dies auch in mehrfacher Weise anzuerkennen. Wahrscheinlich sind sie vor den Hottentotten, die als die zweiten Ansiedler nach Afrika kamen und Viehzucht trieben, in die Wälder und Steppen geflohen. Später kamen dann die Bantuneger, die nicht nur Viehzucht, sondern auch Ackerbau trieben und die Hottentotten in den äußersten Süden zurückdrängten. Heute leben, wie schon bemerkt, die Zwergvölker über fast ganz Afrika zerstreut in kleineren und größeren Gruppen in der Nachbarschaft von Völkern auf höherer Kulturstufe, von denen sie in mancher Beziehung abhängig sind, ohne ihre Oberherrschaft anzuerkennen. Bei ihrem unstäten Jäger- und Nomadenleben darf es nicht wundern, daß sie entweder in Felshöhlen oder in ganz kleinen, armseligen, auf baldigen Abbruch berechneten Hütten wohnen, von denen mehrere zusammen eine Art Lager bilden.

Wenn es ein Volk gibt, das seit Jahrtausenden auf der untersten Kulturstufe lebt, so sind es gewiß diese Zwergstämme. Dabei fehlt es ihnen keineswegs an Begabung. Le Roy lobt wiederholt die unleugbare Geschicklichkeit, mit der sie sich in ihre Lage zu finden und die Umstände zu ihrem Vorteil zu benutzen wissen. Sie bleiben stets auf derselben Kulturstufe nicht aus Mangel an Verstand, sondern weil sie in ihrer Lage sich glücklich fühlen und dieselbe gewissermaßen prinzipiell nicht ändern wollen.

Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Gespräch, das Le Roy einst mit einem, wie es scheint, philosophisch veranlagten Boni in Sansibar hielt und das uns einen interessanten Einblick in die Lebensauffassung und die sittlichen und religiösen Anschauungen dieser Wilden gewährt. Er fragte den Boni, das Haupt eines Lagers: „Warum arbeitet ihr Boni nicht?“ Antwort: „Arbeiten? Wozu? Gibt die Erde nicht alles zum Leben Notwendige ohne daß wir sie umzuwühlen brauchen, wie die Sklaven das tun?“ „Aber warum verlangt ihr

welche die noch heute an dem Seegestade befindlichen Bananenpflanzungen angelegt haben sollen. Als nun durch die Wahuma, von Nordost herkommende Eindringlinge, die Urbevölkerung Unioros, die Witschwesi, zur Wanderung getrieben wurden, wandten sie sich, da nach Süden hin die Straße gesperrt war, ganz natürlicherweise nach Westen, drängten die verschiedenen Stämme vor sich her und zwangen sie, den See zu überschreiten. Vor ihnen wichen die Zwergstämme zurück, erstiegen das westliche Plateau und siedelten sich in den weiten Waldungen an, welche die Quellflüsse derjenigen Ströme umgeben, die ihr Wasser nach Westen führen. Dort findet man sie noch heute in kleinen Familien und Gesellschaften, und ihre Reviere begreifen auch diejenigen Wälder, welche den Südabhang der Ruwenzorikette bekleiden.“

denn von den Ackerbauern Mehl und von den Reisenden Leinwand?" „Das ist unser Recht. Die Bauern nehmen ein Stück Land, bauen den Wald um und vertreiben die wilden Tiere. Wem gehören aber die Ländereien, die Gewässer, die Tiere? Uns. Und wenn du auf einem Pfade im Walde gehst, so haben wir ihn gemacht." „Wenn aber niemand auf euern Pfaden käme und niemand den Boden bebaute, wovon würdet ihr dann leben?" „Davon, wovon die Affen leben." „Sind denn die Boni Affen?" „Wenn du das glauben willst, magst du es tun. Sicher ist aber, daß wir, ohne an der Erde mehr zu arbeiten als die Affen, das Fleisch der Tiere, den Honig der Bienen, das Mark der Palmbäume, die Früchte des Waldes, die Blätter, die Kräuter haben und leben." „Aber die Blätter und Kräuter sind wenig nahrhaft." „Wir wissen schon, was man ißt und was man nicht ißt. Die andern arbeiten für sich, für uns aber hat Gott gepflanzt." „Und die Leinwand?" „Wenn wir Leinwand haben, so nehmen wir sie, haben wir keine, so liefern uns die Tiere, die wir töten, die Haut." „Ich habe noch nie einen aus eurem Stamm als Sklaven bei den Kulturvölkern gefunden." „Ganz recht. Die Leute an der Küste wissen sehr gut, daß mit uns im Ackerbau nichts anzufangen ist, deshalb nehmen sie uns nicht. Und lieber als unsere Kinder in die Sklaverei zu verkaufen, wie dies andere Stämme tun, wollten wir sterben." „Warum baut ihr aber keine Dörfer, sondern nur armselige Hütten? Fürchtet ihr nicht den Krieg und die Plünderung?" „Gerade um dem Krieg und der Plünderung zu entgehen, bauen wir unsere Hütten so. Wir haben nichts, und wer nichts hat, dem kann man auch nichts stehlen. Die großen Dörfer, die starken Palisaden, die Herden, die Felder locken den Feind an. Und dann, wozu Dörfer bauen? Genügen denn unsere Lager uns Jägern nicht für die Nacht? Während des Tages haben wir die Wälder. Wo so viele gut ausgestattete und gebaute Häuser beisammen sind, fehlen die Zänkereien, die Beschimpfungen und die Rache nie. Zwei Männer — jeder mit einem Huhn — das ist genug um lebenslängliche Feindschaften zu verursachen." „Habt ihr denn keine Feindschaften?" „Wir leben wie eine Familie zusammen. In jedem Lager gibt es nur ein Haupt, und das ist der Vater der andern, der befiehlt und dem man gehorcht. Da gibt es nur Brüder und Schwestern. Der junge Mann, der sich verheiraten will, sucht sich in der Ferne eine Frau, und später bildet er mit seiner Frau und seinen Kindern ein neues Lager." [1]

Von der **Religion** der Pygmäen im englischen Uganda-Protektorat sagt **Johnston**[2]: „Sie haben praktisch **keine Religion** und keine Spur einer Geistes- oder Ahnenverehrung. Sie haben eine schwache Idee davon, daß Donner, Blitz und Regen die Offenbarungen einer Macht, eines Wesens im Himmel, aber einer bösen Macht seien; und wenn sie trotz ihres Widerstrebens zum Reden über diesen Gegenstand gebracht werden, schütteln sie den Kopf und schnalzen mißbilligend mit der Zunge; denn das geheimnisvolle Etwas im Himmel erschlägt gelegentlich ihre Kameraden mit seinem Feuer (Blitz). **Sie haben wenig oder gar keinen Glauben an ein Leben nach dem Tode, aber sie meinen in unbestimmter Weise, daß ihre toten Ver-**

[1] Le Roy, Les Pygmées 103 ff. [2] The Uganda Protectorate 539.

wandten wieder leben in Gestalt des roten Waldschweines, dessen sonderbare Borsten zu den wenigen hellfarbigen Dingen gehören, denen sie Beachtung schenken."

Diese Darlegung ist sehr widerspruchsvoll: Die Pygmäen haben keine Religion und keine Geisterverehrung, und doch glauben sie an ein geheimnisvolles mächtiges Wesen im Himmel, das zuweilen Menschen mit dem Blitz erschlägt. „Sie haben wenig oder keinen Glauben an ein Leben nach dem Tode." Beides kann nicht zusammen bestehen; wenn sie wenig Glauben an ein solches Leben haben, haben sie doch irgend welchen, und tatsächlich fügt Johnston gleich hinzu, sie glaubten, die toten Verwandten lebten noch in den Waldschweinen.

Genauere Angaben über die Religion der Zwergvölker besitzen wir von den Missionären. Schon aus dem oben angeführten Gespräch Le Roys und aus vielen andern Beweisen erhellt, daß die Zwergvölker im Gegensatz zu vielen Negern nicht bloß einen persönlichen und höchsten Gott anerkennen, sondern daß sie ihm auch die gebührende Stellung geben und ihm Opfer darbringen. Le Roy[1] sagt, er habe nie eine Gruppe (der Zwergvölker) gefunden, wo er (Gott) unbekannt war. Und an einer andern Stelle behauptet er[2], sie haben keinen öffentlichen und geheimen Kult für die Geister, „alle Betätigungen ihrer religiösen Verehrung konzentrieren sich in dem, welchen sie als den Herrn aller Dinge betrachten, der ihnen den Wald mit — innerhalb der notwendigen Einschränkungen — den Früchten, die er hervorbringt, und den Tieren, die er beherbergt, gegeben hat; der ihnen das Leben schenkt und den Tod sendet, der ihnen in ihren Lagern folgt, indem er einen von ihnen tötet, und dem sie zu entfliehen suchen, indem sie sich fern von dem Orte, wo er sie geschlagen hat, verbergen, und dem sie trotzdem Verehrung zu schulden glauben durch das Opfer von gewissen Früchten, bei der Wiederkehr der Jahreszeiten, und zwar auf einem Scheiterhaufen mit neuem Feuer."

Die Zwergvölker scheinen auch allgemein die Kenntnis oder die Ahnung von einem zukünftigen Leben mit Lohn und Strafe zu haben, eine Kenntnis, die bei den eigentlichen Negern viel mehr verdunkelt ist. Ein Kult der bösen Geister scheint bei ihnen nicht vorhanden zu sein. Sie haben auch keine Fetische, keine Amulette, keine eigentlichen Zauberer. Obwohl sie kulturell unter den Negern stehen, ist doch ihre Religion viel höher und weniger mit Aberglauben verknüpft. Bei der Errichtung eines neuen Lagers findet stets eine religiöse Feier statt. Eine Hauptfeier begehen sie, wenn die Ernte der Kolanuß (cula edulis) beginnt. Dann ziehen sie in Prozession

---

[1] Les Pygmées 187.

[2] La religion des Primitifs, Paris 1911, 274. In den Missions catholiques 1901, 17 schreibt Le Roy: „Was unser Erstaunen erregt, ist, daß die religiösen Begriffe, die man bei ihnen (den Pygmäen) gefunden hat, einfacher, klarer, vernünftiger und richtiger sind als die der organisierten Stämme, die ihnen sonst in jeder Beziehung überlegen sind. Diese armen Kinder kennen Gott, wenigstens in den Lagern, die der Schreiber dieser Zeilen besuchen konnte; sie erweisen ihm einen Kult durch das Gebet und das Opfer der neuen Früchte. Freilich ist es ein Kult, der ihnen vor allem von der Furcht eingegeben wird; und wenn einer von ihnen stirbt, begraben sie ihn in der Nacht an einem geheimen Ort, und wenn sie dann in das Lager zurückgekehrt sind, so sagen sie: ‚Fliehen wir, denn Gott hat uns gesehen!'"

in den Wald und singen dabei ein Lied, dessen Kehrstrophe von allen im Chor wiederholt wird und also lautet[1]:

Ekenda na'kendo ndonda Monguma ma Ndjambe!	Voran, voran, um zu pflücken die Gabe des Herrn!

Nachdem sie zwei Nüsse, eine gute und eine schlechte, unter bestimmten Zeremonien gesammelt, werden dieselben zusammen in ein kleines Loch unter einem Herde des Lagers gelegt, dann zündet man mit dem alten ein neues Feuer an, und bald steigt der Rauch langsam in den ungeheuern Wald auf. Während die Nüsse verbrennen, bilden alle Umstehenden einen Kreis und gehen um den Herd herum, indem sie dabei singen und Gott danken. Le Roy bemerkt dazu: Das ist das große Fest dieser niedern Rasse, und seine Einfachheit erinnert in rührender und auffallender Weise an das Opfer, das der Mensch in der ersten Zeit Gott darbrachte aus den Früchten der Erde und den Erstlingen der Ernte und der Herden. Sie haben nichts, als was der Wald ihnen gibt, aber auch darin erkennen sie die freigebige Hand des himmlischen Vaters, und bevor sie daran rühren, lieben sie es, seine höchste Macht und Güte anzuerkennen, indem sie ihn bitten, von ihnen die ersten Nüsse anzunehmen, die er sie hat pflücken lassen.

Wenn die Boni einen Büffel erlegen, nehmen sie ein kleines Stück vom besten Teil und verbrennen es; wenn sie Honig finden, werfen sie, bevor sie denselben nehmen, ein Stück davon in den Wald und gegen den Himmel; wenn sie Palmwein trinken, gießen sie zuvor etwas auf die Erde. Dabei sagen sie z. B.: „Waka (Gott), du hast mir diesen Büffel (Honig, Wein) gegeben, siehe da deinen Teil, gib mir noch die Kraft und das Leben, und möge meinen Kindern nichts Böses widerfahren."

Dieselben Gebräuche fand Le Roy bei den A-jongo an der Westküste Afrikas (in Fernan Vaz am Gabun). Diese Pygmäen wohnen beim Negerstamm der Nkomis, einem schönen und intelligenten Volke, das in der Kultur verhältnismäßig hoch steht, aber dem schlimmsten Fetischismus ergeben ist, während die von ihm abhängigen A-jongo, welche in der Kultur beträchtlich tiefer stehen, eine viel reinere und erhabenere Religion besitzen. Einst hatte Le Roy mit einem A-jongo folgendes Gespräch. „Du hast soeben den Namen Nzambi ausgesprochen." „Nzambi ist in unserer Sprache, was Anyambié in der Sprache der Nkomis" (d. h. Gott). „Wo ist er und was tut er?" „Nzambi? Nzambi wohnt da droben, und er spricht durch den Donner, um den Menschen den Regen anzukündigen. Hast du nicht gehört? Es gibt Tage und Nächte, wo der ganze Wald darob zittert. Er ist der Herr von allem, er hat alles gemacht und alles angeordnet, und vor ihm sind wir sehr klein." „Gibt er den Menschen das Leben?" „Ja, und er läßt sie auch sterben." „Wenn aber jemand stirbt, der böse gewesen ist, der gestohlen und getötet hat, was tut dann Nzambi mit ihm?" „Höre" — dabei nahm der A-jongo eine traurige Miene an und sprach ganz leise — „höre, wenn einer von uns stirbt, dann versenkt sich sein Schatten ganz tief, tief in die Erde — dann erhebt er sich allmählich, steigt, steigt, steigt bis zu Gott. Wenn der Mensch gut gewesen ist, so spricht Gott

[1] Le Roy, Les Pygmées 192.

zu ihm: Bleibe da, du wirst große Wälder haben, und nichts wird dir mangeln. Wenn aber der Mensch böse gewesen ist, wenn er die Frauen der andern gestohlen, wenn er getötet oder vergiftet hat, dann wirst Gott seinen Schatten ins Feuer." „Ins Feuer? Wo ist das Feuer?" „Droben." „Wer hat dich das gelehrt?" „Das sagen wir alle. Unsere Väter dachten so, und wir denken ebenso. Aber ihr Weißen müßt noch mehr wissen."[1] Le Roy fügt hinzu: Die heidnischen Nkomis kennen Gott — Anyambié — sehr gut, aber nirgends findet man bei ihnen diese klare Idee von Lohn und Strafe nach dem Tode so deutlich wie bei den A-jongo. Diese haben im Unterschied zu den Nkomis auch keine Amulette, keine Angst vor den Gespenstern, keine Zaubergeister, die sich in Tiere verwandeln nach Art unserer Werwölfe, auch keine von den zahllosen Fetischen, welche ihre Nachbarn erfunden haben. Nur für die Jagd haben sie gewisse Rezepte, und — ganz im Gegensatz zum Verhalten der Neger in ihrer Umgebung — machten sie nicht die geringste Schwierigkeit, sie mir zu zeigen, mich in die kleinen Hütten zu führen, wo diese Dinge aufbewahrt werden, sie mir in die Hand zu legen und mir zu zeigen, wie man sich ihrer bedient.

Dieselben religiösen Ideen wie bei den Bonis und den A-jongo fand Le Roy bei den Bekü, einem andern Zweig des Zwergvolkes, der bei den Fan im Gabun- und Ogowegebiete wohnt. Gott gilt ihnen als der Urheber des Himmels, der Sterne, des Lichtes, der Augen, in denen der Augapfel uns sein Bild wiedergibt und der Sitz des Lebens ist[2]. Dieser Gott hatte nach den Bekü am Anfang Umgang mit einer weiblichen Gottheit von niedrigerer Natur, und aus dieser Paarung gingen Tiere und Menschen hervor, ein jedes nach seiner Gestalt, Natur und Bestimmung. Sie glauben an Geister und Gespenster, an eine Verdammung der Bösen im Ototolane und an eine Art Seelenwanderung. Wahrscheinlich haben sie diese letztere Idee von dem Negerstamm der Fan (Mpawins) angenommen.

Le Roy forschte auch nach, ob die Zwergvölker der Menschenfresserei huldigten, aber er fand, daß dies nirgends der Fall war, außer bei den Bekü, doch haben auch diese die Gewohnheit längst aufgegeben.

Wenn ein Kind zur Welt kommt, wird es am Boden auf ein rotes Bananenblatt gelegt, damit es gewissermaßen von seiner Domäne Besitz ergreife. Darauf kommen die Verwandten und Nachbarn, segnen es, indem sie es mit etwas Wasser besprengen und ihm alles Gute wünschen: Gesundheit, Kraft, Geschicklichkeit, viel Wild und ein langes Leben. Dann wird es der Mutter zurückgegeben. Die Beschneidung ist heute bei ihnen im Gebrauch, doch scheinen sie dieselbe von den Negern angenommen zu haben und umgeben sie mit vielen ihnen eigentümlichen Zeremonien. So z. B. läßt derjenige, der die Beschneidung vornimmt, etwas von dem Blute des Kindes auf einen Herd mit rotem Holze fließen, was als eine Art Opfer und zugleich als Mittel zur schnelleren Vernarbung der Wunde gilt.

Nach der Beschneidung kommt der Knabe zu den Männern, und sein größter Ehrgeiz ist, bald einer von ihnen zu werden. Er macht sich kleine Bogen, Pfeile und Lanzen und erlangt bald eine seltene Geschicklichkeit im Fangen der

[1] Ebd. 179—180. [2] Ebd. 184.

Vögel und Nagetiere durch die Schlinge. Im Alter von 15 oder 16 Jahren wird er in die geheime Gesellschaft aufgenommen und gehört nun zu den Männern. Wie bei den europäischen Freimaurern erfolgt diese Aufnahme unter allerlei geheimnisvollen Zeremonien[1].

Wenn ein junger O-kóa in einem benachbarten Lager eine Gefährtin gefunden, die ihm paßt, gebraucht er zuerst Zaubermittel, um ihr Herz zu gewinnen. Dann verhandelt er mit den Eltern der Braut über den Preis, den zukünftigen Wohnort usw. Am bestimmten Tage stellt er sich im Hause der Braut ein — aber diese ist verschwunden. Er muß sie in den Wäldern suchen und sich ihrer bemächtigen, was gewöhnlich keine schwierige Aufgabe ist. Doch hängt es von der Braut ab, zu bewirken, daß man sie nicht findet. Es ist das eine Art Freiheit, die man dem Mädchen gelassen.

Eigentümlich sind die Begräbnisfeierlichkeiten dieses Zwergvolkes. Es sucht die Leichen so in Baumhöhlen oder Flußbetten zu begraben, daß die Spuren davon vollständig verschwinden. Wenn ein Fluß oder Bach in der Nähe ist, wird das Wasser abgeleitet und im Bette ein Loch gegraben. Dann wird die Leiche in grobe Matten und Feigenbaumrinde, die in Äquatorialafrika vielfach als Kleidung Verwendung findet, eingehüllt, mitten in der Nacht schweigend und geheimnisvoll zur Grabstelle gebracht und aufrecht in das Grab gestellt und zwar mit dem Gesicht gegen den Himmel, denn, sagte man dem Bischof Le Roy, „endlich muß der Mensch in den Himmel aufsteigen“[2]. Zuletzt wird das Grab mit einem großen Stein und mit Lehm zugedeckt und das Wasser wieder darüber geleitet, nachdem die Alten zum letzten Abschied die Worte gesprochen: „Er geht davon mit der Hülle des vernünftigen Menschen und mit der Haut des Menschen der Wälder (des Schimpansen), er ist in Bata, dem Lande der Guten, angekommen.“ Was Bata eigentlich sei, konnte Le Roy nie erfahren. Die Zwergstämme, welche in Gesellschaft mit Negerstämmen leben, haben diese Begräbnissitte aufgegeben, bekennen aber, daß es ihre ursprüngliche Sitte gewesen sei. Nach Johnston[3] bestatten die Pygmäen im Uganda-Protektorat in Gräbern, und sind die Toten Männer von Ansehen, so werden Nahrungsmittel, Tabak und Waffen mit der Leiche begraben. Auch diese Sitte beweist den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Die Trauer um den Verstorbenen dauert zwei bis drei Monate und endet mit einem Tanz, dem ein Mahl und ein letztes Opfer folgt.

Schon aus dem Gesagten sind in vielen Punkten die sittlichen Anschauungen der Zwergvölker ersichtlich. Doch bedürfen dieselben noch näherer Ausführungen. „Das Schamgefühl ist bei den Pygmäen, wie überall, allgemein. Wenig erfahrene Reisende sind geneigt zu glauben, die Züchtigkeit nehme mit der Kleidung ab. Gerade die entgegengesetzte Behauptung könnte oft die wahre sein, und es ist vollständig ungenau, mit einer gewissen Schule zu behaupten, im Zustand der Barbarei habe der Mensch kein Schamgefühl und bedecke sich einzig zum Schutz gegen die Kälte. Das ist ein Irrtum.“ Überall hat der Mensch das Bewußtsein seiner moralischen Würde. „Selbst bei den am schlechtesten

---

[1] Le Roy, Les Pygmées 195 ff. [2] Ebd. 203.
[3] The Uganda Protectorate 539.

gekleideten afrikanischen Stämmen sieht man sehr selten öffentlich Dinge vorkommen, die bei uns als ein Attentat gegen die Sittlichkeit bestraft werden, ja nicht einmal solche Dinge, die bei uns geduldet, applaudiert oder sogar als besondere Galanterie begünstigt werden." [1] Außerdem vermindert, wie derselbe Missionär hervorhebt, die schwarze Hautfarbe den sinnlichen Reiz bedeutend.

Bei alledem bleibt, daß die Schwarzen in Afrika meist sehr sinnlich sind und daß bei gewissen Tänzen und geheimen Festlichkeiten die schimpflichsten Dinge vorkommen, und auch die Zwergvölker sind gewiß keine Muster der Keuschheit. Aber gerade der Umstand, daß man eigens gewisse Festlichkeiten und Tänze auswählt, um der Sinnlichkeit freien Lauf zu lassen, beweist, daß man im gewöhnlichen Leben die Rechte der Keuschheit anerkennt.

Was viel zur relativen Keuschheit der Zwergvölker beiträgt, ist ihre Gesellschaft. Die Gesellschaft ist für sie die Familie. Sie leben in kleinen Gruppen mehr oder weniger voneinander entfernt, in einem Lager sind alle verwandt und stehen unter der Leitung des Familienvaters oder des Ältesten. Die Kinder, Brüder und Schwestern wachsen unter den Augen der Eltern heran und haben wenig Verkehr mit den benachbarten Stämmen. Sobald die Kinder größer werden, hat jedes seine eigene Hütte, und im heiratsfähigen Alter suchen sich die Jünglinge eine Braut in einer auswärtigen Familie und bilden ein getrenntes Lager. Leider leben heute die einzelnen Gruppen oft weit auseinander und sehen sie sich gezwungen, Ehen zwischen Geschwisterkindern, ja selbst zwischen Onkel und Nichte einzugehen. Die Neger betrachten diese Ehen als Blutschande, und die Zwerge selbst gestehen diese Verbindungen nur mit einem gewissen Gefühl der Beschämung ein [2].

Das Stehlen scheint eine Lieblingssünde dieser Rasse zu sein, doch ist der Diebstahl unter Gliedern derselben Familie, ja derselben Rasse verboten. Überhaupt fehlt ihnen der Eigentumsbegriff keineswegs. Werkzeuge, Netze, Waffen, die Hütte, das erbeutete Wildbret, Frau und Kinder gelten als Privateigentum des Familienvaters. Die Erde dagegen gehört Gott, der ihren Stammvater in dieselbe eingeführt hat. Ihm gehören die Flüsse, der Schatten der Bäume und das Sonnenlicht. Auch das Erbrecht sowohl in Bezug auf persönliche Güter als auf Rang ist anerkannt. Wenn das Haupt des Lagers stirbt, übernimmt sein ältester Sohn die Leitung des Lagers und die kleine Habe des Vaters. Doch verständigt man sich oft, und es findet zuweilen eine Teilung statt [3].

Den Fremden gegenüber aber halten die Zwerge das Stehlen scheinbar für erlaubt. Sie betrachten dieselben als Eindringlinge und Usurpatoren und glauben deshalb ihnen so viel wegnehmen zu dürfen, als sie bekommen können. Sie sind zudringliche Bettler, und hilft das Betteln nicht, so nehmen sie ihren Ackerbau treibenden Nachbarn an Bananen, Maniok, Mais, Sorgho usw. so viel fort, als ein Pächter seinem Eigentümer schulden würde. Doch kommt es oft zwischen beiden zu einer Art Einvernehmen. Ist der kleine Mann mit jemand zufrieden, so nimmt er ihn beiseite, zieht aus seiner Rindenschachtel ein

---

[1] Le Roy, Les Pygmées 209. [2] Ebd. 211. [3] Ebd. 236—237.

Stück Wildbret und gibt es ihm. Diese Freigebigkeit verschafft ihm das Recht wiederzukommen, wenn die Zeit schlecht und das Wildbret selten ist.

Die üble Nachrede und die Verleumdung werden verabscheut, aber die Lüge, die niemand schadet, der Zorn, der sich in eitlen Worten Luft macht, ohne Schaden zuzufügen, gelten als natürliche Mängel, nicht als eigentliche Fehler. Die Trägheit scheint fast ihr Lebenszweck und das Essen und Trinken ihr höchster Genuß zu sein.

Obwohl das Wort Tapu in Afrika nicht vorkommt, so fehlt doch die durch dasselbe bezeichnete Sache: das auf gewisse Dinge gelegte Interdikt, nicht. Bei den Zwergvölkern ist z. B. der Baum Moduma Tapu. Auch der Schimpanse gilt ihnen als heiliges Tier, und sie dulden es nicht, daß man in ihrer Gegenwart seinen Namen ausspreche. Wenn man eine große Jagd vorbereitet, so werden am Vorabende alle Feuer ausgelöscht, dann nimmt man die Schädel der Ahnen aus ihren Kästchen und stellt sie der Reihe nach auf eine Art Altar aus Ästen. Nun werden die Feuer wieder angezündet, der Zeremonienmeister reibt einen Schädel nach dem andern mit Palmöl ein, in das man vorher Rindenstücke vom Modumabaum getan hatte. Andere Rindenstücke und ebenso Blätter von demselben Baum werden als Opfer verbrannt, und die Asche wird mit Wasser vermischt und dann zum Einreiben der Schädel oder der Bogen oder Gewehre gebraucht. Darauf werden die Feuer wieder ausgelöscht, die Gebeine in die Schachteln gelegt, und nun begibt man sich zur Ruhe. In der Nacht zeigen die Geister der Ahnen, denen man das Opfer gebracht hat, den Jägern den Ort, wo sie Wild finden werden. Indessen, eine Bedingung ist zum Erfolg der Jagd unerläßlich: jeder geschlechtliche Verkehr muß in jener Nacht unterbleiben. Sie scheinen also eine Ahnung von dem zu haben, was Tibull sagt: „Die Keuschheit gefällt den Unsterblichen.“ [1]

Le Roy rühmt noch ihre Tapferkeit. Mit zwei oder drei Lanzen wagen sie sich an die größten Tiere heran. Ebenso spendet er ihrer Treue und Dienstfertigkeit Lob. Auf seinen Reisen am Gabun begleiteten ihn ein O-kóa und ein Boni, die beide „Muster der Genauigkeit, Treue, Sanftmut und Gutwilligkeit“ waren. Ähnlich reden andere Reisende. Stanley hatte freilich öfter über „diese bösen kleinen Zwerge“ zu klagen. Aber das ist nur zu begreiflich, wenn man bedenkt, wie seine Reisegesellschaft alles wegnahm und mit ihren Kugeln Tod und Schrecken um sich verbreitete.

Obwohl weder die Neger noch die Zwergvölker als Muster der Keuschheit hingestellt werden können, schließt Le Roy seine Ausführungen über die Moral der letzteren, so fehlt ihnen doch nicht alles sittliche Gefühl, und viele raffinierte Schlechtigkeiten der Europäer sind ihnen unbekannt. Und wenn sie leichter die schlechten als die guten Beispiele der Europäer nachahmen, so kommt das zum Teil daher, daß die ersteren viel häufiger sind. Gerade die Europäer, die den Schwarzen jede Moral absprechen, geben ihnen oft das Beispiel der Affenmoral. Sie schmähen über diese armen Leute und haben nichts Eiligeres zu tun, als sie in ihre Familie aufzunehmen, wäre es auch nur in der Eigenschaft als Schwiegerväter [2].

---

[1] Le Roy, Les Pygmées 214—215. [2] Ebd. 218.

Noch ein Wort über die Familie der Zwergvölker. Die Familie scheint bei ihnen alles zu sein und alles zu absorbieren. Der Vater ist das Haupt, der Richter, der Priester der Familie und vereinigt alle diese Eigenschaften in sich auf Grund seiner Vaterschaft. Die Frau gehört ihm und ihm allein; er hat sie von den Verwandten erlangt und, um sie zu bekommen, vielleicht zwei Elefantenzähne oder ein großes Stück Wildbret gegeben. Die Kinder, die ihnen geboren werden, hüten und ernähren sie mit der Liebe eines Vaters und einer Mutter, wenn dieselben auch nicht die zarten und oft überflüssigen Sorgen eines europäischen Stadtkindes erheischen. — Bei den meisten Zwergstämmen scheint die Frau einen größeren Anteil an der Autorität, der Freiheit und der Zuneigung zu haben als bei den umliegenden Stämmen. Der Mann betreibt die Jagd, baut die Hütten und stellt die nötigen Werkzeuge her: die Netze, die Schlingen, das Gift für die Pfeile usw.; die Frau aber bleibt am Herd unter freiem Himmel. Sie bereitet die Speisen, erzieht die Kinder, sammelt Holz, Wasser, Früchte usw. Dafür ist sie in diesen Dingen Herrin und Meisterin. Wenn ich, erzählt Le Roy, von den Männern etwas aus den Hütten haben wollte, z. B. ein Körbchen, eine Rindenschachtel oder schöne Löwenkrallen, die man einer Frau geschenkt hatte, wiesen sie mich stets an die Frauen. Mit ihnen mußte ich unterhandeln.

Die Monogamie existiert tatsächlich in manchen Lagern, wenn aber möglich, verschafft sich der Mann eine zweite oder dritte Frau. Die Polygamie in Afrika hat nach Le Roy mehrere besondere Gründe. Vor allem muß die Frau den Mann und sich selbst ernähren und deshalb arbeiten. Der Mann hingegen sieht ihr zu, wenn nicht gerade Jagd ist. Die Frau ist deshalb für den Mann ein Kapital. Die Zwergvölker kaufen zwar die Frau nicht im eigentlichen Sinn, aber es findet doch eine Übereinkunft statt. Der Brautwerber muß beweisen, daß er Jäger sei, daß er Frau und Kinder nicht werde Hungers sterben lassen und daß auch der Schwiegervater an seiner Freigebigkeit teilnehmen werde. Sodann hat der Mann, je mehr Weiber er besitzt, um so mehr Verwandte und Verbündete, bei denen er Gastfreundschaft, Hilfe und Unterstützung findet. Dazu kommt, daß der Schwarze von der Zeit der Empfängnis bis zur Entwöhnung des Kindes, d. h. ungefähr zwei Jahre, mit der Frau keinen Umgang hat, und man begreift deshalb, daß er noch eine zweite oder dritte Frau zu erlangen sucht.

Den Kindermord, der bei manchen Negerstämmen in Schwung ist, konnte Le Roy bei den Zwergvölkern nicht konstatieren; doch ist möglich, daß er trotzdem vorkommt; jedenfalls fiel es unserem Gewährsmann auf, daß er nie ein verkrüppeltes oder mißwachsenes Individuum antraf.

Die Zwergvölker haben keine Sklaven und verkaufen auch nie die Ihrigen in die Sklaverei. Trotzdem findet man an der Westküste zuweilen Sklaven von dieser Rasse. Das sind Kinder, die man durch List oder geheime Abmachung mit einem Negerhäuptling im Innern in die Sklaverei gebracht hat[1].

Überall, wo die Zwergvölker sich aufhalten, bilden sie Gruppen, die aus mehreren unterschiedenen Familien bestehen, aber eine eigentliche staatliche

---

[1] Ebd. 231.

Organisation scheint nirgends bei ihnen vorzukommen. Die einzelnen Lager sind voneinander unabhängig, und das Haupt in jedem Lager ist der Vater, jedoch muß man unter dem Worte Vater oft den Großvater verstehen, der seine Kinder und Enkel, zuweilen seine Brüder und Neffen mit ihren Frauen bei sich hat. Die Wörter: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter usw. werden vielfach in einer viel weiteren Bedeutung genommen, als dies in Europa der Fall ist.

Mit den obigen Angaben über die Zwergvölker Afrikas stimmt im wesentlichen überein, was P. Van den Biesen[1] aus der Gesellschaft der Weißen Väter über die Batwa im Gebiete von Urundi (Tanganika) schreibt. Die Berichte Van den Biesens zeigen, daß die Pygmäen immer mehr oder weniger von den Völkern beeinflußt werden, bei denen sie leben. In ihren religiösen Ansichten stimmen die Batwa ganz mit den Barundi überein, die Gott zwar kennen, aber nicht verehren, dagegen den Msimus (den Seelen der Verstorbenen) große Verehrung erweisen. Beim Begräbnis reiben sie die Leiche mit Butter ein, wobei sie viele Gebete an die Toten richten, ihre Stammesgenossen nicht zu belästigen. Sie bauen den Toten auch kleine Hüttchen, in die sie Opfergaben legen, um die Msimus günstig zu stimmen.

Eine eigentümliche Verehrung erweisen die Batwa einer symbolischen Lanze. Sie nennen diese Zeremonie Kusenga Imana oder Kusenga Kisanga, d. h. Gott anbeten, oder Kisanga anbeten[2]. Alle Batwa bewahren in ihrem Hause eine Lanze, die sie die Lanze Kirangas oder Liangombes — so heißt ihre Gottheit — nennen. Wollen sie eine Krankheit heilen oder sonst ein Übel abwenden, so werden alle Glieder der Familie zusammengerufen. Das Haupt der Familie hält die Lanze, und die übrigen stehen im Kreise um sie herum. Die Lanze sowohl als der, welcher sie hält, wird Kiranga genannt, die übrigen nennen sich Soldaten Kirangas. Nach einem Gesang kommen alle der Reihe nach und begrüßen die Lanze, wie man den König begrüßt, indem sie die Hände zusammenschlagen und eine Handvoll Kraut opfern. Ist die Begrüßung zu Ende, so kommen sie wieder und bitten um das, was sie wünschen, die Heilung oder sonst eine Gunst. Nachdem jeder sein Gebet verrichtet, scharen sie sich um einen ungeheuern Krug Pombe und suchen ihn zu leeren. Derjenige, der die Lanze hält, trinkt nicht, sondern bleibt stehen, bis der Krug trocken ist.

Da die Barundi denselben Gebrauch haben, so fragt sich, ob die Barundi ihn von den Batwa oder diese von den Barundi entlehnt haben. Van den Biesen nimmt das erstere an, da die Barundi den Batwa die Kenntnis übernatürlicher Dinge zuschreiben. Man glaubt, daß ehemals der, welcher die Lanze hielt, mitten in der eben beschriebenen Feier einen der Umstehenden durchbohrte mit dem Wunsche, daß sich die Lanze mit diesem Opfer begnüge und kein anderes fordere. Es scheint, daß diese Art von Menschenopfer eine völlige Ausnahme machte, denn weder die Barundi noch die Batwa bringen der Gottheit sonst Menschenopfer dar. Nur entledigen sie sich der Kinder, die mit Zähnen auf die Welt kommen[3].

---

[1] Missions d'Afrique 1898, Nr 131, S. 381 ff. [2] Ebd. 388.
[3] Ebd. 389.

Van den Biesen macht noch darauf aufmerksam, daß die Batwa bei den Barundi als sehr intelligent gelten und daß gewisse Darwinisten bei ihnen umsonst die Nachkommen der Affen suchen würden.

Fünftes Kapitel.

Madagaskar.

Die Hauptstämme, welche die große Insel Madagaskar an der Ostküste Afrikas bewohnen, sind die Hova, die sich selbst Malagasi nennen, ferner die Betsileo, die Sakalava und die Betsimisaraka; außerdem erwähnen wir noch den Stamm der Tanala und den der Antankares.

1. Die Hova und Betsileo.

An der Spitze der Madagassenstämme stehen seit wenigstens einem Jahrhundert die Hova mit etwa 850 000 Seelen. Sie bewohnen die Zentralprovinz Imerina und sind in Bezug auf Intelligenz und Zivilisation den andern Stämmen überlegen. Ihnen stehen nahe die Betsileo, die südlich von Imerina im mittleren Madagaskar wohnen. In sittlicher Beziehung sollen sie über den Hova stehen, obwohl das Lügen und Betrügen bei ihnen ebenso an der Tagesordnung ist wie im ganzen übrigen Madagaskar. Sie sind streitsüchtig und verschwenden oft einen großen Teil ihres Vermögens in Prozessen über geringfügige Dinge. Auch die Trunksucht ist unter ihnen verbreitet; im ganzen aber sind sie einfacher und weniger mißtrauisch als die Hova. Weil aber beide Stämme einander in Anschauungen und Gebräuchen sehr nahe stehen, können wir sie zusammen behandeln[1]; das meiste, was wir sagen, gilt direkt von den Hova.

Der Hova ist in physischer Beziehung reich begabt. Er ist gefällig, höflich und angenehm im Umgang, milden und friedfertigen Charakters. Er sorgt gut für seine Kinder, seine Verwandten und die Kranken, außer im Fall des Aussatzes und der Pocken, und unterhält gute Beziehungen zu seinen Nachbarn und Freunden, besonders wenn sie zum gleichen Stamm und zur gleichen Klasse gehören. Er liebt das Reden, besonders in der Öffentlichkeit, und tut es sehr gewandt; auch hat er eine ausgesprochene Liebe zur Musik. Dabei ist er nüchtern, zäh und ausdauernd, wenn es nötig ist. Für den Schmerz zeigt er sich fast unempfindlich. Ohne eigentlicher Fatalist zu sein, erstaunt er über nichts, was ihm widerfährt, und ergibt sich ruhig in sein Schicksal. Er empört sich nicht, lästert nicht und ist stets bereit, den Kopf zu beugen und alles hinzunehmen,

---

[1] Wir benutzten vorzüglich Sibree, Madagascar; französische Übersetzung von Monod, Toulouse 1873. Eine deutsche Übersetzung von Sibree ist zu Leipzig 1881 erschienen. Merkwürdigerweise weicht sie ganz beträchtlich von der französischen ab. Wir zitieren nach der französischen Ausgabe, die vollständiger ist. Ferner Missions catholiques 1868, 112 ff; de la Vaissière, Vingt ans à Madagascar, Paris 1885; Piolet, Madagascar, in dem Sammelwerke Les Missions catholiques françaises au 19e siècle IV, Paris 1902, 397 ff.

mag es von Gott, vom Teufel, von einem Ahnen oder von einem Zauberer kommen.

Er liebt seine Heimat, hat große Achtung vor der Vergangenheit und zähe Anhänglichkeit an die Überlieferungen seiner Ahnen. Hervorragend ist sein organisatorisches und administratives Talent. Die Geschicklichkeit und Tatkraft, mit der er trotz geringer Kräfte den größten Teil von Madagaskar seinem Zepter so lange unterworfen hat, ist geradezu erstaunlich.

Neben diesen guten Eigenschaften stehen aber auch große Fehler. Der Hova ist träge, sehr gewinnsüchtig, besonders im Handel, und ein großer Wucherer, dabei äußerst listig und imstande, mit der ehrlichsten Miene von der Welt zu lügen und zu betrügen. Trotz seines Stolzes ist er furchtsam und feig; der Trunksucht und der Unsittlichkeit ist er sehr ergeben. Auch in der Ehe ist die Untreue sowohl von seiten des Mannes als der Frau etwas Häufiges. Nach allgemeinem Brauch leben die jungen Leute schon vor der Heirat wie Ehegatten zusammen. Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß die Verlobung als eine feierlichere und bindendere Zeremonie angesehen wird als bei uns. Ein verlobtes Mädchen nimmt ungefähr die Stellung der Frau ein, wie dies bei den Juden der Fall war. Auch die jüdische Satzung, daß ein Mann nach dem Tode seines älteren Bruders dessen Witwe heiraten muß, um dessen Namen und Familienbesitz fortzuerben, besteht bei den Madagassen. Die Ehescheidung ist leicht und häufig. In neuerer Zeit ist die Polygamie gesetzlich verboten worden, aber nur zu leicht wird das Gesetz umgangen.

Trotzdem existiert die Familie bei den Hova festgegründet, mächtig und tief eingewurzelt in den Sitten und Traditionen der Nation und bildet die wahre soziale Einheit und die Grundlage des Staates. Sie hat ihre Gesetze und Gewohnheiten, denen man immer treu bleibt, sie hat ihre gemeinsame Grabstätte, in der alle beigesetzt werden wollen, und nichts wird mehr gefürchtet als der Fluch des Vaters. Jedermann begehrt auch sobald als möglich eine Familie zu gründen, und deshalb heiraten alle sehr jung und wünschen viele Kinder zu haben. Je zahlreicher die Kinder sind, um so größer ist das Glück, denn sie bilden einen Zuwachs für die Familie, und ihre Erziehung kostet nichts. Dieses Verlangen verleitet selbst zu schlechtem Betragen, und die aus dem Ehebruch stammenden Kinder werden nicht nur wie die rechtmäßigen Kinder gut aufgenommen und behandelt, sondern in gewisser Beziehung bevorzugt, da sie zum Rang von „Brüdern der Mutter" erhoben werden und den gleichen Anteil an ihrer Erbschaft haben. Kann man sonst keine Kinder bekommen, so adoptiert man solche, um der Schande zu entgehen, die an einer Familie ohne Erben haftet.

Über der Familie erhebt sich die Kaste, eine Art sozialer Einheit zwischen der Familie und dem Staate, die aber nicht so exklusiv ist wie bei den Hindus. Jede Kaste hatte bis in die jüngste Zeit ihre Vorsteher, ihre Gesetze und Gebräuche, die getreu überliefert und genau beobachtet wurden. Diese Kasten zerfielen in sechs adelige Kasten oder Andrianas, in mehrere Hovakasten oder Kasten der freien Leute, und die Sklaven, die selbst wieder in mehrere Klassen eingeteilt wurden. Die Sklaverei ist übrigens nicht drückend. Die Sklaven werden meist gut behandelt, fast als Familienglieder betrachtet, und es wird

ihnen eine Freiheit des Handelns eingeräumt, wie sie die freie Bevölkerung nicht kennt. — Wie die Sklaven werden auch die freien Leute in viele kastenartige Kategorien eingeteilt, die selten untereinander heiraten.

In wenigen Ländern wird dem Alter so viel Ehrfurcht erwiesen wie auf Madagaskar. Diese Ehrfurcht vor dem Alter zeigt sich nicht nur den Greisen gegenüber, sondern in jedem Verhältnis, wenn auch nur ein geringer Altersunterschied vorhanden ist. So gilt es für selbstverständlich, daß bei einer Reise, die zwei Brüder zusammen machen, der jüngere immer das Gepäck für beide trage.

Die Hochzeit findet bei den Hova zuerst im Hause der Braut und dann in der Familie des Bräutigams statt. Das junge Paar sitzt beisammen und ißt Reis und andere Speisen mit einem Löffel aus einer Schüssel. Vor dem Gesetz bindend wird die Ehe erst durch die Überreichung einer kleinen Geldsumme an die Eltern der Braut. Ehen zwischen Bruderskindern und zwischen Kindern des Bruders und der Schwester gelten als erlaubt, dagegen werden Ehen zwischen Kindern zweier von einer Mutter stammenden Schwestern als blutschänderisch verabscheut. — Das Erbrecht richtet sich ganz nach dem Willen des Vaters. In allen Familien findet man Kinder, die in Bezug auf Erbschaft bevorzugt werden, aber niemand sieht das mit scheelen Augen an, da sie von allen als ihre gemeinsame Stütze angesehen werden.

Die Beschneidung war fast allgemein im Gebrauch und wurde mit mancherlei religiösen Zeremonien vorgenommen[1]. Auch die Blutverbrüderung, d. h. die Verbindung, die zwei Personen dadurch miteinander schließen, daß einer von dem Blute des andern trinkt, war häufig. Durch diesen Bund sollen die beiden „zu einem Blute", zu Brüdern werden, die gegenseitig für ihr Wohl sorgen und zu jedem Opfer füreinander bereit sind. Beim Abschluß dieser Verbrüderung werden feierliche Verwünschungen auf das Haupt desjenigen herabgerufen, der sich etwa einer Verletzung der so übernommenen heiligen Pflichten schuldig machen sollte.

Über die Religion der Hova schreibt P. Piolet[2]: „Die Hova haben, wie die übrigen Madagassen, weder Tempel noch Altäre noch auch Priester im strengen Sinn. Das ist es wahrscheinlich, was einige Schriftsteller zu der Behauptung veranlaßte, sie hätten keine Religion. Aber nichts ist falscher als das. Sie sind im Gegenteil ganz offenbar Monotheisten. Sie haben die Idee von Gott, den sie Andriamanitra nennen, ‚den Gott des Wohlgeruchs', oder auch, und zwar gewöhnlich Zanahary, ‚den Gottschöpfer'. In allen ihren Gebetsformeln wenden sie sich an ihn als das Prinzip alles Guten. Die andern Anrufungen der Ahnen, der Kräfte der zwölf Berge und der untergeordneten guten und bösen Götter kommen erst an zweiter Stelle nach dem Sprichwort: ‚Erflehet durch die Ahnen das Gute, das Gott allein bewirken wird.' Der grobe Fetischismus und alle die abergläubischen Gebräuche, durch die ihr Glaube an den wahren Gott heute verhüllt und fast erstickt ist, kamen erst viel später auf und wurden wahrscheinlich von ihren östlichen Nachbarn entlehnt."

---

[1] Sibree, Madagascar 231 ff.

[2] Madagascar (Les Missions catholiques françaises IV 410).

Auch nach Sibree[1], de la Vaissière[2], Camboué[3] u. a. kommt in den Sprichwörtern, Gebeten und Segenswünschen der Glaube an einen höchsten gerechten und allmächtigen Gott, der wesentlich gut und die Quelle alles Guten ist, sehr oft zum Ausdruck, und zwar nicht nur bei den Hova, sondern auch bei den Betsileo, Betsimisaraka, Tanala, Antaimoro, Sakalava usw. „Gott segne euch"; „möge Gott euch gnädig sein, euch eine zahlreiche Nachkommenschaft geben" u. dgl. bekommt man häufig zu hören. Gott sendet Leben oder Tod nach seinem Gutdünken. Freilich fehlen die absurden Zutaten nicht[4].

Die Hova nehmen auch, wie die übrigen Madagassen, eine vom Leib verschiedene Seele an, die sie aber nur als eine Art Schatten oder ätherischen Körper betrachten. Sie ist nicht das Lebensprinzip des Menschen, aber gewöhnlich mit ihm verbunden, sie kann sich von ihm trennen und trennt sich tatsächlich elf Monate oder ein Jahr vor dem Tode von ihm. Aber sie verläßt den Leib nicht freiwillig, und deshalb stirbt kein Madagasse eines natürlichen Todes. Ein böser Zauberer vertreibt sie daraus. Wenn dieser sein Opfer auserkoren, setzt er ihm den Fuß auf den Schatten (die Seele) und schleppt sie mit sich, ohne daß das Opfer es merkt. Der Unglückliche wird bald sterben, wenn es ihm nicht gelingt, die Seele wieder zu erlangen. Zu diesem Zwecke gebrauchen sie die sonderbarsten Mittel, um die gestohlene und irgendwo verborgene Seele wieder einzufangen oder sie durch Geschenke von Reis und Honig u. dgl. zurückzulocken. Gelingt dies, so wird der Kranke gesund, sonst stirbt er.

Diese Seele scheint nach den Hova nicht unsterblich zu sein, doch ist das zweifelhaft. „Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ließen die Hova die Seelen sterben, nachdem sie ein Jahr lang sich zwischen ihrer Wohnung und dem Grabe hin und her bewegt hatte. Heute nehmen sie nach einer den Betsileo entlehnten Tradition an, daß sie sich in das Land der Tanala, auf den hohen und finstern Berg Ambondrombe begebe, wo sie drei Jahre damit zubringt, die drei konzentrischen Kreise, die diese neuen elysäischen Felder bilden, zu durchlaufen, und dann untergeht. Indessen viele Beispiele und viele Gebräuche setzen ein längeres Leben, wenn nicht gar die Unsterblichkeit, voraus, und ich möchte glauben, daß das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele früher bei den Hova existierte, und daß es nur verdunkelt wurde und später verschwand."[5] Übrigens haben nach den Hova nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere, Pflanzen, und selbst die leblosen Dinge eine Seele, und die Seele des Menschen bedarf zu ihrer Erhaltung ebenso der Nahrung wie der Leib, nur nährt sie sich mit der Seele des Reises, des Manioks, des Fleisches[6] usw.

Nach Sibree lebt der Tote nur als Matoatoa oder Schatten in der Nähe des Grabes fort, da man ihnen aber Gebete und Opfer darbringt, müssen sie

[1] Madagascar 408. [2] Vingt ans à Madagascar 203 ff.

[3] Anthropos 1907, 183.

[4] Nach P. de la Vaissière fand man bei den Hova bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts Männer, die gegen die Abgötterei im Volke kämpften und wollten, daß man nur Gott allein anbete (vgl. a. a. O. 207). Er fand auch die Idee eines vom Himmel gekommenen Erlösers weit auf der Insel verbreitet (ebd. 208).

[5] Les Missions catholiques françaises IV 411.

[6] Ausführlich handelt von dem Seelenbegriff der Madagassen de la Vaissière a. a. O. 210 ff; ferner Sibree, Madagascar, 9. Kapitel.

als wirklich existierend gedacht werden. In einigen Teilen der Insel findet sich die Lehre von der Seelenwanderung. „Zur Strafe werden die Bösen in den Leibern der wilden Katzen, der Eulen, der Krokodile und anderer vom Volke gefürchteter Tiere eingekerkert.“ „Der Glaube an eine zukünftige Austeilung von Lohn und Strafe scheint bei diesem Volke nicht zu bestehen, wenigstens praktisch genommen. Doch wird dieser Glaube in gewissen Sprichwörtern und Volkslegenden klar vorausgesetzt.“ „Der Spruch: ‚Es ist besser, vor den Menschen als vor Gott schuldig zu sein‘, deutet auf eine schließliche Vergeltung hin; es existiert eine Fabel mit dem Titel: ‚Frage über die Toten‘, welche dieselbe klar behauptet. Sie führt uns einen Menschen vor, der Andrianarinarind-raini-si-rening (wörtlich: der, welcher von seinem Vater und seiner Mutter gemahnt wurde) hieß und eine Frau heiratete mit dem Namen Ratsihitanandro, d. h. die während des Tages Unsichtbare. Als er krank wurde, ließ er in mehreren Gräbern bei den Toten Erkundigungen einziehen, um zu erfahren, ob die Verstorbenen glücklich oder unglücklich seien. Die Toten des ersten Grabes antworteten, frage unsere Nachbarn, denn die sind schon seit zwei Jahren da, während seit unserem Tode nur ein Jahr verflossen ist. So von einem Grabe zum andern gewiesen kam der Bote zum fünften und letzten Grabe, wo er von den Toten folgende Antwort erhielt: ‚Das Hinscheiden aus dem Leben ist schwer, wenn aber das Leben abgelaufen ist, sehen die, welche das Gute getan haben, das Gute, und die, welche das Böse getan haben, das Böse.‘“[1] Es muß also doch eine dunkle Überlieferung von einer jenseitigen Vergeltung existieren, wenn dieselbe auch wenig Einfluß auf das praktische Leben ausübt. Bei einigen Stämmen werden auch sehr alte Gräber verehrt, und man glaubt, daß eine Verunehrung derselben den Frevlern schwere Strafen zuziehen würde.

Der Kult, den die Hova Gott erzeigen, ist noch unbestimmter und elementarer als ihr Glaube; doch existiert er. „Da sie an Gott und seine Vorsehung glauben, so rufen sie ihn oft an, und sein Name ist fast beständig auf ihren Lippen, in den großen wie in den kleinen Umständen ihres Lebens. Sie beten zu ihm, aber nur um zeitliche Güter zu erlangen: Gesundheit, Reichtum, Kinder, Ehren. Sie opfern ihm die Erstlinge aller Dinge: das erste Stück Fleisch beim Festmahle, das sie ihm mit diesen Worten weihen und darbringen: ‚Die Erstlinge Gott, die Erstlinge dir, Andriamanitra‘, was sicher eine wahre Huldigung ist. Zuweilen macht man ihm auch ein Gelübde, z. B. sich während einer bestimmten Zeit dieser oder jener Speise zu enthalten, einen Hahn zu opfern usw., wenn er eine bestimmte Gnade gewährte. Endlich brachte man ihm auch Opfer dar: Hähne, Schafe und Ochsen.“[2] Nach Sibree bestanden früher in einem Teile der Insel auch Menschenopfer. Von dem Opferfleisch gaben sie den ersten Teil dem Teufel, den zweiten Gott, weil jener mehr zu fürchten sei; das übrige Fleisch wurde von den Opfernden verzehrt. Zuweilen wurde das Opfer ganz verbrannt, meistens aber verbrannte man nur das Fett und vergoß das Blut, welche beiden Teile das Beste und das Leben des Opfers

[1] Sibree a. a. O. 239.
[2] Piolet, Les Missions catholiques françaises IV 412.

repräsentieren. Mit dem Blut und Fett pflegte man auch heilige Steine und geweihte Orte zu salben.

Der eigentliche Nationalkult der Hova ist die Ahnenverehrung und eine große Menge abergläubischer Gebräuche, die ihr ganzes Leben umgeben. Die Toten interessieren sich nach dem Begräbnis für ihre Kinder, Verwandten und Freunde, wachen über sie, ermahnen, korrigieren und strafen sie. Die Seelen der Toten kehren oft zurück, bald um ihre Hinterlassenen zu trösten, zu ermutigen, zu leiten, bald um sie zu quälen und zu verfolgen. Das Begräbnis ist bei den Madagassen äußerst kostspielig. Sie verwenden oft mehr auf das Begräbnis als sonst auf die ganze Familie. Mancher wohnt gern in einer armseligen Hütte, wenn er nur für seine Angehörigen eine große und prächtige Grabstätte errichten kann. Namentlich sind die Gräber der Könige und reichen Adeligen kostbar. Den Toten wird ein Geldstück in den Mund gesteckt, neben die Leiche legt man die Tabaksdose, eine Platte Reis, Honigkuchen. Das Angesicht des Toten wird immer gegen Osten gekehrt. Der Ort, wohin nach dem Glauben des Volkes die Toten gehen, heißt Ambondrombe und ist ein hoher bewaldeter Berg am Ostende des Hochlandes, den die Eingebornen kaum zu betreten wagen. Auch dies weist wieder auf den Unsterblichkeitsglauben hin.

Amulette sind überall im Gebrauch, und Zauberei und Wahrsagerei spielen im Leben der Madagassen eine große Rolle. Ebenso haben sie viele Speiseverbote (fady), zeitweilige oder ewige, gesetzliche Unreinheiten, Unglückstage und andere dergleichen Dinge. Verschiedene Ordale oder Gottesurteile sind im Gebrauch, unter denen das Tangema oder Giftordal die erste Stelle einnimmt. Der häufige Gebrauch dieses Ordals war früher Ursache großer Sterblichkeit. Heute hat es die französische Regierung verboten.

Bis zur französischen Herrschaft war die Regierung ganz despotisch und die Rechtspflege sehr grausam. Geringe militärische Vergehen, auf denen jetzt nur noch Geldbuße oder Degradation stehen, wurden mit dem Feuertode bestraft; Todesstrafe stand außerdem auf Empörung, Verschwörung, Mord, Diebstahl an königlichem Eigentum, Bestechung der Richter; bei Zahlungsunfähigkeit und falschen Anklagen verlor der Schuldige in bestimmten Fällen für immer die Freiheit.

2. Die Tanala[1].

Der Distrikt Ikongo liegt im Südosten von Madagaskar, etwa 40 Kilometer von der Küste entfernt, zwischen dem Land der Betsileo und dem Küstengebiete. Hier wohnen die Tanala (wörtlich Waldmenschen). Im Gegensatz zu den unterwürfigen und höflichen Betsileo ist der Tanala stolz, freiheitsliebend und rauh in Sprache und Sitten.

Schon lange vor der französischen Okkupation hatten die Tanala eine feste Organisation. Sie bestanden aus sechs Stämmen, die wieder in Klans und Familien abgeteilt waren. Ihre Gesamtzahl beläuft sich heute auf etwa

---

[1] Ardant de Picq, Un peuple malgache. Les Tanala de l'Ikongo, im Tour du Monde 1905, 541 ff.

24 000 Seelen. Jeder Stamm hatte früher einen Häuptling oder Adeligen, der unter der Oberherrschaft des Oberhäuptlings oder Königs stand. Die Autorität der Häuptlinge war theoretisch nicht genau bestimmt, aber tatsächlich herrschten nach unserem Gewährsmann die Könige tyrannisch. Daß das aber nicht richtig ist, werden wir weiter unten aus dem Zeugnis eines Missionärs erfahren. Wie die Stämme haben auch die einzelnen Dörfer und Familien ihre Häupter. Im Verein mit der Fokon'olona oder der Versammlung aller freien Männer entscheiden diese alten Vorsteher bestimmte Prozesse und verteilen auf gütlichem Wege den Kulturboden. Im Kriegsfall scharen sich die Tanala nach Fahnen unter den Befehl der mutigsten oder einflußreichsten Männer.

Die Familie ist bei den Tanala stets zahlreich; die Bande der Verwandtschaft dehnen sich weit aus und sind oft unbestimmt. Meistens bezeichnen sie die Großväter und deren Brüder mit demselben Namen, ebenso die Väter und deren Brüder, ihre Kinder und Neffen. Wenn sie deshalb z. B. vom Vater reden, so muß man erst fragen, wer eigentlich damit gemeint sei. Die Annahme an Kindes Statt und die Blutbrüderschaft (durch Austausch des Blutes), die beide im Gebrauch sind, erhöhen noch die Verwirrung in Bezug auf die Verwandtschaft. Auch die Sklaven gehörten zur Familie. Die Sklaven waren entweder Kriegsgefangene oder gekaufte Leute. Der Herr behandelte sie meistens wie seine Kinder; sie aßen und schliefen in seinem Hause; er konnte sie verkaufen, aber nicht töten, selbst nicht im Fall eines Fluchtversuches. Heute ist die Sklaverei rechtlich abgeschafft.

Die Polygamie ist noch heute ziemlich allgemein in Ikongo; die Zahl der Frauen ist unbeschränkt, aber tatsächlich haben heute selbst die größten Häuptlinge nicht mehr als zehn. Eine von ihnen trägt den Namen Vadi-be und hat die Herrschaft über die andern. Beim gewöhnlichen Volk dürfen sich zwei junge Leute nur miteinander verheiraten, wenn ihre Familien verschiedene Gräber haben. Bei den Zafirambo, die an der Küste wohnen, ist die Heirat zwischen den Kindern von zwei Brüdern verboten, aber nicht die Heirat zwischen dem Kind eines Bruders und dem seiner Schwester. Der Herr kann auch eine von seine Sklavinnen heiraten, wodurch ihre Stellung je nach den lokalen Gewohnheiten eine andere wird. Bei den Sandrabe erlangt sie dadurch die Freiheit [1].

Jeder Adelige, der mit der Frau eines gewöhnlichen Mannes verkehrt, muß je nach der Verschiedenheit der Gegend, entweder dem Volke eine Kuh als Strafe oder zwei oder drei Ochsen dem betrogenen Ehemann und einen Ochsen dem Volke bezahlen. Vergeht sich ein Mann aus dem Volk mit der Frau eines Adeligen, so sind die zu bezahlenden Bußen viel größer. Der Mann kann sich übrigens stets ohne weitere Formalität von der Frau trennen, und die Frau hat kein Recht auf Entschädigung, wenn das nicht bei der Heirat ausbedungen wurde. — Der Vater hat auch das Recht, in schweren Fällen ein Kind zu verstoßen, so daß es nicht mehr zur Familie gehört. Bei der Heirat werden die Güter nicht zusammengelegt; daraus folgt, daß, wenn ein Ehegatte keine Kinder hinterläßt, seine Güter nach seinem Tode an seine Familie zurückfallen.

---

[1] Ebd. 545.

Sind aber Kinder vorhanden, so erben diese. Bei der Teilung der Erbschaft werden die Knaben bevorzugt, sie erhalten an manchen Orten zwei Drittel der Erbschaft; doch kommt an einigen Orten die gleichmäßige Verteilung der Erbschaft unter männlichen und weiblichen Kindern vor, der älteste Sohn hat indessen fast immer einen Vorzug vor den übrigen.

Wie die Familienverhältnisse sind auch die sozialen und politischen Beziehungen durch altes Recht genau geregelt. Wir haben schon die Fokon'olona, die Versammlung aller freien Männer des Dorfes, des Klans, des Stammes erwähnt. Den Vorsitz in derselben führt entweder das Haupt des Dorfes oder das des Klans oder endlich ein Delegierter des Oberhäuptlings oder Königs. Meistens sind seine Delegierten Adelige, zuweilen aber auch Männer aus dem Volke, die sich durch Weisheit und Ansehen hervortun. Die Fokon'olona kann Bezahlungen als Strafe verhängen und entscheidet in erster Instanz alle Prozesse; doch kann sie sich zuweilen inkompetent erklären und die Angelegenheiten dem Zefirambo, dem Stammesoberhaupt, zuweisen. Die Parteien können in allen Fällen an diesen zweiten Gerichtshof appellieren oder auch direkt an den König. Dieser allein kann Todesstrafe verhängen. Reichen die Zeugen im Prozeß nicht aus, so nimmt man zu Ordalien: zur Gift- und Wasserprobe, die Zuflucht. Bei der Wasserprobe muß an einigen Orten nicht der Angeklagte selbst den Stein aus dem siedenden Wasser holen, sondern ein Stellvertreter. Ist am folgenden Tage die Hand desselben entzündet, so ist der Angeklagte schuldig. An andern Orten muß der Angeklagte selbst an einem glühend heißen Eisen lecken; verbrennt er sich die Zunge, so ist seine Schuld erwiesen. Können die Parteien in einem Prozeß keine Zeugen vorbringen, so müssen sie durch einen Fluß schwimmen. Die Kaimans verschonen die Unschuldigen und schnappen nach den Schuldigen. Die vom Gericht verhängten Bezahlungen werden zwischen dem Kläger, den Richtern und Beisitzern verteilt.

Gefängnisse sind unbekannt, nur auf Mord steht Todesstrafe. Sobald der König dieselbe ausgesprochen, ergreifen die Verwandten des Getöteten den Mörder sofort und durchbohren ihn mit einer Sagai oder erdrosseln ihn. Manchmal wird auch ein Teil seines Vermögens beschlagnahmt. Bei Diebstahl wird der Schuldige zur Rückerstattung des Gestohlenen und außerdem zu einer Zahlung verurteilt, die bei verschiedenen Gegenständen verschieden ist. Im Fall der Zahlungsunfähigkeit wird der Dieb der Sklave des Gläubigers[1].

Religion. Die Tanala glauben an einen einzigen ewigen Gott, den Schöpfer der Dinge; sein Name ist Zanahary. Sie glauben auch an die Unsterblichkeit der Seele. Sie haben ferner viele Überlieferungen über die Entstehung der Welt, den Ursprung und die Schicksale der Menschen. „Einst wollte", erzählen die Tanala, „die Erde gegen den Himmel kämpfen. Um ihn zu erreichen, blähte sie sich auf und brachte so die Berge hervor. Da legte sich Gott ins Mittel und sprach: ‚Ich bin euer Schöpfer, schlaget euch nicht. Wenn die Erde sich darüber beklagt, keine Bewohner zu haben, so will ich sie bevölkern.‘ Dann schuf er die Europäer, die Tanala, die Betsileo usw.

[1] Tour du Monde 1905, 548.

Die schwarzen Rassen beeilten sich, auf die Erde herabzusteigen, ohne auf die Belehrungen Gottes zu warten, und blieben so in Unwissenheit. Die Vazaba (Europäer) aber blieben länger bei Gott, wurden in vielem unterwiesen und erhielten viele Gaben, nur nicht die der Erschaffung. Deshalb verstehen sie alles, mit Ausnahme der Beseelung. Gott schuf auch das Meer, um sie vor dem Umgang mit den Schwarzen und dadurch vor Unwissenheit und Barbarei zu bewahren. Er sprach dann zu seinem Sohne Zanazanahary: ‚Versammle alle Völker der Erde mit Ausnahme der Vazaba und frage sie, was sie wünschen.‘ Der Sohn stieg auf die Erde herab und rief: ‚Mein Vater hat mir gesagt, die Vazaba würden gleich den Bananenbäumen sterben, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen, und sie würden durch ihre Kinder ersetzt. Wollt ihr nun sterben wie die Vazaba oder aber wie der Mond, der stirbt, um jeden Abend neu geboren zu werden?‘ Die Schwarzen antworteten: ‚Wir wollen sterben wie die Vazaba.‘ Deshalb sterben jetzt die Greise, um ihren Kindern Platz zu machen. Der Sohn Gottes fügte noch hinzu: ‚Ich gebe euch zur Kleidung die Rinde der Bäume und die Binsen der Sümpfe und werde auch für eure Nahrung sorgen. Ich bleibe noch einen Tag auf Erden. Denkt darüber nach, ob ihr von mir noch etwas begehren wollt.‘ Ein Mann war in tiefem Schlaf versunken und hatte den Ruf des Sohnes Gottes nicht gehört. Als er vernahm, daß dieser noch auf Erden sei, ging er zu ihm und sagte: ‚Ich war abwesend, als du den andern Wohltaten austeiltest. Was wirst du mir geben?‘ ‚Ich mache dich zum Herrn der Erde‘, antwortete der Sohn Gottes, ‚geh und sage den Menschen, du seiest ihr König; du wirst diejenigen, die dir ungehorsam sind, verhindern, die Erde zu bebauen, und ich werde sie töten.‘

„Als der Sohn Gottes in den Himmel zurückkehrte und schon in den Lüften war, kam ihm der Gedanke, einen Menschen zu töten, um zu sehen, was die andern tun würden; diese fingen an zu weinen, und aus Mitleid beschloß er, vom Vater ein Mittel zu begehren, um die Toten zu erwecken. Als er vom Vater zu diesem Zwecke etwas Staub erhalten hatte, kehrte er zur Erde zurück. Er hatte aber noch nicht das Firmament verlassen, als er gewahrte, daß die Menschen, die eben noch geweint hatten, jetzt tanzten und sangen. Da rief er: ‚Wenn sich die Menschen über den Tod so leicht trösten, so gebe ich ihnen den Staub nicht‘, und er warf ihn in die Luft und das Meer. Davon hat die Luft die Kraft erlangt, die von der Hitze fast erstickten Menschen zu erfrischen, und das Wasser die Kraft, die ohnmächtigen Kranken wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der Sohn Gottes kehrte dann zum Vater zurück und erzählte ihm, was er gesehen und getan habe. Da sprach der Vater: ‚Weil sie der Tod nicht betrübt, so werde ich sie und ihre Kinder sterben lassen; die Erde wird ihre Gebeine bewahren, und die Seelen werden zu mir in den Himmel hinaufsteigen.‘ [1]

„Gott schuf darauf Sonne, Mond und Sterne, um die Welt zu erleuchten, und sagte zu ihnen: ‚Mein Sohn ist krank, und der Wahrsager verlangt zu seiner Heilung den Tod von einem unter euch.‘ Aber diese antworteten: ‚Wir können unser Leben nicht zur Rettung deines Sohnes hergeben.‘ Da wandte

[1] Ebd. 549—550.

sich Gott an die Wolken und sprach: ‚Wer von euch will das Leben für die Rettung meines Sohnes opfern?‘ Sie antworteten: ‚Töte von uns, wen du willst, wenn das Opfer für deinen Sohn nötig ist.‘ Dafür versprach ihnen Gott, sie als seine Kinder zu betrachten, und gab ihnen zum Lohne die Macht, die Sonne, den Mond und die Sterne zu verfinstern.“

Von der Unsterblichkeit der Seele haben die Tanala, wie sich schon aus dem Gesagten ergibt, eine klare Idee. Sie geben der Seele drei verschiedene Namen; sie nennen sie Aloya, was soviel bedeutet als Gestalt oder Schatten; wehe dem, den dieser Schatten berührt, das ist für ihn ein Zeichen des Todes; oft nennen sie die Seele Ambiroa, etwa Wesen oder Essenz, was auf die Unberührbarkeit und Unsterblichkeit derselben hinweist; endlich bezeichnen sie sie auch als Pahasioy, d. h. „Neunten“, wahrscheinlich weil im Sikidy, von dem gleich die Rede sein wird, durch die neunte Figur die Seelen der Toten dargestellt werden.

Die Seele geht nicht direkt in den Himmel; sie muß zuerst durch eine Reihe von Tieren passieren, also eine Art Seelenwanderung durchmachen. Bis zu einem gewissen Grade kann der Mensch selbst bestimmen, welche Tiere seine künftige Wohnung sein sollen. Die Tanala scheuen sich deshalb, gewisse Tiere zu töten, von denen sie meinen, daß die Seelen der Toten in sie einziehen, z. B. gewisse Falken, die Kaimans usw. Diese Seelen wohnen auch zuweilen an gewissen Plätzen, die deshalb nicht bebaut werden. — Das eigentliche Elysium der Seelen nach dem Tode ist ein Gebirge (Iratra); dort wohnen die Seelen der Tanala, Betsileo, Bara und Hova. Sie interessieren sich für alles, was auf Erden vor sich geht. Sie haben auch ihre früheren Bedürfnisse und verlangen von den Lebenden, denen sie Träume schicken, Opfer und geben ihnen dafür Gesundheit oder auch Krankheit. Oft sind sie feindlich gesinnt, und wenn man sie nicht versöhnen kann, sucht man sie durch alle möglichen Mittel zu vertreiben. So stellt man, um sie am Besuche eines Hauses zu hindern, eine Keule oder eine hölzerne Axt neben die Türe. Man findet oft im Lande Denkmäler nach Art der Dolmen. Hier verscharrt man alles, was aus der Leiche herausfließt, bevor man sie begräbt. Dort sollen die Seelen der Ahnen wohnen, dort richtet man Gebete an sie und dankt ihnen. Nicht selten findet man dort Bananenblätter, die mit Reis und Maniok gefüllt sind, und einen Bambusknoten, in den man etwas Rum oder Honig gießt[1].

Der Kult der toten Ahnen ist überhaupt sehr entwickelt. Deshalb sucht man schon im Leben für das Grab zu sorgen. Meistens hat jede Familie ihre Grabstätte, die oft eine im Walde verborgene Grotte ist. Das Begräbnis findet unter großen Feierlichkeiten statt. Als Sarg dient gewöhnlich ein ausgehöhlter Baumstamm, der mit einem weißen oder roten Tuch bedeckt ist. Unter Liedern und Tänzen wird die Leiche zum Grabe getragen. Zuweilen wird die Leiche ohne Sarg ins Grab gelegt. Am Grabe werden Speisen und Getränke für den Toten hingelegt.

Grober Aberglaube, Zauberei und Wahrsagerei sind sehr verbreitet. Die Ombiasa oder Mpisikidy sind Priester, Ärzte und Zauberer zugleich. Eine

[1] Tour de Monde 1905, 252.

ihrer Hauptaufgaben besteht darin, vermittelst der Sikidy zu wahrsagen. Der Wahrsager nimmt einige Sandkörner oder Fruchtkerne, schüttelt dieselben und erkennt dann aus der Figur die Zukunft. Es gibt viele Arten von Sikidy. Beim Sikidy fasina legt der Wahrsager eine dünne Schicht Sand auf eine Wanne, schlägt auf den Rand derselben und ruft nun: „Erwachet; Sandkörner, ich frage euch, denn ihr hört das Flüstern Gottes, ihr wißt, wer sterben und wer leben wird; wenn ihr lüget, beschämet ihr mich" usw. Dann macht er mit dem Zeigefinger 16 Striche auf den Sand zu Ehren der 16 Figuren der Sikidy, von denen jede ihre bestimmte Bedeutung hat: die einen bezeichnen das Orakel, die andern den, der es erhalten will, seine Mutter, seine Frau usw., eine bezeichnet auch Gott, eine andere die Seelen der Toten usw. Die leichtgläubigen Tanala nehmen die Orakel mit der größten Ehrfurcht und Zuversicht an. Auch bei den Krankenheilungen gebrauchen die Ombiasa allerlei abergläubische Zeremonien, Zaubermittel, Amulette u. dgl. Es gibt ferner Zaubermittel gegen Verdacht, Zaubermittel, die beim Stehlen helfen, indem sie die Leute einschläfern usw.

Fast das einzige gewöhnliche Kleidungsstück der Männer ist ein Schurz oder der Salaka, ein langer Streifen Tuch, der zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften gewunden wird. Die Frauen tragen eine große Matte um die Lenden, die bis zu den Knien herabreicht. Auch das Tätowieren ist im Gebrauch. Die Wohnungen der Tanala sind kleine viereckige Bauten mit nur einem Raume. Die Mauern oder Wände bestehen aus Bambusrohr und erreichen höchstens eine Höhe von 2 m. Das Dach besteht aus Stroh oder Blättern. Betten gibt es keine. Man begnügt sich damit, Matten auf dem Boden auszubreiten. Gegen die Armseligkeit der Hütten und Kleider sticht sehr ab die Feinheit und Eleganz ihrer Werkzeuge, in deren Verfertigung sie großes Geschick zeigen[1].

Ein glänzendes Zeugnis stellt den Tanala der Jesuitenmissionär Talazac aus, der sie im Jahre 1890 besuchte. Er schreibt über sie[2]: „Wir wurden mit der größten Freundlichkeit und herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Der König, ein Greis von 100 Jahren, aber noch rüstig und fest in seinem Auftreten, hieß die Gäste herzlich willkommen und versorgte sie reichlich mit allem Nötigen, ohne irgend ein Entgelt dafür anzunehmen." Talazac lobt die außerordentliche Ehrlichkeit der Tanala und ihre Organisation. „Der König ist der Vater und der erste Diener seiner Untertanen. Der Gehorsam ist freiwillig; hier gibt es keinen Zwang, keine notwendigen Steuern, nur zahlt jeder nach seinem Vermögen eine kleine freiwillige Abgabe." Die Sitten sind sehr ehrbar. Von Diebstahl hat man hier nie gehört. Im Gegensatz zu den meisten ihrer Landsleute lügen sie nicht. Im ganzen Lande herrscht eine große Gastfreundschaft, nicht nur gegen die Stammesgenossen, sondern auch gegen die Fremden. „Die Sitten scheinen patriarchalisch zu sein. Die alten Leute werden geachtet und die Frauen respektiert. Wir haben bei diesem Volke keine von den schimpflichen Krankheiten bemerkt, welche die andern madagassischen Völker verheeren."

---

[1] Ebd. 562. [2] Missions catholiques 1891, 351.

3. Die Sakalava und die Antankares.

Fast den ganzen Westen Madagaskars und teilweise auch den Norden und Süden bewohnen die Sakalava, die in zahlreiche Stämme zerfallen und sich den Hova nie vollständig unterwarfen. Im Unterschied zu den Hova und Betsileos, die sowohl im Körperbau als in der Sprache und den Sitten mit den Malaien verwandt sind, weisen die Sakalava auf Afrika als ihre Wiege zurück. Ihre Farbe ist ziemlich dunkel. Sie sind ein schöner, kräftiger und freiheitsliebender Menschenschlag. Obwohl als Räuber und Diebe bei den europäischen Kaufleuten verrufen, sind sie doch besser als ihr Ruf. Wenn man ihnen Wohlwollen erweist, sind sie entgegenkommend und zuverlässig.

„Die Familie ist", schreibt der Lazaristenmissionär P. Castan[1], der seit langem bei den Sakalava wirkt, „gut konstituiert. Die Liebe zu den Kindern ist sehr groß." Die Kinder wachsen allerdings wie Wildlinge auf und können tun, was sie wollen. Die Wohnungen sind äußerst primitiv und klein, meist aus Holz und Bambusrohren aufgebaut, haben nur eine kleine Öffnung, die als Türe dient, und kein Fenster. Sie lassen sich leicht auseinandernehmen und transportieren. In dem einzigen Raum, den sie enthalten, wohnen Menschen und Tiere friedlich zusammen. Beim Tode eines Familiengliedes werden sie niedergerissen und die Trümmer verbrannt oder ins Meer geworfen. Die Nahrung der Eingebornen besteht aus Früchten, die ihnen ihr Garten liefert (Mais, Maniok, süße Bataten, Erbsen usw.), den Früchten des Waldes und frischen oder an der Luft getrockneten Fischen. Beim Essen setzt sich die Familie rings um eine große Platte auf den Boden. Meist ist nur ein einziger Löffel vorhanden, der Reihe nach nimmt sich jeder mit demselben einen Mund voll und wartet dann ruhig, bis der Löffel wieder an ihn kommt.

Die ganze Kleidung der Männer besteht im allgemeinen aus einem 7 bis 8 cm breiten Streifen, der um die Lenden gewunden und zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die Kinder bleiben bis zum vierten oder fünften Jahre so, wie sie auf die Welt kamen. Die Frauen sind meist anständiger gekleidet als die Männer. Ein breites Stück Tuch bedeckt ihre Brust und reicht bis zu den Knien herab. Große Sorgfalt verlegen sie auf ihren sehr komplizierten Haarputz. Wo die Eingebornen mit den Europäern in häufigere Berührung kommen, legen sie schon vielfach europäische Kleider an. Wo die Zivilisation noch nicht hingedrungen ist, sind ihre Sitten ganz patriarchalisch. Die Dörfer bestehen aus einer einzigen Familie, an deren Spitze der Großvater oder Vater steht. Dieser wird zum Bezirksrat (Kabare) berufen, wo man die zu ergreifenden Maßregeln, die zu erhebenden Steuern oder aufzulegenden Fronden bespricht. Das Sakalavaland ist in zahlreiche kleine Gemeinwesen eingeteilt, von denen jedes unter einem Häuptling oder König (mpanjaka) steht. Jedes Gemeinwesen und die zu ihm gehörige Gegend wird nach dem Dorfe benannt, in dem der Mpanjaka residiert. Übrigens ist die Autorität der Könige nicht groß. Solange er nur kleine Abgaben oder Dienste verlangt, die von jeher gebräuchlich waren, gehorcht man ihm, wenn er aber eine neue

[1] Vgl. Missions catholiques 1909, 562 ff.

Ordnung einführen will, so murrt das Volk und verschwindet endlich im Dickicht, um sich anderwärts niederzulassen. Dagegen ist die Autorität des Königs unbestritten, wenn es sich um eine Razzia oder einen Handstreich gegen einen benachbarten Stamm handelt [1].

Die Thronbesteigung des neuen Königs gibt immer Anlaß zu großen Festlichkeiten. Sobald der König tot ist, werden nach allen Richtungen Boten ausgesandt, um die Kunde davon allen Untertanen zu überbringen und die Häuptlinge zur Krönung des neuen Königs einzuladen. Der erste Minister schneidet dem Toten ein Glied des kleinen Fingers ab, reißt ihm einen Zahn aus und legt diese Reliquien in ein kleines gesticktes Säckchen. Bei der Wohnung des Königs befindet sich fast immer ein Teich oder See, in dem Kaimans hausen; das sind die „Kaimans des Königs"; niemand hat das Recht, sie zu jagen oder zu stören. Beim Tode des Königs wird aber einer von diesen Kaimans gefangen und ihm ein Zahn ausgerissen. Dieser Zahn wird zu dem Fingerglied und Zahn des Königs in das Säckchen gelegt, dann wird dieses in eine Blechbüchse eingeschlossen und einem großen Häuptling anvertraut, der sie bis zur Krönung des neuen Königs aufbewahren muß. Nach der Krönung wird das Säckchen dem Hüter der Reliquien übergeben, der es zu den Reliquien der Ahnen des neuen Mpanjaka in eine eiserne Kiste legt. Diese Kiste wird in ein eigens dazu bestimmtes Häuschen gebracht, das niemand betreten darf als der Wächter der Reliquien. Jeder andere, der dies wagen sollte, würde sofort getötet. Am Krönungstage, wenn die Häuptlinge mit dem Volke versammelt sind, geht der Reliquienwart in das heilige Häuschen, um die Eisenkiste zu holen. Dann nimmt er der Reihe nach die Säckchen heraus, indem er mit den ältesten beginnt, legt sie auf ein Brett, das auf zwei in den Boden befestigten Stangen ruht. Diese Stangen werden mit dem Blute eines Ochsen beschmiert, den man während der Feier tötet. Der neue König, der bisher auf einer Matte vor den Reliquien saß, erhebt sich nun, schwingt seinen Assagai und schwört auf die Reliquien seiner Ahnen, mit allen seinen Kräften und selbst mit Gefahr seines Lebens, das Land, das er vom Volk und von seinen Ahnen besitze, unverletzt zu erhalten. Dann stimmen Krieger und Frauen den Diĕb (Kriegsgesang) an und ziehen durch das ganze Dorf. Die Frauen singen und tanzen, und die Krieger vollführen allerlei phantastische Sprünge und Gefechte. Zum Schluß des Festes wird eine ganze Herde von Ochsen geschlachtet, tüchtig geschmaust und Rum getrunken, den der König reichlich austeilen läßt [2].

Wir haben schon erwähnt, daß das Familienleben der Sakalava ganz patriarchalisch ist. Dem Vater steht das Recht zu, die Kinder zu beschneiden, er entscheidet auch über die Heirat und allenfallsige Ehescheidung, doch geht das alles nicht ab ohne zahlreiche und lange Diskussionen, bei denen auch die Frauen und Kinder zugegen sind. — Vor der französischen Okkupation wurden alle an gewissen Unglückstagen gebornen Kinder unbarmherzig umgebracht oder im Walde ausgesetzt und blieben nur erhalten, wenn entfernte kinderlose Verwandte sich der kleinen Wesen erbarmten und sie heimlich zu sich nahmen.

---

[1] Ebd. 574. [2] Ebd. 575.

Auch schwächliche Kinder wurden getötet. Solche Greuel sind heute fast verschwunden[1].

Die Verlobung findet oft schon im frühen Alter statt, die Eheschließung aber erst dann, wenn die Eltern des jungen Mannes die Aussteuer an Geld und Ochsen beisammen haben. Dann wählt man einen Ochsen, den der Vater des Bräutigams opfert und den die Familie verzehrt. Wenn unter den Ehegatten schwerer Streit entsteht und ein Teil die Scheidung verlangt, wird ein Familienrat berufen; liegt die Schuld am Manne, so muß er der Frau die Aussteuer ganz zurückbezahlen, und dann wird die Ehescheidung ausgesprochen. Die Kinder bleiben gewöhnlich bei der Mutter, wenn sie noch klein sind, oder sie wählen selbst ihren Aufenthalt, wenn sie älter sind. Die beiden Ehegatten sind nach der Scheidung frei und haben keinerlei Verpflichtungen mehr gegeneinander.

In Krankheitsfällen nehmen die heidnischen Sakalava, wenn kein europäischer Arzt zu haben ist, zu den Zauberern ihre Zuflucht. Der Kranke erhält von ihnen zahlreiche Ratschläge, verwickelte Vorschriften und verschiedene Amulette und sie lassen sich dafür reichlich bezahlen. Gewöhnlich wird am Schluß der Konsultation je nach den Umständen ein roter oder schwarzer Hahn geopfert oder auch ein Schaf oder Ochse, je nach dem Vermögen des Patienten. Stirbt der Kranke, so ist große Trauer im ganzen Dorf, die Frauen weinen herzzerreißend mit aufgelöstem Haar, während die Männer laut schreien und das Lob des Toten verkünden.

Ist der erste Ausbruch des Schmerzes gestillt, so umringen die Frauen singend und mit den Händen klatschend das Haus des Toten, während die Männer in den Wald gehen, um einen Baum zu fällen, dessen ausgehöhlter Stamm als Sarg dient. Die Zahl der dabei beteiligten Personen richtet sich nach dem Vermögen des Toten, denn die Trauerlieder und Schreinerarbeiten sind von Libationen begleitet. Ist der Sarg und die Toilette des Toten fertig, so begeben sich Verwandte und Bekannte zur Grabstätte, indem sie getrennt den in ein Tuch genähten Leichnam und den Sarg mit seinem Deckel tragen. Der Zug bewegt sich unter Lärm und Gesang in zahlreichen Windungen, die, wie es scheint, den Zweck haben, zu verhindern, daß die Seele des Toten den Weg zu seiner früheren Wohnung wiederfinde und herbeikomme, um die Hinterbliebenen zu beunruhigen. Aus demselben Grund wird bald, nachdem sich der Leichenzug in Bewegung gesetzt hat, das Haus zerstört, in dem der Tote verschieden ist. Am Grabe verdoppeln die Anwesenden das Schreien und Singen, während die Leiche in den Sarg und dieser in das Grab gelegt wird. Nun werden die Ochsen zum Totenmahle geopfert, zerlegt und von den Anwesenden verzehrt. Ist der Tote ein Potentat gewesen, so werden die Zeremonien fortgesetzt, bis die Hälfte der Ochsen, die ihm gehört haben, geschlachtet und unter die Anwesenden verteilt ist, so daß die Totenfeier zuweilen mehrere Tage dauert[2].

Über die Religion der Sakalava bei Tulear schreibt derselbe Missionär Castan. „Sie haben von Gott nur schwache Begriffe und keine Furcht vor

[1] Missions catholiques 1909, 584. [2] Ebd. 585.

ihm und auch keine Liebe zu ihm. Die Idee des Schöpfers findet sich zwar bei ihnen, sie nehmen ihn zuweilen zum Zeugen bei ihren Streitigkeiten mit den Weißen; aber im großen ganzen beschäftigen sie sich wenig mit ihm, sie fürchten mehr den bösen Geist: Andriansbilitse oder Devoly, den Geist von diesem oder jenem verstorbenen Verwandten, dem die meisten Krankheiten, Unfälle und Mißgeschicke zugeschrieben werden; diesem opfern sie einen Ochsen, ein Schaf oder einen Hahn usw., um ihn zu versöhnen [1].

„Die Idee von der Unsterblichkeit der Seele und dem andern Leben ist sehr unbestimmt. Die Seele begibt sich zu den Seelen der Ahnen an einen nicht näher bestimmten Ort, von dem sie sich aber entfernen kann, um die auf Erden hinterlassenen Verwandten zu besuchen. Diesen sind aber solche Besuche eher unangenehm, und deshalb trachten sie den Verstorbenen mit allem zu versorgen, was er braucht." Alle die Gegenstände, die er im Leben gebraucht, werden mit ihm in den Sarg gelegt. Auch werden am Grabe die Ochsen nicht gespart, und selbst der Ärmste findet immer noch einen Verwandten oder Freund, der seinen Manen ein solches Tier opfert. Der Eingeborne betet nicht für die Seelenruhe des Verstorbenen; wofür er in solchen Umständen sorgt, ist seine eigene Ruhe [2].

Eine erwünschte Bestätigung und Ergänzung der Berichte der Missionäre bringen die Angaben von Alfred Grandidier [3], der auf zahlreichen Reisen an der Westküste und im Innern die Insel durchforscht hat. Er schreibt unter anderem: „Die Sakalava beten, wie alle Madagassen, einen Gott an, den Drianahar oder das höchste Wesen, den allmächtigen Schöpfer der Welt. Sie errichten ihm weder Tempel noch Bildsäulen, aber rufen ihn bei jeder feierlichen Gelegenheit zugleich mit dem Vaterland (Tani) und den Vorfahren an. Auch glauben sie, daß die Toten sich ganz besonders mit irdischen Dingen abgeben, und fürchten sie sehr. Kein Sakalava würde jemals ein Gelübde an die Seelen seiner Vorfahren brechen." Jedes Gebet und jede Danksagung begleiten sie mit dem Opfer eines Ochsen, mit dessen Blut sie zum Gedächtnis der Zeremonie den Hasumanitre oder Gesetzesbaum bestreichen. Man bindet dem Tiere die Beine und legt es, den Kopf gegen Osten, auf die Erde. Vor ihm brennt in einer kleinen Tonschale Weihrauch. Das Familienhaupt spricht ein lautes Gebet und stößt dabei das heilige Messer in den Bauch des Tieres. Dann wird ein Stück Fleisch am Fuße des Hasumanitre gebraten und feierlich den Geistern der Voreltern dargebracht. Den Rest verzehren die Anwesenden. Manche religiöse Gebräuche der Sakalava erinnern an die der Juden. In den königlichen Geschlechtern der Maruseranauen und Andrewulen treten mitunter an Stelle der Tieropfer Menschenopfer. Grausam ist die Sitte der jungen Könige, wenn sie sich zum ersten Male rasieren. Sie lassen einen als mutig bekannten alten Mann schlachten und bestreichen das Rasiermesser mit seinem Blute.

Die Geburt eines Kindes wird meist mit zahlreichen Flintenschüssen gefeiert, vorausgesetzt, daß sie nicht an einem der Unglückstage, welche je nach den

---

[1] Annales de la Congrégation de la Mission 1903, 315—316. [2] Ebd. 316.
[3] Vgl. Globus XXII (1872) 268 ff.

Familien wechseln, vor sich gegangen ist. Im letzteren Fall wird das Neugeborne, trotz aller Liebe für die Kinder, ausgesetzt und so dem Tode überliefert. Bei der Geburt des ersten Kindes muß der Vater der Gottheit einen Ochsen schlachten und einen Hasumanitre pflanzen, zum Zeichen, daß er es als seinen Sohn anerkennt. Die erste religiöse Zeremonie, der die Kinder sich unterziehen müssen, ist die Beschneidung. Dieselbe geht ohne öffentliche Feierlichkeit vor sich wegen der Ungewißheit des Ausgangs der Operation. In der Tat geht das Kind öfters aus mangelnder Sorgfalt zu Grunde. Das Danksagungsfest (Savatse) findet später statt, dabei werden viele Flintenschüsse abgefeuert und viel Rum getrunken. Dieses Fest ist das einzige, bei dem statt der Ochsen ein Stier geopfert wird; während des Gebetes sitzt das beschnittene Kind auf dem Tiere.

Die Ehe ist für die Sakalava wie für alle Madagassen eine freie Übereinkunft zwischen beiden Teilen; sie beschränkt sich bis zur Geburt eines Kindes auf einfaches Zusammenleben, ohne eine Fusion von Interessen nach sich zu ziehen. Die Frau ist dem Manne gleichgestellt; was ihr als Eigentum gehört, wird dem Haupt ihrer Familie in Verwahrung gegeben, und jedes Geschenk ihres Mannes vergrößert ihren Schatz. Die Sitten der Sakalava sind ebenso zügellos wie die der andern Madagassen; ein junges Mädchen ist bis zum Tage ihrer Verheiratung Herrin ihrer Handlungen, aber von da ab schuldet sie ihrem Manne Treue. Wird ihr das Zusammenleben mit ihm zur Last, so darf sie zu ihren Eltern zurückkehren, aber sie kann sich nie wieder verheiraten, ja nicht einmal vorübergebende Verbindungen anknüpfen, wenn ihr nicht der Mann vor Zeugen die Freiheit wiedergibt. Ehebruch wird mit Geld bestraft, welches die Schuldigen dem Ehemann zahlen müssen. Infolge der Unsittlichkeit, in der die Kinder aufwachsen, ist er häufig und hat seinen Grund meistens nicht in der Liebe, sondern im Eigennutz. Wird eine Frau zurückgeschickt, was bei der wenig entwickelten Eifersucht nicht häufig ist, so muß sie ihrem Manne die empfangenen Geschenke zurückgeben. — Bei Ehen zwischen Verwandten wird der Gottheit und den Vorfahren ein Ochse geschlachtet und zum Gedächtnis ein Hasumanitre gepflanzt. Die Gatten verzehren zusammen das Herz des Opfertieres, das der Mann bezahlt. Im Fall eines Ehebruchs muß die Frau die Kosten des Tieres zurückerstatten. Die Sakalava lieben ihre Kinder. Adoptionen sind häufig, weil ein Mann um so mächtiger ist, je mehr Kinder, Klienten und Sklaven ihn umgeben.

Ein Charaktermerkmal der Sakalava, wie aller Madagassen, ist der bis zum äußersten getriebene Aberglaube. Die Wahrsager oder Ombiassen haben den größten Einfluß. Niemand, weder Freier noch Sklave, ist ohne Ahuli oder Talisman, den er oft sehr teuer gekauft hat. Nach ihrer Ansicht verleiht das höchste Wesen den verschiedenen Talismanen ihre besondern Eigenschaften. Die einen machen unverwundbar, andere sind Liebeszauber oder verschaffen Gesundheit, Reichtum usw. Nicht selten lassen die Wahrsager ihre Ahulis miteinander wetteifern. Jeder bittet den seinigen inbrünstig, daß er sein Gebet unterstütze, und derjenige, welcher im nächsten Monat krank wird oder sonst ein Unglück hat, erklärt sich für besiegt. Beim geringsten Anlaß befragt man das Sikili (Sikidy?), ein Spiel mit Körnern, deren Kombinationen die

Zukunft enthüllen. Sie haben einen solchen Glauben an die Macht der Talismane, daß sie ihnen selbst die Kraft, Feinde zu töten, zuschreiben. Das gibt Anlaß zu vielen Feindschaften und Racheakten. Die Sakalava glauben, daß ein großer Teil des Volkes durch solche geheimnisvolle Vergiftungen stirbt. Nur die hochbetagten Greise sterben nach ihnen eines natürlichen Todes.

Bei gewissen konvulsivischen Krankheiten feiert man den Sandotse oder Bili, um die Gottheit um Heilung zu bitten. Mitten auf dem Felde wird eine kleine Rohrhütte gebaut, in welche der Kranke gelegt wird. Einige Verwandte, welche für die ganze Zeit ihrer Zurückgezogenheit das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, pflegen ihn. Jeden Abend werden Gesänge an das höchste Wesen gerichtet. Die Männer laufen bewaffnet um die Hütte, wirbeln mächtige Staubwolken auf und singen ein monotones Lied, das sie von Zeit zu Zeit mit Flintenschüssen begleiten. Mit diesen lärmenden Demonstrationen glauben sie Gott zu gefallen[1]. Am letzten Tag der Zeremonie wird der Gottheit ein Ochse geschlachtet und der Kranke auf ein Gerüst gelegt, wo man öffentlich an seine Toilette geht und ihn zwingt, ein Stück Fleisch vom Opfertiere zu verzehren. Hat er die Kraft dazu, so muß er tanzen und sich aus seiner Herde ein Dabara, d. h. Liebling, aussuchen, ein junges Kalb nämlich, dessen Leben bis zum Tode seines Herrn geschont wird.

Die Madagassen fürchten sich sehr vor dem Tode. So große Ehrfurcht sie vor den Gräbern haben, so hält sie doch die Furcht davon fern, und sie nahen sich ihnen nur beim Begräbnis. Stets verlassen sie das Haus, oft das Dorf, wo ein Verwandter gestorben ist. Der Name des Toten wird nie mehr genannt; man ersetzt ihn durch einen andern. Sie sind überzeugt, daß ihre Vorfahren alle ihre Handlungen überwachen und ihnen oft im Traume Befehle oder Ratschläge erteilen, denen sie willig Folge leisten[2].

Zerstreut unter den Sakalava im Nordwesten Madagaskars leben die Antankares, über die uns P. Paul Pichot C. S. Sp. einige kurze Notizen mitteilt[3]. Sie wohnen in kleinen Dörfern von zehn bis zwölf Hütten, die oft weit voneinander entfernt sind. Die Antankares beschäftigen sich mit zwei Dingen: sie pflanzen ihren Reis und pflegen ihre Rinder; sonst bekümmern sie sich um nichts, und die Zeit, die sie nicht diesen beiden Dingen widmen müssen, verbringen sie mit Wandern und Reisen. Die Rinder bilden fast den ganzen Reichtum dieser Leute.

Religion, sagt Pichot, haben die Antankares wenig. „Sie wissen, daß es einen Gott, ‚Zanary‘, gibt, der die Welt regiert. Alle ihre religiösen Übungen bestehen fast ganz in der Enthaltung von gewissen Dingen, die sie Fady, d. h. verboten (tapu), nennen. Gewöhnlich ist das Schweinefleisch und das Fett für sie Fady. Nach der Geburt eines Kindes gesellt sich ein neuer Fady zum Fady des Stammes oder der Familie. Sie rufen in ihrer Art die Gottheit an. Sie hängen nämlich an bestimmten heiligen Bäumen, die man in der Heide antrifft, Lappen von verschiedenen

[1] Sollte der Zweck derselben nicht auch sein, die Geister der Toten zu verhindern, die Seele des Kranken zu entführen?

[2] Globus XXII (1872) 269—270.

[3] Missions catholiques 1905, 449 ff.

Farben auf. Man findet Bäume, die ganz mit solchen sonderbaren Blättern bedeckt sind. Am Fuße derselben finden sich Haufen von Steinen, Flaschenscherben u. dgl. Die Eingebornen kommen an bestimmten Tagen, um die Gottheit anzurufen, die in diesem Baume wohnt, und um sie gnädig zu stimmen, opfert man ihr eine Anzahl Trinkflaschen, die mit Rum, Wein und Betsabetsa (Saft des gegorenen Zuckerrohres) gefüllt sind, doch genießen sie alles selbst. Die geleerten Flaschen werden zerbrochen und auf die Haufen am Fuße des Baumes geworfen." [1]

Auf seiner Reise kam Pichot [2] zu einem großen Häuptling, der eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Er hatte dem Zanahary versprochen, ihm zwei Ochsen zu opfern, wenn er ihn heile. Die beiden Ochsen lagen schon gebunden am Fuße des Baumes. Die Frauen standen im Kreise herum, und eine davon sang eine Art schleppendes Klagelied, in dem oft ein Dank an Zanahary, der den großen Häuptling geheilt hatte, wiederkehrte. Alle andern Frauen wiederholten: „Dank dem Zanahary, der unsern großen Häuptling geheilt hat." Inzwischen wurde der noch nicht völlig geheilte Kranke von vier Männern herbeigetragen und neben einen von den Ochsen gesetzt; dort sang er: „Bei deinem Kopf geh fort, Ochs. Dank dem Zanahary, der mich geheilt hat." Und die ganze Menge antwortet: „Dank dem Zanahary." Alle Glieder des Ochsen mußten der Reihe nach durchpassieren. Ist man beim Schwanz angelangt, so nimmt eine der Frauen ein Gefäß voll Wasser und begießt damit den Rücken der beiden Ochsen. Der Häuptling bezeichnet den Ochsen, der heute sterben soll; der andere wird losgebunden und wieder zur Herde getrieben, bis die Reihe an ihn kommt. Mit einem Messerstich durchschneidet ein Alter den Hals des Ochsen, dessen Blut in einer Kalebasse aufgefangen wird. Dann ziehen die Frauen rund um das Dorf und die Hütte des Häuptlings, indem sie dabei das Blut um sich herumsprengen. Der Ochs wird zerstückelt, und jeder nimmt ein Stück mit der daranhängenden Haut mit sich nach Hause.

Was die Moral der Antankares angeht, so ist sie wie die aller Madagassen sehr weit. Die Ehe existiert zwar im Prinzip, aber ihre Unauflöslichkeit wird oft durchbrochen. Mann und Frau, die sich zu heiraten beabsichtigen, machen zuerst eine Art Probezeit durch, indem sie zusammenleben. Finden sie, daß sie zusammenpassen, so gehen sie zum Häuptling, um sich eigentlich und rechtlich zu verheiraten; im gegenteiligen Fall trennen sie sich und machen eine andere Probe. Sind die Leute einmal richtig verheiratet, hält die Ehe an, solang alles gut geht; kommt aber irgend ein ernsthafter Zwischenfall, so trennen sie sich, um mit andern Personen das Glück zu versuchen.

4. Die Betsimisaraka [3].

Der Stamm der Betsimisaraka, den wir schon erwähnt haben, ist einer der beträchtlichsten Stämme Madagaskars. Er wird gewöhnlich mit den drei Namen: Betsimisaraka, Antavaratra und Antatsimo bezeichnet. Die erstgenannten wohnen zwischen dem Mangoro und der Antongilbai; die zweiten erstrecken sich

[1] Missions catholiques 1905, 512. [2] Ebd.

[3] Nach den Angaben des P. Lacomme S. J. in den Missions catholiques 1884, 325 ff.

von der Antongilbai bis zum Kap Ambra; die Antatsimo endlich wohnen südlich vom Mangoro. Alle drei gehören zum selben Volke, und obwohl sie keine Überlieferung darüber haben, so ist doch unzweifelhaft, daß sie aus einer Mischung afrikanischer und asiatischer Stämme hervorgegangen sind. Einige Reisende haben auf Grund gewisser Gebräuche die Betsimisaraka mit den Juden in Verbindung gebracht. Wir begreifen in folgendem alle drei Stämme unter dem Namen Betsimisaraka.

Die Betsimisaraka auf der Insel Sainte-Marie reichen sicher in ein sehr hohes biblisches Alter hinauf. Nach einer uralten Überlieferung soll ihr Stammvater Buraha auf dem Rücken eines Delphins auf die Insel gekommen sein; daher die Verehrung, die sie diesem Fische erweisen, eine Verehrung, die fast der der Ahnen gleichkommt. Sie fangen ihn nie beim Fischen und berühren ihn nur mit der größten Ehrfurcht. Die Kleidung der Männer besteht in der Sadika oder Salaka, einem engen Gürtel, mit dem alle Madagassen ihre Lenden umhüllen, und außerdem in einer Tunika mit kurzen Ärmeln, die ihnen bis auf die Knie herabreicht. Die Frauen kleiden sich sehr anständig mit einem großen Stück Tuch, das sie zierlich um den Leib wickeln von der Schulter bis zu den Waden. Gewöhnlich fügen sie noch eine Art Weste hinzu, die ihnen die Schultern und die Brust bedeckt. Eine sonderbare Sitte der Betsimisarakafrauen besteht in dem Tätowieren der Waden, auf das sie sehr stolz sind und das sie von den Frauen anderer Stämme unterscheidet.

Die Betsimisaraka zeichnen sich durch die Sanftmut ihres Charakters und ihre Zuneigung zu den Weißen, besonders den Franzosen, aus, deren offener und jovialer Charakter mit dem ihrigen viel Ähnlichkeit hat. Von Temperament sind sie sehr friedfertig, und kaum je werden sie aufgebracht, wenn es sich nicht um ein allzu schreiendes Unrecht handelt. Das erklärt ihren Haß gegen die Hova, die sie verräterisch unterjocht haben und schlecht behandeln, deren Joch sie aber geduldig ertragen [1]. Die Betsimisaraka haben zwar zu drei verschiedenen Malen französische und englische Posten hinterlistig überfallen und niedergemacht, aber wenn sie sich bei diesen Gelegenheiten grausam gezeigt, so kam das daher, daß sie durch die Ungerechtigkeiten und schlechte Behandlung, die ihnen zu teil geworden, zum Äußersten getrieben wurden, wie die Geschichte beweist.

Während die Madagassen im allgemeinen unehrlich sind, besitzen die Betsimisaraka die Ehrlichkeit in einem Grade, der ihnen Ehre macht. „Doch sagte mir eines Tages ein Mann dieser Nation“, erzählt Lacomme, „der Diebstahl unter den eigenen Leuten gelte als ein gehässiges Laster, anders dagegen urteile man über den Diebstahl gegen die Fremden, d. h. gegen die Weißen“, und in der Tat sind derartige Diebstähle bei ihnen keineswegs unbekannt.

Bevor man berauschende Getränke in ihr Land importierte, waren sie im allgemeinen sehr nüchtern und mäßig. Sie verstanden es, aus dem Saft des Zuckerrohrs durch Gärung einen berauschenden Trank (Betsabetsa) zu bereiten, der ihnen bei den festlichen Gelegenheiten der Beschneidung, der Hochzeit, der Fati-dra (Zeremonie der Blutbrüderschaft), der Tsakafara (Erfüllung eines Gelübdes) und besonders des Begräbnisses diente. Bei solchen Gelegenheiten

[1] Ebd. 326.

gehörte es fast zum guten Ton, sich zu betrinken. Seitdem aber der Rum eingeführt wurde und wohlfeil zu haben ist, ist die Betsabetsa fast vergessen und hat die eigentliche Trunksucht große Dimensionen angenommen. An gewissen Tagen kann man ganze Dörfer, alt und jung, Männer und Weiber, betrunken antreffen.

Wenn man die Liebe sieht, welche die Betsimisaraka gegen ihre Kinder hegen, so begreift man kaum, daß sie sich zuweilen so leicht ihrer Neugebornen entledigen; und doch ist dies nur zu wahr. Freilich ist es ein Tribut, den sie mit widerstrebendem Herzen den abergläubischen Landesgebräuchen darbringen. Lacomme kannte einen jungen begabten und braven Mann, der nur der Zärtlichkeit seines Vaters seine Rettung verdankte. Nach Landesbrauch hätte der Knabe getötet und mit der Mutter begraben werden sollen, weil diese bei seiner Geburt schon tot war. Aber sein Vater flehte so inständig bei den Verwandten, daß er ihn erhalten durfte.

Wenn sich das Kind auf eine lange Reise begibt, so findet beim Abschied eine feierliche Zeremonie statt, nämlich die Zeremonie des Fafirano oder des Segens. Die Eltern richten an das Kind ihre letzten Empfehlungen, *rufen den Schutz Gottes auf dasselbe herab* und wünschen ihm alle Arten von Glück, die sie sorgfältig aufzählen. Endlich besprengen sie es mit Weihwasser, das in ihren Augen den Segen bekräftigen soll, den sie dem Kinde gegeben. Jetzt kann das Kind verreisen; eines Tages wird es groß und glücklich zu seinen Eltern zurückkehren [1].

Schon aus dem Gesagten ergibt sich der Glaube der Betsimisaraka an ein *höchstes Wesen*. *P. de la Vaissière* [2] schreibt, daß sie in religiöser Beziehung ungefähr denselben Glauben haben wie die Sakalava. Insbesondere glauben sie an den *Gottschöpfer, der alles geschaffen hat*, auch den Menschen, und der Herr über Leben und Tod ist. Bei allen religiösen Zeremonien beten sie zuerst zu diesem Gottschöpfer. Vom Glauben an untergeordnete Geister — abgesehen von den Seelen der Verstorbenen — sprechen die Missionäre nicht. Er scheint also nicht vorhanden zu sein.

Stirbt ein Betsimisaraka auf der Reise, fern von seiner Heimat, so veranstaltet man ihm eine Totenfeier, als ob er gegenwärtig wäre. Seine Verwandten beweinen ihn nach dem Gebrauch und tragen dafür Sorge, ihn durch einen in die Erde gesteckten und mit Lumpen bedeckten Stein oder Baumstamm darzustellen. Ihr Friedhof, den sie Tani-Manara (kalte Erde) nennen, befindet sich gewöhnlich in einem Dickicht, fern von jeder menschlichen Wohnung. Die Gräber, in denen sie ihre Toten beisetzen, sind nicht tief und werden mit einem Haufen Steine zugedeckt, um die wilden Tiere und auch die Diebe fernzuhalten, die etwa nach Schätzen suchen sollten. Denn es ist ein verbreiteter Gebrauch, etwas Geld in das Grab oder zwischen die Steine auf dasselbe zu legen. Es gibt unter den Betsimisaraka eine Kaste, deren Friedhof in der Luft ist. Sie begraben die Toten in Baumstämmen, die man in Särge verwandelt und entweder auf den Boden legt oder in der Luft auf Gerüsten der

---

[1] Missions catholiques 1884, 327.

[2] Vingt ans à Madagascar 204; vgl. oben S. 433 und 436.

Reihe nach aufhängt. Die Verwandten ersetzen gewissenhaft zu bestimmten Zeiten die alten Stämme durch neue. Doch gibt es viele, die so nachlässig sind in diesem Punkt, daß der Boden unter den vermoderten Särgen ganz mit Gebeinen bedeckt ist.

Die Betsimisaraka glauben an die Existenz der Seele nach dem Tode und bezeichnen dieselbe mit dem Namen Lulu. Sie wohnt nach ihnen in den Lüften, besonders an düstern Orten, die als Begräbnisplatz dienen. Aber nichts deutet darauf hin, daß sie die Idee von einem andern Leben haben, in dem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. — Die Zauberer spielen eine große Rolle bei diesem abergläubischen Volke. Man meint, daß sie gewöhnlich auf den Friedhöfen wohnen und dort ihre Zaubertränke und Zaubermittel holen. Das Volk hat eine große Angst vor ihnen.

Von eigentlichen Gewerben ist wenig die Rede, mehr noch bei den Frauen als bei den Männern. Die Männer treiben etwas Landbau und Viehzucht und bauen die Häuser; die Frauen dagegen weben eine Art Tuch aus den Blattfasern eines Baumes; sie verfertigen auch Hüte, feine farbige Matten und Strohwaren. — Früher scheinen die Betsimisaraka nicht selten Raubzüge auf die Komoren und andere umliegende Inseln unternommen zu haben, von denen sie reiche Beute und Sklaven nach Hause brachten.

In politischer Beziehung wurden die Betsimisaraka von verschiedenen Häuptlingen regiert, die voneinander unabhängig und oft feindselig gegeneinander gesinnt waren. Im 18. Jahrhundert gelang es einem gewissen Ratsimilaho, dem Sohn eines englischen Seeräubers und einer Häuptlingstochter von der Insel Sainte-Marie, durch sein Genie und seine Tapferkeit, die verschiedenen Bruchteile der Betsimisaraka zu einem einzigen Reiche zu vereinigen. Erst seit jener Zeit erhielten die verschiedenen verwandten Stämme den gemeinsamen Namen Betsimisaraka. Einem Polen, Benyowski, gelang es später, das Reich noch weiter auszudehnen, aber er unterlag im Kampf mit den Franzosen. Seitdem fielen die Betsimisaraka wieder unter die Herrschaft ihrer verschiedenen Häuptlinge, die meist Mischlinge aus fremden Seeräubern und einheimischen Häuptlingstöchtern waren. Der Hova-König Radama I. unterwarf die ganze Völkerschaft seiner Herrschaft [1].

---

[1] Missions catholiques 1884, 328.

Vierter Teil.

Die Naturvölker Amerikas.

Erster Abschnitt.

Die Eingebornen Nordamerikas.

Zu Nordamerika rechnen wir im folgenden auch Zentralamerika bis hinunter nach Panama einschließlich samt den Großen Antillen. Wir beginnen unsere Darstellung mit den Bewohnern von Haiti und Kuba, mit denen die Spanier zur Zeit der Entdeckung zuerst in Berührung kamen; dann gehen wir über auf das Festland nach Florida und der Landschaft Chicora und wenden uns, der Ostküste folgend, nach Norden bis zu den Eskimos, die das ganze nördlichste Amerika von Grönland bis nach Alaska einnehmen. Hierauf ziehen wir auf der Westküste von Norden nach Süden bis zu der Landenge von Panama.

Erstes Kapitel.

Die Eingebornen Haitis, Floridas und Karolinas.

1. Die Eingebornen Haitis.

Über die ältesten Bewohner von Haiti (San Domingo, Hispaniola), welche die Spanier zur Zeit der Entdeckung Amerikas vorfanden, liegen uns zahlreiche Berichte vor. Wir haben vor allem die Briefe des Kolumbus, sodann einen kurzen, aber wichtigen Bericht des Hieronymiten Fr. Roman Pane, von dem gleich die Rede sein wird. Außerdem haben wir das Werk von Petrus Martyr (De rebus oceanicis et orbe novo decades tres) benutzt[1]. Petrus Martyr erfuhr vieles aus den Unterredungen mit Chr. Kolumbus selbst, auch standen ihm als Mitglied des Tribunals für Indien viele offizielle Dokumente zu Gebote. Wichtig ist auch das Geschichtswerk von Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdez[2]; die Geschichte Indiens von Barthol.

---

[1] Der volle Titel der von uns benutzten Ausgabe lautet: Petri Martyris ab Angleria Mediolanensis oratoris clarissimi Fernandi et Elisabeth Hispaniarum quondam regum a consiliis, De rebus oceanicis et orbe novo decades tres, Basileae 1533.

[2] Historia general y natural de las Indias, Parte prima, l. 6, c. 2. Oviedo kam schon im Jahre 1514 nach Haiti und hat sich dort und auf dem amerikanischen Festlande

de Las Casas[1] und von Gomara[2], ferner Benzones Reisebeschreibung[3]. Einen guten Überblick über die Sitten der Haitier zur Zeit der Entdeckung gibt H. Ling Roth[4].

Als Kolumbus auf Haiti landete, flohen die Eingebornen voll Schrecken, weil sie meinten, die Spanier seien vom Himmel gekommen; doch bald wurden sie zutraulich und fingen mit den Ankömmlingen Tauschgeschäfte an. Kolumbus nennt sie arglos, freigebig, äußerst gastfreundlich und gutmütig. Daß sie sich mancherorts zur Wehr setzten und die Eindringlinge zu vertreiben suchten, wurde von den Spaniern selbst verschuldet, von denen sich nicht wenige als ihre schlimmsten Feinde erwiesen. Die Männer und Mädchen gingen ganz nackt; die verheirateten Frauen trugen aber eine Schamhülle, wie Petrus Martyr und Oviedo[5] versichern. In der Nahrung scheinen sie nicht wählerisch gewesen zu sein, sie aßen alles Eßbare, selbst Schlangen, Eidechsen und Würmer. Sie bereiteten Brot aus Mais und der Cassavawurzel. Das Hauptgetränk war die Chicha, eine Art Maisbier. Sie trieben auch etwas Ackerbau, pflanzten Mais, Jukka, süße Bataten, Yams usw.; ebenso war das Bewässern der Felder im Gebrauch.

Bezüglich der Religion der Haitier kommen alle älteren Schriftsteller darin überein, daß sie eine große Zahl von Götzenbildern (cemis, zemes), rohe und häßliche Figuren aus Holz, Ton und Stein, besaßen und verehrten, von denen sie Wachstum der Feldfrüchte oder Regen und Sonnenschein, Gesundheit u. dgl. erflehten. Sie hatten ihre Butios oder Priester, die mit den Zemes im Verkehr zu stehen behaupteten, gelegentlich strenge Fasten und Abwaschungen hielten und eine Art Pulver verschluckten, das sie berauschte. In diesem Zustand behaupteten die Butios, die Zemes erschienen ihnen, belehrten sie über zukünftige Dinge oder die Heilung von Krankheiten usw. Alle Haitier hatten viele derartige Zemes in ihren Häusern, jeder Zemes hatte seine bestimmte Funktion. Jeder Häuptling oder Kazike hatte ein besonderes Haus für die

---

viele Jahre als Beamter aufgehalten. Im Jahre 1525 veröffentlichte er sein Sumario de la Natural Historia de las Indias (neu herausgegeben in der Sammlung: Biblioteca de Autores Españoles. Historiadores primitivos de India I, Madrid 1877, 473 ff). Die Historia general y natural erschien zuerst im Jahre 1535 und wurde vom Verfasser selbst im Jahre 1548 in zweiter Auflage veröffentlicht. Sie wurde in vier Bänden neu herausgegeben zu Madrid 1841—1852. Wir zitieren nach dieser Ausgabe.

[1] Historia de las Indias, neu herausgeg. in dem Sammelwerk Coleccion de documentos ineditos para la historia de España LXII—LXVI, Madrid 1875 ff.

[2] Historia Victrix, Primera y segunda parte de la Historia de las Indias. Neu herausgegeben in der schon erwähnten Sammlung: Historiadores primitivos de India I 155 f.

[3] Das vierte Buch von der neuwen Welt, oder neuwe und gründliche Historien von dem Niedergängigen Indien, so von Chr. Colombo im Jahre 1492 erstlich erfunden. Durch Hieronymum Bentzo von Meyland, welcher 14 Jar dasselbige durchwandert, aufs fleißigst beschrieben und an Tag geben. Alles mit schönen und kunstreichen Kupferstük an Tag geben durch Diterich von Bry, Frankfurt a. M. 1594. Das Werk ist zuerst erschienen im Jahre 1565.

[4] The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland XVI (1886) 251 ff.

[5] A. a. O. l. 5, c. 3, p. 134.

Zemes. Dorthin begaben sie sich, um bestimmte Zeremonien vorzunehmen. Jeder rühmte sich, die besten Zemes zu besitzen, vor den Spaniern aber suchte man sie möglichst zu verbergen, und man wollte diese nicht in die Zemeshäuser einlassen. Einst drangen die Spanier in eines dieser Häuser und hörten das Götzenbild reden. Als sie es zerschlugen, entdeckten sie einen Mann, der sich dahinter verborgen hatte. Wie es scheint, wollten die Kaziken durch diese Zemes ihre Untertanen im Gehorsam erhalten, denn sie baten die Spanier, ihre Entdeckung geheim zu halten. Man brachte den Zemes auch Opfer dar, erflehte aber von ihnen nur irdische Güter: Überfluß an Speise und Trank, Gesundheit, Sieg über die Feinde usw.

Obwohl die religiöse Verehrung der Haitier fast ganz in dem Zemeskult aufging, so ist doch zweifellos, daß sie an ein höchstes, ewiges, unsichtbares Wesen glaubten, das im Himmel wohnte, das zwar eine Mutter hatte, aber doch ohne Anfang war. Wir haben für diesen Glauben das ausdrückliche Zeugnis von Roman Pane[1], der schon mit Kolumbus nach Haiti kam und sich auf seinen Befehl der Missionierung der Eingebornen und der Erforschung ihrer Religion widmete. Er schreibt: „Ein jeder von diesen Indiern hat seine eigene abergläubische Art der Verehrung der Idole, die sie Cemis nennen. Sie glauben, daß es ein unsterbliches Wesen, wie der Himmel, gebe, das unsichtbar ist, eine Mutter, aber keinen Anfang hat, und dieses Wesen nennen sie Jocacuvague Maorocon, und seine Mutter nennen sie Atabei, Jermaoguacaz und Zuimasco, was verschiedene Namen sind. . . . Sie wissen auch, woher sie kamen, den Ursprung der Sonne und des Mondes, wie das Meer gemacht wurde und wohin die Toten gehen. Und sie glauben, daß die Toten ihnen auf dem Wege begegnen, wenn einer von ihnen allein geht; denn wenn mehrere zusammengehen, erscheinen ihnen die Toten nicht. All diesen Glauben haben sie von den Vorfahren ererbt, denn sie können weder lesen noch über zehn zählen."

---

[1] Fray Roman Pane war, wie er selbst sagt, ein Eremit aus dem Orden des hl. Hieronymus und schrieb seinen Bericht auf Befehl des Vizekönigs Ferdinand Kolumbus. Der lateinische (?) Originaltext scheint verloren gegangen zu sein. Auch den spanischen Text konnte ich nicht auftreiben. Eine nach dem Italienischen hergestellte Übersetzung der Schrift Panes findet sich bei Churchill, Collection of Voyages II (1704) 621—633, zwischen dem 62. und 63. Kapitel des Berichtes von Ferdinand Kolumbus. Dieser Übersetzung ist das obige Zitat entnommen. Eine französische Übersetzung wurde veröffentlicht in der Collection de documents dans les langues indigènes pour servir à l'étude de l'Histoire et de la Philologie de l'Amérique ancienne III, Paris 1864, 431 ff. — In seinen „Untersuchungen über die Geschichte der amerikanischen Urreligionen" behauptet J. G. Müller (vgl. Ausland 1855, 100): „Der Missionär (Pane) behauptet zwar, die Eingebornen hätten an ein unsichtbares höchstes Wesen im Himmel geglaubt, allein entweder wurde dieser Monotheismus aus ihnen herausinquiriert oder die Katechumenen wußten sich schlau zu verstellen." Müller setzt also schlankweg voraus, die Behauptung der Missionäre müsse notwendig falsch sein. Und warum? Einzig weil sie nicht in sein System paßt. Es ist das um so auffälliger, als er selbst anerkennt, daß die Idee von dem „großen Geist" unter den amerikanischen Rothäuten allgemein verbreitet war und dieser Geist als Schöpfer der Welt gedacht wurde, wenn sie auch von der eigentlichen Schöpfung aus nichts keinen Begriff hatten.

Mit Berufung auf Roman Pane sagt Petrus Martyr[1]: Die Haitier „sehen die Zemes als Boten desjenigen an, den sie für den Einzigen, Ewigen, Allmächtigen, Unsichtbaren halten". Der Name dieses höchsten Wesens war nach Petrus Martyr Jocauna und Guamaonocon, nach andern Jocacuvaque Maorocon[2]. In seiner Geschichte von Haiti schreibt Charlevoix[3]: „Einige Schriftsteller, welche diese Völker gründlicher erforscht zu haben behaupten, versichern, daß sie die Cemis als untergeordnete Gottheiten ansahen, und als Diener eines höchsten, einzigen, ewigen, unendlichen, allmächtigen, unsichtbaren, aber nicht unerschaffenen Wesens; denn sie geben ihm eine Mutter, die fünf Namen hatte, nämlich Artabeira (Attabeira), Mamona, Guacarapita, Tiella (Jella) und Guamaonocan (Guimezoam nach Petrus Martyr). Aber man erweist diesem höchsten Gott keinen Kult, es sei denn, daß man auf sie (die Artabeira) beziehe, was Roman Pane und Petrus Martyr berichten, nämlich, daß es unter den Cemis einen gab, den man unter der Gestalt einer Frau anbetete, und daß dieselbe immer ihre beiden Hauptminister zur Vollstreckung ihrer Befehle an der Seite hatte. Der eine, sagte man, sei ihr Herold und habe die Aufgabe, die andern Cemis zusammenzurufen, wenn die Göttin sie aussenden wollte, um Wind oder Regen zu erzeugen oder überhaupt den Menschen die Güter zu verschaffen, die sie von ihr erflehten. Die ganze Aufgabe des andern Ministers bestand darin, durch Überschwemmungen diejenigen zu strafen, die sich weigerten, der Göttin die von ihr verlangten Huldigungen zu erweisen."

Las Casas[4] berichtet: „Das Volk dieser Insel Hispaniola hatte einen gewissen Glauben und eine gewisse Kenntnis von einem wahren und einen Gott, der unsterblich und unsichtbar ist, den niemand sehen kann, der keinen Anfang hatte, dessen Aufenthalt und Wohnung der Himmel ist; sie nennen ihn Yocahu Vagua Maorocoti; ich weiß nicht, was dieser Name bedeutet, weil ich damals, als ich es erfahren konnte, nicht darauf achtete. Diesem richtigen und katholischen Begriff mischten sie aber allerlei Irrtümer bei, z. B. daß Gott eine Mutter hatte mit Namen Atabex und einen Bruder Guaca" usw.

Wir fügen noch das Zeugnis des neuesten Geschichtschreibers von Haiti, Leger[5] bei, der also schreibt: „Durch alle ihre rohen Religionszeremonien hindurch konnte man die Kenntnis der Unsterblichkeit entdecken und ebenso den Begriff eines höchsten Wesens, dessen Mutter Mamona der Gegenstand einer besondern Verehrung war. Im andern Leben würden, so glaubte

---

[1] De rebus oceanicis et orbe novo, decadis 1ae liber nonus fol. 21, p. 2: Eius enim quem unicum, fine carentem, omnipotentem, invisibilemque esse fatentur, internuntios esse Zemes putant. . . . Caelesti numini aeterno duo haec nomina Iocauna, Guamaonocon maiores eorum indiderunt.

[2] Vgl. Journal of the Anthropological Institute usw. XVI (1886) 261.

[3] Histoire de l'Isle Espagnole ou de S.-Domingue I, Paris 1730, 54. Die Geschichte Charlevoix' ist zum größten Teil geschöpft aus einem Manuskript des P. Le Pers S. J., der über 25 Jahre auf Haiti gelebt hat.

[4] Apologetica Historia, in der Coleccion de documentos ineditos para la Historia de España LXVI 434. Ähnliche Behauptungen kehren bei Las Casas oft wieder; vgl. z. B. ebd. cap. 166, p. 467 usw.

[5] Haiti, son histoire et ses détracteurs, New York 1907, 18.

man, die Guten belohnt, und man traf im Paradies mit den Eltern und Freunden und besonders mit vielen Frauen zusammen."

Nach Petrus Martyr[1] erzählte ein alter Greis dem Kolumbus auf seiner zweiten Reise: „Wenn die Seelen aus dem Leibe scheiden, gebe es zwei Orte für sie: einen schlechten dunkeln, der jenen bereitet sei, die den Menschen feind und böse waren, und einen angenehmen und lieblichen für die, welche im Leben den Frieden und die Ruhe der Völker liebten. Wenn du dich also erinnerst, daß du sterblich bist, und daß einem jeden für seine gegenwärtigen Werke nach Verdienst in Zukunft vergolten wird, so tue niemand ein Leid, der dir kein Übel zugefügt hat; das, was du hier getan hast, ist sehr gut, denn es scheint mir eine Art zu sein, um Gott Dank zu sagen." Nach dieser Angabe glaubten die Eingebornen an einen Ort der Strafe im Jenseits, doch erfahren wir aus den Quellen nichts Näheres darüber. Dagegen wird das Paradies — Coaibai — wiederholt erwähnt. Die meisten verlegten den Ort, wo die Guten sich im Jenseits eines glücklichen Lebens erfreuten, in ihre Provinz; einige aber an den See Tiburon, in dessen Umgebung eine Art Aprikosen wuchsen, mit denen sich die Seelen der Verstorbenen ernähren sollten. Während des Tages verbargen sich die Seelen in den Bergklüften, in der Nacht aber kamen sie hervor, um die Früchte zu essen. Die Lebenden enthielten sich dieser Früchte, damit es den Verstorbenen nicht an Nahrung fehle.

Über den Ursprung der Welt und der Menschen erzählten die Eingebornen, Sonne und Mond seien aus einer Höhle ihrer Insel hervorgegangen, um der Welt Licht zu bringen. Die Höhle wurde noch zu Charlevoix' Zeiten gezeigt. Sie war ausgemalt und mit sonstigen Zieraten geschmückt. Es befanden sich zwei Zemes darin. Zur Zeit großer Dürre machten die Eingebornen Wallfahrten und Prozessionen zu ihr mit Gesang und Tanz, und brachten Opfer von Blumen und Früchten dar[2]. Sie glaubten, die Menschen seien aus einer andern Höhle hervorgegangen, zuerst existierten bloß Männer, erst später gelang es diesen, auf fabelhafte Weise Weiber zu erhalten. Sie hatten nach Roman Pane auch eine dunkle Sage von einer Sündflut.

Schon aus dem Gesagten folgt von selbst, daß Magie und Zauberei bei den Haitiern eine große Rolle spielten. Wenn ein Mann erkrankt, so wird nach Pane der Butio oder Zauberer geholt. Dieser ist verpflichtet, sich in Bezug auf Kost ganz nach dem Kranken zu richten und wie dieser auszusehen. Zu dem Zweck nimmt er ein Pulver, das ihn berauscht. In diesem Zustand redet er allerlei sonderbare Dinge, und die Eingebornen behaupten, die Cemis redeten mit ihm und erklärten, wie die Krankheit entstanden sei. Beim Kranken angelangt, sucht der Zauberer durch allerlei alberne Zeremonien den bösen Geist auszutreiben, saugt an den kranken Stellen, hustet, als ob er etwas Bitteres verschluckt hätte, und nimmt dann ein Stücklein Knochen oder Fleisch, das er zuvor in den Mund gesteckt, aus demselben heraus, als ob er es aus dem Leibe des Kranken gesogen.

[1] De rebus oceanicis usw., decadis 1ae l. 2, fol. 9; vgl. Las Casas, Historia de las Indias c. 96, in der Coleccion de documentos ineditos usw. LXIII 61.

[2] Charlevoix, Histoire de l'Isle Espagnole usw. I 60.

Der Sittlichkeit der Eingebornen stellen manche ältere Schriftsteller, namentlich Oviedo[1], ein sehr schlechtes Zeugnis aus; die Sodomie scheint weit verbreitet gewesen zu sein; es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Spanier in dieser Beziehung verderblich gewirkt haben. Die Zerstörung der ersten Kolonie des Kolumbus muß zum großen Teil dem Verkehr der Spanier mit den eingebornen Frauen zugeschrieben werden. Oviedo selbst berichtet, daß manche Frauen keusch lebten und ihre Männer liebten, während viele andere allerdings sehr ausgelassen waren. Der Kazike Guakanagari soll nach ihm gewisse Frauen gehabt haben, mit denen er Greuel trieb, wie sie Plinius (X, 62) beschreibt. Männer wurden gezwungen, wie die Weiber zu tun und sich zu kleiden, sie waren aber beim andern Geschlechte verhaßt. Blutschande (Ehe oder überhaupt Umgang mit Mutter, Schwester, Tochter) war unbekannt. Wenn die Männer zum Goldsammeln ausgingen, mußten sie zuvor fasten und einige Tage Enthaltsamkeit beobachten.

Die Polygamie scheint allgemein als zulässig gegolten zu haben, obwohl die meisten Männer nur eine oder höchstens zwei bis drei Frauen hatten. Bloß die Kaziken hatten 10—20 und mehr Frauen, doch war eine davon die Hauptfrau[2]. Die Frauen arbeiteten mehr als die Männer; sie pflanzten den Mais, machten das Brot und die Kawa.

Zur Zeit der ersten Entdeckung gab es auf Haiti fünf Oberhäuptlinge oder Kaziken, denen alle andern unterstanden, die nahezu unumschränkte Gewalt hatten, und denen man mit der größten Ehrfurcht begegnete. Jeder von ihnen hatte eine große Zahl kleinerer Häuptlinge unter sich, die ihm zwar keine Abgaben entrichteten, aber verpflichtet waren, ihm Heeresfolge und Fronden zu leisten. Wie es scheint, waren die Frauen nicht ganz von der Regierung ausgeschlossen, denn wir begegnen auch weiblichen Häuptlingen[3]. Die königliche Gewalt war erblich; starb ein Kazike ohne Kinder, so fiel seine Würde nicht an die Söhne seiner Brüder, sondern an die seiner Schwestern, weil man in Bezug auf die letzteren größere Sicherheit besaß, daß sie vom Blute des Onkels waren. Wenn der Kazike starb, so mußten sich zwei seiner schönsten Frauen mit ihm begraben lassen oder sie wünschten auch selbst mit ihm ins Grab zu steigen. Es war Gebrauch, neben jede Leiche einen Krug Wasser und ein Stück feines Kazibibrot und Früchte ins Grab zu legen[4]. Doch bestand diese Sitte, Weiber mitzubegraben, nicht in allen Provinzen der Insel. In andern Fällen wurde die Leiche des Kaziken von Kopf bis zu Fuß in wollene Bänder eingewickelt, zusammengebunden und auf einen Stein in ein höhlenartiges Grab gelegt. Das Dach des Grabes wurde mit Holzwerk gestützt, so daß die Erde die Leiche nicht berühren konnte; dann wurden die Schmucksachen und andere Lieblingsgegenstände des Verstorbenen ins Grab gelegt. Die Trauerfeierlichkeiten dauerten 15—20 Tage. Die benachbarten Häuptlinge nahmen an dem Begräbnisse teil, um den Verstorbenen zu ehren, dessen Großtaten man in Liedern besang. Das persönliche Eigentum des Verstorbenen wurde unter die Besucher verteilt. Übrigens waren die Begräbnisfeierlichkeiten nicht überall gleich. An einigen

[1] Historia general y natural usw. pars I, l. 3, c. 6. [2] Ebd. l. 5, c. 3.
[3] Ebd. l. 3, c. 1. [4] Ebd. c. 3.

Orten wurde die Leiche des Kaziken geöffnet und am Feuer getrocknet, um sie ganz zu erhalten, an andern wurde nur der Kopf aufbewahrt.

Auch beim Begräbnis gewöhnlicher Leute wurde die Leiche mit den größten Kostbarkeiten ins Grab gebracht, aber man legte sie nicht der Länge nach auf den Boden, sondern in sitzender Stellung auf eine Bank; darüber wurde ein Holzgerüst gelegt, damit die Erde die Leiche nicht berühre. An manchen Orten wurden die Kaziken erwürgt, wenn sie in den letzten Zügen lagen, und ihre Leiche in dem Hause verbrannt, in dem sie starben. Zuweilen wurden die sterbenden Kranken aus dem Hause getragen oder in Hängematten gebracht, dann legte man Brot und Wasser neben sie und überließ sie ihrem Schicksal.

Bei den unteren Volksklassen scheint ein weitgehender Kommunismus geherrscht zu haben, wenigstens in Bezug auf Nahrungsmittel, die Hütten aber waren Privateigentum. Kolumbus berichtet, daß die ihn begleitenden Indianer in die Häuser gingen und dort wegnahmen, was ihnen gefiel, ohne daß die Eigentümer sich darüber beschwerten. Bei den höheren Klassen muß jedenfalls Eigentum bestanden haben, denn Oviedo erzählt, daß der Diebstahl als das verabscheuungswürdigste Verbrechen galt. Die Diebe wurden aufgespießt, und niemand durfte für sie Fürbitte einlegen [1]. Die Eingebornen trieben auch Handel und tauschten untereinander und mit andern Inseln Waren aus.

Von den Einwohnern der Insel Kuba sagt Gomara [2], ihre Sitten seien ganz denen der Haitier gleich. Er behauptet, die Kubaner — Männer und Frauen — bleiben vollständig nackt. Dem widerspricht aber Bernal Diaz di Castillo, der schon im Jahre 1514 nach Kuba kam und ausdrücklich bemerkt, die Frauen trügen eine Schamhülle, die Männer aber liefen im Adamskostüm umher [3]. Eine scheußliche Sitte der Kubaner war, daß die Braut am Hochzeitstag von andern Männern geprüft werden mußte, bevor der Bräutigam sich ihr nahen durfte [4].

Wir fügen noch eine Notiz aus Benzone bei, die helles Licht wirft auf die sittlichen Begriffe der Haitier. Als die Spanier zuerst in die Neue Welt kamen, antworteten sie auf die Frage der Eingebornen, woher sie kämen, sie seien Söhne Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde und Gesandte des Königs und des Papstes. Die Eingebornen glaubten das und schätzten sich glücklich. Als aber die ersten Spanier weggegangen waren und bald darauf andere kamen, die im Lande blieben und unziemliche Schand und Laster wider die Eingebornen begingen und alles Gold und Edelgestein unersättlicherweise mit Gewalt von ihnen verlangten, sagten sie, die Worte und die Taten der Spanier stimmten nicht überein. Sie hätten sich Kinder Gottes genannt, aber es sei jetzt offenbar, daß sie einen andern tyrannischen Herrn hätten, da die Eingebornen auf seinen Befehl ihrer Freiheit beraubt und jämmerlich umgebracht würden. Solches seien nicht Werke und Taten derjenigen, die vom Himmel herabkommen, sondern vielmehr teuflischer Kinder Werk. Solche Leute seien nicht rechte und wahrhafte

[1] Oviedo, Historia general y natural usw. pars I, l. 5, c. 3, p. 139.
[2] Historia victrix usw. I 185.
[3] Verdadera Historia de los sucesos de la conquista de la Nueva-España, in der Sammlung: Historiadores primitivos usw. II 2.
[4] Gomara a. a. O. I 185.

Kinder Gottes, die für empfangene Guttaten Böses und Schändliches vergelten. Sie brauchten zwar gute und süße Worte, begingen aber mit der Tat schändliche und unflätige Laster. Es waren auch etliche unter den Indianern, die lästerten Gott und sagten: Welches Übel und schändlich Ding ist dieser Gott, der also unreine und lasterhafte Kinder auf die Welt bringt[1]. Als die Spanier ein indianisches Weib gefangen genommen, riefen ihnen die Eingebornen folgende Schimpfnamen zu: Diebe, Mörder, Hunde, Verräter, Räuber, ehrlose Leute[2]. Man ersieht daraus, was sie als schlecht und schimpflich betrachteten.

2. Die Eingebornen Floridas im 16. Jahrhundert.

In den Jahren 1564—1567 landeten drei französische Expeditionen in Florida. Der Reisende J. Le Moyne[3], der an denselben teilnahm, hat uns eingehend die Sitten und Gebräuche der damaligen Einwohner des Landes geschildert. Sein Bericht ist in französischer Sprache abgefaßt, wurde aber bald ins Lateinische und aus diesem ins Deutsche übersetzt. Wir benutzen im folgenden die deutsche Übersetzung, die im Jahre 1603 zu Frankfurt a. M. veröffentlicht wurde.

Nach Le Moyne haben die Einwohner von Florida bleichgelbe und häßliche Farbe und doch einen schönen geschickten Leib, groß und stark von Adern. „Ihre Scham bedecken sie mit einer schönbereiten Hirschhaut. Der größere Teil unter ihnen malen den Leib am Oberschenkel mit hübschen, wohlgeschickten Figuren, welche Farbe nimmer abgeht, sintemalen die Tüpfelein oder Löchlein in die Haut gestupft sind.“[4]

„Sie haben schwarze Haare, bis auf die Hüfte herabhangend, welche sie doch fein artig in einen Knopf zusammenflechten. Sie sind große Gleißner und neidisch, aber doch tapfer und streitbar, und haben keine anderen Waffen, denn Pfeil und Bogen. Die Sehne am Bogen können sie meisterlich aus Hirschdärmen oder Leder machen, daß es die Frantzosen selbst nicht verbessern können, die sie dann mit mancherlei Farben anstreichen. Anstatt der Spitzen ihrer Pfeile haben sie Fischzähne und Steine gar geschicklich daran gemacht. Die jungen Gesellen üben sich mit Laufen, Bogenschießen und Ballschlagen. Sie haben besondere Lust zum Jagen und Fischen. Ihre Könige kriegen stets mit-

---

[1] Benzone, Das vierte Buch von der neuwen Welt usw. 50. [2] Ebd. 7.

[3] Das Werk Le Moynes bildet in der Frankfurter Ausgabe den zweiten Teil zu dem Bericht Hariots über Virginien und trägt den Titel: Der ander Theil der newlich erfundenen Landschaft Americae, von dreyen Schiffahrten, so die Frantzosen in Floridam getan. Eine unter dem Hauptmann H. Landonniere anno 1564. Die ander unter H. Ribald 1565. Die dritte unter H. Guergesio 1567 geschehen. Mit Beschreibung und lebendiger Kontrafactur dieser Provintze, Gestalt, Sitten und Gebräuch der Wilden. Durch Jacob Le Moyne, sonst Morges genannt, der alles selbst gesehen und deßhalben fürnehmlich in diese Landschaft verschickt worden. Auß dem Frantzösischen in Latein beschrieben durch C. C. A., und jetzt aus dem Latein in Teutsch bracht durch den Ehrw. H. Oseam Halen. Auch mit schönen und kunstreichen Kupferstücken und deren Erklärung jetzunder zum andern Mal an Tag gegeben durch Dieterich de Bry, Bürger in Frankfurt a. M. anno 1603.

[4] Ebd. 4.

einander und schonen keines Feindes, den sie fangen können. Sie schlagen ihm das Haupt ab, daß sie die Haut mit dem Haar haben und damit, wenn sie heimkommen, ein Siegeszeichen aufrichten. Doch schonen sie der Weiber und Kinder; dieselben behalten sie bei sich und ziehen sie auf. Wenn sie aus dem Krieg heimkommen, berufen sie alle ihre Untertanen zusammen, und aus großen Freuden essen und trinken sie drei Tage lang aneinander, tanzen und singen. Die alten Weiber im ganzen Land nötigen sie, daß sie ihrer Feinde Haar in ihre Hand nehmen und damit herumtanzen, und, indem sie tanzen, loben sie die Sonne, welcher sie den Sieg über ihre Feinde zuschreiben."

„Sie wissen nichts von Gott noch von einem einigen Gottesdienste." Wie das zu verstehen, wird gleich näher erklärt. „Was sie sehen, als Sonne und Mond, das halten sie für Gott."[1] Jährlich wird, wenigstens in einigen Teilen Floridas, der Sonne ein Hirschopfer dargebracht. Le Moyne schildert dasselbe also: „Die Untertanen des Königs Utina nehmen alle Jahre, ein wenig vor ihrem Frühling, am Ende des Hornung eine Hirschhaut, so groß als sie einen immer fangen können, an welchem die Hörner noch hangen. Diese Hirschhaut füllen sie mit den allerbesten Kräutern, so bei ihnen wachsen, und nähen sie also gefüllt wieder zusammen. An die Hörner aber, Hals und Bauch hängen sie die allerbesten Früchte, an einen Ring oder langen Schleier geknüpfet. Wann dann nun die Haut also geziert, trägt man sie mit Pfeifen und Gesängen auf den weitesten und allerlustigsten Platz, so zu finden, und stellen sie auf einen sehr hohen Baum, mit dem Haupt und Brust gegen Aufgang der Sonnen gewendet. Darnach tun sie ihr Gebet mit vielem Wiederholen zur Sonnen, und bitten, sie wolle doch verschaffen, daß in ihrem Land dergleichen Früchte, wie man ihr jetzt geopfert habe, wieder wachsen. Der König aber stehet mit seinem Zauberer am nächsten bei dem Baum und spricht ihnen vor, und der gemeine Pöbel, so weiter dahinten stehet, antwortet ihm. Nachdem nun der König und die anderen alle die Sonne gegrüßet, gehen sie hinweg und lassen die Haut bis aufs künftige Jahr daselbst. Solche Zeremonien werden von Jahr zu Jahr durch sie wiederholt."[2]

Diese Angaben Le Moynes werden ergänzt durch die Berichte eines andern Reisenden, der über die Religion der Floridaner sich also ausdrückt: „Sie beten einen einzigen Gott, den Schöpfer aller Dinge an, welchem ihr Oberpriester Opfer darbringt; sie glauben aber nicht, daß er sich um die Geschäfte der Menschen bekümmere, da diese seine Sorge nicht verdienen. Sie sagen, er bestelle für die Welt Untergottheiten, d. h. er überlasse die Führung und Einrichtung der Dinge auf Erden guten und bösen Geistern, denen die Priester von geringerem Stande Opfer darbringen und Andachten leisten."[3]

---

[1] Le Moyne, Der ander Theil der newlich erfundenen Landschaft Americae 4.

[2] Ebd. XXXV. Kupferstück.

[3] Allgemeine Historie der Reisen XVI, Leipzig 1758, 499. — Es sei hier noch erwähnt, was Las Casas (Historia apologetica usw. 440) allgemein über die Religion der Indianer des amerikanischen Festlandes sagt: „In vielen Teilen des Festlandes hatten sie eine besondere Erkenntnis des wahren Gottes, indem sie glaubten, daß er die Welt erschaffen habe, ihr Herr sei und sie leite, und zu ihm nahmen sie ihre Zuflucht mit ihren Opfern und ihrem Kult und ihrer Verehrung in ihren Nöten.

Von den Völkern um die apalachischen Gebirge wird uns berichtet, daß sie die Sonne anbeten als die Urheberin und Schöpferin der ganzen Natur. Sie begrüßen dieselbe beim Aufgehen und singen ihr Loblieder; dasselbe tun sie bei Sonnenuntergang. Außerdem verrichten sie viermal des Jahres auf einem Berge feierliche Opfer und bringen Rauchwerk dar. Sie bringen aber diesem Gestirn kein blutiges Opfer dar, weil sie glauben, daß demjenigen, der den Geschöpfen das Leben gibt, eine Huldigung nicht genehm sein kann, die ihnen dasselbe nimmt. — Die Floridaner haben auch der Sonne gewidmete Tempel.

Die verschiedenen Berichte, von denen die einen behaupten, die Floridaner hätten den einen Gott gekannt und verehrt, während andere sagen, sie beteten die Sonne an, lassen sich wohl in Einklang bringen, wenn man sich erinnert, daß sehr viele amerikanische Völker die Sonne bald als Symbol der Gottheit, bald als deren Wohnsitz oder deren Personifikation ansahen. Eine Bestätigung dieser Auffassung bietet uns die Erzählung des Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, der schon im Jahre 1527 mit Panfilo de Narvaez nach Florida kam und uns seine Leiden und Irrfahrten auf der Halbinsel ausführlich beschrieben hat. Er berichtet uns, daß sie einst einer großen Schar Eingeborner durch den Dolmetscher predigen ließen, sie sollten wie alle Menschen an Gott glauben und ihm dienen, da er der Herr aller Dinge in der Welt sei und den Guten nach diesem Leben mit ewigem Lohn vergelte, den Bösen aber mit ewiger Strafe. Als man sie dann fragte, wen sie anbeteten und wem sie opferten, antworteten sie: einem Manne, der im Himmel wohne. Auf die Frage, wie er heiße, antworteten sie, er heiße Aguar, und sie glaubten, er habe die ganze Welt und alles, was darin sei, geschaffen. Als man weiter forschte, woher sie das wüßten, gaben die Eingebornen zur Antwort, ihre Väter und Vorfahren hätten ihnen das gesagt, und sie kennten dies schon lange und wüßten, daß jener ihnen das Wasser und alle guten Dinge sende. Als die Spanier ihnen bedeuteten, sie sollten dieses Wesen wie die Christen Gott (dios) nennen, es anbeten und ihm dienen, freuten sie sich sehr darüber und gaben zu verstehen, daß sie alles wohl verstanden hätten[1].

„Die Floridaner“, berichtet Le Moyne, „haben Priester, darauf sie sich gar sehr verlassen; denn sie sind große Zauberer, Wahrsager und die den Teufel anbeten. Diese Priester sind auch Ärzte und Balbierer, darum sie stets einen heilen. Sie sind gemeiniglich verhurte Buben, denn sie die Weiber und Jungfrauen (welche sie Sonnen-Kinder nennen) über die Maßen lieben. Es sind unter ihnen etliche auch rechte Sodomiter.“

In den Provinzen Perus nannten sie ihn Viracocha, was Schöpfer und Urheber und Herr und Gott von allem bedeutet. In den Provinzen von Vera Paz im Gebiete von Guatemala haben die Ordensmänner es ebenso gefunden, und dasselbe gilt von Neu-Spanien.“ Infolge ihrer Laster seien sie aber der Anbetung unzähliger Götter und Götzen verfallen; jedoch könne man als allgemeine Regel aufstellen: soweit man das ungeheure Festland kenne, wenigstens in Neu-Spanien und weit dahinter im Gebiete von Florida und Cibola und hinunter bis nach Peru, „verehrten alle die Sonne und hielten sie für den mächtigsten und würdigsten ihrer Götter“.

[1] Naufragios de Alvar Nuñez Cabeza de Vaca y Relacion de la jornada que hizo a la Florida con el Adelante Panfilo de Narvaez, in der Sammlung: Historiadores primitivos I 546.

„Ein jeder hat ein Weib, aber dem König ist es erlaubt, zwei oder drei zu haben; doch wird die erste am herrlichsten gehalten und für die Königin erkannt. Darum auch die Kinder dieser Fürnehmsten allein erben, und nach den Vätern an das Regiment kommen. Die Weiber versorgen alle Hausgeschäfte. Wenn sie schwanger sind, schlafen die Männer nicht bei ihnen, essen auch nicht, was sie während ihrer Weiberkrankheit angerührt haben."

Die Apalachiten verheiraten sich nicht außerhalb ihrer Familien, doch sind Ehen unter Brüdern und Schwestern ausgeschlossen. Die Ehen werden oft von den Eltern vereinbart, wenn die Kinder noch klein sind, und die Kinder halten sich an diese Abmachung. Der Ehebruch von seiten der Frau wurde, wenn er durch Zeugen erwiesen war, streng bestraft, entweder durch den Tod oder öffentliche schimpfliche Behandlung[1].

Fast unglaublich klingt die Behauptung Le Moynes, es gebe bei den Floridanern sehr viele Hermaphroditen; sie seien aber sehr verhaßt, und würden, weil sehr stark, statt der Pferde und Esel zum Tragen der Lasten gebraucht. Wenn ihre Könige in den Krieg ziehen, müssen die Hermaphroditen den Proviant nachtragen, und wenn ein Indianer gestorben, müssen sie ihn begraben. „Es werden auch die, so mit einer erblichen Krankheit behaftet, an besondere dazu verordnete Örter von den Hermaphroditen getragen und von ihnen daselbst gepflegt, bis sie wiederum gesund werden."

Als Nahrung dient den Eingebornen Brot, Honig und Mehl aus gedörrten, gebrannten Mandeln, zuweilen auch Fische. „Wenn Teuerung einfällt, so fressen sie allerlei unreine Ding." Sie säen ihr Korn, Mais genannt, alle Jahre zweimal, und zwar am selben Ort. Die übrigen sechs Monate bleibt das Feld unbebaut. Sie ziehen auch die schönen Kürbisse, die man Citrullos nennt, und sehr gute Bohnen. Den Boden graben sie mit einem Holz um, das einer Haue gleicht, mit der man in Frankreich die Weinberge zubereitet, und werfen allzeit zwei Körnlein Mais zusammen hinein. Wenn sie säen wollen, befiehlt der König einem, alle Tage die Untertanen zum Feldbau zu rufen. Unterdessen läßt er große Massen von dem Trank Cassine bereiten, von dem gleich die Rede sein wird. Wann sie ihr Korn eingesammelt, tragen sie es in ein Gemeindehaus, wo einem jeden nach seinem Stande ausgeteilt wird. Sie säen aber nicht mehr, als sie für die folgenden sechs Monate brauchen. Denn im Winter ziehen sie jährlich für drei oder vier Monate in die Wälder, wohnen dort in Hütten aus Palmzweigen und leben von den Eicheln, Fischen und vom Wildbret.

Sie haben die Gewohnheit, daß, wenn einer erkrankt, der Arzt ihm an der kranken Stelle saugen muß, bis das Blut herausläuft. — Ihre Weiber sind groß und freudig, so hurtig und schnell, daß sie über breite und große Wasser schwimmen, obschon sie mit einem Arm ihre Kinder tragen.

Von Charakter scheinen die Floridaner ursprünglich friedfertig und harmlos gegen die Europäer gewesen zu sein. Diese wurden von ihnen gastfreundlich aufgenommen, mit Proviant versehen, ja „herzlich traktiert". Wie sittlich herabgekommen sie waren, zeigt das, was Le Moyne von einem der dortigen

[1] Allgemeine Historie der Reisen XVI 508—509.

Könige erzählt. Dieser, Athore mit Namen, war ein schöner Mann, klug, stark und groß, „anderthalb Schuch länger denn der größte unter uns, einer gebührlichen Tapferkeit, daß man an ihm eine scheinbare Herrlichkeit sahe. Er hatte auch seine Mutter zum Weibe, und mit ihr etliche Kinder, Söhn und Töchter erzeuget, welche er uns zeigte, und sich auf seine Hüfte schluge. Nachdem sie ihm aber vermählet worden, hat sie sein Vater Saturiova nicht mehr berührt". Vielleicht ist hier unter Mutter nicht die leibliche Mutter, sondern eine andere Frau des Vaters zu verstehen. Jedenfalls zeigt der Umstand, daß der Vater keinen Umgang mehr mit ihr hatte, deutlich, daß sie es für ungehörig ansahen, wenn Vater und Sohn dieselbe Frau besaßen.

Als der König Saturiova, mit dem die Franzosen ein Freundschaftsbündnis geschlossen, in den Krieg ziehen wollte, „nahm er eine Holtzschüssel und kehrte sich damit gegen die Sonne in großer Demut und Ehrerbietung, und bat also den Sieg wider seine Feinde von ihr, daß, wie er jetzt das Wasser mit der Schüssel geschöpft hätte, und ausgießen würde, also auch seiner Feinde Blut vergießen möcht. Als er nun ganz kräftiglich das Wasser über sich in die Luft goß, daß es auf seine Landsknecht herabfiel, sagte er: Gleichwie ich mit diesem Wasser getan, also wünsche ich, daß ihr dergleichen mit eurer Feinde Blut tun könnt. Das Wasser aber, so im andern Gefäß war, schüttete er ins Feuer und sprach: Also sollt ihr eure Feinde austilgen und die Haut mit euch bringen".

Die gefangenen und erschlagenen Feinde werden, wie schon erwähnt, skalpiert, und ein Skalp gilt als ein glorreiches Siegeszeichen. Wenn sie aus dem Krieg heimkehren, versammeln sie sich an einem Ort, wohin sie die Schenkel, Arme und die Kopfhaut der erschlagenen Feinde bringen. Diese befestigen sie mit großer Feierlichkeit auf sehr hohe Stangen, die nebeneinander in den Boden gesteckt sind. „Indem sich nun Männer und Weiber um diese Glieder herumsetzen, tritt ein Zauberer in den Kreis, der ein kleines Bildlein in seiner Hand hält, und werden etliche tausend böse Wünsche nach Gewohnheit gemurmelt und die Feinde ganz und gar verflucht. Die Weiber, deren Männer im Kriege umgekommen, pflegen an einem Tag sich mit großer Betrübnis und jämmerlichem Geschrei dem König zu nahen, setzen sich auf ihre Fersen, bedecken ihr Angesicht mit den Händen und begehren vom König, erstens er solle den Tod ihrer verstorbenen Männer am Feinde rächen, zweitens er solle ihnen steuern, damit sie sich in ihrem Witwenstand besser erhalten mögen, drittens er möge ihnen eine bestimmte Zeit festsetzen, wann sie sich wieder verheiraten dürften. Nachdem sich nun der König ihrer erbarmt, bewilligt er ihnen dieses alles. Danach ziehen sie, zum Zeichen der Liebe, die sie zu ihren Männern getragen, heulend und weinend wiederum nach Haus. Wann sie nun in der Betrübnis etliche Tage vollbracht haben, tragen sie die Wehr und Waffen ihrer Männer, und das Trinkgeschirr, daraus sie getrunken, zu ihren Gräbern und fangen wiederum an zu weinen und andere weibische Zeremonien zu verrichten." Sie schneiden sich die Haare und streuen dieselben über die Gräber, auch legen sie ihrer Männer Kriegsrüstung und Trinkgeschirr auf das Grab, zum Gedächtnis, daß ihre Männer tapfere Helden gewesen seien. Dann gehen sie nach Haus. Sie dürfen sich aber nicht wieder verheiraten, bis ihnen die Haare so lange gewachsen sind, daß

sie auf die Schultern herabreichen. Wir haben schon berichtet, daß die Eingebornen die Früchte ihrer Ernte in eine Art Gemeindehaus bringen, um sie aufzubewahren. Diese Scheuern sind weit, aber niedrig, von Steinen und Erde gebaut und mit einem Dach von dicken Palmstauden versehen. Dieselben werden unter einem Berge oder Felsen an einem fließenden Wasser errichtet, so daß sie gegen die Sonnenstrahlen geschützt sind und die Früchte sich länger erhalten. Von dort holen sie, was ihnen nottut, und „besorgen sich nicht, daß einer dem andern unterdessen an dem seinen Untreu beweisen sollte. Ach wollte Gott, daß der Geiz unter den Christen so wenig Platz hätte“ [1]. Sie sammeln alle Jahre zu bestimmter Zeit allerlei Wildbret, Fische und junge Krokodile in Menge und bringen sie in eine Scheune. Diesen Vorrat aber greifen sie nicht an, außer wenn die Not sie dazu zwingt. „Damit aber alsdann aller Uneinigkeit Ursach vermieden werde, zeigt einer dem andern dasselbige zuvor an, so friedsam leben sie untereinander. Ihrem Könige aber ist es zugelassen, davon, soviel er will, hinwegzunehmen.“ Bei ihren Gastereien sollen nach Le Moyne die Floridaner sehr mäßig sein, daher komme es, daß sie gar lang leben. Die Christen, meint er, die bei ihren Gastereien kein Maß zu halten wissen und sich dadurch ihr Leben verkürzen, sollten bei diesen Barbaren in die Schule gehen.

Zu gewissen Zeiten des Jahres pflegt der König mit seinen Edelleuten an einem bestimmten Ort zusammenzukommen, wo in einem Halbkreise Bänke stehen. In der Mitte dieses Halbkreises steht ein schönerer Stuhl, auf dem der König allein sitzt, damit er vor den andern könne erkannt werden. Dahin kommt dann jeder der Reihe nach, um den König zu grüßen. Nachdem ein jeder seinen Gruß getan, erlaubt er ihnen, sich auf die Bänke zu setzen. Wenn sie über wichtige Dinge zu beraten haben, beruft der König Jawas, d. i. seine Priester und Ältesten, und befragt eines jeden Meinung. Unterdessen befiehlt der König den Weibern, daß sie Casinam, ein Getränk, das sie aus Staudenblättern bereiten, besorgen. Indem nun der König und seine Edelleute auf den Bänken sitzen, tritt einer mit ausgespannten Händen vor den König und wünscht ihm und den andern, so diesen Trank trinken werden, Glück. Danach kommt der Kredenzer und gibt zuerst dem König eine Perlmutterschale voll des warmen Trankes; dann gibt er auf Befehl des Königs den andern der Reihe nach aus gemeldeter Schale. Diesen Trank schätzen sie so hoch, daß ihn keiner in der Versammlung trinken darf, der sich nicht schon im Kriege ausgezeichnet hat.

Die Dörfer der Floridaner sind mit einem Zaun von eng aneinander stehenden hohen Pfählen umgeben; als Pforte dient ein ganz schmaler Eingang, vor dem ein kleines rundes Häuschen steht, das nach allen Seiten Öffnungen hat. In diese Häuser werden solche Leute zu Hütern gesetzt, die die Feinde von fern „riechen“ können, und sobald sie die Nähe der Feinde gewahren, durch lautes Schreien die Ihrigen zu Hilfe rufen. Des Königs Haus steht in der Mitte der Stadt, und um dasselbe herum die Häuser der Adeligen, mit Palmzweigen fein bedeckt. Wenn ein Stamm eine feindliche Stadt erobern will, schleichen

---

[1] Le Moyne, Der ander Theil der newlich erfundenen Landschaft Americae usw., Erklärung zu Bild 26.

die Männer in der Nacht in die Nähe derselben heran und schießen mit brennendem Moos bewaffnete Pfeile auf die Dächer der Häuser. Sobald der Brand entstanden, fliehen sie so schnell als möglich. Ist ein Wächter durch seine Unachtsamkeit schuld, daß das Dorf durch Feuer zu Grunde gegangen, so muß der Schuldige in der Ratsversammlung vor den König hinknien. Der Scharfrichter stellt ihm einen Fuß auf den Rücken und zerschlägt ihm mit einem Kolben den Kopf. „Diese Strafe wird auch denen zu teil, so eine Missetat begangen haben, welche sie des Todes würdig erachten." [1]

Ein scheußlicher Gebrauch der Floridaner ist, daß sie dem König das erstgeborne Knäblein opfern. In der Mitte des Opferplatzes steht ein zwei Fuß hoher Holzklotz. Vor diesem setzt sich die Mutter auf ihre Fersen nieder und beweint den Tod des Kindes, indem sie mit den Händen ihr Angesicht bedeckt. Ihre vornehmste Verwandte oder Freundin trägt das Knäblein mit großer Ehrfurcht zum König. Danach kommen die Weiber und tanzen im Kreise um die Mutter herum, und singen dem König zu Ehren. Zuletzt nimmt der Priester das Kind und schlachtet es dem König auf obgemeldetem Klotze.

Wenn ein König ein Weib nehmen will, so befiehlt er, daß man ihm die allerschönste unter den edeln Jungfrauen aussuche. Diese wird dann mit großem Pomp auf einem reichgeschmückten Sessel zum König getragen. Zur Seite des Zuges gehen zwei Männer, welche mit einer Art Schirm die Braut vor den Sonnenstrahlen schützen. Der König setzt sich, sobald der Zug gekommen, mit der Königin auf eine Art Thron, die Vornehmsten auf niedrige Bänke zu beiden Seiten. Der König wünscht der Königin zu seiner Linken Glück und sagt ihr, warum er sie zu seiner ersten Gemahlin erwählt. „Darauf antwortet ihm die Königin, in einer züchtigen Majestät sitzend und einen Wedel in ihrer Hand haltend, aufs allerhöflichste, wie sie es die Natur gelehrt hat. Dann tanzen die Jungfrauen im Kreise herum und lobsingen dem König und der Königin."

Das **Begräbnis** des Königs ist sehr feierlich. Auf sein Grab wird der Becher gestellt, aus dem er getrunken, und um das Grab herum werden viele Pfeile in den Boden gesteckt. Die Untertanen trauern drei Tage und drei Nächte um ihn und enthalten sich aller Speise. Alle befreundeten Könige tragen ebenfalls Leid. Zum Zeichen der Trauer schneiden sich Männer und Frauen die Haare zur Hälfte ab. Eigens dazu bestellte Weiber klagen sechs Monate lang täglich morgens, mittags und abends mit lautem Geschrei über des Königs Tod. Alle seine Güter und Geräte werden in sein Haus gebracht und zugleich mit diesem verbrannt. Die Priester werden nach ihrem Tode in ihren Häusern verbrannt mitsamt dem Hause und Hausgeräte. Als im Jahre 1542 bei der ersten großen Expedition der Spanier nach Florida der Anführer de Soto gestorben war und sein Nachfolger Moscoso die Truppen nach Mexiko zurückführte, schloß sich ihnen ein junger, wohlgebauter Indianer von 16 bis 17 Jahren an, der nicht zur Heimkehr zu bewegen war. Als man ihn nach der Ursache fragte, antwortete er, er sei ein junger Mensch, der in seiner Kindheit von seinen Eltern verlassen worden sei und den ein vornehmer Herr des

---

[1] Ebd., Erklärung zu Bild 32.

Landes aus Erbarmen angenommen und mit seinen Kindern erzogen habe. Da nun dieser Herr todkrank danieder liege, so habe man ihn erwählt, damit er lebendig mit ihm begraben werden sollte, um ihn in die andere Welt zu begleiten und ihm dort zu dienen. Er für seinen Teil gestehe, daß er diesem Herrn sehr verbunden sei, aber doch nicht so sehr, daß er sich lebendig mit ihm sollte begraben lassen. Um einem so verdrießlichen Tode zu entgehen, sei er den Truppen gefolgt; er wolle lieber Sklave sein als so grausam sterben[1].

Der schon erwähnte Cabeza de Vaca schreibt von den Floridanern, die er kennen lernte: Kein Volk in der Welt liebt die Kinder so und behandelt sie so gut wie dieses. Wenn einem der Sohn stirbt, so beweinen ihn der Vater, die Verwandten und das ganze Volk; und die Trauer dauert ein ganzes Jahr, morgens, mittags und abends beweinen sie den Toten. Am Ende des Jahres feiern sie ein großes Totenfest. Alle Verstorbenen betrauern sie in dieser Weise, mit Ausnahme der Greise, von denen sie sagen, ihre Zeit sei herum, sie seien unnütz und nehmen den Kindern den Boden und die Nahrung[2].

Wir fügen noch bei, was de Laet[3] in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die Floridaner schreibt: „Die Floridaner unterstehen mehreren kleinen Königen, die sie Paracussier nennen. . . . Sie unternehmen nichts, ohne zuvor den Senat oft um Rat zu fragen. Diese Barbaren haben keine bestimmte Religion und verehren fast (!) keine bestimmte Gottheit, doch erweisen sie der Sonne und dem Mond einige Verehrung. . . . Sie haben auch ihre Priester, die sie Jawas nennen. Die gewöhnlichen Leute haben nur eine Frau, aber die Könige und die großen Leute mehrere, doch gilt eine als Königin, und deren Kinder haben das Recht der Nachfolge. Sobald die Frauen in Hoffnung sind, haben die Männer mit ihnen meist keinen Umgang mehr.“

3. Die Chicoraner.

Die Landschaft Chicora im heutigen Karolina wurde schon im Jahre 1520 entdeckt. Von ihren Einwohnern schreibt Lopez de Gomara, der sich von 1540 an viele Jahre in Amerika aufhielt, in der Historia general de las Indias, die im Jahre 1552 in Saragossa erschien: „Sie sind von hoher Statur, haben wenig Bart, aber lange schwarze Haare; sie wunderten sich sehr, als sie große Schiffe ankommen sahen, deren Bemannung Bärte trugen und bekleidet waren, denn sie selbst waren nackt oder trugen Tierfelle[4]. Ihre Priester haben eine eigene Kleidung und keine Haare, nur lassen sie zwei Haarlocken über das Gesicht herunterhangen, die sie unter dem spärlichen Bart festbinden. Sie kauen ein gewisses Kraut, mit dessen Saft sie die Soldaten besprengen, welche im Begriffe stehen, in den Krieg zu ziehen. Sie besorgen die Verwundeten,

---

[1] Allgemeine Historie der Reisen XVI 479.

[2] Vgl. Historiadores primitivos de Indias (in der Biblioteca de autores españoles) I 528.

[3] Novus orbis seu descriptionis Indiae occidentalis libri 18, Lugduni Batav. 1633, l. 4, c. 16, p. 218.

[4] Gomara, Historia victrix usw. 179.

begraben die Toten und essen kein Fleisch. Niemand sucht einen andern Arzt als diese Priester oder alte Frauen, und sie scheinen auch die Kraft vieler Kräuter für die verschiedenen Krankheiten zu kennen. Die Priester sind große Zauberer und betrügen das Volk. Sie haben zwei kleine Götzen, die sie dem Volk nur zweimal im Jahr zeigen; einmal zur Zeit der Aussaat und dann mit großer Feierlichkeit. Der König wacht in der vorhergehenden Nacht vor diesen Götzenbildern, und am Morgen des Festes, wenn sich das ganze Volk versammelt hat, zeigt er ihm die beiden Götzen, ein Männchen und ein Weibchen, von einem erhöhten Ort. Die Versammelten beten sie auf den Knien an und flehen unter lautem Rufen um Barmherzigkeit. Dann steigt der König herunter und übergibt die mit reichen Wolldecken und Kostbarkeiten bedeckten Götzen zwei alten vornehmen Männern, die sie in das Lager tragen, wohin die Prozession zieht. Niemand darf zurückbleiben, der sich nicht schweren Übeln von seiten der Götzen aussetzen will. Alle kleiden sich so schön, als sie können, die einen bemalen sich schwarz, andere bedecken sich mit Blättern, andere ziehen Masken aus Fellen an. Männer und Frauen tanzen und singen; die Männer halten am Tage und die Frauen bei der Nacht ihre Festfeier mit Gebet, Gesängen, Tänzen, Opfergaben, Räucherwerk u. dgl. Am andern Tage trägt man die Götzen mit derselben Feierlichkeit in ihre Kapelle zurück und hofft nun auf eine gute Kornernte[1].

Bei einem andern Fest tragen sie ebenso eine Holzstatue mit großer Feierlichkeit in das Lager und stellen sie auf einen Balken, den sie in den Boden stecken und mit Pfählen, Bogen und kleinen Bänken umgeben. Alle Verheirateten, ohne Ausnahme, kommen, um zu opfern; sie legen ihre Opfer auf die Bogen und Pfähle; die Priester sehen zu, welche Opfer ein jeder bringt, denn diese Opfer sind für sie bestimmt, und am Ende sagen sie, wer den Götzen die meisten und besten Geschenke dargebracht habe, damit alle es erfahren; denn er wird dafür ein ganzes Jahr sehr geehrt. Wegen dieser Ehre opfern viele um die Wette. Die Vornehmen und auch die übrigen essen von dem geopferten Brot, Fleisch und Früchten; das übrige teilen die Vornehmen und Priester unter sich. Wenn es dunkelt, nehmen sie die Statue herunter und werfen sie in den Fluß oder in das Meer, wenn dies in der Nähe ist, damit sie die Götter des Wassers sehe, zu deren Ehre dieses Fest veranstaltet wird. Am Tage nach diesen Festen graben sie die Gebeine eines Königs oder Priesters, der großen Ruf hatte, aus, bringen sie auf ein Gerüst im Lager; nur die Frauen weinen, während sie im Kreise herumgehen und opfern, was sie können. „Am folgenden Tag werden die Gebeine wieder in das Grab gelegt, und ein Priester hält eine Lobrede auf den Verstorbenen, spricht von der Unsterblichkeit der Seele und von der Hölle, dem Ort der Strafe, welche die Götter in sehr kalten Gegenden verhängen, um die Bösen zu reinigen, von dem Paradies, das in einem sehr milden Lande liegt, wo Kechuga (Quejuga), ein sehr guter Herr, wohnt, der mild ist und hinkt und den Seelen, die in sein Reich kommen, viele Mahlzeiten veranstaltet und sie nach Belieben tanzen, singen und sich mit ihren geliebten Frauen erfreuen läßt.“[2]

[1] Ebd. [2] Ebd. 180.

Sie glauben, daß viele Leute im Himmel leben und viele unter der Erde als ihre Antipoden, und daß es viele Götter im Meere gebe, und über alles das haben die Priester Lieder. Wenn die Könige sterben, machen die Priester Feuer wie Raketen und geben zu verstehen, es seien die Seelen, die eben den Leib verlassen haben und in den Himmel aufsteigen, und dann werden die Leichen mit großem Wehklagen begraben. Interessant ist die Art und Weise, wie die Untertanen den Kaziken begrüßen und ihm ihre Ehrfurcht bezeigen. Sie legen ihre Hände an die Nase, kratzen sich und fahren dann mit den Händen über die Stirne bis zum Hinterkopf. Will der König demjenigen, der ihm so huldigt, Ehre erweisen, so neigt er das Haupt auf dessen linke Schulter. Die Witwe darf sich, wenn der Mann eines natürlichen Todes stirbt, nicht mehr verheiraten, wohl aber, wenn er zur gerechten Strafe getötet wurde. Die öffentlichen Dirnen nimmt man nicht unter die Ehefrauen auf[1].

4. Die Indianer Virginiens im 16. Jahrhundert.

Virginien wurde zuerst in den Jahren 1584—1587 von den Engländern eingehender erforscht. Die Ergebnisse dieser Forschungsreisen hat Thomas Hariot[2] in englischer Sprache beschrieben (1588). Hariots Buch wurde bald ins Deutsche übersetzt. Die zweite Auflage dieser deutschen Übersetzung, der wir im Nachstehenden folgen, erschien zu Frankfurt a. M. im Jahre 1600.

Hariot bemerkt in der Vorrede, daß sein Bericht in mehreren Punkten abweiche von den Berichten anderer; aber die letzteren seien nicht zuverlässig, und er habe sich bemüht, allen Sachen fleißig nachzuforschen, alles wahrheitsgetreu zu berichten. Im ersten und zweiten Teil der Schrift schildert er die verschiedenen Landesprodukte und die Nahrungsmittel der Virginier; im dritten Teil u. a. die Sitten derselben.

Mitten um den Leib legen die Virginier einen schlechten Mantel aus Hirschhaut, sonst sind sie nackt. Sie haben keine Waffen aus Eisen oder Stahl; ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und ellenlange „ebne Blöcher“ aus Holz. Zum Schutz des Leibes haben sie Tartschen aus Baumrinde und eine Rüstung von „Stecken mit Faden durchwebt“[3].

Ihre Niederlassungen sind klein, nahe bei dem Meer gelegen und nicht zahlreich. Einige haben 10, andere 20 Häuser. Die größte, die wir gesehen, hatte nicht über 30. Die Niederlassungen sind mit Rinde und Pfählen oder bloß mit enge nebeneinander in den Boden gesteckten Pfählen umzäunt. Die

---

[1] Gomara, Historia victrix usw. 180.

[2] Der volle Titel lautet: Wunderbarliche, doch warhafftige Erklärung von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia, welche von den Engelländern, so im Jar 1585 vom Herrn Reichard Greinvile, einem von der Ritterschaft in gemeldte Landtschafft die zu bewohnen geführt waren, ist erfunden worden. In Verlegung H. Walter Ralegh, Ritter usw. Erstlich in Engelländischer Sprach beschrieben durch Thomam Hariot, und newlich durch Christ. P. in Teutsch gebracht. Jetzt widerum übersehen und zum andernmal in Truck gegeben. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn bei Mathes Becker in verlegung Dieterich de Bry seliger nachgelassene Witwe und beider Söhne. 1600. Am Ende des Textes schreibt Hariot: Datum in diesem Monat Hornung, im Jar 1588.

[3] Ebd. 23.

Häuser bestehen aus Stangen, die oben zusammengebogen werden und mit Rinde oder mit Matten bedeckt sind, die bis auf den Boden reichen. Gewöhnlich sind sie doppelt so lang als breit, bisweilen 12—16 englische Ellen. Wir haben aber auch einige gesehen, die 24 Ellen lang waren. An einigen Orten hat der Weroans oder Fürst nur eine Ortschaft unter seiner Herrschaft, an andern zwei oder drei oder sechs bis acht und mehr. Der mächtigste Fürst, mit dem wir zu tun gehabt haben, hatte 18 Ortschaften unter seiner Botmäßigkeit, aus denen er höchstens 700—800 Mann hätte ins Feld stellen können. Die Ortschaften unterscheiden sich durch ihre Sprache (Dialekte), und zwar um so mehr, je weiter sie auseinander liegen.

Ihre Kriege bestehen in plötzlichen Überfällen, meist in der Nacht und beim Mondschein, zuweilen auch in Hinterhalten und Kriegslisten. Sie liefern einander selten eine Feldschlacht, es sei denn, daß viele Bäume da seien, hinter denen sich beide Parteien nach dem Losschießen verstecken können.

Das gemeine Volk ist im Vergleich zu uns gar armselig und in unsern Sachen so unverständig, daß es unsere kleinen Krämerwaren höher schätzt als kostbare Dinge. Doch wenn man in Bezug auf die Handarbeiten ihren Mangel mit unserem Überfluß vergleichen will, so muß man doch gestehen, daß dieselben sehr geschickt und sinnreich gemacht sind, obwohl sie weder solche Werkzeuge haben wie wir, noch an Kunst und Geschicklichkeit uns gleichkommen. Deshalb ist gute Hoffnung, meint Hariot, daß sie, wofern man sie freundlich behandelt, zu einem ehrbaren Wandel und zur Erkenntnis der wahren Religion gebracht werden können.

„Sie glauben an viele Götter (von ihnen Montoac genannt), die aber nicht einerlei Würde und Gewalt haben. Einen halten sie für den vornehmsten und größten Gott, der von Ewigkeit her existiert habe."[1] Als derselbe, wie sie behaupten und glauben, die Welt erschaffen wollte, hat er zuerst andere Götter, auch von den vornehmsten, erschaffen, um sie als Mittel und Werkzeug bei der Erschaffung und Regierung zu gebrauchen; danach schuf er Sonne, Mond und andere Sterne, einige auch als halbe Götter und Werkzeuge der obersten Heerscharen. Sie glauben, das Wasser sei zuerst erschaffen worden und aus ihm hätten die Götter alle sichtbaren und unsichtbaren Kreaturen erschaffen.

Über den Glauben der Virginier an einen höchsten Gott und Schöpfer spricht sich William Strachey[2] in seiner History of Travaile into Virginia (1612) deutlicher aus. Strachey fand in den Tempeln die getrockneten Leiber der Weroans oder Vornehmen und daneben das häßlich geschnitzte Bild des Okeus oder Oki, der ihnen stets Schaden zufügt und den sie durch das Opfer ihrer eigenen Kinder oder fremder Leute versöhnen. Außer an Oki glaubten sie „an ‚den großen Gott' (wie die Priester sagen), der die ganze Welt regiert, die Sonne scheinen läßt, den Mond und die Sterne, seine Begleiter, erschafft, große Mächte, die bei ihm wohnen und durch

---

[1] Ebd. 24.

[2] Zitiert bei A. Lang, Myth, Ritual and Religion I² (1906) 321. Vgl. auch W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee, ebd. 142.

deren Kraft und Einfluß die untere Erde geregelt wird und nach den Jahreszeiten Früchte hervorbringt. Sie nennen ihn Ahone. Der gute und friedfertige Gott bedarf keiner solcher Huldigungen und auch keiner Opfer, denn er will nur alles Gute für sie und fügt keinem Schaden zu. Okeus dagegen, der alle Handlungen der Menschen beobachtet und sie nach dem strengen Maßstabe der Gerechtigkeit prüft, straft sie, wenn er erzürnt ist, mit Krankheiten, schlägt sie usw."

Vom Ursprung der Menschen sagen die Virginier nach Hariot, das Weib sei zuerst geschaffen worden, habe dann von den Göttern empfangen und Kinder geboren. Das sei ihr Ursprung, glauben sie. Wie viele Jahre aber seither verflossen, das wissen sie nicht. Denn von der Schrift haben sie keine Kenntnis, und was sie wissen, haben sie von ihren Eltern und Voreltern gehört.

„Das Volk glaubt auch, daß alle Götter menschliche Natur haben, deshalb pflegt es sie in Bildnissen mit menschlicher Gestalt darzustellen und Kewasowock zu nennen, ausgenommen einen, der Kewas genannt wird. Sie weihen ihnen eigene Kirchen, die sie Machikomuck nennen und in denen sie beten, singen und an vielen Tagen opfern. In einigen Kirchen haben wir nur einen Kewas gesehen, in andern zwei oder drei, welche das gemeine Volk für Götter hält. Sie glauben auch, daß die Seele unsterblich sei und, sobald sie vom Leibe scheide, nach den Werken, die sie in diesem Leben getan, entweder zu Gott in die ewige Seligkeit geführt oder in eine große Grube, welche nach ihrer Meinung am Ende der Welt fern von ihnen gegen Niedergang liegt, in das ewige Feuer geworfen werde. Diesen Ort nennen sie Popogusso."[1]

„Um diesen Glauben zu bestätigen, haben sie mir zwei große Beispiele von Männern erzählt, die nach ihrem Tode wieder lebendig geworden seien. Eines hatte sich wenige Jahre vor unserer Ankunft mit einem verruchten Mann zugetragen. Als derselbe nach dem Tode begraben worden, fing am andern Tage die Erde, wo er begraben war, an sich zu bewegen. Als man ihn wiederum ausgrub, gab er an, seine Seele wäre fast in den Ort Popogusso verstoßen worden, wenn nicht einer der Götter sie erlöst und ihr Gewalt gegeben hätte, wieder zu den Ihrigen zurückzukehren und sie zu unterrichten, durch welche Werke sie einer solchen Strafe entgehen könnten. Das andere Beispiel ereignete sich in eben dem Jahre, da wir ankamen, in einem Ort 60 Meilen von unserem Kastell und verhielt sich also: Ein Mann, der nach seinem Tode zur Erde bestattet worden, wurde wieder ausgegraben, wie der vorige, und sagte, seine Seele lebe, obschon der Leib im Grabe liege. Sie sei weit durch einen langen und breiten Weg gewandert, der auf beiden Seiten mit schönen Bäumen besetzt war, welche so schöne und seltene Früchte getragen, daß er ihresgleichen nie gesehen habe und sie nicht zu beschreiben vermöge. Zuletzt sei er zu einem stattlichen Haus gekommen, bei dem er seinen Vater gefunden, der vor der Zeit mit Tod abgegangen war. Dieser habe ihm ausdrücklich befohlen, er solle die Seinigen wieder besuchen und ihnen sagen, was für ein

[1] Hariot, Wunderbarliche, doch warhafftige Erklärung usw. 24.

Leben sie führen sollten, um auch der Lust und Freude desselben Ortes teilhaftig zu werden; wenn er das getan habe, so solle er wieder zu ihm kommen."

„Obschon die großen Herren und Priester spitzfindig sind, ist doch der größere Teil des gemeinen Volkes gänzlich der Meinung, daß sie auch ihre Obrigkeit in Ehren halten und ihrem Beruf fleißiger auswarten, damit sie der Pein des Todes entfliehen und zur Seligkeit kommen. Jedoch werden die Laster nichtsdestoweniger gestraft, als da sind Diebstahl, Ehebruch und andere unredliche Stück. Denn etliche werden am Leben, etliche am Gut gestraft, etliche werden geschlagen nach der Art der Übertretung." [1]

„Dies ist die Summe und der Inhalt ihrer Religion, welche ich von etlichen ihren Priestern, mit denen ich bekannt war, gelernt habe: In welcher sie doch nicht also beständig waren, daß sie nicht durch unsere Freundschaft und Reden, so bisweilen von der Religion vorgefallen, von ihren Artikeln sehr anfingen zu zweifeln, und sich über die unserigen heftig verwunderten, auch viel entzündet wurden, mehr zu lernen, als wir in ihrer Sprache ihnen kundtun konnten."

Voll Erstaunen über die Instrumente der Europäer (Kompaß, Magnet, Büchsen, Bücher usw.), hielten sie dieselben mehr für göttliche als menschliche Werke, und meinten, die Götter hätten dieselben den Europäern geschenkt. Daher bildeten sie sich von ihnen eine große Meinung und wollten sich von ihnen, da sie den Göttern so lieb seien, in Glaubenssachen lieber belehren lassen als von dem groben unverständigen Pöbel, für den sie sich uns gegenüber hielten. Sie hörten auch gern an, was ihnen Hariot von dem einen Gott und dessen Allmacht und von Christus und dessen Lehre und dem Wege zur Seligkeit erzählte.

Der Weroan oder Fürst, bei dem wir wohnten, erzählt Hariot weiter [2], hieß Wingina. Der größere Teil seiner Untertanen war gern um uns, um bei unserem Gebet (Gottesdienst) zu sein; sie luden uns oft in ihre Ortschaften ein und führten uns bisweilen an andere Orte, um dort Gebete abzuhalten und zu singen, weil sie auf diese Weise an den Dingen Anteil zu erlangen hofften, die wir für uns begehrten. Der genannte Fürst war zweimal gefährlich krank und glaubte, die Ursache dieser Krankheit sei, daß er uns beleidigt und sich gegen unsern Gott versündigt habe. Deshalb ließ er einige aus uns holen und ersuchte sie, sie sollten Gott bitten, daß er nach seinem gnädigen Willen entweder dieses Kreuz von ihm nehme oder ihn durch den Tod zu sich in die ewige Seligkeit abrufe. Dies begehrten auch viele andere Kranke von uns [3]. Als infolge plötzlicher Dürre das Korn zu verderben begann, besorgten sie, das sei die Folge der Unbilden, die sie uns zugefügt hatten. „Derhalben eine große Anzahl zu uns kam und begehrten, wir sollten unsern Engelländischen Gott anrufen, damit er ihre Saat beschütze, da sie uns ja deren teilhaftig machen wollten." [4] „Es ist keine Krankheit, keine Widerwärtigkeit ihnen zu Handen gegangen, deren Ursach sie nicht dahin deuteten, daß sie entweder sich an uns vergriffen oder uns keine Guttat bewiesen hatten."

---

[1] Ebd. 25. [2] Ebd. 26 [3] Ebd. [4] Ebd.

Als eine epidemische Krankheit unter den Eingebornen viele hinwegraffte, kamen sie zu den Europäern und baten dieselben, mit ihrem Gott zu unterhandeln, damit er ihre (der Eingebornen) Feinde durch Krankheit töte. Diese antworteten ihnen, solche Gebete seien Gott nicht angenehm. Weil aber die Angelegenheit nach ihrem Wunsch vor sich ging, schrieben sie dies doch den Gebeten der Europäer zu. „Darum haben sie uns nach ihrem Brauch Dank gesagt. Infolge dieser Ereignisse und weil die Europäer von der Seuche verschont blieben, erlangten diese das höchste Ansehen. Die Eingebornen wußten nicht, ob die Ankömmlinge Menschen oder Götter seien; einige glaubten, sie seien nicht von Weibern, sondern vor viel hundert Jahren aus einem alten Geschlecht geboren und zur Unsterblichkeit erweckt.

Bei der ersten Landung der Engländer auf einer Insel an der Bucht von Virginia flohen die Einwohner entsetzt, da sie zuvor nie solche Menschen gesehen hatten. Als man ihnen aber freundlich zurief und sie durch kleine Waren zurücklockte, blieben sie stehen. „Und nachdem sie unsern guten Willen und Freundschaft gespürt, haben sie uns gute Worte gegeben und zu unserer Ankunft Glück gewünscht. Danach haben sie uns in ihre Stadt Roanoak, ja was noch mehr ist, zu ihrem Weroan oder Oberherrn geführt, der uns freundlich empfangen hat, wiewohl er erstlich sich ob uns entsetzte[1]. Obwohl die Frauen nur mit einem Fell um Hüfte und Lenden bedeckt sind, so fehlen doch nicht Beweise der Schamhaftigkeit. Zu dem Bilde der „edeln Jungfrauen" bemerkt der Künstler: „Die Hände legen sie gemeiniglich auf die Schultern und bedecken also die Brüste zum Zeichen der jungfräulichen Züchtigkeit." Selbst die Mädchen von sieben bis acht Jahren hatten einen Schamgürtel, der hinten herunterhing, zwischen den Beinen durchgezogen und vorn über dem Nabel am Gürtel befestigt war, und zwar so, daß Baummoos die Scham bedeckte[2].

Sehr eingehend schildert der Verfasser die künstliche Art, wie die Virginier fischen und Kähne bauen, die Weiber irdene Gefäße verfertigen, und bemerkt nebenbei, daß die Virginier im Essen *mäßig* seien, damit sie nicht in Krankheit fallen. „Wollte Gott, daß wir ihrem Exempel nachfolgten." — Die Virginier *bestatten* in eigentümlicher Weise die Leichen ihrer Weroans (Fürsten). Zuerst werden die Eingeweide aus der Leiche entfernt, dann ziehen sie die Haut ab und entfernen alles Fleisch bis auf die Knochen. Danach überziehen sie die Gebeine, die durch die Sehnen noch vollkommen zusammenhängen, mit Leder und legen alles derart zusammen, daß es aussieht, als wäre das Fleisch nicht weggenommen. Hierauf wird die Haut wieder über die Leiche gezogen und diese neben die ähnlich zubereiteten Leichen der andern Weroans auf ein Brettergerüst in einer Art Tempel gelegt. Oberhalb der Leichen befindet sich das Bildnis des Götzen Kewasa, das aus einem Holzklotz geschnitzt und etwa

---

[1] Vgl. die Warhafftige Contrafacturen und Gebräuch der Innewohner der jungen Landschaft in Amerika, welche Virginia ist genennet worden usw. Alles auf das fleißigst erkundigt und auf das ortlichst abkontrafeyt von *Johann With*, welcher der Ursach halber in diese Landschaft im Jar 1585 und 1588 ist geschickt worden; hernach in Kupfer gestochen und erstlich im Truck verfertigt durch Theodorum de Bry (1600).

[2] Vgl. ebd. 7: Ein edel Weib von Pomeivoc.

vier Fuß hoch ist. Kewasa soll die Leichen der Fürsten beschützen. Unter dem Leichengerüst hat ein Priester seine Wohnung, der Tag und Nacht sein Gebet verrichten und für die Leichen der Verstorbenen sorgen soll.

Aus Massachusetts berichtet E. Winslow[1] (1623—1624): „Die, welche in dieser Pflanzung (New Plymouth) leben, sagen, Kiehtan habe alle andern Götter gemacht, auch einen Mann und eine Frau und durch sie das ganze Menschengeschlecht; wie sie aber über die Erde zerstreut wurden, wissen sie nicht. Sie sagen, zuerst sei kein König dagewesen außer Kiehtan, der fern im Westen über dem Himmel wohnt, wohin alle guten Menschen gehen und wo sie Überfluß an allen Dingen haben. Die Bösen gehen auch dorthin und klopfen an das Tor, aber er heißt sie in endlose Not und endloses Elend wandern; denn sie werden dort nicht ruhig bleiben (stay). Sie sahen Kiehtan nie, sie halten es aber für eine große Obliegenheit und Pflicht, daß ein Geschlecht das andere belehre, und zu seiner Ehre veranstalten sie Feste, rufen und singen, um Überfluß und Sieg und alles Gute zu erlangen. Sie haben noch ein anderes mächtiges Wesen, das sie Hobamock nennen und das wir als den Teufel wieder erkennen, und diesen rufen sie an, damit er ihre Wunden und Krankheiten heile; sind diese heilbar, so überredet er sie, er habe sie ihnen gesendet, weil sie sein Mißfallen erregt hätten; sind sie aber tödlich, so sagt er: ‚Kiehtan hat sie gesendet', was bewirkt, daß sie diesen niemals in ihrer Krankheit anrufen. Sie behaupten, Hobamock erscheine ihnen zuweilen in Gestalt eines Hirsches oder Adlers, meistens aber in Gestalt einer Schlange; jedoch erscheine er nicht allen, sondern nur ihren Powahs (Zauberpriestern), um Krankheiten zu heilen." „Die Eingebornen von Massachusetts nennen ihren großen Gott Kiehtan."[2]

Zweites Kapitel.

Die Indianer am St Lorenz und im Gebiet der großen Seen.

1. Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert.

Das heutige Kanada am St Lorenz, ebenso Neuschottland und das Gebiet an den großen Seen, das heute zu den Vereinigten Staaten gehört, war im 17. Jahrhundert französische Besitzung und wurde Neufrankreich genannt. Auf diesem ungeheuern Gebiete lebten damals zahlreiche Indianerstämme, die heute entweder verschwunden oder nur in kleinen Überresten erhalten sind. Das Gebiet südlich von der Mündung des St Lorenz bis nach Neuschottland (Akadien) einschließlich bewohnten die Mikmaks oder Surikesen. An sie schlossen sich nach Südosten die Abenakis an. Am linken Ufer des St Lorenz lebten die Algonkins, ferner im Gebiete der Seen die Irokesen, die Huronen, die Utawais, die Matuans, die Sioux, die Maskutins, die

[1] In dem Werk Smith, General History of New England (1606—1624), zitiert bei A. Lang, Myth, Ritual and Religion I xxxvii.
[2] Lang a. a. O. xxxviii.

Nipissing usw. Viele von diesen Stämmen, wie die Algonkins, die Montagnais, die Mikmaks und andere, hatten keine festen Wohnsitze, sondern schweiften umher und lebten von dem Ertrag der Jagd und des Fischfangs; andere waren seßhaft und lebten in Dorfschaften, wie die Huronen, oder bildeten Bundesgenossenschaften, wie die Irokesen.

In diesem weiten Gebiete wirkten seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Jesuitenmissionäre, denen wir die eingehendsten Schilderungen der Sitten und Gebräuche dieser Nationen verdanken. Diese Schilderungen verdienen gewiß Glauben, weil viele von den Missionären den größten Teil ihres Lebens unter den Eingebornen zubrachten, ihre Sprachen vollständig beherrschten und ihr vollstes Vertrauen besaßen [1].

Die nomadisierenden Indianer bauten ihre Hütten in sehr primitiver Weise mit einigen am Boden befestigten Pfählen und einem Rindendach darüber. Wenn sie weiterzogen, was im Sommer oft und im Winter fast beständig geschah, hatten sie mit dem Transport ihrer Hütten nicht viel Arbeit. Im Winter legten sie ihre Dachrinden und ihre armseligen Habseligkeiten auf einen Schlitten und im Sommer in einen Kahn, und dann zogen sie ab. Am Abend hieben sie im Walde einige Pfähle um, steckten dieselben in den Boden, so daß sie ein Viereck bildeten, näherten die Spitzen einander, so jedoch, daß oben eine Öffnung blieb. Über diese Stangen werden dann die Rinden ausgebreitet; ein Bärenfell diente als Pforte. In der Mitte der Hütte zündete man ein Feuer an, der Rauch konnte durch die Dachöffnung entweichen, war aber in der Hütte oft so dicht, daß man sich auf den Boden legen und den Mund an den Boden halten mußte, um atmen zu können. Im Winter wurde der feuchte Boden in der Hütte mit Fichtenzweigen belegt und wurden die Wände mit Schnee von außen zugedeckt [2].

Die seßhaften Stämme standen in der Kultur etwas höher. Ihre Hütten bauten sie aus dicken, durch starke Holzstücke gestützten Baumrinden. Die Hütten glichen einem Gartenlaubgange und waren 10, 20, 30 oder 40 Klafter lang und etwa 4 Klafter breit. An beiden Langseiten befand sich eine Türe,

---

[1] Die Hauptquelle für die folgende Darlegung bilden die Berichte der Missionäre, die zum Teil schon im 17. Jahrhundert durch den Druck veröffentlicht und in neuerer Zeit in der Sammlung The Jesuit Relations and allied Documents, Travels and explorations of the Jesuit Missionaries in New France, 1610—1791. Edited by Reuben Gold Thwaites, 73 Bde, Cleveland 1896 ff neu herausgegeben wurden. Besondere Beachtung verdienen die Relationen des P. Biard, der zuerst nach Kanada kam, und die des P. Lejeune; ferner die des P. Bressani, Relation abrégée de quelques missions Societatis Jesu dans la nouvelle France. Der Bericht ist zuerst italienisch erschienen im Jahre 1653 und wurde französisch neu herausgegeben zu Montreal 1852. Außerdem benutzten wir Lafitau, Mœurs des Sauvages américains, Paris 1724, den Reisebericht des P. de Charlevoix, Allgemeine Geschichte und Beschreibung von Neu-Frankreich, in der Sammlung: Allgemeine Historie der Reisen Bd XIV, Leipzig 1756. In neuerer Zeit hat P. de Rochemonteix eine gründliche, nach den Quellen gearbeitete Darstellung der Missionstätigkeit der Jesuiten herausgegeben: Les Jésuites de la Nouvelle-France au 17e siècle, 3 Bde, Paris 1895. Selbstverständlich haben wir auch die Darstellungen von Th. Waitz (Anthropologie der Naturvölker, 3. Tl, 1862) und andere berücksichtigt.

[2] Vgl. de Rochemonteix a. a. O. I 95—96.

und als Fenster und Kamin diente eine Öffnung im Dach, durch welche der Rauch entweichen konnte und etwas Licht in die Hütte fiel. In jeder Hütte wurden mehrere Feuer unterhalten, eines für je zwei Familien. Man setzte sich auf den Boden und schlief auf Tierfellen, Matten oder auch auf dem nackten Boden. — Die seßhaften Völkerschaften pflanzten etwas indisches Korn (Sorghum), Kürbisse und Tabak. Das Korn war neben dem Fleisch der wilden Tiere und den Fischen fast ihre einzige Nahrung. Die Sorge für den Haushalt lag ganz den Frauen ob, diese mußten die Felder bestellen, Brennholz herbeischaffen und kochen. Vor der Ankunft der Europäer diente ihnen als Kessel ein Loch im Boden oder einem Baumstrunk, das sie mit Wasser füllten. Das Wasser wurde durch glühende Steine zum Sieden gebracht und dann wurden Fische, Fleisch und Korn, alles durcheinander hineingeworfen. Die Männer bauten die Hütten, machten Kähne, Schlitten, Schneeschuhe und Waffen (Lanzen, Pfeile, Keulen usw.). Bei allen ihren Geschäften, Verhandlungen und Vorträgen bedienten sich die Wilden der Halsbänder, die bei ihnen schriftliche Dokumente ersetzten, da sie die Schrift nicht kannten.

Man hat viel darüber gestritten, ob die Wilden Kanadas eine soziale Organisation und eine politische Regierung hatten. Wenn man den Maßstab zivilisierter Staaten anlegt, so hatten sie allerdings keine Regierung. Doch bildeten bei den unstäten Stämmen die Häuptlinge und die Alten eine Art Rat, in dem die Stammesangelegenheiten behandelt wurden, dessen Beschlüsse jedoch niemand verpflichteten. Die seßhaften Nationen dagegen bildeten eine Art Repräsentativrepublik. Bei den Stämmen der Huronen war die obrigkeitliche Gewalt in den Händen der Häuptlinge, die die bürgerlichen Angelegenheiten ordneten und im Krieg den Oberbefehl führten. Jeder Stamm, jedes Dorf hatte seinen Häuptling (Sagamo), meist das Haupt einer mächtigen Familie, dem seine Kinder und Verwandten und oft auch andere Leute, die keine Verwandtschaft hatten, oder sich freiwillig unter seinen Schutz stellten, unterstanden. Außerdem gab es einen Häuptling, der mit dem Totenfest betraut war, einen andern, der die Handelsreisen organisierte. Die Häuptlingswürde wurde durch Tapferkeit und persönliches Verdienst erworben. Die Häuptlinge hatten kein anderes Mittel, um sich Gehorsam zu verschaffen, als Überredung und persönliches Ansehen, die aber oft genug erfolglos waren[1].

Die Glieder eines Stammes waren fast alle miteinander verwandt und durften deshalb nicht untereinander heiraten; sie nahmen ihre Frauen aus einem Nachbarstamme, und die Kinder gehörten dem Stamm ihrer Mutter; diese hatten keinen Anteil an der Erbschaft des Vaters, dessen Güter samt und sonders, selbst die Waffen, von Rechts wegen an seine Brüder und die Söhne seiner Schwestern übergingen. Das Erbrecht ging durch die Frauen auf die Nachkommen über (Weiberlinie). Champlain gibt folgenden Grund dieses Gebrauches an: das Kind kann möglicherweise — wegen der ausschweifenden Lebensart des Volkes — nicht der Sohn seines gesetzlichen Vaters sein. Die eben geschilderte Regierung und Erbfolge bestand bei den seßhaften Stämmen fast allgemein. Alle diese Völker besaßen auch ihr ungeschriebenes Gesetzbuch

[1] The Jesuit Relations III 87—88.

über Höflichkeit und Anstand, das man nicht übertreten konnte, ohne dem öffentlichen Tadel zu verfallen. Die bürgerlichen Gesetze bildeten sich durch Gebrauch und Gewohnheit; doch gab es kein Tribunal, das denselben Achtung verschaffte.

Ein eigentliches Strafgesetzbuch kannte man nicht. Die Verbrechen gegen Sachen und Personen wurden von der Familie bestraft. „Wurde z. B. ein Mord begangen oder ein feierlich beschworener Friede durch die Laune eines einzelnen Individuums gebrochen, so darf man nicht daran denken, direkt den Schuldigen zu strafen; das hieße sich eine Herrschaft über ihn zuschreiben, die niemand beansprucht. Man bietet dem verletzten Teil Geschenke an, die bestimmt sind, den Toten zu bedecken oder den Frieden wiederherzustellen.... Die Mörder sind gewöhnlich nur verpflichtet, den Verwandten des Opfers den Blutpreis zu entrichten, und eigentlich müssen nicht sie selbst, sondern muß ihr Dorf oder ihre Nation den Preis bezahlen. Dieser Preis wird fast nie verweigert."[1] „Die Diebe werden", schreibt der Missionär de Brébeuf, „obwohl das Land der Huronen damit angefüllt ist, doch nicht geduldet; findet man, daß jemand einem andern eine Sache entwendet hat, so kann man ihm dies alles wieder abnehmen und ihn nackt ausplündern. Das Dorf, bei dem ein Diebstahl begangen wurde, ist dafür verantwortlich, wenn man den Täter nicht entdecken kann. Die auf frischer Tat ertappten Giftmischer und diejenigen, die man im Verdacht hat, durch Zauber den Tod eines andern verschuldet zu haben, werden ohne Prozeß umgebracht. Jedes Individuum, das man des Hochverrats schuldig oder für den öffentlichen Frieden gefährlich hält, wird in einem geheimen Rat der Häuptlinge und Greise gerichtet und zum Tode verurteilt. Man beauftragt einen jungen Mann mit der Ausführung des Urteils. Dieser lauert dem Verurteilten auf und tötet ihn im günstigen Augenblicke. Das ist das ganze Strafgesetzbuch dieser Wilden, und doch genügt es für gewöhnlich, sie auf dem Pfad der Pflicht zu erhalten. Infolge des Umstandes, daß nach dem Herkommen nicht der Verbrecher, sondern die Familie verantwortlich ist, sind nach der Versicherung der Missionäre die Verbrecher bei ihnen unvergleichlich seltener als in Frankreich."[2]

Eigentliches Privateigentum an Grund und Boden existiert auch bei den seßhaften Stämmen nicht. Wenn ein Stamm sich irgendwo niederläßt, so werden die Felder und die umliegenden Wälder in ebensoviele Lose eingeteilt, als er Familien zählt. Jede Familie bebaut den ihr zugewiesenen Anteil am Boden und bringt den Ertrag ihrer Arbeit in ihr Haus. Trotzdem gibt es Reiche und Arme; aber solange Vorräte im Dorfe vorhanden sind, ist auch der Ärmste seines Anteils daran sicher. Er braucht nur in das erste beste Haus zu gehen und sich dort am Herd niederzusetzen, und ohne daß ein Wort gesprochen wird, setzen ihm die Frauen Speisen vor. Alle Missionäre und Reisenden sind voll des Lobes über die Gastfreundschaft der Wilden; doch hatte diese auch ihre Schattenseite, indem sie zu unnützer Vergeudung und zur Sorglosigkeit führte.

---

[1] Mémoire de Nic. Perrot bei de Rochemonteix, Les Jésuites usw. I 103.
[2] The Jesuit Relations XXVIII 63.

Über die Religion der wilden Kanadier liegen die widersprechendsten Angaben vor. De Laet[1] schreibt über sie: Sie leben meist ohne Gesetze und politische Einrichtungen, wie wilde Tiere; sie kennen Gott nicht oder sonst eine Gottheit und haben keinerlei religiösen Kult. Quarterius (Cartier?) behauptete zwar, die Wilden bei Ste Croix, bei denen er überwinterte, glaubten an einen Gott, den sie Cudruagnius nennten und mehr fürchteten als verehrten, und sie erzählten auch Fabelhaftes von dem Schöpfer aller Dinge und der Erschaffung der Menschen; heute jedoch sei die Kenntnis völlig abhanden gekommen. Dieses Urteil ist sicher nicht richtig. Die Missionäre, die sich lange bei diesen Völkern aufgehalten haben, urteilen ganz anders.

Schon im Jahre 1612 schreibt der Missionär P. Biard S. J. von den Eingebornen in Neufrankreich: „Sie haben eine schwache Idee von einem höchsten Gott, trotzdem aber sind sie infolge ihrer Neigungen und Gebräuche so verderbt, daß sie auch den Teufel verehren."[2] Im Jahre 1618 berichtet derselbe Missionär: „Sie glauben an einen Gott, aber sie können ihn nicht anders bezeichnen als mit dem Namen der Sonne ‚Niscaminu'. Sie kennen auch keine Gebete und haben keinerlei Anbetung für ihn. Ein junger Autmoin (Zauberpriester), den ich hierüber befragte, sagte mir, wenn sie in Not seien, so nehme er sein heiliges Gewand (denn die Autmoins tragen für ihre Orgien ein eigenes kostbares Gewand), wende sich nach Osten und sage: ‚Unsere Sonne oder unser Gott, gib uns zu essen', und dann gehen sie alle mit Freuden und Glück auf die Jagd."[3] P. Lalemant, der Obere der Mission, schreibt im Jahre 1626: „Sie haben keinen Gotteskult und auch keinerlei Gebete. Trotzdem glauben sie, daß es einen gibt, der alles erschaffen hat, jedoch erweisen sie ihm keine Ehre."[4]

P. Lejeune sprach im Jahre 1633 mit einigen Wilden über Gott, wie er selbst berichtet, und er fügt bei: „Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß diese Wilden keine Kenntnis einer Gottheit haben. Ich erstaunte darüber in Frankreich, da ich sah, daß die Natur dieses Gefühl allen andern Völkern der Erde verliehen hat. Ich gebe zu, daß die Wilden keine öffentlichen und gemeinsamen Gebete haben und auch keinen Kult, den sie gewöhnlich dem erweisen, welchen sie für Gott halten, und daß ihre Kenntnis ganz verfinstert ist; aber man kann nicht leugnen, daß sie ein höheres, über der Natur des Menschen stehendes Wesen anerkennen. Wie keine Gesetze und keine Polizei, so haben sie auch keine Anordnung für den Dienst dieses höheren Wesens, jeder tut, was ihm gut scheint; ich kenne ihre Geheimnisse nicht, aber nach dem wenigen, was ich sagen werde, kann man ersehen, daß sie eine Gottheit anerkennen. Sie sagen, es gebe einen, den sie Atahocan nennen, der alles gemacht hat. Als ich eines Tages in einer Hütte von Gott sprach, fragten sie mich, was denn Gott sei. Ich sagte ihnen, Gott sei der, welcher alles könne und den Himmel und die Erde geschaffen habe. Da fingen sie an, sich gegenseitig zu sagen: Atahocan, Atahocan, das ist

[1] Novus orbis a. a. O. l. 2, c. 12, p. 47. [2] The Jesuit Relations II 76.
[3] Ebd. III 132. [4] Ebd. IV 202.

Atahocan."[1] Lejeune erwähnt noch eine Sage der Wilden, nach der die Welt unterging und von einem gewissen Messu wiederhergestellt wurde. „Man sieht aus diesen Erzählungen, daß sie eine dunkle Idee von einem Gott haben. Ich sage noch mehr: sie haben auch eine Art Opfer. Brébeuf versicherte mir, als er bei ihnen den Winter zubrachte, habe er gesehen, wie sie etwas Essant oder Orignac unter die Asche legten und verbrannten. Er erfuhr nachher, daß man zur selben Zeit auch in einer andern Hütte dasselbe tat, und als er nach dem Grunde fragte, sagten sie ihm, das sei für die Gesundheit eines Kranken."[2]

Bressani[3] erwähnt den Glauben der wilden Kanadier an viele gute und böse Geister und fügt dann bei: „Es ist gewiß, daß sie auch einen Namen haben, den sie gelegentlich anrufen, ohne genau zu wissen, was er bedeutet. Sie wenden sich an einen unbekannten Gott, indem sie sagen: Areskui sutanditeur, das letzte Wort bedeutet ‚erbarme dich unser'. Endlich rufen sie den Himmel und die Sonne an und nehmen sie zu Zeugen für ihren Mut, ihr Elend und ihre Unschuld. In den Verträgen und Bündnissen mit andern Nationen rufen sie zuweilen die Sonne an zum Beweis der Ehrlichkeit ihrer Absicht, als Zeugen der tiefsten Geheimnisse ihres Herzens und als Rächer der Treulosigkeit der Verräter." Von dem Algonkinstamm der Ondatawata sagt Bressani: Sie rufen bei jedem Fest den Schöpfer des Himmels an und bitten ihn um Gesundheit, langes Leben, Erfolg bei der Jagd, Fischfang und Handel, aber sie glauben, daß dieser Geist, der den Himmel geschaffen, verschieden sei von dem, der die Erde, und von dem, der die Hölle geschaffen habe.

Hören wir jetzt noch, was zusammenfassend Lafitau sagt, der auch viele Jahre bei den wilden Kanadiern zugebracht hat. „Im allgemeinen haben alle wilden Völker Amerikas, sowohl die seßhaften als die herumschweifenden, starke und energische Ausdrücke, die nur allein Gott bezeichnen können. Sie nennen ihn den Großen Geist, zuweilen den Herrn und Urheber des Lebens. Es gibt unter ihnen kein Volk, selbst das verkommenste und stumpfsinnigste, nämlich das der Utanaks, nicht ausgenommen, das ihn nicht in seinen Anrufungen und Ausrufen oft den Schöpfer aller Dinge nennt."[4] Allerdings wäre es verkehrt zu glauben, diese Idee Gottes sei ihnen vollständig klar gewesen, sie war mit allerlei abergläubischen und törichten Meinungen vermengt. Außerdem glaubten sie an viele Gottheiten, verehrten auch Sonne und Mond und fürchteten sich vor bösen Geistern. Die Algonkins betrachteten Mischabu (Messu oder Missabos) oder den Großen Hasen als das Haupt der Geister und den Baumeister der Erde. Aus einem Samenkorn bildete er mit Hilfe verschiedener Tiere, deren Haupt er war, die Erde. Aus den Leichen der Tiere formte er die Männer und lehrte sie jagen und fischen. Einem von ihnen gab er eine Frau mit den Worten: ‚Warum fürchtest du, mein Sohn? Ich bin der große Hase, ich habe dir das Leben gegeben; heute will ich dir eine Gefährtin schenken. Du, Mann, wirst jagen, Kähne machen, und alles tun, was ein Mann tun soll; und du, Weib, wirst deinem Manne die Speise bereiten, seine Schuhe

[1] The Jesuit Relations V 152—154. [2] Ebd. V 156.
[3] Relation abrégée 93. [4] Mœurs des Sauvages américains I 124.

verfertigen, Häute zurechtmachen und spinnen; du wirst alles tun, was dem Weibe zukommt.“[1] Noch sonderbarer sind die Ansichten der Huronen über die Erschaffung der Welt und des Menschen. Sie glauben, über dem Himmel habe von jeher eine der unsrigen ähnliche Welt bestanden mit Menschen, wie wir sind. Eines Tages stürzte eine Frau (Eataentsik) durch ein Loch, das unter ihren Füßen entstand, herunter. Damals existierte unsere Erde noch nicht, und der Ozean dehnte sich endlos nach allen Seiten aus. Die Schildkröte sah Eataentsik vom Himmel fallen und lud alle andern Tiere des Wassers ein, für dieselbe eine Insel zu errichten, und sie bot sich selbst an, diese Insel, auf ihrem Rücken zu tragen. Eataensik fiel, ohne sich zu verletzen, auf diese Insel und brachte Zwillinge zur Welt, den einen nannte sie Tawiscaron, den andern Schuskeka. Der erste wurde vom zweiten in einem Streit, der unter ihnen entstand, getötet. Mit Hilfe Schuskekas bildete Eataentsik die Erde und die Menschen. Wer aber den Himmel und Eataentsik gemacht, das wissen wir nicht, antworten die Huronen. Doch haben sie die Idee von einem Gottschöpfer, obwohl sie ihm keine Verehrung erzeigen[2].

„Dieser Große Geist“, sagt Lafitau, „der bei den Karaiben unter dem Namen Chemiin und bei den Algonkinvölkern unter dem von Manitu[3] und bei denen, die die Sprache der Huronen reden, unter dem von Okki bekannt ist, wird noch in einer besondern Weise bezeichnet, die nur auf das höhere Wesen paßt, und zwar mit dem Namen Areskui bei den Huronen und mit dem von Agriskue bei den Irokesen.“ Weder die Huronen noch Irokesen kennen den Ursprung und die eigentliche Bedeutung dieses Namens; sie haben ihn von ihren Vorfahren überkommen. „Doch da sie sich desselben oft bei ihren Anrufungen bedienen, so scheint es, daß er eingeführt wurde, um den Herrn aller Dinge und den Schöpfer des Universums zu bezeichnen. Ein Missionär unterrichtete eine Huronenfrau im einzelnen über die Vollkommenheiten Gottes. Da rief die Frau mit einer Art Verwunderung: ‚Ich verstehe; ich war immer überzeugt, daß unser Areskui ein solches Wesen sein müsse wie der Gott, den du eben geschildert hast.‘“[4]

„Der Areskui der Huronen und der Agriskue der Irokesen sind auch die Sonne, welche ihre Gottheit ist, wie die aller Amerikaner. Sie geben ihr noch andere Namen, aber unter diesen passen diejenigen, welche am besten die Gottheit bezeichnen, nicht auf die Sonne, sondern auf das höchste Wesen.“ Einer dieser Namen ist Tharonhiauagon, d. h. wörtlich: Derjenige, der den Himmel von allen Seiten befestigt. Der Name ist zusammengesetzt aus Garonhia und Uagon. Garonhia bedeutet ebenfalls Gott oder den Herrn des Himmels, den materiellen Himmel und die Luft. Zuweilen bedienen sich die Irokesen und Huronen nur des Wortes Garonhia, um die Gottheit zu bezeichnen, und sagen in ihren Anrufungen: Saronhiate: „Du, der du der Himmel bist.“ Ein anderer Name Gottes ist Horakuannentakton, wörtlich: Er hat die Sonne angeheftet.

Über den Glauben der Eingebornen Kanadas an ein zukünftiges Leben schreibt schon der Missionär Biard in seinem Bericht von 1616: „Sie glauben

---

[1] Ebd. 3 ff. [2] The Jesuit Relations VIII 146.
[3] Kichi-Manitu, vgl. unten S. 487. [4] Lafitau a. a. O. I 127.

an die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung des Guten und Bösen in konfuser Weise und im allgemeinen, aber sie denken nicht darüber nach und machen sich deswegen keine Sorge."[1] Auch Lafitau sagt: „Alle Barbaren sind fest überzeugt, daß die Seele nicht mit dem Leibe stirbt, und sie malen sich in der Phantasie ein Land der Seelen aus, das die Irokesen und die Huronen Eskennanne oder das Land der Ahnen nennen und das viel Ähnlichkeit hat mit der Unterwelt der Dichter."[2] Der neueste Geschichtschreiber der Jesuiten in Neufrankreich behauptet: „Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist unter den Wilden Amerikas allgemein, mit Ausnahme der Peuarua in Illinois, die wähnen, daß der Mensch ganz sterbe." Der erste Teil dieser Behauptung de Rochemonteix' steht aus zahlreichen Zeugnissen der Reisenden und Missionäre fest[3]; für den zweiten Teil beruft er sich auf einen im Drucke nicht veröffentlichten Bericht P. Graviers, dessen Angaben wir nicht kontrollieren können.

Im Jahre 1626 wohnte P. Lalemant dem Begräbnis eines Algonkins bei. Die Wilden legten den Leichnam des Verstorbenen und alle Dinge, die ihm gehörten, in das Grab. Der Missionär fragte einen Greis, warum man alle diese Gegenstände ins Grab lege. Dieser antwortete: „Damit der Tote in der andern Welt sich ihrer bedienen könne." Der Leib der Kessel, Felle, Messer usw. bleibt zwar in den Gräbern, aber die Seele dieser Gegenstände geht in die andere Welt, und der Tote bedient sich ihrer[4]. Selbst den Seelen der Tiere und der leblosen Dinge scheint man die Unsterblichkeit zuzuschreiben. Bei den Huronen wird der Leichnam gleich nach dem Tode mit Vorräten, Waffen und allem, was dem Toten gehörte, in einen hohen Kasten aus dicker Rinde gelegt und dieser auf dem gemeinsamen Friedhof auf vier Pfähle gelegt. Dort bleibt die Leiche bis zum Totenfest, dem größten Feste dieses Landes, das alle acht oder zehn Jahre wiederkehrt. Die vom Leibe getrennte Seele bleibt bei ihm bis nach dem Totenfest. Sie hat einen Kopf, einen Leib und Beine. Während der Nacht geht sie im Dorfe umher und nährt sich von den in den Kesseln gebliebenen Speisen. Ist die Zeit des Totenfestes gekommen, so nehmen die Einwohner jedes Dorfes die Särge von den Pfählen herunter, umhüllen die Gebeine mit kostbaren Pelzen, legen sie in eine große Grube, in die sie Halsbänder, neue Kleider, reiches Pelzwerk, Waffen, Kessel und tausend andere Dinge hineinwerfen. Nach Vollendung des Festes machen sich die Seelen, mit diesen Kleidern und Halsbändern geschmückt, auf den Weg nach einem großen im Westen gelegenen Dorfe. Die Seelen von all den Dingen, die ihnen gehört haben, folgen ihnen. Der Weg dahin ist aber beschwerlich und gefährlich, weil viele Flüsse auf schmalen und schwankenden Brücken zu überschreiten sind und am Ende dieser Brücken ein Hund steht, der ihnen den Übergang wehrt und viele Seelen in die Wasser stürzt, in denen sie von Abgrund zu Abgrund fortgerissen werden. Die, welche glücklich hinüberkommen, finden jenseits ein schönes und glückliches Land, in dessen Mitte eine große Hütte steht. In einem Teil dieser Hütte wohnt Tharon-

[1] The Jesuit Relations III 134. Vgl. auch Bressani, Relation abrégée 92.
[2] Mœurs des Sauvages américains I 398.
[3] Die Nachweise bei de Rochemonteix, Les Jésuites usw. I 108 A. 3.
[4] The Jesuit Relations IV 200.

hiauagon, ihr Gott, in dem andern Ataensik, seine Großmutter. Sie und ihr Enkel herrschen über die Seelen der Verstorbenen und lassen sie sich an Tänzen erfreuen. Die Angaben über dieses glückliche Seelenland lauten sehr verschieden[1]. Das Los der Seelen scheint im Jenseits nicht gleich zu sein. Ein Mädchen hatte einst im Zorn Gift genommen und lag im Sterben. Ihre Schwester stand weinend neben ihr, um sie zu bewegen, Heilmittel zu nehmen und sich am Leben zu erhalten. Sie rief ihr unaufhörlich zu: „Du willst also, daß wir uns niemals wiedersehen?“ Der Missionär, der dabei stand, fragte sie, warum sie das sage. „Ich meinte“, sagte er, „ihr habt ein Land der Seelen, in dem sich alle Seelen mit ihren Ahnen vereinigen?“ „Gewiß“, antwortete das Mädchen, „wir gehen alle in das Land der Seelen, aber die Bösen, und besonders die Selbstmörder, erdulden dort die Strafe für ihre Verbrechen und kommen mit den andern in keinen Verkehr. Darum bin ich traurig.“ Sie hatte also die Idee einer Bestrafung des Bösen[2].

Wie es scheint, bleiben aber die Seelen der Greise und der Kinder im Lande ihres Stammes, da sie nicht imstande sind, zu jenem Lande zu gelangen[3]. Die Lebenden kommen oft zu dem genannten Rindensarg, um zu weinen. Die Witwen tragen keinen Schmuck, waschen und salben sich nicht mehr und schneiden sich die Haare ab. Der Mann dagegen weint am Grabe der Frau nicht, da die Tränen des Mannes unwürdig sind, aber er malt das Gesicht nicht und ölt sein Haar nur bei seltenen Gelegenheiten. Die Mütter behalten die Leichen ihrer Kinder lange in ihren Hütten. Dem Begräbnis folgen gewöhnlich endlose Feste, Tänze und Kämpfe[4].

Der Manitu (Schutzgeist) ist das große Prinzip des Guten und des Bösen. Jeder Wilde hat seinen Manitu: einen Vogel, Fisch, Vierfüßer, ein Reptil, einen Stein oder ein Stück Holz. Dieser Manitu ist für ihn seine Gottheit, die er liebt, wenn sie ihm Gutes, und fürchtet, wenn sie ihm Böses zufügt, und die er durch Gebete, Festmahle oder Fasten sich gütig zu stimmen sucht. Fällt die Jagd gut aus, so schreibt er das ihrem Einfluß zu, ebenso wenn ihm etwas Böses zustößt. Wenn er in den Krieg zieht, stellt er sich unter seinen Schutz. Die Huronen bringen dem Gott des Bösen und dem des Krieges auch Hunde als Opfer dar. Bei allen religiösen Handlungen suchen die Wilden ein zeitliches Gut zu erlangen oder ein Übel von sich abzuwenden, und ihre religiösen Übungen beschränken sich gewöhnlich auf Tänze, Fasten, Festmähler, Anrufungen des Manitu, Opfer für die Schutzgeister der Tiere, die er jagen will, oder für Areskui, den Gott der Schlachten. Eine große Rolle spielen die Träume. Wenn sie etwas Wichtiges vorhaben, befragen sie zuvor die Träume, und zu dem Zweck fasten sie oft. Der Traum beherrscht alles; ihre Kriege, ihre Feste, ihre Verträge mit den Franzosen. Handelt es sich um die Erfüllung eines Traumes, so gilt ihnen alles für erlaubt. Selbstverständlich ist auch die Zauberei bei diesen Wilden im Schwung. Sobald sie für eine Krankheit keinen Grund

[1] Vgl. den Bericht des P. de Brébeuf vom 27. Mai 1635 in The Jesuit Relations VIII 118; ferner Lafitau a. a. O. I 401 ff.

[2] Lafitau a. a. O. 404.

[3] Relations des Jésuites de la Nouvelle-France I, Quebec 1858, 104 133.

[4] De Rochemonteix a. a. O. 109—110.

wissen, schreiben sie dieselbe geheimen Einflüssen zu und nehmen ihre Zuflucht zu den Zauberern, um die Ursache der Krankheit zu entdecken und sie abzuwenden. Diese Zauberer üben einen großen Einfluß auf die Wilden. Sie stehen nach dem Glauben des Volkes im Verkehr mit den Geistern, erfahren von ihnen vieles, auch Zukünftiges[1].

Innerhalb eines Stammes halten die Wilden treu zusammen; sie helfen sich gegenseitig mit einer rührenden Freigebigkeit; die Gleichheit ist vollkommen; die Familienliebe steigt manchmal bis zum Heroismus, auch unter den Gliedern des Stammes herrscht große Solidarität. Sie behandeln sich gegenseitig mit großer Milde und selbst mit Achtung[2]. Das Bild ändert sich aber vollständig, sobald man das Verhältnis der verschiedenen Stämme gegeneinander betrachtet: hier herrscht Haß, Treulosigkeit, Verrat, Rache, Lüge, Raub, unerhörte Grausamkeit; kurz gegen einen feindlichen Stamm ist alles erlaubt. Wenn wir von Tugenden der Wilden innerhalb der Stammesglieder untereinander gesprochen, so darf das nicht auf das geschlechtliche Gebiet ausgedehnt werden. Hier herrschte die größte Unordnung. Bei allen diesen wilden Stämmen, vielleicht mit einziger Ausnahme der Huronen, war die Vielweiberei als rechtmäßig in Übung, und viele setzten ihren Stolz in eine große Anzahl Frauen und Kinder als Zeichen ihrer Macht und ihrer Herrschaft. Doch wurde der Ehebruch der Frau bei mehreren Nationen streng bestraft, indem man ihr die Nase abschnitt oder ein Stück Haut vom Kopfe losriß. Bei den Illinois wurde die ungetreue Gattin mit dem Tode bestraft; bei den Huronen war die Vielweiberei nicht in Ehren, doch konnten sich die Ehegatten leicht durch gegenseitiges Einverständnis voneinander trennen. Alle Missionäre kommen darin überein, daß die Wilden ausschweifend, gefräßig, faul, unverschämte Bettler und durchtriebene Diebe sind. Im Verkehr mit den Fremden ist ihnen die Lüge etwas Gewöhnliches; sie sind ferner argwöhnisch, verräterisch und über die Maßen eitel[3].

Trotz der großen Ausschweifungen galt doch die Blutschande als verabscheuenswert. Lalemant schreibt: „Es lebt hier einer, der seine eigene Tochter geheiratet hat; aber alle andern Wilden waren darüber entrüstet.“[4] Derselbe Missionär berichtet noch: „Es ist die Gewohnheit dieses Volkes, ihre Väter und Mütter zu töten, wenn sie so alt sind, daß sie nicht mehr wandern können, und sie glauben ihnen damit einen guten Dienst zu erweisen; denn sonst wären sie gezwungen, Hungers zu sterben, da sie den andern nicht mehr folgen können, wenn diese den Aufenthaltsort wechseln; und als ich eines Tages einem sagte, man würde ihm ebenso tun, wenn er einmal alt geworden, antwortete er mir,

[1] De Rochemonteix, Les Jésuites 112 ff.

[2] The Jesuit Relations de 1636, 118. Bezeichnend für die sittlichen Anschauungen der Rothäute ist die Art und Weise, wie sie sich den Europäern gegenüber rühmten: „Ihr seid immer im Streit und Kampf miteinander, wir leben im Frieden; ihr seid neidisch gegeneinander und verleumdet euch gegenseitig; ihr seid Räuber und Betrüger; ihr seid habgierig, ohne Freigebigkeit und Mitleid; wir dagegen, wenn wir ein Stück Brot haben, teilen es unter uns“ (vgl. Relations I, Acadia 1610—1613, 172.

[3] Vgl. de Rochemonteix a. a. O. 121—122.

[4] The Jesuit Relations IV 198.

daß er das erwarte."[1] Die Kriegsgefangenen wurden grausam mißhandelt, durch ein langsames Feuer getötet und dann verzehrt.

Aus den Berichten der Missionäre geht hervor, daß bei den Eingebornen am St Lorenz die Einrichtung bestand, die heute unter dem Namen Totemismus bekannt ist[2]. Die Algonkins glauben, schreibt Bressani[3], „daß alle Tierarten von einem ersten Tier, dem Prinzip und Ursprung aller andern, abstammen. So stammen nach ihrer Meinung alle Biber von einem ersten Biber ab, den sie sich so groß wie eine Hütte vorstellen. Derjenige, der im Traum dieses erste Tier sieht, wird auf der Jagd nach diesem Tier Glück haben. Fragte man sie, wo seine Wohnung sei, so antworteten sie, sie wüßten das nicht mit Sicherheit, aber sie glaubten, die ersten Vorfahren der Vögel seien im Himmel und die andern im Wasser". Nach Lejeune meinten die Indianer, die Hunde, Hirsche, Fische und andere Tiere hätten unsterbliche und vernünftige Seelen[4]. Sie trugen auch oft am Saum ihrer Kleider Schmucksachen aus Bärenklauen, um die Bären leichter zu töten, ohne von ihnen verletzt zu werden[5]. Jeder Stamm hatte ein Tier als Abzeichen und benannte sich nach diesem Tiere oder diesem Gegenstand. Oft trugen die Krieger dieses Tier als Tätowierung auf dem Leibe, oder sie malten es auf den Eingang ihrer Hütte. In den Ratsversammlungen suchten die Redner sorgfältig die Zuhörer an den Namen zu erinnern, den sie trugen und auf den sie stolz waren; so z. B.: „Der Bär hat dieses gesagt oder getan; der Bär ist schlau und böse; die Hände des Bären sind gefährlich."[6] Sie halten, berichtet Brébeuf, die Fische, die Hirsche und die Elentiere für vernünftig, und deshalb werfen sie den Hunden weder die Gebeine der letzteren noch die Überreste der ersteren beim Jagen oder Fischen vor, weil sonst die betreffenden Tiere es bemerken würden und sich nicht fangen ließen. Jedes Jahr einmal verheiraten sie ihre Netze (Seines) mit zwei kleinen Mädchen, die nur sechs oder sieben Jahre alt sein dürfen, damit man sicher sei, daß sie die Jungfrauschaft bewahrt haben, die bei ihnen selten ist. Die Zeremonie dieser Vermählung findet bei einem Festmahle statt, bei dem man das Netz zwischen die beiden Jungfrauen legt, um ihm Glück beim Fischfang zu verschaffen[7]. Das beweist jedenfalls die Wertschätzung der Jungfräulichkeit bei den Indianern. Sie glauben auch, daß die Fische die Toten nicht gern haben, deshalb enthalten sie sich des Fischfangs, wenn einer der Ihrigen gestorben ist.

Wie Brébeuf berichtet, schreiben die Huronen den Ursprung ihrer Feste einer Zusammenkunft der Wölfe mit der Eule zu, bei der dieser Nachtvogel die Ankunft des Ontarraura, eines durch seinen Schwanz dem Löwen ähnelnden Tieres (Panthers?), meldet. Dieser große Ontarraura erweckte, wie sie sagen, bei einem Feste einen großen Jäger, einen treuen Freund der Wölfe, vom Tode. Daraus schließen sie, die Feste müßten imstande sein, die Kranken zu heilen, da sie sogar die Toten wieder zum Leben erwecken könnten[8]. Die hier

---

[1] Ebd. [2] Vgl. oben S. 219 ff.
[3] Relation abrégée usw., Macerata 1653.
[4] The Jesuit Relations VIII 120. [5] Ebd. IX 116.
[6] Vgl. de Rochemonteix a. a. O. I 102; The Jesuit Relations X 256.
[7] The Jesuit Relations X 166. [8] Ebd. 17.

angedeutete Legende lautet nach Hewitt[1] also: Es war unverbrüchlicher Brauch eines gewissen berühmten Jägers, bei jeder Jagd den Vögeln des Himmels und den Tieren des Waldes die Erstlinge seiner Beute zu opfern. Das war diesen Tieren sehr angenehm; als sie nun erfuhren, dieser Jäger sei von seinen Feinden getötet worden, waren sie sehr traurig über den Verlust, und bei einer Versammlung beschlossen ihre Häuptlinge, den toten Freund wieder zum Leben zu erwecken. Das geschah bei einem großen Fest.

2. Nachrichten über die genannten Indianerstämme aus dem 19. Jahrhundert.

Es ist nicht ohne Interesse, die obigen Angaben über die Indianer am St Lorenz und den großen Seen, die fast alle aus dem 17. Jahrhundert stammen, mit den Berichten über dieselben Indianer aus dem 19. Jahrhundert zu vergleichen. Dieser Vergleich dient nicht nur dazu, die obigen Ausführungen zu bestätigen, sondern er zeigt uns auch, wie zäh die Indianer, namentlich in religiöser Beziehung, an den alten Überlieferungen festhalten.

Über den Algonkinstamm der Chippewas oder Odjibwas schreibt ein offenbar sachkundiger Berichterstatter im „Ausland“[2]: „Ihre geschichtlichen und religiösen Überlieferungen stimmen in Bezug auf die Entstehung des Erdballs und das Dasein eines höchsten Wesens in vielen Dingen mit den unserigen überein. Sie glauben, daß der große Geist durch die Macht seines Willens Erde und Himmel hervorrief; dann Tiere und Menschen aus der Erde bildete und den übrigen Raum durch untergeordnete Geister belebte, denen er etwas von seinem eigenen Wesen, sowie einen Teil seiner Macht gab. Er schuf einen großen Geist, den Herrn der Bösen, dem er dienende böse Wesen unterordnete, die dessen Willen ausführen sollen. Auf dem Glauben, daß zwei sich bekämpfende Mächte, welche stets um den Vorrang streiten und Glück und Leben der Menschen in Händen halten, die Welt regieren, beruht die Grundlage ihrer Religion, die in Anbetungen und Opferungen besteht....“

„Die einsichtsvollsten Priester teilen uns mit, daß ihre Vorfahren die Sonne anbeteten, und daß dieser leuchtende Körper als Symbol des göttlichen Geistes betrachtet wurde.... Sie glauben, daß in jedem Menschen zwei Seelen wohnen, die eine fleischlich oder körperlich, die andere geistig oder unkörperlich. Die fleischliche Seele geht unmittelbar nach dem Tod in das Land der Geister zur künftigen Seligkeit ein; die geistige Seele weilt bei dem Körper und schwebt um seinen Begräbnisplatz. Sie verbinden mit dem künftigen Leben nur den Gedanken an Lohn, nicht an Strafe, und hoffen dort ein Paradies zu finden mit allem angefüllt, was dem Auge, Ohr und Geschmack die vollkommenste Befriedigung gewähren kann. Nach ihrer Überzeugung gehen in der unbegrenzten göttlichen Barmherzigkeit alle andern Eigenschaften des großen Geistes auf, außer seiner Macht und Allgegenwart, und sie glauben, daß diese Barmherzigkeit jedem zu teil wird. Im allgemeinen offenbart sich hierin weder ein sehr unterscheidender

[1] Cosmogonic Gods of the Iroquois, zitiert in The Jesuit Relations X 325.
[2] 1857, 791 ff.

moralischer Sinn, noch ein feineres Gefühl in Bezug auf die Verantwortlichkeit ihrer Handlungsweise. Freilich hat sich unter ihnen die unbestimmte dunkle Sage von einem tiefen, finstern Strom erhalten, den die Seele befahren müsse, um in das Land der Seligkeit zu gelangen; aber diese und ähnliche Überlieferungen streiten doch nicht mit ihrem Glauben an die Barmherzigkeit des großen Geistes, der alle ohne Unterschied in die Gefilde der Seligen aufnimmt."

„Dieser Glaube ist so fest bei den Odjibwas, daß die nur ihnen eigentümliche, die höchste Verehrung ausdrückende Benennung für den großen Geist Gozha Monedo, auch Gitchy Monedo (Kitchi-Manitu?) ist, d. h. gnädiger oder barmherziger Geist. Der Ausdruck Wäzheaud bedeutet soviel wie Schöpfer, und sie bedienen sich desselben, wenn sie von den belebten Werken des großen Geistes sprechen, sowie auch im allgemeinen der Bezeichnung Wäosemigoyan oder ‚Vater des Alls'." „Der große Geist der Bösen: Mudje Manedo und Matche Manitu genannt, wird als ein erschaffenes und nicht als ein von Anbeginn bestehendes Wesen gedacht."

Die Sagen der Odjibwas erzählen von einer allgemeinen Sündflut, aus deren Gewässern nur die Bäume hervorragten, die auf den Spitzen der höchsten Berge standen. Ein einziger Mann rettete sich, indem er den Gipfel eines dieser Bäume erklomm. Dieser Mann, Manabozho, war der Halbgott ihrer Dichtungen, der den Wassern Stillstand gebot und die Erde von neuem schuf.

Eine Eigentümlichkeit dieses Volkes bildet der Glaube an die geheimnisvolle und heilige Bedeutung des Feuers. Die heilige Flamme, welche sie durch den Gebrauch des Feuersteins gewinnen, darf weder bei ihren Volksfesten noch bei ihren religiösen Feierlichkeiten fehlen. Selbst die Pfeifen, die eine so große Rolle bei allen Verhandlungen spielen, werden an diesem Feuer angezündet. Es ist für sie das Symbol der Reinheit. Demgemäß dient ihnen die Flamme als sinnbildliche Bezeichnung für die Seele, welche durch den Tod geläutert in das Land der Seligen einzieht. Sie opfern auch dem Feuer einen Teil der ersten Jagdbeute. Alle diese Eigentümlichkeiten beziehen sich wahrscheinlich auf die Anbetung der Sonne, welche sie nach ihren Sagen in frühere Zeiten als Gottheit (der Wohnort oder erste Manifestation der Gottheit?) anbeten[1].

Nach dem Missionär E. Petitot[2] glauben die Algonkins allgemein an zwei Prinzipien: Das eine ist das gute Prinzip, und das nennen sie den guten Geist (Kitchi-Manitu), das andere ist dem ersten untergeordnet und heißt der böse Geist (Matchi-Manitu). Dieser Dualismus findet sich auch bei den Montagnais, aber noch konfuser. Sie fürchten sich fast ebensosehr vor dem, „der im Himmel schläft" und „dem die Erde gehört", als vor dem, „der die Menschen frißt". Die Sklavenindianer nennen den guten Geist Inkfwin-fwetay, d. h. „der im Zenit sitzt". Den guten Geist, den die verschiedenen Nationen der Montagnais anerkennen, verbannen sie in seinen einsamen Himmel, wo er sich um die Dinge hienieden nicht kümmert. Sie betrachten ihn weder als Schöpfer noch als Erhalter der existierenden Dinge. Um so mehr verehren sie den bösen Geist, der ihnen immer auf dem Nacken sitzt, dem sie alles Böse zuschreiben und der deshalb durch die Zauberer vertrieben oder im Zaum gehalten werden muß. Die

---

[1] Ebd. 792. [2] Missions catholiques 1868, 168.

Montagnais haben auch den dunklen Glauben an ein Land „da droben" und ein unterirdisches Land, an geflügelte harmlose Geister und an Wesen, die im Schoß der Erde wohnen. Sie haben eine rohe Idee von der Unsterblichkeit der Seele. Die vom Leibe getrennten Seelen sind den Manen der Alten ähnlich; von einer jenseitigen Bestrafung des Bösen scheinen sie keine Ahnung zu haben.

Über den Algonkinstamm der Kris schreibt der Oblatenmissionär Alb. Lacombe[1]: „Diese Wilden anerkennen den Großen Geist oder den Herrn des Lebens. Sie haben allerdings eine sehr unklare Idee von Gott, aber sie beten ihn an, sie flehen zu ihm und danken ihm." „Die Schwarzfüße (ein anderer Algonkinstamm) halten die Sonne für dieses schöpferische Wesen und bringen ihm bei einem großen Fest zu seiner Ehre blutige Opfer dar. Bei dieser Gelegenheit reinigen sie sich durch Dampfbäder und halten so strenge Fasten, daß sie mehrere Tage weder essen noch trinken." Außer an den guten Geist glauben die Kris auch an einen feindseligen, bösen Geist. Diesem opfern sie einen Hund, damit er ihnen nicht schade, dem guten Geist dagegen opfern sie ein edleres Tier: ein Renntier oder auch einen Hirsch.

Von den oben genannten Kris oder Cristinaux, wie sie auch heißen, den Chippaways (Sauteux) und den Assiniboins (einem Siouxstamm) in Westkanada sagt der Missionär P. Morice[2], alle diese Völker hätten von jeher, auch schon zur Zeit der Entdeckung, allgemein den Kitchi-Manitu, d. h. den „Großen Geist", als den Herrn des Lebens, der alles Gute in der Welt geschaffen habe, angesehen. Zu Ehren dieses großen Geistes hielten sie von jeher periodische Feste, bei denen sie ihm für die dem Stamm erwiesenen Wohltaten dankten und seine Hilfe gegen die Feinde anflehten. Außerdem nehmen sie auch ein böses Prinzip an, den Matchi-Manitu oder bösen Geist, den Urheber aller Übel, den zu besänftigen oder abzuwehren die Hauptaufgabe der Schamanen oder Zauberer ist.

Drittes Kapitel.

Die Eskimo.

Unter dem Namen der Hyperboreer begreift man alle Völker, die den nördlichsten Teil Amerikas jenseits der Waldgrenze bewohnen. Wir rechnen zu ihnen mit Bancroft[3] die Eskimo, die Tlinkits, die Aleuten und die Tinnes oder Denes (auch Athapasken genannt). Alle diese Völker zerfallen in verschiedene Nationen und Stämme mit verschiedenen Sprachen und Dialekten und verschiedenen Organisationen. In diesem Kapitel befassen wir uns nur mit den Eskimo.

Die nördlichsten Bewohner Amerikas von Grönland bis zur Beringstraße sind die Eskimo oder, wie sie sich selbst nennen, die Innuit (Leute, Menschen). Man pflegt sie in drei große Gruppen einzuteilen: die östlichen Eskimo in

---

[1] Missions catholiques 1873, 292.
[2] History of the Catholic Church in Western Canada, Toronto 1910, 4—5.
[3] The native Races of the Pacific States of North America I (1875) 37 ff.

Grönland und Labrador, die zentralen Eskimo in Baffinsland und westlich davon bis hinauf ans Eismeer und südlich bis an die Hudsonsbai und endlich die westlichen Eskimo im nördlichen Alaska. Schon durch ihre fast weiße Hautfarbe bekunden sie ihre große Verschiedenheit von den kupferfarbenen Indianern; sie sind wahrscheinlich verwandt mit den Bewohnern der Kurilen und wie diese aus Asien in ihr heutiges Gebiet eingewandert.

1. Die Grönländer.

Grönland, das große Nordpolargebiet zwischen der Baffinsbai und dem Atlantischen Ozean, ist fast nur an der Westküste bewohnt. Die Einwohner sind, abgesehen von wenigen fremden Ansiedlern, Eskimo und den Bewohnern von Labrador nahe verwandt. Sie sind von kleiner Statur, das Angesicht ist gewöhnlich breit und platt, die Augen sind klein und schwarz. Sie haben selten Bart, weil sie ihn sorgfältig ausrupfen. In ihrem Charakter sind sie ruhig und langsam, aber aufgeräumt und freundlich; dabei um die Zukunft unbekümmert. Sie sind nicht ohne Stolz, setzen sich jedenfalls, wie uns die Missionäre und Reisenden versichern[1], weit über die Ausländer und spotten ihrer wohl heimlich. Sie sind geduldig, wissen ihre Leidenschaften gut zu verbergen, geraten nicht leicht in Zorn, vergessen aber erlittenes Unrecht nie. Eigentlich träge kann man sie nicht nennen, wohl aber sehr unbeständig, da sie leicht eine angefangene Arbeit liegen lassen, wenn sie Schwierigkeiten begegnen. Da Landbau und Viehzucht in jenen Gegenden unmöglich ist, beschränkt sich ihre Tätigkeit fast ganz auf Jagd und Fischfang.

Obwohl die Grönländer, wie Egede bemerkt[2], weder eigentliche Obrigkeit noch Gesetze haben, leben sie doch nicht ohne eine Art Gesetz. Ihre angeborne gute Neigung vertritt bei ihnen die Stelle des Gesetzes und flößt ihnen eine äußere Ehrbarkeit ein. Man muß sich über die Einigkeit und das gute Einvernehmen wundern, worin sie miteinander leben, denn man wird selten Zwistigkeiten, Haß oder Verfolgung unter ihnen wahrnehmen. Die große Ehrfurcht, welche sie gegeneinander haben, würde ihnen nicht einmal gestatten, ihre Widersacher zu beschimpfen. Indessen ist es, wiewohl sehr selten, vorgekommen, daß ein Bösewicht einen Feind ermordet hat. Die Verwandten des Getöteten tragen dann große Gleichgültigkeit zur Schau, warten aber auf die Gelegenheit, blutige Rache zu nehmen.

---

[1] Als Quelle für die grönländischen Eskimo diente uns vorzüglich das Buch: Herrn Hans Egede (Missionärs und Bischofs in Grönland), Beschreibung und Geschichte von Grönland. Übersetzt von Dr J. G. Krünitz, Berlin 1763. Egede war von 1721 bis 1736 Missionär in Grönland und wurde 1740 Superintendent der grönländischen Mission; ferner David Cranz, Historie von Grönland, Barby und Leipzig 1765, 2 Tle. Cranz selbst war nur etwa ein Jahr in Grönland, aber er erhielt viele Angaben von den Herrnhutermissionären und von den dort ansässigen Kaufleuten. Er selbst bezeichnet seine Schilderungen als Kommentar zu den kurzen, aber zuverlässigen Angaben von Egede; weiterhin benutzten wir Henry Rink, Danish Greenland, its people and its products. Edited by Rob. Brown, London 1877; endlich Waitz, Anthropologie der Naturvölker III 1, 300 ff.

[2] A. a. O. 144.

Die „alten Hexen“ werden mit dem Tode bestraft, die Grönländer halten sich dazu für berechtigt, weil Personen, die heimlich andern den Tod zufügen, nicht zu leben verdienen. „Sie bestehlen sich einander niemals“, sie leiden keinen Diebstahl unter sich, und sie halten nicht für nötig, das, was sie besitzen, zu verschließen. Der Diebstahl unter ihnen wird so verabscheut, daß, wenn ein Mädchen stiehlt, es die Hoffnung auf eine gute Heirat verliert. „Uns hingegen, die wir Fremdlinge sind“, zu bestehlen, daraus machen sie sich kein Gewissen[1].

Was die im sechsten Gebot verbotenen Sünden betrifft, schreibt Egede, so haben wir niemals weder in ihren Worten noch Werken wahrgenommen, daß sie zu irgend einer Unreinigkeit geneigt waren, ein gewisses anstößiges Spiel unter verheirateten Personen etwa ausgenommen. — Sie sind ungemein gastfrei. Sobald ein Fremder in ein Haus getreten, fordert man ihm sofort seine Kleider ab, um sie zu trocknen. Sie haben fast alles unter sich gemein; hat jemand nichts, so lassen ihn die andern gewiß nicht Hungers sterben. — Rücksichtlich der Ehe sagt Egede[2], gewöhnlich sei der Grönländer mit einer Frau zufrieden, nur wenige haben mehrere Frauen, wodurch sie sich als Leute zeigen wollen, die mächtiger und geschickter sind als andere. Seit der Ankunft der Dänen sind die Frauen eifersüchtig, wenn ihre Männer mehr als eine Frau haben. Die verheirateten Leute leben aber sehr ungebunden. Bei dem schon angedeuteten Spiel versammelt sich eine Anzahl Männer und Frauen, die einander zuerst Geschenke geben und dann singen und tanzen. Zuletzt verschwinden die Männer mit fremden Frauen hinter einem Vorhang. Man sieht denjenigen, der seine Frau ohne Widerstand einem andern überläßt, als einen trefflichen Mann an. Die verheirateten Frauen halten es für ein Glück, sich einem Angekok (Zauberer) hinzugeben; ihre Männer selbst bezahlen den Angekok, damit er mit ihren Frauen verkehre, besonders wenn sie keine Kinder haben. „Die Mädchen dagegen sind tugendhaft, schamhaft und züchtig. Wir haben niemals gesehen, daß sie sich einiger Freiheiten mit den Junggesellen bedienet hätten. In den 15 Jahren, die ich in Grönland gewohnt, habe ich von nicht mehr denn zwei oder drei Mädchen gehört, die schwanger geworden, und man sieht dies als einen großen Schimpf an.“

Sie heiraten niemals Verwandte bis zum dritten Grad, weil sie das für unanständig halten; auch ein Jüngling und ein Mädchen, die im selben Hause erzogen wurden, dürfen sich nicht heiraten, man sieht sie wie Geschwister an. Die Heirat geschieht in folgender Weise: Wenn ein junger Mann ein Mädchen liebgewonnen, hält er bei ihren Eltern und Verwandten um sie an. Willigen diese ein, so beauftragt er zwei alte Frauen, ihm die Braut zuzuführen; ein starker Jüngling pflegt sie wohl auch in sein Haus zu schleppen. In beiden Fällen muß das Mädchen „der Schamhaftigkeit halber“ sich stellen, als ob es gezwungen würde; widrigenfalls würde es beschuldigt, eine starke Begierde zum Heiraten zu haben. Im Hause des Bräutigams bleibt die Braut eine Zeitlang mit aufgelösten Haaren still in einem Winkel sitzen; der Mann tut sein möglichstes, um ihre Einwilligung zum Zusammenleben zu erlangen; sobald ihm dies

[1] Egede, Beschreibung und Geschichte von Grönland 146. [2] Ebd. 159.

gelungen, ist die Ehe geschlossen[1]. Die Ehen werden leicht aufgelöst, solange die Gatten keine Kinder haben. Sind aber einmal Kinder da, so scheidet meist erst der Tod die Gatten. Nach Cranz kommt es auch vor, daß schon Kinder von den Eltern miteinander verlobt werden.

Die Kinder werden von den Eltern sehr geliebt und von den Müttern bis ins dritte und vierte Jahr gesäugt, weil ihnen passende Kinderspeisen fehlen. Sie wachsen ohne eigentliche Erziehung auf und werden weder geschlagen noch mit harten Worten gestraft; es würde auch vergeblich sein, wie Cranz bemerkt, da der Grönländer sich eher totschlagen als zu etwas zwingen ließe, was man von ihm nicht durch Bitten und vernünftige Vorstellungen erlangen kann. Übrigens folgen die Kinder gern, weil sie wollen, dafür verlangen sie aber auch freundlich und gut behandelt zu werden. Sobald ein Knabe Hände und Füße regen kann, gibt ihm der Vater Pfeil und Bogen und ein Messer zum Schnitzen, damit er sich darin übe; gegen das zehnte Jahr gibt er ihm einen Kajak (Boot). Im 15. oder 16. Jahr muß er mit auf den Seehundsfang. Von dem ersten Seehund, den er fängt, wird den Hausleuten und Nachbarn ein Gastmahl bereitet, und die Weiber sind von da an bedacht, ihm eine Braut zu suchen. Wer noch keinen Seehund gefangen, wird verachtet und muß sich mit weiblicher Nahrung begnügen. Wenn der Jüngling 20 Jahre alt ist, muß er sich seinen Kajak und seine sonstigen Gerätschaften selbst verfertigen. Einige Jahre darauf heiratet er, bleibt aber bei seinen Eltern wohnen, solange sie leben, und die Mutter behält stets die Wirtschaft. Die Mädchen tun bis ins 14. Jahr, außer daß sie etwa ein Kind warten und Wasser holen, nichts als plaudern, singen und tanzen; hernach aber müssen sie nähen, kochen, gerben, und wenn sie stärker werden, im Weiberboot rudern und Häuser bauen helfen[2]. Das Los der Frau vom 20. Jahr an ist ein sehr hartes und trübseliges. Sie muß den Seehund aus dem Wasser ziehen, sie muß schlachten, kochen, gerben, Kleider und Schuhe verfertigen und auch das Haus bauen, mit Ausnahme des Holzwerkes, das der Mann besorgt. Obwohl aber die Frauen ein hartes Leben haben, werden sie durchschnittlich viel älter als die Männer, weil von diesen viele infolge der gefährlichen Seefahrten und der damit zusammenhängenden unregelmäßigen Lebensweise frühe sterben.

Im geselligen Verkehr sind die Grönländer bescheiden, eingezogen, höflich und schamhaft; sie haben eine große Furcht davor, sich lächerlich zu machen oder ihren ehrlichen Namen einzubüßen. Sie kennen zwar nach Cranz nicht die europäischen Grüße und Ehrenbezeigungen, doch zeigen „Kinder und Gesinde gegen die Alten und alle gegeneinander die nötige Achtung und Ehrerbietung“[3]. Auch haben sie in Bezug auf Anstand oft andere Begriffe als wir; was natürlich ist, scheint ihnen nicht unanständig zu sein[4]. Sie treiben unter sich eine Art Tauschhandel. Zu diesem Zweck kommen sie an einem bestimmten Ort zum Markt zusammen.

---

[1] Ebd. 162. [2] Cranz, Historie von Grönland 214—215.

[3] Ähnliches bezeugen Hans Egede und Saabye, ein Nachkomme des Hans Egede, der seit 1721 an der Bekehrung der Grönländer arbeitete (vgl. Ausland 1886, 349: Auch im hohen Alter werden die Eltern von den Kindern mit Liebe und Ehrfurcht behandelt).

[4] Cranz a. a. O. 223.

Dieser Markt wird alle Jahre im Winter am Sonnenfeste gehalten. Sie legen daselbst ihre Waren aus und fordern dafür diejenigen, welche sie haben wollen. Die Einwohner im Süden haben keine Walfische und die im Norden kein Holz. Es gehen also vom Süden Schiffe ab, welche drei- oder vierhundert Meilen weit nach der Diskobai fahren. Daselbst vertauschen sie Holz und Gefäße von unechtem Marmor gegen Hörner und Fischzähne, Walfischbarten, Rippen usw. Auf diesen Reisen nehmen die Eskimo ihre ganze Familie, Hab und Gut mit sich. Der Handel mit den Fremden besteht in Fuchs- und Seehundsfellen und besonders in Fischtran, wofür sie allerlei europäische Waren eintauschen.

Cranz beschreibt ausführlich die Tänze und Belustigungen und die Zweikämpfe, die sie Sängerstreit nennen. Ein Grönländer, der sich beschimpft glaubt, bezeigt darüber keinen Zorn, sondern gießt alle seine Galle in eine Satire aus, welche er beim Singen und Tanzen seiner Familie wiederholt, bis er sie auswendig weiß. Dann fordert er seinen Gegner zu einem Zweikampf mit der Zunge heraus. Dieser nimmt die Herausforderung an. Der eine fängt an, seine Verse unter Trommelklang herzusingen, wobei seine Anhänger ihm durch lautes Lachen und Rufen Beifall zollen. Dann kommt der Gegner an die Reihe. Derjenige siegt, der den letzten Angriff tut. Diese Satiren, meint Cranz, werden eine Unterweisung für alle. Die Grönländer „bedienen sich dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu besseren Sitten zu bewegen, die Schuldner zum Bezahlen zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzuhalten, alle Übervorteilungen und Ungerechtigkeiten in ihren Hantierungen, ja sogar den Ehebruch zu rächen, indem die Grönländer durch nichts so sehr in Ordnung zu erhalten sind als durch allgemeine Beschämung. Ja diese lustige Rache verhindert manchen, sein rachgieriges Gemüt durch Repressalien oder gar den Mord auszuüben“. Doch kommt es dabei vorzüglich auf ein gutes Mundstück an, „daher die berühmtesten Satirici und Sittenlehrer auch unter den Grönländern gemeiniglich die schlechtesten in ihrer Aufführung sind“[1].

Bei diesen Belustigungen und Spielen werden auch die Streitigkeiten geschlichtet und die gemeinsamen Angelegenheiten erledigt. Da herrscht volle Freiheit. Der Vater regiert seine Familie, niemand aber die ganze Versammlung. Hier gibt es keine Autorität als die durch Achtung, Alter, gesunde Vernunft, Erfahrung, Ruhmestaten, Kenntnis der zum Fischfang geeigneten Orte und Zeiten erworbene. Ein Mann, der dieses Verdienst hat, empfängt die freiwillige Huldigung des ganzen Hauses oder Kreises. Wenn jemand seiner Anordnung nicht folgt, so beschließt die ganze Hütte gemeinschaftlich, den folgenden Winter nicht mehr mit diesem Ungehorsamen zu wohnen. — Jeder Grönländer kann hingehen, wohin es ihm gefällt; wenn er an einem Orte schon Leute findet, so läßt er sich nicht nieder, ohne daß er eingeladen werde. Der Fischfang und die Jagd sind frei. Derjenige, welcher Treibholz oder Tierhäute oder Schiffstrümmer an der Küste gefunden, bemächtigt sich derselben und eignet sie sich an, auch wenn er nicht an diesem Ufer wohnt. Er zieht aber diese Beute ans Land und legt einen Stein auf den Haufen, den er daraus macht. Das

---

[1] Cranz, Historie von Grönland 232.

ist das Zeichen seines Eigentums; niemand rührt es an. Wenn dem Fischer seine Beute mit dem Wurfspieß im Rücken durchgeht und ein anderer Fischer das flüchtige Tier tötet, so gehört nach dem Rechte der Grönländer die Beute dem ersten Stoß und nicht dem letzten. Wenn verschiedene Pfeile ein Renntier treffen, so gehört es dem, dessen Pfeil zunächst am Herzen getroffen hat. Seitdem die Grönländer Flinten haben und niemand seine Kugel kennt, kommt es oft zu Streitigkeiten über das Recht an der Beute [1].

Die Grönländer, meint Cranz, leben im Vergleich zu den zivilisierten Nationen in Armut, aber sie empfinden das nicht, weil sie wenig Bedürfnisse haben, so daß man sie ein glückliches Volk nennen kann. Die groben Laster anderer Nationen kommen bei ihnen selten vor. Man hört bei ihnen kein Fluchen, Schwören, Schelten, Zanken, Schimpfen, und obgleich sie Scherze lieben, vernimmt man doch keine unzüchtigen Reden und Zoten. „Vom Lügen, Betrügen und Stehlen hört man selten; Straßenraub und Gewalttätigkeit ist etwas Unerhörtes.“ [2] „Von der Trunkenheit wissen sie nichts.“ Der Einfluß der „Zivilisation“ scheint hierin eine beträchtliche Änderung hervorgebracht zu haben. „Die Furcht vor der Wiedervergeltung des Bösen hält sie von vielen, und die Scheu und Scham vor einem bösen Namen von den meisten Lastern zurück. Ein Grönländer darf nicht rauben, töten, schlagen; denn es könnte ihm oder seinem liebsten Freunde das Leben kosten. Sie müssen sich ordentlich sittsam und friedlich gegeneinander betragen; denn sonst würden sie in übles Geschrei kommen; junge Leute müssen einander wohlanständig und züchtig begegnen, damit sie nicht ihren guten Namen oder gar ihr zeitliches Glück einbüßen“ usw. [3] Cranz fügt aber selbst hinzu, auch bei andern Nationen mit Gesetzen und Polizeiordnungen sei dies der Fall. Von der Dankbarkeit sagt Cranz: Empfangen sie eine Wohltat, besonders von einem Europäer, so wissen sie außer dem Kujonak: Schönen Dank! von keiner Erkenntlichkeit [4], aber die Worte beweisen doch, daß ihnen der Begriff der Dankbarkeit nicht fehlt.

Wenn ein Mann stirbt, so erbt der älteste Sohn das Zelt und das Weiberboot, d. h. Haus und Hof, aber er muß die Mutter mit den übrigen Kindern, die die Kleider unter sich teilen, ernähren. Ist kein erwachsener Sohn vorhanden, so soll der nächste Verwandte erben und die Witwe mit den Kindern versorgen. Hat dieser selbst Zelt und Boot, so soll er die Erbschaft und die Schuldigkeit einem Fremden überlassen, weil niemand zwei Zelte und Boote zugleich im Stand halten kann. Wenn die Kinder groß geworden sind, haben sie nicht das Recht, ihr väterliches Erbe zu verlangen, wofern nicht der Fremde, der sie an Kindes Statt angenommen, selbst ohne Kinder stirbt oder junge Waisen hinterläßt, denn in diesem Fall bekommen die Adoptivkinder die Erbschaft der wahren Kinder zugleich mit der Pflicht diese zu ernähren [5].

Stirbt jemand, so beginnt ein großes Heulen und Weinen, das eine Stunde dauert. Inzwischen bereitet man das Grab. Die Leiche wird nie durch die Türe ins Freie gebracht, sondern durch das Fenster; ist der Heimgegangene in einem Zelte gestorben, so bringt man ihn durch eine Öffnung

---

[1] Ebd. 235. [2] Ebd. 240. [3] Ebd. 242. [4] Ebd. 245.
[5] Ebd. 248.

hinaus, indem man eine von den Häuten wegzieht, welche das Zelt umhüllen. Auf den Boden des Grabes legt man etwas Moos und breitet darüber ein Fell aus. Der in den schönsten Pelz oder das beste Seehundsfell eingenähte Leichnam wird mit einer Haut und grünem Rasen zugedeckt, und darüber türmt man zum Schutz große Steine auf. Neben das Grab legt man den Kajak des Toten, seine Pfeile und täglichen Werkzeuge oder, wenn es sich um eine Frau handelt, ihr Messer und ihre Nadeln; denn die Toten würden sehr betrübt, wenn sie dieser Dinge beraubt wären. Außerdem glauben viele, man brauche diese Hilfsmittel in der andern Welt [1]. Auf das Grab eines Kindes setzt man einen Hundskopf, denn die Seele eines Hundes, sagen sie, weiß ihren Weg überall zu finden und wird dem armen Kinde, welches nichts weiß, den Weg der Seelen zeigen. — Ein Kind an der Brust, welches nichts als Milch vertragen und keine Amme finden kann, wird mit seiner toten Mutter oder nicht lange danach begraben, wenn der Vater weder Mittel hat, es zu erhalten, noch das Herz, es länger leiden zu sehen. Eine alte und kranke Witwe ohne Kinder oder Verwandte, welche sie zu erhalten imstande sind, wird lebendig begraben; sie halten das nicht für eine Grausamkeit, sondern für eine Wohltat, weil es die Schmerzen und Leiden abkürzt. Cranz vermutet aber, es geschehe aus Geiz und Unempfindlichkeit. Vielleicht ist auch Aberglaube im Spiel, denn ein alter unnützer Greis, der keine Verwandten hat, wird nicht lebendig begraben, sondern auf eine öde Insel gebracht, wo man ihn seinem Schicksal überläßt. — Wie viele andere Völker glauben auch die Grönländer sich zu verunreinigen, wenn sie irgend etwas berühren, was dem Toten gehört hat [2].

Die religiösen Anschauungen der Grönländer sind recht unklar und verworren. Sicher ist nur, daß sie eine dunkle Idee von einem höchsten Wesen, Torngarsuk, und von einem jenseitigen Leben haben; außerdem glauben sie an verschiedene Geister und sind sehr der Zauberei und der Wahrsagerei ergeben. So schreibt Egede [3]: „Wenn man bedenkt, daß sie einen Begriff von der Unsterblichkeit und von einem besseren Leben, als das gegenwärtige ist, haben, daß sie verschiedenen Arten von Aberglauben ergeben sind und an ein geistiges Wesen glauben, welches sie Torngarsuk nennen, dem sie eine übernatürliche Kraft und Vermögen, nicht aber das Dasein der Geschöpfe beilegen und von dessen Ursprung sie verschiedene lächerliche und ungereimte Fabeln erzählen, so muß man annehmen, daß sie eine Art von Gottesdienst haben, obgleich sie selbst nicht wissen, was Gott sei." Obschon alle ihre abergläubischen Gebräuche durch ihren Torngarsuk ihr Ansehen erlangt haben und die Angekuten (Angekoken = Zauberer) ihn für ihren weissagenden Götzen halten und bei allen Gelegenheiten zu Rate ziehen, so kennen ihn doch die

---

[1] Cranz, Historie von Grönland 302. Egede (Beschreibung und Geschichte von Grönland 167) meint, man lege die Gegenstände des Verstorbenen in oder neben das Grab bloß aus Abscheu vor diesen Dingen oder aus Furcht, ihr Anblick möchte zum Weinen veranlassen. Das klingt doch sehr unglaublich.

[2] Egede a. a. O. 169.

[3] Ebd. 197. Vgl. auch Burkhard, Die evangelische Mission unter den Eskimo in Grönland und Labrador; 2. Auflage von Grundemann, Bielefeld und Leipzig 1876, 32 ff.

meisten Grönländer nur dem Namen nach. Die Angekuten selbst haben verschiedene Vorstellungen von ihm. Einige geben ihm die Gestalt eines Bären, andere sagen, er habe keine Gestalt, wieder andere geben vor, er könne nicht sterben, während andere behaupten, ein Hauch könne ihn umbringen. Sie geben ihm den vornehmsten Platz auf der Erde an einem Ort, wo beständig schöne Tage und gutes Wasser nebst allerlei Wildbret und Vögel im Überfluß zu finden sind. Sie wollen auch wissen, daß er im Wasser sei usw. In der Luft, geben sie ferner vor, ist ein Geist namens Innerterrisok, d. h. „derjenige, welcher verbietet", da er ihnen durch Angekuten gewisse Dinge zu tun verbietet, wofern sie sich wohl befinden wollen. Endlich reden sie auch von einem Luftgeist Erloereartok, d. h. „der, welcher die Eingeweide herausreißt". Er ernährt sich von den Eingeweiden der Toten, welche in den Himmel eingehen. — Ein jegliches Element hat nach den Grönländern seine festgesetzten Innuä, d. h. seine Beherrscher, aus denen ein Angekok seinen Torngak oder besondern Schutzgeist nimmt[1]. Nach Egede haben auch einige ihre verstorbenen Eltern zum Torngak, andere nehmen sogar Leute aus andern Nationen dazu. „Ich weiß nicht, ob Torngak oder Torngarsuk einerlei sei, so viel ist mir bekannt, daß einer vom andern abstammt." [2]

Mit den Angaben Egedes stimmen im wesentlichen die von Cranz überein. Außer von den Seelen der Menschen reden die Grönländer von andern großen und kleinen Geistern. Große gibt es nur zwei: einen guten und einen bösen. Den guten nennen sie Torngarsuk, den bösen halten sie für sein Weib, das keinen Namen hat. Die nördlichen Grönländer sagen, es sei die Tochter eines mächtigen Angekok, es wohne unter dem Meere in einem großen Palast, wo es alle Tiere des Ozeans gefangen hält. Die Tore des Palastes werden von schrecklichen Seehunden bewacht. Wenn die Grönländer auf dem Meere Hungersnot leiden, so bezahlen sie einen Angekok, damit er das böse Weib besänftige. Das gute Wesen, Torngarsuk, verteidigt die Grönländer nicht immer, doch lieben und schätzen sie es und wünschen nach dem Tod zu ihm zu kommen und mit ihm im Überfluß zu leben. Wenn die Europäer ihnen von Gott und seiner Allmacht reden, so glauben sie, das sei ihr Torngarsuk, obgleich sie ihm nicht die Allmacht und die Herrschaft über alle Dinge zuschreiben. Eigentliche Verehrung erweisen sie ihm nicht, weil er so gut sei, daß er nicht erst die Wünsche und Opfer erwarte. Doch haben sie die Gewohnheit, auf der Jagd oder beim Fischfang ein Stück Speck oder das Fell eines Tieres, besonders die Haut des ersten Renntieres, das sie erlegen, auf einen großen Stein zu legen, und fragt man sie nach der Ursache dieses Brauches, so antworten sie, sie hätten dies von ihren Vätern gelernt, welche es taten, um Glück in den Unternehmungen zu haben[3].

---

[1] Egede a. a. O. 199.

[2] Ebd. 200. Wenn der eine vom andern abstammt, können sie wohl nicht identisch sein.

[3] Cranz a. a. O. 265—266. Auch nach Rink (Danish Greenland usw. 141) haben die Grönländer Torngarsuk als ihr höchstes Wesen betrachtet, von dem sie für übernatürliche Hilfe ganz abhängig waren und in dessen Wohnung nach dem Tode alle Personen ein glückliches Dasein erlangten, welche zum Wohle ihrer Mitmenschen gekämpft und gelitten hatten.

Außer den genannten höheren Geistern glauben die Grönländer auch an viele untergeordnete, gute und böse Geister. Einige leben in der Luft und beobachten die Seelen auf ihrer Reise, um ihnen die Eingeweide herauszureißen und zu verzehren; andere sind im Meere und fressen die Füchse, wenn sie den Fisch am Ufer angreifen wollen. Sie haben auch feurige Geister, welche sie in den Nordlichtern und Irrwischen fliegen sehen. Ferner haben sie Schutzgeister der Berge, des süßen Wassers usw.

Eine wichtige Rolle spielen bei den Grönländern die Angekok (Angekuten, Wahrsager und Zauberer). Wer ein Angekok werden will, muß durch Prüfungen in sein Amt eingeweiht werden und einen von den Geistern zur Verfügung erhalten. Zu diesem Zweck begibt sich der Kandidat in die Einsamkeit, um den Torngarsuk zu bitten, ihm einen Geist zu schicken. Durch Fasten, Kasteien und Betrachten gerät er in einen solchen Zustand, daß er allerlei Erscheinungen hat und dieselben für den gewünschten Geist hält. Wenn er den Torngarsuk anrufen will, muß er sich auf einen großen Stein setzen und sein Gebet an ihn richten. Bei seiner Erscheinung fällt der erschrockene Jünger wie tot hin und bleibt drei Tage in diesem Zustand. Alsdann erweckt ihn der große Gott und gibt ihm einen Schutzgeist, der ihn in seinem Amt unterrichtet und in kurzer Zeit in den Himmel oder in die Hölle führt [1]. Die Angekok behaupten Krankheiten zu heilen, mit Torngarsuk zu sprechen und von ihm zu erfahren, wie man ein Unternehmen erfolgreich machen könne, ob jemand bald sterben werde und aus welcher Ursache usw. Obwohl sie der Erfolg oft Lügen straft, glaubt ihnen das Volk doch, namentlich wenn sie im Namen Torngarsuks reden.

Nach Cranz gab es schon aufgeklärte Grönländer, die meinten, die Menschen endeten im Tode wie die Tiere; andere nehmen zwei Seelen an: den Schatten und den Odem des Menschen; sie meinen, daß die Seele den Leib verlasse und auf die Jagd und zum Besuch gehen könne. Die Träume, die bei den Grönländern sehr lebhaft sind, haben sie auf diese Meinung gebracht [2]. Auch an eine Seelenwanderung glauben viele. Die Vernünftigsten unter ihnen glauben an eine geistige Seele, welche sich nicht mit leiblicher Nahrung erhält, man weiß aber nicht wie. Insgemein stellen sie sich den Zustand nach dem Tode besser vor als dieses zeitliche Leben und glauben, daß dasselbe nie aufhört [3].

Das Paradies verlegen nach Cranz die meisten in die Tiefe des Meeres. Da wohnt Torngarsuk und seine Mutter [4], da ist beständiger Sommer und Sonnenschein und Überfluß an allem, da kommen nur die Seelen hin, die arbeitsam gewesen, große Taten vollbracht, viele Walfische und Seehunde gefangen, sehr viel ausgestanden haben oder bei der Niederkunft gestorben sind. Man sieht daraus, bemerkt Cranz, daß sie ehedem einen Begriff von der Belohnung des Guten gehabt haben. Um in dieses Elysium zu gelangen, müssen die abgeschiedenen Seelen fünf Tage oder noch länger an einem rauhen Felsen,

---

[1] Egede, Beschreibung und Geschichte von Grönland 201—202. Cranz, Historie von Grönland 268.

[2] Cranz a. a. O. 257. [3] Ebd. 258.

[4] Nach Egede (a. a. O. 213): mit seiner Großmutter oder Tochter.

der schon ganz blutig ist, herumrutschen. Besonders bedauert werden die Seelen, die diese Reise im Winter oder bei stürmischem Wetter machen müssen, weil sie dann leicht zu Schaden kommen, was man den zweiten Tod nennt, wo nichts zurückbleibt. Und das gilt ihnen als das Traurigste. Daher müssen die Hinterbliebenen während dieser fünf oder mehr Tage sich gewisser Speisen und aller geräuschvollen Arbeit enthalten, damit die Seele nicht beunruhigt werde und verunglücke. Man sieht hieraus, bemerkt Cranz, daß die Grönländer Entsetzen vor der gänzlichen Vernichtung der Seele haben [1].

Andere setzen ihr Paradies in den Himmel über den Regenbogen. Die Seele fliegt so leicht zu den Sternen, daß sie schon am ersten Abend ihrer Reise auf dem Monde anlangt, wo sie mit andern Seelen tanzt und Ball spielt. Die Nordlichter sind nach der Meinung der Grönländer nur Tänze der Seelen. Sie haben ihre Zelte neben einem großen See, in dem Überfluß an Fischen und Vögeln ist. Wenn dieser See überläuft, so regnet es auf Erden, und wenn er seinen Damm zerreißt, so wird es eine allgemeine Sündflut geben. Die Anhänger des unterirdischen Elysiums sagen, das himmlische Paradies sei für die Bösen und Hexen gemacht, deren Seelen vor Hunger in dem leeren Luftraum verschmachten und sterben müssen. Oder sie würden da beständig von Raben angefallen und zerhackt oder weder Frieden noch Ruhe haben und wie durch die Flügel einer Windmühle in den Himmel gerissen werden. Die Weisen von Grönland halten sich über beide Sekten auf und sagen nur, sie wüßten nicht, was die Seelen nach diesem Leben für Nahrung und Beschäftigung erhielten; sie würden aber gewiß in einer Wohnung des Friedens leben. Die Hölle hingegen setzen sie in die unterirdische Gegend, wo niemals Licht und Wärme hinkommt und Qual und Unruhe herrschen. Diejenigen, welche durch die Furcht vor dieser Pein zurückgehalten werden, führen ein ordentliches Leben und enthalten sich alles dessen, was nach ihrer Ansicht böse ist [2]. Nach Egede wissen aber die Grönländer nichts von einem Unterschied im Zustand der Seelen nach dem Tode. Alle insgesamt kommen in das Land der abgeschiedenen Seelen, wo es besser ist als hier auf Erden. Doch erwähnt er einen Aufenthaltsort der Seelen. Der eine ist einzig und allein für die Frauen, die im Kindbett sterben, und für die, welche auf dem Meer oder beim Walfischfang ertrinken. „Es ist gleichsam eine Belohnung für die Beschwerden, die sie in diesem Leben ausgestanden." Alle übrigen gehen in den Himmel [3].

Die Grönländer haben auch Sagen über die Entstehung und das Ende der Welt und die Sündflut. Cranz meint, dieselben stammten von den Europäern, doch fand sie schon Egede vor. Der erste Mann, sagen sie, entstand aus der Erde, die erste Frau aus dem Daumen des Mannes, und von diesen beiden stammt das Menschengeschlecht ab. Der Mann brachte alle andern Dinge in die Welt, die Frau den Tod, indem sie zu allen Kindern sagte, sie müßten sterben, um ihrer Nachkommenschaft Platz zu machen. In der darauf folgenden Zeit wurde die Erde von einer Sündflut überschwemmt, ein einziger Mann,

[1] Cranz a. a. O. 259. Egede a. a. O. 216. [2] Cranz a. a. O. 260.
[3] Egede a. a. O. 212.

der im Wasser erhalten wurde, schlug mit seinem Stabe die Erde, da kam eine Frau heraus, und so wurde die Erde wieder bevölkert. Nach Verlauf von Jahrhunderten wird das Menschengeschlecht von der Erde verschwinden, die Erde in Stücke zerbrochen und durch eine große Überschwemmung vom Blute der Toten gereinigt werden. Dann wird die Erde neu gebildet und allezeit angenehm sein; die Tiere werden wieder geboren werden. Was die Menschen betrifft, so wird das Wesen da droben (Pirksoma) sie anblasen und wieder beleben. Was dieses Wesen da droben sei, wissen sie nicht[1]. Vielleicht enthält der Ausdruck eine dunkle Idee von Gott und der Auferstehung im christlichen Sinne.

2. Die zentralen Eskimo.

Die zentralen Eskimo in dem unermeßlichen Gebiet westlich von der Baffinsbai und nördlich von der Hudsonbai bis zum Eismeer sind bis heute noch wenig erforscht. Da sie meistens mehrmals im Jahre ihre Niederlassungen wechseln, ist es schon aus diesem Grunde fast unmöglich, eine feste Missionsstation bei ihnen zu errichten. Dazu kommen noch die ungeheuern Schwierigkeiten des Klimas, über die wohl der Eskimo, aber kaum ein Europäer Herr werden kann. So sind wir fast ganz auf die Angaben der Reisenden angewiesen, die selten länger als einige Monate bei ihnen verweilten. Wir stellen die wichtigsten Zeugnisse der Reisenden über die sittlichen und religiösen Anschauungen der zentralen Eskimo hier zusammen.

1. Die Anschauungen der Eskimo in Baffinsland und den angrenzenden Gebieten hat F. Boas[2] nach früheren Berichten und eigenen Beobachtungen geschildert. Die ersten Angaben über die Religion dieser Eskimo finden sich in Warmows[3] Tagebuch seines Besuches im Cumberlandsunde. Da ist die Rede von einem guten und einem bösen Geiste. „Der gute Geist heißt Sanaq oder Sana, scheint von ihnen aber ganz eigentlich als der unbekannte Gott verehrt zu werden. Niemand konnte auf Bruder Warmows oftmalige Fragen eine bestimmte Auskunft darüber geben, was sie sich eigentlich für eine Vorstellung von ihm machen; nur so viel wurde zu wiederholten Malen gesagt, daß sie ihn um Hilfe anriefen, wenn sie in Not und Verlegenheit seien. ‚Dann bitten wir ihn', sagte einer der Männer, ‚und dann verschafft uns Takaq (der Mond), was wir bedürfen: Seehunde und Renntiere.' Ein anderer sagte, Sanaq habe einst auf der Erde gelebt und sei dann in den Mond gefahren, wo er sich noch jetzt befinde." Aus der letzten Bemerkung geht klar hervor, daß die Eskimo den Takaq keineswegs mit dem Mond identifizieren.

Im Bericht über seine Reisen in der Frobischerbai schreibt C. F. Hall[4]: „Sie kennen eine Gottheit, einen Mann, welchen sie Anguta nennen, der das Meer und die Himmelskörper schuf. Sie kennen außerdem eine ihm untergeordnete Gottheit, eine Frau, die Tochter Angutas, welche sie Sid-ne nennen.

[1] Cranz, Historie von Grönland 263.

[2] Die religiösen Vorstellungen und einige Gebräuche der zentralen Eskimo, in Petermanns Geographischen Mitteilungen XXXIII (1887) 302 ff.

[3] Missionsblatt der Brüdergemeinde 1859, Nr 1, S. 19, bei Boas a. a. O. 303.

[4] Life with the Esquimaux 524, bei Boas a. a. O. 303.

Sie soll alle lebenden Wesen, Tiere und Pflanzen, geschaffen haben. Sie wird auch als Schutzgeist der Innuit betrachtet. Zu ihr beten sie, ihr opfern sie, und ihre religiösen Bräuche beziehen sich meist auf sie." Boas behauptet, den zentralen Eskimo sei der Torngarsuk der Grönländer unbekannt, statt seiner verehrten sie eine weibliche Gottheit Sedna. Vielleicht ist aber Anguta, von dem Hall spricht, nur ein anderer Name für Torngarsuk. Denn obwohl auch nach ihm Sedna den Mittelpunkt der religiösen Verehrung bildet, ist diese weibliche Gottheit doch dem Anguta untergeordnet. Einer alten Sage zufolge lebte vor langer Zeit ein Mann, Saviqong (Anguta?), mit seiner Tochter Sedna am einsamen Strande. Viele Jünglinge bewarben sich um die Hand der schönen Sedna, sie wies aber alle Bewerber stolz ab. Endlich kam ein Sturmvogel über das Meer und warb um Sedna. „Komm zu mir in das Land der Vögel, wo niemals Hunger herrscht; meine Genossen, die Sturmvögel, sollen dir alles bringen, was dein Herz begehrt." Sie ließ sich betören und folgte ihm über das weite Meer. Bald aber fand sie, daß sie von ihrem Gatten betrogen worden und ins Elend geraten war. Nun flehte sie: „Aja, o Vater, wüßtest du mein Leid, zu mir würdest du ziehen . . .; komm und nimm mich zur Heimat zurück." Nach einem Jahr besuchte der Vater die Tochter, und da ihr Los ihn jammerte, nahm er sie in sein Boot. Als der Sturmvogel die Flucht seines Weibes gewahrte, verfolgte er es zornig und erregte einen gewaltigen Sturm. In der höchsten Todesgefahr beschloß der Vater, die Tochter zu opfern und warf sie über Bord. Sie klammerte sich an dem Rand des Bootes fest. Da schlug er ihr mit einem Messer die ersten Glieder der Finger ab, aus denen Walfische wurden, dann, da sie sich trotzdem festhielt, die zweiten Glieder, aus denen Seehunde wurden. Als sich der Sturm endlich legte, erlaubte der Vater der Tochter, ins Boot zu kommen. Sie hegte seitdem einen tödlichen Haß gegen ihn. Als sie ans Land gekommen, rief sie zwei Hunde und ließ sie die Hände und Füße ihres schlafenden Vaters fressen. Da verfluchte dieser sich selbst, seine Tochter und die Hunde; die Erde öffnete sich, verschlang die Hütte, Vater und Tochter. Seitdem leben beide im Lande Adlivum, dessen Herrin Sedna ist[1].

Die Angakut (Zauberpriester) geben vor, Sedna in ihrer Heimat besuchen zu können und zu wissen, wann sie unter den Lebenden weilt. Sie ist einäugig und ihr Vater ein Krüppel, der den Sterbenden erscheint und sie mit seiner Hand ergreift. Die so ergriffenen Toten gelangen in das Haus Sednas und ihres Vaters. Am Eingange dieses Hauses liegt ein großer Hund, der sich nur ein wenig zur Seite schiebt, um die Toten vorüberzulassen. Drinnen müssen sie ein Jahr bleiben und bei Anguta, der sie stets plagt, niederliegen. Die Gefilde der Seligen sind im Himmel und heißen Qudlivum (die Allerhöchsten). Dort gibt es eine Fülle von Renntieren, die ohne Mühe gefangen werden können. Kein Schnee und kein Eis suchen dieses Land heim. Hall[2] schreibt: „Qudliparmiut (der Himmel) ist oben; dort ist jedermann glücklich.

---

[1] Boas a. a. O. 303—304. Eine ganz ähnliche Sage erzählen die Eskimo in Iglilук ebd.

[2] A. a. O. 524, bei Boas a. a. O.

Es ist immer hell; kein Schnee, kein Eis, keine Steine gibt es dort. Es gibt keine Mühe und keine Ermüdung; das ganze Leben ist ein beständiges Singen und Spielen — und all das dauert ohne Ende. Adliparmiut (die Hölle) dagegen ist unten. Dort ist es immer finster. Keine Sonne scheint, und es gibt Mühen ohne Ende. Alle, welche dahin gelangen, müssen ewig dort bleiben."

„Alle guten Innuit gehen nach Qudliparmiut; das sind solche, die gütig gegen die Armen und Hungrigen gewesen und die stets glücklich waren, solange sie auf Erden lebten. Alle, die durch einen Unfall ums Leben gekommen oder Selbstmord begangen haben, gelangen in das Gefilde der Seligen. Alle schlechten Innuit aber gehen nach Adliparmiut. Das sind solche, die unbarmherzig gegen Arme gewesen sind, die Unglücklichen und die Mörder."

Nach Boas glauben alle zentralen Eskimostämme, daß Menschen, die eines gewaltsamen Todes, und Frauen, die im Kindbett sterben, in den Himmel kommen. „Ob sie an eine Reihe von Oberwelten glauben, entsprechend den Unterwelten der Iglulirmiut, ist mir unbekannt, aber wegen der Namen Qudlivun und Qudliparmiut nicht unwahrscheinlich." [1]

Neben Sedna sind die Tornait, die unsichtbaren Herren aller Dinge, die auffallendsten Gestalten im Glauben der Eskimo. Jedes Ding hat seinen Inua (Herrn), welcher der Schutzgeist (Tornaq) von Menschen werden kann. Die Tornait befähigen die Angakut, mit andern Tornait zu verkehren, die aber alle als übelwollende Wesen vorgestellt werden. Der Bär scheint der mächtigste dieser Geister zu sein [2]. Die Eskimo verehren keine Bilder der Tornait oder der andern Geister, an die sie glauben, benutzen dagegen sehr viele Amulette, von denen sie einige angeblich von den Tornait erhalten, andere von ihren Vorfahren ererbt haben. — Die Hauptaufgabe der Angakut ist, die Ursache von Krankheiten, Tod oder andern Unglücksfällen ausfindig zu machen. Die Eskimo halten sich für verpflichtet, Fragen der Angakut wahrheitsgemäß zu beantworten oder ihnen eine Art Beicht abzulegen. Diese fragen z. B.: „Hast du gearbeitet, als es verboten war? Hast du gegessen, was du nicht durftest?" Und der Schuldige bekennt die Übertretung des Gebotes und erhält dann vom Angakut die Anweisung, wie die Sünde gebüßt werden solle. Viele Beschwörungen der Angakut bestehen in Taschenspielerkünsten und verlangen großes Geschick [3]. Zahlreich sind die Speise- und Arbeitsverbote, durch deren Übertretung man Sedna und die andern Geister beleidigt. — Außer den oben erwähnten Tornait gibt es noch eine ganze Reihe von Wesen, die aber nicht Schutzgeister der Menschen werden können, so der Wassergeist Kalopaling oder Mitiling, der Qiqim, ein Wesen in Gestalt eines riesigen Hundes; ferner gibt es Herren der Gestirne und meteorologischer Vorgänge. Mond und Sonne gelten als Bruder und Schwester.

2. Über die Eskimo am Mackenzie und Andersonfluß besitzen wir einige Angaben von E. Petitot [4]. Er erzählt unter anderem folgendes Vorkommnis, das Licht wirft auf ihre sittlichen Begriffe. Nach einer langen Unterredung

---

[1] Petermanns Geographische Mitteilungen XXXIII (1887) 307.
[2] Ebd. 308. [3] Ebd. 309. [4] Les grands Esquimaux, Paris 1887.

mit einer Eskimofamilie in ihrem Schneehause fing er an, ihnen von den Sitten seines Heimatlandes Frankreich zu reden, von der Keuschheit und Treue der Frauen, von der Milde und Güte der Männer, von der Sittenreinheit der Mädchen, von der Seltenheit der Kindsmorde, von der Liebe der Mütter zu ihren zahlreichen Kindern, von den Strafen, die über den Diebstahl, Mord und Ehebruch verhängt werden, und von allem, was es in der christlichen Gesellschaft Gutes gibt — natürlich mit Verschweigung der Laster der Europäer. Diese Worte machten einen großen Eindruck auf die Anwesenden; die Männer wurden ernst und schweigsam und senkten das Haupt, als ob sie eine öffentliche Verdemütigung erfahren hätten [1]. Petitot lobt die Kindesliebe der Eskimomütter; ebenso die große Gastfreundschaft der Eskimo. „Dieses Volk ist gastfreundlich in der vollen Bedeutung dieses Wortes." Wenn man seine Steppen oder die Zugänge zu seinem Haus verlassen hat, wird der Eskimo einen vielleicht plündern, so er kann; aber solange man bei ihm ist und unter seinem Schutz, ist man in voller Sicherheit [2].

In Bezug auf die geschlechtliche Sittlichkeit werden die Eskimo von manchen Reisenden gelobt. Petitot will das Lob nicht gelten lassen. Er gesteht allerdings, daß er sie nie bei schlechten Handlungen überrascht habe, aber die komplette Nacktheit in der die beiden Geschlechter aufwachsen, spricht nach seiner Ansicht dagegen, daß ihre Sittlichkeit auf einer hohen Stufe stehe. Ohne Scheu verrichten sie in Gegenwart der andern, was zivilisierte Menschen zu verbergen suchen. Petitot ist geneigt, den Eskimo jedes Schamgefühl abzusprechen, aber er selbst gesteht, daß sie bloß unter sich schamlos sind, dagegen sich in seiner Gegenwart stets bescheiden benahmen. Sie sahen, daß er selbst in seinem Benehmen zurückhaltend war, und aus Achtung vor ihm enthielten sie sich in seiner Gegenwart alles Ungeziemenden. Das beweist doch, daß ihnen nicht jedes Schamgefühl abgeht [3]. Blutschänderische Ehen kommen vor, werden aber von den Eskimo selbst verabscheut [4]. Nach dem Auskleiden, wenn sie aus dem Freien in die Schneehütte kommen, halten sich die Erwachsenen anständig bedeckt [5].

Petitot lobt die Geschicklichkeit der Eskimo in der Anpassung an das Klima. In Anbetracht ihrer Umgebung leben sie in einer gewissen Behaglichkeit, und es steht fest, daß sie allein das Geheimnis der Selbsterhaltung inmitten des fast ewigen Eises haben. In einem Streit verteidigten die Gefährten Petitos den Missionär gegen andere Stammesangehörige und sagten unter anderem zu seinem Lobe: „Die Weißen lieben uns; sie sind nicht böse wie wir. Sie stehlen nicht, sie töten niemand in einem Anfall von Zorn. Man kann ihnen trauen." [6] Ein junger Eskimo wollte Petitot nie zugeben, daß er gesündigt habe; er wisse nicht, was Sünde sei. Der Missionär zählte ihm nun die gewöhnlichen Sünden der Heiden auf: Lügen, Zorn, Schamlosigkeiten,

[1] Ebd. 66. [2] Ebd. 85.

[3] J. A. Jacobsen, der sich viele Jahre bei den Eskimo in Grönland, Labrador und Alaska aufgehalten hat, schreibt bei Schilderung des Eskimo-Schwitzbades (Ausland 1891, 598): „Eigentümlich ist eine Art Schambedeckung, die nur aus einem etwa sechs Zoll langen Bindfaden besteht. Der entkleidete Eskimo schnürt damit das Präputium aus Rücksicht auf die bedienenden Frauen, da nur die Glans als Blöße gilt."

[4] Petitot a. a. O. 199. [5] Ebd. 183. [6] Ebd. 192.

Unmäßigkeit, Streit, Diebstahl, Hurerei und andere noch schwerere Vergehen auf. Der Eskimo antwortete stets: „Ich weiß nichts davon." Doch wechselte er jedesmal die Farbe, zeigte Angst in seiner Miene und floh [1].

Aus Petitot ersehen wir auch, daß die Eskimo einen Geist verehren, den sie Tornrark nennen. Als er sich mit zwei Eskimo, die seine Führung übernommen hatten, einschiffte, verneigten sie sich und stimmten mit leiser Stimme ein Lied an, eine Art Gebet zu Tornrark [2]. Petitot meint, Tornrark sei einfach der Teufel [3]; doch hat er wenig Gelegenheit gehabt, ihre religiösen Ansichten genauer zu erforschen. Sie bringen den Manen der Verstorbenen auch Opfer dar [4] und haben verschiedene Fetische [5]. An einer andern Stelle schreibt er [6] über die Religion der Eskimo: „Ich glaube, daß die Innuit die Sonne anbeten in der Art wie gewisse Völker Asiens und die ausgestorbenen Nationen in Peru und Louisiana. Was mich zu dieser Ansicht bringt, ist folgendes: Unsere Eskimo schlucken den Tabakrauch, aber den ersten Mund voll stoßen sie gegen das Tagesgestirn aus, eine Gewohnheit, die auch bei den Natches existierte; doch kann man nicht sagen, daß diese Gewohnheit seit alters her bei den Innuit bestand, da sie erst seit zehn oder zwölf Jahren mit dem Tabak Bekanntschaft gemacht haben [7]. Man hat ferner beobachtet, daß sie ihre Toten alle mit dem Kopf nach Westen begraben, so daß das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt ist. Endlich sagte mir in den letzten Tagen ein alter Häuptling, indem er mir dieses Gestirn in seinem vollen Glanze zeigte: ‚Er ist gut, der da; er ist unser aller Vater, nicht wahr? Er wärmt uns und gibt unserem Herzen Kraft.'" Diese armen Leute, fährt Petitot fort, sehen überall böse Geister; aber besonderes Vertrauen setzen sie auf Tornrark, den Teufel. An ihn richten sich die Zauberer mit ihren Gaukeleien und Grimassen [8].

3. Mit dem Ogluli- und dem Nechjillistamm an den Ufern des Willerstedtsees an der Wurzel der Halbinsel Boothia ist Kapitän Roald Amundsen während eines achtzehnmonatigen Aufenthaltes näher bekannt geworden. Er schildert diese Eskimo [9] als schöne und kräftig gebaute Leute, die sich außerordentlich ehrlich und anständig benahmen. Das Familienleben schien in der Regel glücklich zu sein, obwohl ihm Fälle bekannt wurden, in denen der Mann seine Frau mißhandelte. Da das männliche Geschlecht viel zahlreicher ist, hat er keine Fälle von Vielweiberei gefunden, wohl aber mehrere von Zweimännerei. Im allgemeinen befahl der Mann, und das Weib gehorchte blindlings, ältere Witwen aber hatten zuweilen großen Einfluß. Die Kinder werden sehr lang von der Mutter gestillt, auch wenn sie schon seit langem umherlaufen. Die Liebe der Mütter zu den Kindern ist groß.

„Die religiösen Ansichten der Eskimo waren den unsrigen gleich, insofern sie einen Begriff von einem guten und einem bösen Wesen, von Strafe und Belohnung hatten. Hat sich ein Mensch in diesem

---

[1] Petitot, Les grands Esquimaux 280. [2] Ebd. 218. [3] Ebd. 175.
[4] Ebd. 204. [5] Ebd. 186. [6] Missions catholiques 1870, 302 f.
[7] Die Sitte wäre aber wohl nicht aufgekommen, wenn die Eskimo die Sonne nicht schon früher verehrt hätten.
[8] Missions catholiques 1870, 303.
[9] In der Zeitschrift The Geographical Journal, London 1907, vol. XXIX 485 ff.

Leben so betragen, wie er soll, so zieht er in die Jagdgefilde im Mond; ist er aber ein schlechter Mensch gewesen, so muß er unter die Erde gehen. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes bei ihnen kamen, soviel ich weiß, nur vier Geburten und zwei Todesfälle vor; bei den letzteren handelte es sich um Selbstmord. Dieser gilt nicht als unrecht, doch nimmt man zu ihm nur dann die Zuflucht, wenn in einer Krankheit die Schmerzen unerträglich werden. Die Art, wie sie sich selbst umbringen, ist ihnen eigentümlich. Ein Riemen aus Seehundsfell wird zwei Fuß hoch über dem Boden quer durch die Hütte gespannt. Der Kranke wird dann allein in der Hütte gelassen; die andern verlassen dieselbe, schauen aber durch Gucklöcher in der Wand von außen zu. Der Kranke kniet nun nieder und sucht durch Anpressen der Kehle an den gespannten Riemen sich zu ersticken. Gelingt ihm das nicht und zieht sich die Prozedur zu sehr in die Länge, so kommt einer von den Außenstehenden ihm zu Hilfe, indem er den Hals des Kranken auf den Riemen drückt. — Kämpfe mit geballten Fäusten kommen dann und wann vor, der Mord aber ist unbekannt. Im Sommer 1904 kam es auf der Station vor, daß ein zwölfjähriger Knabe einen siebenjährigen zufällig im Zelt erschoß. Der Vater des getöteten Knaben ergriff den Täter, der sein Adoptivsohn war, zog ihn aus der Hütte und erstach ihn." [1]

Ihre Toten nähen sie in eine Renntierhaut und legen sie auf den Boden. Einige wenige Gegenstände, wie Bogen, Speer, Pfeile usw., werden daneben gelegt [2].

Beim Abschied der Reisenden zeigte sich, daß die Eskimo ihre guten Freunde geworden waren. Sie winkten ihnen lange zum Lebewohl nach. Ein kleiner Eskimoknabe, den Amundsen mit sich nahm, gewann bald alle Herzen durch sein offenes und ehrliches Wesen [3].

3. Die Eskimo Alaskas.

Obwohl die Eskimo von Alaska, die vom Yukon bis ans Eismeer wohnen, in vielen Dingen den andern Eskimo gleich sind, zeigen sie doch auch manche Verschiedenheiten. Wir folgen in unsern Angaben den Schilderungen der Jesuitenmissionäre, die seit bald 30 Jahren sich bei diesem Volke aufhalten [4].

Der Eskimo in Alaska ist mittelgroß, kräftig gebaut und elastisch in seinen Bewegungen. Die Männer tragen meist einen kräftigen Schnurrbart. Das Hauptbekleidungsstück bildet ein Pelzrock mit Ärmeln, der rings geschlossen nur oben eine Öffnung für den Kopf läßt und mit einer Kapuze versehen ist. Die Stiefel aus Seehundsfellen gehen meist über das Knie hinauf. Die Schwierigkeit der Ernährung zwingt sie, gewöhnlich in kleinen Gruppen zu leben und oft den Aufenthaltsort zu wechseln. Einige Niederlassungen dienen bloß für den Winter, andere für den Sommer oder Herbst. Grundeigentum hat deshalb auch fast keinen Wert. In der Mitte jedes Dorfes befindet sich ein Hauptbau, die sog. Kasine (Kaschga, anderwärts Kassizit genannt), die Gemeindeeigentum ist

[1] Ebd. 511. [2] Ebd. [3] Ebd. 512.
[4] Vgl. Katholische Missionen 1895, 203 ff.

und als Rathaus, öffentliches Geschäftslokal, gemeinsame Werkstätte, Festsaal und Gasthaus dient. Die Missionäre benutzen das Gebäude als Kapelle und Schule. Die größeren Kasines haben bis zu 20 qm Weite und 7—10 m Höhe. Türen gibt es nicht. Als Türe dient ein Vorbau, in dessen Boden ein senkrechtes Loch sich befindet. Vom Boden dieses Loches führt ein kleiner Tunnel bis unter die Flur der Kasine. Hier ist wieder eine Öffnung, durch die man in die Kasine emporsteigt. Diese ist wie ein Keller in den Boden eingegraben und oben durch eine pyramidal zulaufende Decke aus rohen Balken geschlossen, die außen mit Erde und Torfschollen bedeckt sind. Wie die Kasine selbst sind auch alle Werkzeuge, die längere Zeit darin liegen bleiben, Gemeineigentum.

Die Kasine ist den Männern reserviert. Hier bringen diese den größten Teil des Winters zu, arbeiten, machen Schlitten, Schuhe, Waffen usw. Jeder bringt das Material und die Werkzeuge aus seiner Hütte mit. Frauen werden bloß bei besondern Gelegenheiten zugelassen; sonst kommen sie bloß, um den Männern ihr Mahl zu bringen. Die jüngeren Männer und manche alte haben in der Kasine auch ihre ständige Schlafstätte. Der Ausschluß der Frauen und Kinder aus der Kasine ist deshalb ganz am Platz, weil die Männer beim Eintritt in dieselbe sich ihrer Kleider entledigen. Das ist notwendig, weil der plötzliche Temperaturwechsel die Kleidung ganz feucht macht.

Um die Kasine herum liegen regellos die Baraboras oder Privatwohnungen, die nach demselben Plan gebaut, nur viel kleiner sind. Gewöhnlich ist eine Barabora von mehreren Familien bewohnt, von denen jede ihr durch aufgehängte Matten abgetrenntes Plätzchen hat. Vor jeder Schlafstelle steht gewöhnlich ein Holzblock mit der Tranlampe, die zugleich zum Kochen und Heizen dient. Unglaublich ist der Schmutz, das Ungeziefer und der Geruch in diesen Wohnungen. Die Hauptnahrung liefert die Jagd und besonders der Fischfang (Walfische, Seehunde usw.). Bewunderungswürdig ist die Kühnheit, mit der die Eskimo in ihren kleinen Booten dem stürmischen Nordmeer trotzen. Als einziges Transportmittel über Land dient der mit Hunden bespannte Schlitten.

Der Charakter der Eskimo wird von den Missionären als gutmütig, friedfertig, ehrlich, gastfreundlich und überaus dankbar auch für die kleinsten Dienstleistungen gerühmt [1]. In alten Zeiten sollen sich die verschiedenen Stämme in endlosen Kriegen zerfleischt haben. Das ist heute anders geworden. Der Innuit ist geistig entwickelter, als man erwarten sollte, und hat viele gute natürliche Anlagen. Mit raschem Blick und seltenem Geschick weiß er in Gefahr und plötzlichen Notlagen einen Ausweg zu finden. Als Jäger, Fischer und im Küstenwalfischfang tut es ihm kein Weißer nach. Auch als kluger, wohlberechnender Händler hat er einen wohlverdienten Ruf. Was die Sittlichkeit der Alaska-Eskimo angeht, so sind sie bis heute von dem Fluch ihrer arktischen Stammesbrüder, die im Verkehr mit den sittenlosen weißen Walfischfängern schon gründlich verdorben sind, verschont geblieben. Besonders schlimme Laster werden

[1] Katholische Missionen 1895, 227.

von den Missionären nicht erwähnt[1]. Als einen verderblichen Charakterzug tadelt P. Barnum ihre Menschenfurcht und kindische Scheu vor übler Nachrede. Er bringt dieselbe in Verbindung mit der durch das Klima ihnen aufgezwungenen gemeinsamen Lebensart, welche die Freiheit des einzelnen hemmt. Jeder weiß, was der andere macht, und zeigt eine lächerliche Neugier, alles zu erfahren.

Was die politischen Einrichtungen angeht, so haben die Eskimo keine eigentlichen Häuptlinge. Doch genießen die reicheren Familien ein besonderes Ansehen, und der Oomailik, der gewandteste Händler, dient ihnen als Redner, Dolmetsch und Geschäftsführer. Handelt es sich dagegen um ein gemeinsames Unternehmen, so halten die älteren Männer in der Kaschga Beratung, entwerfen den Plan und verteilen die Arbeit. In Bezug auf Ehe und Familie bemerken die Missionäre, Vielweiberei bilde die Ausnahme und sei meist nur bei reichen Händlern üblich, die zuweilen an ihren verschiedenen Handelsposten auch einen eigenen Haushalt anlegen.

Aus Mary's-Igloo, auf der alaskischen Halbinsel Seward am Kusatrimfluß, wohl der nördlichsten Missionsstation Amerikas, schreibt der Missionär P. Jos. Bernard S. J. 1910 an die „Katholischen Missionen" [2] von den Eskimo: „Sie sind ein friedliebendes, ruhiges, heiteres, lernbegieriges Völklein, nicht abergläubisch wie die Indianer und sittlich unverdorben. Sie haben alle nur eine Frau, und zwar auf Lebenszeit. Ehescheidung ist unbekannt. Sie stehlen und lügen auch nicht, kurz, sie sind prächtige Leute, wo sie nicht durch den Verkehr mit den weißen Walfischfängern verseucht worden sind. Einfach, schlicht und treu, werden sie, einmal bekehrt, treffliche Katholiken voll starken Glaubens." „Die Leute sind gut veranlagt und sehr aufmerksame und lernbegierige Schüler."

Wenn andere Missionäre von leichten Ehescheidungen reden, so gilt dies wohl von solchen Stämmen, die schon mit den sog. Zivilisierten in nähere Berührung gekommen sind. Vielerorts werden die von Natur sehr scheuen und schüchternen Mädchen bereits von ihrem 13. Jahre ab von den jungen Männern umworben. Der Freier sucht durch ausgewählte Leckerbissen oder einen hübschen Pelzrock die Neigung zu gewinnen, und die vielen Liebeslieder beweisen, daß diese keinen Kulturboden zu ihrem Wachstum benötigen. Die Einwilligung der Eltern scheint als Erfordernis zur Hochzeit zu gelten, doch finden keine besonders nennenswerten Zeremonien dabei statt. Die jugendlichen Verbindungen werden leicht wieder gelöst. Nach Gründung des Hausstandes kommen jedoch Trennungen seltener vor; in diesem Falle gehen die Kinder mit der Mutter. Ein Mann, der zwei bis drei Frauen gehabt, wird aber schwerlich noch eine finden.

---

[1] Nach Bancroft (The native Races of the Pacific States of North America I, London 1875, 65) sollen die Eskimomänner die Eifersucht nicht kennen und es für ihre Pflicht ansehen, ihre Frauen den fremden Gästen anzubieten. In ihrer Allgemeinheit ist diese Behauptung nicht richtig. Bancroft führt selbst das Zeugnis eines Seemanns an, der behauptet: Nach Vollendung der Heiratszeremonie ist Untreue selten. Wahr ist allerdings — die Missionäre klagen häufig darüber —, daß die Eskimo, die viel mit den Walfischfängern und ausländischen Händlern verkehren, oft sehr verdorben sind. In Bezug auf diese mag es auch wahr sein, daß sie wie ihre Besucher widernatürlichen Lastern huldigen.

[2] 1910—1911, 66.

Die Frauen der Küstengegend haben selten mehr als zwei bis drei Kinder. Vier sind schon eine Ausnahme. Infolge der frühen Heiraten sind die Frauen schon mit 25 Jahren alt und abgelebt. Die Kinder werden zärtlich geliebt, und Kindermord ist sehr selten. Die Mutter trägt ihr dicht vermummtes Kind an einem breiten Band auf dem Rücken. Einmal auf eigenen Beinen, werden die Kinder fast ganz sich selber überlassen und üben sich in den kleinen Waffen, die ihnen der Vater geschnitzt, gehen den Mäusen und Moschusratten zu Leibe und tummeln sich in Eis und Schnee. Die wichtigsten Lebensperioden des Kindes werden durch Familienfeste gefeiert, so der Tag, da ihm zum erstenmal das Haar nach Eskimoart gestutzt wird, da es zum erstenmal in seinem Kahn auf die See sich wagt oder die Einschnitte in die Unterlippe zur Aufnahme der Lippensteine erhält. Ist die Familie zu arm, um ein Fest zu geben, so wird gewartet, bis der Junge selbst die Kosten der Feier verdient hat. Kein Bursche wird als Mann betrachtet, bevor er einen Wolf, ein Renntier u. dgl. erlegt hat. Die Frau wird nicht als Sklavin behandelt, sondern als Gehilfin betrachtet. Sie hilft dem Mann beim Anschirren der Hunde, spannt sie bei der Rückkehr aus, nimmt dem Mann die nassen Oberkleider ab, speichert die Beute auf, wirkt auf dem Jagdgrund beim Zerlegen und Ausweiden mit, besorgt die Küche, flickt mit geschickter Hand die Pelzkleider, verfertigt Schuhe usw. Alte Leute und Blödsinnige werden nicht wie bei andern Wilden getötet, erhalten jedoch nur die Abfälle und führen ein trauriges Dasein [1].

Trotz der so harten und entbehrungsreichen Lebensweise hat der Innuit einen sehr fröhlichen Charakter, er ist ein Freund von Spielen, Festen und Tänzen und liebt leidenschaftlich Gesang und Musik. Von eigentlicher Krankenpflege hat das Volk keine Idee. Als Universalmittel gelten die Schwitzbäder und die Beschwörungen der Zauberdoktoren. Dieselben behaupten, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen und über die Kobolde, welche die Krankheiten verursachen, Gewalt zu besitzen. Die Eskimo versehen darum ihre Kinder mit zauberkräftigen Amuletten, die um den Hals getragen werden. Tatsächlich ist das Ansehen der Zauberer (Tungaks) nicht sehr groß, doch wissen sie durch Schlauheit und Taschenspielerkünste den Leuten zu imponieren. Ihre Hauptaufgabe besteht in dem Austreiben der bösen Geister aus den Kranken. Dafür lassen sie sich selbstverständlich gut bezahlen. Doch kann ein schlimmer Ausgang für den Zauberdoktor verhängnisvoll werden. Die Missionäre erzählen von verschiedenen Fällen, wo er seine Fehlkur mit dem Tode büßte [2].

Religion der Eskimo. Sie haben eine richtige, wenn auch unklare Idee von einem wahren Gott, Agaion, genannt, und dem Teufel, Tschariok. Doch ist möglich, daß sich diese Begriffe auf russischen Einfluß zurückführen lassen, woran auch die Kreuzlein erinnern, die sie am Halse tragen [3].

---

[1] Katholische Missionen 1910—1911, 228. [2] Ebd. 230.

[3] Über die Erschaffung der Welt erzählte ein getaufter Eskimo dem Missionär Muset S. J.: Die erste Frau gebar 100 Knaben und ebensoviele Mädchen. Um genügende Lebensmittel für diese zahlreiche Familie zu haben, bat sie Gott um die Gunst, 100 Hirsche zu gebären. Die Bitte wurde ihr gewährt. Die weitere Erzählung wurde leider verhindert, aber aus ihr scheint der Glaube der Alaska-Eskimo an einen Gott und seine Allmacht hervorzugehen (vgl. Lettere edificanti della Provincia Torinese S. J., Torino 1893, 164).

P. Bernard[1] schreibt über die Religion der Eskimo bei Mary's-Igloo: „Diese braven Leute glauben an einen einzigen Gott, den Vergelter, an die Unsterblichkeit der Seele und an den Teufel. Sie haben aber keinen Kult und kein Opfer. Sie tragen, um sich vor Zauber zu bewahren, kleine Figuren, die Tiere vorstellen, und zwar unter der Form, in der ihnen, wie sie behaupten, der Teufel erschienen ist. Ihre Sittlichkeit ist musterhaft. Man findet bei ihnen weder Polygamie noch Ehescheidung, noch Lüge, noch Diebstahl." Ein anderer Missionär sagt: „Der religiöse Glaube der Eskimo reduziert sich auf einige abergläubische Gebräuche, obwohl in ihrer Theogonie im Keime die Grundwahrheiten sich angedeutet finden, nämlich der Glaube an ein zukünftiges Leben und an Lohn und Strafe.... Bei ihnen ist die Polygamie sozusagen unbekannt. Die Kinder werden früh miteinander verlobt, und obwohl die Verlobten bei ihren betreffenden Eltern wohnen bleiben, müssen sie doch füreinander arbeiten. Der Bräutigam bringt dem Mädchen die Hälfte der gefangenen Fische oder der Jagdbeute, und sie bessert ihm die Kleider und das Pelzwerk aus usw. So ist beim Eintritt in das heiratsfähige Alter ihre gegenseitige Zuneigung und Sorgfalt so groß, daß die Ehen im allgemeinen glückliche sind."[2] Es wird aber hinzugefügt, daß das Gesagte nicht von den Eskimo an der Küste gelte, die schon mit den Ausländern in Berührung gekommen.

Auffallend ist ihre schreckliche Angst vor dem Tod, die diese sonst sanften und sich gegenseitig brüderlich helfenden Leute zu ganz unmenschlichen Maßregeln treibt. Sobald sie sehen, daß ein Kranker dem Ende zugeht, tragen sie ihn sofort hinaus und überlassen ihn seinem Schicksal. Ist es Winter, so bauen sie im Schnee eine Art Totenkammer; hier wird der Unglückliche hingesetzt, um ungesehen und hilflos seinen letzten Seufzer auszuhauchen. Hat der Arme noch Kraft, sich zurückzuschleppen, so sperren sie ihn in einen Pferch, wo er elend umkommt. Ist er tot, so wird die Leiche möglichst rasch bestattet. Sie wird gewöhnlich in Matten gewickelt und in sitzender Stellung, die Knie bis zum Kinn heraufgezogen, begraben. Auf das Grab werden Steinblöcke oder Stücke Holz gelegt, oft auch Schädel von wilden Tieren, besonders wenn der Verstorbene ein Jäger war. — So grausam aber auch die Sterbenden behandelt werden, so treu wird ihr Andenken bewahrt. Jährlich findet ein Fest zu Ehren der während des Jahres gestorbenen Verwandten und Stammesbrüder statt, und alle 10—15 Jahre eine große Gedächtnisfeier, das größte Fest, das sie kennen[3]. Aus diesen Angaben erhellt der Glaube der Eskimo an das Fortleben der Seele nach dem Tode. J. A. Jacobsen[4], der an die zehn Jahre mit den Eskimo verkehrte, schreibt: „Im Yukongebiete tragen die Frauen bei Erinnerungsfesten an Verstorbene Masken, welche die Hälfte eines Menschengesichtes zeigen, und führen damit einen Tanz auf. In jeder Hand trägt die Tanzende einen Stab, an dessen Ende eine Feder befestigt ist. Sie

---

[1] Annales de la propagation de la foi LXXXII (1910) 338.

[2] Capello, Missioni cattoliche all' Esposizione d'Arte Sacra in Torino nel 1898, Torino 1898, 14.

[3] Ebd. 230. [4] Ausland 1891, 636.

glauben bei diesem Tanz von den Verstorbenen gesehen und inspiriert zu werden und berichten dann oft, wie es jenen in der andern Welt ergeht." „Es ist überall Eskimositte, daß man dem Verstorbenen, Mann oder Frau, die Gerätschaften, die er bei Lebzeiten gebraucht hat, ans Grab legt." [1]

Viertes Kapitel.

Die hyperboreischen Indianer.

1. Die Ten'a-Indianer [2].

Die Ten'a-Indianer wohnen im mittleren Teile des Yukontales (Alaskas), zwischen dem Tanafluß im Osten und Kaltag im Westen in der Gegend von Nulato. Der ganze Glaube der Ten'a dreht sich um das Dasein und die Eigenschaften von Geistern. Doch haben sie von einem wirklich geistigen, unmateriellen Wesen keine rechte Idee, ihre Geister sind feine, luftartige und körperliche Wesen, die überall hindurchdringen können und geistige Eigenschaften besitzen. Diese Geister sind zahlreich, doch wird keiner von ihnen als Herr der andern anerkannt, keiner ist allmächtig. Es besteht auch unter ihnen keine eigentliche Hierarchie, obwohl sie glauben, daß der eine Geist mächtiger sei als der andere; die Geister sind alle eher übelwollend als wohltätig und in beständiger Fehde miteinander. — Vier Geister überragen nach den Ten'a alle andern. Der Geist der Kälte, der im Winter herrscht, Kälte und Schnee verursacht und die Menschen durch Kälte tötet, dann aber ihr Grab sorgfältig mit Schnee zudeckt. Der Geist der Hitze, der im Sommer das Zepter führt und fast beständig mit dem Geist der Kälte Krieg führt. Sein Einfluß ist meist wohltätig. Der Geist des Windes beherrscht den Wind, verursacht Sturm und tötet dadurch viele Menschen. Die Ten'a wenden sich oft durch Lieder und Opfer an ihn, um auf ihren Reisen in den Kähnen günstigen Wind zu erlangen. Der mächtigste von den Geistern ist der vierte Geist, Ten'a-ranide, der Menschentötende, der am Ende der Welt wohnt. Er verursacht alle Arten von leiblichen Krankheiten und Übeln und wird deshalb am meisten gefürchtet. Er verursacht den Tod durch Verzehren der Seele. Ein großer Teil der abergläubischen Gebräuche der Ten'a besteht in der Abwehr der Angriffe dieses bösen Geistes; gegen ihn besonders wenden sich die Schamanen mit ihren Zaubereien. Während die andern Geister sprachlich als Personen bezeichnet werden, ist dies bei Ten'a-ranide nicht der Fall. Er wird das menschentötende Ding genannt und als unpersönliches Wesen (?) und wildes Tier bezeichnet. Vielleicht ist das, wie P. Jetté meint, noch eine Spur der ehemaligen Unterscheidung zwischen guten und bösen Geistern.

Die eigentliche menschliche Seele, die den Leib belebt, heißt bei den Ten'a Nokobedza, d. h. breiter Geist. Nur die Menschen haben eine solche Seele, nicht die Tiere und noch weniger die Pflanzen, doch kann sie zuweilen auch in ein

---

[1] Ausland 1891, 637.

[2] Nach P. J. Jetté S. J., Kokrines, Alaska, im Anthropos VI (1911) 95 ff.

Tier einkehren. Die Seele ist unsterblich, sie fährt fort zu leben, selbst wenn sie Ten'a-ranide oder sonst ein Geist verzehrt hat und sie den Leib nicht mehr belebt. Nach dem Tode schweift sie einige Zeit um das Grab, in dem der Leib liegt; dann begibt sie sich nach einem entfernten Ort am oberen Yukon, der Na-radenilna-ta heißt. Die Seelen der Schamanen beiderlei Geschlechts gehen nicht mit denen der gewöhnlichen Leute, sie haben eine eigene Straße unter dem Bette des Yukon, auch gehen sie nicht nach Na-radenilna-ta, sondern an einen andern Ort, wo sie auf ihre Reinkarnation warten. Denn daß die Seelen wieder in einen Leib zurückkehren, ist allgemeiner Glaube der Ten'a. Die Totenfeste, die mehr oder weniger regelmäßig, je nach der Zahl der Toten, alle zwei Jahre abgehalten werden, haben zum Zweck, die Reinkarnation der Seelen zu beschleunigen[1]. Leute, von denen man meint, daß sie die Seele einer im Stamm bekannten verstorbenen Person haben, heißen „wiederholt" oder „neuaufgelegt". Die Reinkarnation richtet sich nicht nach dem Geschlecht: Ein Weib kann als Mann wiedergeboren werden. Die Beschäftigung der Seelen in Na-radenilna-ta ist dieselbe wie im Leben, sie jagen, essen und trinken; doch sind die erlegten Tiere anderer Art, und wenn die Indianer Knochen von unbekannten Tieren finden, so sagen sie, es seien Überreste von der Mahlzeit der Na-radenilna (d. h. derjenigen, die wiedergeboren werden).

Außer der eigentlichen Seele nehmen die Indianer noch eine Art Schatten oder Schutzgeist im Menschen an, den sie Yega nennen. Auch die Tiere und manche Pflanzen haben einen solchen Schutzgeist, dessen Aufgabe es nicht ist, seinen Schützlingen positiv wohlzutun, sondern diejenigen zu bestrafen, die ihnen Übles zufügen, und so indirekt diese zu beschützen. Wenn jemand dem Ten'a-ranide zum Opfer fällt, verzehrt dieser zuerst seine Yega, so daß er schutzlos wird, und erst später die eigentliche Seele. Statt dieser Yega haben die Schamanen einen Familiendämon von größerer Macht, der ihre Befehle ausführt, ihnen verborgene Dinge offenbart und ihren Verkehr mit der Geisterwelt vermittelt. Endlich glauben die Ten'a an unzählige, verschiedenartige Gespenster, Kobolde usw., gegen die man sich durch Beschwörungen der Schamanen, Amulette und zahlreiche abergläubische Gebräuche zu schützen sucht.

Da die Ten'a meinen, die erste Menstruation trete erst infolge des Geschlechtsverkehrs ein, wird das Mädchen bei dieser Gelegenheit ausgescholten, als ob es sich eines Fehltrittes schuldig gemacht habe. Das wirft allerdings ein bedenkliches Licht auf ihr sittliches Betragen, zeigt aber doch, daß sie diesen Geschlechtsverkehr für tadelnswert halten. Nach der ersten Menstruation wird das Mädchen für einen Monat vollständig abgesondert. Es darf während dieser Zeit mit keinem Manne reden, ja nicht einmal einen Mann sehen, denn das würde Unglück bringen. Die älteste Frau des Dorfes übernimmt die Aufsicht über sie und unterrichtet sie, indem sie die verschiedensten Fragen an sie stellt, z. B.: „Ich habe mein Leben lang fleißig gearbeitet, Schuhe und Kleider gemacht usw. Willst du das auch tun?" Nun muß das Mädchen antworten: „Ja, ich will es." „Ich habe gut für meine Kinder gesorgt. Willst du das auch tun?" „Ja, ich will" usw. Außerdem muß das Mädchen während dieser

[1] Ebd. 100.

Absonderung allerlei abergläubische Gebräuche beobachten, sich vieler Speisen enthalten usw. Auch während der Schwangerschaft und der Niederkunft der Frau sind allerlei abergläubische Gebräuche vorgeschrieben, so dürfen drei oder vier Tage nach der Geburt eines Kindes Vater und Mutter kein scharfes Werkzeug anrühren, z. B. ein Messer, eine Axt usw.[1]

Wie aus den Überlieferungen und Sagen hervorgeht, pflegten die Ten'a in früheren Zeiten die Toten in der Luft, auf einem Baum oder einem hohen Gerüst, zu bestatten[2]; heute geschieht das nur mehr bei totgebornen Kindern, alle andern werden begraben, und zwar in der Stellung, die der Fötus im Mutterschoße hat, so daß die Knie das Kinn berühren. Die Leiche wird gewaschen und mit den besten Kleidern angetan. Da die Ten'a glauben, jeder Neugestorbene wolle einen Begleiter mit sich nehmen, suchen sie auf jede Weise zu verhindern, daß der Tote einen Lebenden ergreifen und mit sich führen könne. Den Toten legt man zehn Tage lang Nahrungsmittel an das Grab, weil man annimmt, daß sie sich nur allmählich an die Speisen der andern Welt gewöhnen können. Der Sarg und das Grab dürfen nie von den Angehörigen der Familie des Verstorbenen bereitet werden, denn das würde ihnen den Tod bringen. Witwen schneiden sich gleich nach dem Tode ihres Mannes die Haare kurz und tragen sie so während eines ganzen Jahres zum Zeichen der Trauer; zu demselben Zweck machen sie sich auch Einschnitte in die Haut. Witwen äußern meist den Wunsch, mit ihren Männern begraben zu werden, sorgen aber dafür, daß zwei starke Begleiter sie an dem selbstmörderischen Vorhaben hindern. Über den Gräbern wird meistens ein kleines Zelt oder ein gutbedachtes Häuschen errichtet, um die Feuchtigkeit abzuhalten, von der die Toten leiden, wie sie meinen[3].

Jährlich oder alle zwei Jahre wenigstens wird ein feierliches Totenfest abgehalten, und zwar meistens zur Wintersonnenwende, mit der sie das neue Jahr beginnen. Mehrere Dörfer vereinigen sich zu diesem Feste, das zum Andenken an alle seit der letzten Totenfeier Verstorbenen abgehalten wird. Bei diesem Fest werden nächtliche Tänze aufgeführt, Trauerlieder gesungen, von den Verwandten der Toten Geschenke ausgeteilt, besonders an die, welche sich am Begräbnis beteiligt hatten. Früher scheint das Fest auch den Zweck gehabt zu haben, die Toten zurückzurufen oder ihre Wiedergeburt zu beschleunigen; infolge des christlichen Einflusses wird heute an diesen Zweck kaum noch gedacht. Am Schluß des Festes müssen alle noch heiratsfähigen Witwen, deren Männer seit dem letzten Fest gestorben sind, sich für einige Augenblicke vollständig entkleidet der Menge präsentieren, um dadurch zu erklären, daß sie wieder heiraten wollen. Doch soll dieser Vorgang in Wirklichkeit nach den Umständen nicht so anstößig sein, als er uns erscheint. „Die Anwesenden sind sich voll bewußt, daß diese Prüfung für die Frauen peinlich ist, und das einzige Gefühl, das sie erweckt, ist das des Mitleids."[4]

Die Ten'a, von denen wir eben gesprochen, gehören wahrscheinlich zu der großen Familie der Denestämme, die nicht nur den größten Teil vom inneren

[1] Anthropos VI (1911) 699—705. [2] Vgl. Globus XVII (1870) 118.
[3] Anthropos VI (1911) 709. [4] Ebd. 717.

Alaska am Yukon und am Tanana, sondern auch fast das ganze Gebiet von Britisch-Columbia bewohnen, diesen wollen wir uns jetzt zuwenden.

2. Die Denes.

Die Denes bewohnen das ganze Gebiet von Britisch-Columbia westlich von der Hudsonbai und nördlich etwa von 55.⁰ an bis zum Gebiet der Eskimo. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme und werden wohl auch Tinnehs oder Athapasken genannt. Athapasken heißt aber nur der Stamm am Flusse dieses Namens. Denes (Menschen) ist der Name, den sie sich selbst beilegen. Sie können in zwei Gruppen eingeteilt werden: eine nördliche und eine südliche. Die nördliche umfaßt alle Stämme, die jenseits des ca 55.⁰ nörd. Br. bis zu den Eskimo wohnen; zu ihnen gehören u. a. die Hasenindianer, die Schieler (Loucheux), die Sklavenindianer, Biberindianer, die Athapasken und die Tschipewayans (Montagnais). Die südlichen Denes sind wahrscheinlich vor Jahrhunderten in das Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten bis nach Arizona und Neumexiko eingewandert; dazu gehören die Apatschen, die Navahos u. a.[1] Wir betrachten hier die nördlichen Denes.

Der Statur nach sind die Denes über mittelgroß, ihr Gesicht ist oval, die Stirn tritt oft etwas zurück, die Augen sind schwarz und klein, das Haar immer schwarz, rauh und straff, der Bart spärlich. Da aber die Denes über ein ungeheures Gebiet sich erstrecken und sehr verschiedene Klimate bewohnen, so machen sich unter den einzelnen Stämmen oft bedeutende Unterschiede geltend. Das Tätowieren scheint früher allgemein im Gebrauch gewesen zu sein; doch kommt die Sitte immer mehr ab. Die Denes sind und bleiben ihr ganzes Leben lang große Kinder und dementsprechend sehr wandelbar in ihrem Charakter und abhängig von ihrer Umgebung. Daher begegnen uns Sanftmut und Grausamkeit oft bei demselben Stamm. — In der Kleidung ist große Verschiedenheit bei den Denes je nach dem Klima. Bei den Navahos bestand früher die Kleidung in einem Fell, das über die Schulter gehängt wurde; zu Hause gingen die Männer ganz nackt, die Weiber trugen eine Schamhülle, die vom Gürtel bis zu den Knien reichte. Die nördlichen Denes waren natürlich schon durch das Klima gezwungen, sich anständiger zu verhüllen. Das Schamgefühl fand Morice bei den Denes, die sich rein erhalten hatten, mehr entwickelt als bei den andern, ohne jedoch, mit Ausnahme der Mädchen, die in das Alter der Pubertät kamen, den Grad zu erreichen, den wir schamhafte Zurückhaltung nennen[2]. Daß ihnen das Schamgefühl nicht ganz abging, geht schon daraus hervor, daß sie eine kleine Hülle an den Schamteilen trugen und die Mütter die weiblichen Kinder sorgfältiger verhüllten.

Man hat behauptet, die Denes hätten kein Gefühl. Das kommt nur daher, meint Morice, weil sie zu wankelmütig und unbeständig sind, um für längere

[1] Unser Gewährsmann für das Folgende ist der Oblatenmissionär A. G. Morice, der sich lange Jahre bei den Denes aufhielt und ihre Sprache, ihren Charakter und ihre Sitten eingehend studiert hat. Vgl. die Artikel: The great Déné Race, im Anthropos I (1906) 229 ff; II (1907) 1 ff. Vgl. auch Petitot, L'Étude sur la nation Montagnaise, in Missions catholiques 1868, 135 ff.

[2] Anthropos II (1907) 10.

Zeit ein Gefühl zu äußern, das sie tatsächlich zuweilen haben. Weil der Dene ein Kind ist, ist er im allgemeinen ehrlicher als die Leute unserer Rasse. Wie gute Kinder, sind die Denes meistens gut gegeneinander und vermeiden es, andern zu widersprechen oder etwas Unangenehmes zu sagen. Sie sind auch zärtlich und lieben ihre Eltern und Verwandten außerordentlich[1]. Eine Schattenseite ist ihre Unwahrhaftigkeit und ihr Hang zur Übertreibung, über die sich alle Reisenden beklagen. Sie schämen sich dessen nicht, obwohl sie es ungern hören, wenn man sie Lügner nennt; aber sie betrachten es als etwas Natürliches, ja für einen Beweis der Schlauheit, die sie antreibt, ihre Interessen zu fördern. „Das ist so wahr, daß, wenn man lang genug in ihrer Mitte gelebt hat, um mit diesem Charakterzug vertraut zu sein, sie nie eine Rede, deren Zweck die Erlangung einer Gunst ist, anfangen, ohne zuvor zu beteuern, sie seien nicht wie die übrigen Stammesgenossen." „Ich habe nicht zwei Zungen, sondern nur eine, die nie etwas anderes als die Wahrheit spricht."[2] Ein solches Verhalten beweist, daß sie wenigstens theoretisch die Lüge verwerfen. Übrigens darf man die bei den Indianern ähnlich wie bei vielen Orientalen üblichen Übertreibungen nicht gleich als Lügen bezeichnen. Jedermann unter den Wilden weiß, wie sie zu verstehen sind.

Wie Kinder haben die Denes das Bewußtsein der eigenen Inferiorität gegenüber den Weißen, und daher kommt ihre Neigung, alles, was sie an diesen sehen, nachzuahmen und sich anzueignen: Tracht, Handwerk, Kunst. Obwohl die meisten von ihnen für gewöhnlich gutmütig und sanft sind, können sie doch leicht im leidenschaftlichen Zorn die schändlichsten Grausamkeiten ausüben. Sie sind zudringliche, unermüdliche und schlaue Bettler. Neben diesen üblen haben sie aber auch manche sehr gute Eigenschaften. „Sie sind gegeneinander freundlich und zuvorkommend und betrachten es als selbstverständliche Pflicht, den Stammesgenossen einen Dienst zu leisten. Sie lieben leidenschaftlich ihre Nachkommenschaft, so sehr, daß sie sie kaum jemals strafen. Obwohl diese Liebe nicht so äußerlich hervortritt wie bei einigen andern Nationen, wird sie von den Kindern in vollem Maße erwidert."[3] Sie suchen auch voranzukommen und haben eine große Lernbegierde, aber sind zu unbeständig, um lange anhaltend zu studieren. „Sie sind tief religiös, oder, da ihnen die wahre Religion fehlt, tief abergläubisch. Ihre natürliche Veranlagung macht sie, wenn sie in der rechten Richtung geleitet wird, leicht geneigt zur Annahme des Christentums, und später bleiben sie in der Regel ihrem Glauben treu." „Außerdem sind sie, wofern sie nicht durch den Umgang mit gewissenlosen Weißen verdorben wurden, außerordentlich ehrlich." Von den Loucheux schreibt W. H. Dall[4]: Während einer langen Erfahrung habe ich nie davon gehört, daß man Dinge, die gut verwahrt waren, weggenommen hätte, gleichviel wie einsam der Ort der Aufbewahrung auch war. A cache is sacred, ist einer von den Grundsätzen der Wildnis. Das beweist wohl, daß im Durchschnitt die Ehrlichkeit

---

[1] Anthropos II (1907) 24.

[2] Ebd. 25. Petitot (in Missions catholiques 1868, 152) sagt von den Montagnais, einem Stamme der Denes: „Nichts ist für den Montagnaisen ein größeres Ärgernis als die Lüge und der Zorn." [3] Anthropos II (1907) 27.

[4] Travels on the Yukon 133, zitiert im Anthropos II 27.

dieser Indianer höher steht als die der Weißen. An einer andern Stelle sagt derselbe Dall[1] von den Loucheux: Sie sind ehrlicher als die Mehrheit der ungebildeten Weißen und noch viel ehrlicher als die wilden Stämme, die durch Alkohol degradiert worden sind. Von den Tschipewayans bemerkt Franklin[2]: „Es muß gesagt werden, daß Fälle von Diebstahl bei diesem Volke äußerst selten vorkommen", und zwar trotz seiner Bettelarmut. Dasselbe bezeugen andere Reisende von den verschiedenen Denestämmen.

Trotz der gegenteiligen Behauptung einiger Reisenden versichert Morice, daß die Denes in der Regel gastfreundlicher gegen Leute ihrer Rasse sind als die Weißen gegen unbekannte Reisende. Indessen erwartet man — was wahrscheinlich von der großen Not kommt, in der diese Stämme zu gewissen Perioden leben —, daß der Gast bei dieser oder einer späteren Gelegenheit Vergeltung übe[3]. Deshalb kann man sie auch nicht eigentlich freigebig nennen, obwohl sie sich gern den Anschein davon geben und den Vorwurf der Filzigkeit als eine sehr große Beschimpfung empfinden. In Bezug auf das Gefühl der Dankbarkeit sagt Morice: Es gibt kaum einen verbreiteteren Irrtum als die Meinung, daß dieses Gefühl ihnen ganz unbekannt sei[4]. Der Indianer ist im Ausdruck seiner Dankbarkeit nicht so wortreich wie der Kaukasier; außerdem ist er wie ein Kind, das früher die Wohltaten vergißt als ein Erwachsener[5].

In Bezug auf die Moral im engeren Sinne bestand bei den heidnischen Denes eine große Verschiedenheit. Einige, wie z. B. die Sekanais und überhaupt die Bergbewohner im Zentrum des Denegebietes, waren in ihrem Privatleben ebenso keusch oder noch keuscher als die Glieder irgend einer zivilisierten Gesellschaft. Andere dagegen, und vielleicht die Mehrzahl, achteten die Keuschheit wenig, wenn sie auch nicht so ausschweifend waren wie manche Stämme am Stillen Ozean. Reisende wissen von scheußlichen Unzuchtsverbrechen zu berichten[6]. Nach Hearne[7] ist bei den Kris die Blutschande häufig, bei den andern Denes wird aber dieses Verbrechen verabscheut. Das letztere kann Morice durch eigene Beobachtung bestätigen. Bei den nördlichen Denestämmen ist es auch Brauch, daß die Männer ihre Frauen für kurze Zeit austauschen; das gilt nicht als Ehebruch, sondern als Zeichen der Freundschaft und Gastfreiheit[8]. Der schon erwähnte Hearne lobt im übrigen die Denefrauen. Er sagt, sie seien die sanftesten und keuschesten Frauen, die er in Amerika gesehen habe. Das gilt aber nach Morice nicht von den Carrierfrauen, die sich der gröbsten und selbst widernatürlichen Unzucht ergeben, doch ist der Missionär geneigt, diese Erscheinung auf den Umgang mit Fremden zurückzuführen.

Hart und roh war die Behandlung, welche die Denes den Waisen, den Witwen und alten Leuten angedeihen ließen. Die Waisen wurden die Sklaven des Mannes, welcher sie adoptierte, auch wenn dieser ein Verwandter von ihnen war. Sie wurden schlecht genährt, schlecht gekleidet, mißhandelt und zu immer größerer Anstrengung angetrieben, auch wenn sie darüber zu Grunde gingen. Noch elender war das Los der Witwen. Gegen die Alten und Kranken kannte man keine Rücksicht; man behandelte sie mit Verachtung als Leute, deren Zeit

---

[1] Vgl. Anthropos II (1907) 27. [2] Vgl. ebd. 28. [3] Ebd. 31. [4] Ebd. [5] Ebd. 31—32. [6] Ebd. 32. [7] Ebd. 32—33. [8] Ebd. 33.

vorüber sei[1]. Oft wurden die Alten und Kranken, besonders zur Zeit der Not, sich selbst überlassen. Wenn man auf der Wanderung begriffen war, ließ man ihnen etwas Feuer und Wasser, etwas Nahrung und eine Axt, und wenn man großmütig sein wollte, etwas Tabak zurück und gab sie dann ihrem Schicksal anheim[2]. Manche von diesen Unglücklichen bitten dann selbst ihre Kinder, sie schnell aus ihrem Elend zu befreien, und diese halten es nicht für unrecht, ihrem Wunsche nachzukommen.

Zur Zeit der Menstruation gilt jedes weibliche Wesen als böse und unheilbringend, und deshalb muß jeder Umgang, ja jede Berührung mit ihnen gemieden werden. Sobald sich die ersten Anzeichen der Pubertät einstellen, wird das Mädchen unbarmherzig von jeder Gesellschaft, selbst der seiner Eltern, abgesondert. In einiger Entfernung von den Wohnungen wird für dasselbe eine kleine Hütte gebaut, wo es bleiben muß, bis die Menses vorüber sind. Es darf während dieser Zeit nur von einer weiblichen Verwandten, der Mutter oder Großmutter, besucht werden, die ihm die in diesen Umständen gebräuchliche magere Kost bringt. Auch wenn es die Hütte verläßt, darf es, wegen der schlechten Wirkungen, die nach der Meinung der Denes von ihm ausgehen, nicht auf den betretenen Pfaden wandeln, sich im Flusse waschen oder etwas den Männern Angehöriges berühren. Während der Nacht schläft es in einem eigenen Raum nahe beim Kissen des Vaters. Es wird sorgfältig überwacht und durfte früher nur mit einem Schleier bedeckt ausgehen[3].

Die Mädchen werden oft sehr jung verheiratet. Vom achten oder neunten Jahre an durften sie nicht mehr mit Knaben verkehren, und sie wurden mit der größten Sorgfalt überwacht bis zur Zeit, wo sie von ihren Eltern dem Manne übergeben wurden. Die Knaben müssen vor der Heirat Proben ihrer Geschicklichkeit im Jagen und ihre Fähigkeit, eine Familie zu ernähren, abgelegt haben. Praktisch hatten bei allen Denestämmen die Eltern das Recht, ihre Tochter nach Belieben zu verheiraten bzw. an einen Bewerber zu verkaufen. Der Kaufpreis schwankte zwischen 30 und 100 Dollars. Das Mädchen hatte meist keine Wahl[4]. Die Heirat findet bei den verschiedenen Stämmen in mannigfacher Weise statt. Oft wird die Ehe durch Übereinkommen zwischen dem Bräutigam und den Eltern der Braut abgeschlossen. In andern Fällen läuft das Mädchen gegen den Willen seiner Eltern zum Bräutigam und bleibt bei ihm. Wenn dann die Verbindung durch ein Kind befestigt wird, geben die Eltern nachträglich ihre Einwilligung. Bei den östlichen Stämmen wurde um die Braut gekämpft. Oft wird ein Mädchen in ganz jungen Jahren einem Mann von 50 und mehr Jahren zur Frau gegeben, also zu einer Zeit, wo es die Tragweite einer solchen Verbindung noch kaum erkennt. Kommt es dann in das heiratsfähige Alter, so ist sein Mann schon übermäßig alt. Es ist begreiflich, daß das Mädchen unter solchen Umständen einen andern Mann zu erhalten wünscht. Es braucht gewöhnlich nicht lange zu warten. Findet ein jüngerer und stärkerer Mann Wohlgefallen an ihm, so fordert er den Ehemann zum Zweikampf heraus, der in gemessenen und ungefährlichen Formen statt-

---

[1] Anthropos II (1907) 193. [2] Ebd. 194. [3] Ebd. V (1910) 972.
[4] Ebd. 981.

findet. Der Sieger erhielt das Mädchen und behielt es so lange, bis er selbst in einem späteren Zweikampf von einem stärkeren Rivalen geschlagen wurde. So wurde die Ehe fast zur Farce, besonders wenn keine Kinder vorhanden waren; in diesem letzteren Falle kam es selten zu einem Kampf, weil es Brauch ist, daß die Kinder der Mutter folgen. Eine andere Art der Heirat war der Frauenraub. Ein Mann rannte einfach auf die Person seines Verlangens, ergriff sie bei den Haaren und schleppte sie zu seinem Zelt. Das geschah besonders fremden Stämmen gegenüber. Endlich wurde die Braut einfach von ihren Eltern oder Vormündern verkauft. Zwei oder drei Hunde und eine bestimmte Zahl Häute oder Hausgeräte u. dgl. waren der Kaufpreis. Eigentliche religiöse Zeremonien scheinen bei der Hochzeit nirgends beobachtet worden zu sein[1].

Die Denes sehen kein Hindernis darin, daß ein Mann zwei oder drei Schwestern oder zwei Brüder zwei Schwestern heiraten. Die Frauen lieben diese Verbindungen, weil sie sich dann doppelt zu Hause fühlen. Blutsverwandtschaft in gerader Linie selbst bis zum fünften Grade, wenn er bekannt ist, bildet ein Ehehindernis, da sich die Nachkommen von denselben Ahnen als Brüder und Schwestern ansehen. Verschwägerung auf Grund von Ehebündnissen, wie z. B. die zwischen Schwager und Schwägerin, wird als absolutes Ehehindernis betrachtet, weil solche Verwandte wie Brüder und Schwestern angesehen werden[2], doch bestand bei den Denes wie bei den Juden das Gesetz der Leviratsehe. Beim Tode eines Mannes wurde die Witwe die Frau seines Bruders.

Im großen ganzen haben die Denes einen großen Abscheu gegen Blutschande. Doch kommen Ausnahmen vor; soll doch sogar ein Vater seine Tochter zur Frau gehabt haben, und zuweilen soll der Schwiegersohn nach dem Tode seines Weibes die Schwiegermutter zur Frau nehmen. Polygamie war bei den Denes rechtlich zulässig, tatsächlich hatten aber aus Armut die meisten nur eine Frau und bloß die Reichen zwei oder mehr. In vereinzelten Fällen soll auch Polyandrie vorgekommen sein[3]. Nach Petitot[4] bestehen bei den Loucheux in Bezug auf die Heirat drei Lager oder Abteilungen: die Natsin-Kse, die Ettchyan-Kse und die Abteilung der rechten Mitte oder Trindjer-atsya-Kse. Diese Stämme sind durchaus nicht feindselig gegeneinander; kein Individuum darf eine Frau aus seinem Stamme nehmen. Ein Natsin darf nur eine Frau aus dem Stamm der Ettchyan heiraten oder umgekehrt. Einem Trindjer-atsya aber steht es frei, eine Frau aus den beiden andern Stämmen zu wählen.

Religion der Denes. Von den Denes im nördlichen Innern von Britisch-Columbia (den Sekanais, den Babiner, den Carrier und Chileotins) sagt Morice[5]: „Diese Stämme stimmten in ihren religiösen Ideen überein. Sie glaubten an eine jenseitige Welt und hatten einige unklare Begriffe von einem höchsten Wesen, das die Welt durch Vermittlung von Geistern regiere, deren Aufgabe es sei, das Individuum zu beschützen oder zu schädigen. Die ersteren

[1] Ebd. 986 ff. [2] Ebd. 988. [3] Ebd. 990.
[4] Missions catholiques 1869, 40.
[5] The History of the Northern Interior of British Columbia[3], Toronto 1905, 5—6.

waren, was man jetzt Totem oder Schutzgeister nennt, die letzteren waren die unmittelbare Ursache von Krankheiten, mit denen sie zuweilen verwechselt werden." Von den Eingebornen im westlichen Kanada schreibt Morice[1]: „Obwohl es scheinen könnte, daß den ‚Schwarzfüßen' Natus oder die Sonne als höchste Gottheit galt, wie man aus den jährlichen Festen zu ihrer Ehre schließen kann ..., wurde doch sehr allgemein — wenigstens zur Zeit der Entdeckung des Landes — Kichi-Manitu oder der große Geist als der Herr des Lebens betrachtet, der die Welt und alles Gute darin geschaffen hatte, während jedes Übel und Elend, das das Erbe alles menschlichen Fleisches ist, einem ihm entgegengesetzten Prinzip, dem Machi-Manitu oder dem bösen Geiste zugeschrieben wurde. Der böse Geist mußte durch Zaubereien versöhnt werden, und dazu bediente man sich der mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Schamanen oder Medizinmänner, deren Tänze und Anhauchungen von Schreien, Singen und Trommellärm begleitet waren. Der große Geist wurde durch periodische Feierlichkeiten geehrt, bei denen die Häuptlinge oder die alten Männer ihm öffentlich für die dem Stamme erwiesenen Wohltaten dankten und seinen Beistand gegen die Feinde erflehten. Nach einem heiligen Lied wurde das Fest durch ein Festmahl gekrönt, bei dem die Pfeife mehrmals die Runde machte und das Rohr derselben zuerst gegen die Sonne, die Wohnung der Gottheit, dann der Reihe nach gegen die Erde, gegen die aufgehende Sonne und gegen Westen gerichtet wurde. Dieses war ihre einzige allgemeine Gottesverehrung, und sie kam nicht häufig vor. Die einzelnen zogen es vor, ihre Verehrung dem Bösen zu erweisen, von dem man allein Schaden fürchtete. Man opferte ihm einen Hund, einen Teil der Jagd oder sonst ein wertvolles Ding, das man auf ein Gerüst legte, so daß die wilden Tiere sie nicht erreichen konnten."

Bancroft[2] meint, die Tinnehs (so nennt er die Denes) scheinen keine einzige ausgesprochene Idee von einem höchsten Wesen zu haben. Das ist nach dem Gesagten nicht zutreffend. Von den Loucheux-Indianern sagt er selbst, sie anerkennten eine bestimmte Persönlichkeit, die im Monde wohne und zu der sie um Erfolg beten, wenn sie zur Jagd ausziehen. Dieses Wesen lebte einst in Lumpen gehüllt als armer Knabe auf Erden und wurde von einer alten Frau gefunden und erzogen. Der Kleine wurde von seinen Kameraden verspottet, als er sich ein Paar sehr große Schneeschuhe machte, denn man begriff nicht, wozu ihm die ungeheuern Schuhe dienen sollten. Zeiten großer Not kamen, und es wäre den Jägern schlecht ergangen, wenn sie nicht bei solchen Gelegenheiten stets eine neue Fährte gefunden hätten, die sie zu einem oder zwei Stück frisch erlegten Wildes führte. Ohne Bedenken eigneten sie sich das Wild an, wußten aber nicht, wie das geschehe. Endlich entdeckten sie, daß der Knabe mit den großen Schuhen der Wohltäter der Loucheux sei, waren aber so undankbar, daß sie fortfuhren, ihn zu verspotten. Als sie ihm bei einer Gelegenheit ein bestimmtes Stück Fett verweigerten, verschwand er in der Nacht und ließ nur seine Kleider an einem Baume zurück. Nach einem Monat erschien er wieder als Mann

---

[1] History of the Catholic Church in Western Canada from Lake Superior to the Pacific I, Toronto 1910, 4—5.

[2] The native Races usw. III 141.

und gekleidet wie ein Mann und sagte zu den Leuten, er habe seine Wohnung im Monde aufgeschlagen, er werde aber immer wohlwollend auf den Erfolg ihrer Jagd herabblicken, nur werde zur Strafe für ihre unverschämte Begierde und ihre Undankbarkeit das Wild im Winter mager und nur im Sommer fett sein, und das war von da an immer der Fall. — Bancroft erwähnt auch die Angabe Hearnes, daß die Tinnehs an eine Art Geister, Nantena, glaubten, die die Erde, das Meer und die Luft bevölkerten und bald Gutes bald Böses zufügen. Einige von ihnen glauben an einen guten Geist mit Namen „Tihugun“, von dem sie annehmen, daß er in der Sonne und in dem Monde wohne, und an einen bösen Geist, den sie Chutsain nennen[1].

Über den schon erwähnten Stamm der Loucheux, die auch Tukudh genannt werden, berichten protestantische Missionäre[2]: „In den religiösen Vorstellungen der Tukudhs herrschte viel Ähnlichkeit mit dem Schamanismus der asiatischen Kulturvölker. Der Glaube an ein höchstes Wesen, Wutukwetschantschjo, das im Himmel wohne und alles erschaffen habe, das zu beleidigen, ja dessen Namen auszusprechen sie sich scheuten, war überwuchert von der Furcht vor Tretzen, dem bösen Prinzip, und dessen Dämonen, deren Einflüssen durch Opfer vorgebeugt werden mußte. Nach dem Tode, glaubten sie, würden die Guten auf die Sonne und den Mond versetzt, wo sie in schönen Kleidern frei von Mühsal und Arbeit Festfreuden genössen, die Bösen dagegen gingen unter die Erde an einen finstern Ort.“

Von dem Denestamm der Montagnais, die westlich von der Hudsonbai, nördlich vom 55.⁰ n. Br. wohnen und nicht zu verwechseln sind mit dem gleichnamigen Algonkinstamm südlich von der Hudsonbai, schreibt, wie wir schon erwähnt haben, der Missionär Petitot[3]: „Die Algonkins haben den Glauben an zwei Prinzipien: ein gutes, das sie den guten Geist, ‚Kitschi-Manitu‘, und ein böses, das sie den bösen Geist, ‚Matschi-Manitu‘, nennen; das letztere sehen sie als dem ersteren untergeordnet an. Dieser fast manichäische Dualismus findet sich bei den Montagnais, nur mit noch konfuseren Ideen.“ Sie fürchten fast ebensosehr „den, der im Himmel schläft“ und „den, dem die Erde gehört“, als „den, der die Menschen ißt“. Die Sklavenindianer nennen „Inkfwinfwetay“, „den, der im Zenit sitzt“. „Den guten Geist, den die verschiedenen Nationen der Montagnais anerkennen, verbannen sie in seinen einsamen Himmel, und sie legen ihm keine Sorge für das Leben hienieden bei, sie halten ihn auch nicht für den Schöpfer und Erhalter dessen, was existiert, und auch nicht für das Endziel der vernünftigen Geschöpfe. Niemand hat ihn gesehen, und oftmals habe ich gottlose Indianer vom Stamm der Katscho-gottine sein Dasein leugnen gehört.“

Ganz anders verhalten sich die Montagnais dem bösen Geist gegenüber; sie glauben, er sitze ihnen stets auf dem Nacken. Bald will der eine, bald der andere ihn gesehen haben, und sie sind in beständiger Angst vor ihm. Ihn zu vertreiben, ist der Zweck ihrer Gebete und Zaubereien, und dazu helfen die

---

[1] Ebd. 142. [2] Allgemeine Missionszeitschrift XIV (1887) 552.
[3] Missions catholiques 1868, 168; vgl. oben S. 487.

Zauberer. Petitot glaubt, daß infolge der Beschwörungen der Teufel zuweilen in Gestalt einer Schlange aus dem Kranken fahre. Die Indianer haben ihm dies oft versichert, obwohl sie nie eine wirkliche Schlange gesehen haben, da es auf 1000 Stunden nach dem Süden dort keine gibt.

Die Montagnais haben auch eine dunkle Idee von einem Lande da droben und von einer Unterwelt, wo eine Art geflügelter und harmloser Geister wohnen. Sie haben ferner eine rohe Kenntnis von der Unsterblichkeit der Seele. Ihre vom Leibe getrennten Seelen können den Manen der Alten verglichen werden, nur machen die Montagnais keinen Unterschied in dem Lose der Verstorbenen je nach der Verschiedenheit der Verdienste, während dies bei den Alten der Fall war[1]. Wir erwähnen noch die Tradition der Montagnais vom Sündenfall und einer Erlösung, von einer Art Sündflut usw. Eine eigentliche Schöpfung kennen sie nicht, obwohl sie über den Ursprung der Menschen und Dinge allerlei Fabeln erzählen[2]. Interessant ist, daß sie eine Art Beicht haben. Wenn einer von einer Krankheit geheilt werden will, so muß der Zauberer streng fasten und sich in eine kleine Hütte außerhalb des Dorfes begeben. Derjenige Wilde, der wegen seiner Sünden krank ist, muß in Begleitung eines alten, aber gesunden Sünders zum Zauberer gehen, sich neben ihn setzen und ihm beichten[3].

3. Die Konjagen.

Die Konjagen (Koniagas) wohnen an den Küstenstrichen Alaskas südlich vom Kotzebuesund bis zur Alaskischen Halbinsel und auf den angrenzenden Inseln. Sie werden von einigen auch südliche Eskimo genannt, da sie zweifellos mit den Eskimo nahe verwandt sind. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme mit verschiedenen Namen, die aber alle die gleiche Sprache reden. Durchschnittlich sind die Konjagen mittlerer Größe, ihre Farbe ist etwas dunkler als die der eigentlichen Eskimo. Ihre Wohnungen gleichen denen ihrer nördlichen Nachbarn, ebenso haben sie auch in ihren Niederlassungen ein Gemeindehaus oder eine Kasine; desgleichen sind ihre Sitten in vielen Dingen denen der Eskimo gleich.

Eigentliche Autorität haben nur die Häupter der Familien oder Haushaltungen über die Ihrigen, doch kann ein Häuptling durch Geschick und Gewandtheit großen Einfluß erlangen. Bevor sie durch die Berührung mit der Zivilisation gebrochen und demoralisiert wurden, bestand eine Scheidung der Gemeinschaften in zwei Klassen oder Kasten: den Adel und das gewöhnliche Volk. Der Adel hatte die Herrschaft, wenn dieselbe auch keine unumschränkte war. Auch die Sklaverei bestand in beschränktem Maße, meistens waren Weiber und Kinder Sklaven. Denn im Krieg wurden die gefangenen Männer entweder sofort erschlagen oder zu grausamer Qual aufbewahrt, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven gemacht.

In Bezug auf Familienleben und Sittlichkeit stehen die Konjagen im schlechtesten Rufe. Da viele in einem engen Raum zusammengepfercht leben, und zwar oft fast ohne jede Bekleidung, und alle Bedürfnisse in conspectu

[1] Missions catholiques 1868, 168. [2] Ebd. 183—184. [3] Ebd. 176.

omnium befriedigen, so ist zu erwarten, daß Schamhaftigkeit und Keuschheit sehr niedrig stehen. Polygamie ist allgemein, und da die Ehescheidung an der Tagesordnung ist und die Männer ihre Frauen den Gästen anbieten oder sie für Geld andern preisgeben, so kann von einem geregelten Geschlechtsverkehr kaum noch die Rede sein. Unverheiratete junge Frauen leben im zügellosesten Verkehr mit Männern. Nach der Ehe wird allerdings Treue von ihnen verlangt, aber die Männer mißbrauchen sie zur Befriedigung ihrer Habsucht. Nach Bancroft[1] ist die Sodomie allgemein.

Die Malemuten (Malainmiuten), ein Stamm der Koniagas, haben zwar nur eine Frau, entlassen diese aber nach Willkür. Die Kadiaken sollen ohne Unterschied mit Schwestern oder Brüdern, ja selbst mit Eltern und Kindern verkehren[2]. Obwohl die Koniagas im allgemeinen die Kinder lieben und Unfruchtbarkeit für die Frau als schimpflich gilt, werden die kleinen Mädchen oft getötet. Zwei Männer dürfen auch eine Frau haben, der eine gilt als der eigentliche Eheherr, der andere als sein Beigeordneter, der während seiner Abwesenheit seine Stelle bei der Frau einnimmt und nach dessen Rückkehr ihm die Frau wieder überläßt und nun die Stelle des Dieners einnimmt.

Die scheußlichste Sitte bei manchen Koniagas ist das männliche Konkubinat. Bei den Kadiaken wählt die Mutter ihren hübschesten und versprechendsten Knaben, kleidet und erzieht ihn wie ein Mädchen, unterrichtet ihn in den weiblichen Hausarbeiten und läßt ihn nur mit Mädchen und Frauen umgehen, um ihn ganz zu verweichlichen. Im Alter von 10 bis 15 Jahren wird er dann mit irgend einem Reichen „verheiratet", der einen solchen Gefährten als einen kostbaren Erwerb ansieht. Solche männliche Weiber werden Achnutschik oder Schopans genannt[3]. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir diese widernatürlichen Scheußlichkeiten auf den verderblichen Einfluß der ausländischen Walfischfänger, Kaufleute und Abenteurer zurückführen. Denn alle Missionäre Alaskas stimmen darin überein, daß bei den Eingebornen im Innern, die noch keinen oder wenig Verkehr mit den Ausländern hatten, widernatürliche Laster verhältnismäßig selten seien.

Sobald die Mädchen ins Alter der Pubertät kommen, werden sie während sechs Monaten in einem eigens für sie erbauten abgesonderten Hüttchen eingesperrt, das so klein ist, daß sie darin nicht aufrecht stehen können; während der darauffolgenden sechs Monate erhalten sie einen etwas größeren Raum, dürfen aber auch jetzt mit niemand verkehren. Töchter angesehener Männer erhalten das Recht, die Kasine zu betreten, dadurch, daß sie sich von einem Schamanen der Jungfräulichkeit berauben lassen. — Daß trotz dieser Sittenlosigkeit die Ehe anerkannt ist, geht aus den wenigen Heiratszeremonien hervor. Der Heiratskandidat muß zuerst die Einwilligung des Vaters der Auserkorenen erlangen; dann bringt er Holz, richtet in dem Baderaum ein Feuer an und nimmt zusammen mit dem Vater der Braut ein Bad. Inzwischen versammeln

---

[1] The native Races usw. I 81.

[2] So Bancroft nach Langsdorff, Voyages and travels II, London 1813 bis 1814, 64. Ob dieser Reisende nicht vielleicht zu sehr verallgemeinert hat?

[3] Bancroft a. a. O. 82.

sich die Verwandten, es werden Geschenke gemacht, der Bräutigam nimmt den Namen des Vaters der Braut an, und endlich wird das junge Paar in ein geheiztes Dampfbad geleitet und dort allein gelassen[1].

Der Religion nach waren die Koniagas äußerlich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Christen, aber sie kannten von der russisch-griechischen Religion nichts als etwa das Kreuzzeichen; sie lebten ruhig in ihrem alten Schamanismus fort. Sie glaubten an unzählige meist böse Geister, deren Abwehr oder Vertreibung die Hauptaufgabe der Zauberer ist. Über allen Geistern waltet ein Hauptgeist oder eine Hauptgottheit, die Schljam Schoa heißt und ihnen als Schöpfer des Himmels und der Erde gilt; ihr opferten sie vor und nach der Jagd; Ijak heißt der in der Erde wohnende böse Geist[2]. Wolf, Hund und Rabe sind mythische Personen, die sie als ihre Stammväter betrachten[3]. Nach Holmberg hüllten die Konjagen ihre Toten in Seehundsfelle und begruben sie, der Häuptling erhielt nach Billings[4] seine Jagdgeräte und Speisen mit ins Grab, und man opferte ihm einige Sklaven.

Der russische Reisende Sagoskin[5] berichtet noch von einem andern sonderbaren Fest der Konjagen, dessen Zeuge er war. Es hieß das „Versenken der Blasen ins Meer“ und wird an der ganzen Küste um Neujahr gefeiert. An der Vorderseite der Kasine werden an Riemen von Walroß- und Seehundshaut bis zu hundert Blasen aufgehängt, aber nur von solchen Tieren, die mit dem Pfeil erlegt wurden; sie sind mit phantastischen Figuren bemalt. Vor ihnen hängt auf der einen Seite eine Eule mit einem Menschenkopf und eine aus Holz geschnitzte Möve; auf der andern hängen zwei Schneehühner. Die Eule schlägt vermittels einiger Fäden, welche über dem Querbalken angebracht sind, mit den Flügeln und dreht den Kopf, die Möve stößt mit dem Schnabel auf den Boden, als wolle sie Fische fangen; die Hühner laufen gegeneinander, um sich zu küssen. Auf der andern Seite der Kasine steht vor der Grube, welche den Ofen vertritt, ein mit Gras umwundener Pfahl. Den ganzen Tag wird getanzt, und dann zupft ein Mann etwas Gras von dem Pfahl, zündet es an, beräuchert damit die Blasen und die Vögel und stellt dann den Pfahl zur Seite. Dieses Fest veranstalten die Malainmiuten zu Ehren des Meergeistes, den sie Jug jak nennen. Über die Bedeutung dieses Gebrauches wußten sie keine Auskunft zu geben, sie sagten nur, das sei so hergebracht.

4. Die Aleuten.

Aleuten heißen die Bewohner der Inseln, welche sich von Kamtschatka gegen Alaska hin erstrecken und den Stillen Ozean von der Beringstraße scheiden. Doch wohnen sie nicht bloß auf diesen Inseln, sondern auch auf dem angrenzenden

---

[1] Bancroft, The native Races I 83.

[2] Holmberg, Ethnologische Skizzen über die Völker des russischen Amerika I, Helsingfors 1855, 140 ff, zitiert bei Bancroft a. a. O. III 143.

[3] Waitz, Anthropologie der Naturvölker III 312.

[4] Reisen nach den nördlichen Gegenden von Russisch-Asien und -Amerika, Weimar 1803, 179 f, bei Bancroft a. a. O. I 86.

[5] Globus XVII (1870) 115.

Alaska bis zum Ugaschikfluß hinauf. Sowohl der physischen Beschaffenheit als der Sprache und den Sitten nach sind sie wie die Konjagen mit den Eskimo nahe verwandt. Wie die Konjagen haben sie äußerlich das griechisch-schismatische Christentum angenommen, daneben aber viele abergläubische Gebräuche bewahrt.

Das charakteristische Fellboot (kayak) der Eskimo findet sich auch bei den Aleuten, aber in kleinerer Form. Mit wunderbarem Geschick und großer Kühnheit befahren die Aleuten — diese Kosaken des Meeres — mit ihrem Kahn das stürmische Meer. Auf ihren Harpunen, Pfeilen usw. haben sie Eigentumszeichen, und wenn ein toter Walfisch strandet, so kann man an der Harpune erkennen, welche Gemeinde ihn getötet und folglich als ihr Eigentum beanspruchen kann. Auch in den Niederlassungen haben die Bemannung eines Schiffes, die Glieder einer Familie, einer Hausgenossenschaft bestimmte Zeichen auf ihren Werkzeugen, an denen man den oder die Eigentümer erkennt.

Die Pubertätszeremonie besteht auch bei den Aleuten. Kommt ein Mädchen in das mannbare Alter, so wird sie von den übrigen abgesondert und in eine kleine Hütte, Barabara, gebracht, wo sie niemand besuchen darf außer ihrer Sklavin, wenn sie eine hat. Diese Absperrung dauert sieben Tage, und der Bruch dieses Tapus bildet der Gegenstand vieler und weitverbreiteter Märchen. Nach Wenianimov, der in den Jahren von 1820 bis 1834 bei den Aleuten als Missionär wirkte, hatten die früheren Aleuten einen großen Abscheu gegen Blutschande, doch hielten sie Ehen unter Geschwisterkindern für erlaubt. Eigentliche Ehezeremonien scheinen bei den Aleuten nicht bestanden zu haben. Manchmal wurden schon Kinder miteinander verlobt. Mit der Geburt eines Kindes wurde die Ehe als zurechtbestehend anerkannt. Ursprünglich war es Gewohnheit, die Frau nicht aus dem eigenen, sondern aus einem fremden Dorfe zu nehmen, aber erst dann einen eigenen Haushalt zu gründen, wenn ihnen ein Kind geboren wurde. Bis zu diesem Augenblick blieb das Mädchen im Hause ihres Vaters, wo sie von Zeit zu Zeit von ihrem Gemahl besucht wurde. Mädchen und verheiratete Frauen, die illegitime Kinder zur Welt brachten, wurden getötet und ihre Leiber auf die Seite geschafft, einen solchen Abscheu hatte man gegen ein derartiges Betragen. Kindermord wurde als etwas betrachtet, das großes Unglück über die ganze Gemeinschaft bringe. Daß bei alledem die Sittlichkeit nicht sehr hoch stand, geht daraus hervor, daß die Frauen zuweilen gegen Nahrung oder Kleider ausgetauscht oder auch den Fremden als Zeichen der Gastfreundschaft angeboten wurden. Witwer und Witwen durften sich erst längere Zeit nach dem Tode des Gatten wieder verheiraten.

Nicht nur Polygamie, auch Polyandrie (Zweimännerei) kam vor. Bei der letzteren kamen die Männer überein, die Frau friedlich miteinander zu teilen, oder der zuerst mit der Frau Verheiratete war der eigentliche und bevorzugte Mann, der andere der untergeordnete, gewöhnlich war der letztere ein Jäger oder Kaufmann. Wenn der Mann mehrere Frauen hatte und es ihm infolge von Verarmung nicht mehr möglich war, sie alle zu unterhalten, so konnte er sie zu ihren Eltern zurückschicken. Gewöhnlich erwarb sich der Mann ein Weib durch eine Art Kauf oder auch durch Dienen im Hause des Schwiegervaters. Obwohl die sexuelle Sittlichkeit so daniederlag, wird doch berichtet, daß eine große

Eifersucht bestand. Auch von vielen Aleuten wird die abscheuliche Sitte des männlichen Konkubinates behauptet [1].

Nach Georgi [2], der zuerst die Aleuten ausführlich beschrieben hat, lebten diese ungebundenen Söhne der Natur unter sich in voller Gleichheit ohne Obrigkeit, Gesetz und Strafe, doch fügt er selbst hinzu, daß sie, um Rache zu nehmen oder einen Angriff auszuführen, einen Anführer haben, und der Älteste in einer Hütte hatte eine gewisse Leitung über die Hausgenossen. Den Anführer sowie den Hausvater nennen sie Toyon oder Tuigun. Untereinander halten sie nach Familien oder Geschlechtern zusammen. Die Bewohner einer Insel betrachten sich als ein Geschlecht, welches die Insel als Gemeineigentum ansieht. Ihr Gewerbe besteht in Jagd und Fischerei, bei denen ihnen, ebenso wie beim Bau der Hütten oder Verfertigen der Gerätschaften, die Frauen helfen. Diese müssen außerdem kochen, Fische und Fleisch dörren, Pelze gerben, nähen usw. Seit der Ankunft der Russen, meint Georgi [3], behelfen sie sich mit schlechtem Pelzwerk und vertauschen das bessere, besonders Seeottern und schwarze Füchse, gegen Tuch, Zwirn, Nadeln usw. „Der erste Mann in einer guten Hütte, mit vielen Weibern, einem guten Nachen und nach ihrem Geschmack schönen Kleidern, ist in seinen Gedanken ein König, obgleich er weder ein Klaue noch irgend etwas, das bei uns Wert hat, besitzt, noch sein eigener Junge einen Schritt für ihn geht." Alle ihre Waffen und Geräte waren aus Holz, Steinen oder Knochen ohne Eisen, das die russische Regierung nicht einführen ließ, um die Leute nicht gefährlicher zu machen. Ihre Wohnungen gleichen denen der Kamtschadalen, sind aber meist größer. Eine Wintergrube (ullaa) ist 10—50 Klafter lang, 3—5 Klafter breit und etwa 1½ Klafter tief. Im Dach werden zum Hinabsteigen auf Leitern und zum Entweichen des Rauches einige Löcher angebracht. In der Mitte der Hütte befinden sich meist mehrere Feuerplätze. Eine solche Hütte beherbergt nach Georgi nicht selten eine ganze Dorfschaft von verwandten Familien mit 50, 100 und mehr Personen.

Über die Religion der Aleuten berichtet Georgi [4]: Diese Insulaner sind schamanische Heiden wie die Ostsibirier, aber in Bezug auf alles Unsichtbare noch stumpfsinniger. Von Göttern oder Geistern haben sie nur unklare Begriffe, auch haben sie keinen bestimmten Kult, aber Zauberpriester, die mit den Geistern (kugan) in Verbindung zu stehen behaupten, sich der Kenntnis des Vergangenen und Zukünftigen rühmen und beim Volk Ansehen haben. Bei ihren Festen über gelandete Walfische danken sie in ihren Gesängen den Göttern für das Glück, verbinden aber damit allerlei Gaukeleien mit Trommeln usw. Beim Genuß solcher Glücksgaben werfen sie einige Fleischstücke als Opfer ins Feuer. Den Toten geben sie für die Bedürfnisse des jenseitigen Lebens Geräte mit. Sie haben kleine Holzgötzen, die sie mit Blut und Fett beschmieren und dadurch zu speisen glauben. Feuerspeiende und rauchende Berge halten sie für Wohnungen der Götter und Geister, und die Zauberpriester richten Gebete an dieselben. Von zukünftigen Belohnungen und Strafen

[1] Bancroft, The native Races I 92. Vgl. auch Encyclopedia of Religion and Ethics I, Edinburgh, Art. „Aleuts".

[2] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 361. [3] Ebd. 363.

[4] Ebd. 374.

wissen sie nichts. Sie fürchten die Besuche der Verstorbenen und meiden die Hütten, in denen Todesfälle vorgekommen sind; deshalb bringen sie die Kranken aus den großen Hütten heraus.

Die Leichen armer Leute werden in ihren Kleidern nebst ihrem Hausrat und Jagdgeräte in eine Matte gewickelt und unter vielem Wehklagen begraben, die der Reichen legt man mit ihren Kleidern nebst Geräten in einen Nachen und hängt diesen an ein Holzgerüst, damit die Leiche in der Luft schwebend verwese [1].

Nach Bancroft [2] hatten die Aleuten eine höhere Religion als ihre Nachbarn, aber infolge der Arbeiten der russischen Missionäre sei die Erinnerung an diese Religion fast verschwunden. Sie anerkannten einen Gottschöpfer, aber verehrten ihn nicht; er hatte die Welt gemacht, leitete sie jedoch nicht; deshalb bekümmerten sich die Aleuten nicht um ihn, sondern nur um die unteren Geister, denen die Regierung der Welt übertragen worden war. Auch die Sterne, die Sonne und der Mond oder ihre Geister wurden verehrt, und diese nehmen Rache an denen, welche sie nicht verehrten. Eigentliche Kultstätten hatten die Aleuten nicht, wohl aber gab es bei jedem Dorf einen als heilig angesehenen erhöhten Platz oder Felsen, den die Frauen und Kinder nicht betreten durften und auf dem die Männer Opfergaben hinlegten und geheimnisvolle Zeremonien vornahmen. Der Gebrauch der Amulette war allgemein [3].

Die Aleuten führten bei religiösen Festen auch feierliche Tänze auf, wobei sie Masken trugen und Lieder sangen. Besonders berühmt war der sog. Mondscheintanz im Dezember, der religiöse Bedeutung hatte. Für diese Gelegenheit wurden besondere Idole oder Holzfiguren gemacht, eine für die Männer und eine für die Frauen. Die beiden Geschlechter tanzten in getrennten Gruppen beim Mondlicht auf dem Schnee mit maskierten Gesichtern und vollständig nackt. Die Masken waren derart eingerichtet, daß die Träger nur auf den Boden schauen konnten, denn die Figuren anzuschauen galt als todbringend, da man annahm, daß die Geister während der Zeremonie in dieselben einzogen. Nach dem Tanz wurden die Figuren zerbrochen und ins Meer geworfen. Ein sonderbares Tanzfest war auch das „Kugan agalik“ (Teufelserscheinung), das den Zweck hatte, die Frauen durch Schrecken im Gehorsam zu erhalten. Einige Männer verließen, wenn dieses Fest herannahte, das Dorf, angeblich um eine Jagd zu veranstalten. Dann verbreiteten die zu Hause gebliebenen Männer das Gerücht, der ganzen Gemeinde drohe ein großes Unglück; dabei zeigten sie eine große Furcht und befahlen den Frauen, im Hause zu bleiben. Bald darauf hörte man merkwürdige Geräusche; es hieß, der Teufel sei im Anzug, und die Männer taten, als ob sie sich tapfer gegen denselben verteidigten. Nachdem er endlich vertrieben war, fand man, daß ein Mann vermißt wurde. Eine schon vorher bezeichnete Frau wurdc hinausgetragen, um als Lösegeld für den Vermißten zu dienen. Nach einiger Zeit wurden beide zurückgebracht, der Mann anscheinend tot. Durch Schlagen mit aufgeblähten Blasen, begleitet von Anrufungen, wurde er allmählich wieder lebendig und den Verwandten der Frau gegeben, die ihn gerettet hatte. Die Jäger kamen nun zurück und zeigten

---

[1] Ebd. 374. [2] The native Races III 144. [3] Ebd.

sich sehr überrascht über das Vorgekommene. Dieses Spiel gleicht sehr der „Mumbo Jumbo“-Zeremonie der westafrikanischen Neger[1].

Daß das Schamgefühl bei den Aleuten wie überhaupt bei den arktischen Völkern sehr abgestumpft ist, darf nicht wundernehmen. Da die Hütten oft unerträglich heiß sind, gehen nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen nackt, besonders wenn ihnen die Kleidung bei der Arbeit hinderlich ist. Viele jedoch hängen, wie Georgi[2] berichtet, eine kleine Schürze von Leder oder Pelz und besonders die Männer einen Beutel vor die Scham; er meint allerdings, das geschehe nicht so sehr, um sie zu verdecken, als um sie zu schützen. Aber man sieht nicht ein, warum sie in den Hütten einen besondern Schutz nötig hatten. — Das Tätowieren war bei beiden Geschlechtern allgemein. Zur Befriedigung ihrer Eitelkeit machten sich viele junge Leute Einschnitte in die Unterlippe und durchbohrten sich die Nasenwand. „In diese Einschnitte der Lippe setzen sie, wenn sie galant erscheinen wollen, und das ist oft der Fall, gekrümmte und geschliffene Walroßzähne“, in die Nasenscheide aber stecken sie einen kleinen Vogelknochen, der die Nasenläppchen in die Höhe hebt. „Die Eitelsten haben in der Mitte der Unterlippe einen dritten Schnitt, in welchen sie ein gefärbtes Steinchen legen.“[3]

5. Nachtrag zu Alaska.

Bevor wir Alaska und die angrenzenden Inseln verlassen, wollen wir noch einige Angaben über die Religion der Alaskaindianer nachtragen, die wir in einem Artikel Sibiriakovs in der Bibliothèque universelle et Revue Suisse[4] entnehmen. Der Artikel ist ein Auszug aus dem Werke Indiane Aliaski des Archimandriten Anatoli (Odessa 1908). Leider wird nicht genau angegeben, von welchem Stamm die Schilderungen gelten. Da wir aber keinen Grund haben, an den Angaben Anatolis zu zweifeln, der mehrere Jahre als Missionär in Alaska weilte, so lassen wir hier die wichtigsten derselben als Nachtrag zu Alaska folgen. Sie weichen von den andern Berichten, die wir mitgeteilt haben, ab und zeigen wiederum, wie bedenklich allgemeine Schilderungen ganzer Völker sind, da oft ein Stamm von dem andern sehr verschieden ist.

Nach Anatoli haben die Alaskaindianer, von denen er handelt, eine allerdings unklare Idee von einem höchsten Wesen, das sie Teki-Ankau nennen, was soviel als höchster Herr, Meister des Himmels bedeutet. Wer dieser Herr sei und welches seine Untertanen, darüber haben sie nur unbestimmte Vorstellungen. Sie wissen nur, daß er auf der Spitze eines Berges wohnt, wo ewig ein leichter Wind weht und dessen Abhänge mit Gras und blauen Blumen bedeckt sind. Dort herrscht ewiges Schweigen, das kein Lärm, selbst nicht das Rauschen des Meeres, je stört. Teki-Ankau ist aber weder der Schöpfer der Welt noch die Vorsehung, diese Aufgaben gehören andern

---

[1] Al. F. Chamberlain in der Encyclopedia of Religion and Ethics, Art. „Aleuts“.

[2] Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches 365. [3] Ebd.

[4] Nr 163, Juli 1909, 93 ff.

Göttern, z. B. dem Kanuk, dem El, dem Antanuku, dem Khetl usw. Der älteste und mächtigste dieser Götter ist Kanuk, ein Name, der „ewig sitzender Mensch" bedeutet. Er war der erste Herr der Erde, denn er existierte schon, bevor diese ihre heutige Gestalt erhielt. Er teilte seine Gewalt mit andern ihm ähnlichen Wesen, konnte aber ebensowenig als diese die Ordnung um sich her festsetzen. Damals gab es weder Sonne noch Mond und Sterne, und auf der Erde weder Seen, noch Flüsse, noch Pflanzen und Tiere. Die Menschen hatten keine Idee von diesen Dingen. Das Licht des Himmels wurde eifersüchtig von einem Titanen oder Gott in einer Kiste bewahrt, Kanuk hielt das Wasser in einem Brunnen zurück, und ein dritter Titane hielt die Vögel und Fische und andere Tiere gefangen. Wie die Menschen auf dieser Erde leben konnten, darüber sagen die Legenden der Indianer nichts. Endlich erschien El, der wohltätige Gott. Als Kanuk eines Tages in einem Kahn über das Meer ruderte, kam ihm El in einem Schiffe entgegen, und er fragte diesen, wie lange er schon in der Welt sei. El antwortete, er sei auf die Welt gekommen, bevor die Erde von ihrer Stelle weggerückt worden sei; dann fragte er seinerseits Kanuk: „Bist du schon lange auf der Welt?" — „Seitdem die Leber nach unten weggegangen ist." — „Ach, ich sehe", erwiderte El, „du bist vor mir dagewesen."

Während Kanuk immer in Menschengestalt dargestellt wird, wechselt El beständig seine Gestalt, bald ist er ein Rabe, bald ein unsichtbarer Geist usw. El ist der treue Freund der Menschen, obwohl er nicht ansteht, sie zu strafen, wenn sie ihn durch Mangel an Glauben oder Spöttereien erzürnen. Die Alaskaindianer haben viele Legenden darüber, wie El den Menschen das Sonnenlicht, das Wasser, die verschiedenen Künste brachte. Aber nicht bloß materielle Wohltaten erwies El den Menschen, er suchte ihnen auch die Tugenden einzuschärfen. „Er lehrte sie, daß die Kinder die Eltern und die alten Leute ehren, daß die Menschen sich nicht gegenseitig bekriegen und kein Blut vergießen, daß sie nicht stehlen und betrügen sollen."

Heute erscheint El den Menschen selten; er ist nach dem Lande Naß zurückgekehrt, von dem er gekommen ist. Dort besitzt er luftige Schlösser, zu denen man nur schwer gelangen kann. Er denkt immer an die Menschen und sucht ihnen zu Hilfe zu kommen. Wenn sie ihn jedoch erzürnen, sendet er ihnen zur Strafe Krankheiten. Er hat einen Sohn, der die Menschen noch mehr liebt als er, der für sie Fürbitte einlegt, wenn er im Zorn ist.

Zwei untergeordnete Götter der Alaskaindianer sind Khetl und seine Schwester Aghitanuku. Khetl bedeutet „Sturm" und Aghitanuku „unterirdisches altes Weib". Über ihren Ursprung wissen die Indianer nichts, außer daß im Augenblick der Sündflut Khetl wie El die Haut eines großen Vogels angezogen und sich in die Höhe über den Wolken, genannt Kutzgi, erhoben hat. Als er von seiner Schwester, die sich auf eine hohe Bergspitze geflüchtet hatte, Abschied nahm, sagte er ihr, sie würden sich nicht mehr wiedersehen, aber solange er lebe, wolle er ihr jedes Jahr Nachrichten schicken. Khetl hat die Form eines geflügelten Drachen mit blitzenden Augen und scharfen Krallen. Wenn er seinen Ruheort verläßt, verursacht er mit seinem Flügelschlag Wirbel, Sturm

und Donner. Die Blitze sind die Flammen seiner Augen.... Jährlich besucht Khetl die Insel Etschkomb, wo seine Schwester von einer Bergspitze in das Innere der Erde hinabgestiegen ist. — Aghitanuku liebt die Menschen; sie leidet aber in ihrer unterirdischen feuchten Wohnung und muß deshalb ein beständiges Feuer unterhalten.

Neben diesen und andern Göttern gibt es nach den Indianern in der ganzen Welt viele Geister (Jeks), die direkt mit den Menschen verkehren können, indem sie die Gestalt von Menschen und Tieren annehmen, oder indirekt wie unsichtbare, meist schädliche Kräfte. Wie es scheint, sind diese Jeks nur die Seelen der Verstorbenen, von denen einige im Himmel wohnen, andere im Innern der Erde und andere endlich an der Grenze der Erde.

Für den Indianer beginnt nach dem Tode ein neues individuelles Leben, das oft dem gegenwärtigen vorzuziehen ist. Besonders vorteilhaft ist es, auf dem Schlachtfelde zu sterben, denn die Seelen der Krieger gehen direkt in die Wohnung der Teki-Jeks, der Geister, die im Himmel sind. Sie besitzen dort als Diener die erschlagenen Feinde und die Sklaven, die sie zu Ehren der himmlischen Geister geopfert haben. Das Los der Seelen, die am Ende der Welt leben, ist weniger günstig. Während die ersteren sicher sind, immer eine warme Wohnung und Überfluß an Nahrung und Fett zu finden, ist es den letzteren schwer, ihr Ziel zu erreichen, denn sie müssen vorher lange durch Gewässer und Sümpfe irren. Diese Reise wird noch mühsamer, wenn die Verwandten einen Toten zu sehr beweinen. Viel besser ist es, so oft als möglich Festessen zu ihrer Ehre zu veranstalten und ihren Ahnen ein Opfer darzubringen, indem man einen Teil der Provisionen in den âtra wirft. Endlich muß man immer die Toten einäschern. Diejenigen, die nicht durch das Feuer gegangen sind, haben nicht das Recht, in ihrer letzten Wohnung sich dem gemeinsamen Herd zu nähern, an dem sich die Seelen der Eingeäscherten versammeln, und sie zittern immer vor Kälte und schauen neidisch auf die, welche sich wärmen dürfen. Gerade deshalb war es den russischen Missionären schwer, den Indianern Schrecken vor der Hölle einzuflößen, weil ihnen das Feuer als eine große Wohltat erschien[1].

Die Seele des Verstorbenen kann in menschlicher oder tierischer Gestalt auf die Erde zurückkehren. Jeder Mensch hat seinen Jek, der über ihn wacht, ihn aus Gefahren errettet und von dem das Dasein des Indianers jenseits des Grabes abhängt. Er kann seine Seele in die himmlische Wohnung (kiuakau) oder in die Unterwelt (tsekekau) senden. Die Seele, welche aus dem Himmel auf die Erde zurückkehrt, nimmt die menschliche Gestalt und die Lebensstellung ein, welche sie während des irdischen Lebens hatte, sie wird ein Krieger oder ein freier Mann oder ein Sklave wie früher. Die Seelen, die aus dem Tsekekau auf die Erde zurückkehren, gehen alle in Tierleiber ein. Die Mythologie der Alasker sagt nicht, um welcher Sünden willen die Seele dazu verurteilt wird, in einen Tierleib einzugehen. Doch glauben die Indianer fest, daß der Bär, die Fischotter, der Kastor und der Albatros menschliche Seelen

[1] Bibliothèque universelle et Revue Suisse (Juli 1909) 111.

haben und das Wort des Menschen verstehen können. Das ist auch der Grund, warum sie dem getöteten Bären große Ehre erweisen.

Es gibt nach der Meinung der Indianer Menschen, denen es gelingt, sich eine Anzahl Jeks dienstbar zu machen. Vielen ist diese Gabe von Jugend auf angeboren, und dadurch erlangen sie die Fähigkeit, Schamanen zu werden. Um zu dieser Würde zu gelangen, zieht sich der meist noch junge Mann auf eine einsame, bewaldete Insel zurück und horcht dort auf die stürmischen Stimmen des Waldes und des Meeres, um sie zu verstehen und zu beherrschen. Er fastet dann, indem er sich mehrere Monate nur von der Rinde und den Blättern eines bestimmten Strauches nährt und nur Meerwasser trinkt. So gelangt er in einen Zustand, der ihm gestattet, die Jeks herbeizurufen und sich alle Naturkräfte zu unterwerfen. Da der Schamane mit den Jeks in Verbindung steht, wendet man sich an ihn, um den Nukszaty, d. h. den bösen Zauberer, ausfindig zu machen, der die Krankheit verursacht hat. Denn die Indianer führen alle Krankheiten auf schädlichen Zauber zurück. Unter allerlei Zeremonien behauptet der Schamane, von den Jeks den Namen des bösen Zauberers zu erfahren.

Fünftes Kapitel.

Die Tlinkit- und die Nutka-Indianer.

1. Die Tlinkit.

An der Westküste Nordamerikas zwischen dem 50.° und 62.° n. Br. liegt eine Unzahl größerer und kleinerer Inseln, die durch enge Kanäle vom Festland und voneinander getrennt sind. Hier und auf dem angrenzenden Festland wohnt das Volk der Tlinkit (d. h. Leute, Menschen), wie sie sich selbst nennen. Die Russen nennen sie auch Kalosch oder Kolosch, die Amerikaner Thlinkeets oder auch, wie die Indianer überhaupt, Siwashes (Seiwasches, eine Korruption vom französischen Sauvages).

Das ganze Volk zerfällt in 13 Stämme oder Kon, von denen jeder seine festen Niederlassungen und seine bestimmten Jagd- und Fischereigebiete hat[1]. Diese Stämme werden nach dem Fluß oder Meerbusen genannt, an dem ihre Dörfer liegen. Der nördlichste Stamm ist der der Jakutat (Jakutat-kon), der südlichste der der Tungaß (Tungaß-kon). Jeder Stamm zerfällt in mehrere Geschlechter, die verschiedene Tiere als Familienwappen (Totem) führen und sich wieder in zwei Gruppen ordnen, von denen die eine als das Raben- oder Jelchgeschlecht, die andere als das Wolfsgeschlecht oder das Geschlecht der Kanuk bezeichnet wird. Die Tiere, die bei den Geschlechtern der ersten Gruppe als Wappen

[1] Wir benutzen vorzüglich „Die Tlinkit-Indianer. Ergebnisse einer Reise nach der Nordwestküste von Amerika und der Beringstraße. Im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft ausgeführt in den Jahren 1880—1881 durch die Doktoren Arthur und Aurel Krause, geschildert von Aurel Krause, Jena 1885". Die Schrift stellt auch die Angaben der älteren Reisenden und der russischen Missionäre zusammen. Außerdem Bancroft, The native Races usw. I 94 ff; III 145 ff.

gelten, sind der Rabe (Jelch), der Frosch, die Gans, der Seelöwe, der Uhu und der Lachs; bei der zweiten Gruppe sind es der Wolf (Gutsch), der Bär, der Adler, der Walfisch, der Haifisch und der Alk.

Die Einteilung der Tlinkit in Geschlechter ist gänzlich unabhängig von der räumlichen Verteilung der Stämme. Dasselbe Geschlecht finden wir an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Stämmen. Das erklärt sich durch den Gebrauch der wechselseitigen Heiraten und durch das Gesetz der mütterlichen Erbfolge. Die verschiedenen Geschlechter genießen nicht dasselbe Ansehen. Das der Kagontan hat wegen der großen Zahl und wegen des Reichtums seiner Mitglieder den Vorzug vor allen andern. Innerhalb eines Geschlechtes nehmen wieder einzelne Familien einen höheren Rang ein; sie bilden eine Art Adel, der seine Vorrechte weniger der Geburt als dem Besitz eines großen erblichen Vermögens verdankt. Auch die Häuptlingswürde ist an den großen Reichtum, der namentlich in dem Besitze zahlreicher Sklaven besteht, gebunden. In der Regel geht dieselbe zugleich mit dem Vermögen vom Onkel auf den Neffen über gemäß der herrschenden Erbfolge, doch wird zuweilen an Stelle des gewöhnlichen Erben ein anderer als Häuptling anerkannt. Fast an jedem Orte gibt es mehrere Häuptlinge (amkau), von denen jedoch einer gewöhnlich als der höchste gilt. Die Macht des Häuptlings ist sehr beschränkt und je nach seiner Persönlichkeit verschieden. Nur bei gemeinsamen Unternehmungen und Beratungen ist er der Führer und Leiter; im übrigen hat jedes Familienhaupt volle Freiheit, alles zu tun, was nicht gegen Sitte und Herkommen verstößt oder die Rechte anderer schädigt. Auch der sog. Adel besitzt kein anderes Vorrecht als das des größeren Ansehens unter den Stammesgenossen. Bei den Festen überläßt man ihm die Ehrenplätze, und die reichsten Geschenke werden ihm zu teil. Für den Tod oder die Verletzung eines vornehmen Mannes wird stets größere Sühne verlangt als für die Schädigung eines Geringeren; zwei oder mehr Leben fordert man für das eines Häuptlings [1].

Die Tlinkit sind eigentlich ein seßhaftes Volk; nur im Sommer führen sie ein halbes Nomadenleben; da zerstreuen sie sich geschlechter- oder familienweise in die Jagd- und Fischereigebiete, oder unternehmen Reisen, um mit den Weißen oder mit den benachbarten Stämmen Handel zu treiben. Beim Herannahen des Winters sammeln sich jedoch die verschiedenen Stämme wieder in ihren Dörfern, und jedes Geschlecht bezieht die ihm zugehörigen Häuser. Die Häuser sind meist regelmäßige und solide Holzbauten. Die Dörfer bestehen zuweilen nur aus wenigen Häusern, zuweilen aber auch aus 50 oder 60. Da der Fischfang die Hauptquelle des Unterhaltes bildet, liegen die Dörfer immer hart am Strande des Meeres, einer Bucht oder eines Flußes. Der innere Raum der Häuser ist gedielt bis auf die in der Mitte befindliche Feuerstelle; groteske Holzschnitzereien finden sich öfters in den Ecken des Wohnraumes und zu den Seiten der Türe. Ein eigentümlicher Schmuck des Hauses sind die Wappenpfähle oder Totems, welche von reichen Häuptlingen vor ihren Häusern errichtet werden und mitunter gegen 15 m hoch sind. Sie werden aus einem Baumstamm gearbeitet und zeigen verschiedene, mit lebhaften Farben bemalte

[1] Krause, Die Tlinkit-Indianer 122.

Tier- und Menschengestalten, die Wappenzeichen der verschiedenen Geschlechter, in den verschiedensten Kombinationen. Im Innern der Wohnungen herrscht meist ein unglaublicher Schmutz. Außer den eigentlichen Häusern gibt es in den Dörfern noch kleine Waren- und Vorratshäuser. Kleine, aus Tannenzweigen hergestellte Hütten hinter den Häusern dienen zum Aufenthalt der Wöchnerinnen.

Die Tlinkit sind kräftig und proportioniert gebaut. Die Männer haben eine stolze und gerade Haltung und einen elastischen Schritt, während die Weiber, wohl infolge des beständigen Hockens am Herd, meist gebückt einhergehen. Die Gesichtszüge sind im allgemeinen nicht unangenehm; doch haben sie einen ernsten, fast finstern Ausdruck. Alle entstellen sich durch die Durchbohrung der Nasenscheidewand und des äußeren Randes der Ohrmuschel, die Frauen noch durch einen Einschnitt in die Unterlippe. Durch die durchbohrte Nasenscheidewand wird ein silberner Ring gezogen. Eigentliche Tätowierung scheint heute nicht mehr im Gebrauch zu sein; doch bemalen sich beide Geschlechter das Gesicht mit roten und schwarzen Farben. Die ursprüngliche Tracht der Tlinkit bestand für Männer und Weiber in einer Art Hemd von gegerbter Haut und in einem Mantel aus Pelz, dessen Haare nach außen gekehrt waren. An Stelle der Lederhemden sind heute blaue und weiße Kattunhemden getreten, und der Pelzmantel ist durch eine wollene Decke ersetzt. Heute tragen die meisten Beinkleider.

Der Gesundheitszustand soll im allgemeinen gut sein, doch ist die Kindersterblichkeit sehr groß, und verderbliche Wirkungen übt die Trunksucht aus. Heute leiden auch viele an der Syphilis, die vor der Berührung mit den Europäern unbekannt gewesen zu sein scheint[1].

Die geistige Begabung der Tlinkit ist nicht gering. Gelobt wird auch ihr Kunstsinn. Die Holzschnitzereien sind in jeder Beziehung bemerkenswert. Ihre Lieder bekunden ein ausgebildetes Taktgefühl und sind sehr ausdrucksvoll[2].

Früher waren die Sklaven zahlreich; manche Häuptlinge besaßen deren 20 bis 30; heute ist ihre Zahl gering. Der Sklave ist vollständiges Eigentum seines Herrn, der ihn beliebig verkaufen, verschenken und töten kann. Auch die Kinder der Sklaven bleiben Sklaven. Die Sklaven waren im Kriege gefangen oder gekauft worden.

Die Beschäftigung des Tlinkit ist Jagd- und Fischfang, auch im Winter hat er viel außerhalb des Hauses zu tun, indem er bald seine Fallen stellt, bald Holz fällt oder ein Kanoe baut, im Hause hat er die nötigen Werkzeuge herzustellen und auszubessern. Den Frauen liegt neben der Sorge für die Küche und der Wartung der Kinder die Verfertigung von allerlei Handarbeiten ob; im Sommer müssen sie die Feldarbeiten besorgen, wo der Anbau der Kartoffeln betrieben wird. Im allgemeinen ist der Tlinkit in seinem Tun langsam und träge; nur die Not zwingt ihn zur Arbeit. Der Vornehme glaubt sich zu erniedrigen, wenn er die Arbeit der Sklaven und gemeinen Leute verrichtet. Die Tätigkeit der einzelnen Glieder des Hauses ist durch Gewohnheit und Sitte geregelt; auch die Kinder müssen ihre Kräfte der

[1] Ebd. 150. [2] Ebd. 152.

Gemeinschaft widmen, die Knaben als Gehilfen des Vaters, der sie in allen Fertigkeiten des Mannes unterweist, die Mädchen durch Unterstützung der Mutter im Haushalt. Das Benehmen der Hausgenossen gegeneinander und gegen Fremde ist gemessen und ruhig. Lauten Ausdruck der Freude und des Leides hört man selten, selbst nicht beim Abschied oder Wiedersehen. Die kleinen Kinder werden liebevoll behandelt, niemals geschlagen und selten durch ein rauhes Wort zurechtgewiesen. Die heranwachsenden Knaben werden, namentlich in Kleidung und Nahrung, sehr kurz gehalten. Sie müssen den Eltern und besonders dem Oheim mütterlicherseits, zu dem sie nach dem Gesetz der Erbfolge fast in einem näheren Verhältnis stehen als zum Vater, unbedingten Gehorsam leisten und ohne Anspruch auf Entschädigung die ihnen aufgetragenen Arbeiten verrichten. Selbst wenn sie erwachsen sind, beugen sie sich vor der Autorität des Familienoberhauptes [1].

Die Stellung der Frau ist keine ungünstige. Sie ist nicht Sklavin des Mannes; ihre Rechte sind bestimmt, ihr Einfluß ist bedeutend [2]; oft wird ein Handel von ihrer Zustimmung abhängig gemacht. Auch das Los der Sklaven scheint erträglich zu sein, wenigstens heute. Früher waren bei großen Festen Sklavenopfer gebräuchlich, doch kamen auch bei solchen Gelegenheiten Sklavenentlassungen vor; die Sklaven erhielten dann alle Rechte der freigebornen Tlinkit [3]. „Der Tlinkit hat einen ausgebildeten Eigentumsbegriff." Er hat nicht nur seine eigenen Kleider, Waffen und Geräte, er hat auch seine eigenen Jagdgebiete, seine eigenen Handelswege, die kein anderer ohne seine Erlaubnis oder ohne Entschädigung gebrauchen darf. Im allgemeinen wird auch das Eigentum eines jeden von seinen Stammesgenossen respektiert. Trotzdem soll nach unserem Gewährsmann Diebstahl nicht als Schande gelten. Der ertappte Dieb soll höchstens bedauern, zur Rückgabe des Gestohlenen gezwungen zu sein [4]. Selbst im Verkehr mit ihren nächsten Verwandten zeigen die Tlinkit den größten Eigennutz. Jede Dienstleistung muß vergolten werden. Eitelkeit ist ein hervorstechender Charakterzug. Eifersüchtig ist jeder darauf bedacht, daß seine Vorzüge und Rechte überall anerkannt werden [5].

Gleich nach der Geburt wird dem Kinde der Name irgend eines mütterlichen Vorfahren gegeben. Durch die Feier eines großen Festes zum Andenken an die verstorbenen Verwandten erwirbt der Tlinkit das Recht auf einen zweiten Namen, den eines väterlichen Ahnen. Einen dritten Namen legen sie sich bei, wenn ihnen ein Sohn geboren wird; dann nennen sie sich Vater oder Mutter des Sohnes. Beim Beginn der Entwicklungsperiode werden die Mädchen längere Zeit als unrein abgesondert und gleich den Wöchnerinnen in einer kleinen Zweighütte untergebracht. Sie dürfen die ganze Zeit die Hütte während des Tages nie verlassen. Nur der Mutter und den nächsten Verwandten ist es gestattet, das Mädchen zu besuchen und ihm Nahrung zu bringen. Während dieser Zeit muß das Mädchen die größte Enthaltsamkeit beobachten. Nach Ablauf derselben wird ein Fest gefeiert [6].

---

[1] Krause, Die Tlinkit-Indianer usw. 161.
[2] Ebd. Ebenso Bancroft, The native Races I 109.
[3] Krause a. a. O. 163. [4] Ebd. 167. [5] Ebd. 169.
[6] Ebd. 217—218.

Wenn ein Tlinkit ein Mädchen zur Frau begehrt, so schickt er zu dessen Eltern einen Fürsprecher. Erlangt dieser die Einwilligung der Angehörigen und die Zustimmung des Mädchens, so sendet der Freier seinem künftigen Schwiegervater so viele Geschenke, als er kann. Am Hochzeitstage ladet der Vater der Braut seine und des Bräutigams Verwandte ein; der Bräutigam erscheint in festlicher Kleidung und setzt sich in der Mitte der Wohnung nieder. Sogleich beginnen Tänze und Gesänge, welche die Braut aus ihrem Versteck in einem Winkel der Hütte hervorlocken sollen. Danach werden Zeugstoffe oder Felle auf dem Fußboden vom Versteck des Mädchens bis zum Platz des Bräutigams gelegt, und über diese geht die festlich geschmückte Braut und setzt sich an die Seite des Bräutigams; dann werden die Gäste bewirtet, aber die Brautleute haben keinen Teil am Mahl, sie müssen vielmehr noch die zwei folgenden Tage fasten. Darauf wird ihnen etwas Speise und Trank gestattet, und nun müssen sie wieder ebensolange hungern; nach Ablauf dieser Zeit dürfen sie zusammen bleiben, aber erst nach vier Wochen sich als Mann und Frau betrachten[1].

Niemals werden Ehen zwischen Angehörigen desselben Geschlechtes oder Stammes geschlossen; der Tlinkit aus dem Rabenstamme muß sich eine Frau aus dem Wolfsstamme suchen und umgekehrt. Reiche Tlinkit können Frauen heiraten, so viele sie wollen, aber die erste hat immer den Vorrang vor den übrigen. Die Ehescheidungen sind selten. Erfolgt die Trennung nach beiderseitigem Wunsch, so wird die Mitgift nicht zurückgegeben. Schickt aber der Mann die Frau heim, so muß er die Mitgift zurückgeben, ohne daß er die gemachten Geschenke zurückerhält. Entläßt er die Frau wegen Ehebruchs, so behält er die Aussteuer und kann auch seine Geschenke zurückfordern. Die Kinder bleiben in jedem Fall bei der Mutter.

Die Sitte der Nebenmänner besteht bei den Tlinkit, doch soll nur der Bruder oder ein naher Verwandter diese Rolle übernehmen dürfen. Der Verführer eines Weibes muß, wenn er dem Dolch des beleidigten Mannes entgeht, sein Vergehen durch Geschenke büßen. Ist er aber ein naher Verwandter, so tritt er in die Stelle eines Nebenmannes und muß zum Unterhalt der Frau beitragen. Nach dem Tod eines Mannes ist sein Bruder oder der Sohn seiner Schwester verpflichtet, die hinterlassene Witwe zu heiraten. Mit wenigen Ausnahmen rühmen die älteren Autoren die Keuschheit der Tlinkit. Seit der Berührung mit den Europäern wird diese Tugend immer seltener. Schnöde Gewinnsucht treibt nicht selten die Männer an, ihre Frauen und Töchter an Weiße zu verhandeln[2].

Selbstmord kommt vor, doch selten. — Ist ein Tlinkit gestorben, so erheben seine Verwandten ein lautes Klagegeheul. Der Leichnam wird gereinigt und in sitzender Stellung an die Hinterwand des festlich geschmückten Hauses gebracht. Vier Nächte hindurch dauern die Trauerfeierlichkeiten mit Gesängen, rhythmischen Körperbewegungen, sowie die Bewirtung der Gäste, die stets einem andern Stamm angehören als der Verstorbene. Die Verbrennung der Leiche findet meist noch vor der Beendigung der Trauerfeier statt, und zwar

[1] Ebd. 220. [2] Ebd. 221.

oft in der Nähe der Wohnung des Verstorbenen. Wenn der Scheiterhaufen niedergebrannt ist, kommen Frauen und suchen die verkohlten Knochenstücke aus der Asche. Dieselben werden in Tücher gewickelt und in ein kleines Holzgefäß getan, welches zur Aufbewahrung in einem Totenhäuschen bestimmt ist. Durch diese Einhüllung der Reste in Tücher oder Decken sollen nach der Meinung der Tlinkit die Seelen vor Kälte bewahrt werden[1]. Nach älteren Berichten wurden früher beim Begräbnis eines Häuptlings mehrere Sklaven getötet, damit sie ihm in der andern Welt Dienste leisteten[2]. Ganz anders sind die Zeremonien beim Tode eines Schamanen. Seine Leiche bleibt vier Tage in den vier Winkeln des Hauses, und während dieser Zeit fasten alle Bewohner der Hütte. Am fünften Tag findet die Beerdigung statt. Die Leiche wird in die bunte Schamanentracht gekleidet, mit Handschuhen an den Händen und Mokassins an den Füßen auf ein Brett gebunden; dann legt man sie in ein auf vier Pfählen ruhendes Totenhäuschen, welches stets an solchen Stellen errichtet wird, die vom Wasser aus sichtbar sind. Jeder Tlinkit, der am Grabe eines Schamanen vorbeifährt, bringt ein kleines Opfer dar, indem er etwas Tabak oder ein Stückchen getrockneten Lachses ins Meer wirft[3]. Die Leichen der Sklaven werden nicht verbrannt, sondern ohne Zeremonie ins Meer geworfen.

Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen geht auf den Sohn seiner Schwester über, oder wenn ein solcher nicht vorhanden, auf den jüngeren Bruder. Da die Kinder stets der Mutter folgen, der Neffe also stets zu demselben Geschlechte wie der Oheim mütterlicherseits gehört, so bleibt auf diese Weise das Familienvermögen dem Stamm erhalten.

Bis in die neueste Zeit scheint bei den Tlinkit das Gesetz der Blutrache viele Opfer gefordert zu haben. Streitigkeiten zwischen Geschlechtern und Familien wurden häufig durch Zweikämpfe entschieden. Um sich kriegstüchtig zu machen, sollen die Koloschen ehemals die Sitten regelmäßiger Geißelungen gehabt haben. Diese wurden immer zur Winterszeit, während des strengsten Frostes, am Morgen früh vorgenommen[4].

Der Glaube an ein Leben nach dem Tode ist unter den Tlinkit allgemein. Einst soll ein Tlinkit, der bereits den Weg in das Geisterreich gemacht hatte, zum Leben zurückgekehrt sein und seinen Landsleuten mitgeteilt haben, was er erfahren. Gleich hinter seinem Hause fand er einen schönen Weg, der auf die andere Seite der Berge führte, wo sich die Geister der Verstorbenen aufhielten. Zuvor kam er jedoch an einen breiten Fluß, an dessen Ufer er viele Seelen antraf. Es waren dies die Unglücklichen, die drüben unter den Seelen der Verstorbenen keine Freunde hatten, welche sie in ihren Kanoes hinüberholten. Hat einer aber viele Freunde, so kommen sie auf seinen Ruf herbei und bringen ihn hinüber, und sie fragen ihn nach den Neuigkeiten aus der andern Welt, wie es ihren Bekannten gehe usw. Von den Geistern diesseits des Flusses wurde unser Mann gewarnt, hinüber zu gehen, denn von dort könne er nie mehr zurückkehren; er solle vielmehr, bevor seine Leiche ver-

---

[1] Krause, Die Tlinkit-Indianer usw. 225. [2] Ebd. 227—228.
[3] Ebd. 228. [4] Ebd. 251.

brannt sei, zurückkehren. Denn ihr Aufenthalt wäre ein schrecklicher, und sie führten ein elendes Leben, da sie Hunger und Durst leiden müßten. Als er auf den Fluß zeigte, der doch Wasser genug führe, sagten sie, dasselbe sei nicht zu trinken und bitter wie Galle. Nun sah er, daß die Fluten grün waren wie die Galle eines Tieres. Aber auch die glücklich auf das andere Ufer hinübergelangten Seelen sollten kein beneidenswertes Dasein führen, denn sie erhielten nur so viel Speise und Trank, als ihnen von ihren Freunden auf Erden gespendet würde. Deswegen unterläßt es auch kein Tlinkit, bei der Mahlzeit der Verstorbenen zu gedenken, indem er unter Anrufung ihres Namens etwas von der Speise ins Feuer wirft[1].

Nur dann findet die Seele mühelos den Weg in das Schattenreich[2], wenn die Totenfeier von den Hinterbliebenen genau mit den hergebrachten Feierlichkeiten begangen wird. Sonst muß die Seele lange umherirren, ehe sie ihr Ziel erreicht. Die Seelen derjenigen, deren Leib verbrannt wurde, haben es warm und hell, weil sie immer ans Feuer gehen können; diejenigen Seelen aber, deren Leiber nicht verbrannt wurden, haben es kalt und dunkel, da sie hinter den andern stehen und nicht ans Feuer gelangen können. Alle Seelen müssen für sich arbeiten, mit Ausnahme derjenigen, für welche Sklaven geopfert worden sind. Diese führen ein bequemes Leben, da die Sklaven alle Arbeit für sie tun. Die Tlinkit scheinen auch an die Seelenwanderung zu glauben. Die Seelen der Gestorbenen sollen wieder auf die Erde zurückkehren und sich dann bei schwangern Frauen einfinden. Wenn das neugeborne Kind durch irgend ein Muttermal Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Verwandten hat, so wird es als dieser selbst angesehen, der auf die Erde zurückgekehrt sei. Daher sollen auch diejenigen, denen es schlecht geht, oft den Wunsch äußern, bald getötet zu werden, damit sie aufs neue, unter günstigeren Umständen, geboren würden[3].

Die Religion der Tlinkit geht nach Krause[4] im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an Geister, die in das Leben der Menschen eingreifen und deren Macht durch einzelne Wissende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Die Schamanenwürde ist mit dem Besitz von allerhand Aufputz, geschnitzten Knochenstäben, Gesichtsmasken, Klappern, Trommeln usw., verbunden. Sie ist meist erblich und geht auf den Sohn über; aber nicht jeder kann Schamane werden, sondern nur der, welcher mit Geistern in Berührung zu treten vermag. Wer die Schamanenwürde erlangen will, muß lange in einsamen Bergen und Wäldern wohnen und sich während der Zeit nur mit bestimmten Wurzeln nähren. Der Schamane heilt Kranke durch Austreibung der Geister, macht gutes Wetter, verschafft auch reichlichen Fischfang und läßt sich dafür reichlich bezahlen. Er muß strenge Enthaltsamkeit beobachten, sonst wird er von seinen eigenen Geistern getötet.

---

[1] Ebd. 280—281.

[2] Von diesem Schattenreich oder Geisterland ist auch in den Märchen der Tlinkit die Rede, welche John R. Swanton gesammelt hat unter dem Titel: Tlingit Myths and Texts, Washington 1909. Vgl. z. B. ebd. 249 das Märchen von dem, der aus dem Geisterland zurückkehrte.

[3] Krause a. a. O. 282. [4] Ebd. 286.

Die Geister, mit denen der Schamane in Verbindung tritt, zerfallen in drei Klassen: die oberen Geister (kijek), die Landgeister (takijek) und die Wassergeister (tekijek). Die oberen Geister sind die Seelen der im Kampfe erschlagenen Personen; sie haben ihren Sitz im nördlichen Himmel, der sich bei der Aufnahme einer Seele öffnet. Jeder Tlinkit hat auch seinen eigenen Schutzgeist (tu kinajek), aber einen schlechten und unreinen Menschen verläßt sein Geist und tötet ihn wohl auch[1], eine Auffassung, die beweist, daß sich die oberen Geister um den sittlichen Wandel des Menschen auf Erden kümmern. Alle Geister lieben Sauberkeit und den Ton der Trommeln und Klappern. Deshalb muß ein Schamane, der die Geister herbeiführen will, drei bis zwölf Monate Enthaltsamkeit üben, die Hütten reinigen usw. Da fast alle Krankheiten bösem Zauber zugeschrieben werden, ist es auch eine Aufgabe der Schamanen, die männlichen und weiblichen Hexen ausfindig zu machen, welche die Krankheit verursacht haben. Dadurch wird er zu einer mächtigen, aber auch gefährlichen Persönlichkeit, indem er Gelegenheit erhält, seine persönliche Rache zu befriedigen. Der vom Schamanen der Hexerei Beschuldigte wird, wenn ihn nicht mächtige Verwandte schützen, gebunden in eine leere Hütte geschleppt, wo er so lange ohne Speise und Trank gelassen wird, bis er seine Schuld eingesteht oder vor Hunger stirbt.

Über alle Geister der Tlinkit ragen besonders zwei Gestalten weit hinaus: Jelch und Kanuk. Obwohl die beiden Gestalten mit den abenteuerlichsten Sagen umwoben sind, ist doch kein Zweifel, daß der Tlinkit sie als wirklich existierende Wesen betrachtet. Nach Weniaminov, dem Gewährsmann Krauses, sind für den Tlinkit die Taten Jelchs die Richtschnur seines Lebens; sein Grundsatz ist: „So wie Jelch handelte und lebte, so müssen auch wir leben.“[2]

„Weniaminov sieht in Jelch[3] und Kanuk die beiden Stammväter des Tlinkitvolkes, denen später göttliche Verehrung zu teil wurde.“[4] Das läßt sich kaum mit dem vereinigen, was weiter gesagt wird. „Jelch gilt nach ihm als der Schöpfer der Welt, der war, ehe er geboren wurde, nie altert und niemals stirbt.“ Um das letztere zu verstehen, muß man wissen, daß Jelch, obwohl er schon vorher existierte, von einer übermenschlichen Frau geboren wurde und als Held dann die größten Taten vollbrachte. „Er (Jelch) liebt die Menschen, sendet ihnen aber in seinem Grimm bisweilen Krankheiten und Unglück. Von Osten her, da, wo der Ostwind weht, soll er gekommen sein. Sein Wohnsitz ‚Naß-schaki-jelch‘ genannt, befindet sich in der Quelle des Naßflusses und ist Menschen wie Geistern unzugänglich. Als Jelch seine Taten auf der Erde verrichtet hatte, soll er dahin zurückgekehrt sein. Ein frecher Geist wagte es einst, bis zu seiner Wohnung vorzudringen; zur Strafe dafür wurde aber seine linke Seite versteinert.“ „Jelch soll auch einen Sohn haben, der die Menschen noch mehr liebt als Jelch und öfters für sie beim Vater Fürsprache einlegt“.... Nach Holmberg[5] führt Jelch als Gottheit den Namen „Haschak hun“, welche Benennung auf den Gott der Christen übergegangen ist. — Weniaminov berichtet auch von einer Sage über eine

---

[1] Krause, Die Tlinkit-Indianer 292. [2] Ebd. 253.
[3] Jelch bedeutet Rabe. [4] Krause a. a. O. 266. [5] Ebd. 267.

große Flut, während welcher sich die Menschen auf ein großes, schwimmendes Gebäude retteten. Als das Wasser fiel, blieb das Fahrzeug mitten auf einem Felsen sitzen und zerfiel infolge seiner Schwere in zwei Teile. In der einen Hälfte blieben die Tlinkit, in der andern alle übrigen Völker; dies ist der Grund der Sprachverschiedenheit unter den Menschen[1].

Während Jelch als wohlwollendes Wesen dargestellt wird, das den Menschen meist Gutes erweist, erscheint sein Rivale Kanuk eher als böswillig. „Nach Weniaminov ist Kanuk eine geheimnisvolle Persönlichkeit ohne Anfang und Ende, älter und mächtiger als Jelch selbst." Auf einige Widersprüche in ihren Sagen kommt es den Wilden nicht an.

Die Tlinkit verehren auch den Mond; die Sonne, ihr Bruder, wird für arm, der Mond für reich gehalten. „Eine Mondfinsternis zeigt an, daß der Mond einen Verlust erlitten hat, weshalb reiche Tlinkit bei solcher Gelegenheit ihren gesamten Besitz aus dem Hause ins Freie tragen und so gleichsam dem Monde darbieten; wenn aber die Finsternis aufgehört hat, bringen sie alles zurück, bis auf eine kleine Gabe, welche sie dem Mond lassen. — Bei einer totalen Mondfinsternis aber glauben sie, daß sich der Mond verirrt habe. Dann gehen alle hinaus und singen besondere Gesänge, um den Mond wieder auf den richtigen Weg zu bringen."

Der braune Bär wird als ein verwandelter Mensch angesehen. Nach einer von Weniaminov mitgeteilten Sage soll einst ein Tlinkitmädchen, die Tochter eines Häuptlings, weil sie über einen Bären spottete, in einen Bären verwandelt worden sein. Wenn Frauen jetzt die Spuren eines Bären sehen, loben sie ihn und bitten ihn inständig, daß er ihnen nicht zürne und sie nicht zu sich nehme; die Männer aber schneiden von einem getöteten Bären, ehe sie das Fell abziehen, den Kopf ab, schmücken ihn mit Federn wie das Haupt eines Schamanen und werfen ihn dann ins Feuer, indem sie besondere Gesänge anstimmen, damit ihnen künftig eines gleiches Jagdglück zuteil werde, doch wagen sie es nicht, etwas Schlechtes von ihm zu sagen, was sie t'likass nennen[3].

2. Die Nutka-Indianer.

Unter dem Namen Columbia-Indianer begreift man seit Bancroft alle Indianer an der Westküste Nordamerikas, zwischen dem 43.° und 55.° n. Br. Sie bilden einen eigenen Zweig der großen nordamerikanischen Völkerfamilie und werden in mehrere Gruppen eingeteilt. Am nördlichsten auf der Charlotteninsel und dem Prince of Wales-Archipel wohnen die Haidah; südlich davon zwischen dem 52.° und 39.° n. Br. leben die Nutka auf der Insel Vancouver und dem gegenüberliegenden Festland, weiter südlich kommen die Sundindianer, die Tschinuk usw. Alle diese Stämme haben sehr viel Verwandtes miteinander. Wir berücksichtigen im folgenden vorwiegend die Nutka-Indianer, werden aber kurz einiges über die Haidah und Tschinuk beifügen.

Alle genannten Stämme leben seit langem in Berührung mit den Zivilisierten und haben darunter schwer gelitten. „Die grausamen Verrätereien und

[1] Ebd. 267. [2] Ebd. 270. [3] Ebd. 271—272.

Niedermetzelungen", sagt Bancroft[1], „durch die ganze Nationen dezimiert wurden, so daß von den einst mächtigen Stämmen nur noch schwache Überreste auf den Regierungsreservationen vorhanden sind oder eine Handvoll Bettler, die für ihren Lebensunterhalt von der Nächstenliebe und dem Lohn der Prostitution abhängen, bilden ein ungeschriebenes Kapitel in der Geschichte dieser Gegenden." Doch wir haben es hier mit dem Zustand dieser Völker vor der „Invasion" der zivilisierten Barbaren zu tun.

Die Nutka sind unter mittelgroß, aber kräftig gebaut. Sie beschmieren sich mit Fett und roter Erde. Zur Zeit des Krieges oder der Trauer wird der Leib schwarz bemalt. Die ursprüngliche Kleidung war eine mattenartige, viereckige Decke, welche von den Frauen aus Zypressenrinde und Hundshaaren verfertigt wurde. Sie wurde über die Schultern gelegt und um die Hüften durch einen Gürtel befestigt. Die Frauen trugen dieses Gewand länger, befestigten es unter dem Kinn und fügten dazu noch ein Stück Tuch um die Mitte des Leibes. Sie vermieden es aus Schamhaftigkeit, sich zu enthüllen, während die Männer oft ganz nackt gingen. — Die Nutka wählen für ihre Dörfer oder Lager feste Plätze, z. B. auf isolierten, durch steile Abhänge geschützten Felsen oder auf Hochplateaus. Jeder Stamm hat verschiedene Dörfer je nach der Gelegenheit zum Fischen in den verschiedenen Jahreszeiten. Die Häuser werden, wenn mehr als eines für einen Stamm nötig ist, in regelmäßigen Reihen an Straßen gebaut. Ihre Größe ist verschieden, je nach dem Bedarf und dem Reichtum des Besitzers, und sie unterstehen gemeinsam der Leitung des Häuptlings. Oft wohnen mehrere Familien in einem Haus, von denen jede ihren bestimmten, abgetrennten Raum hat. In der Mitte dieses Raumes befindet sich ein von Steinen umschlossener Kreis, der als Feuerherd dient. Die Nutka leben fast ganz von Fischfang und sind in diesem Gewerbe sehr bewandert. Ihre Kriegswaffen sind Lanzen, Pfeile, Dolche und Keulen; heute gebrauchen sie Feuerwaffen. Die Kriege unter den Nutkastämmen waren fast beständig und wurden von einer Generation auf die andere vererbt. Nach ihrer Ansicht kann der Verlust von Leben in der Schlacht nur dadurch gesühnt werden, daß eine gleiche Zahl vom feindlichen Stamm getötet wird. Bevor sie in den Krieg ziehen, bereiten sie sich einige Wochen vor durch geschlechtliche Enthaltsamkeit, Baden, Einreiben und Bemalen der Haut usw. Alle Gefangenen, die sich nicht zu Sklaven eignen, werden geschlachtet oder geköpft. Bei einem Angriff ist das Hauptbestreben, sich zur Nachtzeit in das feindliche Lager zu schleichen und so viele Männer zu töten, daß der Sieg entschieden ist, bevor Alarm geschlagen wird. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo man es für ratsam hält, Friedensanträge zu stellen, wird ein Gesandter mit einer geschmückten Pfeife (calumet) abgeordnet. Mit diesem Sinnbild ist seine Person in Sicherheit. Dadurch, daß die feindlichen Häuptlinge zusammen eine Pfeife rauchen, wird ein Vertrag feierlich abgeschlossen[2].

Schon Kapitän Cook fand bei diesen Stämmen einen sehr scharfen Begriff davon, daß sie ein ausschließliches Recht auf alle Produkte ihres Landes hatten und deshalb sogar für Holz, Wasser und Gras Bezahlung verlangten.

[1] The native Races I 154. [2] Ebd. 188—189.

Die Grenzen des **Eigentums** der verschiedenen Stämme sind genau bestimmt, die einzelnen Individuen aber machen selten Anspruch auf Grundeigentum. Die Häuser gehören den Männern, die sie zusammen gebaut haben. Der Privatreichtum besteht in Booten, Werkzeugen, Hausgeräten, Sklaven und besonders in Decken, die als Maßstab zur Bestimmung des Reichtums und des Preises dienen. Nahrungsmittel werden zwar nicht als Gemeineigentum angesehen, aber jeder kann in der Not zu den Vorräten seines Nachbars seine Zuflucht nehmen. Die Anhäufung von Reichtum über den notwendigen Lebensbedarf wird nur insofern als begehrenswert angesehen, als man ihn an großen Festtagen als Geschenk verteilen und dadurch den Ruf des Reichtums und der Freigebigkeit erwerben kann. „Anstatt sie zu verschenken, werden Kanoes und Decken oft zerstört, was beweist, daß es ihnen nicht auf die Begünstigung ihrer Freunde, sondern nur darauf ankommt, ihre Gleichgültigkeit gegen Reichtum zu zeigen.“ [1]

Geschenke spielen eine große Rolle beim **Erwerb eines Weibes**, und bei der Ehescheidung findet eine Teilung des Eigentums statt. Um in die Reihe der Medizinmänner oder **Zauberer** aufgenommen zu werden oder sonst einen Rang zu erlangen, muß ein Teil des Eigentums geopfert werden, und ein Mann, der beschimpft worden ist oder ein Mißgeschick hat, muß die erforderliche Menge von Decken und Hemden zerreißen, wenn er seine Ehre bewahren will. „Ein lebhafter Handel in allen Erzeugnissen ihres Landes wurde unter verschiedenen Nutkastämmen schon vor der Ankunft der Europäer betrieben. Sie zeigen eine große Schlauheit bei ihren Handelsgeschäften; selbst ihr Gebrauch der Geschenke ist nur eine Art Handel, da man zuversichtlich erwartet, daß der ganze Wert des Geschenkes bei der nächsten festlichen Gelegenheit zurückerstattet werde.“ [2]

Merkwürdig ist, daß sie im Rechnen das **Dezimalsystem** gebrauchen. Die Zahlen bis zu zehn haben Namen. Zum Zählen bedienen sie sich der Finger. Das Jahr teilen sie in Monate ein, doch nehmen sie bei dieser Einteilung mehr Rücksicht auf die Fischzeiten, das Reifen der Beeren, Wanderungen der Zugvögel u. dgl. als auf den Mond. Die Nutka zeigen nicht wenig Geschmack im Ausschmücken ihrer Werkzeuge und Häuser durch Schnitzereien und Malereien. Sie malen zuweilen auch Fischfang- und Jagdszenen. Man hat, wie es scheint, keinen Beweis dafür, daß sie geschnitzte Bilder und Malereien als Götzen oder Hieroglyphen gebrauchten. Es besteht bei ihnen ein rohes Wappensystem, kraft dessen irgend ein Tier als Familienzeichen gewählt und dessen Bild auf die Kanoes, Ruder oder Decken gemalt oder gestickt wird. Obwohl es Bancroft nicht sagt, handelt es sich hier wohl um den Totemismus, der uns bei so vielen Naturvölkern begegnet [3].

Das **Regierungssystem** der Nutka hat man patriarchalisch, erblich und feudal genannt. Ein Bund besteht nicht, da jeder Stamm in allem unabhängig ist, soweit nicht mächtigere Stämme naturgemäß ein Übergewicht über schwächere erlangen. In jedem Stamm ist die Würde des Häuptlings in der männlichen Linie erblich; derselbe entfaltet seine Hoheit an großen Festen, bei denen er,

---

[1] Ebd. 191. [2] Ebd. 191—192. [3] Ebd. 193.

angetan mit seinem vollen Schmuck, die Zentralfigur ausmacht. Bei den oft vorkommenden Staatsfesten nimmt er den Ehrenplatz ein, er führt den Vorsitz in den Ratsversammlungen des Stammes und wird von allen hoch geachtet und respektiert; doch hat er keine wirkliche Gewalt außer über seine Sklaven. Zwischen dem Häuptling oder König und dem Volk steht ein Adel, zu dem vielleicht ein Viertel des ganzen Stammes gehört. Er ist aus mehreren Graden gebildet, von denen die höchsten zum Teil erblich sind, zum Teil aber, wie auch die niederen Grade, durch Taten der Tapferkeit und großer Freigebigkeit erlangt werden können. Alle Häuptlinge müssen von dem Stamm bestätigt werden, und einige werden von dem König ernannt. Der Rang eines jeden Mannes im Stamme ist genau festgesetzt und hat seine entsprechenden Vorrechte, an denen man streng festhält. Es gibt Häuptlinge, die volle Gewalt in kriegerischen Unternehmungen haben. Auch die Harpuniere bilden eine privilegierte Klasse, deren Rang vom Vater auf den Sohn übergeht. Obwohl dieses Regierungssystem etwas kompliziert ist, geht doch alles leicht von statten, da das Volk keinen Steuern und Gesetzen unterworfen und in seinem Tun ganz frei ist. Doch gilt althergebrachte Gewohnheit als Gesetz und bezeichnet die Pflichten und Vorrechte des Nutkabürgers. Diebstahl — außer gegen Fremde — ist nicht häufig; Übertretungen, die Strafe erheischen, werden entweder mit Rücksicht auf die empfangenen Decken verziehen — oder von dem verletzten Teil gerächt, da die Häuptlinge in diesen Dingen wenig oder nichts zu sagen haben[1].

Sklaverei herrscht bei allen diesen Stämmen, und die Sklaven bilden einen wichtigen Zweig ihres Handels. Die Sklaven sind nahezu das einzige Eigentum, das man nicht zu opfern braucht, um den stets begehrten Ruf der Freigebigkeit zu erlangen. Nur reiche Leute — nach einigen Schriftstellern nur die Adeligen — können Sklaven halten. Krieg und Menschenraub versorgen den Sklavenmarkt, und kein Gefangener, wessen Ranges er auch in seinem Stamme gewesen sei, kann diesem Lose entgehen, es sei denn, daß er sich nach der Gefangennehmung, noch bevor seine Freunde wissen, wo er ist, durch ein schweres Lösegeld loskaufe. Sklavenkinder, deren Väter unbekannt sind, bleiben für immer Sklaven. Der Eigentümer kann über seine Sklaven nach Willkür verfügen, doch scheint grausame Behandlung selten zu sein, und, abgesehen von den schweren ihnen auferlegten Arbeiten, ist ihr Los kaum schlechter als das des gewöhnlichen freien Volkes, da sie mit ihrem Herrn unter demselben Dache wohnen und dieselbe Nahrung erhalten. Indessen ist der Sklave verachtet, sein Haar wird kurz geschoren, und selbst sein Name wird ein Schimpfwort. Weibliche Sklaven werden, besonders in der Nähe der Niederlassungen der Weißen, gegen Geld prostituiert.

Der Nutka kann so viele Weiber halten, als er zu kaufen vermag, aber infolge des hohen Preises ist praktisch die Vielweiberei auf die Häuptlinge beschränkt, die sorgfältig alle Verbindungen mit im Range tiefer stehenden Familien vermeiden. Besonders bei der Wahl der ersten Frau sehen sie sehr auf ihren Rang und ziehen die Tochter einer adeligen Familie eines andern Stammes

[1] Bancroft, The native Races I 194.

vor. Das Freien geschieht in der Weise, daß der Liebhaber dem Vater des Mädchens Geschenke darbringt. Dabei werden gewöhnlich von den beiderseitigen Freunden lange Reden gehalten, in denen sie den Wert des Mannes und seiner Geschenke oder die Reize der Braut preisen. Ist der Handel abgeschlossen, so folgt eine Reihe von Festen, wenn der Mann reich ist. Oft werden schon die Kinder von den Eltern miteinander verlobt, und zugleich werden Decken und anderes Eigentum zur Sicherung des Verlöbnisses hinterlegt, das selten gebrochen wird. Die Mädchen heiraten gewöhnlich im Alter von 16 Jahren. Bei den unteren Volksklassen fehlen auch die Zärtlichkeiten nicht, welche die Brautwerbung bei zivilisierten Völkern zu begleiten pflegen. Die Weiber werden nicht schlecht behandelt, und obwohl sie mit Arbeit etwas überladen sind, ist doch die Arbeitsteilung nicht so drückend für sie wie bei manchen andern Indianerstämmen. Die Männer bauen die Häuser, verfertigen die Kähne und Werkzeuge, jagen und fischen; die Weiber bereiten die Fische und das Wildbret für den Winter, kochen, weben Tücher und Kleider und sammeln Beeren, Schaltiere usw. Bei reicheren Familien tun dies die Sklaven. Die Frauen werden bei Handelsgeschäften zu Rate gezogen und scheinen nahezu den Männern gleichzustehen, außer daß sie von einigen öffentlichen Festen und Zeremonien ausgeschlossen sind. Nach Bancroft ist die Annahme gut begründet, daß vor der Ankunft der Weißen die Nutkafrauen ihren Männern verhältnismäßig treu waren, daß die Keuschheit als eine wünschenswerte weibliche Eigenschaft angesehen und Verstöße gegen dieselbe streng gestraft wurden[1]. Die Weiber, die man den älteren Seefahrern so freigebig auf die Schiffe brachte, waren vielleicht Sklavinnen, die aus niedriger Gewinnsucht prostituiert wurden. Die Frauen haben selten mehr als zwei oder drei Kinder und verhindern oft das Anwachsen der Familie durch Abortus. Das männliche Kind erhält schon bei der Geburt einen Namen, der aber oft später verändert wird. Es wird von der Mutter gewöhnlich bis ins dritte oder vierte Jahr gesäugt und lernt schon früh die Fischerei, von der es später leben muß. Die Kinder werden von beiden Eltern mit Liebe und Stolz betrachtet. Ehescheidungen können von beiden Seiten nach Belieben geschehen, aber man erwartet dabei eine strenge Teilung des Eigentums und Zurückgabe der Hochzeitsgeschenke. Die Frau kann nicht nur das Eigentum mitnehmen, das sie dem Mann gebracht, und die Gegenstände, die sie im Ehestande verfertigte, sondern auch einen Teil des gemeinsamen Vermögens. Das Eigentum, das dem Vater gehört und nicht als Geschenk bei seinen Lebzeiten verausgabt ward, erhält der älteste Sohn als Erbe.

Religion. Die Nutka glauben an das Dasein einer großen Persönlichkeit mit Namen Quahutze (Quahootse), die in den Wolken zu wohnen scheint, von deren Natur aber wenig bekannt ist. Wenn ein gefährlicher Sturm losbricht, steigen die Nutka auf die Spitze ihres Hauses und schauen zu diesem großen Gott empor, indem sie dabei trommeln und seinen Namen anrufen und ihn bitten, den Sturm zu stillen. Sie beobachten, wenn sie auf die Jagd ausziehen, Fasten, von denen sie annehmen, daß sie der Gottheit wohlgefällig seien; entspricht der Erfolg ihren Erwartungen, so halten sie nach den Jagden ein Fest

[1] Ebd. 196.

zu Ehren dieser Gottheit. Gewöhnlich wird dieses Fest im Dezember gefeiert, und früher war es Brauch, dasselbe mit einem Menschenopfer zu beschließen[1].

Außer dem guten Quahutze, dem guten Prinzip, nehmen nach Francesco Moziño[2] die Nutka ein böses Prinzip an, das sie Matlox nennen und das mit Quahutze im Kampf liegt. Dem Adel und dem Volke schrieben sie eine verschiedene Abstammung zu, obwohl beide ihren Ursprung von demselben Stammvater herleiteten. Für beide hatten sie ein verschiedenes Paradies. Roquefeuil[3] spricht auch vom Sonnenkultus der Nutka und behauptet, die Häuptlinge hätten für Verwandte der Sonne gegolten.

Wie viele andere amerikanische Völker, so haben auch die Nutka eine Überlieferung von einem überirdischen Lehrer und Wohltäter, einem alten Mann, der vor so und so langer Zeit sie besuchte. Er kam über das Meer und unterrichtete die damaligen Leute in vielen Dingen. Er behauptete, er komme vom Himmel herab, ihr Land werde zerstört werden, sie würden alle sterben, aber dann wieder auferstehen und mit ihm droben leben. Im Zorn erschlugen ihn die Leute. Ungeheure, in Holz geschnitzte Figuren in den Häusern stellen noch diesen alten Mann dar und erinnern an seinen Besuch. Wahrscheinlich stellt, meint Bancroft, dieser Besuch eine Art Inkarnation der Hauptgottheit oder des „Großen Geistes“ dar, den viele Stämme Kaliforniens als „den Alten Mann droben“ verehren. Die Aht — ein Nutkastamm — betrachten den Mond und die Sonne als ihre Hauptgottheiten; der Mond ist der Mann, die Sonne seine Frau, und der Mond gilt als die mächtigere Gottheit, an die sie hauptsächlich ihre Gebete richten, und zu diesen beten sie direkt ohne Vermittlung der Zauberer. Quawteaht — vielleicht eine lokale Veränderung von Quahutze — der die meisten Dinge in der Welt gemacht hat, war der erste, der lehrte, die beiden Gestirne zu verehren, die über allen Dingen sind und auch mächtiger seien als er selbst[4].

Alle Nutka glauben an zahlreiche verschiedene Geister und an Zauberei, Wahrsagerei, Träume und die Seelenwanderung. Die Zauberer, die große Macht ausüben, müssen sich zur Vorbereitung auf ihr Amt in die Einsamkeit zurückziehen, dort betrachten und fasten. Nach einiger Zeit erscheint der Kandidat wieder unter dem Volke mit einer häßlichen Maske und sonderbaren Kleidern und führt wilde Tänze und Sprünge aus. Jetzt hat er Gewalt über die Geister. Träume hält man für Besuche von Geistern oder von einer herumwandernden Seele eines Lebenden.

Ob die Nutka Kannibalen gewesen sind oder nicht, darüber sind die Ansichten verschieden; doch scheint sicher zu sein, daß bei ihren teuflischen Religionsgebräuchen Sklaven geschlachtet und verspeist wurden[5]. Die Alten und die hoffnungslosen Kranken werden oft im Wald hilflos ihrem Schicksal überlassen[6].

---

[1] Bancroft, The native Races usw. III 151.

[2] Zitiert bei Alex. v. Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königreiches Neu-Spanien II, Tübingen 1809—1810, 257.

[3] Zitiert bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker III 335. Waitz zweifelt aber an der Zuverlässigkeit Roquefeuils.

[4] Bancroft a. a. O. III 152. [5] Ebd. I 203. [6] Ebd. 205.

Nach dem Tode wird der Leichnam des Nutka schnell auf die Seite geschafft; der Leichnam eines Sklaven wird ohne jede Zeremonie ins Wasser geworfen, der eines freien Mannes wird in kauernder Stellung in eine große Holzkiste oder ein Kanoe gelegt und an den Ästen eines Baumes aufgehängt oder auf den Boden gelegt und mit Stöcken und Steinen zugedeckt oder endlich, jedoch seltener, begraben. In einigen Gegenden scheint man die Toten verbrannt zu haben. Jeder Stamm hat einen Begräbnisplatz auf einem Hügelabhang oder einer kleinen Insel. Mit den Häuptlingen werden Decken, Felle und anderes Eigentum in großer Masse begraben, am Grabe aufgehängt oder während der Begräbnisfeier verbrannt. Die Särge sind oft geschmückt mit Schnitzereien und Malerein, welche das Familienzeichen (Totem?) darstellen. Beim Tode fangen die Weiber des Stammes ein allgemeines Geheul an, das mehrere Tage und sogar Monate von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Die Eingebornen erklären Fremden nur mit Widerstreben die Totengebräuche, da sie den Tod mit abergläubischer Scheu betrachten und fürchten, nicht aus Sorge für das Wohlergehen der Toten, sondern weil sie an die Macht der hingeschiedenen Geister, den Lebenden zu schaden, glauben. Die Aht behaupten, die Seele kehre nach dem Tod in der Gestalt des Tieres wieder, von dem der Verstorbene seine Abstammung herleitet; andere meinen, die vom Leibe geschiedenen Seelen lebten mit Quawteaht oder mit Chayher. Der erstere bewohnt eine schöne Gegend irgendwo im Himmel, wo Überfluß ist. Dort leben die Häuptlinge in dem Hause Quawteahts und in einem andern Raum daneben die in der Schlacht Gefallenen. Die Seelen der Frauen, die im Kindbett sterben, gehen zu Chayher, einem fleischlosen alten Mann, der in der Unterwelt weilt[1].

Die Haidahs, die wir schon erwähnt haben, glauben an einen großen Sonnengeist, den sie aber nicht mit der materiellen Sonne verwechseln. Diese gilt ihnen als ein leuchtender Mann, der eine Strahlenkrone trägt und um die feststehende Erde herumwandert. Auch den Mond bringen sie zuweilen in unklare Verbindung mit dem Großen Geist. Neben diesem tritt auch ein böser Geist mit Hörnern und Hufen auf. Dem Großen Geist scheinen sie keine Verehrung erwiesen zu haben, auch glaubten sie nicht, demselben für ihre Handlungen verantwortlich zu sein[2]. Diese Behauptung Bancrofts kann aber nicht allgemein richtig sein. Denn er selbst berichtet an einer andern Stelle, daß manche Haidahstämme glaubten, die Bösen würden erst, nachdem sie durch einen längeren oder kürzeren Aufenthalt im Lande der Trübsal ihre Sünden gesühnt hätten, in das Paradies der Seligkeit zugelassen[3]. Nach Radloff[4] nehmen die Kaiganen (so heißen die Haidah auf der Prince of Wales-Insel) von den Seelen der im Krieg Gefallenen (tahit) an, daß sie den Überlebenden im Nordlicht erscheinen, während die eines natürlichen Todes Gestorbenen (zike-kana) auf der Erde bleiben. Daher heißt es z. B.: „In voriger Nacht kamen viele Tahits" = war ein starkes Nordlicht. Wie die Tlinkit haben

---

[1] Ebd. III 521. [2] Ebd. III 149. Nach Dunn, History of Oregon 253 ff.

[3] Bancroft a. a. O. III 520.

[4] Zitiert bei Krause, Die Tlinkit-Indianer usw. 317.

auch die Haidah allerlei Mythen von einem fabelhaften und mächtigen Raben, der den Menschen die größten Wohltaten erwies[1].

Die Okanagans am gleichnamigen See und Fluß nehmen das Dasein eines guten Geistes, des Herrn des Lebens, an, den sie Elemehumkillanwaist oder Skyappe nennen, und außerdem einen bösen Geist: Kishtsama oder Chacha. Wenn sie ein wichtiges Unternehmen vorhaben, richten sie ein kurzes Gebet um Beistand an den guten Geist, und bei feierlichen Anlässen lassen sie eine Pfeife herumgehen, aus der jeder dreimal einen Mund voll Rauch gegen die aufgehende und untergehende Sonne, gegen den Himmel und gegen die Erde blasen muß. Sie glauben auch an ein Paradies, die Wohnung des guten Geistes, und an eine Hölle, in welche die Mörder und Diebe kommen, um dort von einem bösen Dämon in Menschengestalt geschlagen zu werden[2].

Der Hauptgott der Chinuk (Tschinuk, Chinook) ist Ikanam, der Schöpfer des Universums. Sie nennen einen Berg nach ihm und meinen, dort habe er sich in einen Stein verwandelt. Nach ihm, und wie einige sagen, vor ihm, kommt Italapa, ein Prairiefuchs, eine Art Prometheus, der die Menschen sehr unvollkommen schuf und sie lehrte, wie sie Netze verfertigen und Salme fangen, wie sie Feuer machen und kochen sollten. Diesem werden beim Beginn der Fischzeit die ersten gefangenen Fische geweiht, und seine geschnitzte Figur findet sich fast immer an der Spitze der Chinuk-Kanoes. Sie haben auch einen Feuergeist, und außerdem besitzt jede Person einen besondern Schutzgeist, den er frühzeitig, oft unter Fasten und Abtötungen, wählt. Eine Art Priester muß den Verkehr mit den Geistern vermitteln und, wenn ein Patient gestorben ist, durch ihre Dazwischenkunft für einen sichern Übergang in das Land der Geister sorgen[3].

Sechstes Kapitel.

Die Indianer im Mississippi- und Missouri-Gebiet.

1. Die Illinois.

Als P. J. Marquette S. J. im Jahre 1673 den Mississippi entdeckte, traf er an seinen Ufern das Volk der Illinois. Die Illinois (d. h. Menschen) waren einst ein mächtiges und zahlreiches Volk gewesen. Ihrer Sprache nach waren sie nahe verwandt mit den Algonkins. Durch die Kriege mit den Irokesen und den Sioux wurden sie weiter nach Süden gedrängt und stark dezimiert, so daß sie zur Zeit der Entdeckung nur noch wenige Dörfer besaßen[4].

Marquette und die ersten Missionäre schildern die Illinois als ein friedliches und leicht zu behandelndes Volk. Im Verkehr waren sie sehr angenehm,

---

[1] Zitiert bei Krause, Die Tlinkit-Indianer usw. 313 ff.

[2] A. Ross, Adventures of the first settlers on the Oregon or Columbia River, London 1849, 288, zitiert bei Bancroft, The native Races III 153.

[3] Bancroft a. a. O. III 156.

[4] Vgl. Au Mississippi. La première exploration (1673). Le P. Jacques Marquette et Louis Jolliet. Par Alfr. Hamy, Paris 1903, 277 ff; The Jesuit Relations LXIX 125 ff; LXX 161.

dabei außerordentlich beredt, aber zu Übertreibungen geneigt. Polygamie herrschte allgemein, und die Männer waren sehr eifersüchtig auf ihre Frauen, denen sie im Falle der Untreue die Ohren oder die Nase abschnitten. Die Männer waren schön von Gestalt und kräftig und in der Handhabung des Bogens außerordentlich gewandt. Die Gefangenen, die sie in den Kriegen mit ihren Nachbarn machten, verkauften sie teuer an andere Nationen oder tauschten sie gegen Waren um. Metallwerkzeuge hatten sie keine, als Messer dienten ihnen geschliffene Kieselsteine, die übrigen Werkzeuge waren aus Holz mit Ausnahme der Löffel und einer Art Teller, die sie aus dem Kopf der Büffel verfertigten, um bequemer den Maisbrei essen zu können. Die Nahrung lieferte ihnen reichlich die Jagd und der Fischfang, daneben bauten sie auch etwas Mais, Bohnen und Melonen. Alle hatten die Gewohnheit, sich das Gesicht mit roter Erde zu färben [1].

Am Tage bevor man in den Krieg zog, befahl der Häuptling dem ganzen Volke, am Morgen und am Abend vor den Hütten ein furchtbares Geschrei auszustoßen. Die Häuptlinge trugen rote Schärpen aus Bären- oder Büffelhaaren. Alle Leute trugen als Kleider Tierfelle; die Frauen waren anständig gekleidet, die Männer aber machten sich nichts daraus, nackt umherzugehen. — Es gibt unter ihnen, berichtet Marquette, Männer, die sich das ganze Leben hindurch wie Frauen kleiden. Sie dürfen nicht heiraten. Wenn sie einmal in ihrem schimpflichen Gewerbe sind, bleiben sie für ihr ganzes Leben darin und rühmen sich, alles zu tun, was die Frauen tun. Im Kriege dürfen sie sich nicht des Bogens, sondern nur der Keule bedienen. Bei den Festen der Friedenspfeife dürfen sie zwar singen, aber das Tanzen ist ihnen verboten. Man ruft sie in die Ratsversammlung, und nichts wird ohne sie beschlossen. Das Volk betrachtete sie als wichtige Persönlichkeiten, als Geister oder Manitus. Diese Leute waren es auch, die sich der Ausbreitung des Evangeliums am meisten widersetzten [2].

Eine große Rolle spielte im Leben der Illinois und aller benachbarten Völker die heilige Pfeife (Calumet). Der Großhäuptling der Illinois schenkte dem P. Marquette eine solche Pfeife. Durch die Annahme derselben wurde er gewissermaßen als Glied in ihre Nation aufgenommen, und er brauchte auf seinen ferneren Reisen nur diese Pfeife zu zeigen, um ungefährdet vorbeiziehen zu können. Es gibt eine heilige Pfeife für den Frieden, eine andere für den Krieg, die nur durch die Farbe und den angehefteten Federschmuck verschieden sind. Man bedient sich der Pfeife auch, um Streitigkeiten zu schlichten, Bündnisse abzuschließen, Fremde zu empfangen, bei großen Tänzen usw. Die heilige Pfeife wird als etwas der Sonne Geweihtes und Heiliges betrachtet. Man präsentiert dieselbe der Sonne wie zum Rauchen, wenn man Windstille oder Regen oder schönes Wetter erhalten will. Die Indianer halten es für unerlaubt, beim Anfang des Sommers zu baden oder neue Früchte zu genießen, ohne vorher den Calumettanz aufgeführt zu haben. In der Mitte eines Platzes wird eine Matte ausgebreitet, auf die man ehrfurchtsvoll den Gott desjenigen stellt, der den Tanz veranstaltet; denn jeder hat seinen Gott (Schutzgeist), den er Manitu nennt. Es ist eine Schlange oder ein Vogel oder sonst etwas, von dem sie im Schlaf geträumt haben und von dem sie mit dem größten Vertrauen Erfolg im Krieg,

---

[1] Hamy a. a. O. 240. [2] Ebd. 241.

auf der Jagd usw. erwarten. Neben den Manitu legt man den Calumet desjenigen, der das Fest gibt, und ringsherum die Kriegswaffen. Nun setzen sich alle im Kreise um den Manitu, jeder Ankommende begrüßt den Manitu, indem er etwas Rauch aus dem Munde auf ihn bläst. Dann nimmt er den Calumet, tanzt damit von Gesang begleitet, zeigt ihn bald den Umstehenden, bald der Sonne, als ob er sie zum Rauchen einladen wollte. Die mit dem Calumet abgeschlossenen Verträge gelten als unverbrüchlich heilig[1]. Marquette erzählt, wie freundlich und wohlwollend er von den Illinois im Dorf Penarea aufgenommen wurde. Er machte den Wilden verschiedene Geschenke und redete ihnen dann von Gott, der uns alle geschaffen habe. Darauf erhob sich der Häuptling und hielt eine Rede, aus der klar hervorgeht, daß die Illinois eine dunkle Idee von dem „Großen Geiste" hatten. Während der Rede hielt er die Hand auf dem Kopf eines kleinen Sklaven, den er den Besuchern schenken wollte. „Ich danke dir, Schwarzrock, und dir, Franzose (Jolliet, Begleiter des P. Marquette), daß ihr so viele Mühe genommen habt, uns zu besuchen. Nie ist die Erde schöner, nie die Sonne glänzender gewesen als heute. Hier, siehe mein Sohn, was ich dir gebe, damit du mein Herz anerkennest; ich bitte dich, Mitleid zu haben mit mir und der ganzen Nation. Du kennst den Großen Geist, der uns alle gemacht hat; du sprichst mit ihm und hörest sein Wort. Bitte ihn, daß er mir das Leben und die Gesundheit schenke, und komme und wohne unter uns, um uns ihn kennen zu lehren."[2] Nach diesen Worten schenkte er dem Missionär den kleinen Sklaven und einen Calumet, und bat ihn, nicht weiter zu gehen, da er sich sonst großer Lebensgefahr aussetze.

Aus dem Jahre 1712 bringt uns ein Brief des P. Gabriel Marest einige Notizen über die Illinois[3]. Das Bild, das er von ihnen entwirft, ist nicht gerade schmeichelhaft. Sie sind verräterisch, diebisch, sinnlich und wankelmütig; die Männer tragen nur ein Stück Tuch am Gürtel, die Weiber verhüllen sich auch die Brust. Es fehlt diesen Illinois nicht an Geist und Witz. Die Beschäftigung der Männer ist die Jagd und der Krieg, alle sonstige Arbeit, auch das Bebauen der Felder und das Errichten der Hütten ist Sache der Frauen. Von der Religion sagt Marest, daß sie einen Geist verehren, den sie Manitu nennen; dieser Geist leitet alle Dinge, und er ist der Herr über Leben und Tod. Ein Vogel, ein Büffel, ein Bär oder vielmehr die Federn der Vögel und die Haut dieser Tiere, das ist ihr Manitu; sie stellen ihn in ihren Hütten auf und bringen ihm Opfer von Hunden und andern Tieren[4]. Die Krieger tragen ihre Manitus in einer Matte, und sie rufen sie beständig an, um den Sieg über die Feinde zu erlangen. Die Zauberer nehmen ebenfalls die Zuflucht

[1] Hamy, Au Mississippi ebd. 242 271 ff.

[2] Auch Charlevoix (vgl. Allgem Historie der Reisen XVII [1759] 28) bezeugt den Glauben der Illinois an einen großen Geist. Von allen Stämmen Nordamerikas — und er spricht auch von den Illinois — sagt er: „Nichts ist gewisser nach dem Bericht der Missionäre und zugleich auch dunkler als der Begriff, den sie von einem höchsten Wesen haben. Sie kommen durchgängig darin überein, daß sie ihn als den obersten Geist, den Herrn und Schöpfer der Welt, ansehen. Dringt man aber in sie, das zu erklären, was sie meinen, so findet man nichts als seltsame Einbildungen oder übel ersonnene Fabeln."

[3] Vgl. Lettres édifiantes et curieuses XI, Paris 1715, 305. [4] Ebd. 319.

zu ihren Manitus, wenn sie ihre Arzneimittel bereiten oder die Kranken verbinden. Sie begleiten ihre Anrufungen mit Gesängen, Tänzen, Verrenkungen, um den Glauben zu erwecken, sie seien von ihren Manitus so bewegt, und zu gleicher Zeit schütteln sie zuweilen den Kranken so, daß sie ihn umbringen. Bei diesen Bewegungen nennt der Gaukler bald dieses Tier, bald jenes, dann fängt er an der kranken Stelle an zu saugen und zeigt dann dem Kranken den Zahn eines Bären oder sonst eines Tieres und ruft ihm zu: „Du hast dein Leben, sieh hier, was dich tötete. Wer kann meinem Manitu widerstehen? Ist nicht er der Herr des Lebens?" Wenn die Kranken sterben, weiß er sich durch irgend einen Schwindel herauszureden; werden sie aber gesund, so betrachtet man ihn selbst als einen Manitu und bewirtet und bezahlt ihn reichlich [1].

Diese Zauberer waren die Hauptfeinde der Missionäre und trachteten ihnen öfter nach dem Leben. Einst hatte ein Missionär eine Unterredung mit einem Zauberer, der den Büffel als seinen großen Manitu anbetete. Dieser gestand nach einigem Drängen, daß er nicht den Büffel anbete, sondern einen Büffel-Manitu, der unter der Erde ist und den Kranken das Leben wiedergibt. Der Missionär fragte ihn dann, ob die andern Tiere, wie z. B. der Bär, den seine Kameraden anbeteten, nicht auch von einem Manitu, der unter der Erde ist, beseelt seien. „Ganz gewiß", entgegnete der Zauberer. „Dann aber", fuhr der Missionär fort, „seid ihr sehr unvernünftig. Wenn der Mensch, der auf der Erde lebt, der Herr aller Tiere ist, die ihr tötet und esset, so muß der Manitu, der den Menschen beseelt, auch der Herr aller Manitus sein; warum also rufet ihr nicht den Herrn aller andern an?" Der Zauberer geriet in Verlegenheit, blieb aber doch bei seinem Aberglauben [2].

Über den Charakter dieser Manitus gibt einigen Aufschluß, was derselbe Missionär von einer ansteckenden Krankheit erzählt, der auch mehrere Zauberer zum Opfer fielen. Um die Krankheit abzuwenden, entfernten sich die Zauberer etwas vom Dorf, um *ihrem Manitu* ein großes Opfer zu bringen. Sie opferten bis zu 40 Hunden, die sie unter Singen und Tanzen auf einer hohen Stange trugen. Aber alles half nichts. Da kam das Haupt der Zauberer auf den Gedanken, *ihr Manitu* sei schwächer als der Manitu der Franzosen. In dieser Meinung ging er mehrmals um das Fort herum und schrie aus allen Kräften: „Wir sind tot, sanft, *Manitu der Franzosen*, schlage sanft und töte uns nicht alle." Dann wandte er sich an den Missionär: „Halte ein, guter Manitu, laß uns leben, du hast das Leben und den Tod in deinem Koffer, laß den Tod, gib das Leben." [3]

Man beachte in dieser Erzählung den Übergang von den vielen Manitus zu dem gemeinsamen Manitu der Illinois und dem gemeinsamen Manitu der Franzosen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir in diesem gemeinsamen Manitu der Illinois den Kitschi-Manitu oder Großen Geist erblicken, von dem andere Missionäre uns berichten und dem wir schon oben in der Erzählung des P. Marquette begegnet sind.

Das Skalpieren der getöteten Feinde war auch bei den Illinois Gebrauch. Den Skalp hing der Sieger auf der Spitze seiner Hütte auf, und dann kamen

[1] Ebd. 320—321. [2] Ebd. 325. [3] Ebd. 327—328.

die Dorfnachbarn, um ihm Glück zu wünschen und ihm durch Geschenke ihre Teilnahme an seinem Siege zu zeigen[1]. Sie töteten aber nicht alle besiegten Feinde, sondern machten manche zu Gefangenen. Das Los dieser Gefangenen ist jedoch ein hartes, und nicht selten werden sie langsam am Feuer gebraten oder in einem Kessel gesotten, um damit ein Festmahl zu halten.

2. Die Natches.

Der Indianerstamm der Natches wohnte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts am rechten Ufer des Mississippi etwa 120 Stunden oberhalb der Mündung. Er ist schon um 1730 fast ganz vom Erdboden verschwunden. Bis kurz vor dieser Zeit standen sie zu den französischen Kolonisten in gutem Einvernehmen, und manche bekehrten sich zum Christentum. Leider kam ein französischer Gouverneur nach Neu-Orleans, der die auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Indianer durch seine Tyrannei aufs äußerste erbitterte. Sie empörten sich, fielen unversehens über die Kolonisten her und metzelten fast alle nieder. Nur wenige entkamen. Später nahmen die Franzosen blutige Rache an den Empörern und vernichteten den größten Teil des Stammes. Was am Leben blieb, floh in die Wälder und vermischte sich mit andern Stämmen, so daß die Natches als unabhängiges Volk zu existieren aufhörten.

Glücklicherweise schilderte uns der Jesuitenmissionär Le Petit die sittlichen und religiösen Zustände dieses Volkes vor seinem Untergang[2]. Er schreibt in einem Briefe vom 12. Juli 1730 von den Natches: „Ihre Religion hat in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit der der Römer; sie haben einen Tempel voll Götzen; diese Götzen sind verschiedene Menschen- und Tiergestalten, gegen die sie die höchste Verehrung hegen. Die Form ihres Tempels gleicht einem Erdofen (Erdhügel), der hundert Fuß im Umfang hat; man tritt in denselben durch eine kleine vier Fuß hohe und drei Fuß breite Türe ein. Fenster sieht man keine. Das Gewölbe des Gebäudes ist mit einer Schicht von drei übereinander gelegten Matten bedeckt, um die Mauern gegen Regen zu schützen. Oben darauf und von der Außenseite sind Adlerfiguren aus rot, gelb und weiß bemaltem Holze angebracht[3]. Vor dem Eingang ist ein kleiner Anbau mit einer Doppeltüre, in dem der Wächter des Tempels wohnt. Das Ganze ist mit einem Zaun von Palisaden umgeben, auf denen man die Schädel der erschlagenen Feinde ausgestellt sieht, welche die Krieger aus den Schlachten mitgebracht haben. Im Innern des Tempels befinden sich in einiger Entfernung übereinander Bretter, auf denen ovalförmige aus Rohr geflochtene Körbe stehen. Sie enthalten die Gebeine der ehemaligen Häuptlinge. Daneben sind andere Körbe mit den Gebeinen der Opfer, die sich töten ließen, um ihre Herren in die andere Welt zu begleiten. Auf einem besondern Brette stehen mehrere wohl bemalte Körbchen mit den Götzen der Eingebornen: Männer- und Frauenfiguren aus Steinen und gebrannter Erde, außergewöhnliche Köpfe und Schwänze von Schlangen,

[1] Lettres édifiantes et curieuses XI 365.
[2] Ebd. VII, Paris 1781, 5 ff. Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III 217 ff.
[3] Lafitau (Mœurs des Sauvages américains I 167) bringt ein Bild eines solchen Tempels und beschreibt denselben ausführlich.

ausgestopfte Eulen, Kristallstücke und Kiefer von großen Fischen. Im Jahre 1699 befand sich daselbst auch eine Flasche und eine Glasphiole, die sie sorgfältig behüteten."

„Sie unterhalten in diesem Tempel ein beständiges Feuer, suchen aber jede Flamme zu verhindern. Sie bedienen sich zu diesem Feuer nur trockenen Nußbaum- oder Eichenholzes. Die Zahl der Tempelwächter ist bestimmt, und sie wechseln in vier Abteilungen miteinander ab. Der, welcher gerade in Funktion ist, steht wie eine Schildwache unter dem Vorbau, von wo er immer beobachtet, ob das Feuer nicht in Gefahr sei auszugehen. Er unterhält es mit zwei großen Holzscheiten, die nur am äußersten Ende brennen und nie übereinander gelegt werden, damit keine Flamme entstehe."

Keine Frau außer den Schwestern des großen Häuptlings darf den Tempel betreten, ebensowenig das niedere Volk, und zwar selbst dann nicht, wenn sie den Manen ihrer Eltern, deren Gebeine im Tempel sind, das Essen bringen. Die Speisen werden dem Wächter überreicht, der sie neben den Korb mit den Gebeinen des Toten legt. Dort bleiben sie während eines Mondumlaufes, dann werden sie auf die Palisaden gelegt und den wilden Tieren überlassen.

Sie kennen nichts Höheres als die Sonne, und deshalb erweisen sie diesem Gestirn die höchste Verehrung; und weil sie auf Erden nichts Höheres anerkennen als ihren großen Häuptling, gilt dieser als der Bruder der Sonne. Um sie in diesem Glauben zu bestärken, baut man seine Hütten auf einem zusammengetragenen Erdhügel, und zwar in der Form des Tempels. Die Türe schaut nach Osten. Jeden Morgen ehrt der große Häuptling den Aufgang seines älteren Bruders und begrüßt ihn durch mehrmaliges Geheul, sobald er am Horizont erscheint; dann befiehlt er, daß man seinen Calumet anzünde, raucht ihm die drei ersten Züge als Opfer zu und erhebt seine Hände über den Kopf, dreht sich von Osten nach Westen und weist dem Gestirn den Weg, den es in seinem Laufe einhalten soll [1]. Nur unter allerlei feierlichen Zeremonien und mit mehrfachem Geheul dürfen sich die Untertanen dem Häuptling in seiner Hütte nahen.

Beim Tode des großen Häuptlings wird seine Hütte zerstört und dem Nachfolger eine neue gebaut. Die Alten belehren das Volk über die Gesetze, unter denen eines der hauptsächlichsten die Pflicht der höchsten Ehrfurcht vor dem großen Häuptling, als dem Bruder der Sonne und dem Herrn des Tempels, ist.

„Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Beim Verlassen dieser Welt, so behaupten sie, gehen sie in eine andere, um dort belohnt oder bestraft zu werden. Die Belohnungen, die sie erhoffen, bestehen hauptsächlich in sinnlichem Wohlleben und die Strafe in der Entbehrung aller Vergnügungen. So glauben sie, daß diejenigen, welche ihre Gesetze treu beobachtet haben, in eine Gegend der Genüsse geführt werden, wo die ausgesuchtesten Fleischarten ihnen in Fülle zu Gebote stehen, und daß sie dort in Festgelagen mit Tänzen und Weibern angenehme und ruhige Tage verleben und alle Arten von Vergnügungen genießen werden. Die Übertreter ihrer Gesetze werden in ein undankbares und sumpfiges Land gebracht, wo es keinerlei

[1] Lettres édifiantes et curieuses VII 10.

Getreide gibt, wo sie ganz nackt den Stichen der Moskitos ausgesetzt sind und von allen Völkern bekriegt werden. Sie werden niemals Fische essen und sich nur von dem Fleisch der Krokodile und schlechter Fische und von Muscheln nähren." [1]

„Diese Leute gehorchen blind auch dem geringsten Wink ihres großen Häuptlings; sie betrachten ihn als den absoluten Herrn nicht nur ihrer Güter, sondern auch ihres Lebens. Nicht einer würde es wagen, ihm seinen Kopf zu verweigern, wenn er es verlangte. Was er ihnen auch für Arbeiten auftragen mag, sie dürfen nie einen Lohn dafür fordern."

„Einer der Hauptartikel ihrer Religion, besonders für die Diener des großen Häuptlings, besteht darin, dessen Begräbnis dadurch zu ehren, daß sie mit ihm sterben, um ihn in der andern Welt zu bedienen. Diese Verblendeten unterwerfen sich gern diesem Gesetz, in der törichten Überzeugung, das sie im Gefolge ihres Häuptlings das größte Glück genießen werden."

Sobald dem Häuptling ein mutmaßlicher Thronerbe geboren wird, muß jede Familie, die einen Säugling hat, denselben dem Prinzen weihen. Unter diesen Kindern wählt man eine bestimmte Zahl zum Dienste des Prinzen aus. Wenn sie das erforderliche Alter erreicht haben, gibt man ihnen eine ihrer Begabung passende Beschäftigung. Die einen müssen jagen oder fischen, um den Tisch des Prinzen zu versorgen, andere werden zum Ackerbau verwendet, wieder andere dienen ihm als Gefolge. Stirbt er, so opfern sich alle diese Diener mit Freuden, um ihrem Herrn in die andere Welt zu folgen. Sie legen ihre beste Tracht an und begeben sich auf einen Platz vor dem Tempel, wo alles Volk versammelt ist. Dort wird lange getanzt und gesungen, dann legen sie sich einen Strick mit einem verschiebbaren Knoten um den Hals, und sofort kommen die dazu bestimmten Diener und erwürgen sie, indem sie ihnen empfehlen, sich wieder mit ihrem Herrn zu vereinigen und in der andern Welt noch ehrenvollere Ämter zu übernehmen als die, welche sie in dieser Welt besorgt hätten. Die Gebeine dieser Diener werden, nachdem man das Fleisch entfernt, in Körbe gelegt und im Tempel neben die Gebeine ihres Herrn gebracht.

Auch beim Tode der Brüder und Schwestern des Oberhäuptlings wird derselbe Gebrauch beobachtet. Die Weiber lassen sich immer erwürgen, um ihren Männern zu folgen, ausgenommen, wenn sie Säuglinge an der Brust haben. Doch gibt es Frauen, die für ihre Säuglinge Ammen suchen oder sie gar töten, um nicht des Rechts beraubt zu werden, auf der Stelle zu sterben, wie es das Gesetz vorschreibt [2].

Die Häuptlingswürde ist erblich, aber nicht der Sohn des regierenden Häuptlings folgt seinem Vater, sondern der Sohn seiner Schwester oder der Sohn der ersten „Prinzessin von Geblüt". Diese Politik beruht auf der Kenntnis der Ausschweifung ihrer Weiber. Sie seien nicht sicher, sagen sie, daß die Kinder ihrer Frauen aus königlichem Blute stammen, während dies beim Kind der Schwester des großen Häuptlings wenigstens mütterlicherseits sicher sei [3].

Die Prinzessinnen von Geblüt heiraten immer nur Männer aus niederen Familien, und sie haben nur einen Mann, besitzen jedoch die Freiheit ihn zu entlassen, wann es ihnen gefällt, und einen andern aus ihrem Volk zu wählen,

---

[1] Lettres édifiantes et curieuses VII 11—12. [2] Ebd. 14—15. [3] Ebd. 15.

vorausgesetzt, daß er noch nicht gebunden sei. Macht sich der Mann der Untreue schuldig, so läßt ihm die Prinzessin sofort den Kopf abschlagen; sie selbst unterliegt diesem Gesetze nicht, sie kann so viele Liebhaber besitzen, als sie will, ohne daß der Mann etwas dagegen einwenden darf. Er hält sich in Gegenwart seiner Frau sehr ehrerbietig, ißt nicht mit ihr und begrüßt sie heulend, wie es die Diener tun. Der einzige Vorteil, den er aus seiner Stellung zieht, besteht darin, daß er nicht zu arbeiten braucht und alle Gewalt über die Diener der Prinzessin hat.

„Früher war das Volk der Natches beträchtlich; es zählte 60 Dörfer und 800 Sonnen oder Fürsten; heute ist es auf 6 kleine Dörfer und 11 Sonnen zusammengeschmolzen. Jedes Dorf hat einen Tempel, in dem das Feuer beständig unterhalten wird, gleichwie in dem des Oberhäuptlings, dem alle diese Häuptlinge gehorchen."

Der Oberhäuptling besetzt die hauptsächlichsten Ämter, er ernennt z. B. die beiden Kriegsführer, die beiden Tempelzeremonienmeister, denjenigen, der die Aufsicht über die Arbeiten hat, die Ordner der öffentlichen Feste, die dem ganzen Volk und den fremden Besuchern gegeben werden. Alle diese Minister führen die Befehle des großen Häuptlings aus, man achtet und folgt ihren Anordnungen wie denen des Häuptlings.

Jährlich kommt das Volk zusammen, um ein großes Feld mit indischem Korn, Bohnen, Kürbissen und Melonen zu bepflanzen. Auch die Ernte findet gemeinsam statt. Die Früchte werden in einer großen Hütte aufbewahrt. Jeden Sommer gibt der Oberhäuptling seinem Volke ein großes Fest, das drei Tage und drei Nächte dauert und in Tänzen und in Schmausereien besteht. Der Oberhäuptling mit seiner Schwester umgeben von den Prinzen, Prinzessinnen und höheren Beamten sieht von einem erhöhten Platze der Freude seiner Untertanen zu. Am Ende des Festes versammelt der Fürst alle Untertanen und hält ihnen eine große Rede, in der er sie zur Erfüllung aller religiösen Pflichten ermahnt; er empfiehlt vor allem, eine große Ehrfurcht vor den Geistern, die im Tempel wohnen, zu hegen und die Kinder gut zu unterrichten. Hat sich jemand durch eine besondere Tat ausgezeichnet, so lobt er ihn öffentlich. Als im Jahre 1702 der Blitz den Tempel angezündet und verbrannt hatte, warfen sieben oder acht Weiber ihre Kinder in die Flammen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Der Großhäuptling ließ diese Heldinnen rufen und spendete ihnen großes Lob wegen des Mutes, mit dem sie das Teuerste geopfert hatten; er mahnte alle Frauen, bei einer ähnlichen Gelegenheit ein so schönes Beispiel nachzuahmen[1].

Die Familienväter unterlassen es nie, die Erstlinge ihrer Früchte, des Getreides und des Gemüses, zum Tempel zu bringen. Ebenso hält man es mit den Geschenken, die diesem Volke gemacht werden. Sie werden sofort zum Tempel gebracht, wo der Wächter sie ausbreitet und den Geistern darbringt. Dann werden sie dem Großhäuptling übergeben, der sie nach Belieben verteilt. Es wird auch kein Feld angesät, bevor man den Samen mit den gewöhnlichen Zeremonien in dem Tempel dargebracht hat[2].

---

[1] Ebd. 18. [2] Ebd. 19.

Der Abschluß der Ehe ist sehr einfach. Wenn ein junger Mann sich zu verheiraten wünscht, so wendet er sich an den Vater des Mädchens, oder, wenn derselbe nicht mehr lebt, an dessen ältesten Bruder. Man vereinbart den Preis, der gewöhnlich in Pelzwaren oder andern Handelsgegenständen bezahlt wird. Auch wenn das Mädchen ausschweifend gelebt, macht der Mann keine Schwierigkeit, es zu heiraten, wofern er irgendwie annehmen kann, daß es nach der Heirat seine Aufführung ändern werde. Aus welcher Familie es sei, darum kümmert er sich wenig, wenn es ihm nur gefällt. Die einzige Sorge der Eltern des Mädchens ist darauf zu achten, daß der Bräutigam ein geschickter Jäger, ein guter Krieger oder ein ausgezeichneter Ackersmann sei. Ist der Preis für die Braut festgesetzt, so geht der künftige Ehemann mit seinen Freunden jagen und fischen, bis er genug Wildbret und Fische beisammen hat, um die beiden Familien der Eheschließenden zu regalieren. Dann versammelt man sich in der Familie der Braut, die beiden Brautleute werden getrennt bedient und essen aus derselben Schüssel. Nach dem Mahle läßt der Neuvermählte zuerst die Eltern der Braut, hierauf seine eigenen Eltern rauchen, und nun ziehen sich die Gäste zurück. Die jungen Eheleute bleiben bis zum folgenden Morgen beisammen. Dann führt der Mann seine Frau zu seinem Schwiegervater, und dort wohnt er, bis ihm die Familie eine eigene Hütte baut.

Vielweiberei ist gestattet, doch haben die Männer aus dem Volk gewöhnlich nur eine Frau oder höchstens zwei; nur die Häuptlinge haben mehr Frauen. Die Ehe der Häuptlinge wird auch ohne lange Zeremonien geschlossen. Der Häuptling erklärt einfach dem Vater, er erhebe seine Tochter zu seiner Frau, und damit ist die Ehe fertig; doch schickt er gewöhnlich den Eltern ein Geschenk. Der Häuptling hat nur eine oder zwei Frauen in einer eigenen Hütte, die übrigen läßt er bei ihren Eltern, wo er sie besucht, wenn er Lust hat. Zu gewissen Mondzeiten darf kein Eingeborner mit den Frauen Umgang haben. Die Eifersucht scheint bei ihnen nicht vorhanden zu sein, da manche ohne Bedenken ihre Frauen den Freunden leihen. Diese Gleichgültigkeit kommt von der Leichtigkeit, mit der sie sich von ihren Frauen trennen dürfen, solange ihnen diese keine Kinder geschenkt; hat sie aber ein Kind geboren, so kann sie nur mehr der Tod trennen[1].

Die Natches unterscheiden wie alle Stämme in Louisiana mit eigenen Namen diejenigen, welche im Krieg eine bestimmte Zahl Feinde umgebracht haben. Um den Namen eines großen Menschentöters zu verdienen, muß einer zehn Feinde zu Sklaven gemacht oder zwanzig skalpiert haben. Die, welche zum erstenmal einen Skalp oder Sklaven erbeutet haben, dürfen ihre Frau nicht berühren und müssen sich während sechs Monaten mit Fisch und Suppe begnügen. Würden sie dies nicht beobachten, so würde, wie sie glauben, die Seele desjenigen, den sie getötet, sie durch Zauber umbringen. Auch im Kriege verlassen sich die Natches mehr auf die Hilfe ihrer Götzen, die sie mit sich führen, als auf ihre Tapferkeit. Die Kriegsgefangenen werden verbrannt.

Die Natches haben auch viele Zauberdoktoren, die ohne medizinische Kenntnisse durch Tänze, Gesänge und andere Zaubermittel die Krankheiten zu heilen

---

[1] Lettres édifiantes et curieuses VII 21—22.

vorgeben. Sie tragen ihre „Geister“ in einem Korbe bei sich; dieselben bestehen in verschiedenen Wurzeln, Eulenköpfen, Haarbüscheln von wilden Tieren, Tierzähnen u. dgl. Beständig rufen sie bei ihren Kuren diese Geister an. Zuweilen machen sie auch Einschnitte in die kranken Stellen des Patienten, saugen die Wunden aus und speien das Ausgesogene auf eine Platte. In dem Ausgespieenen finden sich dann wohl kleine Stücke Holz, Stroh und Leder, die sie vorher unter der Zunge verborgen hatten. Wird der Kranke gesund, so ist der Gewinn des Zauberers bedeutend, stirbt er, so wird diesem der Kopf abgeschlagen. Einige Zauberer verstehen sich aufs Regenmachen, andere können schönes Wetter besorgen.

Wenn ein Wilder stirbt, so beweinen ihn seine Verwandten einen ganzen Tag lang; er wird mit seinen besten Kleidern angetan, d. h. man bemalt sein Angesicht und seine Haare, die man mit Federn schmückt. Dann legt man ihn in die für ihn bestimmte Grube, und neben ihn seine Waffen, einen Kessel und Lebensmittel. Während eines ganzen Monats gehen die Verwandten bei Tagesanbruch und bei der Abenddämmerung an das Grab und wehklagen eine halbe Stunde. Jeder nennt den Grad seiner Verwandtschaft. War der Verstorbene ein Familienvater, so ruft das Weib: „Mein lieber Mann, ach, wie vermisse ich dich!“ Die Kinder rufen: „Mein lieber Vater“; andere: „Mein Onkel, mein Vetter“ usw. Die Verwandten im ersten Grad setzen diese Zeremonien während dreier Monate fort; sie schneiden sich die Haare ab zum Zeichen der Trauer; sie unterlassen es, den Körper zu bemalen und halten sich von jedem Freudenfeste fern[1].

Der Missionär schildert auch eingehend die Feierlichkeiten, die beobachtet werden, um Gesandte fremder Völkerschaften, die zum Zweck des Friedensschlusses oder zur Eingehung von Verträgen kommen, zu empfangen und zu entlassen. Man erhält unwillkürlich den Eindruck: dieses Volk muß einst auf einer viel höheren Kulturstufe gestanden haben, von der es nur kümmerliche Überreste gerettet hat.

3. Die Indianer von Louisiana in den Jahren 1818—1824.

Über die Indianer in der Umgebung von St Louis und in ganz Louisiana besitzen wir interessante Nachrichten von den Missionären, die mit Dubourg, Bischof von St Louis, im zweiten und dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in diesen Gegenden arbeiteten und viel mit den Eingebornen in Berührung kamen[2].

Die Lage der Eingebornen zu jener Zeit muß eine sehr traurige gewesen sein. Sie sahen sich immer mehr von den einwandernden Europäern zurückgedrängt und ihrer bisherigen Jagdgebiete beraubt. Umsonst suchten sie wiederholt durch blutige Aufstände und Überfälle ihr Gebiet zu behaupten, aber vor der Übermacht der europäischen Waffen konnten sie nicht standhalten. Oft kamen sie in die europäischen Niederlassungen, um ihre Jagdbeute gegen die Produkte der europäischen Industrie umzutauschen. „Sie sind halbnackt“, schreiben die

[1] Ebd. 31. [2] Annales de la propagation de la foi I, Lyon 1842, 33 ff.

Missionäre; „ein armseliger Mantel oder ein Stück Tuch von der Größe eines Handtuches bedeckt ihre Schultern; derselbe ist oben an der Brust an einem andern Kleidungsstück, einer Art Jacke, befestigt. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Größe, aber stark gebaut; ihre Haut ist kupferrot, die Haare sind rauh, schwarz, fettig, der Kopf viereckig, das Gesicht lang und nach dem Kinne zugespitzt."

Die Indianer in der Nähe der Städte und Ansiedlungen sind meistens ziemlich friedfertig und scheinen kein Verlangen nach den Reizen des sozialen und häuslichen Lebens zu haben. Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit ist bei ihnen nur die Folge der Indolenz und einer maßlosen Trägheit. Sie leben meistens von der Jagd, doch verfertigen sie auch kleine Körbe, Schuhe und sehr fein gearbeitete Matten, die sie auf den Markt nach Neu-Orleans tragen. Sie können nicht zählen, trotzdem kann man sie nicht täuschen. Wenn sie einer Person mehrere Gegenstände derselben Art verkaufen, so verlangen sie für jedes einzelne Stück sofort den Preis und stecken das Geld nicht in die Börse, da sie keine haben, sondern in den Mund. Sie verkaufen auch Bären-, Tiger- und Rehhäute und tauschen dafür Kriegsbedarf und besonders Whisky ein, dem sie leidenschaftlich ergeben sind. Die meisten behandeln ihre Frauen wie wahre Sklaven[1]. Wenn sie auf der Wanderung sind, müssen die Weiber die Kinder, die noch nicht gehen können, auf ihren Schultern tragen, während der Mann nur seine leichten Waffen trägt. Wenn dieser auf der Jagd ein Wild erlegt, so läßt er es liegen, und das Weib ist dann verpflichtet, es zu suchen und in die Wohnung zu schaffen. Wenn die Männer betrunken sind, müssen die Weiber unter Gefahr des Todes oder einer hohen Geldstrafe über ihre Sicherheit wachen. Das ist Landesgesetz. Die Kriege unter den wilden Stämmen sind sehr häufig.

Die meisten Wilden haben Häuptlinge oder Könige, deren Autorität sehr gering ist. Diese suchen ihre Autorität dadurch zu erhalten, daß sie den Untergebenen den Glauben beibringen, sie ständen mit der Gottheit in inniger Beziehung, und dadurch, daß sie sehr zurückgezogen leben. Sie sind ihre Anführer im Krieg, und ihre Tapferkeit befestigt ihre Macht. „Es gibt wenige wilde Stämme, die nicht eine, allerdings oft sehr rohe Idee von einem einzigen Gott, dem höchsten Herrn des Universums, haben. Sie nennen ihn den ‚Herrn des Lebens' oder den ‚Großen Geist'. Ein glaubwürdiger Kaufmann, der jüngst bis zu den Quellen des Missouri vordrang, erzählte einem unserer Missionäre, er habe mehrere Nationen angetroffen, die noch nie Weiße gesehen hatten. Er gewahrte nicht ohne Erstaunen, daß diese Wilden einen einzigen Gott anbeten, dem sie täglich den ersten Mund voll vom Rauch ihrer Pfeife und das erste Stück ihrer Mahlzeiten darbringen, doch gibt es einige, die den ‚schönen Stern' (belle étoile, Sonne?) anbeten. Noch jüngst wollten einige von diesen einen jungen, neunjährigen Spanier, den sie gefangen hatten, opfern; aber er war ihnen entlaufen und stellte sich dem Bischof Dubourg vor. Den armen Jungen hatte man einige Zeit mit der größten Sorgfalt gemästet, damit er so die große Ehre verdiene, der wilden Gottheit geopfert zu werden. Es gibt kaum einen Indianer unter denen, die in den Ebenen und den Wäldern

[1] Annales de la propagation de la foi I 36.

von Louisiana, von Neu-Orleans bis über St Louis hinaus wohnen, der nicht ein zärtliches Andenken an die ‚Schwarzröcke‘ (in ihrer Sprache Mucateo caro jatt) bewahrte. So nannten sie die Jesuiten, und die Anhänglichkeit, welche diese apostolischen Männer ihnen einflößten, ist bei ihnen durch Überlieferung vom Vater auf den Sohn übergegangen. Sie reden von ihnen nie ohne Zeichen der Rührung und Dankbarkeit." [1]

Ein amerikanischer Gouverneur sagte einst bei einer Zusammenkunft mit den bedeutendsten Häuptlingen, er wolle sich mit ihrer Zivilisierung beschäftigen und ihnen deshalb Diener des Evangeliums senden, die ihnen den Weg des Heiles zeigen sollten. „Sind das Schwarzröcke", fragten die Indianer, „und tragen einige von ihnen Kreuze?" „Das ist abergläubisches Zeug", erwiderte der Gouverneur. „Aber sie haben", entgegneten die Indianer, „Weiber und Kinder; nun aber haben uns unsere Ahnen gesagt, die Diener des Großen Geistes haben schwarze Röcke und heiraten nicht. Wir wollen euere Minister nicht, denn sie sind wie wir und würden uns zu nichts dienen." Selbst die sonst so grausamen Sioux werden mild und lenksam gegenüber den Schwarzröcken. Mehrere tragen auch Kreuze und machen das Kreuzzeichen, aber mit der linken Hand, da diese dem Herzen näher sei [2]. Leider fehlte es an Missionären, um die Wilden zu unterrichten und zu guten Christen zu machen.

Einem Brief des Missionärs Michaud vom Jahre 1823 entnehmen wir noch folgende Einzelheiten. Die Beschäftigung der Männer ist Jagd und Krieg. Die Frauen sind sehr arbeitsam. Diese ganze Nation ist wenigstens anständig gekleidet. Die Polygamie ist bei ihnen gewöhnlich. „Denn es ist Brauch, daß, wenn ein Wilder ein Mädchen zur Heirat verlangt und sie als Frau erhält, alle ihre Schwestern ihm gehören und als seine Frauen gelten. Es ist ein Ruhm bei ihnen, mehrere Frau zu haben." Ein anderes großes Hindernis für die Zivilisierung der Indianer ist ihre Abscheu gegen die Feldarbeit und überhaupt gegen jede Art von Arbeit.

Von den Puants-Indianern bei Green-Bay schreibt der Missionär Vincent Badin im Jahre 1825: „Ich habe in diesen Gegenden den berüchtigten Propheten von der Nation der Puants kennen gelernt, die nicht christlich sind, aber wie alle andern an den großen Manitu, den Großen Geist und den Herrn des Lebens glauben." [3]

Im Jahre 1855 hat der Missionär Franz Pierz zu St Louis ein Buch über die Indianer veröffentlicht, und zwar auf Grund eigener langjähriger Erfahrung [4]. Er hat lange unter den Otawa-Indianern, den Otchipways am oberen Mississippi und andern Stämmen gearbeitet, so daß sein Zeugnis volles Vertrauen verdient. Über die Religion der Indianer schreibt er: „Die meisten Waldbewohner ... glauben, daß es einen Gott gebe, welchen sie den Großen Geist (Kije-Manito) nennen. Weil sie aber glauben, daß der Große Geist so gut sei, ihnen immer freundlich bleibe und sie von ihm gar nichts

---

[1] Ebd. 37—38. [2] Ebd. 39.

[3] Annales de la propagation de la foi II 122.

[4] Die Indianer in Nordamerika, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche usw. nach vieljährigem Aufenthalt und gesammelten Erfahrungen unter den verschiedenen Stämmen, St Louis, Mo., 1855.

zu fürchten haben, so verehren sie ihn gar nicht und bringen ihm keine Opfer dar. Sie glauben aber auch an viele böse Geister, deren einziges Geschäft es ist, den Menschen Böses zuzufügen und sie unglücklich zu machen." [1] So verehren sie einen Wassergott namens Mitchiken, der ihnen oft in Gestalt einer Schildkröte erscheinen soll und dem sie auf Reisen Tabak oder gebundene Hunde u. dgl. ins Wasser werfen, damit er keinen Sturm errege. Die Jäger verehren den Waldgeist Kokokoo, den sie sich als große Nachteule vorstellen und dem sie Opfer darbringen, die Krieger den Windigo, den großen Riesen, der ihnen helfen soll, viele Feinde zu erschlagen, und dem sie die Skalpe widmen, die sie auf hohe Stangen hängen.

„Viele Indianer verehren auch die Sonne als eine mächtige Gottheit, von der sie Familienglück und Gesundheit erwarten." Sie huldigen ihr oft in der Nacht mit Opfern und Tänzen, die bei Sonnenuntergang beginnen und bis zum Sonnenaufgang dauern. Der Missionär schildert dann all die Zaubereien und die Gaukelkünste der Medizinmänner, die uns schon bekannt sind.

Die Ehen der Indianer werden nach Pierz meistens durch die Mütter und Großmütter ohne viel Rücksicht auf die Brautleute vereinbart. Wer der Mutter besser zu schmeicheln weiß oder größere Geschenke gibt, der bekommt ihre Tochter. Sobald die Einwilligung der beiden Mütter eingeholt ist und die Geschenke vorhanden sind, führt die Mutter ihren Sohn, von einigen Familiengliedern begleitet und mit vielen Geschenken versehen, in das Haus der Braut und übergibt die Geschenke der Brautmutter, welche sie sogleich an ihre Familienglieder verteilt. Die Mutter empfiehlt und übergibt ihren Sohn der Brautmutter zur Dienstbarkeit und ermahnt ihn zum Gehorsam, Fleiß und zu guter Aufführung. Endlich reicht der Bräutigam seiner Braut die Hand und setzt sich zu ihr. Damit ist die Ehe geschlossen, und sie leben zusammen, bis sie der Tod scheidet oder die Zwietracht auseinander treibt. Die Neuverheirateten müssen aber ein ganzes Jahr im Hause der Brautmutter wie Diener fleißig arbeiten, erst dann dürfen sie einen eigenen Haushalt gründen [2].

Ist jemand gestorben, so legt man gewöhnlich zu der Leiche eine Schüssel oder einen Teller mit Messer und Gabel, den Rauchern auch eine Pfeife und Tabak in den Sarg. Man bringt den toten Männern von Zeit zu Zeit Tabak auf das Grab. Ist der Tote ein lediges Kind, so macht man ihm eine Puppe in Lebensgröße und setzt sie auf eine schön gedeckte Matte in das Wohnhaus. Die Mutter stellt während eines Jahres täglich in einem Teller etwas Nahrung vor die Puppe, doch wird diese Nahrung nach ein paar Minuten von einem der Hausbewohner als Opfer verzehrt.

Wenn ein junger Ehemann kinderlos stirbt, so muß seine Witwe alles hinterlassene Vermögen des Verstorbenen an dessen Mutter oder nächste Verwandten ausliefern, außerdem muß sie das ganze Jahr in Trauer leben und arbeiten und alles während dieser Zeit Erworbene der Mutter ihres verstorbenen Mannes geben; dann erst darf sie wieder heiraten. Stirbt ein junges Weib kinderlos, so hat der überlebende Mann dieselbe Pflicht gegen die Verwandten

---

[1] Pierz, Die Indianer in Nordamerika 32—33. [2] Ebd. 24.

der verstorbenen Frau. Stirbt aber ein Ehegatte, der Kinder hinterläßt, so bleibt das Vermögen des Verstorbenen den Kindern als Eigentum.

Von den Indianern, welche von den Weißen entfernt einsam im Walde leben, sagt Pierz: Sie sind meist sanftmütig und gutherzig. Zorn und Haß, Zank und Feindschaft, Hoffart und Ausschweifung ist bei ihnen seltener zu sehen als bei den Weißen, das Fluchen kennen sie nicht. Ihre Liebe untereinander, besonders unter den Verwandten, ist sehr groß und sie unterstützen einander. Hat jemand ein großes Tier erlegt, so ladet er alle Nachbarn zum Schmause ein. Sie sind auch sehr gastfrei gegen die Fremden. Ein fremder Weißer kann sicher durch ihre Ansiedlungen reisen, wenn er nur ihre Frauen achtet. Schlimm dagegen sieht es mit den Indianern aus, die mit den Weißen oft in Berührung kommen. Sie verfallen namentlich dem Laster der Trunksucht, zu dem sie durch gottlose Pelzhändler verführt werden, und im Gefolge dieses Lasters kommen dann Ausschweifungen, Diebstähle u. dgl. vor.

4. Die Indianer in Wisconsin.

Schon im 17. Jahrhundert waren Missionäre im Gebiete des heutigen Wisconsin tätig. Dort befanden sich die Stämme der Menomenies, der Puants u. a. Über den Stamm der Folle-Avoine an der Bai des Puants berichtet P. Ludwig André S. J.[1] im Jahre 1673, er habe dort ein Bild der Sonne, das auf ein Brett gemalt war, gefunden. Das Bild war am Ende einer mit den grellsten Farben bemalten Stange angebracht, und an der Stange hing ein Haufen kleiner Zedernholzstücke, die die Wilden an die Netze zum Störfang heften, wie wir Korkstücke daran befestigen. Als der Missionär fragte, was diese Gabe bedeuten solle, antworteten ihm die Wilden, es sei ein Opfer — oder besser, um den Sinn ihres Wortes genauer wiederzugeben — eine „Mahnung", die sie an die Sonne richteten, damit sie sich ihrer erbarme. Da man meinte, die Sonne sei der Herr des Lebens und des Fischfangs, der Austeiler aller Dinge, so flehte man sie an, die Störe in den Fluß zu treiben und den Fischzug zu begünstigen. Der Missionär zeigte ihnen das Falsche ihrer Ansicht über die Sonne, erklärte ihnen kurz die hauptsächlichsten christlichen Glaubenswahrheiten und fragte sie dann, ob es ihnen recht sei, wenn er das Bild der Sonne wegnehme und durch das des gekreuzigten Erlösers ersetze. Alle antworteten ihm, sie seien damit zufrieden und glaubten, Gott sei der Herr aller Dinge. André führte sein Vorhaben aus, und als am folgenden Tage wider Erwarten die Störe in großer Menge ankamen, sagten die Wilden ganz entzückt: „Wir sehen jetzt, daß der Geist, der alles gemacht hat, derjenige ist, der uns ernährt. Wohlan, lehre uns beten, damit wir nie Hunger haben." Sie ließen sich dann mit der größten Gelehrigkeit unterweisen.

Schon aus dem Berichte selbst scheint hervorzugehen, daß sie bereits vor der Ankunft der Missionäre eine dunkle Idee von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, gehabt, aber ihn nicht verehrt haben. Das beweist auch die Leichtigkeit, mit der sie die christliche Lehre von Gott annahmen.

[1] The Jesuit Relations LVIII 272—274.

Eine eingehendere Darlegung der Religion und Sitten der Puants und Menomenies in Wisconsin liefert uns ein Brief des Missionärs Fr. V. Badin[1] vom Jahre 1829. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Indianer schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts mit Reisenden und Missionären in Berührung gekommen waren.

Im Anfange, so sagen die Eingebornen, machte der „Große Geist“ bloß die Männer; diese waren die ersten in der Welt. Er gab einem Manne, der sich langweilte, die Idee ein, eine von seinen Rippen zu nehmen und daraus eine Frau zu bilden, und deshalb glauben sie, die Frau habe eine Rippe weniger als der Mann. Andere sagen, der Mann habe gebrannte Asche genommen und daraus ein Weib gebildet. Sie haben auch eine dunkle Idee von der Sündflut, in der alle Bewohner der Erde umkamen, mit Ausnahme von einem Mann und einer Frau, die sich auf einen hohen Berg retteten. Das Wasser blieb aber nur zwei Tage auf der Erde. Da nun der Herr des Lebens sah, daß die Menschen Feuer notwendig hatten, schickte er ihnen davon durch einen weißen Raben. Dieser hielt sich auf dem Wege auf, um ein Aas zu fressen und ließ das Feuer erlöschen. Er kehrte nun in den Himmel zurück, um wieder Feuer zu holen, aber der Große Geist jagte ihn davon, machte ihn zur Strafe schwarz und sandte durch eine Erbette, einen kleinen, grauen Vogel, Feuer, und dieser kehrte dann zum Großen Geiste zurück, um ihm zu melden, daß er das Feuer auf die Erde gebracht habe. Zum Lohne machte ihm der Große Geist zwei kleine, schwarze Striche zu beiden Seiten der Augen. Die Wilden betrachten diesen Vogel wie einen Engel, töten ihn nie und verbieten ihren Kindern, auf ihn zu schießen. Sie malen sich zwei rote Striche zu beiden Seiten der Augen, um dem Vogel ähnlich zu sein.

Um dem Großen Geist zu gefallen, opfern sie ihm Hunde, die sie lebendig auf 30—40 Fuß hohen Stangen aufspießen; sie bringen ihm auch Pferde dar, Bären- und Rehfelle usw. Ihre Absicht dabei ist nur, eine glückliche Jagd oder Sieg über ihre Feinde zu erlangen. Sie fasten ganze Monate, d. h. so lange, als ein kleiner 2 oder 3 Fuß langer Stab anhält, von dem sie jeden Tag ein kleines Stück verbrennen, um daraus Kohle zu machen, mit der sie sich das ganze Gesicht beschmieren. Sie essen nie, ohne sich das Gesicht zu waschen. An das Fasten sind sie von Jugend an gewöhnt, und sie ertragen es ohne Mühe. Sie sammeln nie Vorräte für den folgenden Tag, sondern vertrauen auf ihr Gewehr, das sie mit großem Geschick handhaben. Der Zweck dieser langen Fasten ist auch, gute Träume zu bekommen und die Heilkraft der Pflanzen zu entdecken, deren sie sich mit Erfolg bedienen, selbst zur Heilung der Weißen. Wenn sie träumen, sie sollten einen Mann oder eine Frau oder ein Kind irgend einer Nation töten, so tun sie es immer. Ihre Kriege sind grausam und barbarisch. Sie suchen ihre Feinde zu überfallen und metzeln sie ohne Erbarmen nieder. Gefangene machen sie selten. Ihr Hauptruhm besteht in den Skalpen der erschlagenen Feinde[2].

Bei großen und öffentlichen Unglücken führen die Krieger drei Tage und drei Nächte lang ohne Unterbrechung den Sonnentanz auf, bei dem sie

[1] Vgl. Annales de la propagation de la foi IV 537 ff. [2] Ebd. 539.

immer den Himmel anschauen. Sie fallen todmüde nieder, ohne daß sich die andern, die noch einen Rest von Kraft haben, dadurch entmutigen lassen. Der Zweck dieses wütenden Tanzes ist die Besänftigung des Großen Geistes.

Wenn ein Wilder stirbt, schreitet sein Weib sechsmal über das Grab, bevor er beerdigt wird; dann verbirgt sie sich den ganzen Tag in den Wäldern. Sie kauft den Leichnam ihres Mannes los, indem sie seine Waffen und alles, was er hinterläßt, den Wilden gibt, die diese Dinge auf das Grab bringen und dann unter sich verteilen. Die Witwe darf sich nicht kämmen, bis ihre Verwandten ihr die Erlaubnis geben, und diese Erlaubnis läßt oft monatelang auf sich warten. Man versammelt sich am Grab des Verstorbenen, um zu weinen, man bringt ihm Provisionen, Tabak und Pfeife zum Rauchen usw. Man zündet ihm auch ein Feuer an, damit er gut sehe, um auf einer Brücke, die nur aus einer Stange besteht, über einen Fluß setzen zu können. Man braucht acht Tage, um über diese Stange zu kommen. Jenseits des Flusses liegt eine große und köstliche Prairie, wo der Tote im Überfluß Kühe, Rehe, Bären und besonders Whisky und andere Liköre findet, welche diese Wilden mehr lieben als ihren Großen Geist. Dieses Schlaraffenland ist ihr Paradies, das den elysäischen Gefilden der alten Mythologien sehr ähnlich ist [1]. Um von Chichimanitu (Großer Geist) die Gnade zu erlangen, glücklich über diese gefährliche Stange zu kommen, ohne das Wasser zu berühren, stoßen sich die Wilden 30 oder 40 Pfeile in die Arme und Beine, heulen dabei schrecklich und verbringen die ganze Nacht in dieser Qual. Am andern Tag stoßen sie die Pfeile, noch tiefer hinein, so daß sie sich vollständig durchbohren. Wenn sie diese Operation mit Mut bestehen, erlangen sie den Titel „Tapfere". Derjenige, der nach dem Tod über die erwähnte Stange gehen muß, wird von bösen Geistern angegriffen, die ihm den Kopf umzudrehen suchen, damit er in diesen höllischen und ewigen Fluß falle, aus dem man nicht mehr hervorkommt. „Denn die schlechten Wilden, die Bösen, drehen immer den Kopf und stürzen deshalb in den ewigen und vergifteten Fluß, der sie für immer verschlingt." Die Kinder, die vor der Geburt sterben und nie das Tageslicht erblickt haben, bleiben diesseits des ewigen Flusses und nähren sich von dem Schaum, den die stets schaukelnde Stange, über die sie nicht hinüber können, erregt [2].

Beim Tod eines Kindes dürfen Vater und Mutter neun Tage lang nicht reden, sonst werden sie von den Wilden verachtet. Sie beten auch die Schlangen an und töten sie nie. Wenn sie ihnen begegnen, so reden sie sie an, werfen ihnen Tabak usw. hin [3]. — Bei diesen Stämmen herrschte der Totemismus. Jede Familie hatte ihr heiliges Wappentier, das ihr als eine Art Schutzgottheit galt. Leute, die dasselbe Totem hatten, heirateten nie untereinander [4]. Vielweiberei und Ehescheidungen waren fast allgemein bei allen Indianern [5]. Nach dem Missionär van Quickenborn [6] galt auch bei vielen Indianern der mit Geschick ausgeführte Diebstahl als ehrenvoll. Aber wahrscheinlich handelt es sich hier bloß um den Diebstahl an den Weißen oder den Feinden.

---

[1] Ebd. 540. [2] Ebd. 541. [3] Ebd. 542. [4] Ebd. 545.
[5] Ebd. 588. [6] Ebd.

5. Die Sioux (Dakotas).

Die Sioux-Nation gehört zu den zahlreichsten und mächtigsten von Nordamerika. Den Namen Sioux haben sie von den französischen Pelzhändlern erhalten, sie selbst nennen sich Dakota. Von älteren Reisenden werden sie auch Nadawessi (Nadowessier) genannt. „Sie haben", schreibt G. Catlin[1], „ein einnehmendes Äußere, sind hoch und gut gewachsen, gewandt und anmutig in ihren Bewegungen. Sie nehmen das weite Gebiet von den Ufern des Mississippi bis an den Fuß des Felsengebirges ein und werden in 42 Banden oder Familien eingeteilt, deren jede einen Häuptling hat und die sämtlich unter einem gemeinsamen Oberhaupte stehen." Zur Zeit Catlins zerfielen die Sioux in zwei große Abteilungen: in die Mississippi- und die Missouri-Sioux, von denen die ersteren an den Ufern des Mississippi, die letzteren an denen des Missouri lebten; diese letzteren waren noch wenig mit den Europäern in Berührung gekommen. „Es gibt vielleicht keinen schöneren Menschenschlag auf dem Kontinent als die Sioux, und wenige Stämme, die besser und bequemer gekleidet und reichlicher mit allen Lebensbedürfnissen versehen sind; auch an Kühnheit bei der Büffeljagd und an Geschicklichkeit in der Zähmung und Abrichtung der wilden Pferde dürften sie wohl nicht leicht übertroffen werden."

Bevor wir in der Beschreibung der Sioux fortfahren, erwähnen wir hier eine lehrreiche Episode, die Catlin auf seinen Wanderungen begegnete. Bei dem kleinen Stamm der Puncahs am Westufer des Mississippi, etwa

---

[1] Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale. Von G. Catlin. Nach der fünften englischen Ausgabe deutsch herausgegeben von H. Berghaus, Brüssel und und Leipzig 1848. Während seines achtjährigen Aufenthaltes bei den Indianern lebte Catlin wie einer der Ihrigen, machte alle ihre Jagden und Feste mit und gewann in hohem Grade die Freundschaft und das Vertrauen der Indianer, so daß er reiche Gelegenheit hatte, sie in ihrem täglichen Leben und Treiben zu beobachten. Und da er eigens zu dem Zweck bei ihnen weilte, um sie genau kennen zu lernen, und eine feine Beobachtungsgabe besaß, gelten seine Berichte und besonders auch seine trefflichen Zeichnungen und Porträte, die in der Catlin Indian Gallery in Washington aufbewahrt werden, mit Recht als eine Hauptquelle für die Kenntnis der Indianer der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals befanden sich die Indianer am Missouri und Yellowstone-River, wie Catlin sich ausdrückt, noch im Naturzustand, d. h. sie waren noch wenig mit den Weißen in Berührung gekommen und hatten ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche bewahrt. Heute sind manche von diesen Stämmen verschwunden oder zu kümmerlichen Resten zusammengeschmolzen, die in Charakter und sittlichem Verhalten im Umgang mit den Zivilisierten schwer gelitten haben. Wie alle Reisenden und Missionäre unterscheidet auch Catlin scharf die Indianer des Grenzgebietes, die häufigen Verkehr mit den Weißen unterhalten, von den Indianern im „Naturzustand". Die ersteren haben oft den tiefsten Grad des Elendes und der Verworfenheit erreicht; bei den letzteren erregt vieles Bewunderung. „Zwar findet man auch hier die vorherrschenden Leidenschaften in der Wilden Brust: Roheit und Grausamkeit, aber gezügelt und zuweilen unterdrückt durch die edelsten Züge von Ehrgefühl und Hochherzigkeit. Es ist dies ein Menschenschlag, der sich des Lebens und seiner Genüsse freut und die Tugend übt, welche die Welt, die nur nach den elenden, herabgewürdigtsten Individuen an der Grenze urteilt, nicht zu würdigen vermag" (ebd. 42).

[2] Ebd. 148.

200 Meilen oberhalb St Louis, lenkten die Indianer seine Aufmerksamkeit auf einen sehr alten, abgezehrten Mann, der ausgesetzt worden war. Der Unglückliche war einst Häuptling und ein angesehener Mann, jetzt aber zu alt, um eine Reise mitzumachen, die mit Entbehrungen aller Art verknüpft ist. Er saß bei einem Feuer, neben ihm befanden sich einige halb abgenagte Knochen und eine Schüssel mit Wasser. Zu seinem Schutz hatte man eine Büffelhaut über einige Stangen ausgebreitet. Er selbst hatte seine Freunde und seine Kinder aufgefordert, ihn zu verlassen. „Meine Kinder", sagte er, „unser Volk ist arm, und es ist notwendig, daß ihr in das Land geht, wo ihr euch Fleisch verschaffen könnt; meine Augen sind dunkel, und meine Kräfte sind verschwunden, meine Tage sind gezählt, und ich bin meinen Kindern zur Last; ich kann nicht gehen und wünsche zu sterben. Macht eure Herzen stark und denkt nicht mehr an mich; ich tauge zu nichts mehr." „Nachdem er gesprochen", schreibt Catlin, „und alle von ihm Abschied genommen, ging ich zu ihm und war wohl das letzte menschliche Wesen, welches sich ihm näherte. Ich setzte mich zu ihm, und obgleich er mich nicht deutlich sehen konnte, so drückte er mir doch herzlich die Hand, und es schien ihm wohl zu tun, daß ein weißer Mann ihm Mitgefühl bewies, denn ein Lächeln flog über seine starren Züge. . . . Dieser grausame Gebrauch, die alten Leute auszusetzen, herrscht, wie ich glaube, bei allen Stämmen, die in den Prairien herumwandern. Da die alten kraftlosen Personen weder reiten noch gehen können, und sie keine andern Mittel besitzen, sie auf den beschwerlichen Wanderungen fortzuschaffen, so bleibt nichts weiter übrig, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, wozu sie auch stets ihre Kinder selbst auffordern, und hinzufügen, daß sie es mit ihren Vätern ebenso gemacht hätten." [1]

Da diese Sitte bei den Prairiestämmen allgemein war, wird sie wohl auch bei den Sioux geherrscht haben, obwohl Catlin dies nicht ausdrücklich sagt.

Interessant ist die Schilderung des Aufsehens, das Catlin bei den Sioux durch seine Porträte erregte. Die Eitelkeit der Männer, die sich malen ließen, übersteigt alle Vorstellung. Sie liegen den ganzen Tag vor dem Porträt in das Anschauen ihrer eigenen Züge versunken. Der Grund dieser Sonderbarkeit liegt in dem Glauben, daß das Bild einen gewissen Grad von Leben besitzt, und daß jede Verletzung desselben auf geheimnisvolle Weise auch dem Leben des Originals nachteilig werden könne. Nicht begreifen konnten sie, daß Catlin sich herbeiließ, auch die Frauen zu malen, die niemals Skalpe erbeutet und nichts getan hätten als Feuer anmachen und Häute gerben.

Bei den Sioux waren mehrere Arten der Verehrung des großen und guten Geistes und der Versöhnung des bösen Geistes üblich [2]; sie hatten auch verschiedene Feste und Feierlichkeiten mit Opfern, beobachteten dieselben aber weniger streng als z. B. die Mandaner. Bei einem großen Feste errichteten sie eine Hütte mit Weidenzweigen, in deren Mitte ein Pfahl

---

[1] Ebd. 152.

[2] Ch. Saint-Paul schreibt im „Ausland" (1891, 125): „Die Religion der Sioux verehrt dualistisch zwei Gottheiten, den Wakan Tanka (Großen Geist) oder Washte (Guten Geist) und den Wakan Sitscha. Ersterer ist Urheber alles Glückes, letzterer alles Übels. Die beiden Gottheiten streiten sich fortwährend um den Menschen." Er war nur ein böser Feind, vor dem man sich durch Verehrung zu schützen suchte.

stand. An diesem Pfahl waren mehrere junge Männer an den durch das Fleisch gesteckten Stäbchen aufgehängt. Die Wunden, erzählt Catlin, bluteten noch, als ich ankam. Genauer hat uns dieses Fest P. de Smet S. J.[1] beschrieben. „Bei den Sioux wie bei den Arikaras müssen sich die Krieger, die sich auf einen Feldzug vorbereiten, einem mehrtägigen strengen Fasten unterziehen. Zu diesem Zweck haben sie eine religiöse Hütte, in der sie ein Büffelfell ausbreiten und einen rotbemalten Pfahl errichten. An der Spitze des Pfahles ist ein Kalbsfell mit den verschiedensten Wahlsprüchen befestigt. Hier durchstechen sie sich, um die Hilfe des Großen Geistes zu erlangen, die Brust, ziehen Lederschnüre hindurch und befestigen sich am Pfahle; dann machen sie beim Klang der Trommel mehrmals die Runde durch die Hütte, tanzen dabei, besingen ihre kriegerischen Heldentaten und schwingen ihre Keulen über dem Kopf. Andere machen sich starke Einschnitte in das Schulterblatt, ziehen Schnüre durch die Wunden und schleppen zwei große Büffelköpfe auf eine Anhöhe, die etwa eine Meile vom Dorf entfernt liegt. Dort tanzen sie, bis sie in Ohnmacht fallen. Eine letzte Opfergabe, die sie vor dem Abzug darbringen, besteht darin, daß sie sich an verschiedenen Stellen des Leibes kleine Stücke Fleisch ausschneiden und sie der Sonne, der Erde, den vier Kardinalpunkten opfern, um sich die Manitus oder Schutzgeister der verschiedenen Elemente günstig zu stimmen."

„Der Sioux", erzählt de Smet[2] weiter, „der im Streit oder im Zustand der Trunkenheit oder als Opfer der Rache eines Stammesgenossen stirbt, muß der Ehren des gewöhnlichen Begräbnisses entbehren, er wird ohne Zeremonien und Vorräte begraben. Der glorreichste Tod für sie ist der im Kampf gegen die Feinde der Nation. Die Leichen werden dann in Büffelhäute eingewickelt und auf ein Gerüst in der Nähe des Lagers oder an den großen Wegen gelegt." „In der Nähe der Lagerstätten", schreibt Ch. Saint-Paul[3], „findet man oft in der Prairie auf vier Pfählen Gerüste mit einem Bündel liegen. Auch in den Baumästen trifft man dieselben an. Es sind die Toten der Dakotas, welche in diese Bündel mit allen Waffen und allem Schmucke eingeschnürt sind. Die Sioux glauben nicht glücklich sein zu können, wenn sie in die Erde begraben werden, ausgenommen nach gewaltsamem Tode.... Der Tote kommt in die glücklichen Jagdgründe, wenn er seinen Skalp gerettet hat, gleichviel welche Handlungen er auf Erden vollbracht hat." Es muß also noch einen andern Ort geben für diejenigen, die im Paradies der Dakotas nicht zugelassen werden. Die Behauptung, daß nur diejenigen in die glücklichen Jagdgefilde zugelassen werden, welche den Skalp gerettet, bedürfte einer genaueren Nachforschung.

Catlin galt während seines Aufenthaltes bei den Sioux für einen großen Medizinmann und erhielt als solcher viele Geschenke, darunter als Zeichen der Achtung und Freundschaft viele Pfeifen, die bei den Indianern, diesen starken Rauchern, eine große Rolle spielen. Die mit den Federn des Kriegsadlers

---

[1] Voyages aux Montagnes Rocheuses et séjour chez les tribus Indiennes de l'Orégon. Nouvelle édition, Bruxelles 1873, 91. P. de Smet hat bekanntlich einen großen Teil seines Lebens unter den Indianern Amerikas zugebracht, und seine Briefe sind eine reiche und zuverlässige Quelle für die Kenntnis der Rothäute.

[2] Ebd. 92. [3] Ausland 1891, 125.

verzierte Friedenspfeife (Calumet) ist eine heilige Pfeife und darf nur bei Friedensschlüssen gebraucht werden. Wenn bei solchen Gelegenheiten die gegenseitigen Bedingungen festgestellt sind, so wird zur Besiegelung des Vertrages die Friedenspfeife von den Häuptlingen geraucht und dann sorgfältig wieder eingewickelt und in der Hütte des Häuptlings aufbewahrt. Die gewöhnliche Pfeife ist die beständige Begleiterin des Indianers und wird nebst dem Tomahawk und der Kriegskeule mit ihm begraben, um ihm auch in die langersehnten „milden und schönen Jagdgefilde" zu folgen[1].

Wie die meisten andern Indianer hatten auch die Sioux die Gewohnheit des Skalpierens, das darin bestand, daß man das Kopfhaar eines im Gefecht erschlagenen Feindes mit der linken Hand auf dem Scheitel fest zusammenfaßt, mit dem Messer rundherum einen Einschnitt macht und dadurch ein Stück der Kopfhaut etwa von der Größe eines Handtellers ablöst. Dieser Skalp wird verziert und als hochgeschätztes Siegeszeichen aufbewahrt. Das Skalpieren ist an sich nicht darauf berechnet, das Leben zu nehmen, da der Schädel dabei nicht verletzt wird. Ein echter Skalp muß den Scheitel, d. h. den Teil des Kopfes enthalten, wo die Haare sich teilen, und die Indianer wissen ganz genau zu unterscheiden, ob ein Versuch gemacht worden, zwei oder mehrere Skalpe von einem Kopfe zu nehmen. Der Skalp dient seinem Besitzer als ein Beweis seiner Tapferkeit, denn da niemand die Taten und Namen der berühmten Krieger aufzeichnet, muß jeder durch Aufbewahrung dieses Siegeszeichens seine Ehre und seinen Ruhm zu sichern suchen. Er muß aber von einem Feinde herrühren, sonst trifft den Besitzer ewige Schande. Es gibt Fälle, in denen es dem Indianer nach seinen Anschauungen nicht nur erlaubt, sondern Pflicht ist, einen Menschen seines eigenen Stammes zu töten, aber niemals darf er den Skalp desselben nehmen, ohne sich mit ewiger Schmach zu bedecken. Der Vorwurf der Grausamkeit, den man gegen das Skalpieren erhebt, ist nach Catlin unbegründet, da es nur an Toten vollzogen wird, höchstens kann dasselbe ein niedriger oder ekelhafter Gebrauch genannt werden.

6. Die Mandaner.

Die Mandaner oder das Fasanenvolk, wie sie sich selbst nannten, waren vielleicht der älteste Stamm am Missouri. Zur Zeit Catlins lebten sie am westlichen Ufer des Missouri, etwa 400 deutsche Meilen oberhalb St Louis und 40 Meilen unterhalb der Mündung des Yellowstoneflusses. Bald nach dem Besuche Catlins starb das Volk infolge der Blattern und feindseliger Einfälle fast ganz aus[2]. Schon P. de Smet fand in den vierziger Jahren nur noch spärliche Überreste dieses einst mächtigen Volkes vor. Zur Zeit Catlins hatten sie zwei Dörfer in schöner Lage. Namentlich das Hauptdorf, sagt Catlin, liegt reizend in der Mitte eines weiten Tales, von anmutigen Hügeln umgeben. Auf einer ausgedehnten Ebene erheben sich hier die Erdkuppeln und unzählige Skalppfähle des halb unterirdischen Dorfes der gastlichen und wohlgesitteten

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas usw. 162.
[2] Vgl. ebd., Anhang 341.

Mandaner, die früher viel südlicher gelebt zu haben scheinen. Die Lage des Dorfes ist bewunderungswürdig für die Verteidigung ausgewählt. Der Fluß mit seinen hohen, steinigen Ufern wendet sich plötzlich unter einem rechten Winkel und deckt so zwei Seiten des Dorfes. Die Landseite wird durch Palisaden und Gräben geschützt. Das Dorf erscheint dem Fremden sehr sonderbar. Die Hütten stehen dicht aneinander und lassen nur so viel Raum, daß man zwischen ihnen durchgehen oder reiten kann. Von außen scheinen sie ganz aus Erde zu sein, tritt man aber hinein, so ist man erstaunt über die Nettigkeit, Bequemlichkeit und Geräumigkeit dieser Wohnungen. Sie haben alle eine Kreisform und 40—60 Fuß im Durchmesser. Innerhalb der kreisförmigen Ausgrabung stehen dicht nebeneinander dicke 6 Fuß hohe Pfähle, die im Boden befestigt sind. Auf diesen Pfählen werden andere von 20—25 Fuß Länge befestigt, die sich mit ihrem oberen Ende unter einem Winkel von 45° gegen die in der Mitte des Daches befindliche Öffnung neigen. Die Öffnung dient als Rauchfang und Fenster. Das Dach wird von großen Pfählen gestützt und mit zähem Ton belegt, der das Wasser nicht durchläßt. In der Mitte der Hütte ist der Feuerplatz. Die Hütten sind so geräumig, daß sie 20—40 Personen, eine Familie mit allen Verwandten aufnehmen können. Alle Mandaner schlafen in Bettstellen, die sämtlich mit einem Vorhang von Büffel- oder Elenhaut versehen sind.

In der Mitte des Dorfes ist ein runder Platz von 150 Fuß Durchmesser, der zu allen öffentlichen Spielen und Festen sowie zur Abhaltung der religiösen Zeremonien dient. In der Mitte des Platzes steht ein in hoher Verehrung gehaltener Gegenstand, der für die religiösen Gebräuche der Mandaner sehr wichtig ist, nämlich ein 8—10 Fuß hohes Faß, das einige ihrer besten „Medizinen" enthält und als ein Symbol des „Großen Kanoes" gewissenhaft erhalten wird. Eine der an diesem Platze liegenden Hütten ist die „Medizinhütte" oder das Versammlungshaus, worin die merkwürdigen Gebräuche zur Erinnerung an die Flut stattfinden. Es ist eigens zu diesem Zweck gebaut, und bei Gelegenheit der Feste sollen die abscheulichsten Grausamkeiten verübt werden.

Die Mandaner begraben die T o t e n nicht, sondern legen sie auf leichte Gerüste, die so hoch sind, daß weder Menschen noch Tiere die Körper erreichen können, und dort werden sie der Verwesung überlassen. Diese Ruhestätte liegt dicht hinter dem Dorfe. Sobald einer stirbt und die Ehren- und Beileidsbezeigungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Öl bestrichen, und man gibt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeife nebst Tabak, Messer, Feuerstein und Stahl mit und so viel Lebensmittel, als er für die einige Tage dauernde Reise, welche er zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in mehrere Büffelhäute gehüllt und fest geschnürt, so daß die Luft keinen Zutritt zum Körper hat. Es wird ein Gerüst errichtet, das aus vier aufrechtstehenden Pfählen besteht, die durch schwächere Pfähle verbunden sind. Quer über die letzteren werden Weidenruten und auf diese die Leiche mit den Füßen nach Sonnenaufgang gelegt. Einige hundert Leichen befinden sich dort, alle in derselben Weise aufgestellt. Nur bei einem Häuptling oder Medizinmann ist zuweilen ein Stück rotes oder blaues Tuch als Zeichen der öffentlichen Achtung und

Verehrung über die Leiche gebreitet. Die Verehrung, welche in diesem „Totendorf“ den Verstorbenen zu teil wird, muß den Fremden überzeugen, „daß kindliche, eheliche und elterliche Liebe nicht notwendig die Folgen der Zivilisation sind, sondern daß der Große Geist sie auch dem Menschen in seinem Naturzustande verliehen hat. Es vergeht kein Tag, an dem er nicht Beweise hiervon sehen könnte, die ihn zu Tränen rühren und Achtung und Mitgefühl für den armen Wilden in seiner Brust erwecken werden. Väter, Mütter, Frauen und Kinder sieht man unter den Gerüsten mit dem Angesicht zur Erde gewendet liegen, wie sie auf die rührendste Weise das Unglück ihrer Verwandten beklagen, sie raufen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern und unterwerfen sich noch andern Bußen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie durch irgend eine Sünde oder Unterlassung verschuldet zu haben glauben.“ [1]

Wenn die Totengerüste zusammenfallen, werden die Gebeine begraben, die Schädel aber gereinigt und auf der Prairie in Kreisen von 20 bis 30 Fuß Durchmesser zu mehreren Hunderten mit dem Angesicht nach der Mitte des Kreises gewendet, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstände religiöser Verehrung auf das gewissenhafteste in ihrer Stellung erhalten und beschützt. Die Frauen bringen fast täglich am Abend eine Schüssel der besten Speisen herbei und stellen sie vor den Schädel hin. Es gibt auch einige Schädelstätten, an denen zwei Büffelschädel auf einer Erhöhung stehen. Hierher kommt man nicht, um über die Toten zu trauern, sondern um mit ihnen zu sprechen und zu scherzen.

An der Spitze des Stammes steht ein Häuptling, dessen Würde erblich ist und auf den erstgebornen Sohn übergeht, wenn er derselben würdig ist; sonst findet eine Wahl statt. Die Mandaner sind ein friedliches Volk, werden sie aber angegriffen, so zeigen sie Mut und Tapferkeit. In feinen Sitten, Höflichkeit und Freundlichkeit sind sie allen andern Indianern überlegen. Ihre feineren Sitten und die Verschiedenheit ihres Äußern und ihrer Sprache lassen darauf schließen, daß sie nicht denselben Ursprung haben wie die umliegenden Indianer. Vielleicht sind sie eine Mischrasse von Eingebornen und Weißen.

Sie haben eigene Badestellen, wo nur die Frauen, und andere, wo nur die Männer und Knaben sich baden dürfen. Jedes Dorf besitzt auch mehrere Dampf- oder Schwitzbäder, die öffentliches Eigentum zu sein scheinen und von allen, Männern und Frauen, alt und jung, Kranken und Gesunden benutzt werden. Sie werden gegen fast alle Krankheiten angewendet.

Die Vielweiberei ist bei den nordamerikanischen Indianern allgemein, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Häuptling 6 bis 10 oder gar 14 Frauen hat. Für den Häuptling ist es fast notwendig, mehrere Frauen zu besitzen, da er, um beliebt zu sein, stets offene Tafel halten und deshalb viele Arbeitskräfte haben muß. Außerdem gilt die Zahl der Frauen als Maßstab für den Reichtum des Mannes und damit auch für sein Ansehen. Man darf nach Catlin auch den Grund der Vielweiberei nicht übersehen, daß die Häuptlinge und andere reiche und mächtige Männer sich ungescheut ihren sinnlichen Trieben überlassen dürfen. Ein letzter Grund der Vielweiberei ist, daß

[1] **Catlin**, Die Indianer Nordamerikas usw. 66.

infolge der ewigen Kämpfe sehr viele Männer getötet werden und deswegen ein großer Überschuß an Frauen vorhanden ist. Die gewöhnlichen armen Indianer haben aber selten mehr als eine Frau.

In den meisten Fällen kauft der Bräutigam ein Mädchen vom Vater, ohne daß auf deren Neigung Rücksicht genommen würde. Es kommen jedoch auch Fälle wechselseitiger Neigung vor, und die Versprechungen werden ebenso heilig gehalten wie bei den Zivilisierten. Aber auch in diesem Fall erhält der Vater des Mädchens die üblichen Geschenke. Aus dem herabgewürdigten Zustand der Frauen unter den Indianern möchte man vielleicht schließen, von gegenseitiger Liebe könne nicht die Rede sein, allein dieser Schluß wäre ungerecht, da die Indianer in ehelicher, kindlicher und elterlicher Liebe uns in keiner Weise nachstehen[1]. Bei den meisten nordwestlichen Stämmen, auch bei den Mandanern, heiraten die Mädchen im Alter von 12 bis 14 Jahren, zuweilen schon im 11. Jahre. Die Hauptbeschäftigung der Frauen ist, Holz und Wasser herbeizuschaffen, Büffel- und andere Häute zu gerben, zu kochen und das Feld zu bebauen (Mais und Kürbisse). Die Frauen essen nie mit den Männern zusammen; zuerst halten die Männer ihre Mahlzeit, dann kommen die Frauen, Kinder und Hunde an die Reihe. Obwohl die Hauptspeise der Indianer Fleisch ist, bedienen sie sich doch nie des Salzes. Um Büffel zu erlangen, wenn in der Nähe keine mehr zu finden sind, veranstalten die Mandaner den sog. Büffeltanz, der den Zweck hat, die Büffel zu bewegen, die Richtung ihrer Wanderung zu ändern und in die Nähe des Dorfes zu kommen. Die Tanzenden tragen dabei Büffelmasken. Sobald während des Tanzes die ausgestellten Posten melden, daß sie Büffel sehen, wird dem Großen Geiste, ganz besonders aber dem Medizinmann und den Tänzern, welche die unmittelbare Ursache dieses glücklichen Ereignisses sind, lauter Dank dargebracht. Es werden sofort Anstalten zur Jagd getroffen, und nach der Rückkehr werden die besten Stücke der erlegten Tiere dem Großen Geiste geopfert.

Die Mandaner pflegen häufig Opfer darzubringen. „Menschenopfer sind niemals bei den Mandanern und, soviel ich erfahren konnte, auch bei keinem andern der nordwestlichen Stämme gebräuchlich gewesen, nur die Pahnis (Pawnees) am Platteflusse haben früher dergleichen Opfer gehabt, diesem Gebrauche jedoch in neuerer Zeit entsagt. Die Mandaner opfern dem Großen Geist ihre Finger und das Beste und Kostbarste von ihren irdischen Gütern. Besteht das Opfer in einem Pferde oder Hunde, so muß es das Lieblingstier sein.“[2]

„Die Mandaner glauben an einen Großen (guten) Geist und an einen bösen Geist; der letztere soll lange vor dem ersteren gelebt haben und viel mächtiger sein[3]. Sie glauben auch an eine Fortdauer nach dem Tode, an einen künftigen Zustand der Belohnung der Tugend und der Bestrafung des Lasters und (wie alle andern Stämme, die ich besuchte) daß die Strafen nicht ewig dauern, sondern nach Maßgabe ihrer Sünden eingerichtet seien.“[4]

---

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas usw. 89. [2] Ebd. 98.
[3] Max v. Wied (Reise in das Innere von Nordamerika II 659) hält diese Behauptung für ein Mißverständnis, da die Indianer niemals etwas Ähnliches gesagt hätten.
[4] Catlin a. a. O. 116.

Die Mandaner beschreiben die Hölle als ein Land im hohen Norden, das von ewigem Eise starrt; die Qualen desselben schildern sie als höchst martervoll; dagegen versetzen sie den Himmel in ein warmes Klima, wo man beständig Überfluß an Büffeln und allen Annehmlichkeiten des Lebens hat. „Sie glauben", sagt Catlin, „der große oder gute Geist wohne in der Hölle, um die Qualen derjenigen, die ihn beleidigten, durch seine Gegenwart zu vermehren und darüber zu wachen, daß die gebührenden Strafen vollzogen werden; den bösen Geist dagegen versetzen sie in das Paradies, wo er die Seligen in Versuchung führt." Zu dieser Angabe sagt Max v. Wied[1]: „Catlin hat in Bezug auf den Wohnplatz des Herrn des Lebens die Mandaner wohl mißverstanden, oder er ist falsch berichtet worden, wie dies auch Herr Kipp, welcher der Mandanersprache ganz mächtig war, bestätigte. Den Sitz des Herrn des Lebens glauben sie in der Sonne und nicht in der Hölle, weshalb sie auch besonders die Sonne verehren. Der Ausdruck ‚Hölle' sollte hier vermieden werden; das ‚Land der Guten' und das ‚Land der Bösen' sind bessere Bezeichnungen für diese Begriffe. Übrigens sagt Catlin selbst an einer Stelle, daß die Mandaner Gesänge und Gebete zu dem Großen Geist emporsandten, ‚der in der Sonne lebt und den Wolken des Himmels gebietet'."

Um den guten und den bösen Geist zu versöhnen und um sich den Eintritt in die himmlischen Jagdgefilde zu sichern, unterwerfen sich die jungen Leute den fürchterlichsten Martern. Sie lassen sich z. B. bei gewissen Festen nach langem Wachen und Fasten Stücke Fleisch vom Leibe abschneiden, den kleinen Finger der linken Hand abhacken als Opfer für den Großen Geist, an den sie dabei Gebete richten und unter dessen Schutz sie während dieser Zeit nach der Meinung der Eingebornen stehen[2]. Indessen werden die religiösen Zeremonien auch zu folgenden Zwecken gefeiert, a) zur Erinnerung an die große Wasserflut, b) um, namentlich durch den Stiertanz, die Ankunft der Büffel, von denen ihre Nahrung abhängt, zu erlangen, c) um diejenigen Leute des Stammes, welche das Alter der Mannbarkeit erlangt haben, durch Fasten und Martern einer strengen Prüfung zu unterziehen, damit sie sich zu den härtesten Entbehrungen vorbereiten. Die Häuptlinge wohnen diesen Prüfungen bei, um zu entscheiden, wer am meisten geeignet sei, eine Kriegspartei anzuführen.

Merkwürdig ist, daß die Mandaner nicht nur die Erinnerung an die große Flut besitzen, sondern die Erinnerung an dieses Ereignis jährlich festlich begehen, und zwar dann, wenn die Weiden ihr volles Laub haben. Denn nach ihrer Sage ist der erste Mensch allein in einem großen Kanoe gerettet worden, das auf einem hohen Berge stehen blieb; der Vogel, den er aussandte, war eine Turteltaube, die einen blühenden Weidenzweig heimbrachte. Eine Medizinhütte in der Mitte des Dorfes, die jährlich beim Flutfest geöffnet wird, gilt als Symbol der Kanoes. Bei diesem Fest erscheint der Numank-Machana (der erste oder einzige Mensch), ein Medizinmann des Stammes, der am Abend zuvor verschwunden ist und, nachdem er sich festlich angekleidet, am Morgen in das Dorf zurückkehrt, die Bewohner an die Bedeutung des Festes erinnert, sie über die Medizinhütte und die jährlichen Zeremonien und Opfer unterrichtet

---

[1] A. a. O. 660 A. [2] Catlin a. a. O. 124—127.

und ihnen sagt, daß, solange sie diese Gebräuche streng beobachten, sie stets das Lieblingsvolk des Allmächtigen bleiben und immer vollauf zu essen und zu trinken haben würden. Catlin vermutet, dieses Fest der Mandaner verrate christlichen oder jüdischen Einfluß, aber dagegen läßt sich einwenden, daß das Christentum eine Erinnerungsfeier an die Sündflut nicht kennt.

Die Mandaner sind nach ihren Sagen das erste Volk, welches in der Welt erschaffen wurde. Sie lebten ursprünglich im Innern der Erde und pflanzten viele Weinreben, von denen eine durch ein Loch nach oben wuchs; an dieser Rebe kletterte ein junger Mann hinauf, bis er oben anlangte an dem Ufer des Flusses, wo das Dorf der Mandaner steht. Er bewunderte das schöne Land, tötete einen Büffel und fand das Fleisch wohlschmeckend. Auch zwei junge Frauenzimmer, Jungfrauen und Lieblinge der Häuptlinge, stiegen hinauf. Als eine sehr große und beleibte Frau ebenfalls hinaufklettern wollte, wurde ihr dies von den Häuptlingen untersagt, weil sie zu schwer sei. Als sie allein war, konnte sie ihre Neugierde nicht mehr bezwingen, sie fing an zu klettern, aber die Rebe brach unter ihrem Gewicht zusammen. Sie wurde von allen verachtet, weil sie die Ursache eines großen Unglückes gewesen; denn es konnte nun niemand mehr hinauf- oder hinabsteigen. Die oben befindlichen Mandaner bauten nun ihr Dorf, der übrige Teil des Volkes lebt jetzt noch in der Erde [1].

Bei allen Festlichkeiten, wobei die Pfeife angezündet und im Kreise herumgereicht wird, suchen die Häuptlinge und Doktoren die Gunst des Großen Geistes dadurch zu gewinnen, daß sie, bevor sie selbst rauchen, die Pfeife mit der Spitze aufwärts nach den vier Weltgegenden richten. Die Vierzahl scheint überhaupt bei ihnen eine große Rolle zu spielen [2].

Wie unter vielen Indianerstämmen bestehen auch unter den Mandanern gewisse Vereine oder Gesellschaften, die sich durch äußere Kennzeichen und Gesetze von den übrigen unterscheiden. Nach Prinz v. Wied [3] gibt es für die Männer sechs solcher Vereine oder Banden, je nach der Verschiedenheit des Alters. Die erste Bande (Klasse) bilden die törichten Hunde, junge Leute von 10 bis 15 Jahren. Die zweite Bande ist die Krähen- oder Rabenbande, bestehend aus jungen Leuten von 20 bis 25 Jahren. Oft sind junge Leute ein halbes Jahr oder länger in keiner Bande; sie gehen dann zur Krähenbande und reden den Anführer derselben an: „Vater, ich bin arm, wünsche aber von dir zu kaufen.“ Willigt der Angeredete ein, so erhalten sie die Krähenfeder, welche die Mitglieder der zweiten Bande auf dem Kopf tragen, und die übrigen Abzeichen. Die dritte Klasse sind die sog. Soldaten, die angesehensten Krieger. Sie bilden eine Art Ausschuß, der alle Hauptangelegenheiten des Gemeinwesens leitet, wie Veränderungen des Wohnplatzes, Büffeljagden u. dgl. Die vierte Klasse sind die Hunde, die fünfte die Büffelstiere, die sechste die schwarzschwänzigen Hirsche. Die letztgenannte besteht aus allen über 50 Jahre alten Männern, die noch tanzen.

Alle diese Banden wie die nachfolgenden Tänze werden gekauft, und der Käufer muß dem Verkäufer während der Festzeit seine Frau überlassen. Ist

---

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas 131. [2] Ebd. 133.
[3] Reise in das Innere von Nordamerika II 138 ff.

der Käufer unverheiratet, so wird er zuweilen nach einem entlegenen Dorf gehen, um einen Freund oder Kameraden um seine Frau anzusprechen. Dieser geht alsdann mit ihm und gibt an den Abenden des Tanzes für ihn seine Weiber preis. — Auf ähnliche Weise, wie das männliche, ist nach Catlin auch das weibliche Geschlecht dem Alter entsprechend in vier Klassen eingeteilt.

7. Die Assiniboins.

Von der Religion der Assiniboins im Norden des Missouri schreibt der schon erwähnte P. de Smet in einem Briefe vom 28. Juli 1854[1]: „Das indianische Heidentum der Assiniboins ist ungefähr dasselbe wie das der meisten Stämme, welche die Ebenen und die Wälder des oberen Missouri bevölkern. Eingehüllt in die Finsternisse des Heidentums haben diese Völker keine klare Idee über ihren Ursprung und ihre Bestimmung. Auf diese wichtigen Fragen: Woher bin ich gekommen? Und welches wird mein Los nach diesem Leben sein? existieren die mannigfaltigsten Vermutungen bei diesen Stämmen, die nie die geringste Kenntnis von den großen Wahrheiten des Evangeliums empfangen haben. Alle Indianer nehmen das Dasein eines Großen Geistes an oder eines höchsten Wesens, das alles regiert, über alle wichtigen Ereignisse in dieser Welt entscheidet und seine Hand selbst in den kleinsten Vorkommnissen offenbart. Aber sie haben nicht die geringste Idee von den Eigenschaften des Schöpfers. Sie glauben durch Geschenke, Kasteiungen, Bußen, Fasten usw. seine Gunst erlangen zu können für die Verwirklichung ihrer Absichten, welcher Natur diese auch seien, guter oder böser. Hier ein Beweis. In jedem Frühjahr bringen die Assiniboins beim ersten Donnerschlag, den sie ‚Stimme des Großen Geistes, der durch die Wolken spricht', nennen, Opfer dar: die einen verbrennen Tabak und opfern dem Großen Geist ausgesuchte Stücke Büffelfleisch, die sie auf brennende Scheite werfen: andere machen sich Einschnitte in die fleischigsten Teile des Leibes oder schneiden sich sogar die Finger ab, um sie als Opfer darzubringen. Der Donner ist nach der Sonne ihr größtes Wah-kon (unbegreifliches Geheimnis). Sie hören ihn, sie erraten seine Gedanken, wenn sie nach einem Sturm die Wirkungen des Blitzes auf die Bäume, die Menschen oder die Pferde sehen. Der Donner ist für sie ein Gegenstand des Schreckens, über den sie keine Gewalt haben, und deshalb bringen sie ihm Opfer, um verschont zu werden."

„Beim geringsten Unglück bietet der Familienvater dem Großen Geiste den Calumet dar und bittet ihn, Mitleid zu haben mit ihm, seinen Frauen und Kindern. Er verspricht, einen Teil seiner Güter zu opfern, sobald der Große Geist seine Stimme hören läßt, d. h. beim ersten Donnerschlag im Frühling, und hofft dafür während des übrigen Jahres Schutz gegen alle Gefahren zu finden."[2] Wenn eine große Versammlung stattfinden kann, so vereinigen sich die verschiedenen Lager oder Stämme im Anfang des Frühlings, um gemeinsam an einer Stelle ihre Gaben und Opfer darzubringen. Das ist

[1] Lettres choisies du R. P. Pierre Jean de Smet S. J., 3e édit. 1875, 172 ff.
[2] Ebd. 174.

ihre vorzüglichste religiöse Feier, und die Assiniboins legen großen Wert darauf. Drei- bis vierhundert Familien wohnen oft diesem Feste bei. Ein Mann wird zum Großpriester ernannt, der alle Zeremonien leitet. Man errichtet dann eine Art Saal, der durch etwa dreißig Hütten aus Büffelhäuten gebildet wird, die man in der Höhe von 7—8 Fuß an Pfählen ausspannt. Auf der Spitze der Pfähle heftet jedes Individuum die Gegenstände auf, die es opfern will: fein gearbeitete und gezierte Tierhäute, Kleider und Schmucksachen jeder Art usw. Der genannte Saal heißt die große Medizinhütte [1]. Gegenüber diesem Saal wird eine hohe Stange errichtet, an der Häuptlinge und Soldaten ihre Medizinsäckchen mit ihrem Götzen, d. h. ihren Pfeilen, Köchern und besonders ihren Skalpen, aufhängen. Ist alles zum Feste bereit, so eröffnet der Großpriester die Zeremonien durch eine Rede und Gebete, die er an den Großen Geist richtet. Er bittet ihn, ihre Gaben anzunehmen, sich ihrer zu erbarmen, sie gegen Krankheiten und Unglücksfälle zu schützen, ihnen reiche Jagd und Erfolg im Kriege zu verleihen. Dann bietet er den Calumet dem Großen Geiste dar, der Sonne, den vier Kardinalpunkten, dem Wasser und der Erde, mit Worten, die den erhofften Wohltaten entsprechen. Dann folgen Tänze und Lieder, Schmausereien usw. Das Fest dauert gegen zehn Tage. Bevor man sich trennt, zerstört und zerstückelt jeder seinen Opfergegenstand, so daß sich niemand mehr seiner bedienen kann. [2]

Die Sonne wird von den meisten Indianerstämmen als Quelle des Lichtes und der Wärme angebetet. „Die Assiniboins betrachten sie zugleich als den Lieblingswohnsitz des Großen Herrn des Lebens.“ Sie erweisen ihr große Verehrung, richten Gebete an sie; selten mit lauter Stimme, meist geschieht das leise. So oft sie den Calumet anzünden, opfern sie ihr die Erstlinge, indem sie den ersten Mund voll Rauch gegen die Sonne blasen. Die Sonnenfinsternis gilt als das Vorzeichen einer großen Katastrophe. Während derselben treten die Wilden bewaffnet vor ihre Hütten, entladen ihre Gewehre, schießen Pfeile in die Luft und stoßen ein furchtbares Geheul aus, um die Feinde des Herrn des Lichts zu vertreiben. — Der Bär ist der Schrecken der Rothäute, der jährlich einige von ihnen zerreißt oder verwundet; deshalb richten sie Gebete an ihn, opfern ihm Tabak u. dgl. und feiern Feste zu seiner Ehre, um die Gnade zu erlangen, ihn ohne Unfall zu besiegen [3]. Auch den Wolf ehren sie; sie bringen ihm Opfergaben und Gebete dar, damit er keine Krankheiten verursache und dem Wild nicht schade. Besonders der kleine Wolf ist bei den Assiniboins sehr in Ehren, und sein Geschrei verkündet ihnen die Zukunft.

Der Glaube an das Dasein von Geistern und Gespenstern ist allgemein bei den Stämmen am Missouri und im Felsengebirge. Sehr oft glauben sie solche Gespenster gesehen zu haben, besonders an Grabstätten, und deshalb wagen sie es nicht, solche Orte bei Nacht allein zu betreten.

Die Assiniboins halten sehr viel darauf, sich jährlich einmal bei den Überresten ihrer nahen Verwandten zu versammeln, die sich auf

---

[1] Medizin ist für die Indianer alles Geheimnisvolle, das die gewöhnlichen Kräfte übersteigt.

[2] De Smet, Lettres choisies 176—179. [3] Ebd. 180.

7—8 Fuß hohen Gerüsten befinden. Sie rufen die Verstorbenen bei ihren Namen und bieten ihnen gut gekochte Speisen an, die sie neben sie hinlegen; doch essen sie die besten Stücke selbst. Den Schluß der Begräbnisfeier bilden stets Selbstzerfleischungen, wildes Schreien und Heulen und endlich das Anzünden des Calumets, den sie den Manen der Toten darbieten, damit diese den Lebenden keinen Schaden zufügen. Bei ihren Festen oder auf den Reisen senden sie ihnen oft einen Mund voll Tabakrauch zu oder verbrennen als Opfer zu ihrem Andenken einige Stücke Fleisch.

Jeder Häuptling und jeder Krieger hat seinen Wah-kon oder Manitu, auf den er das größte Vertrauen setzt. Es ist ein ausgestopfter Vogel, das Fell eines Wiesels, die Klaue oder der Zahn eines Tieres u. dgl. Die Amulette oder Talismane nehmen sie auf allen ihren Zügen mit und rufen sie in allen Nöten und Gefahren um Schutz und Hilfe an. Sie sind zwar überzeugt, daß ihnen alle Hilfe vom Großen Geiste kommt, aber da sie diesen nicht sehen und berühren können, wenden sie sich durch Vermittlung ihrer Schutzgötzen an ihn[1].

In Bezug auf das zukünftige Leben glauben die Assiniboins, daß die Seelen der Toten nach dem Süden ziehen, wo mildes Klima, Überfluß an Fischen und Wild und besonders an Büffeln ist und die besten Früchte gedeihen. Sie kennen auch eine Hölle, wo die Unglücklichen in Schnee und Eis und im größten Mangel leben. Doch gibt es auch Ungläubige unter diesen Indianern, die meinen, mit dem Tode sei alles aus[2].

Die sittlichen Ideen der Assiniboins sind sehr unbestimmt. Sie scheinen die individuelle oder soziale Stellung eines jeden, die bei ihnen besteht, zu respektieren. Die Furcht beherrscht das ganze Leben der Wilden. Hat er begründeten Verdacht, daß jemand nach seinem Leben trachtet, so benutzt er die erste Gelegenheit, um seinen Gegner umzubringen, wenn er es ohne Gefahr für sich tun kann. Dieser Fall wird nicht als Mord, sondern als Selbstverteidigung angesehen. Das Verbrechen des Mordes im eigentlichen Sinne ist ihnen unbekannt; sie töten nur, wenn sie Streit haben, um sich zu rächen oder zu verteidigen. Das ist bei ihnen Gewohnheitsrecht. Anders handeln, würden sie als Torheit betrachten.

Der Diebstahl wird bei den Assiniboins nur dann für schimpflich gehalten, wenn er entdeckt wird, und die Schmach trifft nicht sowohl die Tat, als die Ungeschicklichkeit des Täters. Die alten Frauen sind bekannt als die schlauesten Diebinnen des Landes, aber auch die Männer verpassen selten die Gelegenheit, etwas zu stehlen, was ihnen nützlich sein kann[3]. — Der Ehebruch wird fast in allen Fällen mit dem Tode bestraft. Der Verführer entgeht selten seiner Strafe, wenn der Ehemann und seine Familie mächtig und mutig genug sind, um das Gesetz durchzuführen; deshalb kommt auch das Verbrechen nicht häufig vor. Die Frau wird zuweilen getötet und in allen Fällen streng bestraft. Der Mann läßt sie kahl scheren, beschmiert ihr das Angesicht mit Zinnober und Bärenfett, und dann wird sie auf einem Pferd

---

[1] Ebd. 184. [2] Ebd.

[3] Ebd. 185. Es ist aus den Ausführungen de Smets nicht recht klar, ob das Gesagte auch von dem Verkehr der Assiniboins untereinander gilt.

herumgeführt, dem man den Schwanz und die Mähne abgeschnitten und das man ebenfalls rot beschmiert hat. Ein Greis folgt ihr durch das ganze Lager und verkündet mit lauter Stimme ihre Untreue. Er übergibt sie endlich den Händen ihrer eigenen Eltern, die der Schuldigen eine gehörige Tracht Prügel verabreichen. Dies gilt für die entehrendste Strafe, die über eine Frau verhängt werden kann.

Aus einer Lüge macht sich ein Assiniboin wenig, wenn sie ihm Vorteil bringt; aus bloßem Scherz lügt er nicht oft. In Bezug auf den Diebstahl, die Lüge und den Ehebruch unterscheiden sich die Assiniboins von den andern wilden Bewohnern des Felsengebirges, besonders den Têtes-Plattes und den Pends-d'Oreille, bei denen diese Laster verabscheut sind. P. de Smet[1] glaubt aber die Bemerkung beifügen zu müssen, daß die Assiniboins seit langem mit den Weißen im Verkehr stehen. Meineide, besonders wenn der Eid feierlich abgelegt wird, sind bei den Indianern selten. Sie schwören gewöhnlich auf das Gewehr, die Haut einer Klapperschlange, die Bärenklauen oder den Wah-kon desjenigen, an den die Frage gestellt wird. Diese Gegenstände werden ihm hingestellt und dann spricht er: „Wenn ich die Unwahrheit sage, wünsche ich, daß sich mein Gewehr gegen mich entlade, daß die Schlange mich töte, daß der Bär mein Fleisch zerreiße und mich verschlinge, daß mein Wah-kon mir immer Unglück bringe." Bei außerordentlichen Anlässen, wo es sich um feierliche Versprechungen handelt, nehmen die Wilden den Donner zum Zeugen ihres Entschlusses, das Versprechen zu erfüllen[2].

Ein schöner Zug der Assiniboins ist, daß sie in ihrer Sprache nur ein einziges Wort haben, das man als Beschimpfung oder Verwünschung ansehen könnte; es drückt den Wunsch aus, die Person oder Sache, von der man spricht, möge ein abscheuliches Aussehen haben, ein Monstrum sein. Den Namen des Großen Geistes gebrauchen sie nie leichtfertig, sondern immer nur mit dem größten Zeichen der Ehrfurcht[3].

8. Die Flachköpfe.

Die Flachköpfe (Flat-Heads, Têtes-Plattes) wohnen an dem nach ihnen benannten See in Montana am Felsengebirge. Ihr eigentlicher Name ist Selisch; der Name Plattköpfe ist ein Spitzname, der ihnen von den Weißen beigelegt wurde, man weiß nicht warum. Denn die bei einigen Stämmen an der Westküste Amerikas gebräuchliche Sitte, den Kindern den Kopf platt zu drücken, bestand bei ihnen nie. Obwohl schon im 18. Jahrhundert Reisende und Missionäre vorübergehend mit ihnen bekannt wurden, haben wir doch erst aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts eingehende Nachrichten über sie[4]. In derselben wird die Keuschheit der Flachköpfe im Gegensatz zu den meisten andern Indianern gelobt. Mr. Cox, der in den Jahren 1812—1814 als Händler unter ihnen lebte, sagt, sie seien ehrlich im Handel, tapfer im Feld, ihren Häuptlingen sehr

---

[1] Lettres choisies 186. [2] Ebd. 187. [3] Ebd.

[4] Dieselben finden sich kurz zusammengestellt bei Palladino, Indian and White in the Northwest or a History of Catholicity in Montana, Baltimore 1894, 3 ff 262 ff. Daselbst (S. 411) ist auch die Literatur über die Flachköpfe zusammengestellt.

untergeben; reinlich und entschiedene Feinde jeder Art von Falschheit. Die Frauen waren ausgezeichnete Gattinnen und Mütter, und Cox hörte auch nicht von einem einzigen Fall der Untreue. Im übrigen waren sie grausam und brutal wie alle Wilden. Männer und Frauen waren anständig mit Kleidern aus Tierfellen bedeckt; nur die kleinen Kinder liefen gelegentlich nackt umher. Heute kleiden sich fast alle nach europäischer Art.

Über die Religion der Flachköpfe schreibt der schon erwähnte Missionär Palladino: „Als sie noch Heiden waren, glaubten die Flachköpfe an einen guten Geist und an einen bösen, ebenso an einen zukünftigen Zustand des Lohnes und der Strafe. Nach ihnen ging der gute Indianer in ein Land mit ewigem Sommer, wo er mit seiner Frau zusammentraf und wo die Flüsse Überfluß an Fischen und die Ebenen Überfluß an Büffeln und Pferden hatten. Der böse Indianer dagegen wurde in ein Land mit ewigem Schnee und Eis verbannt, wo er beständig vor Kälte zitterte; er sah zwar Feuer, aber immer in weiter Ferne; ebenso sah er Wasser, aber trotz des verzehrenden Durstes konnte er es nie erreichen, um daran seine trockenen Lippen zu erfrischen. Ihr Moralkodex war kurz, aber inhaltsreich, Ehrlichkeit, Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Liebe zu Weib und Kindern waren die Haupttugenden, die ein Anrecht auf die zukünftige Seligkeit verliehen, während die entgegengesetzten Laster sie in endloses Elend brachten.“ [1]

Über die Biber hatten die Flachköpfe eine sonderbare Überlieferung. Sie glaubten, diese Tiere seien eine gefallene Indianerrasse, die wegen ihrer Schlechtigkeit von dem Großen Geist zu ihrer gegenwärtigen Lage verurteilt wurden; einstmals aber würden sie wieder zu ihrem früheren Zustand zurückkehren. Einige behaupten sogar, sie hätten das Bibervolk reden hören und gesehen, wie sie Ratssitzung hielten, um über das Vergehen eines Mitglieds ein Urteil zu fällen. Vielleicht, meint Palladino, hat der wunderbare Instinkt, den diese Tiere bei Errichtung ihrer Bauten entfalten, die Indianer dazu verleitet, in ihnen degradierte Menschen zu erblicken.

Wie die andern Indianer hatten auch die Flachköpfe ihre Medizinmänner, ihre abergläubischen Gebräuche, ihre Zaubermittel u. dgl. Die Polygamie war bei ihnen, wie es scheint, eine seltene Ausnahme. Die Würde des Oberhäuptlings des Stammes war erblich. Der Kriegshäuptling aber wurde jedes Jahr gewählt, und einer, der im Vorjahr Kriegshäuptling gewesen, war vielleicht im folgenden Jahr wieder einfacher Krieger wie jeder andere. Gewöhnlich wurde derjenige zum Kriegshäuptling erwählt, der sich am meisten durch Kraft, Klugheit und Tapferkeit auszeichnete. Er hatte auch den Oberbefehl bei den Jagden. War der Kriegszug oder die Jagd zu Ende, so hörte seine Autorität auf [2].

Interessant sind die Berichte P. de Smets über seinen Besuch bei den Flachköpfen im Jahre 1840. Wir bemerken noch, daß die Ponderas (auch Pends-d'Oreille genannt) schon zu seiner Zeit nicht nur in Charakter, Sitten und Anschauungen mit den Flachköpfen ganz übereinstimmten, sondern mit ihnen zu einem einzigen Volke zusammengeschmolzen waren [3]. Obwohl dieses Volk

---

[1] Ebd. 6. [2] Ebd. 7.
[3] Vgl. de Smet, Voyages aux Montagnes Rocheuses (1873) 34.

noch heidnisch war, verlangte es doch katholische Missionäre. Als de Smet ankam, wurde er auf das herzlichste vom ganzen Stamme empfangen. Der alte Häuptling sprach zu ihm: „Schwarzrock, sei willkommen bei unserer Nation. Heute hat Kyléeyu (der Große Geist) unsere Wünsche erfüllt. Unsere Herzen sind voll, denn unser Verlangen ist in Erfüllung gegangen. Du bist inmitten eines armen und groben Volkes, das in der Finsternis der Unwissenheit lebt. Ich habe meine Kinder immer ermahnt, Kyléeyu zu lieben. Wir wissen zwar, daß alles, was existiert, ihm gehört und daß wir von seiner freigebigen Hand abhängen. Von Zeit zu Zeit haben uns gute Weiße weise Ratschläge gegeben, und wir befolgten sie; aber um uns in allem, was unser Heil betrifft, unterrichten zu lassen, haben wir usw."[1] Während de Smet bei den Flachköpfen weilte, erhob sich am Morgen der alte Häuptling immer zuerst, stieg zu Pferd und machte die Runde durch das Lager. Das war eine Gewohnheit, die er von jeher beobachtete und die, wie de Smet meint, dazu beigetragen, diese Indianer in ihrer großen Eintracht und wunderbaren Einfachheit zu erhalten. Diese 1600 Personen schienen infolge seiner Vatersorgen und seiner guten Ratschläge wie eine einzige Familie zu sein, in der in erstaunlicher Weise Ordnung und Eintracht herrschten. Auf seinem Rundritt durch das Lager rief der Häuptling: „Wohlan, Mut, Kinder, öffnet die Augen. Richtet eure ersten Gedanken und eure ersten Worte an den Großen Geist. Sagt ihm, daß ihr ihn liebt und daß er euch barmherzig sei ꝛc." Mit der größten Aufmerksamkeit und Lernbegierde folgten die Wilden den Belehrungen des Missionärs. Unter denen, welche die Taufe verlangten, waren auch zwei achtzigjährige Häuptlinge. De Smet forderte sie auf, noch einmal mit ihm Reue über ihre Sünden zu erwecken. Da antwortete der eine, „der wandelnde Bär": „Als ich jung war und selbst bis ins reife Alter war ich versunken in tiefer Unwissenheit in Bezug auf gut und bös, und damals mußte ich ohne Zweifel oft dem Großen Geist mißfallen. Ich bitte dafür aufrichtig um Verzeihung. Aber so oft ich erkannte, daß eine Sache böse sei, habe ich sie sofort aus meinem Herzen verbannt. Ich erinnere mich nicht, daß ich in meinem Leben mit Absicht und Bewußtsein den Großen Geist beleidigt habe."[2]

De Smet erzählt, er habe unter diesen Wilden kein einziges Laster gefunden als das Glücksspiel, bei dem sie oft all ihren Besitz verlieren. Auf seine Ermahnung schafften sie dasselbe einstimmig ab. „Sie sind skrupulös ehrlich in Kauf und Verkauf; man hat sie nie eines Diebstahls beschuldigt; alles, was man findet, bringt man zur Hütte des Häuptlings, der die Dinge ausrufen läßt und dem Eigentümer zurückstellt. Die üble Nachrede ist selbst bei den Frauen unbekannt; und besonders die Lüge ist ihnen verhaßt. Sie fürchten, sagen sie, Gott zu beleidigen, deshalb haben sie nur ein Herz, und deshalb verabscheuen sie die Doppelzunge (den Lügner). Jeder Streit und jeder Zornausbruch wurden strenge bestraft. Niemand leidet, ohne daß seine Mitgenossen an seinem Unglück teilnehmen und ihm in der Not zu Hilfe kommen. Deshalb gibt es auch keine Waisen unter ihnen. Sie sind höflich, immer in heiterer Stimmung, sehr gastfreundlich und helfen sich gegenseitig in ihren Nöten. Ihre

[1] De Smet, Voyages aux Montagnes Rocheuses 40. [2] Ebd. 45.

Hütten stehen immer jedermann offen, sie kennen nicht einmal den Gebrauch der Schlüssel und Schlösser. Ein einziger Mann leitet ein ganzes Volk infolge des Einflusses, den er mit Recht durch seine Tapferkeit in den Kämpfen, seine Weisheit in den Ratschlägen sich erworben." Ähnliches hat de Smet auch bei andern Wilden gefunden, und er fügt hinzu: „Zu lange hat man sich daran gewöhnt, die Wilden im Innern nach denen an der Grenze zu beurteilen; diese letzteren haben alle Laster der Weißen gelernt, die in ihrer schmutzigen Gewinnsucht sie zu korrumpieren trachten und durch ihr Beispiel ermutigen."[1] Noch an vielen andern Stellen seiner Briefe stellt de Smet den Flachköpfen das herrlichste Zeugnis aus, und sehr viele von ihnen wurden bald ganz ausgezeichnete Christen[2].

Hoch interessant für unsern Zweck ist, was P. Giorda[3] S. J., Missionär bei den Flachköpfen, über den Unsterblichkeitsglauben dieser Indianer schreibt. Clarke und Lewis waren die ersten Europäer, welche die Wilden des Felsengebirges besuchten. Der letztere veröffentlichte einen Bericht darüber. Er erzählte, er habe unter andern Begräbniszeremonien auch gesehen, daß der Indianer, der Jäger sei, seinem Toten ein Pferd, der Indianer dagegen, der Fischer sei, demselben eine kleine Barke mitgebe. Daraus schließt er logisch auf den Glauben der Indianer an die Unsterblichkeit. Allein der Herausgeber erlaubte sich, dazu die Bemerkung zu machen, diese Indianer hätten keine Idee von der Unsterblichkeit, weil ihre Sprache kein Wort dafür besitze. Giorda schreibt nun über die Plattköpfe folgendes sehr bezeichnende Vorkommnis. Eines Tages fragte ich einen alten eingebornen Katholiken, ob die Wilden vor der Ankunft der Missionäre gewußt hätten, daß die Seele nicht sterbe. „Nein", antwortete er, „wir dachten, wenn der Mensch tot ist, ist alles tot." „Aber hattet ihr denn nicht Furcht vor den Toten?" „O sehr! Und selbst wenn man uns eine von den alten Geschichten erzählte, hatten wir alle Angst." — „Hattet ihr auch Angst vor einem toten Bären?" „Nein, Pater, dann hörte vielmehr unsere Furcht vor ihm auf." „Ihr hattet recht. Die Erfahrung hatte euch bewiesen und wird euch immer beweisen, daß ein Tier, wenn es tot ist, ganz aufgehört hat und euch nicht mehr schaden kann. Wenn ihr aber denkt, der Mensch könne euch schaden, auch wenn er tot ist, ist das nicht ein Beweis, daß nicht alles an ihm tot ist?" Der Missionär fährt fort: „Was ich von der Unsterblichkeit der Seele gesagt habe, könnte ich ebensogut vom Dasein Gottes sagen, von dem sich unsere Wilden einbilden, sie hätten vor der Ankunft der Missionäre nichts gewußt. Nun hatten sie aber zahlreiche Opfer, um irgend einer höheren Macht zu danken, um sie zu versöhnen oder günstig zu stimmen. Sie gingen sogar manchmal so weit, daß sie ihr vom eigenen Fleisch opferten. Zeigen alle diese Gebräuche nicht einleuchtend, daß sie an ein von dieser Welt verschiedenes Wesen glaubten, an ein Wesen, das ihnen Gutes oder Böses zufügen kann und das der Herr der Natur ist?" Gerade dieses Beispiel zeigt, wie schwer ein Reisender mit bloß gelegentlichen Fragen von den Wilden zuverlässige Aufschlüsse über ihre religiösen und sittlichen Anschauungen erlangen kann.

---

[1] Ebd. 45—46. [2] Vgl. ebd. 219 ff. [3] Vgl. Missions catholiques 1870, 278.

9. Allgemeine Charakteristik der Indianer am Missouri und im Felsengebirge.

Am Ende seiner lehrreichen Reiseschilderungen gibt G. Catlin einen Überblick über die Anschauungen und Sitten der von ihm besuchten Indianer, der für unsern Zweck zu interessant und zu lehrreich ist, als daß wir ihn übergehen könnten. Wir werden seine Angaben gelegentlich durch die Berichte des P. de Smet ergänzen, der wenige Jahre nach ihm zum Teil dieselben Gegenden bereiste.

Catlin macht darauf aufmerksam, daß die Gebräuche der nordamerikanischen Indianer vielfach an die jüdischen Sitten erinnern. Die Indianer, sagt er, beten den Großen Geist an wie die Juden Jehovah und „nicht wie die Heiden mehrere Götter; sie sind nirgends Götzenanbeter und wissen von keinem Vermittler, weder von einem symbolischen noch von einem persönlichen“ [1]. Letzteres ist allerdings nur dann richtig, wenn man eigentliche Götter im Auge hat; andere Vermittler (Manitus) hatten viele Indianer ohne Zweifel, wie aus obigen Angaben hervorgeht [2]. Die Indianer, sagt Catlin weiter, sind in Horden geteilt mit Häuptlingen, Symbolen, Abzeichen usw., und viele ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gleichen denen, welche das mosaische Gesetz vorschreibt. Die Juden hatten ihr Allerheiligstes, bei den Indianern vertritt die Versammlungs- oder Medizinhütte, welche stets heilig gehalten wird, diese Stelle. Auch sie haben, gleich den Juden, ihre Priester und Propheten. Bei den Indianern wie bei den alten Hebräern, ist es den Frauen nicht gestattet, gemeinschaftlich dem Gottesdienste beizuwohnen; auch aßen sie abgesondert. Die Indianer kaufen ihre Frauen durch Geschenke, wie es bei den alten Juden üblich war, und bei manchen Stämmen sind die andern Heiratsgebräuche den jüdischen sehr ähnlich.

„Dieselbe Ähnlichkeit findet man bei den Vorbereitungen zum Kriege, bei Friedensschlüssen, bei der Behandlung der Kranken, bei der Beerdigung der Toten und bei der Trauer um dieselben, sowie bei den Bädern und Abwaschungen, die zu allen Jahreszeiten, und zwar von Männern und Frauen getrennt, vorgenommen werden und einen Teil ihrer religiösen Vorschriften bilden. Ein anderer Gebrauch, der mit den mosaischen Gesetzen übereinstimmt, ist die Absonderung der Frauen während der monatlichen Reinigung. Diesen Gebrauch habe ich bei allen Stämmen gefunden, die noch im Urzustande lebten [3]. Es befindet sich zu diesem Zweck in der Nähe jeder größeren Hütte eine kleinere, die groß genug ist, um eine Person aufzunehmen, und in dieser Hütte wohnt die Frau oder Tochter, solange die Periode dauert. Während dieser Zeit darf sie nichts berühren, was dem Familienhaupte gehört, weder seine Hütte, noch seine Flinte, noch irgend ein Hausgerät; geschieht dies dennoch, so wird sie mit dem Tode bestraft. Bei einigen Stämmen ist diejenige Frau, welche sich diesem Gebrauch entzieht, verantwortlich für jedes Unglück, welches während der Zeit den Einzelnen oder den Stamm trifft. Ist die Periode vorüber, so muß sie sich, wie bei den Juden, einer Reinigung in fließendem Wasser unterziehen.“

---

[1] Die Indianer Nordamerikas usw. 326. [2] Vgl. oben S. 515 523 534 559 usw.
[3] D. h. von der Zivilisation noch unberührt waren.

Ihre Feste, Fasten und Opfer haben ebenfalls, wie Catlin meint, viel Ähnlichkeit mit denen der Juden. Mehrere Stämme haben ein Fest, das dem jüdischen Passahfest, ein anderes, welches dem Laubhüttenfest gleicht, wobei sie die ersten Früchte und das Beste von allen Dingen opfern, wie es bei den Sühnopfern der Juden geschah. Den Sabbat feiern die Indianer nicht, ebensowenig haben sie die Beschneidung, sie essen bei allen ihren Festen Hundefleisch, welches den Juden ein Greuel war, aber Catlin will dies dadurch erklären, daß die Indianer nur diejenigen Gebräuche von den Juden annahmen, die ihnen gefielen, im übrigen ihren alten Sitten treu blieben[1].

Merkwürdig und für die ethnologische Betrachtung wichtig ist die von Catlin behauptete Tatsache, daß zu seiner Zeit die nordamerikanischen Indianer mindestens 150 Sprachen redeten, von denen zwei Dritteile gänzlich verschieden (nicht bloß Dialekte) waren, während die Stämme, welche dieselbe Sprache redeten, im Aussehen und in den Gebräuchen einander so sehr glichen, daß man sie als eine Familie betrachten mußte. Die von der Zivilisation noch unberührten Stämme standen viel höher. Sie „verdanken ihre Regierungsform, welche ihnen allein von der Natur und der Notwendigkeit vorgeschrieben wurde, keiner fremden, einheimischen oder zivilisierten Nation; ihre *Religion*, *welche ein Deismus* ist, verdanken sie nicht dem Christentum; in ihrer Kriegsführung haben sie nichts von den gebildeten Völkern entlehnt“[2].

„Wenn wir daher in ihrer Politik und ihrer Jurisprudenz nicht die Kraft und die Gerechtigkeit der Institutionen der zivilisierten Welt, in ihrer Religion nicht das Licht und die Milde des christlichen Glaubens finden und wenn sie in ihren Kriegen weniger ehrenwert sind und dieselben mehr aus mörderischen Kriegslisten bestehen, so müssen die zivilisierten Völker mit ihrer Unwissenheit Nachsicht haben und zugleich anerkennen, daß sie oft weniger heuchlerisch und weniger mörderisch sind.“

„Ihre *Regierungsform* (wenn dieser Ausdruck überhaupt hier angewendet werden kann) ist im allgemeinen überall dieselbe; an der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, und zwar meistenteils ein Kriegs- und ein Friedenshäuptling, von denen der erstere oder der letztere den Vorrang führt, je nachdem Krieg oder Friede ist. Diese Häuptlinge, deren Würde in der Regel erblich ist, bekleiden ihre Würde nur so lange, als sie imstande sind, die Führung von Kriegszügen usw. zu übernehmen; ist dies nicht mehr der Fall, so geht die Würde auf den Nachfolger über. Dieser ist gewöhnlich der älteste Sohn, jedoch nur in dem Fall, wenn die andern Häuptlinge erklären, daß er dessen ebenso würdig sei wie jeder andere junge Mann des Stammes; ist dies nicht der Fall, so wird der Nachfolger aus den Unterhäuptlingen gewählt, so daß also diese Würde nur bedingungsweise erblich ist.“

„Der Häuptling hat kein Recht über das Leben und die Freiheit seiner Untertanen und besitzt nur denjenigen Einfluß, den ihm seine Tugenden und seine Kriegstaten erwerben. Er ist in der Tat nichts weiter als ein *Führer*, dem jeder junge Krieger folgen oder den er auch verlassen kann, wenn er sich der

---

[1] Ebd. 327 f. Wir teilen hier diese Ansicht Catlins mit, ohne dafür eintreten zu wollen. [2] Ebd. 329.

Verachtung aussetzen will, die denjenigen trifft, welcher seinen Häuptling in der Stunde der Gefahr verläßt.“ Die Regierungsform ist in einigen Beziehungen demokratisch, in andern aristokratisch. „Der Einfluß von Namen und Familien wird streng aufrecht erhalten und die Eigenschaften und Auszeichnungen derselben werden in Familienwappen aufbewahrt. Dagegen gibt es keinen Einfluß des Reichtums, denn eben die Häuptlinge und andere angesehene Personen müssen, um sich beliebt zu machen, sehr freigebig sein, und daher sind sie die ärmsten des ganzen Stammes....“

„Sie haben weder geschriebene noch andere Gesetze, und nur für gewisse Verbrechen gibt es bestimmte Strafen, die entweder durch den Gebrauch oder durch die Entscheidung der Häuptlinge festgesetzt werden. Die Häuptlinge bilden zugleich eine Art von Gerichtshof und Kongreß, in dem sie sowohl die Verbrechen untersuchen als auch die öffentlichen Angelegenheiten verhandeln. Für die Sitzungen dieser Würdenträger hat jeder Stamm in der Mitte des Dorfes eine Regierungs- oder Versammlungshütte. Hier entscheiden sie über verübte Verbrechen, deren Bestrafung aber dem nächsten Verwandten überlassen wird, auf den aller Augen gerichtet sind und der sich auf keine Weise dieser Verpflichtung entziehen kann, wenn er nicht die Verachtung des ganzen Stammes auf sich laden will. Der Gebrauch, welcher das Gesetz dieses Landes bildet, erlaubt ihm zu diesem Zweck jedes Mittel, und es ist ihm selbst gestattet, sich in einen Hinterhalt zu legen und den Verbrecher zu erschießen.“

„Die Gefangenen werden bei einigen Stämmen den grausamsten Martern unterworfen, und man hat deshalb die Indianer der Grausamkeit und Gefühllosigkeit beschuldigt; allein man möge bedenken, daß die Verwandten der Sieger früher dasselbe Los getroffen hat und daß diese eine solche Wiedervergeltung für notwendig halten, um die Schatten ihrer getöteten Freunde zu versöhnen. Auch trifft diese Behandlung immer nur einzelne, während die übrigen dem Stamme einverleibt werden, indem sie die Witwen der im Kampfe Gefallenen heiraten und diese dadurch völlig gleiche Rechte mit den andern Mitgliedern des Stammes erlangen. Ein merkwürdiger Umstand, der den Wilden zur höchsten Ehre gereicht, ist, daß sie sich niemals gegen die gefangenen Frauen irgend eine Gewalttat oder Grausamkeit erlauben. Mit Ausnahme der Kapitalverbrechen gibt es keinerlei Strafen unter ihnen, weder körperliche noch entehrende, und alle, vom Häuptling bis zu den Ärmsten des Stammes, besitzen gleiche Rechte, deren sie niemand berauben kann.“ [1]

Catlin machte einst einem Siouxhäuptling am oberen Missouri Vorhaltungen über die schlechte Regierungsweise der Indianer und ihre Grausamkeit; da antwortete ihm dieser u. a.: „Man hat mir erzählt, die weißen Männer hingen ihre Verbrecher am Halse auf und erwürgten sie?“ „Ja!“ — „Die weißen Männer würden ins Gefängnis gesetzt und blieben darin einen großen Teil des Lebens, weil sie nicht bezahlen können.“ Als ich dies bejahte, erregte dieses großes Erstaunen und Gelächter selbst unter den Frauen. — „Als ich in eurem Fort Council Bluffs war, wurden von den vielen dort anwesenden Kriegern drei auf die Prairie geführt, an einen Pfahl gebunden und fast tot gepeitscht, und man

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas usw. 330.

hat mir gesagt, das geschehe, um etwas Geld zu erhalten." — „Ja." — „Man hat mir erzählt, daß, wenn die weißen Frauen gebären, die weißen Medizinmänner dabei stehen, die Frauen im Lande der Indianer würden dies nimmer gestatten, sie würden sich schämen. — Ich habe gesehen, daß die Weißen ihre kleinen Kinder schlagen, das ist sehr grausam. — Die weißen Medizinmänner haben mir erzählt, daß der Große Geist der weißen Männer das Kind einer weißen Frau sei; daß die weißen Männer ihn getötet haben! Der Große Geist der roten Männer hatte keine Mutter, sie töten ihn nicht, denn er stirbt nie. Er richtete sodann noch Fragen an mich über die Eingriffe der Weißen in das Gebiet der Indianer, über ihre beständigen Versuche, die Moralität der indianischen Frauen zu untergraben, über das Aufwühlen der Gräber, um sich der Gebeine der roten Männer zu bemächtigen. Da ich alle diese Beschuldigungen nicht in Abrede stellen konnte, so war ich froh, endlich diesen ungestümen Frager los zu werden." [1]

Über Krieg und Frieden entscheidet immer die Versammlung der Häuptlinge und Medizinmänner, und zwar nach Mehrzahl der Stimmen. Ist der Krieg beschlossen, so sendet der Häuptling durch seine Boten die rot bemalte Pfeife (Camulet) im Stamm herum, und jeder, der am Kampf teilnehmen will, raucht daraus. Hat die Pfeife die Runde gemacht, so beginnt der Kriegstanz, wobei jeder Krieger in voller Rüstung einzeln tanzt, den rot bemalten Pfahl berührt und sich dadurch feierlich verpflichtet, seine Partei nicht zu verlassen. Nach Beendigung der Feindseligkeiten kommen beide Parteien oft mit der Waffenstillstandsflagge zusammen, um Frieden zu schließen, der durch das Rauchen aus der Friedenspfeife feierlich besiegelt wird.

„In ihrem Betragen gegeneinander sind die Indianer stets gütig und ehrenwert, und ich habe bei ihnen dieselbe Eltern-, Kindes- und Gattenliebe gefunden wie bei den zivilisierten Völkern. Sie sind sehr moralisch und religiös und sehr eifrig in Verehrung des Großen Geistes." Viele haben behauptet, „die roten Männer hätten keine Religion, ihre ganze Anbetung des Großen Geistes sei nur Aberglaube, die Verehrung der Sonne und des Mondes, die von einigen als Wohnsitz des Großen Geistes betrachtet werden, sei nichts als abgeschmackter Götzendienst. Ich behaupte dreist und ohne Furcht vor Widerlegung, daß der nordamerikanische Indianer überall im Naturzustande ein höchst moralisches und religiöses Wesen ist, an das Dasein eines Schöpfers der Menschen und der Welt glaubt, sich scheut, denselben zu beleidigen, und in einem zukünftigen Leben Belohnung oder Bestrafung erwartet, je nachdem er hier gelebt hat. Ich behaupte, daß der Indianer Moralität und Tugend nicht erst von den zivilisierten Völkern zu lernen braucht" [2]. Catlin beruft sich für diese Behauptung auch auf das Zeugnis älterer Reisenden und Missionäre. „Mit gleicher Zuversicht behaupte ich auch von der außerordentlichen Weise und Aufrichtigkeit ihres Gottesdienstes sprechen zu dürfen, und wenn ich sie auch wegen ihrer Unwissenheit bemitleiden muß, so bin ich doch genötigt zu sagen, daß ich niemals ein anderes Volk gesehen habe, welches

[1] Ebd. 331. [2] Ebd. 332.

so viel Zeit auf die Verehrung des Großen Geistes verwendete und das man doch so wenig der Heuchelei beschuldigen könnte."

Daß die christlichen Missionäre nicht den gewünschten Erfolg bei ihrem Bekehrungswerk hatten, fällt nach Catlin den gewissenlosen weißen Pelzhändlern, Trappern und andern Abenteurern zur Schuld, die durch ihre Sittenlosigkeit, ihre Geldgier und besonders ihren Branntwein die Indianer verdarben[1]. „Die Indianer sind von Natur sittsam, bescheiden und harmlos, und soweit die Geschichte geht, wurden die Weißen bei der ersten Ankunft in ihren Dörfern überall freundlich und gastlich aufgenommen. Ich selbst unterschreibe gern und mit Stolz die Worte, die Kolumbus an den König und die Königin von Spanien richtete: ‚Ich schwöre Ew. Majestäten, daß es in der Welt kein besseres Volk gibt als diese Indianer, keines, das wohlwollender, freundlicher und sanfter wäre. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst und sprechen stets lächelnd.'"[2]

„Von einem System einer Hieroglyphenschrift habe ich nirgends etwas bemerkt, obwohl ihre Bilderschrift auf den Felsen und den Büffelhäuten sich dem nähert. Die erstere habe ich auf meinen Reisen in großer Menge gesehen und mich überzeugt, daß sie nur die Totems oder symbolischen Namen derjenigen enthalten, welche jene Orte besuchten; unter diesen Namen, die von vierfüßigen Tieren, Vögeln oder Reptilien entlehnt sind, ist jede Familie oder jeder einzelne allgemein bekannt."

Eine von Catlin erwähnte Zeichnung auf einer Büffelhaut stellt eine Prozession von Medizinmännern dar, von denen der vorderste seinem Lieblingspferd die Freiheit gibt. Es ist dies ein sonderbarer Gebrauch, den er bei fast allen Stämmen gefunden. Hat ein Medizinmann den Entschluß gefaßt, seinem Pferd die Freiheit zu geben, so zieht er mit seinen Kollegen zu Pferd auf die Prairie und läßt dort das Pferd los, das sich sogleich zu den wilden Pferden gesellt. Wird es später von einem Indianer mit einem Lasso gefangen, so gibt er ihm sofort die Freiheit wieder, denn es gehört nunmehr dem Großen Geist, und niemand darf sich dasselbe ungestraft aneignen. — Zuweilen opfern die Medizinmänner dem Großen Geist oder dem Bösen Geist ihre Pferde und Hunde auf andere Weise, indem sie dieselben töten, doch muß hierbei stets das Beste geopfert werden; geschieht dies nicht, so zieht sich der Opfernde nicht nur die Verachtung seines Stammes zu, sondern auch den Zorn des Großen oder des bösen Geistes, für den das Opfer bestimmt war. Diese Opfer werden unmittelbar dem Medizinbeutel der Opfernden oder der Familienmedizin dargebracht, denn außer der jedem einzelnen gehörenden Medizin scheint jeder Haushalt noch eine besondere Medizin zu besitzen.

Diese Medizinbeutel sind wichtig zum Verständnis des Lebens der Indianer. Das Wort „Medizin" bedeutet dem Indianer „Geheimnis"; das Wort ist durch die französischen Pelzhändler aufgekommen, die den Arzt „Médecin" nennen[3]. Das Land der Indianer ist aber voll von Ärzten, und da sie alle Zauberer und in Geheimnisse eingeweiht sind, so ist das Wort Medizin auf alle geheimnis-

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas 333. [2] Ebd. 331.

[3] Die Übersetzung des indianischen „Wah-kon" mit „Medizin" ist nach P. de Smet ganz unrichtig. Wah-kon bedeutet „Unbegreiflich" oder „Geheimnis"; es ist eine Art Fetisch (oder Totem?). Vgl. oben S. 567.

vollen und unerklärlichen Dinge ausgedehnt worden. Die Indianer bedienen sich jedoch nicht des Wortes „Medizin“, sondern jeder Stamm hat ein eigenes Wort dafür, welches gleichbedeutend ist mit „Geheimnis“ oder „Geheimnismann“. Der Medizinbeutel ist daher der „Geheimnisbeutel“. Er wird aus Tierhäuten gemacht, nach dem Geschmack des Verfertigers geziert und aufbewahrt. Er wird gewöhnlich an der Kleidung befestigt oder in der Hand getragen, ist mit Moos, Gras oder ähnlichen Dingen ausgestopft und verschlossen und versiegelt. Jeder Indianer hat seinen Medizinbeutel, dem er die größte Verehrung erweist und von dem er sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz erwartet; man möchte dies eine Art Götzendienst nennen, denn zuweilen scheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden als Medizin für einen Mann Feste veranstaltet und Hunde und Pferde geopfert; auch unterwirft sich der Indianer tage-, ja wochenlang strengen Fasten und Bußübungen, um seine Medizin zu versöhnen, wenn er sie beleidigt zu haben glaubt. Die Art und Weise, wie diese Beutel bereitet werden, ist folgende. Wenn ein Knabe 14 oder 15 Jahre alt ist, verläßt er für mehrere Tage das Zelt seines Vaters, um „seine Medizin zu machen“. Er legt sich an einem entfernten, einsamen Ort nieder, ruft den Großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit ein, so wird das erste Tier, von dem er träumt oder geträumt zu haben vorgibt, als dasjenige betrachtet, welches der Große Geist zu seinem geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er geht dann auf die Jagd, bis er das ihm bestimmte Tier erlegt hat, dessen Haut er ganz aufbewahrt, verziert und als „glückbringend“ lebenslänglich bei sich trägt. Sie wird bei seinem Tode mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgefilde geleitet, die in der andern Welt seiner warten[1]. Der Medizinbeutel ist dem Indianer um keinen Preis feil, schon deshalb nicht, weil er in seinem Aberglauben ihn als Geschenk des Großen Geistes betrachtet. Er kann auch nur einmal in seinem Leben seine Medizin selbst machen, doch darf er sie im Notfall durch die Medizin seines Feindes ersetzen.

Alle Stämme haben ihre Medizinmänner, die Ärzte und Zauberer zugleich sind. Helfen die Wurzeln und Kräuter nichts, so nehmen sie zur „Medizin“ ihre Zuflucht. Wenn sie zu diesem Zweck den Kranken besuchen, ziehen sie den wunderlichsten Anzug an, tanzen und springen über den Kranken, schütteln ihre Rasseln und singen Zaubergesänge, um den Leidenden zu heilen. Erholt sich dieser, so rühmen sie sich ihrer Kunst; stirbt er, so wechselt der Zauberer seine Kleider und sagt, es sei der Wille des Großen Geistes gewesen, daß der Kranke sterbe. Die Medizinmänner stehen in hoher Achtung, da sie alle religiösen Zeremonien leiten. Sie nehmen auch an allen öffentlichen Beratungen teil, und vor allen öffentlichen Handlungen wird ihre Meinung eingeholt.

Die Tschoktas am Arkansas- und Canadian-River haben eine Sage von einer großen Flut, die von einem einflußreichen Indianer dem Catlin erzählt wurde[2]. Es war lange Zeit auf der Erde völlig finster. Die Doktoren der Tschoktas schauten umsonst nach dem Tageslicht umher, bis sie und mit ihnen das ganze Volk fast verzweifelten. Endlich erschien im Norden ein Licht, worüber

---

[1] Catlin a. a. O. 26. [2] Ebd. 258.

große Freude entstand, bis man entdeckte, daß es ein Berg von fließendem Wasser sei. Alle wurden vernichtet bis auf eine Familie, die dasselbe erwartet und ein großes Floß gebaut hatte, auf dem sie sich rettete.

Über den Zustand nach dem Tode haben die Tschoktas nach Catlin folgende Ansicht: Sie glauben, daß der Geist des Menschen nach dem Tode weit nach Westen wandern und über einen tiefen und reißenden Strom setzen muß, der auf beiden Seiten von hohen und steilen Bergen eingefaßt ist. Über diesen Strom führt von einem Berg zum andern ein langer, glatter Tannenbaum ohne Rinde, über den die Verstorbenen gehen müssen, um in die schönen Jagdgefilde zu gelangen. Auf dem jenseitigen Ufer stehen sechs Personen, welche auf die den Strom Überschreitenden, sobald sie sich auf der Mitte des Tannenbaumes befinden, große Felsstücke schleudern. Die Guten kommen glücklich hinüber in die schönen Jagdgefilde, wo ewiger Tag herrscht, die Bäume stets grünen, der Himmel wolkenlos ist, wo ununterbrochene Tänze und Feste stattfinden, wo man Mühe und Arbeit nicht kennt und das Volk nie altert, sondern ewig jung bleibt und Jagdfreuden genießt. — Die Schlechten dagegen, welche die geschleuderten Felsstücke ankommen sehen, suchen denselben auszuweichen, gleiten aus und stürzen viele tausend Fuß tief ins Wasser, das von toten Fischen und andern Tieren übel riecht. Hier werden sie durch Wirbel stets wieder an dieselbe Stelle zurückgebracht, wo alle Bäume abgestorben, die Gewässer mit Kröten und Schlangen angefüllt, die Toten stets hungrig und krank sind, die Sonne nie scheint und die Bösen zu Tausenden auf einen hohen Felsen hinaufklettern, von wo sie die schönen Jagdgefilde sehen, aber nie erreichen können [1].

P. de Smet hat, wie schon bemerkt, zum großen Teil dieselben Stämme besucht wie Catlin und viele Jahre bei ihnen zugebracht. Sein Zeugnis verdient deshalb volles Vertrauen. Ganz allgemein sagt er von den Indianern: „Sie glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, den Großen Geist, den Schöpfer aller Dinge, an die Unsterblichkeit der Seele und an ein zukünftiges Leben, in dem der Mensch für seine Handlungen belohnt oder bestraft wird. Das sind die Hauptpunkte ihres Glaubens. Ihre religiösen Ideen sind sehr beschränkt. Sie glauben, daß der Große Geist alle wichtigen Ereignisse lenkt, daß er der Urheber alles Guten und folglich allein der Anbetung würdig ist; daß sie sich durch ihr schlechtes Betragen seinen Unwillen und seinen Zorn zuziehen, und daß er ihnen zur Strafe Unglücksfälle schickt. Sie sagen ferner, daß die Seele in derselben Gestalt in die andere Welt eingehe, die der Leib auf der Erde hatte. Sie wähnen auch, daß ihr Glück im Überfluß und Genuß derselben Dinge bestehen wird, die sie im Leben am meisten geschätzt haben, daß die Quellen ihres gegenwärtigen Glückes die höchste Vollkommenheit erreichen werden, und daß die Strafe der Bösen in der Entbehrung alles Glückes bestehen und der Dämon sie in erschreckender Weise mit Elend überhäufen wird. Dieser Glaube an das ewige Glück und Unglück ist verschieden, je nach den Umständen, in denen sie hier auf Erden gelebt haben." [2]

---

[1] Catlin, Die Indianer Nordamerikas usw. 258.

[2] Voyages aux Montagnes Rocheuses usw. 56—57.

Zu den Hauptleidenschaften vieler Indianer gehören nach de Smet die Pferderennen und die Glücksspiele. Die Indianer am Columbiafluß treiben diese Leidenschaft bis zur äußersten Grenze. Wenn sie alles andere verspielt haben, geben sie sich selbst als Einsatz her: zuerst eine Hand, dann die andere und die übrigen Glieder der Reihe nach, endlich den Kopf; verspielen sie auch diesen, so werden sie mit ihren Frauen und Kindern auf Lebenszeit Sklaven.

Die Regierung ist in den Händen der Häuptlinge, die ihre Würde meist durch Verdienst und Heldentaten erlangen. Ihre Macht besteht bloß in ihrem persönlichen Ansehen. Sie ist groß oder klein, je nach dem Maße ihrer Weisheit, ihres Mutes und ihres Wohlwollens. Der Häuptling übt seine Gewalt nicht durch Befehlen, sondern durch Überreden aus. Er erhebt nie Steuern, im Gegenteil, er hat die Gewohnheit, mit seinen Gütern die einzelnen in der Not zu unterstützen und für das Gemeinwohl zu sorgen, so daß er gewöhnlich einer der Ärmsten in seinem Dorfe ist. Trotzdem erfreut er sich großen Ansehens. Man kommt seinem Wunsche nach, sobald man ihn kennt, und folgt meist seiner Ansicht. Wenn einer unvernünftig hartnäckig ist, bringt ihn die Stimme des zu Rate gezogenen Stammes zur Vernunft. „Ich kenne keine Regierung, die mehr persönliche Freiheit gewährt und bei der doch so wenig Anarchie, so viel wahre Unterordnung und edle Hingebung herrscht.“ [1]

10. Die Schoschonis.

Die Schoschonis oder Schlangenindianer bewohnen den Südosten von Oregon, Idaho und das westliche Montana, zum Teil auch Utah und Nevada. Nicht selten rechnet man zu ihnen auch die Utahs, die außer in Utah und Nevada in Arizona und im westlichen Kalifornien Wohnsitze und mit den eigentlichen Schoschonis in Sitten und Gebräuchen große Ähnlichkeit haben.

Die Kleidung der Schoschonis bestand noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts fast ganz aus Fellen, besonders aus Kaninchenfellen, die zusammengenäht, über die Schultern geworfen und mit einem Riemen um die Lenden festgebunden wurden. Einige trugen auch eine Art Hemd. Wenn es an Fellen fehlt, gehen im Sommer manche im Adamskostüm. Ein nicht unbedeutender Teil dieses Volkes führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein sehr armseliges Leben, besonders im Winter, wenn Schnee und Eis das Ausgraben von Wurzeln, das Fangen von Eidechsen und Würmern unmöglich machte. Vielfach wohnten sie in Höhlen oder Erdgruben und waren äußerst schmutzig.

Die Schoschonis, welche Pferde besaßen, waren sehr geschickte Reiter und kämpften im Kriege immer zu Pferd. Das Skalpieren der erschlagenen Feinde war allgemein im Gebrauch. Die Kriegsgefangenen wurden unter großen Qualen getötet. Die Sieger übergaben die weiblichen Gefangenen ihren Frauen, von denen sie grausam zu Tod gequält wurden. Die Krieger verzehrten zuweilen auch Stücke Fleisch von den Erschlagenen, um sich deren Tapferkeit anzueignen [2]. Die Waffen bestanden, bevor die Weißen Eisen und Stahl brachten, aus Kieselsteinen, Knochen oder Horn. Ein eigentliches allgemeines Tauschmittel oder

[1] Ebd. 59. [2] Bancroft, The native Races usw. I 433.

Geld hatten sie nicht. Zu Handelszwecken bedienten sie sich getrockneter Fische oder der Häute und Pelze oder auch ihrer Pferde. Sie waren sehr bedächtige Händler, und jedes Geschäft wurde stets durch ein feierliches Rauchen abgeschlossen.

Jeder Stamm hat seinen Häuptling, doch ist seine Autorität nicht groß und von seinen persönlichen Eigenschaften abhängig. Bei einigen Stämmen war die Häuptlingswürde erblich, bei andern wurde der tüchtigste und erfahrenste Krieger und Redner zum Häuptling erwählt. Mord wurde durch Blutrache gesühnt, war aber der Ermordete angesehen und beliebt, so wurde der Schuldige wohl auch öffentlich hingerichtet. Doch bestanden hierüber keine bestimmten Regeln. Die Utahs trugen oft kein Bedenken, ihre Frauen und Kinder für kleine Wertsachen als Sklaven zu verkaufen. Auch kam es nicht selten vor, daß Männer die Frauen und Kinder benachbarter Stämme stahlen, um sie in die Sklaverei zu verkaufen.

Vielweiberei war häufig, doch nicht allgemein. Gewöhnlich kaufte der Mann seine Frau von ihren Eltern; Mädchen wurden oft schon in der Kindheit verlobt. Der Mann tötet seine Frau, die ohne seine Einwilligung Ehebruch begeht, doch macht er sich nichts daraus, sie für eine Bagatelle Fremden zu prostituieren. Zur Zeit der Niederkunft zieht sich die Frau an einen einsamen Ort zurück, bringt ohne fremde Hilfe das Kind zur Welt und bleibt dann noch einen Monat dort allein mit dem Kind, indem sie selbst ihre Nahrung sucht, so gut es geht. Nach Ablauf des Monats gilt sie wieder als rein und darf sich jetzt wieder zu den andern gesellen. Alle harten Arbeiten fallen den Frauen zur Last, die für ihre Mühen mehr Schläge als gute Worte bekommen.

Die Totengebräuche sind nicht überall dieselben. An einigen Orten werden die Leichen verbrannt, an andern begraben; in beiden Fällen aber wird das Eigentum des Verstorbenen bei der Bestattung zerstört. Sein Lieblingspferd und zuweilen auch seine Lieblingsfrau werden auf seinem Grabe getötet, damit er im Land der Geister nicht allein sei[1]. Allgemein ist es Sitte, daß man sich beim Begräbnis zum Zeichen der Trauer zerfleischt und wochenlang in Zwischenräumen ein entsetzliches Klagegeheul anstimmt.

Den Charakter der Schoschonis und Utahs schildern die Reisenden in den dunkelsten Farben; doch stellt ihnen de Smet ein günstigeres Zeugnis aus. Er nennt sie gutmütig, zuvorkommend, höflich und gastfrei. Untereinander sind sie liebevoll. Ihre Heimat lieben sie sehr.

Von ihrer Religion sagt de Smet — er spricht von den Schoschonis im südlichen Oregon —, sie glauben an einen Großen Geist. Dieser Große Geist wohnt nach ihnen in der Sonne, im Feuer und in der Erde. Wenn sie ein feierliches Versprechen ablegen, so nehmen sie die Sonne, das Feuer und die Erde zum Zeugen der übernommenen Verpflichtung. Die Friedenspfeife beim Abschluß von Verträgen bildet auch bei ihnen eine große Rolle. Wenn ein Häuptling oder tapferer Krieger der Nation stirbt, so schneiden sich zum Zeichen der Trauer seine Frauen, Kinder und nächsten Verwandten die Haare ab. Sie rasieren sogar die Mähnen und Schwänze seiner

[1] Bancroft, The native Races usw. I 439—440.

Pferde, was diesen ein trauriges Aussehen verleiht. Dann errichten sie in seiner Hütte aus seiner Habe einen Haufen, schneiden die Stangen, auf denen die Hütte ruht, in kleine Stücke und verbrennen alles. Der Leichnam wird auf das Lieblingspferd des Toten gebunden und an den Rand eines nahen Flusses gebracht. Hier treibt man das Pferd unter lautem Geschrei in den Fluß und empfiehlt ihm, ohne Aufschub seinen Herrn in das Land der Seelen zu führen. Zum Zeichen des Schmerzes machen sich die Hinterbliebenen tiefe Einschnitte in die fleischigen Teile des Leibes. De Smet findet es sonderbar, daß dieselben Leute, die beim Tod ihrer Verwandten so großen Schmerz zeigen, die barbarische Gewohnheit haben, die alten und kranken Leute erbarmungslos den wilden Tieren zu überlassen, sobald sie ihnen auf ihren Jagdzügen hinderlich werden [1].

Siebtes Kapitel.

Die Kalifornier.

1. Die nördlichen Kalifornier.

Unter Kalifornien verstehen wir hier Oberkalifornien oder den Staat Kalifornien (Vereinigte Staaten). Man kann die Eingebornen Kaliforniens mit Bancroft in drei örtlich geschiedene Gruppen einteilen: die nördlichen, zentralen und die südlichen Kalifornier. Selbstverständlich betrachten wir die Indianer nicht, wie sie heute sind, sondern wie sie noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren.

Die nördlichen Kalifornier, denen wir uns zunächst zuwenden, wohnen zwischen dem Rogue-River im Norden und dem Eel-River im Süden und vom Stillen Ozean bis zu den östlichen Grenzen Kaliforniens. Unter den verschiedenen Stämmen ragen die Klamaths, die Modoks, Shastas, Kahroks, Euroks (Juroks), Kailta und Hupahs hervor. Wie fast überall sind auch hier die Eingebornen im Innern des Landes in physischer und moralischer Beziehung besser als die an der Küste, die häufiger mit Weißen in Berührung gekommen sind. Als Kleidung tragen die Frauen stets einen Schurz, die Männer einen Gürtel oder ein Lendentuch. Das Tätowieren ist bei den Frauen allgemein und kommt in geringerem Grad auch bei den Männern vor. Die Wohnung besteht im Winter vielfach nur aus einer etwa 5 Fuß tiefen Erdgrube, um die herum man Pfähle einrammt, welche oben fast zusammenkommen, so daß nur ein Loch bleibt, welches den Rauch entweichen läßt und als Türe dient, von der man auf einer Leiter in das Innere hinabsteigt. Die Pfähle werden mit Erde zugedeckt. Die zeitweiligen Sommerwohnungen werden noch einfacher auf ebener Erde errichtet. Fischen und Jagen bilden die Haupterwerbsquellen der Eingebornen. Wie fast alle Rothäute sind auch die Kalifornier faul und schmutzig.

Kriege unter den Eingebornen waren häufig, aber nicht besonders blutig. Anlaß zu Kriegen gab gewöhnlich der Frauenraub und die Zauberei. Das

---

[1] De Smet, Voyages aux Montagnes Rocheuses usw. 28. Vgl. oben S. 559.

Skalpieren war nicht Gebrauch, wohl aber wurden zuweilen den Erschlagenen der Kopf, die Hände und Füße abgeschnitten, um sie als Siegestrophäen nach Hause zu nehmen. Der Reichtum, der hier eine ebenso wichtige Rolle spielte als in zivilisierten Ländern, bestand hauptsächlich in Muschelgeld, weißen Hirschhäuten, Kanoes und Weibern. Die Weiber müssen gekauft werden, und deshalb zeigt ihre Zahl den Reichtum des Mannes an[1].

Bei den nördlichen Kaliforniern ist eine erbliche Häuptlingswürde fast unbekannt; wenn ein Sohn seinem Vater als Häuptling folgt, so geschieht es nur deshalb, weil er dessen Reichtum geerbt hat. Tritt ein reicherer auf als er, so wird der frühere Häuptling abgesetzt. Doch verleiht diese Würde nur geringe Gewalt; der Häuptling kann raten, aber nicht befehlen; verweigern ihm die Untergebenen den Gehorsam, so kann er sie nicht zwingen. Gewöhnlich hat jedes Dorf sein Haupt und zuweilen der ganze Stamm einen Häuptling, aber meist regiert jeder Vater seine Familie nach eigenem Gutdünken.

Ihr Strafgesetzbuch ist sehr mild. Eine Geldstrafe von einigen Muschelgeldschnüren versöhnt den Zorn der Verwandten eines ermordeten Mannes, und für die Tötung einer Frau wird nur die Hälfte dieser Strafe bezahlt. Gelegentlich wird auch ein Mörder aus dem Stamm verbannt, aber Todesstrafe findet nie statt. Die Geldstrafe muß jedoch prompt entrichtet werden, sonst fällt der Mörder unfehlbar der Rache der Verwandten des Getöteten anheim.

Die Ehe ist eine Geschäftssache. Der Mann muß die Frau von ihrem Vater kaufen wie ein Stück Vieh und sofort bezahlen, sonst kommt ihm ein reicherer Bewerber zuvor. Auf die Neigung des Mädchens wird keine Rücksicht genommen. Der Meistbietende gewinnt. Die soziale Stellung der Braut und der Familie ihres Vaters hängt sehr viel von dem Brautpreise ab. Ist der Preis bezahlt, so nimmt der Käufer sein errötendes Eigentum mit nach Hause, und sie wird ohne weitere Zeremonie seine Frau. Wo immer dieser Weiberkauf herrscht, erwerben die alten reichen Männer fast alle jungen und hübschen Frauen, und die jüngeren und ärmeren Männer müssen sich mit alten häßlichen Weibern zufrieden geben. Daher kommt bei diesen Wilden die Gier nach Reichtum, der es ihnen ermöglicht, die alten Weiber zu verstoßen und sich junge zu kaufen. Bei den Modoks wird bei der Hochzeit im Hause des Brautvaters ein Gastmahl veranstaltet, an dem aber das Brautpaar nicht teilnimmt. Nach dem Mahle wird die Braut von den Frauen zu einer Wohnung geführt, die durch öffentliche Beisteuer beschafft wurde; bald darauf kommt der Bräutigam in Begleitung der Männer. Alle tragen Fackeln, die zu Ehren des Brautpaares zusammengelegt und angezündet werden. Dann läßt man das Paar allein. — Zuweilen werden Frauen auch auf Kredit geheiratet, wenigstens zum Teil, doch muß dann der Brautwerber im Hause seines Schwiegervaters wohnen, bis der Brautpreis abverdient und dadurch das volle Recht auf die Frau erworben ist. Eine Frau, die wenig oder nichts kostet, wird verachtet, und ihre Kinder werden fast wie Bastarde angesehen.

Die Polygamie ist ziemlich allgemein, und die Zahl der Frauen hängt vom Reichtum des Mannes ab. Die gewöhnliche Strafe für den Ehebruch

[1] Bancroft, The native Races usw. I 347—348.

von seiten des Mannes ist der Verlust eines Auges oder Verbannung aus dem Stamm, doch kann sich der Schuldige loskaufen. Sollte eine Frau sich der Untreue schuldig machen und keine Entschädigung geleistet werden, so ruht der beleidigte Ehemann nicht, bis die Schuldige öffentlich ausgeweidet wird. Bei den Hupahs gelten die Frauen als unverantwortlich, und nur die Männer werden gestraft. Uneheliche Kinder werden Sklaven eines männlichen Verwandten der Mutter; sie dürfen am Wohnort nur eine Frau heiraten, und ihre einzige Hoffnung auf Befreiung besteht darin, daß sie so viel Muschelgeld zusammenbringen, um sich loskaufen zu können. Infolge der strengen Bestrafung ist Ehebruch verhältnismäßig selten, dafür ist der Verkehr unter den Unverheirateten, die nichts zu fürchten haben, um so ausgelassener[1]. — Am Klamath werden die Frauen zur Zeit der menses aus dem Dorfe verbannt, und kein Mann darf ihnen nahen.

Unter den religiösen Festen und Tänzen der Nordkalifornier verdient eine Art Danksagungstag Erwähnung, den sie jährlich einmal feiern. Die benachbarten Stämme finden sich zum Fest zusammen, und ein alter graubärtiger Mann spricht ein Dankgebet, in welchem er all die im Jahre erhaltenen Wohltaten aufzählt und die Anwesenden ermahnt, durch gute Aufführung und sittliches Betragen noch größere Wohltaten zu verdienen[2]. Zwar lassen sich die Zuhörer durch diese Ermahnung nicht abhalten, gleich nach Vollendung des Tanzes grobe Ausschweifungen zu verüben, aber dieselbe beweist doch, daß nach ihrer Ansicht sittliches Verhalten der Gottheit wohlgefällt und Wohltaten verdient. — Die Kahroks haben auch ein diesem Dankfest ähnliches Sühnefest. Die Hauptperson bei demselben ist nicht der Redner, sondern trägt den Namen ihres Gottes Chareya. Diese Stellung ist für den Erwählten eine große Ehre, aber mit viel Mühe verbunden. Er muß sich mit einem einzigen Begleiter in die Berge begeben und dort zehn Tage bleiben und darf während dieser Zeit nur so viel essen, als zur Erhaltung des Lebens nötig ist. Inzwischen versammeln sich die Kahroks, tanzen, singen und lassen es sich wohl sein. Nach Ablauf der zehn Tage kommt der Chareya-Mann ins Lager. Seine Ankunft macht den Belustigungen ein Ende, alle fliehen, um ihn ja nicht zu sehen, denn das würde den Tod bringen. Nun wird der Chareya-Mann in das Schwitzbad gebracht, und dann findet der Sühnetanz statt. Ist der Tanz fertig, so sind die Götter versöhnt, Unglücksfälle abgewehrt, und nun können wüste Saturnalien stattfinden, die sich nicht beschreiben lassen.

Die Kahroks „haben eine Art von höchstem Wesen, das sie als Chareya bezeichnen, d. h. den alten Mann da oben. Er kommt zuweilen auf die Erde, um den Medizinmännern und Propheten Unterweisungen zu geben, und erscheint dann als ein ehrwürdiger Mann mit eng anliegendem Gewande, langem weißen Haare, das über die Schultern herabfällt, und trägt einen Medizinsack (Zauberbeutel). Als er die Welt erschuf, saß er auf einem geheiligten Stuhle, und das tut er noch heute, wenn alljährlich der große Sühnetanz aufgeführt wird. Als der eigentliche Gegenstand der Verehrung gilt der Coyote, der Prairiefuchs. Sie glauben auch an Spuk und an

[1] Ebd. 350—351. [2] Ebd. 352.

Gespenster (Apparoan), welche nachts im Walde hinter den Leuten herlaufen und Spuren hinterlassen" [1].

In alten Zeiten, so erzählen die Kahroks, saß Chareya auf dem heiligen Stuhle und verfertigte die Welt. Zuerst erschuf er die Fische im Wasser, dann die andern Tiere auf dem Land und endlich den Menschen, dem die Gewalt verliehen wurde, jedem Tiere seine Macht und Stellung zuzuweisen. Dieser sollte jedem Tier einen Bogen geben, dessen Länge den Rang des Tieres bestimmte. Der Mensch versammelte deshalb alle Tiere und sagte ihnen, am nächsten Tag in aller Frühe werde er die Bogen austeilen. Der Coyote wünschte den längsten Bogen zu bekommen und beschloß deshalb die ganze Nacht wach zu bleiben; aber gegen Morgen überfiel ihn ein gesunder Schlaf, und so kam er zuletzt und erhielt unter dem Gelächter der übrigen Tiere den kürzesten Bogen. Der Mensch hatte jedoch Mitleid mit ihm und betete für ihn zu Chareya. Dieser gab nun dem Coyote zehnmal mehr Schlauheit als vorher, so daß er listiger und verschlagener als alle andern Tiere und ein Freund der Menschen und seiner Kinder wurde [2].

Die Eingebornen in der Nähe des Mount Shasta, Nordkalifornien, sagen, der Große Geist habe zuerst vor allen Dingen diesen Berg erschaffen, dann sei er durch die Wolken auf diesen Berg herabgestiegen und habe Bäume gepflanzt und aus den Blättern und Ästen Vögel, Landtiere und Fische gebildet. Zuletzt schuf er die grauen Bären, die damals auf den Hinterfüßen gingen und so stark und listig waren, daß sich der Große Geist vor ihnen etwas fürchtete und den Mount Shasta als Wohnung für sich aushöhlte, wo er mit seiner Familie noch heutigestags lebt. Einst, als ein entsetzlicher Sturm auf Erden losgebrochen war, sandte der Große Geist seine junge Tochter, um sich zu erkundigen, was geschehe. Er gab ihr aber den Befehl, nicht herauszuschauen. Doch sie konnte die Neugierde nicht überwinden und ward vom Sturm erfaßt und auf die Erde gebracht. Hier nahm sie ein junger Bär zur Frau, und aus dieser Verbindung entstand der Mensch. Als der Große Geist vernahm, was geschehen war, erzürnte er, machte die Bären für immer stumm, verbot ihnen aufrecht zu gehen und zog mit seiner Tochter wieder fort und ward seither nicht mehr gesehen. Kein Indianer, der von dem Bären abzustammen glaubt, wagt es, einen Bären zu töten.

Manche Reisende haben den Kaliforniern den Glauben an ein künftiges Leben abgesprochen. Solche Behauptungen stellen sich bei näherer Untersuchung fast immer als falsch heraus und müssen deshalb, wie Bancroft richtig bemerkt, mit Vorsicht aufgenommen werden. Sicher ist, daß die Kalifornier im allgemeinen ziemlich bestimmte Ideen von einem zukünftigen Leben hatten. Der Himmel wurde gewöhnlich in den Westen verlegt, wo die Sonne zur Rüste geht. Die Nordkalifornier betrachten den Himmel als ein großes Lagerfeld unter der Obhut des guten Geistes, wo alle nach dem Tode zusammenkommen, um ein von jedem Mangel freies Leben zu führen [3]. Doch sind auf dem Wege zur

---

[1] Vgl. Globus XXI (1872) 361 nach den Angaben eines ungenannten Amerikaners, der lange unter den Wilden Kaliforniens gelebt hat.

[2] Ebd. 361—362. [3] Bancroft, The native Races usw. III 522—523.

Seligkeit große Gefahren zu bestehen. Omaha, der böse Geist, lauert neben dem Sterbenden, um seine Seele zu erhaschen, sobald sie den Leib verläßt. Um dies zu verhindern, schreien und gestikulieren diejenigen, welche die Verbrennung der Leiche besorgen, um die Aufmerksamkeit des bösen Feindes abzulenken und das Herz, in dem die Seele wohnt, instand zu setzen, den Flammen zu entgehen und in den Himmel zu entfliehen.

Der Stamm der Euroks (Juroks) glaubt, das Paradies werde durch einen tiefen Abgrund von dieser Erde getrennt. Gute und Böse müssen auf einer dünnen, glatten Stange über diesen Abgrund setzen. Die ersteren erreichen bald ihr Ziel, unterstützt vom guten Geiste und mit Hilfe des Feuers, das die trauernden Freunde angezündet hatten; der böse Mensch dagegen strauchelt hilflos auf der zitternden Brücke, und viele Nächte vergehen, bevor die Freunde es wagen, das Alarmfeuer auszulöschen, weil sonst die Seele den Weg verfehlen und in den dunklen Abgrund stürzen könnte. Und die Vergeltung hört mit der Gefahr und Angst dieses Übergangs nicht auf, denn manche müssen als Vögel, wilde Tiere oder Insekten auf die Erde zurückkehren. Wenn ein Kailta stirbt, so trägt ein kleiner Vogel die Seele in das Geisterland, aber sein Flug wird durch die Sünden der Bösen gehemmt, die einen lauernden Habicht instand setzen, ihn einzuholen und die Seele zu verschlingen[1]. Eine klarere Ansicht von der Vergeltung und der Strafe haben die Kahroks, nach denen der Geist auf seiner Reise an zwei Straßen ankommt. Die eine ist mit Blumen bestreut und führt in das helle westliche Land jenseits des großen Wassers, durch das der Seele zweifellos der gute Chareya hindurchhilft; die andere ist mit Dornen und stacheligen Sträuchern besät und führt an einen Platz voll giftiger Schlangen, wo die Bösen für immer herumwandern müssen. Die Tolewahs verlegen den Himmel hinter die Sonne, wo immer diese ist, und schildern die Hölle als einen dunklen Ort, wo die Seelen immer in kalten Winden zittern und von Feinden verfolgt werden. Die Modoks glauben an ein Geisterland, das in der Luft über der Erde liegt, und wo die Seelen herumlauern, um die Lebenden zu Gutem oder Bösem anzustacheln[2]. Die Allequas nahmen an, die Seele müsse, bevor sie in die ewig grünen Prairien gelangen und dort frei von Mangel und Kummer leben könne, ihre Sünden in der Gestalt irgend eines schwachen oder starken, guten oder bösen Tieres abbüßen und manchmal von einer niedern zu einer höheren Stufe emporsteigen, je nach dem Verhalten des Toten im irdischen Leben[3].

Wir erwähnen noch das Schwitzhaus (temescal), eine bei allen Kaliforniern wichtige Einrichtung. Es besteht in einem großen tiefen Loch, das mit einem fast luftdichten Dach versehen ist. Hier wird im Herbst ein Feuer angezündet, das bis zum Frühling beständig unterhalten wird; hier versammeln sich die Männer, um ihre Schwitzkuren zu machen und sich zu unterhalten. Manche Männer schlafen den ganzen Winter hier. Frauen — mit Ausnahme derjenigen, die die Medizin üben oder erlernen — ist der Zutritt unter Todesstrafe verboten.

---

[1] Ebd. 524. [2] Ebd. [3] Ebd. 525.

2. Die Zentralkalifornier.

Die Zentralkalifornier wohnen zwischen dem 40.° 30′ und dem 35.° nördlicher Breite und im Innern bis zum Felsengebirge. Sie bestehen aus zahlreichen Stämmen, von denen die bedeutendsten die Tehamas, die Pomos, die Gallinomeros, die Comachos, die Colusas, Sonomas, Olchonas usw. sind. Sie zeigen aber in ihren ursprünglichen Sitten eine so große Übereinstimmung, daß man sie in einer allgemeinen Schilderung zusammenfassen kann[1]. Im Sommer besteht die Kleidung der Männer nur in einer spärlichen Lendenhülle, oft verschmähen dieselben jedes Kleidungsstück; im Winter tragen sie Felle oder eine Art Binde, die aus den Federn der Wasserhühner oder aus Stücken Fischotterhaut bereitet und so um den Körper gewunden wird, daß sie wirksam gegen die Kälte schützt. Das Sommerkostüm der Frauen besteht aus einer fransigen Grasschürze, die von den Hüften vorn und hinten bis zu den Knien herunterfällt und zu beiden Seiten offen ist. Im Winter tragen sie ebenfalls Felle. Das Tätowieren ist bei den Frauen allgemein im Gebrauch, bei den Männern seltener, doch bemalen diese den Leib mit Strichen und grotesken Mustern. Rot ist ihre Lieblingsfarbe; nur für die Zeit der Trauer wird schwarze Farbe gebraucht. Ihre Wohnungen sind sehr primitiv. Im Sommer brauchen sie nur Schatten, und dazu genügen Büsche oder Bäume. Im Winter bauen sie zuweilen ihre Hütten auf ebenem Boden, häufiger aber in einer 3 oder 4 Fuß tiefen Grube, die einen Durchmesser von 10—30 Fuß hat. Rings um diese Grube werden Weidenstangen im Boden befestigt und oben zusammengezogen, so daß sie eine kegelförmige Gestalt erhalten; zuweilen werden die Stangen auf der einen Seite der Grube in den Boden gesenkt und das obere Ende derselben auf der andern Seite wieder in den Boden gesteckt, so daß ein halbkreisförmiges Gewölbe entsteht, das mit Buschzweigen und Rindenstücken und einer Erdschicht zugedeckt wird. Ein kleines Loch am Boden dient als Eingang. Jede Hütte beherbergt meist eine ganze Familie nebst den Verwandten, und nach der Zahl derselben richtet sich die Größe der Hütte.

Die Hauptnahrung besteht in Eicheln, Wurzeln, Beeren und Grassamen; außerdem liefert, soweit sie ihre unglaubliche Trägheit nicht daran hindert, auch die Jagd einigen Vorrat. Sie verschlingen übrigens alle irgendwie eßbaren Dinge, wie ekelhaft sie auch seien. Überhaupt sind sie äußerst schmutzig. Obwohl sie von Natur gutmütig sind und nur schlechte Waffen haben, fehlt es ihnen doch nicht an Mut; und wenn sie gefangen werden, tragen sie ihr Schicksal mit all dem Stoizismus eines echten Indianers. Die gewöhnliche Ursache der Kriege der Eingebornen mit den weißen Ansiedlern waren Vergehen gegen Grund und Boden und Frauenraub. Der Gebrauch des Skalpierens bestand an einigen Orten, war aber nicht allgemein. Viel verbreiteter war die barbarische Sitte, dem gefallenen Feinde als Siegestrophäe Hände, Füße und Kopf abzuschneiden. Viele behaupten, diese Wilden seien Kannibalen gewesen, und sicher ist, daß sie Stücke Fleisch von einem berühmten erschlagenen Feinde begehrten. „Menschenfleisch wurde aber nicht als Nahrung gegessen oder um die Rache zu befriedigen

---

[1] Bancroft, The native Races usw. I 361 ff.

oder den Haß gegen einen toten Feind zu bekunden, sondern um durch Verzehren eines Stückes von dem tapfern Mann sich einen Teil seiner Tapferkeit anzueignen. Es scheint nicht, daß sie die Gefangenen als Sklaven behielten oder verkauften, sie tauschten dieselben aus oder töteten sie."[1] Wie bei den Nordkaliforniern bildeten an Schnüren befestigte Muscheln verschiedener Art das gewöhnliche Tauschmittel.

Die Häuptlingswürde ist fast ausnahmslos erblich. In wenigen Fällen hängt sie vom Reichtum oder von der Tapferkeit im Kriege oder vom Ansehen der Familie ab. An einigen Orten dürfen die Frauen in Ermanglung männlicher Nachkommen den Nachfolger bestimmen, der aber ein Mann sein muß. Obwohl der Häuptling und seine Familie in hoher Achtung steht, so ist doch seine Gewalt beschränkt. Seine Hauptpflichten bestehen darin, den Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen, außerdem bestimmt er die Feste und führt dabei den Vorsitz. Praktisch regieren die Häupter der Familien über ihre Angehörigen, und niemand mischt sich in diese inneren Familienangelegenheiten. Einen großen Einfluß üben die Medizinmänner aus. Wenn ein offenkundiger Mord begangen wurde, so vereinigen sich zuweilen die Häuptlinge zu einem Rat und bestimmen die Strafe für den Schuldigen. Häufiger jedoch wird die Angelegenheit von den Verwandten des Ermordeten geregelt, die entweder Blut für Blut vom Mörder verlangen oder die Sache für eine längere Periode auf sich beruhen lassen. Bei einem Stamm muß die Rache innerhalb zwölf Monaten genommen sein, nachher verlieren sie das Recht auf Rache[2].

Sklaverei ist selten und erbliche Hörigkeit ganz unbekannt. Vielweiberei herrscht bei den meisten Stämmen; doch gibt es Ausnahmen. Ein Mann heiratet gewöhnlich alle Schwestern einer Familie und zuweilen auch deren Mutter, wenn sie ledig ist. Mann und Frau werden fast ohne Zeremonie miteinander verbunden. Doch scheint man bis zu einem Grade auf die Neigungen der Braut zu achten. Zwar wird sie zuweilen von den Eltern gekauft, aber wenn sie sich heftig weigert, so wird sie selten zur Heirat gezwungen. Beim Stamme der Olipas (Oleepas) muß der Liebhaber zuerst die Erlaubnis der Braut erlangen. Diese flieht dann, verbirgt sich, und der Bräutigam muß sie suchen. Findet er sie, so gehört sie ihm. Die Ehescheidung ist sehr leicht. Der Mann braucht nur der Frau zu sagen: „Ich verstoße dich", und die Scheidung ist fertig. Die Gallinomeros erwerben ihre Frauen durch Kauf und können sie wieder verkaufen, wenn sie ihrer überdrüssig sind. Gewöhnlich werden die Frauen mit großer Verachtung behandelt, sie müssen alle harten und niedrigen Arbeiten verrichten; sie dürfen nicht einmal mit ihren Herren am selben Feuer sitzen oder mit ihnen gemeinsam das Mahl einnehmen. Beide Geschlechter behandeln die Kinder mit relativer Güte; doch werden die Knaben mehr geschätzt als die Mädchen und auch von früher Kindheit angeleitet, das weibliche Geschlecht ihre Überlegenheit fühlen zu lassen. Man berichtet, daß viele Mädchen gleich nach der Geburt getötet wurden; doch hält Bancroft diesen Bericht nicht für zuverlässig, weil in diesen Gegenden fast allgemein Vielweiberei herrschte[3]. Alte Leute werden schimpflich behandelt, sowohl Männer als Frauen; alte Krieger

---

[1] Ebd. 380—381. [2] Ebd. 386. [3] Ebd. 390.

sind verpflichtet, unter der Aufsicht der Frauen niedrige Arbeiten zu verrichten. Die Gallinomeros töten ihre betagten Eltern in kaltblütigster Weise. Der dem Tode Verfallene wird in die Wälder geführt, mit dem Rücken auf den Boden geworfen und fest gebunden; dann wird ihm eine Stange über die Kehle gelegt, auf deren beide Enden sich je eine Person setzt, bis der Tod eingetreten ist. Nach dieser Darstellung Bancrofts möchte man meinen, diese Prozedur habe ihren Grund einzig in der Grausamkeit. Das darf man aber wohl bezweifeln. Die Gallinomeros führen ein beständiges elendes Wanderleben und haben oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Das Mitschleppen alter, unnütz gewordener Leute ist eine Qual für diese und eine Last für den Stamm. Die Tötung ist für die alten abgelebten Leute eine Erlösung. Nur so läßt es sich erklären, daß gerade die Kinder die Eltern töten.

Der Ehebruch der Frau wird vom Manne gerächt. Er ist befugt, den Verführer zu töten. Zuweilen wird dieser gezwungen, das Opfer seiner unlautern Leidenschaft zu kaufen. Infolge dieser Strenge ist der Ehebruch ziemlich selten, obwohl der Mann seine liebste Frau gern aus Habsucht einem Weißen preisgibt. Die Frauen der Kalifornier rebellieren gegen die Tyrannei ihrer Herren mehr, als es bei andern Stämmen der Fall ist. Aber die Männer suchen sie durch Furcht in ihrer Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Frauen haben eine große Angst vor bösen Geistern, und diese Schwäche nutzen die Männer aus. Sie bemalen sich ganz schwarz mit weißen Strichen dazwischen, um einen Werwolf darzustellen, springen dann plötzlich unter die erschreckten Frauen und bringen sie bald zu bußfertiger Gesinnung. Wenn eine Frau der Niederkunft nahe ist, zieht sie sich allein oder in Begleitung einer Freundin an einen Fluß zurück. Nach der Geburt badet sie sich mit ihrem Kinde in dem Fluß, wickelt dann das Kind in Streifen weicher Haut vom Kopf bis zu den Füßen und bindet es auf ihren Rücken fest, wo es auch während der Arbeit der Mutter bleibt. Während der Niederkunft der Frau legt sich der Mann ins Bett und ächzt und stöhnt wie eine Frau in Geburtswehen. Während dieser Zeit wird er mit der größten Sorgfalt gepflegt, als ob er wirklich leidend wäre [1].

Begräbnis. Die Leiche wird mit Federn, Blumen und Perlen geschmückt, und, nachdem sie einige Zeit zur Schau ausgestellt war, unter dem Geheul und Wehklagen der Freunde und Verwandten meistens verbrannt. Die Asche wird entweder von der Familie des Toten aufbewahrt oder begraben. Die Waffen und die Habseligkeiten des Toten werden mit ihm verbrannt oder begraben. Wird die Leiche begraben, so werden die Knie an die Brust herangezogen und am Leibe festgebunden. Sie wird gewöhnlich in sitzender Stellung in das runde Grab gelegt. Bei einigen Stämmen wird die Leiche in liegender Stellung oder auch stehend begraben. Die Pomos begraben ihre Toten immer mit dem Kopf nach Süden [2]. Wird die Leiche verbrannt, so schmieren sich die Hinterbliebenen zum Zeichen der Trauer die mit Fett gemischte Asche ins Angesicht und lassen sie dort kleben, bis das Wetter sie abgewaschen hat. Die Witwe bedeckt für einige Monate ihr Gesicht mit Pech. Jährlich wird ein Trauertag veranstaltet. Die Einwohner eines ganzen Dorfes ver-

[1] Bancroft, The native Races usw. I 391. [2] Ebd. 396.

sammeln sich dann und betrauern die Toten durch Heulen und Stöhnen. Manche Stämme halten es für nötig, den abgeschiedenen Geist einige Monate lang zu ernähren. Eine treue Nischenam-Witwe spricht monatelang nach dem Tode ihres Mannes kein Wort; als geringeres Zeichen der Trauer gilt es, während derselben Zeit nur in leisem Flüstertone zu reden.

In Bezug auf das zukünftige Leben sind ihre Ideen sehr unklar; „einige behaupten, daß die Meewos (Miwos) an die völlige Vernichtung nach dem Tode glauben, aber", meint Bancroft, „wer kann die Hoffnungen und Befürchtungen ergründen, die in ihren dunklen Einbildungen durcheinander gehen?" Was wir oben über die Begräbnisfeierlichkeiten und die Totenfeste mitgeteilt, beweist klar, daß sie im allgemeinen an ein Fortleben nach dem Tode glauben, wenn sie auch keine klare Idee davon haben. Die Ukiahs, die Sanels und andere Stämme streuen Nahrung an die von den Verstorbenen gern besuchten Orte. Die Mutter z. B., die am Grabe ihres Kindes ihr Trauerlied singt, spritzt etwas von der Nährmilch durch die Luft[1].

Über die Religion der Zentralkalifornier weiß man wenig Sicheres. Nach den Berichten des P. Junipero Serra O. S. Fr., der im Jahre 1776 an der San Francisco-Bai eine Missionsniederlassung gründete, hatten die dortigen Indianer kein Wort für Gott, Engel und Teufel. Man hat ihnen deshalb auch jede Idee eines höchsten Wesens abgesprochen. So schreibt Fr. v. Hellwald: „Mit Ausnahme einiger wenigen Stämme im Norden haben die Kalifornier keine wie immer geartete Vorstellung eines höchsten Wesens."[2] Er beruft sich für diese Behauptung auf Stephan Powers Werk[3]. Aber Power drückt sich keineswegs so apodiktisch aus. Bancroft, der sich ebenfalls auf Power beruft, schreibt: „Sie (die Kalifornier) scheinen ausnahmslos einen dunklen Begriff von einem hohen, fast höchsten Wesen gehabt zu haben; die meisten redeten von ihm als einem ‚Großen Mann', dem ‚Alten Mann da droben', ‚Dem Droben', doch legen sie ihm, wie es gewöhnlich ist in solchen Fällen, nur die unbestimmtesten, meist negativen Funktionen und Eigenschaften bei."[4] Auch Hellwald gibt zu, daß die Kalifornier „fast alle von dem großen oder dem ‚alten Mann da droben' sprechen, aber sie besitzen bloß den Ausdruck, nichts mehr, und dieser Ausdruck ist ganz augenscheinlich (!) ein ihnen durch den Umgang mit Weißen aufgepfropftes fremdes Reis. Sobald man sie ausfragt über den Ursprung der Welt, des Menschen, des Feuers, verschwindet dieser fabelhafte ‚alte Mann da droben', und der Coyote kommt zum Vorschein. Der Coyote (Prairiefuchs) tat alles, schuf alles nach ihrer Meinung". Daß die Kalifornier fast alle von dem „Großen oder alten Mann da droben" reden, ohne irgend welchen wenigstens dunklen Begriff damit zu verbinden, ist doch eine sonderbare Annahme. Das Fehlen des Begriffes der Schöpfung beweist nicht, daß sie keine dunkle Idee von einem höchsten Wesen hatten, das weit über allen andern stand. Hellwald gibt ja selbst mit Berufung auf Power zu, daß sie zahlreiche höhere und niedrigere, mächtigere

---

[1] Ebd. III 524. [2] Naturgeschichte des Menschen I 333.

[3] Contribution to Northamerican Ethnology, Bd III: Tribes of California, Washington 1877.

[4] Bancroft a. a. O. III 158.

und schwächere Geister anerkannten, die sie sich geneigt zu machen oder deren Grimm sie abzulenken suchten. Sie hatten also eine Rangordnung unter den Geistern, und einer davon muß der höchste und mächtigste von allen gewesen sein. Da liegt doch die Vermutung nahe, daß eben „der Große, alte Mann da droben" dieser höchste Geist gewesen sei, dem sie aber keine Verehrung erwiesen, weil sie nur unklare Ideen über ihn hatten.

„Überall in Amerika", schreibt D. G. Brinton, ein ausgezeichneter Kenner der amerikanischen Völker, „besaß der Eingeborne ein Gefühl des Überirdischen. Er wußte unsichtbare, aber mächtige Kräfte um ihn her an der Arbeit, die ihm, wie sie wollten, helfen oder schaden konnten. In jeder Brust stand ein Altar des ‚unbekannten Gottes'." Und Ratzel, der diese Worte anführt, sagt: „Kein amerikanisches Volk ist ohne Religion. Wir finden den Glauben an ein oder mehrere höhere Wesen und eine Menge niederer Geister, Schöpfungssagen und die Vorstellung von einem Jenseits. Der Gedanke eines einzigen Gottes schwebt unklar über der Verehrung des Himmels oder der Sonne." [1]

3. Die Südkalifornier.

Die Südkalifornier bevölkern das Gebiet südlich vom 35.° n. Br. bis zu den Grenzen des Staates Kalifornien. Die hauptsächlichsten Stämme dieses Gebietes sind besonders die Cahuillas und Diegueños. Die Männer tragen als Kleidung ein Hirschfell oder ein aus zusammengenähten Kaninchenfellen bestehendes Kleid; oft gehen sie auch ganz nackt. Die Frauen und Mädchen tragen einen Fellrock mit schweren Fransen, die bis zu den Knien herabreichen. Die Wohnungen der Südkalifornier gleichen denen ihrer nördlichen Nachbarn. Jeder Stamm anerkennt einen Häuptling, dessen Aufgabe es ist, Streitigkeiten zu schlichten, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, die Feste zu bestimmen und gute Ratschläge zu geben. Darüber hinaus hat er wenig Gewalt. Ein Rat der Älteren steht ihm in seinen Pflichten bei. Das Amt des Häuptlings war erblich, und zwar so, daß in Ermanglung eines männlichen Erben die Würde an die nächste weibliche Verwandte überging. Diese konnte heiraten, wen sie wollte, aber ihr Mann erlangte dadurch keine Gewalt; diese blieb in den Händen der Frau, bis ihr ältester Sohn großjährig wurde; dann übernahm dieser die Regierung [2]. Einem Mörder nahmen die Verwandten seines Opfers das Leben, wenn es ihm nicht gelang, in den Tempel zu flüchten. In diesem Falle überließen sie die Strafe ihrem Gott. Doch wurde die Rache eigentlich nur verschoben; die Kinder des Ermordeten rächten diesen unfehlbar früher oder später an dem Mörder oder seinen Nachkommen.

Wurde ein Häuptling zu alt zum Regieren, so dankte er zu Gunsten seines Sohnes ab. Bei dieser Gelegenheit wurde ein großes Fest veranstaltet. Sobald das Volk durch Ausrufer versammelt war, wurde die Krone auf das Haupt des erwählten Häuptlings gesetzt und dieser in königliche Gewänder gekleidet. Er ging in den Tempel und verrichtete einen Einzeltanz vor dem Gott Chinigchinich. Dann kamen die andern Häuptlinge, tanzten im Kreise um ihn

[1] Völkerkunde I² 573. [2] Bancroft The native Races usw. I 409.

herum. Damit war der Häuptling anerkannt. Obwohl die Häuptlinge wenig Autorität besaßen, verstanden sie es doch, im Bunde mit den Alten ihren Einfluß in schlauer Weise geltend zu machen. Wenn eine wichtige Maßregel zu ergreifen war, z. B. die Tötung eines Übeltäters oder eine Kriegserklärung an einen feindlichen Stamm, so sandten sie ihre Herolde aus, die laut das Verbrechen und den Verbrecher verkündigten oder lebhaft das von den Feinden erlittene Unrecht schilderten. Ihre Beredsamkeit verfehlte selten die Wirkung[1].

Die Häuptlinge durften mehrere Weiber haben, die gewöhnlichen Männer nur eines. In Los Angeles County wurde die Heirat zwischen den beiderseitigen Verwandten vereinbart. Zuerst ging der Brautwerber mit seiner Begleitung in das Haus der Braut und teilte dort Geschenke aus. Später wurde dieser Besuch von den Verwandten des Mädchens im Hause des Bräutigams erwidert. Dann wurde der Tag der Hochzeit bestimmt. Die Braut wurde in ihrem schönsten Schmuck von einer Verwandten in den Armen nach dem Hause des Bräutigams getragen. Auf halbem Wege kam dem Zug eine Abordnung des Bräutigams entgegen; einer davon nahm das Mädchen in seine Arme, trug es in das Haus des Bräutigams, wo es neben den Bräutigam gesetzt wurde. Es folgte ein großes Fest mit Tänzen, und damit war die Heirat abgeschlossen. An andern Orten bat der Bräutigam durch seine Freunde oder Verwandten die Eltern um die Erlaubnis, ihre Tochter heiraten zu dürfen. Willigten diese ein, so zog der Bräutigam in das Haus der zukünftigen Schwiegereltern und blieb einige Zeit dort, damit er sich von der Geschicklichkeit seiner Zukünftigen in den häuslichen Verrichtungen überzeugen könne. Doch mußte er während dieser Zeit täglich eine bestimmte Menge von Nahrungsmitteln liefern. War er befriedigt, so wurde der Tag der Hochzeit bestimmt, die in der oben beschriebenen Weise stattfand. Kinder wurden oft schon früh miteinander verlobt, blieben dann immer beisammen, bis sie erwachsen waren, und dieser Vertrag wurde kaum je gebrochen. Manche erwarben sich ihre Frauen durch Entführung, was oft zu Kriegen unter den verschiedenen Stämmen veranlaßte. Mißhandelte ein Mann seine Frau, so nahmen ihre Verwandten sie wieder zu sich, mußten aber den erhaltenen Brautpreis zurückerstatten. Sie verheirateten dann die Frau an einen andern. Die Ehescheidung war sehr leicht und hing nur von der Laune der Ehegatten ab. Ehebruch wurde streng bestraft. Der Mann, der seine Frau im Ehebruch ertappte, durfte sie töten, oder er konnte sie dem Verführer übergeben und sich dessen Braut aneignen.

Nach der Niederkunft galt die Frau drei Tage lang als unrein; sie durfte während dieser Zeit nichts essen und nur warmes Wasser trinken; nach Ablauf der drei Tage wurde sie mit dem Kind einer Art Schwitzkur unterworfen und durfte dann noch zwei Monate lang kein Fleisch essen. Obwohl der Mann die sog. Cuvade nicht hielt, mußte er doch zur Zeit der Niederkunft der Frau sich von manchen Speisen enthalten und durfte das Haus nicht verlassen. Bei einigen Stämmen durfte der Mann bis zur Entwöhnung des Kindes keinen Umgang mit der Frau haben.

[1] Ebd. 410.

Um Krieger zu werden, mußte der Jüngling schwere Prüfungen bestehen; sein nackter Leib wurde mit stechenden Nesseln so lange gepeitscht, bis er buchstäblich unfähig war, sich zu bewegen; dann wurde er auf ein Nest giftiger Ameisen gelegt, und man störte dieselben auf, so daß sie wütend über den ganzen Leib herfielen, in Augen, Ohren, Mund und Nasenlöcher krochen und dem armen Menschen unbeschreibliche Schmerzen verursachten. Der Missionär P. Geronimo Boscana berichtet, daß die jungen Leute unterwiesen wurden, „die Wahrheit zu lieben, das Gute zu tun und das Alter zu ehren“[1]. Schon in früher Jugend wurden sie unter die Obhut einer besondern Schutzgottheit gestellt, von der man voraussetzte, daß sie die Gestalt irgend eines Tieres annehme. Um dieses besondere Tier, welches die zukünftigen Geschicke der Kinder leiten (d. h. ihr Totem werden) sollte, ausfindig zu machen, wurde das Kind berauscht und drei oder vier Tage ohne Nahrung gelassen. In diesem Zustand wurde es gequält und ausgefragt, bis es endlich, ganz erschöpft und geängstigt, bekannte, daß es seine Gottheit sehe und die Gestalt des Tieres beschrieb. Die Figur dieses Tieres wurde ihm dann unauslöschlich auf Brust und Arme eingebrannt. Auch die Mädchen mußten sich, wenn sie ins mannbare Alter kamen, einer schmerzlichen Reinigungszeremonie unterwerfen, die von Tänzen und Festen begleitet war.

Als die Missionäre zuerst in das Land kamen, fanden sie dort Männer, welche Frauenkleider trugen und zu widernatürlichen Zwecken als Frauen dienten. Diese wurden von Jugend auf wie Frauen behandelt, unterrichtet und gebraucht und sogar häufig den Häuptlingen oder großen Männern als Frauen angetraut.

Die Südkalifornier sind sehr abergläubisch, und deshalb hatten die Medizinmänner, halb Ärzte halb Zauberer, einen sehr großen Einfluß auf das Volk. Sie hatten, so glaubte man, Verkehr mit übernatürlichen Wesen und konnten ebensowohl heilen als töten. Sie waren auch keinen Gefahren ausgesetzt; denn wenn der Kranke starb, wurde sein Tod dem gerechten Zorn ihres Gottes zugeschrieben. Um das Mißfallen der Gottheit abzuwenden und bösen Zauber fernzuhalten, wurden Sühne- und Bittänze veranstaltet, an denen der ganze Stamm teilnahm. Die Toten wurden an vielen Orten mit ihrer persönlichen Habe verbrannt, an andern begraben, und zwar in sitzender Stellung. Waffen, Werkzeuge wurden in das Grab gelegt. Den Tod hielten die Wilden für ein wirkliches, obwohl unsichtbares Wesen, das aus Zorn oder Bosheit seinem Opfer den Atem entzog. Die zukünftige Wohnung der guten Geister (Seelen) glich der nordischen Walhalla; dort in der Wohnung ihrer Götter sollten sie ewig leben in beständigem Überfluß an Speise und Trank, an Tänzen und Frauen[2]. Wie ihre Ideen von der zukünftigen Vergeltung, so waren auch ihre Befürchtungen vor Strafen in diesem Leben ganz materiell. Alle Unglücksfälle wurden der Rache ihres Gottes wegen der von ihnen begangenen Verbrechen zugeschrieben.

Nach Geronimo Boscana, einem der ersten Missionäre in Kalifornien, war im Tal und in der Umgebung von San Juan Capistrano der Glaube an

[1] Bancroft, The native Races usw. I 414. [2] Ebd. 421.

einen mächtigen Gott mit Namen Acagchemem sehr verbreitet. Über die Erschaffung der Welt erzählen die Eingebornen mit verschiedenen Varianten: Bevor diese materielle Welt existierte, lebten zwei Wesen, Bruder und Schwester, deren Natur unbekannt ist. Der Bruder lebte oben, und sein Name bedeutete Himmel, die Schwester lebte unten, und ihr Name bedeutete Erde. Aus ihrer Verbindung gingen der Reihe nach Erde und Sand, Felsen und Steine, Pflanzen und Tiere hervor und endlich eine große Persönlichkeit mit Namen Quiot, die ein großer Häuptling war. Quiot zeugte mit einer unbekannten Mutter viele Kinder einer Medizinerrasse. Als Quiot alt und zum Regieren unfähig wurde, vergifteten ihn seine Kinder. Beim Begräbnis sahen sie eine wunderbare Erscheinung und fragten sie: „Bist du unser Häuptling Quiot?“ Die Erscheinung antwortete: „Nein, denn ich bin größer als Quiot; ich heiße Chinigchinich, und meine Wohnung ist droben. Ich schaffe alle Dinge und will jetzt Menschen bilden, wie ihr seid, euch aber gebe ich verschiedene Kräfte: dem einen die Kraft, Regen zu machen, dem andern, Tau oder Eicheln oder Wild hervorzubringen.“ Dann schuf Chinigchinich aus Lehm Menschen: Mann und Weib, und von diesem Paare stammen die heutigen Kalifornier ab[1].

Nach einer andern Lesart erschien beim Tode Quiots ein Wesen, das Quiamot hieß. Dieser Quiamot ist bekannter unter dem Namen Chinigchinich, der „Allmächtiger“ bedeutet. Er erschien mit einer Krone von Federn auf dem Kopf und führte vor dem Volk einen Tanz auf. Dann rief er die Medizinmänner (puplems), zu denen, wie es scheint, die Häuptlinge immer gerechnet wurden, bestätigte ihre Gewalt, sagte ihnen, er sei von den Sternen gekommen, um sie im Tanzen und andern Dingen zu belehren und ihnen zu zeigen, wie sie seinen Namen anrufen sollten, damit er ihre Bitten erhöre. Dann bereitete er sich zum Sterben vor, und die Leute fragten ihn, ob sie ihn begraben sollten. Er antwortete: „Hütet euch davor, sonst wird meine Hand schwer auf euch lasten. Ich gehe jetzt hinauf zu den hohen Sternen, von wo meine Augen alle Wege der Menschen überschauen, und wer immer meine Gebote nicht hält, der soll von Krankheiten heimgesucht und von den Tieren zerrissen werden.“[2]

Die Kultstätte (vanquech) scheint ein dachloser Pferch gewesen zu sein, in dem das Bild des Gottes Chinigchinich aufgestellt war. Das Bild bestand aus der mit Federn und andern Dingen ausgestopften Haut eines Prairiefuchses oder einer Bergkatze, so daß sie wie ein lebendiges Tier aussah. Ein Bogen und einige Pfeile waren an ihm befestigt, und andere Pfeile steckten in der Kehle. Der ganze Ort galt als heilig, und nur mit Ehrfurcht durfte man sich ihm nahen. Opfer wurden keine dargebracht, wohl aber Gebete. Jeder Vanquech oder Tempel galt als Zufluchtsstätte und hatte mehr Rechte als die jüdischen Asylstädte. Jeder Verbrecher war dort sicher, ja das Verbrechen selbst galt als getilgt, wenn der Täter das Heiligtum betrat. Dieser konnte wieder frei herumgehen wie zuvor, und es war nicht einmal erlaubt, das Verbrechen zu erwähnen. Alles, was der Rächer tun konnte, war, daß er auf ihn hinwies und höhnend sagte: „Seht, dieser Feigling war gezwungen, zu Chinigchinich

[1] Ebd. III 163—164. [2] Ebd. 165—166.

zu fliehen." Die Flucht verlor insofern an Bedeutung, als sie die Strafe vom Kopf des Flüchtlings auf den eines andern Verwandten lenkte. Denn bis ins dritte und vierte Geschlecht galt als Rechtsgrundsatz: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Außer Chinigchinich verehrten oder fürchteten wenigstens die Südkaroliner einen Gott Touch, der in den Bergen oder im Innern der Erde wohnte, aber von Zeit zu Zeit in der Gestalt eines erschrecklichen Tieres erschien. Jedes Kind im Alter von sechs oder sieben Jahren erhielt ein ihm von diesem Gott gesandtes Tier zum Beschützer. Um dieses Tier oder diesen Geist in Tiergestalt ausfindig zu machen, mußte das Kind narkotische Getränke nehmen oder in dem Vanquech drei Tage fasten und wachen. Das Kind, dessen Rang es ihm gestattete, auf das Erscheinen seines Beschützers im Vanquech zu warten, wurde neben das Bild des Gottes Chinigchinich gesetzt, und vor ihm stellte einer der weisen Männer eine ungeschlachte Tierfigur hin. Das Kind mußte dann seine Wache vollenden und wurde von Zeit zu Zeit ermahnt, geduldig alles zu ertragen, da jeder Versuch, diese Gebote durch Essen oder Trinken oder sonstwie zu übertreten, von Chinigchinich schrecklich gestraft würde. War alles vollendet, so brannte man dem Kind die Figur des verlangten Tieres auf den rechten Arm oder das Bein. Das war das von Chinigchinich geforderte Siegel (Totem).

Achtes Kapitel.

Die Neumexikaner.

Unter dem Namen Neumexikaner fassen wir hier eine Anzahl Völker im südlichen Neumexiko, Arizona und Texas bis in das nördliche Gebiet Mexikos zusammen. Viele von diesen Völkern waren bis in die neueste Zeit herumschweifende Nomaden und Jäger, nämlich die Apatschen, Komantschen und Navajos, die man unter dem Namen Apatschen im weiteren Sinne zusammen begreifen kann. Andere leben von jeher in festen Niederlassungen, Dörfern oder Städten angesiedelt. Zu diesen gehören die Pueblos und die Pimas.

1. Die Apatschen.

Die Apatschen (Apaches) im weiteren Sinne schweiften, bevor sie in Reservationen eingeschlossen wurden, in Neumexiko und Arizona herum und teilweise in Texas bis hinein nach Mexiko. Zu ihnen gehören die Apatschen im eigentlichen Sinne, die sich selbst Schis Inday (Waldmenschen) nennen und in zahlreiche Stämme (Coyoteros, Faraones, Chiricaguis, Gileños usw.) zerfallen, ferner die Komantschen und die Navajos an den Ufern des Colorado. Die Apatschen im engeren Sinn und die Navajos gehören sprachlich zu den Denevölkern. Im 18. Jahrhundert wohnten viele Apatschen nördlich von Sonora zu beiden Seiten des Gila im heutigen Arizona und Neumexiko. Die ersten eingehenderen Nachrichten über die Apatschen verdanken wir dem deutschen Missionär Pfefferkorn S. J., der lange bei den Sonorern arbeitete. Er hat zwar nie unter den Apatschen gelebt, aber sorgfältig die Angaben gesammelt, die er von Spaniern

und besonders von Indianern erhielt, welche unter ihnen als Gefangene gelebt hatten und geflohen oder losgekauft worden waren [1].

Die Apatschen, sagt Pfefferkorn, sind große Räuber; sie wohnen im Gebirge zerstreut, durchgehends an Orten, wo man ihnen nicht leicht beikommen kann. Gewöhnlich wohnen nur wenige beisammen, etwa nur die nächsten Verwandten, und zwar in schlechten Hütten aus Baumästen ähnlich denen der Sonorer. „Ihr Hausgerät ist auch nicht besser, doch schlafen sie nicht wie diese auf der bloßen Erde, sondern sie pflegen sich von Laub und Gras eine sanfte Lagerstätte zu bereiten, welche Gemächlichkeit sie auch auf dem Felde, wo sie zu schlafen gedenken, nie entbehren wollen." [2] Sie pflanzen an verschiedenen Orten Mais, Bohnen, Kürbisse usw., aber so wenig, daß sie verhungern müßten, wenn sie sich ihre Nahrung nicht durch Rauben und Stehlen zu verschaffen wüßten. Kein Vieh ist vor ihnen sicher, vorzüglich aber lieben sie das Pferde-, Maultier- und Eselfleisch; wo sie dieses haben können, bleibt alles übrige von ihnen verschont. Sie essen das Fleisch nicht roh, sondern halb gebraten und haben dazu vortreffliche Zähne. Diese Kost soll bei ihnen einen sehr üblen Geruch verursachen, und die Sonorer behaupten, daß ihre Pferde es am Geruche merken, wenn Apatschen in der Nähe verborgen liegen, und an dem Ort nicht ohne Zwang vorbeigehen wollen.

„Unter den Indianern in Neuspanien sind die Apaches die ehrbarsten. Nie sieht man sie nackend. Ihre Kleidung sind Tierhäute, besonders Rehfelle, deren es viele im Lande gibt, und welche sie gut zu bereiten wissen. Daraus machen sie Wammes (Wämser), Hosen, Strümpfe und Röcke für die Weiber. Sie gehen auch nicht barfuß, sondern tragen Schuhe aus Rind- oder Pferdefellen, welche ohne Absätze und vorne ganz spitzig sind. Daher kann man sie aus ihren Fußstapfen leicht wahrnehmen, wenn sie in Sonora sind." [3] „In dem Ehestande befriedigen sie sich (begnügen sie sich) mit einem Weibe und verwerfen die Vielweiberei. Den Ehebruch verabscheuen sie dermaßen, daß sie den Ehebrecher an einen Baum binden und mit Pfeilen erschießen, dem Weibe aber zur ewigen Schande die Nase abschneiden. Diese erschreckliche Strafe vollzieht ohne Erbarmen die Anverwandtschaft selbst an den Beschuldigten; und dieses ist unter ihnen gleich einem unverbrüchlichen Gesetz, woraus sich schließen läßt, daß das Licht der Natur bei den Apaches weniger als bei den andern Barbaren verdunkelt sei. Bei den Unverehelichten geht es jedoch so rein nicht her." [4]

Eine eigentliche Obrigkeit kennen die Apatschen nicht, auch keine Richter. „Ein jeder ist Herr für sich und lebt in allem nach seinem Belieben. Ihre vorfallenden Streitigkeiten werden ohne weitläufigen Prozeß unverzüglich durch das Faustrecht geschlichtet. Nur allein in ihren Feldzügen unterwerfen sie sich freiwillig der Anführung einiger von ihren Landsleuten, nämlich derjenigen, welche mehrmals auszeichnende Proben ihrer Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit gegeben haben. Diese vertreten alsdann die Stelle von Hauptleuten, und die

---

[1] Beschreibung des Landes Sonora samt andern merkwürdigen Nachrichten aus den inneren Teilen Neu-Spaniens. Von Ignaz Pfefferkorn, elfjährigem Missionär daselbst, 3 Bde, Köln 1794—1795, I 384 ff.

[2] Ebd. 385. [3] Ebd. 387. [4] Ebd. 388.

übrigen richten sich nach ihrem Befehl. Sobald sie aber nach Hause kommen, hat ihre Würde und ganzes Ansehen ein Ende.“ [1]

Ihre Waffen sind Spieße, Bogen und Pfeile. Die Pfeile vergiften sie nicht, machen sie aber merklich länger als andere Nationen. Sie sind unvergleichliche Schützen. Ihre Spieße sind beinahe vier Ellen lang. Sie rösten deren Spitzen bei gelindem Feuer, wodurch sie fast eisenhart werden. Viele gebrauchen auch Lanzen mit eisernen Spitzen. Das Eisen nehmen sie von den gefangenen oder ermordeten Spaniern. Meist ziehen sie in geringer Zahl auf Raub aus, um nicht so leicht entdeckt zu werden. Zuweilen versammeln sie sich in großer Menge, besonders wenn sie auf einen reichen Fang hoffen oder besorgen, verfolgt zu werden. Zu dem Ende laden sie einander durch einen Rauch ein, den sie auf den Gipfeln der Berge machen. Die nämlichen Zeichen geben sie sich, wenn sie mit einer fetten Beute heimkehren und die Nachbarn zum Schmause einladen oder wenn etwa Feinde im Anzuge sind. In letzterem Fall fliehen sie entweder in die innersten Gebirge oder sie bringen zuerst ihre Weiber und Kinder in Sicherheit und fallen dann auf einer andern Seite in Sonora ein, teils um Rache zu nehmen, teils um dadurch die Feinde zum Abzug zu zwingen. Gewöhnlich ziehen sie zur Nachtzeit beim Mondschein auf ihre Räubereien aus. Die erbeuteten Pferde müssen ihnen größtenteils zur Nahrung dienen, nur die besten erhalten sie, um sie bei ihren Streifzügen zu gebrauchen [2]. Bei Tage lauern sie oft wie Straßenräuber den Reisenden auf, gewöhnlich an Plätzen, wo dichtes Gesträuch und Engpässe oder die Berge so nahe sind, daß sie leicht entfliehen können. Plötzlich schießen sie ihre Pfeile aus dem Dickicht und brechen dann mit wildem Geschrei hervor. Verspüren sie herzhafte Gegenwehr, so halten sie nicht lange stand, sondern verschwinden im Augenblick hinter Sträuchern und Klippen. Bemerken sie aber beim Feinde Furcht, so ist ihre Wut ohne Maß. In der ersten Hitze ermorden sie alles, was ihnen begegnet, und zwar mit unmenschlicher Grausamkeit. „Ich habe“, erzählt Pfefferkorn, „einige begraben, deren Körper mit Lanzenstichen von oben bis unten ganz zerfetzt und unkenntlich gemacht waren.“

Den Gefangenen, die ohne Widerstand in ihre Hände fallen, pflegen sie das Leben zu schenken. Aber sie ziehen sie nackt aus und teilen die Kleider unter sich. Sie binden sie alsdann und schleppen sie als Gefangene mit. Wenn sie im Land der Apatschen ankommen, werden sie von Weibern und Kindern mißhandelt und verspottet. Nach dieser Zeit aber wird ihnen kein Leid mehr zugefügt, solange sie nicht in den Verdacht kommen, entfliehen zu wollen. Wird ein Gefangener beim Fluchtversuch ertappt, so wird er grausam umgebracht. Die Apatschen wechseln zuweilen die Gefangenen mit den Spaniern aus oder geben dieselben gegen ein Lösegeld, bestehend in Pferden, Messern u. dgl., wieder zurück. Merkwürdig ist, daß viele Indianer und auch Spanier, die bei den Apatschen gefangen gewesen, sich dergestalt an das freie, zügellose Leben dieser Barbaren gewöhnt hatten, daß sie nicht mehr zu den Ihrigen zurückverlangten, ja nach der Befreiung wieder zu den Apatschen entflohen. Diese

---

[1] Pfefferkorn, Beschreibung des Landes Sonora usw. I 389—390.
[2] Ebd. 394.

behandeln diejenigen, die freiwillig zu ihnen übergehen und an deren Treue sie glauben, nicht als Fremde, sondern als Landsleute[1].

Wir lassen den Angaben Pfefferkorns noch einige Notizen aus Bancroft folgen, bemerken aber, daß dieser unter dem Namen Apatschen nicht bloß die eigentlichen Apatschen, sondern auch die ihnen anverwandten Wanderstämme der Komantschen, Navajos u. a. mit einbegreift. Auch Bancroft behauptet, daß diese auf ihre persönliche Freiheit äußerst eifersüchtigen Wilden keine strenge Regierung in Friedenszeiten haben. Die nominelle Autorität, deren Träger der Kriegshäuptling ist, wird gewählt, ist aber dem Rat der Krieger untergeordnet. Jeder Vater hat unbeschränkte Herrschaft über seine Kinder, bis sie ins heiratsfähige Alter kommen. Seine Macht und sein Ansehen in der Ratsversammlung bemißt sich nach der Zahl seiner Sklaven und der Höhe seines sonstigen Vermögens. Die Häuptlinge werden aus denen gewählt, die sich durch List und Tapferkeit im Krieg und Erfolg auf der Jagd auszeichnen. Ein Häuptling kann zu jeder Zeit abgesetzt werden. Zuweilen aber bleibt die Häuptlingswürde mehrere Generationen in derselben Familie wegen des Reichtums oder der Tapferkeit der Söhne. In Friedenszeit hat der Häuptling wenig Autorität, in Kriegszeiten aber wird ihm pünktlich gehorcht[2].

In den Ratsversammlungen werden altererbte Gebräuche und Überlieferungen den Entscheidungen zu Grunde gelegt; im Verkehr der Individuen und der Stämme untereinander herrscht nur das rohe Faustrecht mit dem ius talionis im weitesten Sinne. Mord, Diebstahl, Ehebruch und Empörung werden bei den Komantschen, und wie es scheint, auch bei den Apatschen und Navajos entweder mit dem Tode oder durch öffentliches An-den-Pranger-stellen oder durch private Vereinbarung oder die Dazwischenkunft älterer Krieger erledigt. Ein Doktor, der seinen Patienten nicht heilt, muß mit dem Tode bestraft werden. Oft stehlen diese Wilden die Kinder anderer Stämme, um sie zu verkaufen, einige verkaufen auch in der Armut ihre eigenen Kinder. — Das weibliche Geschlecht ist verachtet; das kleine Mädchen erhält von der Mutter nur wenig Sorge, da es von geringem Wert für den Stamm ist. Später wird es das Lasttier und die Sklavin des Mannes. Die Apatschen feiern den Eintritt des Mädchens in das heiratsfähige Alter mit Festen und Tänzen. Das Mädchen muß einige Zeit in einer Hütte isoliert bleiben und geduldig die seiner wartenden Pflichten anhören, welche alte Männer und Häuptlinge ihm vorhalten[3]. Das Freien besteht darin, daß der Brautwerber dem Vater des Mädchens den Preis bezahlt und, wenn dieser einwilligt, es mit nach Hause nimmt. Doch wird auch auf den Wunsch des Mädchens Rücksicht genommen. Während Pfefferkorn, wie wir gehört, behauptet, daß die Apatschen die Vielweiberei verwerfen, behaupten die meisten Reisenden, Vielweiberei sei bei ihnen allgemein; jeder Mann könne so viele Weiber haben, als er wolle; vielleicht daß in diesem Punkt Verschiedenheit bei verschiedenen Stämmen herrschte, oder daß die Apatschen seither zur Polygamie übergegangen sind. Meistens ist

---

[1] Ebd. 401—402.

[2] Bancroft, The native Races usw. I 507—508. Man vgl. auch den Artikel Apaches in der Encyclopedia of Religion and Ethics, edit. by Hastings, Edinburgh 1908 ff.

[3] Bancroft a. a. O. 511.

jedoch eine die Lieblings- oder Hauptfrau, der die andern unterstehen. Gewöhnlich heiratet der Mann auch die Schwester seiner Frau, sobald sie alt genug ist. Eine Witwe darf ein Jahr lang nach dem Tode ihres Mannes nicht heiraten, nur für den Bruder des Verstorbenen gilt dieses Gesetz nicht; dieser darf sie heiraten, sobald er will. Hat ein Mann mehr als eine Frau, so leben diese gewöhnlich in verschiedenen Lagern, und daher mag es kommen, daß die Kinder der Mutter gehören und nach der Ehescheidung bei ihr bleiben[1]. Die Ehen werden leicht gelöst; der Mann kann nach Belieben das Weib verstoßen und das für sie bezahlte Eigentum zurücknehmen, die Frau kann den Mann verlassen, aber dies bringt eine solche Schande über den Mann, daß sie nur durch die Tötung irgend eines Menschen weggewaschen werden kann. Im Falle der Trennung folgen die Kinder ihrer Mutter[2]. Eine sonderbare Tatsache ist, schreibt Bancroft, daß von all diesen verschiedenen Völkern (die er zur Apatschenfamilie rechnet) nur die eigentlichen Apatschen Wert legen auf weibliche Keuschheit. „Alle Autoritäten stimmen darin überein, daß die Apatschenfrauen vor und nach der Heirat auffallend keusch seien."

Die Kunst, die Kranken zu heilen, ist fast ausschließlich in den Händen der Priester oder Medizinmänner. Alle Krankheiten werden dem Einfluß böser Geister zugeschrieben. Fehlen Kräuter, so nehmen sie zu Zauberkünsten, Träumen u. dgl. Dingen ihre Zuflucht. Sie werden auch über die Zukunft befragt. Gewöhnlich werden die Kranken und Krüppel mit großer Härte behandelt. Die meisten Völkerschaften in der Nähe des Colorado verbrennen ihre Toten sobald als möglich, und alle persönlichen Habseligkeiten werden mit verbrannt: Werkzeuge, Eigentum und zuweilen sogar Weiber, „um ihrem Herrn in das Land der Geister zu folgen". Diejenigen Stämme, welche die Toten nicht verbrennen, begraben sie in Höhlen (so die Apatschen im engeren Sinne) oder in nicht tiefen Gräbern zugleich mit ihren Kleidern, Decken, Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen[3], woraus ihr Glaube an die Unsterblichkeit erhellt. Den Frauen wird oft ein Tragkorb auf das Grab gelegt[4]. Die Komantschen errichten häufig einen Steinhaufen über dem Grabe eines Kriegers und setzen daneben einen Pfahl, an dem sie ein Paar Mokassins aufhängen. Nach dem Begräbnis haben sie ihre Trauerfeier mit Tänzen und Gesängen und Wehklagen der Weiber oft einen ganzen Monat lang. Doch gilt das nur für Krieger; Kinder und alte Leute werden einer so großen Trauer nicht für würdig erachtet. Der Name eines Toten wird selten erwähnt, und besonders die Apatschen scheuen sich sehr, Fremde an ihrer Begräbnisfeier, die gewöhnlich in der Nacht stattfindet, teilnehmen zu lassen.

Man hat keine Beweise dafür, daß die Apatschen, Komantschen usw. je allgemein dem Kannibalismus gehuldigt haben; doch scheinen einige Stämme zuweilen das Fleisch ihrer Feinde verzehrt zu haben[5]. Alle diese Stämme sind sehr gastfreundlich, und obwohl sie die fremden Völker gern bestehlen, scheint doch der Diebstahl unter den Stammesgenossen nicht geduldet zu werden[6]. Die

[1] Vgl. Antonio Apache, The Apaches, in der Encyclopedia of Religion and Ethics I 601.

[2] Bancroft, The native Races usw. I 513. [3] Ebd. 522—523.

[4] Vgl. ebd. 603. [5] Ebd. 521. [6] Ebd. 524—525.

Komantschen werden als ihren Verbündeten treu ergeben geschildert, über ihre Freiheit wachen sie eifersüchtig, sie sind nüchtern und heiter, würdevoll in ihrem Betragen. Untereinander halten sie treu zusammen, und Streitigkeiten unter Verwandten und Freunden sind bei ihnen fast unerhört.

Über die Religion dieser Völker ist nicht viel bekannt. Von den Komantschen schreibt Jos. Gregg[1]: „Die Hauptgottheit der Komantschen ist ohne Zweifel die Sonne. Wenn sie sich auf einen Feldzug vorbereiten, sollen sie nie ermangeln, ihre Waffen jeden Morgen bei Zeiten auf die Ostseite ihrer Hütten zu stellen.“ Das ist aber nicht alles. Sie haben auch eine unklare Idee von einem großen höchsten Geist, aber sie scheinen die Sonne und die Erde als Vermittler mit ihm oder als eine Art Verkörperung von ihm anzusehen[2]. Möglicherweise gelten ihnen Sonne und Mond nur als Wohnort des Großen Geistes. Sie haben sehr viele Zauberer und mancherlei religiöse Zeremonien und Gesänge, die sie direkt an die Sonne als die große Quelle des Lebens und an die Erde als die Erzeugerin und den Wohnort der lebenden Wesen richten. Nach Domenech trägt jeder Komantsche eine kleine am Hals befestigte Figur der Sonne mit sich oder das Bild der Sonne auf einem Schild[3]. Beim Rauchen richten sie zuerst zwei Züge aus der Pfeife feierlich gegen die Sonne, indem sie dabei einige Worte murmeln; den dritten Zug richten sie in gleicher Weise gegen die Erde. Sie halten auch jährliche Versammlungen ab, um die heiligen Feuer anzuzünden. Bei dieser Gelegenheit nehmen sie Medizinen zur Reinigung und fasten sieben Tage. Wenn ihre Geister Regen oder Sonnenschein verhindern, peitschen sie einen Sklaven, und wenn die Geister hartnäckig sind, wird derselbe fast lebendig geschunden[4].

Die Navajos nennen ihre gute Gottheit Whaillahay und den bösen Feind Chinday. Die gute Gottheit verehren sie hauptsächlich, um von ihr vor dem bösen Feind beschützt zu werden. Beim Rauchen blasen sie zuweilen den Rauch feierlich gegen den Himmel, um Regen zu erlangen, wie es scheint; zu demselben Zweck gebrauchen sie auch unter verschiedenen Zeremonien gewisse lange runde Steine, von denen sie annehmen, daß sie bei einem Donnersturm aus den Wolken geworfen wurden. Sonne, Mond und Sterne werden als Mächte angesehen, die mit Regen oder schönem Wetter in Verbindung stehen. — Sie verehren auch den Bären, töten ihn nie und rühren sein Fleisch nicht an.

Über die Apatschen schreibt Fr. v. Hellwald[5]: „Die Anschauung, daß der Verstorbene weiterlebe, daß es anderswo besser sein könne als hier, oder eine Vorstellung des Großen Geistes wie bei vielen Indianern ist nicht vorhanden.“ Beides ist nicht richtig. Die Apatschen anerkennen eine höchste Macht im Himmel, die sie Yaxtaxitaxitanne, den Schöpfer und Herrn aller Dinge,

---

[1] Wanderungen durch die Prairien und das nördliche Mexiko. Aus dem Englischen übertragen von Gottlieb Fink, III, Stuttgart 1847, 281.

[2] Bancroft a. a. O. III 170.

[3] Journal d'un missionnaire au Texas et au Mexique, Paris 1857, 13, bei Bancroft a. a. O.

[4] Ebd. I 517. Vgl. auch den Artikel Apaches in der Encyclopedia of Religion and Ethics.

[5] Naturgeschichte des Menschen I 339.

nennen. Sie scheinen ihm aber keine Verehrung zu erweisen. Sie glauben an die Seelenwanderung und betrachten die Klapperschlange als die Gestalt, welche die Bösen nach dem Tode annehmen. Die Eule, der Adler und vollkommen weiße Vögel besaßen nach ihrer Meinung Seelen göttlichen Ursprungs. Auch der Bär war in ihren Augen nicht minder heilig, denn sie glaubten, er habe die Tochter Montezumas entführt und von dieser stamme seine Rasse ab[1]. Nach dem schon erwähnten Antonio Apache[2] verehrten die Apatschen die Sonne, den Mond und andere Planeten, den Blitz, den Wind usw. und brachten ihnen Opfer dar. Sie hatten auch religiöse Tänze zu Ehren der Sonne, der Geister und der Schlangen. Der Glaube an gute und böse Geister und an die Notwendigkeit der Opfer beherrschte ihre Religion. Groß ist die Zahl und die Macht der Zauberer oder Medizinmänner und -frauen. Jeder, Mann oder Frau, der mit geistigen oder geheimen Kräften ausgestattet zu sein scheint und Vorzeichen zu deuten versteht, kann diese Profession ausüben. Mit Beten, Opfern, Tanzen, Heulen und Saugen und verschiedenen andern Zaubermitteln suchen sie die Krankheit zu vertreiben. Ein geheimnisvolles Pulver (hoddentin) wird umhergestreut und auf die Stirn, die Zunge und in Form eines Kreuzes auf die Brust des Kranken appliziert. Vielleicht haben sie dieses Kennzeichen von den alten christlichen Missionären entlehnt. Antonio Apache aber meint, der Gebrauch dieses Kreuzsymbols sei so allgemein unter den Eingebornen, daß es zweifelhaft sei, ob derselbe auf christlichem Einfluß beruhe.

Bezeichnend für den Glauben der Apatschen an Gott sind die Unterhandlungen, die am 11. Dezember 1853 zwischen einigen Vertretern der Regierung der Vereinigten Staaten und den Häuptlingen der Apatschenstämme der Lipans und Mescateros in Austin am Colorado stattfanden und durch die die Indianer zu festen Ansiedlungen bzw. zu Gebietsabtretungen veranlaßt werden sollten[3]. General Houston, der Wortführer der Amerikaner, sagte, der Gott der Christen sei ein Gott der Liebe, der Gott der Rothäute sei ein Gott des Schreckens. Chicito, der Häuptling der Lipans, erwiderte: „Es ist wahr, wir haben unsern Gott zu fürchten, und wir fürchten ihn." Houston: „Euer Gott ist ein falscher Gott." Chicito: „Ich muß gestehen, ich habe meinen Gott noch nicht gesehen, und ich glaube, General, daß du den deinen auch noch nicht zu Gesichte bekommen hast." Houston: „Der Gott der Weißen ist sichtbar in seinen Handlungen, er liebt uns, gibt uns Kleidung und Nahrung ꝛc. Der Gott der Rothäute ist ein ungütiger Gott, denn er gibt euch nichts als das nackte Leben und setzt euch oft dem Hunger und Unwetter aus." Chicito: „Auch unser Gott sorgt für seine Kinder, er gab uns den Büffel und das wilde Pferd, Wald und Wiesenland genug für unsere Jagdgründe. Wir sind zufrieden. Euer Gott ist ein reicher Gott, und ihr seid reich, unser Gott ist ein armer Gott, und wir sind arm." Houston: „Unser Gott macht uns reich und stark an Zahl, euer Gott lichtet eure Reihen." Chicito: „Es ist wahr, bald werden wir kein Pferd mehr haben, um unsern Totengräber zu bezahlen, und

---

[1] Bancroft, The native Races III 170 527.
[2] Encyclopedia of Religion and Ethics 602.
[3] Vgl. Ausland 1856, 804.

die Zeit scheint zu nahen, wann niemand mehr da sein wird, den letzten unseres Stammes zu beweinen. Wir müssen den Weißen weichen." Houston: „Daran ist euer Gott schuldig, er macht euch glauben, daß ihr den Ort verlassen müßt, wenn einer aus der Familie oder dem Stamm gestorben ist. Das ist Aberglaube." Chicito: „Unser Gott befiehlt es so, und wir müssen es tun" usw. Derselbe bemerkte noch wehmütig, die Lipans seien die ersten Menschen der Schöpfung gewesen, nach ihrer Vernichtung könne der Untergang der Welt mit Sicherheit erwartet werden[1].

Wir bemerken noch, daß den Unterredungen nicht nur die beiden Apatschenhäuptlinge, sondern auch viele von ihren Leuten, Männer und Frauen, beiwohnten. Der Glaube an Gott wird in diesen Gesprächen von den Wilden als etwas Bekanntes und Selbstverständliches vorausgesetzt. Die Wilden sehen alles Gute, was sie haben, als eine Gabe Gottes an, und auf seine Befehle führen sie ihre Gebräuche zurück. Daß sie von einem Gott der Weißen neben dem Gott der Rothäute reden und diesen im Vergleich zum ersten als arm ansehen, beweist nur, wie unklar ihre Begriffe von Gott sind. Es ist auch ganz unwahrscheinlich, daß sie den Glauben an Gott erst von den verhaßten Weißen angenommen haben sollten. Die Behandlung, welche die Ansiedler den Rothäuten zu teil werden ließen, war oft himmelschreiend. „Unter den Squatters oder Kolonisten gibt es viele Männer, die schon Hunderte von Indianern weggebirscht haben, und auf diese Weise werden die Reihen der Wilden ganz in der Stille allmählich gelichtet."[2]

2. Die Pueblos.

Unter Pueblos verstehen wir hier die seßhaften und halbzivilisierten Völkerschaften von Neumexiko und Arizona. Sie wohnen in Dörfern an den Ufern des Rio grande del Norte und seiner Nebenflüsse. Den Namen Pueblos erhielten sie von den Spaniern, welche sie in ziemlich gut gebauten Ortschaften angesiedelt vorfanden. Ihr Gebiet wurde zur Zeit der spanischen Eroberung das Land Cibola oder das Land der sieben Städte genannt, und erstreckt sich zwischen dem 34.° 45′ und dem 36.° 30′ Breitegrad. Mit den Pueblos verwandt sind nach Bancroft die Pimas am Gila, etwa 200 Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses in den Colorado, doch werden wir diese noch getrennt betrachten.

Die Pueblos bebauten schon zur Zeit der Entdeckung im 16. Jahrhundert den Boden, sie verstanden sich auf die Wollweberei und andere Gewerbe. Weil die von ihnen bewohnten Gegenden guten Boden, aber Mangel an Wasser hatten, bewässerten sie den Boden durch Kanäle, welche das Wasser aus dem Fluß auf ihre Felder führten. Die eigentlichen Pueblos sind eine kleine Rasse mit gutgeschnittenen Gesichtszügen, hellen Augen und einem gefälligen Aussehen. Die gewöhnliche Kleidung der Pueblos besteht in einer Hose und einer Decke, einige tragen auch eine Wollbluse, einen Westengürtel und Mokassins. Die Frauen tragen eine lange Wolltunika ohne Ärmel, die an den Hüften mit

[1] Ausland 1856, 805. [2] Ebd. 807.

einem farbigen Gürtel festgehalten wird, und bemalen sich Gesicht und Leib mit allerlei grotesken Figuren. Die Pueblos ernähren sich von Ackerbau und Viehzucht. Sie bauen solide Häuser aus Stein und gelten auch als die Erbauer der zahlreichen Ruinenstädte, die man in ihrem Gebiete noch heute findet und die eine sehr entwickelte Baukunst verraten. Gegen die Navajos, von denen schon bei den Apatschen die Rede war und mit denen sie oft im Kriege liegen, schützen sie sich durch die Befestigung ihrer auf Anhöhen erbauten Dörfer.

Die Dörfer werden seit alter Zeit durch einen Rat alter Männer regiert. Jedes Dorf wählt seine eigenen Vorsteher, gibt sich selbst Gesetze und ist von andern Dörfern ganz unabhängig. Diese Vorsteher oder Gouverneure werden jährlich vom Volke gewählt; alle wichtigen Angelegenheiten und alles, was sich auf das Wohl des Gemeinwesens bezieht, wird in der Estufa (Schwitzhaus) beraten. Dieses besteht in einer großen Bodenaushöhlung, deren Dach fast zu ebener Erde liegt und in die man auf Leitern hinabsteigt. Es wurde darin beständig ein Feuer unterhalten, so daß eine hohe Temperatur herrschte, und gerade deshalb wurde dieser Raum von den Spaniern Estufa genannt. Er war als Wohnung ausschließlich für die Männer bestimmt. Die Frauen durften denselben nur betreten, um das Feuer zu unterhalten und den Männern und Söhnen, die dort wohnten und arbeiteten, das Essen zu bringen[1]. Das Schwitzhaus dient als Baderaum, Rathaus, Ratszimmer, Klubhaus und sogar als Kirche. In den hier abgehaltenen Ratsversammlungen wird alles nach Stimmenmehrheit beschlossen. Alle von der Ratskammer ausgehenden Botschaften und Gesetze werden durch Boten in der Stadt ausgerufen. Die Sittlichkeit der jungen Leute wird durch eine Art Geheimpolizei überwacht und behütet. Diese muß alle vorkommenden Ungehörigkeiten dem Gouverneur berichten. Besonders wird darauf geachtet, daß junge Männer und Frauen keinen ungebührlichen Verkehr unterhalten. Kommt ein solcher vor, so werden die Schuldigen vor den Gouverneur und den Rat gebracht und, wenn die Schuld bewiesen ist, verpflichtet, sich zu heiraten, oder wenn sie sich weigern, wird ihnen jeder Verkehr miteinander untersagt, und im Fall des Zuwiderhandelns werden sie gepeitscht[2]. Sie haben auch ein Gesetz, daß niemand ohne Erlaubnis der Behörde außerhalb des Dorfes heiraten oder verkaufen darf. In den sieben verbündeten Dörfern der Mokis (eines Zweiges der Pueblos) ist die Würde des Hauptgouverneurs erblich; doch erhält diese nicht notwendig der nächste Erbe; sie kann vom Volk einem andern Gliede der herrschenden Familie übertragen werden.

Die Brautwerbung geschieht bei den Pueblos nicht in der bei andern Völkern üblichen Weise. Wenn ein Mädchen heiraten will, wartet sie nicht, bis ein junger Mann um sie wirbt, sondern sie wählt einen Bräutigam, der ihr gefällt und zieht ihren Vater zu Rate, der dann den Eltern des Erkorenen einen Besuch abstattet und den Wunsch seiner Tochter mitteilt. Selten wird gegen die Heirat eine Einwendung gemacht, doch ist es Gesetz, daß der Vater des Bräutigams die Eltern des Mädchens für den Verlust ihrer Tochter ent-

---

[1] Brasseur de Bourbourg, Popol Vuh. Le livre sacré usw., Einl. 187.
[2] Bancroft, The native Races usw. I 546.

schädige. Das geschieht durch Darbringung von Geschenken, die dem Rang und dem Reichtum des Bräutigams entsprechen. Die Einwohner eines Dorfes heiraten selten ein Mädchen aus einem andern Dorf; daher sind Heiraten unter verwandten Familien häufig. Die Hochzeit wird immer mit einem großen Fest gefeiert, zu dem die Braut die Vorräte liefern muß. Polygamie ist nie gestattet, aber Paare, die miteinander unzufrieden sind, dürfen sich trennen. Sind Kinder vorhanden, so werden diese von den Großeltern übernommen, und beide Teile dürfen wieder heiraten; doch sind die Ehescheidungen selten, da die Frauen von den Männern immer mit Achtung behandelt werden[1]. Der Frau fallen alle Hausarbeiten zu und auch ein großer Teil der Feldarbeiten. In der Behandlung der Kinder sehen die Eltern sorgfältig darauf, dieselben auf die Wege der Ehrbarkeit und Arbeitsamkeit zu lenken und ihrem Geiste die Ideen der Keuschheit und Tugend einzupflanzen.

Mit geringer Ausnahme sind die Pueblos mäßig im Trinken und Rauchen, aber Liebhaber von Tanz und Gesang. Selbst bei ihren religiösen Zeremonien bilden die Tänze einen Hauptbestandteil der Feier. Manche religiöse Zeremonien hängen mit einer mythischen Gottheit, mit Namen Montezuma, zusammen. So unterhalten sie das ewige Estufafeuer und beobachten den Aufgang der Sonne, mit dem sie, wie mehrere Schriftsteller behaupten, sehnsuchtsvoll die versprochene Wiederkehr ihres vielgeliebten Montezuma erwarten[2]. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, mit Ratzel zu bemerken, daß die Sonne bald als eine der Gottheiten, bald als deren Symbol oder Form, bald als die höchste Gottheit selber angesehen worden sei. Wahrscheinlich wurde in diesem Sinne die Sonne von den Pueblos verehrt. Las Casas[3] sagt von der Gegend von Cibola: „Es gab dort kein Idol und keinen Tempel, nur halten sie die Sonne für Gott und beten sie und außerdem die Süßwasserquellen an; in einigen Teilen des Landes haben sie die Kenntnis von dem einen wahren Gott, der im Himmel ist, und es scheint, daß sie bei der Anbetung der Sonne ihn anzubeten beabsichtigen." „Der Gegenstand ihrer Verehrung", sagt Brasseur de Bourbourg[4], „war die Sonne oder der Gott, der sie geschaffen." Die Mokis verneigen sich, bevor sie rauchen, ehrfurchtsvoll nach den vier Himmelsrichtungen. In Krankheiten nehmen sie zur Schwitzkur oder zum Baden, oft aber auch zu Medizinmännern und Zaubereien ihre Zuflucht. Außer den Zauberern hatten die Pueblos als Priester einige Greise, die man am Morgen beim Sonnenaufgang die höchste Terrasse besteigen sah, wo sie eine Ansprache hielten. Das Volk saß rings herum und hörte schweigend die Ratschläge, welche ihnen die Greise in Bezug auf Lebensführung gaben. Castañeda, der dies berichtet, fügt hinzu: „Ich glaube, daß sie Gebote haben, die sie beobachten müssen, denn es gibt unter ihnen weder Trunksucht noch Sünden gegen die Natur. Sie essen kein Fleisch, sind keine Diebe und sehr arbeitsam. Das Kreuzzeichen gilt ihnen als Symbol des Friedens."[5]

---

[1] Ebd. 548. [2] Ebd. 554. [3] Apologetica Historia 457.

[4] Popol Vuh usw., Einl. 188.

[5] Pedro de Castañeda de Najera, Relation du voyage de Cibola, entrepris en 1540, bei Ternaux-Compans, Voyages, relations et mémoires originaux IX, Paris 1838, 165.

Die Pueblos und Mokis begraben ihre Toten mit feierlichen Zeremonien, die Haupttrauernden sind die Weiber. Wenn die Leiche schon im Grabe liegt und die Männer in ernstem Schweigen um dasselbe herumstehen, kommen die Frauen in Trauerprozession, jede mit einem Wasserkrug auf dem Kopf. Eine nach der andern gießt den Inhalt des Kruges in das Grab und beginnt die Trauerklage. Die Pueblos glauben, daß an einem gewissen Tage (wie es scheint im August) die Toten sich aus ihren Gräbern erheben und auf den nahegelegenen Hügeln herumflattern, und an diesem Tage tragen alle, die Freunde durch den Tod verloren haben, Mengen von Korn, Brot, Fleisch und andern guten Dingen, die sie auftreiben können, an die von den Toten besuchten Orte, damit die verstorbenen Geister noch einmal sich an den Genüssen dieses Lebens erfreuen können[1].

Dem Charakter nach sind die Pueblos arbeitsam, ehrlich, friedliebend und doch tapfer und entschlossen, wenn es gilt, die diebischen Apatschen abzuwehren. Nüchternheit gehört zu ihren Tugenden, da übermäßige Trunksucht nur bei gewissen religiösen Festlichkeiten vorkommt. Im Spiel sind sie die gemäßigtsten von allen Barbaren[2]. Nach Brasseur de Bourbourg[3] kann man nicht zweifeln, daß ihre Religion im Grunde tief moralisch war. Sie waren jeder Gewalttätigkeit abhold, verabscheuten den Diebstahl, die Trunksucht und die sittlichen Ausschweifungen, die man bei andern Nationen findet.

Wie es scheint, glauben die Pueblos allgemein an das Dasein eines großen und guten Geistes, dessen Name zu heilig ist, um ausgesprochen zu werden; doch sagen die meisten, Montezuma sei ihm gleich, andere wiederum, die Sonne sei dasselbe wie Montezuma oder ihm gleich. Montezuma wird auch als der große Regengott angesehen und wird als solcher oft von einer Schlange unterstützt. Außerdem glauben sie noch an sehr viele böse Geister. — Der hier genannte Montezuma darf nicht mit den zwei gleichnamigen Herrschern Mexikos verwechselt werden. Der Glaube an einen großen Gott, ihren Lehrer und Erlöser, war bei den Pueblos schon längst vor den beiden Herrschern vorhanden; nach einigen war er ihr Urahne, nach andern der Schöpfer des Volkes. Der Name ist aber vielleicht von den Spaniern oder ihren mexikanischen Dienern in Neumexiko importiert und auf den unbenannten Nationalgott übertragen worden; doch ist die ganze Frage zweifelhaft. Nur so viel ist sicher, daß die Pueblos meinten, von diesem Nationalgott belehrt worden zu sein, wie sie hohe Häuser bauen, Schwitzstuben errichten und das heilige Feuer anzünden und erhalten

---

[1] Bancroft, The native Races usw. I 555, nach Ten Broeck in Schoolcrafts Archives of Aboriginal Knowledge IV 75—78. Es ist oft schwer, die Berichte der Reisenden miteinander in Einklang zu bringen. Von Cibola mit seinen sieben Städten berichtete Castañeda (Relation du voyage de Cibola 165), daß die Einwohner die Toten verbrannten und mit ihnen die Werkzeuge, die sie in ihrem Gewerbe gebraucht hatten. Vielleicht herrschten nicht überall dieselben Sitten. Doch berichtet derselbe Castañeda, daß 20 Meilen nordöstlich von Cibola eine andere Provinz mit sieben Dörfern sei, deren Einwohner denen von Cibola in Kleidung, Sitten und Religion gleichen (ebd. 166).

[2] Bancroft a. a. O.

[3] Popol Vuh usw. 188, nach den Angaben des Missionärs Benavides, der lang unter den Pueblos weilte und einen Teil derselben zum Christentum bekehrte.

sollten. Als er sie verließ, pflanzte er einen Baum und sagte ihnen voraus, eine fremde Nation werde sie lange Zeit bedrücken und während dieser Zeit werde kein Regen fallen; sie sollten aber fortfahren, das heilige Feuer zu unterhalten, bis der Baum falle; dann werde er mit einer weißen Rasse zurückkehren und ihre Feinde vernichten. Dieses heilige Feuer wurde als das Palladium des Volkes angesehen und sorgfältig gehütet. — Die Pueblosdorfhäuptlinge scheinen zugleich Priester zu sein. Sie nehmen viele Riten vor, durch die die Macht der Sonne und Montezumas und nach einigen auch die Macht der großen Schlange anerkannt wird, von der sie auf Befehl Montezumas das Leben erwarten sollen[1].

3. Die Pimas.

Bei den Pimas am unteren Gilafluß (im Süden des heutigen Arizona) hat wohl P. Philipp Anton Segesser S. J. als erster Missionär in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewirkt. Wir heben im folgenden meist fast wörtlich die wichtigsten Nachrichten heraus, die er uns über dieses Volk hinterlassen hat[2]. Jene Indianer, die in der oberen Pimeria leben und mich als ersten Missionär gehabt haben, lebten bisher ziemlich in ihrem Heidentum und Unwissenheit, weil sie sozusagen kein Licht gehabt haben von dem Gesetze Gottes. Sie leben eigentlich wie Atheisten. Denn in Wahrheit haben sie keine Erkenntnis von Gott, von dem Himmel, geschweige denn von den andern Geheimnissen des Glaubens, obwohl es scheint, daß ihnen das Licht der Natur eingibt, daß es müsse einen Oberherrn der Welt geben. Sie leben wie das liebe Vieh nach ihren Gelüsten; denn sie haben große Hoffnung, daß ihr Monte-Suma[3] — also hat sich genannt jener Regent oder König dieser Pimeria und dieses ganzen Landes Amerika bis nach Mexiko, allwo gemeldeter Monte-Suma von den Spaniern mit Steinen getötet worden — daß ihr Monte-Suma, sage ich, zurückkommen und sie wie zuvor beherrschen werde. Überdies haben sie eine Art Taufe, Ehe und Buße. Ihre Taufe besteht darin, daß sie die benachbarten Völkerschaften zu einer Versammlung einladen. Einer aus den Pimen zündet dann ein Feuer an, das er durch zwei Hölzlein hervorbringt. Unterdessen streut der Pate unter das gegenwärtige Volk Türkenkorn und andere Früchte; hernach nimmt der Meister (also nenne ich den, der das Werk vollzieht) das Kind auf seinen Schoß, nimmt einige spitzige Dörner, mit welchen er das Kind oberhalb der Augen in den Augenlidern, an den Schläfen, Lippen und Kinn, auch an der Brust und Armen einige Figuren einstupfet, mit Ruß einreibet, damit die Form beständig bleibe. Das Amt des Paten ist, daß er mit Tuch oder Leinwand das herabfließende Blut auffängt und mit demselben das Kind beschenke (begieße). An diesen Zeichen allein kennt der Vater sein Kind, das Dorf seine Einwohner, und sie halten dafür, daß der, welcher nicht also gezeichnet werde, nicht werde mit zu dem Monte-Suma gelangen.

---

[1] Bancroft a. a. O. III 172—173.

[2] Eine Abschrift dieser Briefe findet sich in einem Privatarchiv (Prov. Germaniae S. J. VI 8).

[3] Montezuma.

Die **Heirat** kommt dadurch zustande, daß der Vater der Braut zu dem Vater des Bräutigams geht, mit dem die Tochter sich verheiraten möchte. Sind sie eins geworden, so laden sie die Freunde zu einem nächtlichen Tanz ein, bringen viel Tuch, Türkenkorn und Früchte zusammen und braten einen Ochsen, mit dem ein großes Mahl gehalten wird. Nach dem Mahl hält der Älteste eine Rede, in der er die Brautleute belehrt, wie sie leben sollen. Die Pimas haben auch eine Art **Buße und Lossprechung**. Hat ein Pima neben seiner eigentlichen Frau, die er in der genannten Weise geheiratet, noch eine oder mehrere andere, wie das bei manchen der Fall ist, so veranstalten beim Tod der verheirateten Frau die Weiber eine Zusammenkunft, rufen den Witwer herbei, befehlen ihm, mitten im Kreis niederzuknien, halten ihm sein Benehmen (die Vielweiberei) vor, obwohl die meisten Gegenwärtigen dieselbe Schuld haben. Die älteste gegenwärtige Frau nimmt eine Gerte, schlägt etliche Male den Schuldigen auf den Rücken und versichert, er sei fürder seiner Sünden ledig, woraus zu schließen, daß das Licht der Natur ihnen eingebe, sie sollten anders leben, als sie es tun, obwohl sie, wie Segesser meint, von Gott keine Idee haben. Wie das zu verstehen, ergibt sich aus der schon angeführten Äußerung desselben, die Pimas sähen ein, daß es einen Oberherrn der Welt geben müsse.

Die Pimas sind freigebig und teilen miteinander alles, was sie haben. Wenn einer ißt, und ein anderer kommt dazu, so wird er ihm wenigstens die Hälfte von seiner Speise geben. Ein wegen seines Amtes höhergestellter Pima hatte 30 Malter Weizen. Als Segesser nach einer nicht langen Abwesenheit zurückkehrte, hatte der Pima nichts mehr. Seine Nachbarn und Freunde hatten ihn der Sorge für das Korn enthoben. Der Pima ist eitel und nimmt es übel, wenn man ihn nicht lobt. Sauberkeit findet man bei ihnen nicht. Die meisten sind faul, „und so sie der Pater nicht antreibt wie die Esel, liegen sie den ganzen Tag auf der faulen Haut“.

Doch gibt es unter den Pimas einige, welche hübsche Sachen aus Wurzeln, Stroh oder Baumwolle usw. machen und mit sehr artigen Figuren verzieren. Was der Pima einmal gesehen, kann er sehr leicht nachmachen. Die Häuser bauen viele mit einer Art Ziegel. Sie mischen Erde mit Sand und gießen Wasser dazu, stampfen mit den Füßen darauf, mischen alles zusammen, nehmen darauf eine Form von Holz und drücken den Lehm in dieses Modell. Dann lassen sie diese Ziegel auf der Erde trocknen, bis sie ganz hart werden. Aus diesen Ziegeln werden die Mauern aufgeführt. Andere Pimas machen die Häuser mit Strohmatten nach Art von Bienenkörben mit einer kleinen Tür, durch welche der Missionär beim Krankenbesuch auf allen vieren hineinkriechen muß. Wenn es den Wilden an einem Ort nicht mehr gefällt, tragen acht oder zwölf Personen dieses Haus auf ihren Schultern an einen andern Ort. Diese Häuser sind sicherer als die aus Ziegeln, sie widerstehen dem Regen besser und sind im Winter wärmer.

Eine abscheuliche, aber häufige Sitte der Pimas ist, daß ein Ehemann sein Weib auf einige Zeit einem andern leiht, wenn dieser ihm ein Pferd oder ein Stück Tuch dafür gibt; doch lieben sie ihre Kinder sehr. Die Hauptnahrung der Pimas ist Türkenkorn, doch wird auch Weizen gesät, außerdem haben sie Erbsen und verschiedene Kräuter. Sie essen auch Mäuse, Schlangen,

Wurzeln usw.; bereiten einen guten Schnaps, mit dem sie sich berauschen, so daß es bisweilen zu Totschlag kommt.

Die Pimas, meint Segesser, müssen mit Furcht und Liebe zugleich in Schranken gehalten werden. Sie sind untreu, diebisch und sehr lügnerisch, denn „kaum eine Wahrheit wird der Pima reden, auch in Sachen, wo nichts darin liegt". Wenn er etwas stibitzen kann, wird es bald verschwinden, besonders Eßwaren, Weizen, Früchte usw., auch Schnüre und Bänder; sollte aber einer Zucker oder Stücke Silber öffentlich auf dem Tisch liegen lassen, wird es so sicher sein, als ob es hinter vielen Schlössern verschlossen wäre; wird auch keiner einen Diebstahl bekennen, wenn er nicht dabei erwischt wird. Sie scheinen also den Diebstahl als schimpflich zu betrachten.

Bei den Pimas kommen auch nächtliche Tänze schändlicher Art vor, bei denen der Teufel ihnen erscheinen soll. Wenn die Männer von einem Feldzuge wider die Apatschen zurückkommen, bringen sie als Beute das Haar (skalp) derjenigen mit, welche sie getötet haben; ebenso deren Hände oder Füße zum Zeichen ihres Sieges, so die Weiber hernach auf lange Stangen heften und darum im Kreise tanzen und singen von Haus zu Haus. Dieses Jubelfest geht durchs ganze Land.

Obwohl die Pimas sonst freigebig und mildreich gegen ihre Landsleute und die Spanier sind, so scheinen sie doch ihre Liebe zu vergessen, wenn jemand erkrankt. Sie lassen diesen im Stich und fliehen. Sie lassen ihn oft ganz allein auf einer Strohmatte oder auf der bloßen Erde und setzen ein Gefäß mit Wasser und ein anderes mit einem Brei aus Türkenkorn neben ihn. Niemand wagt es, ihn zu besuchen; höchstens rufen sie den Missionär. Stirbt jemand, so wird das Haus, in dem er gestorben, angezündet und verbrannt. Beim Tode des Vornehmsten des Dorfes (Häuptlings) fliehen alle miteinander an einen andern Ort und begraben den Verstorbenen mitten im Dorf. Auf die Gräber setzen die Pimas Speisen, in der Meinung, daß die Verstorbenen in der andern Welt essen; dies ist auch unter den Neubekehrten im Schwung. Außerdem beschmieren sie ihr Gesicht mit Ruß und fangen dreimal im Tag und dreimal in der Nacht ein erschreckendes Geheul und Geschrei an, und das dauert ein halbes Jahr oder mehr. Das Pferd, worauf sie die Toten zum Begräbnis tragen — gewöhnlich das beste, das sie haben —, lassen sie frei. Die Toten werden in einige Decken eingewickelt zur Erde bestattet.

Die Pimas zählen an den Fingern zehn; die Zeit berechnen sie nach dem Mond. Der Missionär berichtet auch von einem großen Auszug der Pimas auf den Schwarzen Berg, weil ihnen die Zauberer sagten, Monte-Suma sei von den Toten auferstanden und befehle allen Pimas, sich jenseits des Schwarzen Berges zu begeben, denn die Welt werde ein Ende nehmen, nur die Pimas übrig bleiben, die Spanier würden in Steine verwandelt und später auch auferstehen und den Pimas dienen. Für das Essen brauchten sie nicht zu sorgen, sie würden alles im Überfluß haben. Der Verführer gab sich für den Boten Monte-Sumas aus und schwindelte den Indianern alles mögliche vor. Schon aus dem Mitgeteilten geht hervor, daß die Pimas an ein künftiges Leben glaubten. Welcher Art dasselbe sei, gibt Segesser nicht an. Nach andern Schriftstellern glauben sie, daß die Seele des Verstorbenen nach Osten, viel-

leicht zum Hause der Sonne geht, um dort mit Sehuiab, dem Sohn des Schöpfers, zu leben; doch ist dieses Elysium nicht vollkommen, da auch der Teufel, der Chiawat heißt, dort Zutritt hat und die Bewohner belästigt[1]. Vielleicht ist dieser Sehuiab identisch mit dem fabelhaften Monte-Suma.

Neuntes Kapitel.

Die Naturvölker Mexikos.

1. Die Altkalifornier.

Die Halbinsel Kalifornien (Alt- oder Niederkalifornien) wurde schon im 16. Jahrhundert entdeckt und später wiederholt von Seefahrern besucht, aber erst 1697 gelang es dem Jesuitenmissionär Salvatierra und seinen Mitarbeitern Picolo, Taraval und andern, sich dauernd dort niederzulassen und das Land der spanischen Krone zu unterwerfen.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts gab es auf der Halbinsel drei Völkerschaften mit verschiedenen Sprachen. Im Süden wohnten die Edues (auch Pericues oder wegen ihrer Sprache Monkis genannt), im Norden die Kochimis und in der Mitte die Laymones oder Guaykuris. Diese Völker bewohnten aber nicht ganz getrennte Gebiete. Die Niederlassungen der einen lagen zuweilen auf dem Gebiete der andern. Daraus erklärt sich leicht die Gleichheit der Sitten dieser Stämme in den meisten Dingen. In Körpergestalt und Farbe sahen die Altkalifornier den andern Indianern Amerikas ähnlich. Ihre Gesichtszüge waren nicht unangenehm, aber sie verunstalteten sich durch Beschmieren mit Fett und Farben und durch Durchbohren der Nasen und Ohren.

Vom Charakter und von den Sitten dieser Wilden entwerfen die Missionäre und Reisenden fast allgemein ein sehr dunkles Bild. Alle stimmen darin überein, daß dieselben zu den verwahrlostesten Menschen auf Gottes Erdboden gehören. Doch weichen die Angaben sehr voneinander ab, und die Wahrheit fordert, daß wir die verschiedenen Zeugnisse dem Leser vorlegen.

Am ungünstigsten von allen drückt sich ein deutscher Jesuitenmissionär aus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Halbinsel tätig war, nach der Vertreibung der Jesuiten aus den spanischen Ländern nach Deutschland zurückkehrte und hier ein Buch über Kalifornien veröffentlichte, in dem er den vielen Fabeln entgegentritt, die damals über den Reichtum dieses Landes und die Gebräuche seiner Bewohner verbreitet wurden[2]. Er schreibt:

„Überhaupt mag von den Californiern gesagt werden, daß sie dumm, ungeschickt, grob, unsäuberlich, verlogen, verstohlen (diebisch?), stinkfaul, große Schwätzer und bis ins Grab, was den Verstand und ihre Beschäftigung angeht, gleichsam Kinder seynd. Daß sie Leute seynd ohne Rat, sorglos, ohne

[1] Bancroft, The native Races usw. III 526.

[2] Der Titel des Werkes lautet: Nachrichten von der amerikanischen Halbinsel Californien mit einem zweifachen Anhang falscher Nachrichten. Geschrieben von einem Priester der Gesellschaft Jesu, welcher lange darinnen gelebt hat, Mannheim 1772. Der Name des Verfassers ist wahrscheinlich Baegert.

Nachdenken und ohne Überlegung; Leute, die sich selbst in nichts Gewalt antun, und in allem ihrem natürlichen Trieb, gleich dem Viehe, folgen. — Nichtsdestoweniger seynd sie, und alle übrigen Amerikaner, Menschen und wahre Adamskinder wie wir und seynd nicht, wie ein verlogener und mehr als alle Californier schamloser Freygeist will zu verstehen geben, aus der Erd oder aus Steinen hervorgewachsen.... Sie haben Vernunft und Verstand so gut, als andere Leute, und ich halte dafür, daß, wenn sie in ihrer Kindheit, die Knäblein in Seminaria oder Collegia, und die Mägdlein in Jungfrauenklöster, nach Europa geschickt würden, sie würden es in Sitten, Tugend, allen Künsten und Wissenschaften so weit, als die Europäer bringen."[1] „Ich habe etliche unter ihnen gekennt, welche allerlei Handwerke in kurzer Zeit oder auch nur vom Sehen, gelernt haben." Sie lassen aber ihren Verstand aus Mangel an Übung „von Tag zu Tag rostiger werden". „Ihre Zähl- oder Rechenkunst geht nicht weiter als bis auf sechs und bei einigen gar nur bis auf drei, also, daß keiner aus ihnen weiß und sagen kann, wieviel Finger er hat." „Was mehr als sechs ist, das heißet alles in ihrer Sprache viel."

„Dankbarkeit gegen Wohltäter, Respekt gegen Vorgesetzte, Ehrerbietigkeit gegen Eltern, Blutsfreund und Verwandte, Höflichkeit gegen den Nebenmenschen, gleichwie sie in ihrem Wörterbuch keinen Platz finden, also wissen sie auch nicht, was das für Ding seien (?). Sie reden von der Brust, und machen niemand viel Komplimente, sie mögen vor sich haben, wen sie wollen." „Es hat mich allezeit gewundert, wie doch das Wörtlein ïe, d. i. sich schämen, in ihre Sprache gekommen sei, indem sie, wenigstens unter ihnen, keines Lasters halber schamrot werden." Hier wird der Leser wohl denken, wenn diese Wilden ein Wort für Scham hatten, so haben sie gewiß auch den Begriff gehabt, und wenn sie sich untereinander nicht schämten, so scheinen sie sich doch vor Fremden geschämt zu haben. „Trägheit, Lügen und Stehlen sind drei ihnen angeborne Laster ..., sie sagen in einem Athem sechsmal Ja, und ebensovielmal Nein, ohne sich zu schämen, oder auch bisweilen zu merken, daß sie sich widersprechen."[2] „Von ihrem Stehlen könnte man Bücher schreiben. Gold und Silber ist außer Gefahr, aber was kann gekaut werden, ... das ist vor ihnen nicht mehr sicher als die Maus vor der Katz oder nur insoweit, als das Aug des Eigentümers geht."[3] Der Missionär staunte oft über die durchtriebene List, mit der die Wilden ihre Diebstähle auszuführen wußten.

Die heidnischen Kalifornier haben nach diesem Missionär „keine Obrigkeit, keine Polizei, keine Gesetze, keine Götzen, keine Tempel, keinen Gottesdienst, keine Zeremonien, noch etwas dergleichen gehabt" und „weder den wahren noch einzigen Gott angebetet, noch an falsche Götzen geglaubt"[4]. Niemand gehorcht einer Obrigkeit, jeder tut, was er will, und „bleiben alle Laster und Missetaten (wenn sie doch etwas als solche ansahen) ganz oder gar ungestraft, es sei denn, daß eine beleidigte Privatperson oder derselbe Anverwandte, sich selbst durch das Faustrecht bezahlt machten und Rache nahmen". Mit einem Wort, meint der Missionär, sie lebten, als wenn sie Freidenker und Materialisten gewesen wären. „Ich habe mich bei denen, unter welchen ich wohnte, fleißig

[1] Ebd. 145—146. [2] Ebd. 151. [3] Ebd. 153. [4] Ebd. 168.

erkundigt und nachgeforscht, um zu erfahren, ob sie eine Erkenntnis Gottes, eines zukünftigen Lebens und ihrer Seele gehabt haben, habe aber auf keine Spur solcher Erkenntnis kommen können." [1] Sie hatten nicht einmal ein Wort für Gott und Seele, weshalb die Missionäre die spanischen Wörter dios und alma einführten. Er gesteht allerdings, daß es eine unvergleichliche Arbeit sei, mit Fragen etwas von ihnen zu erfahren. Denn abgesehen von ihren Lügen und allerhand unnützen Ausschweifungen, verwickeln sie sich in ihrer Ungeschicklichkeit in viele Widersprüche.

Um diese Darlegungen des Missionärs richtig zu würdigen, darf man zwei Dinge nicht übersehen. Zunächst ist zu beachten, daß er zu einer Zeit schrieb, wo es im Anschluß an die Ideen Rousseaus zur Mode geworden war, in den rosigsten Farben die Wilden als gute, edle Naturmenschen hinzustellen. Die Missionäre, welche sie in ihrer Verwahrlosung gesehen hatten, traten selbstverständlich solchen Schilderungen energisch entgegen, um so mehr, da man daraus Schlüsse gegen das Christentum zu ziehen suchte. Daß sie, von diesem Bestreben geleitet, die Farben zuweilen zu schwarz auftrugen, lag in der Tendenz. Man braucht deshalb keineswegs an ihrer bona fides und Wahrheitsliebe zu zweifeln.

Dazu kommt für unsern Autor ein anderes. Er hat die Wilden nicht in dem Zustand angetroffen, wie sie vor der Berührung mit den Europäern waren. Als er nach Kalifornien kam, war ein nicht unbeträchtlicher Teil der Eingebornen christlich geworden, und zwar der bessere und edlere Teil. Andere wehrten sich gegen das Christentum, und diese waren vielfach durch den Umgang mit den Europäern noch schlechter geworden, als sie schon ohnedies waren. Er klagt selbst wiederholt über das schwere Ärgernis, das spanische Soldaten, Matrosen, Kuhhirten, Fischer usw. den Eingebornen gaben. Dieses waren die heidnischen Kalifornier, die er vor sich hatte und von denen er uns so ein abstoßendes Bild entwirft. Übrigens gibt er selbst zu, daß manche sehr gute Christen geworden seien. Es lassen auch aus seinen Angaben manche auf bessere Eigenschaften schließen. Daß sie das Wort „sich schämen" haben, wurde schon erwähnt. Auf Scham weist auch der Umstand, daß die Kalifornierinnen, die er gesehen, alle eine Schamhülle trugen [2].

Daß den Kaliforniern auch nicht alle Liebe zu ihren Kindern fehlt, geht aus dem hervor, was er selbst berichtet. Sie selbst lassen die Kinder ohne jede Zucht aufwachsen, wenn aber der Missionär die Kinder wegen ihrer Unarten und Vergehen züchtigen wollte, so sahen das die Eltern sehr ungern, besonders die Mütter, die dann lamentieren und brüllen „gleich einer Höllenfurie", sich die Haare ausreißen und die bloße Brust zerschlagen, bis das Blut herausfließt, „wie ich dessen nicht einmal bin Zeuge gewesen" [3].

Von der Ehe der Kalifornier sagt er: „Als sie noch ungetauft waren, nahm ein jeder so viele Weiber, als er konnte und wollte." Die Männer machten also doch einen Unterschied zwischen ihren Weibern und andern Frauen. „Sie hatten nicht viel Acht auf die Freund-Schwagerschaft. Vor wenig Jahren

[1] Nachrichten von der amerikanischen Halbinsel Californien usw. 170.
[2] Ebd. 107. [3] Ebd. 135—136.

sah man, daß einer seine eigene Tochter, wie er wenigstens glaubte, unter seine Ehefrauen zählte." [1] Wenn sie auf Verwandtschaft nicht viel Acht gaben, so nahmen sie doch ein wenig Rücksicht darauf. Gerade der Umstand, daß das blutschänderische Verhalten dieses Vaters auffiel, beweist, daß man es nicht für recht hielt. Die Behauptung, die Eifersucht sei den kalifornischen Männern gänzlich unbekannt gewesen, klingt sehr unwahrscheinlich [2]. Ein Umstand, der die Sittlichkeit der Kalifornier sehr ungünstig beeinflußte, war der, daß die Zahl der Männer „um ein merkliches" größer war als die der Weiber [3]. Nimmt man dazu noch die herrschende Vielweiberei, so braucht man sich über die vielen Ehebrüche bei diesen rohen Naturmenschen nicht allzusehr zu wundern. „Solange die Vielweiberei unter ihnen herrschte, pflegten sie sich mit allen Schwestern, wenn deren mehrere waren, zu verheiraten. Der Schwiegersohn durfte weder seiner Schwiegermutter, noch andern seinem Weib nächst anverwandten Matronen eine gewisse Zeit lang in das Angesicht schauen, sondern mußte auf die Seite gehen und sich verbergen, wo diese Damen gegenwärtig waren." [4] Auch diese Angabe beweist, daß die Kalifornier den Begriff der Heirat und Blutsverwandtschaft hatten.

Unser Missionär leugnet zwar, daß die Eingebornen einen Begriff vom zukünftigen Leben haben. Aber er selbst erzählt, sie hätten früher ihren Toten den Rückgrat gebrochen, „ehe sie dieselben einscharrten und wie eine Kugel zusammengerollt in die Grube warfen, vorgebend, sie würden ohne diese Schinderei wieder auferstehen. Ich habe aber mehrmal gesehen, daß sie den Verstorbenen Schuhe anlegen, ehe sie ins Grab gelegt werden, welches vielmehr zum Reisen und zum Fortgehen sie fertig zu machen, angesehen zu sein scheint. Fragt man sie aber, warum sie nach althergebrachtem Brauch dieses tun, so wissen sie nichts zu antworten" [5]. Dieser Brauch wäre sinnlos gewesen, wenn sie nicht eine dunkle Idee von einem Fortleben der Toten gehabt hätten. Daß sie nichts zu antworten wußten, beweist wenig, da der Missionär selbst wiederholt klagt, es sei so schwer, etwas aus ihnen herauszubringen [6].

---

[1] Ebd. 131.

[2] Nach einigen Berichterstattern wurde ein Ehebruch von seiten des Mannes dadurch gestraft, daß er den Verführer zu töten suchte (Bancroft, The native Races usw. I 565).

[3] Nachrichten usw. 128. [4] Ebd. 162. [5] Ebd. 163.

[6] Nach Clavigero (Storia della California I [1789] 144, zitiert bei Bancroft a. a. O. I 570) wurde an manchen Orten ein Totenfest gefeiert, bei dem sie, um das Andenken einiger Toten zu feiern, ihre roh aus Zweigen gebildeten Figuren auf Stangen setzten. Daneben stand ein Zauberer, der behauptete, durch den Skalp der Verstorbenen mit den abgeschiedenen Geistern zu verkehren, und am Schluß alle aufforderte, sich zum Nutzen der Geister die Haare abzuschneiden. Der Zauberpriester verlangte auch Provisionen für die Reise der Geister, und die Zuhörer gaben sie ihm bereitwillig. Die Leute glaubten also an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Bancroft meint auf Grund der alten Berichte, trotz ihrer Verkommenheit zeigten die Kalifornier auch Lichtseiten; sie seien von Natur fröhlich und zufrieden, liebten ihre Angehörigen und ihre Heimat. Daß es ihnen an Schlauheit nicht fehlte, zeigten sie bald im Handel mit den Ausländern.

Wir haben glücklicherweise noch andere und ältere Berichte über die Eingebornen der Halbinsel, die wesentlich günstiger klingen, wenn sie auch zeigen, daß das Volk in einem sehr verwahrlosten Zustande lebte. Im Jahre 1702 verfaßte P. Picolo, einer der ersten Gründer der Mission, einen Bericht über die kalifornische Mission[1]. Im Jahre 1760 erschien auf Grund der Missionsberichte ein Werk über Kalifornien, das ins Englische und vom Englischen (abgekürzt) ins Deutsche übersetzt wurde[2]. Dieses Werk enthält zwar über die Stellung der Missionäre manche schiefe Zusätze, aber in der Schilderung der Eingebornen fußt es ganz auf den Berichten der Missionäre.

Auch die ersten Missionäre sahen die Männer vollständig nackt, die Frauen dagegen bedeckten sich mit einer Schürze aus Fasern, die vom Gürtel bis zum Knie reichte[3]. Als Salvatierra die Männer aufforderte, sich etwas zu verhüllen, da es unanständig sei, ganz nackt umherzugehen, sahen sie das als eine Beleidigung an. Die Blöße sei nicht unanständig. Sahen sie einen der Ihrigen bekleidet, so verspotteten sie ihn und lachten ihn aus. Salvatierra hatte zwei Knaben, die ihm als Sprachlehrer und Dolmetscher dienten, Kleider gemacht. Als sie aber zum ersten Mal ausgingen, lachte man sie so aus, daß sie die Kleider wieder auszogen. Weil sie jedoch den Missionär nicht beleidigen wollten, fanden sie den Ausweg, daheim nackt zu bleiben, sobald sie aber zum Missionär gingen, die Kleider anzuziehen[4].

„Die Kalifornier", erzählt P. Picolo, „sind sehr lebhaft und von Natur zum Spotte geneigt." Wir erfuhren das, als wir mit ihrem Unterricht anfingen. Sobald wir einen Fehler in ihrer Sprache machten, lachten sie uns aus und spotteten über uns. Seitdem wir mehr Verkehr mit ihnen haben, begnügen sie sich damit, uns anständig auf die Fehler aufmerksam zu machen. Erklärt man ihnen ein Geheimnis oder Sittengesetz, das mit ihren Vorurteilen und alten Irrtümern nicht übereinstimmt, so erwarten sie den Missionär nach der Predigt und disputieren gegen ihn mit Kraft und Geist. Bringt man ihnen gute Gründe vor, so hören sie gelehrig zu, und gelingt es, sie zu überzeugen, so tun sie, was man ihnen befiehlt[5].

Abstrakten Begriffen waren die Kalifornier wenig zugänglich. Ihre Kenntnis von Tugend und Laster ist so gering, daß sie ohne Nachdenken über die guten und bösen Handlungen urteilen. Sie kennen weder Ehre noch guten Namen, noch Titel, noch Vorrang und scheinen keinen Ehrgeiz zu haben, doch sind sie gegen Lobeserhebungen und Belohnungen, die man ihren Kameraden gibt, sehr empfindlich[6]. Von Geiz sind sie völlig frei. Ihre Begierden beschränken sich auf das, was sie von einem Tag auf den andern gebrauchen. Ihr ganzer Hausrat besteht aus Werkzeugen, die sie zum Krieg, zu Jagd und Fischfang notwendig haben. Die Gefälligkeiten, die man ihnen erweist, sehen sie mit Gleichgültigkeit an und empfinden keine Erkenntlichkeit. Wegen einer Kleinigkeit

---

[1] Lettres édifiantes et curieuses VIII (1781) 52 ff.

[2] Natürliche und bürgerliche Geschichte von Kalifornien. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von J. C. Adelung, Lemgo 1769.

[3] Lettres édifiantes et curieuses VIII 69.

[4] Adelung a. a. O. 59.

[5] Lettres édifiantes et curieuses VIII 71.

[6] Adelung a. a. O. 52—53.

geraten sie in Zorn, beruhigen sich aber leicht, wenn man ihnen die Spitze bietet. Fangen sie einmal an nachzugeben, so ist keine Niederträchtigkeit, die sie nicht begehen; haben sie Oberhand, so werden sie unerträglich stolz.

Die herrschende Leidenschaft ist die Liebe zu Ergötzungen und Tänzen. Doch kennen sie die geistigen Getränke nicht, und berauschen sie sich zuweilen, so geschieht es durch Tabakrauchen. Während der oben genannte Missionär die Kalifornier äußerst diebisch nennt (allerdings nur in Bezug auf Eßwaren), sagen andere Missionäre, das Stehlen sei ihnen unbekannt. Wahrscheinlich wird die Wahrheit in der Mitte liegen oder der Diebssinn nicht bei allen Stämmen gleich entwickelt gewesen sein. — Wie keine eigentliche Regierungsform, scheint auch kein strenges Privateigentum und Erbrecht bestanden zu haben, da überhaupt kaum etwas zu besitzen oder zu vererben war[1]. Obwohl zur Zeit der ersten Missionäre ein Teil des Landes stark bevölkert war und es kaum Niederlassungen gab, die nicht 20, 30 und mehr Familien zählten, so hatten sie doch keine Häuser[2]. Der Schatten der Bäume schützte sie während des Tages gegen die Sonne, und für die Nacht machten sie sich aus Ästen und Blättern eine Art Dach gegen das Unwetter. Für den Winter gruben sie Höhlen in die Erde. Gerade wegen des Umstandes, daß es keine eigentliche Obrigkeit gab und jede Familie sich selbst ihre Gesetze gab, kam es zu zahlreichen Fehden zwischen den verschiedenen Niederlassungen.

Die Zauberer und Wahrsager hatten allerdings große Macht, aber diese dauerte nur so lange, als ihre Feste dauerten oder Krankheiten und andere Zufälle die Leute in abergläubischer Furcht erhielten. Indessen gab es doch eine oder zwei Personen im Dorf oder im ganzen Stamm, welche die Ernte, den Fischfang und die Kriegsunternehmungen leiteten. Weder Verwandtschaft noch Geburt, Alter oder Wahl verliehen diese Würde. Dieselbe war nur die Folge der Notwendigkeit, in dringenden Fällen bestimmte Personen um Rat zu fragen, und es war natürlich, daß Tapferkeit, Erfahrung, Einsicht und Beredsamkeit hierbei den Ausschlag gaben. Abgesehen von diesen Fällen, kümmerte sich niemand um eine Obrigkeit[3]. Wenn eine Familie ihre Wohnung ändert, so müssen die Weiber den ganzen Hausrat und dazu noch das Kind auf dem Rücken tragen, die Männer aber tragen die Waffen und außerdem ein Stück Holz, um Feuer anzuzünden, und wohl auch die sehr künstlich aus Baumrinde verfertigten Kähne. Von ihren Netzen sagt P. Taraval, er habe in Europa kein Netz angetroffen, das diesen an Stärke und Farbenreichtum gleichkäme.

Die Vielweiberei war bei den südlichen Kaliforniern allgemein; bei den nördlichen hatten die Häuptlinge oder Kaziken nie mehr als zwei Frauen, die andern begnügen sich mit einer. Der Ehebruch galt als ein unverzeihliches Verbrechen, ausgenommen in zwei Fällen: nämlich bei ihren Festen und Kampfspielen hatte der Sieger die Erlaubnis, sich der Frau seines Gegners zu bedienen. Bei den nördlichen Stämmen bestand aber diese Ausschweifung nicht, und ein Missionär sagt, daß man trotz ihrer zügellosen Freiheit bei diesen

---

[1] Ebd. 54. [2] Lettres édifiantes et curieuses VIII 68.
[3] Adelung a. a. O. 55.

Indianern nichts von Üppigkeit und Ehebruch wisse. Er schreibt das ihrem harten und elenden Leben zu.

Die Heirat fand bei einigen Stämmen in folgender Weise statt: Der Freier bot dem Mädchen, das er heiraten wollte, einen aus bestimmten Fasern gemachten Krug (Olo) an. Nahm sie ihn an, so war das ein Zeichen, daß sie einwillige, und sie machte nun ihrerseits auch ein Geschenk mit einem Kopfputze. Damit war die Heirat geschlossen. Bei andern Stämmen fand die Hochzeit am Ende eines Tanzes statt, zu dem der Liebhaber die ganze Verwandtschaft einlud. Von seiten des Mannes genügte aber der geringste Vorwand zur Ehescheidung.

Auch bei den Kaliforniern bestand die Gewohnheit, daß die Frauen gleich nach der Niederkunft sich mit den Neugebornen in dem nächsten Fluße badeten, dann Holz und Früchte suchten und alle häuslichen Verrichtungen besorgten, während die Männer sich hinlegten und drei Tage lang krank stellten. Daher kam es, daß die Mütter die Kinder oft töteten, weil sie sich nicht ernähren konnten. Schon der erste Missionär, Salvatierra, verbot den Wilden diese barbarische Gewohnheit und befahl, den Kindbetterinnen doppelte Kost zu geben. „Es war auch bei ihnen, wie bei den Juden, die Gewohnheit, daß die Witwe den Bruder oder nächsten Verwandten ihres Mannes heiratete." [1]

Anlaß zu vielen Kriegen gab der Umstand, daß ein Stamm in dem Gebiete eines andern fischen oder jagen ging, woraus man sieht, daß jeder Stamm sein Gebiet ausschließlich benutzen wollte. Ihre Rache besteht immer darin, daß sie Gleiches mit Gleichem vergelten.

Religion. Die ersten Missionäre meinten, die Kalifornier hätten keinen geregelten Kult. Nach P. Picolo beteten sie den Mond an, schnitten sich die Haare ab und übergaben sie ihren Priestern, welche sie zu verschiedenen abergläubischen Gebräuchen verwendeten [2]. Andere Missionäre fanden später, daß manche Kalifornier eine ziemlich klare Idee von Gott als einem ewigen Geiste und von andern geistigen Wesen hatten; ja sie glaubten sogar Spuren einer dunklen, mit allerlei törichten Zutaten umhüllten Kenntnis der Dreifaltigkeit zu entdecken, woraus sie schlossen, die Kalifornier müßten von einem christlichen Volke abstammen.

Von der Religion der Edues (Pericues) im Süden der Halbinsel berichtet ein Missionär: Es gibt, sagen sie, einen sehr mächtigen Herrn, der Niparaya heißt, der den Himmel und die Erde erschaffen hat, der alle Geschöpfe erhält und alles tut, was er will. Wir können ihn nicht sehen, weil er nicht einen solchen Körper hat wie wir. Dieser Niparaya hat eine Frau, Anaycoyondi genannt. Obwohl er nicht mit ihr verkehrt, da er nicht körperlich ist, hat er doch mit ihr drei Söhne gehabt. Der eine heißt Quaayayp, d. h. Mensch; ihn gebar Anaycoyondi auf irgend einem Gebirge. Quaayayp schlug seine Wohnung bei den südlichen Indianern auf, um sie zu unterrichten. Er war sehr mächtig und hatte viele Leute in seinem Gefolge. Endlich töteten ihn die Indianer aus Zorn und setzten ihm eine Dornenkrone auf den Kopf. Er ist

[1] Adelung, Natürliche und bürgerliche Geschichte von Kalifornien 69.
[2] Lettres édifiantes et curieuses VIII (1781) 71.

tot bis auf den heutigen Tag, behält aber seine Schönheit, da die Verwesung keine Gewalt über ihn hat. Er gibt beständig Blut von sich, redet aber nicht, weil er tot ist, hat aber eine Eule, die mit ihm redet[1]. Sie sagen ferner, der Himmel sei viel mehr bevölkert als die Erde, und es hätte unter den Menschen dort viele Kriege gegeben. Eine sehr mächtige Person, Wak oder Tugaran genannt, empörte sich gegen Niparaya und lieferte ihm ein Treffen. Aber er wurde geschlagen, aller seiner Macht und Vorräte beraubt, aus dem Himmel gejagt und mit seinen Anhängern in eine große Höhle unter der Erde eingesperrt, wo sie von Walfischen bewacht werden. Ferner, sagen sie, sieht es Niparaya nicht gern, daß sich die Menschen bekriegen, und die, welche durch einen Pfeil oder Degen getötet werden, kommen nicht in den Himmel. Dagegen sieht Wak-Tugaran die Kriege gern, weil die im Treffen Gefallenen in seine Höhle kommen. Die Menschen, welche dem Niparaya folgen, sind weise, klug, gelehrig und hören die christlichen Wahrheiten gern an. Die Anhänger Waks aber sind dem Zauber ergeben[2].

Verschieden von der Pericues ist die Religion der Laymones in der Mitte der Halbinsel. Sie haben kein eigenes Wort für Himmel, sondern bezeichnen ihn mit dem Namen Nolu, was hoch oder erhaben heißt. Das Haupt der Geister, das sie Gomungo nennen, hat, sagen sie, seine Wohnung im südlichen Teil des Himmels und schickt von da Pest und Krankheiten unter die Menschen. In den ältesten Zeiten schickte er einen andern Geist auf die Erde, den sie Guyaguai nennen. Dieser säte Pitahayas (eine Hauptfrucht der Kalifornier), machte an verschiedenen Orten Häfen, und untergeordnete Geister dienten ihm, bis er seine Reise fortsetzte.

Die nördlichsten Stämme von Kalifornien, die Kochimis, werden als gescheiter geschildert; sie sind höflich und halten treu ihr Wort. Sie glauben, sagt ein Missionär, an einen Gott im Himmel, dessen Name in ihrer Sprache „den, der da lebt" bedeutet, der ohne Weib einen Sohn gehabt hat. Es gibt noch einen Gott, dessen Name heißt: „Der die Götter erschafft". Wenn man sie aber fragt, wie viele Götter es gebe, so antworten sie: „Nur einen, der den Himmel und die Erde, Bäume, Früchte und selbst Mann und Weib erschaffen hat." Sie glauben auch an böse Geister, die von Gott erschaffen wurden, sowie sie auch Feinde der Menschen sind. Sie nennen sie Lügner, Betrüger, Verführer. Ferner sagen sie, wenn die Menschen sterben, begraben die bösen Geister sie, damit sie den lebendigen Gott nicht zu sehen bekommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in manchen von diesen Ideen christliche Einflüsse zur Geltung kommen.

Die Kalifornier hatten Priester (Edues) oder Zauberer, die vorgeben, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, und Krankheiten durch allerlei Zauber beseitigen wollten. Es gab auch Priesterschulen, in denen man die Jugend in den abergläubischen Meinungen unterrichtete. Trotz ihrer Betrügereien genossen diese Zauberpriester großes Ansehen[3].

Wir übergehen die lächerlichen und grausamen Zeremonien, die beim Hinscheiden eines Menschen vorgenommen werden. Sofort nach dem Tode wird der

---

[1] Adelung a. a. O. 67. [2] Ebd. 67—68. [3] Ebd. 71 ff.

Verschiedene mit allen Gerätschaften, deren er sich bediente, begraben oder verbrannt. Dabei verfahren sie so hastig, daß sie zuweilen noch Lebende begraben oder verbrennen. P. Salvatierra sah, wie man einen Sterbenden ins Feuer warf. Er sprang sogleich hinzu, riß ihn aus dem Feuer und heilte ihn[1].

Ganz verschieden von der Religion der Halbinsel scheint die auf einigen nahen Inseln gewesen zu sein. Auf der Katharineninsel gab es viele Niederlassungen (Rancherias) und unter denselben einen Tempel mit einem großen Hofe, wo die Einwohner ihre Opfer darbrachten. In einem andern, in welchem sich ein Altar befand, sah man eine große runde Mauer, die mit einer aus verschiedenen Federn verfertigten Umzäunung umgeben war. Die Federn kamen namentlich von den geopferten Vögeln. In der Mitte stand ein mit verschiedenen Farben beschmiertes Götzenbild, welches einen Dämon nach der Art der Indianer von Neuspanien vorstellte, der in der Hand die Figuren der Sonne und des Mondes hielt. Die Soldaten fanden innerhalb dieser Ringmauer zwei sehr große Raben, die bei ihrem Anblick flohen, aber mit einem Flintenschuß getötet wurden, was den sie begleitenden Indianer sehr verdroß[2]. Von der Dreieinigkeitsinsel sagt der P. Taraval in einer Handschrift, die er im Jahre 1732 verfaßte: Ihr Oberhaupt ist ein Priester, d. h. ein Zauberer, der über viele andere Priester gebietet, so daß jede Niederlassung ihren bürgerlichen und geistlichen Beamten hatte. Ihre gottesdienstlichen Gesetze bestanden in folgendem: Sie durften nichts von ihrer ersten Jagd oder ihrem ersten Fischfang essen, bei Strafe, in Zukunft zum Jagen und Fischen unfähig zu werden. Sie sollten gewisse Fische nicht essen. Wenn sie einen Hirsch oder Fisch von besonderer Größe fingen, sollten sie den Zauberern damit ein Geschenk machen. Sie sollten das Siebengestirn (Plejaden) nicht ansehen, weil dieser Anblick ihnen schaden könnte. Sie sollten das Andenken ihrer Vorfahren erhalten und ihnen zu Ehren Feste feiern. In den warmen Tagen sollten sie die Sonne grüßen, die ihre Unternehmungen glücklich machen und ihnen weder auf der Jagd noch beim Fischfang beschwerlich sein würde. Sie sollten ihren Priestern glauben. Der Dämon war ihre vornehmste Gottheit, und sie feierten ihm zu Ehren viele Feste, weil die Zauberer sagten, sie hätten ihm ihre bisherigen Kinder und die, welche sie in Zukunft erhoffen, zu verdanken. Sie feierten auch Feste ihren Vorfahren zu Ehren, denen sie denselben Namen gaben wie den Geistern[3].

2. Die Eingebornen von Sonora.

Sonora, die nordwestlichste Provinz Mexikos, wurde erst im Laufe des 17. Jahrhunderts missioniert und den Europäern genauer bekannt. Zahlreiche Völkerschaften bewohnten damals dieses weite Gebiet, die aber einander ziemlich ähnlich waren und von den Missionären unter dem Sammelnamen Sonorer zusammengefaßt wurden. Zu diesen Völkern gehörten z. B. die Seres (auch Seris oder Ceris genannt), die Tiburonen, Tapekas, Opatas, Salineros usw. Über die Seren (Seres) erhalten wir ziemlich ausführliche Nachrichten durch einen

[1] Adelung, Natürliche und bürgerliche Geschichte von Kalifornien 77.
[2] Ebd. 77. [3] Ebd. 78—79.

Brief des P. Adam Gilg S. J. aus dem Jahre 1692[1]. Eine sehr ausführliche Schilderung aller Völkerschaften Sonoras besitzen wir von dem schon erwähnten Exjesuiten Ignaz Pfefferkorn, der lange Jahre in diesen Gegenden als Missionär wirkte[2]. „In den elf Jahren, welche ich in der Verwaltung drei verschiedener Missionen zugebracht habe, und auf den Reisen, welche ich durch andere Gegenden dieses Landes oft unternehmen mußte, hatte ich Gelegenheit, einen gewissen Teil desselben selbst zu besichtigen und wohl kennen zu lernen. Der vieljährige Umgang mit allen übrigen in Sonora wohnhaft gewesenen Missionarien teils auf der langwierigen Rückreise nach Europa, teils in unserer sechsjährigen Gefangenschaft im Hafen S. Maria bei Cadix verschaffte mir die zuverlässigsten Nachrichten von demjenigen, was ich selbst nicht gesehen hatte." [3]

Unter den Eingebornen Amerikas, schreibt Pfefferkorn, bemerkt man einen so geringen Unterschied, daß, wer einen gesehen hat, ungefähr sagen kann, wie die andern aussehen; auch in Gemütsart, Sitten und Gebräuchen sind sie einander sehr ähnlich. Die Farbe der Sonorer ist meist kastanienbraun, das Haar pechschwarz, die Stirne klein, das Gesicht breit. Bart wächst ihnen erst, wenn sie alt werden, und auch dann nur spärlich. Die meisten Männer sind groß, stark und wohlgebildeten Körperbaus. „Ich erinnere mich nicht, zeit meines elfjährigen Aufenthaltes in Sonora einen einzigen Krüppel gesehen zu haben." Sie sind sehr gesund, ausdauernd im höchsten Grad, gegen Schmerzen unempfindlich. Die folgenden Schilderungen der Gemütsart und der Sitten der Sonorer beziehen sich, wie Pfefferkorn ausdrücklich hervorhebt, hauptsächlich auf die noch heidnischen Wilden. Die allgemeine Beschreibung, die Pfefferkorn von diesen gibt, ist wahrhaftig nicht schmeichelhaft. Sie sind niederträchtig, fahren in allen ihren Handlungen ohne Überlegung drein, sie lassen sich weder durch Wohltaten rühren, noch durch Mitleid bewegen, noch durch eine Schande beschämen, sie sind sorglos, wankelmütig, undankbar, unverschämt, lieben weder Treue noch Wahrheit, sehen bloß auf das Gegenwärtige, Sinnliche und Tierische. Sie haben keine Obrigkeit, kein Gesetz, keine Strafe; darum findet man bei den Eheleuten keine Treue, bei den Ledigen keine Ehrbarkeit, bei den Kindern keine Zucht noch Gehorsam gegen ihre Eltern[4]. Doch bringt er im Verlauf der Darstellung manche Züge, die dieses Bild etwas weniger dunkel erscheinen lassen. So fügt er gleich an der zitierten Stelle bei: Nur dann wird das Laster bestraft, wenn jemand dadurch beschädigt wird; alsdann nimmt der Beteiligte selbst augenblicklich Rache, wofern er Mut und Kraft dazu hat. Ist ihm die Gegenpartei zu stark, so kommt ihm die Verwandtschaft zu Hilfe. Hieraus geht doch hervor, daß die Sonorer Begriffe von Unrecht und Strafe hatten. Auch P. Gilg entwirft ein schreckliches Bild von seinen Seren. Sie leben, sagt er, ohne Gott, ohne Gesetz, ohne Glauben, ohne Fürsten und ohne Häuser, wie das Vieh. Später aber mildert er dieses Bild ganz wesentlich. Es fehlen ihnen, schreibt er, jene groben Laster, die sonst bei allen Heiden die

---

[1] Abgedruckt im Neuen Welt-Bott von P. Stöcklein, Nr 53.

[2] Beschreibung der Landschaft Sonora samt andern merkwürdigen Nachrichten aus den inneren Teilen Neu-Spaniens usw. Von Ignaz Pfefferkorn, elfjährigem Missionär daselbst, 3 Bde, Köln.

[3] Ebd., Vorrede. [4] Ebd. II 56.

Oberhand haben, da sie weder der Abgötterei, noch Zauberei, noch der Trunksucht, noch dem Geiz, noch der Vielweiberei, noch der Unzucht ergeben sind; er habe auch, fügt er hinzu, während der ganzen Zeit, wo er unter ihnen weilte, nicht gehört, daß ein lediges Weibsbild zum Fall gekommen wäre, „obschon die Blöde (Blöße), da schier alles nackend gehet, sie heftig dazu anreizen muß“. Die Seren sind also doch nicht so schlimm gewesen, ja sie waren in sittlicher Beziehung vielleicht besser als manche sog. zivilisierte Völker.

Sie wissen nicht zu erklären, was ein Jahr sei. Nur die Abwechslung des Winters und Sommers, der trockenen und nassen Jahreszeit kennen sie. Auch von der Tagesstunde scheinen sie keine Idee zu haben. Fragt man sie, wann dieses oder jenes geschehen sei, so antworten sie: „Als die Sonne oder der Mond in jener Gegend des Himmels stand“, woraus man dann ungefähr die Stunde erraten kann[1]. Ihre Rechenkunst geht nicht weiter als bis zu zehn oder höchstens zwanzig. Wenn sie nicht Lust haben, das Wort bustamama (zehn) auszusprechen, so strecken sie alle Finger in die Höhe, um dadurch die Zahl anzudeuten. Einige bringen ihre Rechnung bis auf zwanzig und sagen: bustamama mato (zehn eins), bustamama coc (zehn zwei) usw. bis zwanzig. Was die Zahl zwanzig übersteigt, nennen sie sia (viel).

Bei einigen Stämmen am Coloradofluß scheinen die Männer vollständig nackt gewesen zu sein. „Die übrigen Sonorer aber haben stets die Scham bedeckt.“ Zu dem Zweck gebrauchen die Männer ein Stück Tuch oder Fell. Das obere Ende wird mit einer Schnur um die Hüfte gebunden, das untere ziehen sie zwischen den Beinen durch und heften es an der nämlichen Schnur auf dem Rücken an. „Die Weiber haben wenigstens die Hälfte des Leibes bis zu den Füßen bedeckt. Dazu bedienen sie sich einer oder zwei Rehhäute, welche sie wie einen Rock um den Leib schlagen“ und an den Hüften mit einem Riemen festschnüren[2]. Auch P. Gilg sagt von den Seren: „Die Weiber bedecken gleich von Kindheit auf den unteren Leib mit einem Rock aus Wildhäuten, wenn sie nichts anderes haben können.“ Die Gewohnheit, sich mit Farben anzustreichen, haben sie nicht. Die Kinder, wenigstens die Knaben, laufen bis in das neunte oder zehnte Jahr ganz nackt herum.

Die ärmlichen Wohnungen der Sonorer sehen aus wie ein Backhaus. Sie werden aus Ästen gebaut, die man in den Boden steckt und oben zusammenbiegt. Darüber wird Stroh und Erde ausgebreitet. Als Türe dient ein kleines rundes Loch, durch das man in die Hütte kriecht. Diese besteht aus einem einzigen Raum. „Darin sitzen, liegen, essen, schlafen, leben und sterben Vater, Mutter, Söhne, Töchter, Hunde, Katzen und einige Hühner.“ In der Mitte befindet sich der Herd, und die Hütte ist voll Rauch, da keine Fenster vorhanden sind. Als Lager dient der mit Sand belegte Boden und als Kopfkissen ein mit einem Rehfell oder Stück Tuch bedeckter Stein. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist das Nichtstun, das sie nur aus Not oder besonderem Interesse aufgeben, z. B. um zu jagen oder um Waffen: Bogen und Pfeile, zu bereiten, die übrigens sehr sorgfältig gearbeitet sind. Auch pflanzen die Männer den Mais, der ihre wichtigste Nahrung bildet. Die Weiber müssen das nötige Holz

---

[1] Pfefferkorn, Beschreibung usw. II 24. [2] Ebd. 110.

und Wasser herbeischaffen, kochen, mit den Männern die Ernte einsammeln, die kleinen Kinder besorgen, die sie gewöhnlich in einem Korb auf dem Rücken tragen. Auch das Flechten der Körbe und die Verfertigung der Geschirre gehört zu ihrer Aufgabe. Auf den Reisen müssen sie alle Lasten tragen.

Die Stämme der Sonorer, soweit sie nicht unter der Herrschaft der Spanier stehen, führen sehr häufige Kriege miteinander, die manchmal erst mit der Vernichtung eines Stammes aufhören. Zu offenen Schlachten kommt es selten. Meist überfallen sie einander unerwartet oder suchen Deckung hinter Bäumen und Gebüschen, aus denen sie ihre Pfeile auf die Feinde richten. Obwohl sie sonst keine eigentliche Obrigkeit haben und jede Familie selbständig ist, wählen sie doch im Kriege Anführer. Zu dieser Würde gelangen diejenigen, die schon Beweise der Tapferkeit abgelegt oder aber durch Prahlen und Großsprechen sich Ansehen zu verschaffen wußten. Wenn die Sonorer einen Krieg anfangen wollen, halten sie zuvor einen Kriegsrat, der aus den erfahrensten Männern gebildet wird. Ist der Tag zum Anfang des Krieges bestimmt, so wird einer jeden der zusammenwohnenden Familien ein Büschel kleiner Hölzchen geschickt. Jedes Hölzchen bedeutet einen Tag. Täglich wird ein Hölzchen weggeworfen; sind sie alle fortgeworfen, so ist der bestimmte Tag da. Diese Abmachungen werden streng geheim gehalten. Selbst wenn die ganze Nation sie kennt, ist doch keine Gefahr, daß etwas verraten werde. „Sogar die Weiber sind in diesem Stück so behutsam, daß sie keinem Menschen das Vorhaben ihres Volkes entdecken.“ [1] „Den überwundenen Feinden ziehen sie die Haut vom Kopfe ab. Sie schneiden dem Opfer rings um die Stirne die Haut entzwei, dann stoßen sie die Finger zwischen Haut und Hirnschale und reißen die Haut samt den Haaren vom Kopfe weg; dabei sehen sie nicht darauf, ob der Elende tot oder lebendig sei.“

Von Krankenpflege ist bei der Hartherzigkeit der Sonorer keine Rede. Der Kranke wird sich selbst überlassen. Dem kranken Mann setzt sein Weib einen Krug Wasser und einen Krug Atole (Maisbrei) zur Seite, geht davon und kommt oft einen halben Tag lang nicht zu ihm. Auf die nämliche Art behandelt der Mann seine Frau, die Mutter ihre Kinder und diese ihre Eltern [2]. Doch berichtet er an einer andern Stelle ausführlich, wie manche Krankheiten von den Eingebornen geheilt werden [3]. Ganz ohne Sorge scheinen diese Kranken also doch nicht zu bleiben. Gibt es doch nach der Versicherung des Missionärs Sonorer, welche die Kunst verstehen wollen, alle Krankheiten zu heilen, und die durchgehends einige Kenntnisse von heilsamen Kräutern haben, „wodurch sie dann und wann den Kranken eine Linderung verschaffen“ [4]. Das Hauptheilmittel dieser Medizinmänner besteht aber darin, daß sie ein Rohr an die kranke Stelle des Patienten ansetzen und dann blasen und behaupten, durch den Wind das Übel zu zerteilen, oder die Luft anziehen und die Krankheit aus dem Leibe saugen. Wenn der Kranke eine Geschwulst hat, so füllen sie das Rohr mit Matt (inländischem Tabak), zünden es an und blasen den Rauch auf die Geschwulst, die zuweilen infolge der Hitze und des Rauches aufspringt [5].

Erstaunlich ist die Gelassenheit und Gleichgültigkeit, mit der die Sonorer dem Tode entgegensahen. Wenn der Missionär die Sterbenden ermahnte, an ihre

---

[1] Ebd. 179. [2] Ebd. 203. [3] Ebd. 187 189 usw. [4] Ebd. 209. [5] Ebd.

Seele zu denken und ihr Gewissen in Ordnung zu bringen, so schien die Mahnung keinen Eindruck auf sie zu machen. Wenn er sie dann drängte, ihm zu antworten, so sagten sie: „Ja, so ist es, Vater“, oder zweifelnd: „Vielleicht verhält es sich also.“[1] Bei vielen ist es, meint Pfefferkorn, grobe Unwissenheit, welche die Vernunft unterdrückt und allen heilsamen Ermahnungen versperrt.

Ist der Kranke gestorben, so beginnt bei den heidnischen Indianern die Totenklage. Die Klageweiber aus den Verwandten des Verstorbenen kommen zusammen, setzen sich mit aufgelösten Haaren neben die Leiche und fangen ein „erbärmliches Geheul“ an, das bis zum Begräbnis fortgesetzt wird; aber Tränen werden keine vergossen. Nie hat der Missionär einen Indianer beim Tode eines Hausgenossen Tränen vergießen sehen. Vor dem Verstorbenen haben die heidnischen Sonorer eine Art Ehrfurcht, und geziemend werden die Leichen beerdigt. Das Grab ist etwa zwei Ellen im Viereck und drei Ellen tief. Der Tote wird, mit den besten Kleidern angetan, in aufrecht sitzender Stellung hineingelegt; das Grab wird mit einem Dach aus Holz und Reisern zugedeckt, so daß das Grab hohl bleibt[2]. In das Grab werden ein Geschirr voll Pinole (gerösteter und gemahlener Mais), ein Krug mit Wasser, die Waffen und was sonst der Verstorbene im Leben gebrauchte, hineingelegt. Mit Recht erblickt der Missionär in diesem Gebrauch einen starken Beweis, daß die heidnischen Sonorer einigen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele hatten, obwohl derselbe dunkel und mit Albernheiten vermischt war[3]. Die Sitte des Begräbnisses war übrigens nicht allgemein in Sonora. Von den Seren schreibt P. Gilg in dem schon erwähnten Brief: Als meine Seren noch Heiden waren, legten sie die Leichen der Toten auf Bäume und verwahrten sie ringsum mit Dornen, damit sie von der Sonne ausgedörrt, aber von den Raubvögeln nicht verzehrt würden.

Von der Religion sagt Pfefferkorn, keiner der 23 Missionäre, die in Sonora gelebt, haben je ein Zeichen entdeckt, woraus man schließen konnte, daß die Sonorer vor ihrer Bekehrung zum Christentum „auch nur einige Art von Religion und Gottesdienst gehabt hätten. Sie erkannten keinen Schöpfer und Urheber aller Dinge, sie hatten auch keinen echten Begriff von dem Gesetz der Natur (natürliches Sittengesetz), sie lebten dahin, ohne jemals daran zu denken, daß sie Menschen und wozu sie als Menschen verpflichtet seien. Kurz, sie lebten wie das unvernünftige Vieh“[4]. Als der Missionär sie fragte, wer denn die Welt gemacht habe, woher der Himmel mit seinen Sternen und die Erde samt den Tieren und Pflanzen seien, antworteten sie: „Das wissen wir nicht.“ Sie

---

[1] Pfefferkorn, Beschreibung usw. II 211—212.

[2] Ebd. Vgl. auch Alegre, Historia de la Compañía de Jesús en Nueva España II, Madrid 1841, 218.

[3] Ebd 216. Nach Bancroft (The native Races I 589) begruben die Ceris, Opatas und die andern Völker Nordmexikos ihre Toten, indem sie ihre Knie am Kinn festbanden und sie dann in eine Höhle unter einen Felsen legten. Verschiedene Eßwaren und Werkzeuge, mit denen der Verstorbene seinen Unterhalt im Leben erwarb, wurden in das Grab gebracht und ebenso ein kleiner Götze, der dem Toten als Führer und Begleiter auf seiner langen Reise dienen sollte. Auf die Lippen der toten Kinder wurde etwas Milch von der Mutterbrust geträufelt, damit sie Nahrung hätten, um den Ort ihrer Ruhe zu erreichen.

[4] Pfefferkorn a. a. O. 222.

hatten auch in ihrer Sprache keinen Ausdruck für Gott und die Seele. Da sie aber, wie wir gehört, trotzdem an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, so müssen sie doch eine unbestimmte Idee von der Seele gehabt haben; ähnlich könnte es in Bezug auf Gott sein [1]. Doch wie dem auch sei, hatten sie keine Kenntnis von Gott, so glaubten sie um so fester an den Teufel, ohne ihm jedoch Verehrung zu erweisen. „Sie wissen von ihm nichts anderes, als daß er ein unsichtbares Wesen sei, welches ihnen am Leibe und Vermögen nach seinem Belieben Schaden zufügen könne. Darum hat er auch in ihrer Sprache den Namen Muhaptura (der Mörder)." [2] Die Sonorer haben auch ihre Zauberer, welche dem Volke die Meinung beibringen, sie hätten von Muhaptura die Gewalt empfangen, nach ihrem Belieben jedermann krank oder gesund zu machen, mit allerhand Unglück heimzusuchen und grausam zu töten. Um diese Meinung zu stützen, zeigen die Zauberer Steinchen, Kräuter, Federn, Haare usw., die sie in einem Topf bewahren und als geheimnisvolle Werkzeuge ihrer Macht ausgeben. Deshalb werden sie von den Sonorern schrecklich gefürchtet. Der Missionär meint, die Zauberer ständen keineswegs im Bund mit dem Teufel, sondern seien verschmitzte Betrüger. Sogar unter den bekehrten Sonorern gebe es einige, die verstohlenerweise ihre Zaubereien weitertrieben, bis sie entdeckt und streng bestraft würden.

Zahlreich sind die abergläubischen Gebräuche. Die Frauen müssen sich zu ihrer Niederkunft einen abgelegenen Ort wählen, weil sie glauben, daß die Wohnung, in der eine Frau niederkommt, vielen Unglücksfällen unterworfen sei. Nahe an den Landstraßen findet man oft Steinhaufen. Nach altem Gebrauch legten die Sonorer beim Reisen einen Stein an einen bestimmten Ort nahe am Wege nieder; weil nun viele nachher Steine hinzutrugen, entstand allmählich ein ganzer Hügel. Die Spanier in Sonora erklärten, die Sonorer versammelten sich nachts bei diesen Hügeln, um den Teufel anzurufen, ihn zu Rat zu ziehen und ihm die Steine als ein Opfer darzubringen. Dazu bemerkt Pfefferkorn: „Ich will nicht verneinen, daß dieser Gebrauch in älterer Zeit also gewesen sei. Ich bin aber gewiß, daß die jetzigen Sonorer bei dem Niederlegen der Steine keine solche Absicht haben." [3]

Obwohl Pfefferkorn öfters von dem Stumpfsinn der Sonorer redet, so gesteht er doch, ihr Reden und Handeln beweise überzeugend, daß sie eine vernünftige Seele haben wie wir und ihnen nur die Erziehung mangele. „Es ist kein Zweifel, daß die sonorischen Kinder die nämliche Fähigkeit zu den

---

[1] Ebd. 231—232. Nach Bancroft (a. a. O. I 587) suchten die Opatas die Sonnen- und Mondfinsternisse durch Geschrei und Gestikulationen zu vertreiben. Vor dem Geheul des Windes zittern sie wie vor der Stimme des Großen Geistes. Die Ceris feiern abergläubisch den Neumond und verneigen sich vor der aufgehenden und niedergehenden Sonne. Sie feiern auch, wenigstens in neueren Zeiten, die Erscheinung Montezumas unter ihnen (ebd. I 586). In ihren Liedern feiern sie die Heldentaten ihrer Götter, ihrer Krieger und Jäger.

[2] Nach Las Casas (Historia apolog. [M. S. III, c. 168], zitiert bei Bancroft a. a. O III 179) glaubten die Sonorer an eine höhere Macht, die sie unter dem Symbol eines Götzen verehrten und der sie unter Gesang, Tanz und Musik die mit Blut bespritzten Herzen verschiedener Tiere opferten.

[3] Ebd. 238.

Wissenschaften und zum Christentum zeigen würden, wie man an den Kindern gesitteter Völker sieht, wenn sie die nämliche Erziehung hätten." [1]

Pfefferkorn schildert an verschiedenen Stellen, wie die neubekehrten Sonorer, besonders bei den Opatas und Endebes so große Fortschritte im Christentum machten. Sie zeichneten sich aus durch Andacht und Frömmigkeit, durch Eifer im Empfang der heiligen Sakramente. Diebstahl, Unzucht, Untreue im Ehestande, kurz alle Laster waren bei ihnen viel seltener als bei den andern. Die Trunksucht war ausgerottet, und sogar bei ihren Zusammenkünften und Tänzen sah man keine Ausschweifungen mehr [2]. Leider mußten sie über das böse Beispiel vieler Spanier als das größte Hindernis für die Fortschritte des Christentums klagen [3]. Wie dankbar und anhänglich die bekehrten Wilden den Missionären waren, erhellt aus vielen Zügen, die Pfefferkorn erwähnt. „Die Liebe gegen ihre Seelsorger machte sie auch zur Verteidigung derselben wachsam und tätig. So oft ein Missionär zu einem Kranken berufen ward, so oft er sein Kirchspiel durchwanderte . . ., stellten sich alsbald einige Indier von selbst dar, welche ihn begleiten und gegen die Anfälle der Wilden verteidigen wollten. Fast täglich habe ich auf diese Art ihre aufrichtige Freundschaft gegen mich erfahren." [4] Diese raschen und erstaunlichen Fortschritte in den christlichen Tugenden beweisen klar, daß auch in diesen Kindern der Wildnis die Keime zum Guten und die allgemeinsten Kenntnisse von gut und bös nicht vollständig verschwunden waren und daß auch die Erkenntlichkeit in ihren Herzen wohnte.

3. Die Eingebornen von Sinaloa.

Sinaloa ist die mexikanische Provinz am kalifornischen Meerbusen, die südlich von Sonora liegt. Über die Eingebornen der Stadt Sinaloa (Cinaloa) und die umliegenden weiten Ebenen besitzen wir einen ziemlich eingehenden Bericht der Jesuitenmissionäre, die sich am Ende des 16. Jahrhunderts hier aufhielten. Die Missionäre bemerken übrigens, daß die Indianer der Ebenen wesentlich verschieden sind von den wilden und grausamen Bewohnern der Gebirge. Die folgenden Schilderungen gelten nur von den seßhaften Bewohnern der Ebenen [5].

Übereinstimmend schildern die Missionäre die Sinaloner der Ebene als einen sanften und gutmütigen Menschenschlag, der auf einer höheren Kulturstufe stand als die meisten andern wilden Völker. Sie sind sehr gesellig, sagen die Berichterstatter, und leben in Freundschaft und Frieden miteinander. Mit andern Völkern führen sie nur dann Krieg, wenn sie angegriffen werden. Sie sind fleißig und ausdauernd in der Arbeit, und der Müßiggang gilt bei ihnen als eine Schande. Sie bebauen die Felder und ernten zweimal im Jahre; außerdem betreiben sie Jagd und Fischfang und weben Kleider aus Baumwolle. Sie leben sehr mäßig, und ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser, nur bei festlichen Gelagen trinken sie Wein, den sie künstlich aus Korn bereiten. Sie schlafen am Boden auf Stroh- oder Binsenmatten; ein Stück Holz dient ihnen als

[1] Pfefferkorn, Beschreibung usw. II 35—36. [2] Ebd. 266 ff.
[3] Ebd. 274. [4] Ebd. 279—280.
[5] Vgl. Litterae Societatis Jesu, duorum annorum 1590 et 1591, Romae 1594, 716 ff; ferner Annuae litterae S. J. anni 1593, Florentiae 1601, 431 ff.

Kopfkissen. Zur heißen Jahreszeit besteht die Kleidung nur aus einer Binde um die Lenden, mit der sie die Schamteile verhüllen; im Winter tragen sie ein Kleid aus Baumwolle, das von den Schultern bis zu den Fersen reicht. Geradezu unglaublich ist ihre Freigebigkeit untereinander und das gegenseitige Vertrauen. Die Reicheren kommen wohlwollend den Ärmeren zu Hilfe, so daß man bei ihnen keine Bettler findet. Auch gibt es keine Diebe, und deshalb bleiben die Häuser ohne jeden Verschluß, auch während der Abwesenheit der Bewohner. Eine dünne, am Eingang angebrachte Matte dient als Türe und Schloß [1].

Die Eingebornen sind sehr gelehrig und lenksam, die Gewohnheit zu schwören, zu fluchen und zu verwünschen ist ihnen unbekannt; wollen sie bei einer wichtigeren Sache ihre Behauptung bekräftigen, so sagen sie: „Gewiß“ oder: „Durchaus so.“ Die Eltern leiten ihre Kinder mehr durch ihr Ansehen als durch Strenge, und diese erzeigen den Eltern Ehrfurcht und Gehorsam. Die Jungfrauen vermeiden sehr sorgfältig den Verkehr mit Männern, da es als eine große Schande gilt, wenn ein Mädchen die Jungfräulichkeit vor der Ehe verloren hat [2]. Es gibt auch bei ihnen einige trennende Ehehindernisse, doch nur solche, die sich auf die Blutsverwandtschaft gründen, Verschwägerung gilt nicht als Ehehindernis. Die Ehen werden nie heimlich oder ohne Wissen der Eltern eingegangen und auch nur zu bestimmten, heiligen Zeiten. Die Hochzeit wird mit Festgelagen und Tänzen gefeiert. Sobald die Braut sich verlobt hat, geht sie sofort nach Hause zurück und vermeidet den Anblick des Bräutigams bis zum Hochzeitstage, an dem der Vater der Braut dem Schwiegersohn ein Haus mit der vollen Ausstattung übergibt und ihn und die Tochter in den Besitz aller Güter setzt. Er beschenkt außerdem den Schwiegersohn vor vielen Zeugen mit Köcher, Bogen und Pfeilen und allen kriegerischen Ehrenzeichen und schickt ihn dann sogleich nach einer kurzen Ansprache in die Berge und Wälder, damit er im Kampf mit den wilden Tieren eine Probe seiner Tapferkeit ablege. Tötet er einen Löwen (Puma?), so gilt er als tapfer und glücklich [3].

Gewöhnlich hält jeder so viel Frauen, als er bequem ernähren kann, da es aber nur den Reicheren möglich ist, mehrere Frauen zu unterhalten, besitzen meist auch nur diese mehrere Frauen. Doch hat nur die erste Frau den Namen und die Stellung der Frau. Die Keuschheit der Frauen ist sehr groß; Ehebrüche sind selten; auch gibt es keine öffentlichen Dirnen [4]. Hat sich eine Frau einen Ehebruch zu Schulden kommen lassen, so vertreibt sie der Mann aus dem Hause, und das gilt als ebenso ehrenvoll für den Mann wie schmachvoll für die Frau. Findet sich einer, der sich widernatürlichen Lastern hingibt, so wird er für immer des Rechtes auf Bogen und Köcher beraubt und in Weiberkleidern zu weiblichen Diensten verwendet.

---

[1] Annuae litterae S. J. anni 1593, 433.

[2] Nach Alegre (Historia de la Compañía de Jesús en Nueva España I 233) hatten die Sinaloaner eine besondere Hochachtung vor der Jungfräulichkeit. Die Mädchen trugen eine feingeschmückte farbige Muschel als Zeichen ihrer Reinheit am Halse, und es galt als schimpflich, sie vor der Heirat zu verlieren. Bei der Hochzeit nahm der Bräutigam der Braut dieses Zeichen ab.

[3] Annuae litterae S. J. anni 1593, 434.

[4] Ebd. und Litterae annorum 1590—1591, 727—728.

Im Frieden haben sie keine eigentliche Regierung; jeder ist sein eigener Herr. Im Kriege wird der Oberbefehl einem Mann übertragen, der sich durch Kriegskenntnis und Tapferkeit auszeichnet und dem alle gehorchen.

Sie haben die Kenntnis von einem Gott, dem Vater und Schöpfer der Dinge, der alles regiert, aber keine besondere Sorge für die Menschen trägt, und zwar wegen der Freiheit derselben[1]. Götzenbilder haben sie keine und überhaupt keinen religiösen Kult. Merkwürdig ist, was die Missionäre über den Glauben an das Jenseits berichten. „Die Eingebornen glauben nicht an einen Wohnort der Seligen, sie meinen vielmehr, alle Seelen der Verstorbenen würden nach dem Tode in finstere Höhlen in der Unterwelt gebracht, die Seelen der Guten sowohl als der Bösen. Denn nach ihrer Ansicht leben alle gut, weil sie das, was sie tun können, auch wirklich tun, wenn es ihnen gefällt; und wenn sie es tun, ist es, wie sie meinen, recht getan." [2] Eine sehr merkwürdige Logik! Wenn am Aufkommen eines Kranken gezweifelt wird, bringen ihm die Verwandten und Freunde ein Kriegsgewand und ziehen ihm dasselbe an, als ob er einen Feldzug vorhabe. Nachdem er gestorben, wird er mit Kleidern, die er während des Lebens trug, mit Bogen und Köcher und seinem ganzen Hausrat hinausgetragen und mit Speisen und einem mit Wasser gefüllten Kürbis ins Grab gelegt. Man glaubt nämlich, daß ihm diese Dinge für die lange Reise notwendig seien, die er unternehmen muß. Dann besprengen sie das Grab mit Wein und töten Hunde, Vögel und andere Tiere, die der Verstorbene gern hatte, damit sie ihn begleiten. Am Tage nach dem Begräbnis veranstaltet man ein Totenmahl, bei dem alle sich betrinken, mit Ausnahme der jungen Leute, denen der Genuß des Weines untersagt ist.

Die Annahme an Kindes Statt geht folgendermaßen vor sich. Dem zu Adoptierenden wird ein spitziges Stück Holz bis zur Kehle in den Mund gesteckt, so daß er fast erstickt, blaß wird, Angstschweiß vergießt und Reiz zum Erbrechen bekommt. Wenn er das alles mit Freude und Starkmut erträgt, ist die Adoption fertig und der Beweis der Liebe des neuen Kindes zu seinem Adoptivvater erbracht. Die Glücksspiele sind dem Volk gestattet, und dieses ist denselben sehr ergeben. Merkwürdig ist aber, daß sie mitten in ihrer Spielwut die Gemütsruhe nie verlieren und es nicht allzu unwillig ertragen, wenn sie besiegt und nackt davon gehen. Zu Streit und Beschimpfungen kommt es nie[3].

Wie in den Jahresbriefen von 1594 bis 1595[4] bemerkt wird, gelten die obigen Schilderungen nur von der Stadt Sinaloa und der ringsherumliegenden Ebene. Die Bewohner der entfernten Gebirge werden als wild und unbändig bezeichnet. Sie seien, heißt es in den Jahresbriefen von 1596[5], wankelmütig, treulos, ausschweifend und nicht von ihrem Aberglauben abzubringen. Einige vermochte man, sich in der Ebene niederzulassen, aber das spanische Joch war ihnen bald verhaßt, sie empörten sich wiederholt und suchten Spanier und Missionäre umzubringen; wegen ihres Wankelmutes sei ihnen nicht zu

---

[1] Litterae S. J. annorum 1590—1591, 728.
[2] Annuae litterae anni 1593, 435.
[3] Nach Alegre (Historia usw. 233) waren Mord, Diebstahl, Betrug und andere ungerechte Mißhandlung fast unbekannt.
[4] S. 652. [5] S. 589 ff.

trauen; heute seien sie gut und morgen schlecht, je nachdem es die Umstände und Gelegenheit mit sich bringen. Wenn gesagt wird, diese Wilden hätten keinen religiösen Kult, so müssen wir darunter den dem wahren Gott schuldigen Kult verstehen; denn daß sie Götzen anbeteten, geht aus den Berichten klar hervor. Ein Missionär traf einen Indianer, der einen pyramidenförmigen bemalten Stein anbetete und als er den Stein wegnehmen ließ, kamen die Opferpriester und baten um den Stein, da sonst das größte Unglück über das Land hereinbrechen werde[1].

4. Die Akagäer.

Die Akagäer (spanisch Acaxees oder Acajes genannt) bewohnten im 16. Jahrhundert die Gebirgstäler von Topia in der Provinz Durango (Mexiko). Über dieses Volk entnehmen wir den Jahresberichten der Jesuitenmissionäre[2] folgendes: Das Topialand hat diesen Namen wahrscheinlich von einer Frau erhalten, der die Akagäer göttliche Ehre erweisen, weil sie nach einer Sage in Form einer Wolke in einen becherartigen Felsen verwandelt wurde. Aus diesem Grunde wurden von ihnen die Becher aus Kürbissen oder andern Stoffen nach dieser gleichen Form gemacht, und von diesen Gefäßen soll die Göttin den Namen Topia erhalten haben. Sie blieben meist nicht in größeren Gemeinschaften zusammen, jeder Mann lebte mit Frau und Kindern getrennt und bildete sozusagen ein eigenes Gemeinwesen. Sie waren große und gewandte Jäger. Sie gingen nackt einher, doch nicht ganz. Die Frauen namentlich verhüllten sich vom Gürtel abwärts mit einer Art Wolldecke. Die meisten Leute waren gesund und wurden stets alt, „weil sie mäßig und keusch lebten".

Sie hatten keine eigentliche Obrigkeit und feste Gesetze. Entspann sich aber ein Streit, so wurden von den Kämpfenden die Verwandten zu Hilfe gerufen. Als Waffen dienten Bogen und vergiftete Pfeile und eine an der Hüfte befestigte Keule. Die Mächtigeren unter ihnen kehrten nach Besiegung der feindlichen Schlachtreihe mit Blut bedeckt und mit Beute beladen im Triumph als Sieger nach Haus. Dieser Triumph bestand in folgendem. Nachdem man mit Geschossen gekämpft hatte und einer gefallen war, fielen die Sieger über den Gefallenen her, und derjenige, dessen Pfeil getroffen hatte, tötete den noch Lebenden mit dem Speer, schnitt ihm den Kopf ab und nahm denselben als Siegestrophäe mit sich. Sobald die Seinigen die Kunde vom Sieg erhalten, kommen sie ihm in langen Reihen entgegen. Inzwischen tragen die alten Weiber den Rumpf zu einem bestimmten Altar, zerren ihn hin und her, schneiden ihm grausam die Hände ab, die sie um den Hals hängen und zu Hause an einen Baum heften. Endlich reißen sie Stücke Fleisch vom Rumpf und kochen sie in Töpfen. Bald kommen die Nachbarn und an ihrer Seite der Sieger mit dem Kopf des Feindes, es wird die ganze Nacht durch Tanz und Gesang der Sieg gefeiert, und endlich in der Morgendämmerung wird das gekochte Fleisch des Erschlagenen unter die

[1] Annuae litterae anni 1596, 594; et annorum 1590—1591, 729.

[2] Annuae litterae anni 1604, 313 ff. Außerdem benutzten wir ein Manuskript, das sich in einem Privatarchiv befindet und offenbar von einem Missionär in Mexiko herstammt.

Anwesenden verteilt und verzehrt. Zuerst wird für die Götzen etwas hingelegt, dann bekommt der Sieger und zuletzt die übrigen ihren Anteil. Der Sieger darf als Ehrenzeichen für jeden Erschlagenen ebensoviele kleine Knochen an die durchbohrte Unterlippe hängen.

Keinem Menschen erwiesen diese Wilden besondere Ehren, wohl aber gewissen Tieren. Sie bezeigten religiöse Verehrung den Kaninchen und den Hirschen. Während sie auf die Jagd gingen, um Tiere zu erlegen, verehrten sie den Adler. Auch ein Rasiermesser aus Kiesel beteten sie an, wenn sie in den Krieg zogen, damit die aus Kieselsteinen bestehenden Spitzen ihrer Pfeile nicht stumpf würden. Bei ihren großen Festgelagen stellten sie einen Stein, der einem Menschen ähnlich sah, auf einen Altar, den sie nach Art eines delphischen Tisches erbauten. Wenn sie eine Reise oder sonst ein wichtiges Geschäft unternahmen, beteten sie vor dem Hinrichtungsbaum, an dem sie einen Pfeil anhefteten, oder vor dem Altar, auf den sie die Gebeine eines Verstorbenen legten. Während dessen mußten die Opferpriesterinnen, denen die Sorge für das Gebet oblag, das festgesetzte Fasten beobachten. Auch wenn man zum Kampf, zum Säen oder zum Fischfang auszog, mußten diese alten Weiber tagelang fasten, bis das Unternehmen gelungen war. Außerdem durften sie während dieses Fastens mit niemand reden und auch keinen Mann berühren. Gelang das Unternehmen nicht, so wurden diese Weiber verachtet und bestraft, und das Götzenbild wurde beschimpft und auf die Erde geworfen; denn sie verehren diese Götzen nur, um von ihnen einen Vorteil zu erlangen.

Sie haben auch während des Jahres ihre bestimmten Festtage und Festzeiten, um sich zu ergötzen oder um die gute Maisernte oder die Siege über die Feinde zu feiern. Für ihre Feste bereiten sie viel Wein aus Mais oder aus einer Pflanze, die sie Maguey (eine Art Agave) nennen. Davon trinken sie, bis sie umfallen, und in der Verwirrung stoßen sie laute und klagende Rufe über ihre Toten aus und beklagen sie mit vielen Tränen und Grimassen, daß ihr Anblick Mitleid und Furcht erregt. Von diesen Trinkgelagen erheben sie sich, um die Beschimpfung zu rächen und sich gegenseitig mit Pfeilen umzubringen. Diese wüsten Trinkgelage sind die Hauptquelle aller ihrer Laster, wie z. B. der Sodomie und Abgötterei. Der letzteren sind sie über die Maßen ergeben, und zwar am meisten die alten Männer, die vertraut mit dem Teufel verkehren. Durch Vermittlung der Götzenbilder (meist Steine, die in roher Form Menschen, zuweilen auch Vögel und Tiere darstellen) redet er zu ihnen und rät ihnen, was sie tun sollen, und die Ratschläge sind, wie ihr Urheber, schmutzig, stolz, rachsüchtig und lügnerisch. Zu verschiedenen Zwecken haben sie *verschiedene Götzen*, die einen für die Saaten, andere für die Häuser, wieder andere für Kriege oder für den Fischfang, und diesen verschiedenen Aufgaben entsprechen auch die Opfer, die sie ihnen darbringen, den einen Tamales (eine Art Maiskuchen), den andern Pfeile oder Federn, und sie verhindern sorgfältig, daß jemand die Ernte beginne, bevor sie den Götzen ihre Gaben dargebracht haben. Diese Alten, die gewissermaßen ihre Priester sind, behaupten, daß sie dieselben oft haben essen und weinen sehen, und, so erzählt der Berichterstatter, als unsere Patres nach S. Hippolyto kamen, behauptete ein Kazike, daß er in der vorhergehenden Nacht einen Götzen in seinem Kasten klagen und viele Tränen vergießen hörte, und als er zu ihm kam

und ihm zu essen gab, antwortete ihm der Götze, er wolle mit ihm nicht reden, weil er ein Verräter sei und ihn am nächsten Morgen dem Pater zum Verbrennen ausliefern werde.

Die Eingebornen sind große Faster, sie fasten in allen Nöten, im Krieg, in Krankheit, auch zu dem Zweck, daß der Wein, den sie bereiten, gut werde; es fasten aber nicht alle, sondern die Knaben und die Mädchen, die weder verheiratet sind noch sich gegen die Keuschheit vergangen haben. Wenn sie das Gewünschte durch das Fasten nicht erlangen, so werfen sie die Schuld auf die Faster, die das Fasten nicht gut beobachtet. Sie halten diese Faster so hoch in Ehren, daß diese, nachdem man den Götzen die Opfer von neuen Früchten und Wein gebracht, die ersten sind, welche sie prüfen. Das Fasten besteht darin, daß sie den ganzen Tag nichts essen und trinken bis gegen Sonnenuntergang. Dann essen sie, was sie haben können, und um nicht in Gefahr zu kommen, am andern Tag das Fasten zu brechen, stehen sie eine Stunde vor Tagesanbruch auf und essen sich satt; dann aber nichts mehr bis zum Abend, und zugleich verhüten sie ängstlich, daß jemand sie an irgend einem Teile des Leibes berühre, sei es nun im Scherz oder im Ernst, denn das würden sie für eine große Sünde halten. Auf diese Weise hoffen sie von ihren Götzen große Gnade zu erlangen.

In diesem Zustande fanden die Missionäre die Eingebornen am Ende des 16. Jahrhunderts. Bald erkannten sie im vertraulichen Umgang, daß das Volk zu großen Hoffnungen berechtigte. Sie fanden unter ihm viele, welche ein solch gutes Gemüt, eine solche Gelehrigkeit und Neigung zu den christlichen Glaubenswahrheiten, einen solchen Gehorsam gegen alles, was ihnen die Missionäre befahlen, und, was noch mehr ist, einen so guten Verstand und glückliches Gedächtnis bekundeten, daß man mit Recht eine große Ernte unter ihnen erwartete. Und man täuschte sich nicht. Schon in wenigen Jahren waren mehrere Tausende getauft und eifrige Christen. Die Missionäre wählten einige lebhafte und geweckte junge Leute, welche die christliche Lehre gut erlernen und dann die übrigen unterweisen sollten.

Es empörte sich später ein Teil der schon christlich gewordenen Acaxes, aber nicht sowohl gegen die Missionäre als gegen die Spanier, die sie schlecht behandelten und ihnen übermäßige Lasten auferlegten. Aber auch in dieser Zeit blieb ein christlicher Hauptkazike mit seinen Anhängern den Spaniern treu, und später kehrten alle zur Ordnung zurück, und sehr viele zeichneten sich durch große Sittenreinheit und Frömmigkeit aus[1].

5. Die Chichimeken (Tschitschimeken).

Unter den ältesten spanischen Schriftstellern herrscht nicht wenig Unklarheit über das Volk der Chichimeken. Bald werden sie als ein wildes nomadisierendes Bergvolk geschildert, das noch am Ende des 16. Jahrhunderts den Schrecken der Spanier bildete, bald erscheinen sie als ein mehr oder weniger kultiviertes seßhaftes Volk, das sich in den Ebenen niedergelassen hatte. Wahrscheinlich

[1] Annuae litterae 1604, 326.

waren die Chichimeken die Urbewohner Mexikos, die zum Teil von den Azteken unterjocht wurden, sich mit ihnen vermengten und ihre Kultur annahmen, während ein großer Teil in den Bergen sich die Unabhängigkeit wahrte und das alte wilde Nomadenleben beibehielt.

Obwohl die Berg-Chichimeken Nomaden waren, scheinen sie doch etwas Ackerbau getrieben zu haben, plünderten aber daneben ihre Nachbarvölker. Ihre Wohnungen bestanden aus Höhlen oder aus armseligen Hütten, die mit Ästen und Zweigen errichtet wurden. Sehr oft, besonders im Sommer und in milderen Gegenden schliefen sie unter freiem Himmel. Da ihre Lebensweise nicht gestattete, große Vorräte an Mais und andern Landfrüchten aufzubewahren, bildeten die Jagd und das Sammeln wilder Früchte und Wurzeln ihre Hauptnahrungsquelle [1].

Nach einigen Schriftstellern hatten die wilden Chichimeken keinerlei politische Organisation. Sie lebten meist familienweise, waren beständig auf der Jagd, hatten keine Gottesverehrung und keine religiösen Zeremonien, liefen ganz nackt umher und waren sehr dem Trunk ergeben. Mit Berufung auf die ältesten Schriftsteller Fray Turivio und Fray Jeronimo urteilt Al. de Zorita, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich lange in Mexiko aufgehalten und ein Werk darüber veröffentlicht hat, wesentlich günstiger über die Chichimeken. Wir dürfen, um diese beiden Urteile in Einklang zu bringen, nicht vergessen, daß die Chichimeken wegen ihrer beständigen Kämpfe mit Spanien wahrscheinlich noch roher geworden sind, als sie schon an sich waren. Zorita [2] schreibt: „Sie erkannten ein Oberhaupt an; jeder von ihnen hatte nur eine Frau, und zwar keine verwandte. Sie hatten keine blutigen Opfer und keine Idole und hielten die Sonne für Gott, zu dem sie beteten, dem sie sich empfahlen und dem sie Vögel und Schlangen opferten.... Sie hatten keine Häuser aus Stein oder Ziegeln, sondern nur Strohhütten und lebten von erjagtem rohem oder an der Sonne getrocknetem oder zuweilen auch gebratenem Fleisch; sie aßen auch Früchte, Wurzeln und Kräuter und litten an vielen Dingen Mangel, und tranken wie das Vieh.“ Auch Gomara bezeugt, die Chichimeken seien trotz ihrer Barbarei sehr religiös gewesen, sie beteten die Sonne an und opferten ihr Schlangen, Eidechsen und ähnliche Tiere, ebenso opferten sie ihr alle Arten von Vögeln, vom Adler bis zum Schmetterling, sie hatten keine blutigen Opfer und keine Götzenbilder, selbst nicht das der Sonne, die sie für den einen und einzigen Gott hielten [3]. In einem Brief aus dem Jahre 1594 schildert der Missionär Zarfate die Chichimeken aus dem Dorfe S. Luis de la Paz als die schlimmsten Mörder und Räuber [4]. Sie rühmen sich der Totschläge, und manche tragen als eine Art Wappen einen Knochen, an dem die Mordtaten aufgezeichnet sind; zuweilen sind es 28 bis 30 und noch mehr. Außer dem Laster der Trunksucht sind sie widernatürlicher Unzucht ergeben. Dabei sind sie faul, besonders die Männer, verlangen gierig nach fremdem Eigentum und sind geizig mit dem Ihrigen; endlich sind sie sehr

[1] Acosta, Historia natural y moral de las Indias II 232.

[2] Historia de la Nueva España II, Madrid 1909, 42.

[3] Historia victrix. Segunda parte: Conquista de Méjico (Historiadores primitivos de Indias Bd I) 431.

[4] Alegre, Historia de la Compañía de Jesús I 281.

empfindlich; ein einziges Wort kann sie vertreiben. Er fügt aber hinzu, im Innern gebe es auch andere Chichimeken, die besser und einfacher seien und bei denen große Erfolge für den Missionär zu erhoffen seien.

Zu dem schon erwähnten Werke eines ungenannten Franziskaners Ritos antíguos[1] heißt es: „Man findet nicht, daß die Chichimeken Häuser oder eine Niederlassung, noch Kleider, noch Brot oder Saaten hatten. Sie wohnten in Höhlen, in den Bergen und lebten von Feldwurzeln, Wild, Hasen, Kaninchen und Schlangen. Sie aßen alles roh und an der Sonne gedörrt.... Diese Chichimeken hatten einen als Oberhaupt, dem sie als dem Höchsten gehorchten. Sie nahmen nur eine Frau, und diese durfte keine Verwandte sein. Sie hatten weder blutige Opfer noch Idole, beteten aber die Sonne an und hielten sie für Gott. Ihr opferten sie Vögel, Schlangen und Schmetterlinge."

Von den Chichimeken in den Ebenen, die ein seßhaftes Leben führten, versichern uns die älteren Schriftsteller allgemein, daß sie die Sonne als den Herrn des Himmels und der Erde anbeteten. Jeden Tag opferten sie ihr, sobald sie am Horizont erschien, die Erstlinge der Jagd, indem sie einen Pfeil in das Blut des erlegten Tieres tauchten, ihn dann gegen die Sonne erhoben und das Blut nach allen vier Himmelsgegenden aussprengten[2]. Sie hatten nur eine Frau, auch die Adeligen; die Vielweiberei und die blutschänderische Verbindung mit nahen Verwandten galten als unerhörte Verbrechen. Auch ihre Regierung und Verwaltung war wohlgeordnet. Alegre hält es für wahrscheinlich, daß die wilden Chichimeken von den zivilisierten abstammen und im Kampf mit den Mexikanern sich in die Berge zurückzogen und hier ihr wildes Räuberleben begannen[3].

Die Teo-Chichimeken, ein halb barbarischer, halb zivilisierter Stamm dieser Nation, beteten die Sonne als ihren Vater an. Ihre Opfer bestanden darin, daß sie den Vögeln, den Erstlingen der Jagd, und den Schlangen den Hals durchschnitten, dann machten sie ein Loch in den Boden, schüttelten den Rasen und begossen ihn mit Blut. Bei ihren Eiden nahmen sie Himmel und Erde zu Zeugen; die letztere nannten sie ihre Mutter. Die besten Stücke der Jagdbeute waren für den Häuptling des Stammes bestimmt; wenn sie sich zusammenscharten, um einen Löwen oder Tiger (Jaguar?), eine Wildkatze oder ein Reh zu töten, so wurde das Fell mit einem Teil des Fleisches dem Häuptling geschenkt als Zeichen der Huldigung und Unterwerfung. Sie verfertigten auch für ihn Bogen und Pfeile und reinigten die Grotte, die er zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, oder bauten ihm zum Schutz eine Hütte aus Baumzweigen.

Die Teo-Chichimeken werden als eine kräftige und langlebige Rasse geschildert, sehr viele erreichten ein hohes Alter, ohne jemals krank gewesen zu sein. Wurde einer schwer krank und in drei oder vier Tagen nicht wieder gesund, so versammelten sich die Greise des Stammes, durchbohrten seinen Hals mit einem

---

[1] Ritos antiguos, sacrificios y idolatrías de los Indios de la Nueva España. Coleccion de documentos inéditos para la historia de España LIII 300.

[2] Vgl. Sahagun, Historia general l. 10, c. 29; Brasseur de Bourbourg, Histoire des Nations civilisées du Mexique II 199; Alegre a. a. O. I 279.

[3] Ebd. I 279—280.

Pfeil, indem sie sagten, das sei das beste Mittel, ihn von seinen Leiden zu befreien. Dann wurde er unter große Freudenbezeigungen, die mehrere Tage dauerten, begraben[1]. Niemand durfte mehr als eine Frau haben; machte sich jemand des Ehebruchs schuldig, was sehr selten vorkam, so wurde er vor den Rat seiner Herren gestellt; war der Schuldige ein Herr, so töteten seine eigenen Leute ihn und die Mitschuldige mit Pfeilen. Gebar die Frau eines Kriegers ein Kind, so begoß sie der Mann mit Wasser und sagte dabei, das sei das Bad, dessen sie bedürfe. War das Kind ein Mädchen, so übergab man es, sobald es sieben Jahre alt geworden, einem kleinen Knaben seines Alters, dessen Gefährtin sie werden sollte. War es ein Knabe, so übergab ihm der Vater nach einem Jahr Bogen und Pfeil, lehrte ihn den Gebrauch desselben; er gestattete ihm aber keine andern Unterhaltungen als solche, die sich auf Jagd und Krieg bezogen[2].

Interessant ist, was Vasquez Coronado in einem Brief vom 8. März 1539 aus Culiacan schreibt[3]: „Zu bestimmten Epochen gehen die Bewohner von Xalisco, um Opfer darzubringen, in ein bestimmtes Tal dieser Provinz, das von Leuten bewohnt wird, die als Heilige und Priester angesehen und Chichimeken genannt werden. Sie bleiben in den Wäldern, haben keine Wohnungen und leben von Almosen. Sie sind nackt, bemalen sich schwarz, tragen ihr Glied mit einer Schnur an das Knie gebunden. Auch die Frauen gehen ganz nackt. Sie besitzen Tempel, die mit Stroh bedeckt sind, einige runde Fenster haben und mit sterblichen Überresten gefüllt sind. Vor dem Tempel ist ein großes kreisförmiges Grab, dessen Öffnung mit einer Schlange aus Gold oder Silber umgeben ist. Die Schlange hält den Schwanz im Munde. Von Zeit zu Zeit werfen die Einwohner des Tales das Los, um zu erfahren, wer geopfert werden müsse. Derjenige, den das Los trifft, wird mit Blumen geschmückt; man feiert zu seiner Ehre große Feste, legt ihn dann auf ein Bett von wohlriechenden Kräutern, das im Grabe bereitet ist. Zu beiden Seiten legt man trockenes Holz, das man anzündet. Das Opfer bleibt unbeweglich in seinem Bett, obwohl es nicht gebunden ist, als ob es ihm angenehm wäre. Der so geopferte Mensch erlangt den Ruf eines Heiligen, und man betet ihn das ganze Jahr an. Man singt zu seiner Ehre Loblieder, in denen man seinen Ruhm verkündet; dann wird sein Kopf neben den andern auf die Fenster des Tempels gelegt. Sie opfern auch die Gefangenen, aber man verbrennt sie in einer andern tiefen Grube und ohne die beschriebenen Zeremonien.“ Daraus, daß die Chichimeken den Verbrannten nach dem Tode anbeteten, kann man ersehen, daß sie an ein Fortleben nach dem Tode glaubten.

6. Die Otomis.

Ein neben und in Verbindung mit den Chichimeken von den ältesten Schriftstellern oft genanntes Volk im heutigen Mexiko sind die Otomis, die wahrscheinlich schon vor den Tolteken die Berge und Täler von Anahuac bewohnten.

---

[1] Sahagun, Historia general usw. l. 10, c. 29. [2] Ebd.
[3] Bei Ternaux-Compans, Voyages, Relations et Mémoires IX (1838) 349 ff.

Hier führten sie ein armseliges und hartes Leben und hielten zäh an ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten fest, ohne sich je mit den benachbarten kultivierten Völkern zu vermischen. Sie waren aber keine eigentlichen Barbaren, sondern trieben etwas Ackerbau und mancherlei Gewerbe; doch wurden sie von den herrschenden Nationen verachtet und als die niedrigsten Menschen angesehen. Ihre Ungeschicklichkeit und Roheit war sprichwörtlich, und wenn man einen Menschen beschimpfen wollte, so nannte man ihn einen Otomi.

Nach Sahagun hatten die Otomis ihren Namen von Oton, ihrem Stammvater und Oberhaupt[1]. Sie lebten in größeren Niederlassungen und hatten ihre Regierung. Es gab bei ihnen Herren und Führer, die mit der Leitung und Verwaltung des Volkes betraut waren. Es gab hohe Beamte, Personen von anerkannter Tüchtigkeit, die Calpixque hießen und den Stamm regierten. Außerdem hatten sie noch andere Beamte mit andern Namen und auch einen obersten Hohenpriester, der Tecutlato genannt wurde. Es gab ferner viele Wahrsager bei ihnen, die Tlaciuhque hießen, was soviel als Vertraute oder Genossen ihres Gottes bedeutete. Diese behaupteten zu wissen, was die Gottheit über alle Dinge bestimme, da sie mit ihr redeten und von ihr Antworten erhielten. Deshalb kamen die Otomis zu ihnen, um sie zu fragen, wann und wie sie in den Krieg ziehen sollten und welches der Erfolg ihrer Waffen sein werde, ferner ob es viel oder gar nicht regnen würde in diesem Jahre, ob eine Hungersnot, Krankheiten und eine große Sterblichkeit eintreten würden. Dieses und noch vieles andere suchte man von den Wahrsagern durch Fragen zu erfahren. Wenn ihre Antworten, die man wie Orakel aufnahm, sich zuweilen bewahrheiteten, so wurden sie für Götter gehalten und als solche angebetet.

Dem Charakter nach waren die Otomis sehr faul, schmutzig und sorglos. Sie trieben nur so viel Ackerbau, als zu ihrem Unterhalt notwendig war. Sie bauten Mais und verkauften ihn, um dafür Fleisch, Fische und Wein einzutauschen. Solange sie etwas hatten, aßen und tranken sie, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. — Es darf uns deshalb nicht wundern, daß sie alle, auch die ekelhaftesten Dinge: Eidechsen, Schlangen, Ratten, Heuschrecken usw., aßen. Übrigens verstanden sich die Frauen gut auf Stickereien und Webereien[2].

Die Otomis hatten den Brauch, ihre Kinder sehr früh zu verheiraten. Den Knaben gesellte man Mädchen ihres Alters bei, von denen man wollte, daß sie ihre Frauen würden. Man bat die, welche den Stamm leiteten, um ihre Töchterchen. War ein Mädchen schon erwachsen, ohne daß jemand um ihre Hand angehalten hätte, so wurde sie manchmal an einen Mann verschenkt, zuweilen aus dem Grunde, weil sie selbst einen Mann zu haben wünschte, um nicht ohne Nachkommenschaft sterben zu müssen.

Über die Religion der Otomis sagt Sahagun, daß sie zwei Götter anbeteten. Der eine hieß Otontecutli (Herr). Dies war der erste Herr, der ihre Ahnen regierte. Der zweite Gott hieß Yoccipa, und dieser wurde mehr gefeiert als der erstere. Wollten sie ein Fest begehen, so gingen sie auf das

---

[1] Sahagun, Histoire générale des choses de la Nouvelle-Espagne, traduite et annotée par Jourdanet et Siméon, Paris 1880, 664.

[2] Ebd. 666.

freie Feld, um dort zu bleiben und sich zu erfreuen. Dort brachten sie vier Tage zu. Für dieses Fest bereiteten sie alle Arten von Speisen und Getränken; es war ihr größtes Fest. Außer den beiden genannten höheren Göttern besaßen sie noch einen dritten Gott, den sie Atetein nannten. Sie hatten die Gewohnheit, auf die Gipfel der Berge zu gehen und dort zu beten und ihre Opfer darzubringen[1]. Für ihren Gott Yoccipa hatten sie einen merkwürdigen Tempel errichtet. Es war ein Strohbau ganz eigener Konstruktion. Kein Haus durfte in dieser Weise gebaut werden. In diesem Tempel wohnten Priester, die Tlamacazque hießen und sich mit der Erziehung der Kinder beschäftigten. Sie taten dort für das ganze Volk Buße. Sie stachen sich selbst und entzogen sich durch Magueydornen Blut aus den Lippen und Schenkeln und badeten sich um Mitternacht in der kalten Jahreszeit. Sie fasteten und gingen in den Tempel mit ihrem Tamburin (teponatzli), das sie den Gefährten ihrer Nachtwache nannten. Aus dem Umstand, daß diese Priester für alle Buße taten, ersieht man, daß die Otomis überzeugt waren, ihre Sünden seien eine Beleidigung der Gottheit und müßten gesühnt werden. Auch hatten sie die Idee der selbstvertretenden Sühne[2].

Nach Brasseur de Bourbourg hatten die Otomis eine Idee von einem höchsten Wesen, das über den oben genannten Nationalgöttern stand, dem sie aber, wie es scheint, geringe oder keine Verehrung zollten. Er schreibt: „In ihrer einfachen und von den zeremonienreichen und abergläubischen Gebräuchen der Tolteken freien Religion scheinen sie länger als die andern die Kenntnis des natürlichen Sittengesetzes in seiner Reinheit bewahrt zu haben. Sie anerkannten einen einzigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, dem sie den Namen ‚Okha‘ gaben, der aus O = Erinnerung, gegenwärtige Idee und Kha = heilig zusammengesetzt ist. Den Himmel nannten sie ‚Mahetzi‘ (aus Ma = Ort, he = Ausdehnung und tzi = Umfang).“[3] Sie nahmen auch ein böses Prinzip an, das sie „E“, den Bösen nannten[4].

Im übrigen hatten sie, wie derselbe Schriftsteller bemerkt, die gleichen Gewohnheiten wie die Nachbarvölker. Sie kleideten sich ungefähr wie die Mexikaner, obwohl mit weniger Eleganz. Nach Sahagun trugen die Männer eine Art Mantel und eine Schamhülle, die Frauen gut gearbeitete Hemden und eine Jacke[5]. Den Kopf pflegten sie ganz zu rasieren, nur ließen die Erwachsenen am Hinterkopf eine Art Zopf stehen, ähnlich dem der Chinesen.

Clavigero[6] behauptete: „In Bezug auf die Seelen glaubten die wilden Otomis, nach dem, was wir sagten, die Seele gehe mit dem Leibe zu Grunde.“ Diese Behauptung wird von Waitz[7] und Bancroft[8] wiederholt. Sahagun sagt davon nichts, und doch würde er es wohl angemerkt haben, wenn er dieser Ansicht gewesen wäre. Es wäre dieser Glaube sehr befremdlich, da alle ihre Nachbarvölker zweifellos ein Leben nach dem Tode annahmen. Nach Brasseur

---

[1] Sahagun, Histoire générale usw. 667. [2] Ebd. 664.
[3] Histoire des Nations civilisées du Mexique I 157—158.
[4] Ebd. 158. [5] A. a. O. 664.
[6] Storia del Mexico II, Cesena 1780, 4.
[7] Anthropologie der Naturvölker IV 165. [8] The native Races III 541.

de Bourbourg[1], einem der besten Kenner der mexikanischen Völker, wandten sich die Otomis oft an die Wahrsager und bedienten sich ihrer Vermittlung, um die Götter zu befragen und die Seelen der Toten zu versöhnen[1]. Jedenfalls bedürfte es noch einer eingehenderen Untersuchung, um diese Frage definitiv entscheiden zu können.

Zehntes Kapitel.

Die Eingebornen Zentralamerikas.

1. Die Indianer an der Mosquitoküste.

Unter Mosquito-Indianern verstehen wir hier nicht nur die eigentlichen Mosquitos an der Ostküste Nicaraguas, sondern auch die ihnen nahe verwandten Stämme im Innern Nicaraguas bis weit hinauf in das Gebiet von Honduras.

Von den Ureinwohnern dieser Gegenden besitzen wir wenig Nachrichten aus ältester Zeit. Von Honduras schreibt Gomara[2], das Land ist sehr fruchtbar, es besitzt auch viele Gold- und Silberminen, die aber von den Eingebornen nicht ausgenützt werden, weil sie keinen Wert auf diese Dinge legen. Sie essen wie die Mexikaner, kleiden sich wie die Bewohner von Castilla del Oro und stimmen in der Religion und den Sitten mit denen von Nicaragua überein. Sie sind ausschweifend, doch haben nur die Vornehmen mehrere Frauen. Die Ehescheidung ist bei ihnen sehr leicht. Sie sind unbeständig, lügnerisch und faul. Sie waren große Götzenanbeter, sind aber heute schon Christen. Das kann offenbar nur von einigen Orten an der Küste gemeint sein, denn das Innere von Honduras war noch fast gar nicht erforscht.

Las Casas[3] behauptet, daß an der ganzen Küste des Golfs von Uraba, in Panama, Nicaragua und Veragua und bis hinauf nach Honduras das Kreuz verehrt wurde, und zwar bald in der Form X, bald in der Form ×. In allen diesen Provinzen besaßen die Eingebornen einige Kenntnis von dem wahren Gott, und wußten, daß einer da sei, der im Himmel wohne und den die Bewohner der Provinz Darien und wahrscheinlich auch der Provinz Veragua Chicuna nannten, welches Wort Ursprung von allem bedeutet. Zu diesem nahmen sie in allen ihren Nöten die Zuflucht, diesen flehten sie um Abhilfe an, und diesem brachten sie ihre Opfer. „Dieselbe Kenntnis von einem Gott hatte man in der Provinz von Honduras und Naco und in der Gegend, wo man die Stadt Gracias a Dios baute, und bis zu den Grenzen von Guatemala, indem man glaubte, es gebe einen Gott, den Schöpfer von allem. Bei alledem verehrten sie doch die Sonne, den Mond und den Morgenstern und brachten ihnen Opfer dar.“ Außerdem hatten sie viele andere Götzen, von denen einige dem Wasser, andere dem Feuer oder den Saaten vorstanden, wieder andere, die Frauen und Kinder beschützten usw.

---

[1] A. a. O. I 158. [2] Historia de las Indias I 187.

[3] Apologetica Historia (Coleccion de documentos inéditos etc. t. LXVI) c. 125, p. 465.

Die ersten uns bekannten ausführlichen Nachrichten über die Indianer an der Mosquitoküste enthält ein Aufsatz über die Mosquitos von Chas. N. Bell[1], der ungefähr 16 Jahre in diesem Land lebte, dasselbe nach allen Richtungen durchreiste und das Leben der Eingebornen sorgfältig beobachtete. Eine ausführliche Schilderung aller Mosquitostämme und der verwandten Völker gibt auch Bancroft[2], der fast die ganze Literatur über die Mosquitos benutzt hat. Er bemerkt, daß diese Völkerschaften nicht mehr die Ureinwohner dieses Landes, sondern vielfach ein Gemisch von Kariben, Negern und Eingebornen seien. Nicht vergessen werden dürfe, daß die weißen Seeleute und Reisenden mächtig zu dieser Mischung beigetragen haben, die Indianer hätten durch den Umgang mit englischen und amerikanischen Matrosen nichts Gutes gelernt.

Die Kleidung besteht vielfach in einem Tuch, das mit einer Schnur um die Lenden befestigt wird und bis zu den Knien herabreicht. Auch die Frauen kleiden sich in dieser Weise. Einige Stämme haben bloß eine Schürze als Schamhülle, andere wieder eine Art Poncho. Die Hütten sind meist armselig; denn der Aufenthaltsort wird oft gewechselt; gewöhnlich bestehen sie aus einigen im Kreis oder parallel aufgestellten Stangen, die mit Rohr oder Blättern durchwoben sind und ein Strohdach tragen. Doch gibt es an verschiedenen Orten auch schon bessere und solidere Häuser, besonders bei solchen Indianern, die etwas Landbau treiben. Jagen und Fischen bildet die Hauptnahrungsquelle.

Früher waren die Kriege unter den Eingebornen in Honduras an der Tagesordnung. Sie hatten hauptsächlich den Zweck, den Mord eines Ahnen zu rächen oder an denen, die ihnen Freunde in die Sklaverei geraubt hatten, Wiedervergeltung zu üben. Bevor man in den Krieg zog, wurden Truthähne, Hunde und selbst Menschen geopfert, um die Götter günstig zu stimmen. Man entzog sich auch Blut aus Nase und Ohren, und auf Träume wurde großes Gewicht gelegt. Die Gefangenen wurden gewöhnlich als Sklaven behalten, nachdem man ihnen die Nase abgeschnitten hatte; andere Stämme erschlugen sie. — Die Mosquitos werden von einem erblichen König regiert, dessen Ansehen jedoch nicht groß ist. Der König regiert die Dörfer durch einen Rat von alten Männern, der aus den fähigsten ausgewählt wird. Dieser Rat schlichtet die kleineren Streitigkeiten, die wichtigeren Sachen gehen an den König. Bei den Poyas versammeln sich die alten Leute, die von den jungen sehr geachtet werden, jeden Abend, um zu beraten, was am folgenden Tag zu geschehen habe. Alle Glieder des Stammes nehmen teil an der Arbeit und teilen in gleicher Weise die Frucht der Arbeit. Bei den Kariben in Honduras ist die Regierung in den Händen der Alten, die alle mit dem Ehrentitel „Häuptlinge" oder Kapitäne angeredet werden. Manche ihrer Gesetze sind sehr hart, so wird z. B. eine Frau, die mit dem Mann einer andern Rasse Umgang gehabt hat, langsam zu Tode gepeitscht. Die Sambos dagegen begnügen sich damit, den Ehebrecher zur Zahlung einer Kuh zu verurteilen. Wenn die

---

[1] Remarks on the Mosquito Territory, its Clemate, People, Productions usw., in der Zeitschrift The Journal of the Royal Geographical Society XXXII, London 1862, 242 ff.

[2] The native Races usw. I 711 ff.

Entscheidung eines Häuptlings nicht befriedigt, so wird die Sache durch einen Zweikampf erledigt[1]. Bei dem Volk der Xicaques wurde früher jede Ortschaft oder Provinz von einem erblichen Kaziken regiert, der unter dem Beistand von vier adeligen Ratgebern Recht sprach; Diebstahl wurde mit Konfiskation des Eigentums bestraft, und in schweren Fällen wurden dem Täter Ohren und Hände abgeschnitten. Dem auf frischer Tat ertappten Ehebrecher wurden die Ohrringe mit Gewalt weggerissen; dann wurde er von den Verwandten des Beleidigten gepeitscht und seines Eigentums beraubt. Die schuldige Frau ging straflos aus, da man sie als den schwächeren Teil nicht für verantwortlich hielt.

Polygamie ist allgemein; manche Männer haben sechs Frauen und der König noch mehr. Die erste Frau wird in der Regel in früher Kindheit verlobt; sie ist die Herrin des Hauses, und ihre Hochzeit wird mit Festlichkeiten begangen. Die frühen Ehen, besonders bei Mädchen, sind fast allgemein, aber die Ehe wird sehr leicht gelöst, besonders wenn keine Kinder vorhanden sind. Bei den Stämmen im Innern ist die Vielweiberei seltener und die Keuschheit der Frauen größer. Wenn ein junger Mann um ein Mädchen warb, schickte er gewöhnlich einen alten Mann mit Geschenken zu ihrem Vater. Dieser Zwischenhändler hielt eine große Lobrede auf die Ahnen des Bewerbers und dessen Vorzüge. Wurden die Geschenke angenommen, so folgte ein Trinkgelage. Am folgenden Morgen wurde die Braut auf der Schulter eines Mannes in Begleitung von Freunden unter Gesang und Tanz zur Wohnung des Bräutigams gebracht, hier von den weiblichen Verwandten desselben verschiedenen Reinigungs- und Parfümierungsprozessen unterworfen, die drei Tage dauerten. Während dieser Zeit hielten die beiden Familien großes Fest. Nach Ablauf der drei Tage wurde die Braut dem Bräutigam übergeben, der sie drei Nächte bei sich behielt, dann zog das Paar für drei Nächte in das Haus des Schwiegervaters und kehrte endlich in das eigene Haus zurück, wo neue Festlichkeiten folgten. So wurde die Ehe bei vornehmen Familien eingegangen; beim gewöhnlichen Volk diente eine alte Frau als Heiratsvermittlerin und waren die Zeremonien einfacher. Nach Bancroft[2] war Verwandtschaft kein Ehehindernis, doch gilt dies, wie es scheint, nur von der Affinität. Übrigens herrschte bei vielen Stämmen große Unsittlichkeit, und bei Festlichkeiten kamen scheußliche Exzesse vor. Nach Bell[3] stand überhaupt die Sittlichkeit der meisten dieser Stämme, besonders der eigentlichen Mosquitos, außerordentlich tief. Manche Männer benutzten ihre eigenen Frauen zu schmutzigem Erwerb.

Bei einigen Stämmen war die Witwe verpflichtet, ein ganzes Jahr lang das Grab ihres verstorbenen Mannes mit Vorräten zu versehen, dann trug sie ein zweites Jahr dessen Gebeine mit sich herum, die sie endlich auf das Dach ihrer Wohnung brachte. Erst jetzt durfte sie sich wieder verheiraten. Bei den Kariben muß der Mann jeder seiner Frauen eine eigene Hütte verschaffen. Bei den Smus (Smoos) leben die Frauen eines Mannes zusammen. Die Stellung der Frau bei allen diesen Stämmen ist keine beneidenswerte, da sie alle niedrigen und beschwerlichen Arbeiten zu verrichten hat, während der „Ehe-

[1] Ebd. I 728. [2] Ebd. 730. [3] Remarks usw. a. a. O. XXXII 251.

herr“ die meiste Zeit dem Müßiggang huldigt. Auch hier herrscht die Sitte, daß sich die Frau vor der Niederkunft in eine Hütte im Walde zurückzieht. Dort wird sie von den weiblichen Verwandten bedient und sogar genährt, da sie keine Speise mit der Hand berühren darf. Man glaubt, daß manche mißgestaltete Kinder hier gleich nach der Geburt beseitigt werden. Nach Ablauf der bestimmten Reinigungszeit darf die Frau in das Dorf zurückkehren. Nach Bancroft[1] wurden früher alle Kinder in den Tempel gebracht und dort — eingehüllt in ein Tuch — unter einem Kuchen aus Honig und Iguanafleisch schlafen gelegt. Man gab acht auf Träume, und erschien das Kind gesund und glücklich, so verhießen sie Reichtümer und langes Leben, erschien es schwach und traurig, so verkündeten sie Armut und Unglück; stellten sich keine Träume ein, so bedeutete das einen frühen Tod. Infolge dieses Aberglaubens waren die Eltern oft sehr sorglos in der Erziehung ihrer Kinder. Priester durften nicht heiraten, und ihnen wurde die Erziehung der Söhne hervorragender Männer anvertraut.

Ein Hauptlaster der Mosquito-Indianer ist die Trunksucht. Die Trinkgelage dauern oft tagelang. Manchmal werden die Nachbardörfer eingeladen, und dann wird zuerst in einem Hause getrunken, darauf in einem andern, und diese Gelage enden mit den empörendsten Ausschweifungen[2]. Streitigkeiten werden häufig auf diese Gelegenheit verschoben; da aber die Frauen alle Waffen sorgsam verbergen, kämpft man mit den Fäusten, bis die eine Partei genug hat.

Die Leiche des Verstorbenen wird in ein Tuch gewickelt und in ein halbiertes Kanoe gelegt; Freunde versammeln sich und ertränken ihren Schmerz in Mischla (Nationalgetränk, aus der Kassawawurzel bereitet), während die Frauen ihrer Trauer dadurch Ausdruck verleihen, daß sie sich auf den Boden werfen, bis sie mit Blut bedeckt sind, oder sich in anderer Weise quälen. Da man annimmt, daß Wulascha, der böse Geist, sich des Leibes zu bemächtigen sucht, werden Musikanten herbeigerufen, um ihn in Schlaf zu lullen, während man das Begräbnis vorbereitet. Plötzlich springen vier nackte Männer, die sich durch Bemalen unkenntlich gemacht haben, um von Wulascha nicht erkannt zu werden, aus einer nahen Hütte hervor, ergreifen das Seil, an dem das Kanoe befestigt ist, und ziehen es, gefolgt von den Musikanten und der Menge, in den Wald. Hier wird das Kanoe in das Grab gelegt zugleich mit Bogen, Pfeil, Speer, Ruder und andern Gerätschaften, die dem Verstorbenen im Jenseits dienen sollen; dann wird die andere Hälfte des Bootes auf die Leiche gelegt. Über dem Grab wird eine Hütte errichtet zur Aufnahme der ausgesuchten Speisen, Getränke und anderer Gegenstände, welche die Verwandten dahin zu bringen pflegen. Vom Wasser, das aus den porösen Krügen verschwindet, nimmt man an, daß es von den Verstorbenen getrunken wird, und wenn die Vögel die Nahrung wegpicken, gilt das als gutes Zeichen. Nach der Rückkehr vom Grabe wird das Eigentum des Verstorbenen zerstört, und alle, die am Begräbnis teilgenommen, müssen sich einer Reinigung unterziehen. Am Jahres-

[1] The native Races usw. I 734. [2] Ebd. 735.

tage des Todes halten die Freunde des Verstorbenen ein Fest, bei dem viel getrunken und der Name desselben von Zeit zu Zeit unter Zeichen des Schmerzes laut geschrien wird. Außer bei dieser Gelegenheit wird die Erwähnung dieses Namens streng vermieden [1].

Von der Religion der Mosquitovölker sagt Bell [2]: „Von keinem der Indianer dieser Gegend kann man behaupten, daß er eine Religion ausübe oder bekenne.“ Wie das zu verstehen ist, ergibt sich aus dem unmittelbar Folgenden: „Sie haben eine allgemeine Idee von einem großen herrschenden (presiding) Geist oder Gott und glauben daran, ebenso an ein zukünftiges Leben, aber sie haben keine klare Idee von den Pflichten, die erforderlich sind, um das zukünftige Glück zu verdienen. Sie haben keine religiösen Riten irgendwelcher Art, wenn man nicht gewisse Zeremonien zu Ehren der Verstorbenen und einige abergläubische Gebräuche als solche ansehen will.“ — Bancroft [3] drückt sich also aus: „Die Eingebornen anerkannten einen guten Geist oder ein gutes Prinzip, für das sie keinen bestimmten Namen hatten und dem sie keinen Kult erwiesen, ‚denn‘, sagten sie, ‚es sei nicht nötig, zu einem zu beten, der immer Gutes tue‘; auch daran, ihm für die empfangenen Wohltaten zu danken, dachten sie nie. Sie hatten weder Tempel noch Götzenbilder, und die einzigen Zeremonien, die einen religiösen Charakter besaßen, waren die Beschwörungen ihrer sukias oder Zauberinnen. Diese waren beständig damit beschäftigt, den Zauber der bösen Geister zu brechen, mit denen die durch allerlei gruselige am Feuerherd erzählte Geschichten aufgeregte Phantasie des Volkes jeden dunkeln und unheimlichen Platz, jeden Fluß und jeden Berg bevölkerte. Diese bösen Geister waren unter dem Namen Wulascha bekannt. (Nach andern hieß bloß das Haupt dieser Geister Wulascha oder Wulsah.) Sie verließen, wie man annahm, namentlich während der Nacht ihre Verstecke, um alles Böse zu verüben.“ Sie glaubten auch an allerlei geheimnisvolle Schlangen, Gespenster und Ungeheuer, die den Menschen nachstellen. Die Kariben hielten regelmäßig Feste, um die bösen Geister zu versöhnen.

Außer den Zauberinnen hatten die Eingebornen von Honduras auch eine Art Priester oder Einsiedler, die fern vom Dorf in kleinen erhöhten Hütten mit ihren Göttern lebten, große Achtung genossen und deren Rat man stets befolgte. Nur die leitenden Männer durften ihnen ohne die nötigen Gaben an Mais und Geflügel nahen, und kniend hörte man ihre Orakel an. Vor wichtigen Unternehmungen wurden Hunde, Hähne und sogar Menschen geopfert, um die Gunst des Gottes zu erlangen, und zu demselben Zweck entzog man sich Blut aus der Zunge, den Ohren und andern Gliedern des Leibes. Sie hatten ferner eine Art Schutzgeister (naguas), deren Leben unzertrennlich war von dem ihrer Schützlinge. Um einen solchen Schutzgeist zu erlangen, mußte man an einen einsamen Ort gehen und ein Opfer darbringen; mit dem Tier und dem Vogel, die daraufhin im Traum oder in Wirklichkeit erschienen, wurde ein Vertrag für das Leben geschlossen, indem man sich an verschiedenen Stellen

---

[1] Ebd. 744—745. [2] Remarks usw. a. a. O. XXXII 252.
[3] A. a. O. III 496—497.

des Leibes Blut entzog[1]. Alle Krankheiten werden von den Eingebornen den bösen Geistern zugeschrieben, und deshalb müssen die Sukias mit ihren Zaubereien sie vertreiben.

2. Die Ureinwohner von Panama.

Das Gebiet des heutigen Staates Panama war zur Zeit der Entdeckung von zahlreichen voneinander unabhängigen Völkerschaften bewohnt und bestand aus verschiedenen Kazikentumen. Von Oviedo und Gomara besitzen wir Nachrichten über die Bewohner der Umgegend der Städte Panama und Cueva und allgemeine über die Darier. Darien oder Castilla del Oro hieß die Provinz im Norden des heutigen Staates Panama am Karibischen Meer und am Golf von Uraba.

1. Panama. Von den Einwohnern der Gegend der Stadt Panama sagt Gomara[2]: „Sie kleiden sich, reden und leben wie die Leute von Darien, aber ihre Tänze und Gebräuche und ihre Religion sind etwas verschieden und gleichen denen von Haiti und Kuba. Sie machen Bilder von ihrem Tavira, dem Teufel, malen und kleiden ihn, so wie sie ihn sehen und mit ihm reden. Sie sind sehr dem Spiel, der Ausschweifung, dem Diebstahl und Müßiggang ergeben. Sie haben viele Zauberer und Hexen, von denen sie glauben, daß sie in der Nacht am Nabel der Kinder saugen. Es gibt viele, die wähnen, es gebe nichts als Leben und Sterben, und diese Leute begräbt man nicht mit Brot und Wein oder Weibern und Kindern. Diejenigen aber, die an die Unsterblichkeit der Seele glauben, werden, wenn es Herren sind, mit Gold, Waffen und Federn, und wenn es gewöhnliche Leute sind, mit Mais, Wein und Matten begraben. Die Leichen der Kaziken dörren sie am Feuer; das ersetzt bei ihnen das Einbalsamieren. Man begräbt mit ihnen einige von ihren Sklaven, damit sie ihnen in der Unterwelt dienen, und auch einige von ihren Frauen, von denen sie geliebt waren. Man tanzt beim Begräbnis und kocht einen Gifttrank, von dem diejenigen trinken, welche den Toten begleiten sollen, deren Zahl sich zuweilen bis auf 50 Personen beläuft. Viele gehen auch zum Sterben auf das Feld hinaus, wo sie von Vögeln, Tigern und andern Tieren aufgefressen werden. Dem Sohne oder Neffen, der der Erbe des Verstorbenen ist, küßt man die Füße, während er in seinem Gemache ist, und das gilt bei ihnen als Eidschwur und Krönung."

2. Die Cuevaner. Über die Religion der Einwohner von Cueva schreibt Oviedo[3], es sei in diesen Gegenden etwas sehr Gewöhnliches, daß man Sonne und Mond anbete und dem Teufel große Verehrung erweise; auch hätten die Einwohner für ihre Götzenanbetung und ihre Opfer eigens dazu bestimmte und sehr geachtete Männer, die meist zugleich Ärzte seien und die Kraft mancher Heilkräuter kannten. Sie hießen Tekina (tequina) und behaupteten,

---

[1] Bancroft, The native Races I 740—741.
[2] Historia de las Indias 279.
[3] Historia general l. 29, c. 26, p. 125. Fast ganz dieselben Angaben hatte Oviedo schon in seinem Sumario de la natural Historia de las Indias veröffentlicht (vgl. Historiadores primitivos de Indias I 481 ff).

mit dem Teufel zu reden und von ihm Antworten auf ihre Fragen zu erhalten. Sie verkünden diese Antworten den Leuten und sagen oft mit Hilfe des Teufels voraus, was morgen oder nach vielen Tagen eintreffen werde. Der Teufel gibt ihnen zu verstehen, daß er infolge seiner Gottheit und als Herr und Leiter aller zukünftigen Dinge wisse, was geschehen werde; daß er Donner und Regen verursache, die Zeiten lenke, ihnen die Früchte der Pflanzen und Bäume gebe usw. Da nun oft eintrifft, was er voraussagt, glauben sie ihm in allem und bringen ihm viele Opfer dar, an einigen Orten opfern sie das Blut und Leben der Menschen, an andern wohlriechendes Räucherwerk. Läßt Gott das Gegenteil von dem eintreffen, was der Teufel durch den Tekina voraussagt, so daß dieser als Lügner dasteht, so gibt er ihnen zu verstehen, er habe aus Ärger oder wegen eines Verbrechens seine Ansicht geändert. Da er ein Meister in den Betrügereien gegen so arme und unwissende Leute ist, suchen sich diese durch Schutzmittel gegen ihn zu verteidigen, und diese nennen sie Tuyra. Diesen Namen geben die Indianer auch den Christen, da sie dieselben für scharfsinnig oder für Leute wie Teufel halten, und sie glauben, ihnen durch diesen Namen Ehre und Lob zu spenden [1].

Unter den verschiedenen Stämmen finden oft ohne vernünftigen Grund Kriege statt, bloß weil der Tekina ihnen dazu rät. Doch kommen bei den Leuten, die unter demselben Tiba oder Herrn stehen, selten Streitigkeiten und Kämpfe vor, und mit dem Gehorsam gegen ihre Vorsteher nehmen sie es nicht so leicht wie andere Völker; denn der Tiba oder Herr oder Kazike verfügt über das Leben seiner Indianer, wie man unter Christen über geringwertige Dinge schaltet. Auch gibt es unter ihnen keine Prozesse oder Streithändel, die über drei Tage dauern; sobald der Herr davon erfährt und entscheidet, was in dem Streit zu geschehen habe, wird dies sofort ausgeführt, mag es gerecht oder ungerecht sein. Da der Diebstahl unter ihnen als das größte Verbrechen gilt, darf jeder dem Dieb, den er auf seinem Maisfeld oder Gut ergreift, beide Hände abschneiden und sie sich um den Hals hängen, auch wenn er nur eine Ähre ohne Erlaubnis weggenommen hat. Die Hauptgründe der Kriege sind Streitigkeiten zwischen den Herren über den Landbesitz. In diesen Kämpfen töten sie, welche sie töten können, und denen, die sie fangen, brennen sie mit einem Eisen ein Zeichen auf, um sie als Sklaven zu gebrauchen. Jeder Herr hat sein bekanntes Eisen. Einige lassen auch denen, die sie zu Sklaven machen, einen Vorderzahn ausschlagen, um sie als Sklaven zu kennzeichnen; diese heißen Paco; während der Herr Kevi oder Saco heißt. Der Name Kazike kommt hier auf dem Festland nicht vor, er wurde aber von den Christen, die ihn auf der Insel Haiti vorfanden, allmählich auf andere Völker übertragen. Stehen mehrere Häuptlinge unter einem Oberhäuptling, so heißt dieser Saco; der Saco hat andere Indianer zu Untertanen, die Ländereien und Ortschaften besitzen und Cabras genannt werden. Diese bilden eine Art Adel, der über dem gewöhnlichen Volke steht. Auch die Männer aus dem gewöhnlichen Volk können Cabras werden oder zum Adelstand gelangen, wenn sie sich in der Schlacht, im Dienste und unter den Augen eines Herrn besonders

[1] Ebd. l. 29, c. 26 (III 127).

auszeichnen und verwundet heimkehren. Das vergossene Blut gilt als ihr Adelsbrief, und der Herr, unter dem sie stehen, nennt sie Cabra, gibt ihnen Land und ein Weib und zeichnet sie sonst aus. Dieser Adel wird auf die Söhne vererbt, und die Frauen bekommen den Titel Espave, sobald ihre Männer Cabra geworden. Eine Eigentümlichkeit in den Kriegen dieses Volkes ist, daß, wenn sie einen Spion fangen, dieser trotz aller Qualen nie die Geheimnisse seines Volkes offenbart[1].

In Justizsachen haben sie ihre Exekutivbeamten oder Gerichtsdiener, die denjenigen aus dem gewöhnlichen Volk ergreifen und töten, den der Herr hinzurichten befiehlt. Ist aber der Delinquent ein Saco oder Cabra, so darf kein gewöhnlicher Mann Hand an ihn legen, sondern nur der oberste Herr, und dieser tötet ihn mit einer Keule oder verwundet ihn mit einer Lanze oder einem Spieß und übergibt ihn dann dem Gerichtsdiener, wenn er noch nicht tot ist; denn dadurch, daß der Fürst mit der Hinrichtung den Anfang machte, verliert der Cabra seinen Adelstand. — Eine eigentümliche Gewohnheit der Cuevaner, welche die Gemeinen mit ihren Herren beim Essen vereinigt, besteht darin, daß der Herr oder Oberhäuptling, ob er nun im Feldlager oder daheim in seinem Hause sei, alles, was er zu essen hat, vor sich bringen läßt, es dann unter alle verteilt und jedem das zuschickt, was ihm gut scheint. Er hat auch Männer, die dazu bestimmt sind, für ihn den Mais und die Yuka zu säen und ihm das Feld zu bestellen; andere, die für ihn Schweine, Hirsche und anderes Wild jagen, und wieder andere, die für ihn fischen. Er selbst nimmt zuweilen auch teil an diesen Arbeiten, wenn er nicht in den Krieg ziehen muß. — Beim Essen bedienen ihn nicht Männer, sondern Frauen. An den oben genannten Mahlzeiten, bei denen der Herr die Speisen verteilt, nimmt nicht das ganze Volk teil, sondern bloß die Vornehmsten und einige andere, und zwar im Kriege immer, im Frieden nur an allen Festen und einigen andern Tagen[2].

In Bezug auf die Ehe ist zu bemerken, daß niemand sich mit seiner Mutter, Tochter oder Schwester verheiratet oder mit ihnen geschlechtlichen Verkehr hat; die weiteren Verwandtschaftsgrade aber werden bei der Heirat nicht berücksichtigt; wenn jedoch jemand eine Frau in den angegebenen Verwandtschaftsgraden heiratet, wird er von den andern getadelt. Der Tiba oder Hauptherr hält so viele Frauen, als er will; die andern haben nur eine Frau mit Ausnahme einiger Reichen, die zwei oder drei haben, wenn sie dieselben unterhalten können. Die Frauen nehmen sie nicht von einem auswärtigen Stamm und von fremder Sprache; die Häuptlinge heiraten nur Töchter von andern Häuptlingen oder wenigstens von adeliger oder vornehmer Geburt. Der erstgeborne Sohn erbt das väterliche Vermögen, fehlen Söhne, so erben die ältesten Töchter, und diese werden von ihren Vätern mit ihren Hauptvasallen verheiratet. Wenn aber von dem ältesten Sohn Töchter und keine Söhne vorhanden sind, so erben nicht diese Töchter, sondern die Söhne der zweiten Tochter des Erblassers, weil man von diesen sicher weiß, daß sie zum selben Geschlecht gehören; gerade so,

[1] Oviedo, Historia general l. 29, c. 26, p. 130.
[2] Ebd. l. 29, c. 27, p. 133.

bemerkt Oviedo, wie der Sohn meiner Schwester zweifellos mein Neffe und der Enkel meines Vaters ist; dagegen ist dies beim Sohn oder der Tochter meines Bruders nicht so zweifellos. — Zuweilen entlassen die Cuevaner ihre Frauen und nehmen andere, ja sie tauschen sie sogar gegeneinander aus oder geben sie als Bezahlung für andere Dinge; und das tun sie oft, ohne viel Ursache zu haben, bloß weil der eine oder beide es wollen, besonders aber wenn die Frau unfruchtbar ist. — Gewöhnlich sind die Frauen von Cueva für ihre Person gut, obwohl es nicht an solchen fehlt, die gern andern zu willen sind, besonders den Spaniern. Es gibt auch öffentliche Dirnen, die sich allen preisgeben; ja einige sind so der Ausschweifung ergeben, daß sie, wenn sie schwanger werden, durch Kräuter die Frucht abtreiben; sie sagen, die alten Frauen sollten gebären, sie selbst wollten das nicht. Auch die Sodomie war in Cueva weit verbreitet, und eigene Männer mit Weiberkleidern übernahmen die Stelle der Frauen, und diese werden deshalb von den Männern nicht verachtet, wohl aber von den Frauen, die sie verabscheuen, aber aus Furcht vor ihren Männern oft nicht dagegen zu sprechen wagen.

Die Indianer pflegen sich wenigstens einmal täglich, meist dreimal, und die Frauen noch öfter zu baden; es scheint das auch notwendig gewesen zu sein, denn, wie Oviedo bemerkt, wenn sie es einmal, z. B. auf Reisen, einen Tag unterließen, so verbreiteten sie einen unerträglichen Geruch, wie die Neger in Afrika. Die Hauptnahrung gewinnen sie durch Fischen und Jagen; das Brot bereiten sie aus Mais und Yuka; meist trinken sie Wasser, doch lieben sie auch die Chicha, die sie aus Mais gewinnen. Ihre Hauptunternehmungen fangen mit einem Trinkgelage und Liedern an. Diese Lieder spielen in Cueva eine ähnliche Rolle wie bei den Haitiern. Da sie bei diesen Gelagen bald betrunken sind und am andern Tag nicht wissen, was sie dabei ausgemacht haben, so müssen immer einige nüchtern bleiben und am andern Tag den andern mitteilen, was ausgemacht worden ist, und das wird unfehlbar ausgeführt, als ob sie sich durch einen Eid dazu verpflichtet hätten. Eine Schrift besaßen die Cuevaner nicht, und deshalb waren sie höchst erstaunt, daß die Christen durch Briefe miteinander sprachen. Sie meinten, das Papier könne bloß mit den Christen sprechen[1].

Wenn die Indianer nicht Krieg führen, so treiben sie miteinander Tauschhandel. Die, welche am Gestade wohnen, gehen mit ihren Kanoes in andere Gegenden, um gegen das, was sie im Überfluß haben, andere Dinge zu kaufen, die ihnen fehlen. Auch Binnenhandel treiben sie, bei dem die Sklaven als Lasttiere dienen. Die einen bringen Salz zum Verkauf, die andern Mais, wieder andere Decken und Hängematten oder Baumwolle und gesalzene Fische oder Gold. Einige verkaufen auch das, was den Indianern am meisten fehlt und was sie am meisten schätzen, nämlich die Kinder. Das Feuer machen sie durch Reiben und Drehen kleiner Holzstäbe an.

Wenn ein Indianer oder eine Indianerin von Castilla del Oro aus Verdruß oder einem andern Grund sterben will, so sagt er: „Ich will sterben"; und so geschieht es: Er verschmäht die Speise und alles, was das Leben er-

[1] Ebd. l. 29, c. 29, p. 137.

halten kann, und stirbt in kurzer Zeit[1]. In den Provinzen der Cuevasprache an der Küste des Stillen Ozeans besteht die Gewohnheit, daß, wenn ein Kazike oder sonst ein vornehmer Herr stirbt, alle ihre Sklaven und die Frauen, die ihnen beständig dienen, sich mit ihnen töten. Denn sie glauben, daß diese mit dem Kaziken in den Himmel gehen und dort ihm in denselben Verrichtungen dienen wie auf Erden[2]. Sie glauben auch, daß die, welche dem Kaziken nicht in einem Amte dienen, beim Tode sowohl der Seele als dem Leibe nach sterben und sich in Luft verwandeln oder ganz aufhören, eine bestimmte Sache (wie z. B. ein Schwein, Hund oder Vogel) zu sein. Dieser Glaube treibt die Indianer an, mit großer Begierde eine Stellung als Diener oder Sklave ihres Herrn zu erlangen, und gelingt ihnen dies, so wähnen sie alles Gute für dieses und das andere Leben gewonnen zu haben. Auch von diesem falschen Wahn kommt es, daß die, welche das Brot (den Mais) zu säen und zu ernten verstehen, um an diesen Vorrechten im Jenseits teil zu haben, sich töten und sich mit etwas Mais und einer kleinen Keule begraben lassen. Gelingt ihnen das, so würde ihnen nach ihrer Meinung, wenn im Himmel der Same fehlte, dieser Mais zur Aussaat dienen, bis ihnen der Tuyra (der Teufel) eine größere Menge Samen verschaffen würde. Der Anstifter zu all diesen Gebräuchen ist nach Oviedo der Tuyra, der durch seine Priester zu ihnen spricht und den sie bald in Gold, bald in Holz in schrecklicher Gestalt abbilden und der sie dadurch zu erschrecken sucht, daß er ihnen Huracans (Orkane), d. h. furchtbare Stürme, ankündigt.

Wenn in Castilla del Oro ein vornehmer Herr stirbt, so legt man seinen Leib auf einen Stein oder ein Holz und zündet ringsum ein großes Feuer an, in der Weise jedoch, daß die Glut oder Flamme das Fleisch nicht angreift, aber das Fett und alle Feuchtigkeit wie Schweiß durch die Nägel der Hände und Füße heraustritt und die Haut wie Leder an den Knochen haftet. Dann legen sie die Leiche an einer Stelle des Hauses neben die Leiche des Vaters. An der Zahl der nebeneinander liegenden Leichen kann man erkennen, wie viele Herrscher in diesem Reiche gewesen und in welcher Reihe sie aufeinander gefolgt sind. Wenn ein Kazike in der Schlacht gestorben ist und die Seinigen seine Leiche nicht retten konnten, so lassen sie an der Stelle, wo er in der Reihe der Kaziken hätte hinkommen sollen, eine Lücke[3]. An einigen Orten von Castilla del Oro werden die am Feuer gedörrten Leichen der Kaziken in Decken gehüllt und in eine Hängematte gelegt, die man in der Luft an dem Ort, wo es am besten paßt oder wo er zu schlafen pflegte, befestigt.

Die Art und Weise, wie sich die Diener und Sklaven beim Tode ihrer Herren selbst töten, ist folgende. Sie versammeln sich und besingen zuerst in einem Lied das Leben und die Taten ihres verstorbenen Herrn. Dann nehmen sie mit einer Muschel, die ihnen als Löffel dient, aus einem Kessel einen oder zwei Schluck voll Gift. Dieses wirkt so stark, daß sie sofort tot umfallen. Einige bringen auch ihre kleinen Kinder herbei, geben ihnen dann Gift zu trinken, und sobald sie sehen, daß sie tot sind, nehmen sie selbst Gift, ohne dabei eine Träne zu vergießen, ja mit großer Zufriedenheit. „Und so holt sich

[1] Oviedo, Historia general l. 29, c. 29, 153—154. [2] Ebd. p. 154.
[3] Ebd. c. 31, p. 155.

der Teufel mehr oder weniger mit jedem Kaziken gegen 40—50 Seelen seiner Diener und Hausgenossen."[1] An manchen Orten lassen sich auch einige Frauen mit dem Kaziken begraben.

Der Sohn, der dem Kaziken in seinem Staate nachfolgen soll, ist während der Totenfeier zugegen, und wenn dieselbe vorbei ist, empfängt er die Glückwünsche zur Nachfolge; die Greise und ältesten Leute in seinem Staat tragen ihn auf den Armen in ein Gemach, wo er schlafen soll und legen ihn in eine Hängematte. Und dorthin kommen alle seine Untertanen zur Huldigung, indem sie Mais, Schweine, Wildbret, Vögel, Eßwaren und andere Landesprodukte bringen, und machen neue Lieder, um ihm zu gefallen, und trinken zwei oder drei Tage lang. In den Liedern sagen sie, was ein Kazike und Herr sei, welches seine Eltern und seine ganze Genealogie, welches die Freunde und Feinde des Vaters gewesen 2c. Am Schluß sendet der neue König seine Boten zu den andern Kaziken und Herrschern, um ihnen den Tod seines Vaters mitzuteilen und die Hoffnung auszusprechen, daß sie seine Freunde sein werden, wie sie die seines Vaters gewesen. Auch zu den Feinden schicken sie Gesandte, und einige versöhnen sich bei dieser Gelegenheit; andere dagegen wollen Feinde bleiben, ergreifen die Boten und töten sie, um so die Feindschaft zu besiegeln.

Oviedo erzählt an dieser Stelle, daß er jetzt (wohl im Jahre 1548) seit 35 Jahren mit den Indianern sich abgebe, aber er habe unter denen, die schon erwachsen zum Christentum bekehrt wurden, keinen einzigen vollkommenen Christen kennen gelernt; doch setzt er große Hoffnung auf die Kinder, die gut im katholischen Glauben unterrichtet werden. Von den jungen Knaben bemerkt er, solange sie keusch seien, seien sie die besten Diener und überhaupt so gut, daß man sie nicht besser wünschen könne; sobald sie aber im 14. Jahre geschlechtsreif würden und mit Weibern Umgang pflegten, würden sie ganz tierisch, so daß sie nur schwer mehr zu guten Christen heranzubilden seien[2].

Petrus Martyr berichtet von den Leuten von Debaiba (im heutigen Panama)[3]: Sie sind so einfältig, daß sie nicht wissen, wie sie die Seele nennen sollen und was sie sei; deshalb reden sie oft mit Verwunderung untereinander davon, was wohl dieses unsichtbare und unverständliche Wesen sei, das die Glieder der Menschen und Tiere bewege. Sie glauben aber, daß dieses geheimnisvolle Wesen, wenn es *ohne Fehl gelebt und kein Unrecht getan habe, zu einer ewigen Seligkeit gelange; wenn es dagegen sich der niedrigen Lust, gewaltsamem Raub und rasender Wut überlassen habe, tausend Qualen an einem rauhen Ort unter der Erde erdulden werde.* Wenn sie von diesen Dingen reden, zeigen sie zuerst mit ihren Händen gegen den Himmel und dann hinunter gegen den Schoß der Erde. Er fügt noch bei, der große Flecken, den man in der Vollmondscheibe sehe, sei nach ihrer Meinung ein Mann, der an diesen kalten und feuchten Ort verbannt wurde, um dort ewig zu leiden, weil er mit seiner Schwester blutschänderischen Umgang gehabt hatte.

3. Das Gebiet von Cueva gehörte zu Castilla del Oro, bildete aber nur einen Teil davon; wir lassen deshalb noch die allgemeine Schilderung folgen,

---

[1] Ebd. p. 156. [2] Ebd. p. 160. [3] De rebus oceanicis Dec. VII, l. 10.

die Gomara von den Völkerschaften Dariens entwirft[1]. Er beschreibt die Darier als wohlgebaute Leute. Bart haben sie keinen; sie reißen die Barthaare aus oder vertilgen sie mit einem gewissen Kraut und dem Staub einer Art Ameise. Sie gehen nackt. Die Scham tragen die Männer in einer Art Muschel oder Röhre. Die Vornehmen kleiden sich mit weißen oder farbigen Wolldecken nach Art der Zigeuner. Die Frauen bedecken sich vom Gürtel bis zum Knie, und, wenn sie vornehm sind, bis zum Fuß; an den Brüsten tragen sie fein gearbeitete und verzierte Goldborten. An den Ohren und der Nase tragen sie — zuweilen auch die Männer — Ringe.

Die Vornehmen heiraten so viele Frauen, als sie wollen, die andern nur eine oder zwei, aber nie die Schwester, Mutter oder Tochter. Sie nehmen keine Auswärtigen oder Tieferstehenden zu Frauen. Sie lassen die Frauen oft im Stich oder vertauschen und verkaufen sie sogar, besonders wenn sie nicht gehorchen, doch ist die Ehescheidung zur Zeit der Schwangerschaft selten. Die Männer sind sehr eifersüchtig, und die Frauen halten auf ihre Ehre, wie einige sagen. Sie haben öffentliche Dirnenhäuser und an vielen Orten auch Männer, die sich wie Frauen kleiden und als Frauen dienen, und das wird ihnen nicht zur Schmach angerechnet, ja sie entschuldigen sich damit, wenn sie wollen, um nicht in den Krieg zu ziehen. Die gefallenen Mädchen treiben sich durch Essen von Kräutern die Frucht ab, ohne sich dessen zu schämen oder dafür gestraft zu werden. Die Darier wechseln, wie die Araber, oft den Wohnort, und das muß der Grund sein, warum die Dörfer so klein sind. Die Vornehmen werden in Decken wie in Sänften (Hängematten) von ihren Sklaven auf den Schultern getragen; sie werden sehr geehrt und behandeln ihre Untergebenen mit Verachtung; sie unternehmen gerechte und ungerechte Kriege, nur um ihre Herrschaft zu erweitern. Vor dem Krieg beratschlagen die Vornehmen und die Priester, indem sie sich mit dem Rauch eines bestimmten Krautes berauschen. Oft ziehen die Frauen mit ihren Männern in den Kampf, da sie es ebensogut verstehen, mit dem Bogen umzugehen, doch gehen sie eigentlich mit, um den Männern zu dienen und zur Verfügung zu stehen. Alle bemalen sich im Krieg, die einen schwarz, die andern rot, und zwar die Sklaven vom Mund aufwärts und die Freien vom Mund abwärts. Ihre Kriegswaffen sind Pfeil und Bogen, lange Lanzen, Spieße mit Wurfriemen, Rohre mit Spitzen aus Holz, Knochen oder Fischbeinen, welche die Wunden entzünden, endlich Keulen und Schilde. Wer im Kriege Wunden erhalten hat, gilt als Edelmann und genießt manche Freiheiten. Niemand verrät als Spion die Geheimnisse, auch wenn er noch so sehr mißhandelt würde. Den Kriegsgefangenen prägen sie ein Zeichen ins Gesicht und schlagen ihnen einen Vorderzahn aus. Sie haben einen großen Hang zum Spielen und Stehlen und zur Trägheit. Einige treiben Handel, indem sie die Märkte besuchen. Sie treiben aber nur Tauschhandel, da sie kein Geld haben. Auch ihre Weiber und Kinder verkaufen sie. Sie sind gewandte Schwimmer und Fischer, und die Flüsse und das Meer liefern ihnen reichliche Nahrung.

Die Heilkunde ist wie die Religion in den Händen der Priester, und deshalb und weil sie mit dem Teufel reden, werden diese sehr gefürchtet. „Sie

---

[1] Historia general a. a. O. I 198.

glauben, daß es einen Gott im Himmel gebe; dieser Gott ist die Sonne, die den Mond zur Frau hat, und deshalb beten sie beide Planeten in hohem Maße an. In großer Achtung steht der Teufel, den sie anbeten und so malen, wie er ihnen erscheint, und deshalb haben sie viele Darstellungen von ihm. Ihr Opfer besteht in Brot, Rauch, Früchten und Blumen, die sie mit großer Andacht darbringen. Das größte Verbrechen ist der Diebstahl; ein jeder kann den Dieb, der Mais stiehlt, dadurch strafen, daß er ihm die Arme abschneidet und sich dieselben an den Hals hängt. Die Rechtshändel erledigen sich in drei Tagen, und es wird die Justiz streng gehandhabt."[1]

Die Toten werden im allgemeinen begraben; nur in einigen Distrikten trocknen sie die Leichen der Könige und Vornehmen langsam am Feuer, bis das Fleisch verschwunden ist. Zuletzt dörren sie die Leichen, und das ist ihr Einbalsamieren. Sie behaupten, daß die Leichen sich auf diese Art lange erhalten; sie schmücken sie mit Kleidern, Gold, Steinen und Federn und bewahren sie in Heiligtümern, wo sie nebeneinander aufgehängt oder aufgestellt werden[2]. Schon zur Zeit Gomaras, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, waren nur wenig Eingeborne mehr übrig, und diese waren Christen. Schuld an dem Aussterben der Indianer war, wie Gomara sagt, die Grausamkeit und die Barbarei der spanischen Verwalter und Soldaten.

4. Die heutigen Kariben in Panama. Unter den Dariern, die uns Oviedo und Gomara beschreiben, waren sicher auch Kariben. Noch heute leben an der Nordseite von Panama, an der sog. Küste von San Blas und den anliegenden Inseln Karibenstämme, über die wir eine eingehende Studie des P. Leonardo Gassó S. J. besitzen, der eine Reihe von Jahren bei ihnen zubrachte und ihre Sprache vollkommen beherrscht[3]. Ohne Zweifel sind diese Kariben nahe verwandt mit den Kariben auf den Kleinen Antillen, von denen im folgenden Abschnitt die Rede sein wird. Wir behandeln sie aber hier, um später nicht mehr auf Panama zurückkommen zu müssen. Sie bieten ein besonderes Interesse, weil sie bis in die neueste Zeit ihre volle Unabhängigkeit behaupteten und sich fast vollständig gegen andere Völker absperrten, so daß ihre Sitten noch heute in vielen Dingen so sind, wie sie zur Zeit Oviedos und Gomaras waren. Gassó schildert uns die Kariben (Karibes = Kuftas), wie sie im Jahre 1907 waren. Da schon in früheren Zeiten wiederholt Bekehrungsversuche bei diesen Kariben unternommen wurden, ist es wohl möglich, daß sich in ihren Anschauungen christliche Einflüsse geltend machen.

Von der Religion der Kariben berichtet Gassó, daß sie an „ein höchstes Wesen", einen „Großen Gott" glauben, den sie als ihren Vater (papa) bezeichnen und dem sie den spanischen Namen Dios geben. Den Namen Gottes haben sie sehr oft auf ihren Lippen. Bei allen Vorfällen sagen sie: „Gott ist erzürnt" (Dios irrue), „Gott hilft mir" (Dios pentake) usw. Ein sehr gewöhnlicher Gruß lautet: „Woran denkst du?" — „Ich denke an Gott." Außer

[1] Ebd. I 199. [2] Ebd.

[3] La Misión de San José entre los Karibes (Panama), in den Misiones católicas, Barcelona 1911—1913.

diesem Großen Gott nehmen sie noch viele andere Götter an, die von jenem mehr oder weniger abhängig sind, so einen Gott der Weißen, einen Gott der Neger, einen Gott der Hunde und überhaupt jeder Tierfamilie, einen Gott der Sonne, der Berge und anderer auffallender Dinge. Daneben gibt es noch zahlreiche böse Geister.

Die Kaziken versammeln oft am Abend ihre Leute, um ihnen über die „Wege Gottes" (Papaigala) zu sprechen, d. h. sie über das zu belehren, was sie aus der Überlieferung oder aus eigener Erfindung von der überirdischen Welt zu wissen meinen. Denn ihre Glaubenslehren sind sehr unbestimmt und fließend. Bei dieser Gelegenheit belehren sie auch ihre Leute in Liedern über ihre Heilkunde, Sternkunde, Landwirtschaft usw. und auch über ihre sittlichen Gebote[1]. Die eigentlichen professionellen Religionslehrer der Kariben sind die Lele oder Nele, die Priester heißen Absogetis oder Kandhules; außerdem gibt es Doktoren, die die Krankheiten heilen und dazu hauptsächlich Zaubermittel und religiöse Lieder gebrauchen. Die Krankheiten werden nach dem Glauben der Kariben durch böse Geister verursacht, welche die Seelen der Kranken stehlen. Die Doktoren müssen nun durch Lieder die Götzen beleben, welche dann ausziehen, um den bösen Geist (Poni) zu suchen, der die Seele gestohlen hat, und die Seele wiederzubringen. Wie ein Kranker ohne Seele noch leben könne, darüber machen sich die Kariben keine Sorgen. Die Vernünftigeren schreiben jedoch die Krankheit einer Strafe Gottes zu[2]. Die Absogetis und Doktoren bleiben abwechselnd Tag und Nacht beim Kranken und sagen ihm z. B.: „Entsage der Welt; denn alles hienieden hat wenig Wert; vereinige dich mit Gott, der unser Vater ist; bereue deine Verbrechen, Gott ruft dich schon (Papa peskole mai), er will dich holen, du wirst bald sterben, du hast schon den Weg Gottes betreten" (Papaigala pe mai). Sie singen dann einige von ihren Liedern und verharren in den Übungen, bis Gott den Kranken mit dem Tode straft; denn sie betrachten den Tod immer als eine Strafe[3].

Wenn die Krankheit zunimmt, pflanzt man zu Häupten der Hängematte des Patienten ein vierarmiges Kreuz in den Boden, vielleicht um mit den Armen des Kreuzes die vier Himmelsrichtungen zu bezeichnen. Außerdem legen sie Körbe mit Götzenbildern unter die Hängematte des Patienten. Eine beliebte Heilmethode besteht darin, daß man unter dem Kranken viel Knoblauch von einer bestimmten Art verbrennt, der einen entsetzlichen Geruch verbreitet und den Kranken in Schweiß versetzt. Zu den Heilmitteln der Zauberdoktoren gehören auch Tiger- oder Affenschädel, Zähne von Vierfüßern oder Fischen, Wurzeln, Eisenstücke, Hufeisen, seltene Steine u. dgl.; jeder von diesen Gegenständen hat eine bestimmte Heilkraft. Viele Zauberdoktoren werden von Jugend auf für ihr Amt auserwählt; besonders werden solche Kinder ausgesucht, die viel weinen und furchtsam sind, weil das ein Zeichen ist, daß sie nervös, von lebhafter Einbildungskraft und deshalb geeignet sind, Visionen zu erhalten. Um inspiriert zu werden, muß der Nele rauchen und einen kleinen Kessel mit brennendem Kakao vor sich haben. Der Rauch blendet die Augen, und der Nele sieht nun das Zukünftige und Verborgene.

---

[1] Misiones católicas 1912, 250. [2] Ebd. 251. [3] Ebd. 185.

Über den Ursprung der Sünde sagen die alten Weisen der Kariben: Gott schuf drei Brüder und drei Schwestern; der älteste Bruder heiratete die älteste Schwester, der zweitälteste die zweitälteste Schwester. Dieser zweite Bruder sündigte aber mit der dritten Schwester. Da er kein Heilmittel gegen diese Sünde fand, übergab er die dritte Schwester dem dritten Bruder. Gott verfluchte aber diese dritte Schwester, und von ihr stammen wir Menschen ab. Diese erste Sünde zieht uns alles Unglück zu. Sie glauben viel an Hexen, die sie Pila nennen; die schlimmste Hexe ist die Pilapipi, die kleine und liederliche, die durch das Meer geht, und zwar immer rückwärts, so daß niemand ihr Angesicht gesehen hat. Die Pocken halten sie für eine unsichtbare Person, die sich so fest anklammert, daß dadurch Blasen und Narben entstehen.

Wenn jemand gestorben ist, wird er gewaschen und in Liedern beklagt. Ihren Schmerz zeigen die Verwandten gewöhnlich in einer erstaunlich ernsten Haltung. Doch weinen sie selten. Ist der Verstorbene das Haupt einer angesehenen und reichen Familie, so bereiten sie drei Kähne, alle Verwandten begleiten den Leichenzug und tragen die Werkzeuge zum Ausschaufeln des Grabes, das von einigen bezahlten Totengräbern besorgt wird. Außerdem bringen sie alle Gebrauchsgegenstände des Toten mit: Waffen, Hängematte, Kleider mit ihren betreffenden Behältern und Körben, denn alles das wird mit dem Toten begraben, damit es ihm im andern Leben diene. Einige Tage lang wird auch etwas Speise für den Verstorbenen hingelegt, bis er sich an die Speise im andern Leben gewöhnt hat. Sie sagen, daß die Seelen der Toten ihnen zuweilen erscheinen und sie erschrecken. Heute sagen sie, die Seelen der Christen erschienen ihnen nicht mehr, und deshalb betrauern sie diese auch nicht mehr so wie die der Heiden. Nach dem Begräbnis ziehen alle Beteiligten zu einem Fluß, um sich durch ein Bad zu reinigen, und dann suchen sie den Toten zu vergessen und sprechen nie mehr von ihm[1].

Ehe. Nicht die jungen Leute selbst suchen sich einen Gatten, das besorgen ohne ihr Wissen die Väter, die untereinander die Heirat beschließen. Hier herrscht nämlich die Sitte, daß die Schwiegersöhne zu ihrer Frau in das Haus des Schwiegervaters ziehen, in diesem Hause leben und dem Schwiegervater in allen häuslichen Angelegenheiten dienen müssen. Der Schwiegervater oder Patriarch in der Hütte heißt Saka. Glücklich ist der Vater, der viele Töchter hat, denn er besitzt im Alter viele Söhne, die in seinem Hause wohnen und ihm dienen; dagegen ist der Vater, der nur Söhne hat, bedauernswert, weil diese ihn bei der Heirat verlassen und in die Familie ihres Schwiegervaters eintreten.

Ist die von den Vätern für die Hochzeit bestimmte Zeit gekommen, veranstaltet der Vater der Braut ein großes Fest, zu dem er viele Gäste einladet, auch die Priester. Natürlich befindet sich unter den Eingeladenen auch der Bräutigam, der aber vielleicht noch nichts davon weiß, was ihm bevorsteht. Die Braut liegt in einer Hängematte, während die Priester singen und Zeremonien vornehmen. Sobald der Bräutigam angekommen ist, ergreift ihn der Schwiegervater. Nun merkt jener, worum es sich handelt; die Sitte fordert,

---

[1] Vgl. den Brief des P. Gassó in den Cartas edificantes de la Assistencia de España II, Burgos 1910, 295.

daß er sich sträube und zu entfliehen suche; aber der Schwiegervater bringt ihn zur Hängematte und sagt ihm, er solle seine Tochter nehmen, er gebe sie ihm, sie gehöre nun ihm und sie sollten glücklich zusammen leben usw. Da sich der Jüngling zur Wehr setzt, kommen mehrere Männer dem Schwiegervater zu Hilfe und bringen ihn zur Hängematte. Auch wenn er heiraten will, muß er offiziell sich wehren, zu entfliehen suchen und der Braut zurufen, er möge sie nicht, weil sie zu schwach sei, nicht zu arbeiten und zu waschen verstehe, schon in einen andern verliebt sei, diesen oder jenen Fehler habe usw. Gelingt es ihm nicht zu entweichen, so legen sie ihn in die Hängematte, und willigt er in die Ehe ein, so bleibt er ruhig darin, während das Festgelage fortdauert. Will er von der Heirat nichts wissen, so entflieht er meist in ein anderes Dorf und kehrt längere Zeit nicht wieder.

Hat der Bräutigam dreimal die obige Zeremonie gutwillig absolviert, so gibt am Schluß der Priester den Brautleuten singend unter dem Klang der Flöte Ratschläge über die Art und Weise, wie sie sich zu verhalten haben, belehrt sie über ihre Pflichten usw. Hierauf muß der neue Schwiegersohn an drei aufeinander folgenden Tagen früh am Morgen unter Leitung des Saka Holz holen, und hierin besteht der wesentliche Teil der Hochzeit. Ist dieses Holzholen richtig vollendet, so ist die Ehe geschlossen, und der Saka weist dem Schwiegersohn einen bestimmten Raum in seiner Hütte an. Der Bräutigam muß gewöhnlich eine eigene Barke mit Segeln, Rudern, Harpunen usw. mitbringen, arbeitsam und nicht verdorben sein, sonst findet er nicht leicht einen Saka, oder höchstens dann, wenn das Mädchen schon defloriert ist, und in diesem Falle unterbleiben die meisten Zeremonien[1].

Die Witwer heiraten nur Witwen, nie ledige Personen, auch wenn sie Kaziken sind. In seiner Eigenschaft als Schwiegersohn untersteht auch der Kazike, ohne seine Würde zu verlieren, dem Befehle des Saka. Das ist vielleicht der Grund, warum Oviedo irrtümlich behauptete, die Sakas (sacos) seien nur Adelige. Die Autorität der Sakas beruht nicht darauf, daß sie Adelige sind, sondern einzig darauf, daß sie Töchter haben. Sterben die Töchter, so gleicht der Saka jedem andern Mann aus dem Volke; denn die Schwiegersöhne werden dann frei und können durch Heirat in den Dienst eines andern Saka treten. Beim Tode des Saka lösen sich die Familien auf, und jeder Vater baut mit seinen Söhnen und Enkeln, wenn er deren hat, ein neues Haus. So kommt es, daß im Durchschnitt jede Hütte 20—25 Personen beherbergt. In diesen Hütten herrscht die größte Gleichheit, weil alle Schwiegersöhne, mögen sie alt oder jung, Kaziken oder Priester sein oder sonst eine Würde haben, der Autorität des Saka unterstehen, wenn dieser ihre Hilfe nötig hat; denn an freien Tagen bearbeitet jeder sein getrenntes Feld, so daß sie immer Überfluß haben. Jeder Schwiegersohn hat das Seinige und teilt davon den Hausgenossen mit.

In solchen Hütten kommen selten Streitigkeiten vor, und niemand vergreift sich an fremdem Gut. Auch die Kinder respektieren das Eigentum der Onkel, und zwar obwohl der Raum der Hütte nur ideelle Abteilungen hat. Die

[1] Gassó in den Cartas edificantes usw. 205.

Sittlichkeit dieser Heiden, die so in einem offenen Raum zusammenwohnen, ist nach Gassó geradezu wunderbar[1]. „Zwar machen sie sich aus gewissen Entblößungen nicht so viel wie wir Zivilisierten, aber sie sind daran gewöhnt und es gibt eine Art Schamhaftigkeit bei der Entblößung, von der sich derjenige, welcher sie nicht miterlebt hat, schwer einen Begriff macht; es ist gewiß, daß man bei den Knaben und Mädchen eine große Züchtigkeit (candor) beobachtet." Die Eltern sind im allgemeinen zurückhaltend, so daß aus Rücksicht auf die Züchtigkeit der Kinder die Mutter in den Wald geht, wenn sie der Niederkunft nahe ist. Wenn sie nach einigen Tagen mit dem Kinde in die Hütte zurückkehrt, fragen die kleinen Geschwister, woher das Kind gekommen sei, und die älteren Leute erzählen ihnen dann folgende Geschichte: Dein Vater ging vor kurzem in den Wald und sah einen Hirsch, der in seinem Geweih dieses Kindlein trug; er lief ihm nach und ergriff endlich mit vieler Mühe das Kind und schenkte es deiner Mutter, die es aufzieht, und jetzt habt ihr ein Brüderchen oder Schwesterchen mehr.

Die Sorge für die Erhaltung der Kinder in ihrer unschuldigen Einfalt ist so groß, daß niemand in ihrer Gegenwart Worte gebraucht, die ihnen die Augen öffnen könnten. Sie reden auch in Gegenwart der Kinder nie von Gebären (kualulege), sondern gebrauchen dafür den Ausdruck: einen Hirsch fangen oder sonst eine Metapher. Was noch auffallender ist: wenn einmal die Niederkunft in der Hütte stattfindet, so weiß das nur die Schwiegermutter; den Kindern sagt man, die Mutter sei krank, und man verhüllt ihre Hängematte und läßt kein Kind in die Nähe kommen, um die Kranke nicht zu belästigen. Erst wenn das Neugeborne anfängt zu weinen, erzählt man den Kindern die erwähnte Jagdgeschichte. Dieses Vorgehen erklärt die große Zurückhaltung der Mädchen und der Frauen. Es erklärt auch das strenge unterschiedslose Fernhalten aller Fremden (huakas), von denen sie die Verführung ihrer Frauen fürchten. Im allgemeinen ist jedes unanständige Betragen verabscheut, nur in einigen Dörfern sind die Burschen infolge der Berührung mit Europäern in gegenseitigem Verkehr sehr frei geworden. In Streitigkeiten zwischen den Verheirateten ist der Priester der geborne Richter. Er hört die Parteien an und straft dann den Schuldigen in Übereinkunft mit dem Kaziken.

Was die Regierung der Kariben betrifft, so schaltet in jedem Dorf ein Kazike (Sagila); in allgemeinen Angelegenheiten aber gehorchen alle Kaziken einem Oberkaziken, der sich durch seine Eigenschaften: Beredsamkeit, Kühnheit, Scharfsinn und Festigkeit, auszeichnet. An sich ist die Würde der Kaziken lebenslänglich, doch wird er auch oft gewählt. Die Wahl wird den andern Dörfern durch einen Boten mitgeteilt. Der Bote ist gewöhnlich ein erfahrener und in alten Gebräuchen wohlbewanderter Mann. Diesem singen der Kazike und die Angesehensten laut das vor, was er zu melden hat, und er muß es so lange singend wiederholen, bis er Wort für Wort alles genau weiß[2].

In jedem Dorf hat der Kazike einen Stellvertreter (Sagila pipi). Außerdem ist noch ein Argala (Ratsherr) vorhanden, der auch seinen Stellvertreter hat.

---

[1] Ebd. 206. [2] Ebd. 207.

Alle die Genannten bilden den Rat des Kaziken. Der Absogeti (Priester) befaßt sich vorzugsweise mit Dingen, die religiösen Charakter haben, wie mit Ehen, Begräbnissen usw. Der Sagila ruft die Volksversammlung zusammen, wenn etwas Wichtiges vorkommt, und jeder Indianer hat das Recht, mitzusprechen und frei seine Ansicht zu äußern. Bei Angelegenheiten von allgemeinem Interesse versammeln sich alle Kaziken und ihre Stellvertreter beim Oberkaziken und dem Oberpriester.

Im Strafrecht herrscht das ius talionis; worin jemand gefrevelt, wird er gestraft; wer getötet hat, wird getötet, wer verwundet hat, wird verwundet; wer Platanos (Pisangfrüchte) gestohlen hat, dem werden die seinigen genommen. Nachdem man einen verurteilt hat, badet man sich, ebenso wenn man jemand getötet oder begraben hat. Wenn sie glauben, durch die Schuld eines Mannes werde sie ein Übel treffen, so töten sie ihn[1]. Die Todesstrafe wird durch langsames Verbrennen oder durch Ersticken vermittelst eines giftigen Rauches vollzogen. Auch die Irrsinnigen werden, und zwar aus Mitleid oft auf Verlangen der eigenen Verwandten, verbrannt, weil man den Irrsinn für ansteckend hält wie die Blattern.

Das Eigentumsrecht ist bei den Kariben klar ausgebildet. Beim Tode des Vaters erben die Söhne die liegenden Güter; die Mutter erhält nichts, sie bleibt im Hause und wird von ihrem Vater oder ihren Töchtern unterhalten; von der beweglichen Habe kann sie nichts erhalten, weil dieselbe mit dem Toten zum Friedhof wandert. Die Grundstücke erhält im ersten Monat nach dem Tode des Vaters der älteste Sohn, der sie anpflanzt und die Früchte davon genießt; im zweiten Monat der zweite Sohn und im dritten der folgende usw. Zum Verständnis dieser Einrichtung muß man wissen, daß man in jedem Monat Früchte von den verschiedenen Bäumen haben kann. Hatte der Verstorbene keine Söhne, so werden seine Güter unter die Neffen verteilt. Wenn die Palmbäume viele Jahre gedeihen, so schenken sie sie Gott, und dann kann jeder Bedürftige sie benutzen. Doch sieht man es als unpassend an, auf diese Bäume (Papagati die Dios) zu steigen, wenn aber die Kokkos herunterfallen, so kann sie jeder Indianer nehmen, da sie alle Indianer als Söhne Gottes ansehen, während die Fremden aus der Haut der Fußsohle der Indianer geboren wurden.

Ihre Hauptgebote, die dem Dekalog entsprechen, sind folgende vier: 1. Nicht tollkühn und zornig zu sein; 2. nicht zu stehlen; 3. nicht zu lügen; 4. arbeitsam zu sein. Die Übertretung des ersten Gebotes genügt zur Ehescheidung und ist der gewöhnliche Grund derselben. In einem solchen Fall können beide Teile sich mit einer andern Person verheiraten, ja sie sind durch die Umstände fast dazu gezwungen. Jeder Mann hat nur eine Frau, eine Ausnahme von dieser Regel machen nur einige Kaziken oder besonders hervorragende Männer; die gewöhnlichen Leute werden getadelt oder gestraft, wenn sie mehr als eine Frau halten. Die offiziellen Tadler sind die Absogetis. Der Absogeti bittet in Gegenwart des Sagila und des Volkes den Schuldigen, seine Schuld zu gestehen, und zwar muß dieses Geständnis öffentlich abgelegt werden; wir haben hier

[1] Misiones católicas 1912, 207.

also eine Art Beicht. Das Gebot, nicht zu lügen, beobachten sie unter Freunden und wenn die Untergebenen mit Vorgesetzten reden; Fremde dagegen, auch wenn es Indianer sind, hintergehen sie leicht. Doch, fügt der Missionär hinzu, haben sie einen großen Fond von Wahrhaftigkeit, namentlich dem Missionär gegenüber[1]. Das vierte Gebot der Arbeit beobachten sie sehr gut, da sie vom frühen Morgen bis um 2 oder 3 Uhr nachmittags arbeiten. Der Saka weist in jedem Haus seinen Untergebenen die Arbeiten an, und sie vollziehen dieselben pünktlich; selbst die Kinder von fünf Jahren an müssen nach Kräften mithelfen.

---

[1] Ebd. 229.

Die katholischen Missionen

Illustrierte Monatschrift im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu

„Die katholischen Missionen" erscheinen monatlich im Umfang von 3½ Quartbogen und können durch Post und Buchhandel bezogen werden. Preis des Jahrgangs *M* 5.—

Einige Urteile der Presse

„Vielseitig, interessant, anregend und wirklich gut geleitet sind ‚Die katholischen Missionen', ein Blatt, das auch viel Völkerkundliches und Geographisches enthält."

(Literar. Ratgeber des Dürer-Bundes, Dresden 1912, S. 111.)

„Die außerordentliche Reichhaltigkeit der ‚Missionen' besteht nicht nur darin, daß sie über das räumlich ausgedehnteste Gebiet berichten, indem sie allein das einzige deutsche Missionsblatt sind, das die gesamte Missionstätigkeit auf der ganzen Erde umfaßt, sondern auch darin, daß der Rahmen für das, was sie bringen, außerordentlich weit gespannt ist. Da finden wir neben den eigentlichen Missionsberichten eine Fülle von Wissenswertem, insbesondere auch auf dem Gebiete der Geographie, Ethnographie, Kulturgeschichte, Völker- und Sprachenkunde. Die Zeitschrift ist vorzüglich illustriert und bringt in der Beilage für die Jugend spannende Erzählungen, die unter dem Titel ‚Aus fernen Landen' längst sich eines guten Namens erfreuen."

(Anzeige-Blatt für die kathol. Geistlichkeit der deutschen Schweiz, Stans 1912, Nr 10.)

„‚Die katholischen Missionen' nehmen unter den deutschen Missionszeitschriften unstreitig den ersten Rang ein, nicht nur wegen ihrer gleichmäßigen Berücksichtigung der katholischen Missionen aller Länder, sondern auch wegen der Zuverlässigkeit, Mannigfaltigkeit und sorgfältigen Ausarbeitung ihrer Artikel sowie wegen ihrer glänzenden Ausstattung. . . ."

(Kalksburger Korrespondenz 1910, Nr 67.)

„. . . Als ganz hervorragend ist schließlich noch der Wert zu bezeichnen, den die Zeitschrift auch in wissenschaftlicher, länder- und völkerkundlicher Hinsicht besitzt. ‚Die katholischen Missionen' gehören zu unsern besten und empfehlenswertesten Zeitschriften."

(Augsburger Postzeitung 1909, Beil. Nr 43.)

„. . . Wir empfehlen diese auch in geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Hinsicht hochinteressante Zeitschrift neuerdings aufs beste."

(Christl.-pädagog. Blätter, Wien 1909, Nr 10.)

„. . . Unsere beste und größte deutsche Zeitschrift, die wir über Missionswesen und Wirken der katholischen Kirche besitzen. . . ."

(Wochenschrift für homil. Wissenschaft und Praxis, Wien 1912/1913, Nr 52.)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau

In Verbindung mit der Redaktion der Zeitschrift „Die katholischen Missionen" als Ergänzung eben dieser Zeitschrift erscheint die

Missions-Bibliothek.

Sie bietet in zwangloser Reihenfolge Beiträge zur Missionsgeschichte, Darstellungen einzelner Missionsgebiete, Lebensbilder bedeutender Missionäre u. ä., sowie aktuelle Fragen des katholischen Missionswesens unter Berücksichtigung der verschiedenen am Missionsapostolat beteiligten Ordensgenossenschaften.

Es liegen bereits vor:

P. Florian Baucke (1749—1768). Bilder aus der alten Indianermission von Paraguay. Nach den Aufzeichnungen Bauckes neu bearbeitet von A. Bringmann S. J. Mit 25 Bildern und 1 Karte. gr. 8° (X u. 142 S.) *M* 1.60; geb. in Leinwand *M* 2.20

Der einheimische Klerus in den Heidenländern. Von A. Huonder S. J. Mit 32 Abbildungen. gr. 8° (X u. 312 S.; 12 Tafeln) *M* 4.20; geb. *M* 5.—

Unter den Schwarzen am Kongo. Nach den Berichten des P. O. L. Allaire C. S. Sp. übersetzt von F. Mersmann. Mit 29 Abbildungen und 1 Karte. gr. 8° (VIII u. 108 S.; 6 Tafeln) *M* 1.60; geb. *M* 2.20

Führer durch die deutsche katholische Missionsliteratur. Von R. Streit O. M. I. gr. 8° (XII u. 140 S.) *M* 2.40; geb. *M* 3.—

Eskimo- und Indianermissionen auf den Eis- und Schneefeldern Alaskas. Blätter aus dem Leben des P. W. Judge. Deutsche Bearbeitung von F. Ritter v. Lama. Mit 21 Abbildungen und 1 Karte. Neue Ausgabe. gr. 8° (VIII u. 160 S.; 14 Tafeln) *M* 2.80; geb. *M* 3.50

Die Mission auf der Kanzel und im Verein. Sammlung von Predigten, Vorträgen und Skizzen über die katholischen Missionen. Unter Mitwirkung anderer Mitglieder der Gesellschaft Jesu herausgegeben von A. Huonder S. J. 3 Bändchen. gr. 8°
1. Bändchen. 2. u. 3. Aufl. (XVI u. 156 S.) *M* 2.40; geb. *M* 3.—
2. Bändchen. (IV u. 160 S.) *M* 2.40; geb. *M* 3.—
Ein drittes Bändchen erscheint 1914.

Bannerträger des Kreuzes. Lebensbilder katholischer Missionäre von A. Huonder S. J. 2 Teile. gr. 8°
1. Teil. 1. u. 2. Aufl. Mit 22 Bildern. (VIII u. 246 S.) *M* 3.20; geb. *M* 4.— Der zweite Teil erscheint 1914.

Unter der Presse befindet sich:

Vom Siegeszug des Kreuzes. Beispiele aus der Heidenmission für Kanzel, Schule und Haus zusammengestellt von P. J. Spieler, Priester aus der Missionsgesellschaft der Pallottiner. Mit einem Geleitwort von Bischof P. H. Vieter P. S. M.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

170.9
C.287

183

CATHREIN, V.

AUTHOR

Die Enheit Des Sittlichen
TITLE Bewusztseins
Vol II.

DATE LOANED	BORROWER'S NAME	ROOM NUMBER
	FR. DONNELLY	
	STORAGE - CBPL	

183